image
not
available

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Digitized by Google

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

DIVINITY SCHOOL LIBRARY. HARVARD UNIVERSITY

Siebenzehnter Band. Erstes Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

historischen Christus Jahrhunderte vor ihm Etwas zu wissen, oder an ihn zu glauben nicht im Stande war. Ein solcher Theolog will also der Verf. schon seiner bloßen Aufgabe nach nicht seyn, und wenn man jene Ueberzeugung als ein sicheres Merkmal davon ansehen darf, daß deren Inhaber Positives und Supernaturales für das Christenthum annehme und daß die entgegengesetzte Annahme ein Zeichen des christlichen Rationalismus ist, so hat derselbe durch seine Aufgabe sich ebenfalls zu dieser lieberalern Ansicht des Christenthums bekannt. Aber auch so behielt die Lösung dieser Aufgabe immer noch große Schwierigkeit; und vielleicht weit größere, als er sich selbst vorgestellt haben mag. Sie hat's, um dieß zuerst zu erwähnen, mit einem Doppelten zu thun, indem sie Theils der Person, Theils dem Werke Plato's oder seiner Philosophie, gewidmet ist. Das Letztere kennen wir aus den vielen für echt geltenden Schriften dieses Philosophen noch hinlänglich, um darüber, ob und in wieweit es für christlich zu halten sei, sicher urtheilen zu können. Weit weniger aber kennen wir zu diesem Zwecke die Person seines Urhebers. Denn obschon es uns an glaubwürdigen Nachrichten von Plato's Leben keineswegs fehlt, so reichen diese doch nicht aus, dasselbe mit dem uns wohlbekannten Leben Jesu Christi auf genügende Weise in Vergleich zu stellen. Man wird sich also hier für die Beurtheilung der Person hauptsächlich an das Werk halten müssen, in der freilich mehr menschenliebenden, als gründlich erweisbaren Voraussetzung: Wie die Philosophie, so war der Philosoph! Allem Anscheine nach (s. z. B. S. 152) hat der Verf. so gedacht und auf diese Art minderte oder verlor sich vielmehr die erste Schwierigkeit seiner in ihrer Doppeltheit liegenden Aufgabe, und wir haben demnach im gegenwärtigen Buche nicht sowohl eine Parallelisirung Plato's mit Jesu Christo, als vielmehr nur eine Parallelisirung des Platonismus mit dem Christenthume. Fragen wir aber hier wieder zuerst nach dem allgemeinen

meinen Verhältnisse der beiden letztern zu einander, so ist unleugbar das Christenthum religiöses Institut, der Platonismus aber System der Philosophie; mit welchem Rechte sollen also beide zu einander in Parallele stehen? Wollte man sagen: Plato hat eine Schule, Jesus eine Kirche gestiftet und so ist der Platonismus ebensowohl, wie das Christenthum, ein Institut: so ist leicht einzusehen, daß dieß eine mehr nominale, als reale Parallele beider Welterscheinungen seyn würde, bei welcher immer noch nicht bloß wesentliche Verschiedenheit, sondern sogar Gegensatz und Widerspiel beider schon im Allgemeinen Statt finden könnte. Wir wollen jetzt nur das Einzige erwähnen, daß eine Schule, wie die platonische, nur Jünger der Philosophie zu Mitgliedern hat und haben soll, eine Kirche hingegen Menschen von jeder Stufe der religiösen Fähigkeit und Fertigkeit. Indeß kann ja freilich auch der erklärteste Philosoph durch seine Schüler auf das Volk wirken und so den Zweck der Kirche, Bildung des geistigen Lebens überhaupt vermittelst der Religion, befördern wollen. Geben wir aber auch dieß von Plato's Schule namentlich zu, so müssen wir doch behaupten, daß Jesus Christus, so wie in Absicht auf die Person weit eher mit Sokrates als mit Plato, so in Absicht auf das Werk und zugleich die Person, eher mit Pythagoras, als mit ebendemselben Plato, in angemessener Parallele erscheint. Beide also, Platonismus und Christenthum, von welchen hier zunächst und vornehmlich zu handeln ist, werden sich also in sofern wohl mit einander vergleichen lassen, als beide Lehre enthalten, indem die Kirche, um nicht bloße Cultusanstalt zu seyn, derselben eben so wenig, als eine philosophische Schule, entbehren kann und in sofern beider Lehre religiösen Inhalts ist. Weit schwieriger aber, als durch das bisher Bemerkte, ja wohl am Schwierigsten wird die Lösung der Aufgabe des vorliegenden Buchs durch die dabei unerläßliche nähere Bestimmung deßjenigen Verhältnisses, in welchem nun

nun insbesondere die platonische Religionslehre zur christlichen stehe. Es gehört dazu vor allen Dingen eine möglichst genaue und vollständige Erkenntniß der beiden bezeichneten Lehrganzen und es wird schon schwer halten, sich diese sicher zu erwerben. Eine Theologie des Plato bietet zwar die Gelehrtenwelt mit ziemlicher Zuverlässigkeit dar, z. B. in den bekannten Bearbeitungen dieses Gegenstandes von Tennemann. Aber was sollen wir, so wie die christlich-theologischen Sachen jetzt stehen, für die wahrhaft christliche Religionslehre halten? Dort hat man es, um das Rechte zu finden, mit dem Einen Plato zu thun; hier mit den vielen und mannigfaltigen Schriftstellern, deren Nachlaß in der neutestamentlichen Bibel gesammelt ist. Dürfen wir sonder alles Zaudern und Bedenken volle Einheit im Glauben und Lehren bei ihnen annehmen? Ohne aber dieß sehr hoch in Anschlag zu bringen, wird man doch auf jeden Fall gerechte Ursache haben, ein apostolisches Christenthum überhaupt von der Religionslehre Jesu Christi selbst zu unterscheiden. Ist denn aber Theils dieser Unterschied, Theils der Jesu mit seinen unmittelbaren Schülern gemeinsame Religionsbegriff und hiermit das, was man eigentlich christliche Lehre nennen solle, schon völlig sicher aufgefunden? Es begreift sich überdieß leicht, daß man bei solcher Untersuchung nicht bloß und lediglich historisch verfahren könne. Denn wo von einer namentlichen Religionslehre die Rede ist, da bringt einerseits Jeder, der dieselbe ausfindig zu machen sucht, schon im Voraus eine allgemeine Vorstellung von diesem alle Menschen interessirenden Gegenstande zu seinem Geschäffte mit, welche dann, auf die Führung desselben einen fast unvermeidlichen Einfluß hat und andererseits bedarf es sogar unerläßlich der Idee von Religion, um nur bestimmen zu können, was in dem Vortrage des Einzelnen darüber wirklich zur Religion gehöre oder nicht, wenn nicht derselbe ohne alle Ausnahme von religiösem Inhalte ist. Wie verschieden aber ist jene Vorstellung in den

Indi-

Individuen, wie wenig diese Idee von Jeher und vornehmlich zu unserer Zeit, von Allen nur gekannt, geschweige denn anerkannt! Wäre nun aber auch diese größte aller Schwierigkeiten in gegenwärtigem Untersuchungsfalle überwunden und wüßte man endlich, was in Absicht auf religiöses Denken und Gesinntseyn christlich sei, mit hinlänglicher Sicherheit, um mit dem Christenthume ein nichtchristliches Lehrganzes vergleichen zu können: so würde doch zu dieser Vergleichung selbst, wenn sie völlig gelingen soll, immer noch die größte Besonnenheit und Gemüthsruhe erfordert, damit man nicht den dazu erwählten Gegenstand mit Vorliebe und Parteilichkeit in Beziehung auf seine Christlichkeit beurtheile und behandle. Angenommen insonderheit, daß in der Sache der Religion christlich und vernünftig Einerlei bedeute: sollte sich dann nicht bei mehrern, ja vielmehr wohl bei allen Philosophen des vorchristlichen Alterthums etwas Christliches antreffen lassen? Desto vorsichtiger und uneingenommener würde man seyn müssen, wenn von dem Christlichen eines Einzelnen unter ihnen, namentlich auch des Plato und seiner Philosophie, die Rede ist. Dem zu Folge war es gewiß eine höchst schwierige Aufgabe, deren Lösung den Verf. dieses Buches beschäfftigte.

Wie hat er sie nun wirklich zu lösen versucht? Dieß erhellt schon einiger Maßen aus dem Plane seines Buchs, mit welchem wir unsere Leser zuvörderst bekannt machen wollen. Der ganze Inhalt desselben, welchem eine Vorrede vorangeht, in der mancherlei mögliche Mißverständnisse und ungünstige Beurtheilungen dieser Schrift beseitigt werden sollen, zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, wovon die erste „die empirische Auffassung des Gegenstandes," die zweite „die genetisch entwickelnde Darstellung" desselben enthält. Beiden sind dann zahl- und umfangreiche Anmerkungen beigefügt, welche die nöthigen Citate befassen und mehr, als der Text, für den Fachgelehrten bestimmt sind. Das Ganze wird endlich mit einem An-

Anhange beschlossen, welcher eine freie Uebersetzung einiger im Buche angeführten platonischen Stellen liefert. Die erste jener Abtheilungen, von S. 1 bis S. 75 reichend, hat nur zwei Capitel, von denen das eine (S. 1—20), wie zum Ganzen einleitend, geschichtlich nachweiset, daß etwas Christliches im Plato von Jeher anerkannt worden sei; das andere (S. 21 bis 74) führt „christlich klingende Stellen und Lehren in Plato's Schriften" nach einer gewissen Sachordnung auf und beantwortet daneben noch manche, diese Schriften und deren Urheber betreffende, historische Fragen. Die zweite, weit stärkere besteht aus sieben Capiteln, welche aber nicht alle ihrer allgemeinen Ueberschrift ganz angemessen erscheinen. Denn das erste (S. 76—122) hat es mit „Wegräumung falscher Ansichten und Urtheile über Plato" und daher besonders mit einer Untersuchung über „das Verhältniß Plato's zu den Neuplatonikern und zu Aristoteles" zu thun. Das zweite (123—151) gibt „Andeutungen zu einer lebendigen Wahrnehmung der Größe Plato's," und das dritte (S. 152—177) betrachtet überhaupt „die alte griechische Philosophie in ihren Hauptformen und in ihrer Stellung zum Leben." Dann aber werden im vierten (178—222) „die Grundzüge der platonischen Philosophie und Weltanschauung" ausdrücklich bestimmt und beschrieben, im fünften (S. 223—290) „der Begriff des Christlichen überhaupt" vestgesetzt, im sechsten dasjenige nachgewiesen, „was nunmehr als das Christliche im Plato und in seiner Philosophie klar hervortritt." Das siebente und letzte hingegen bietet unerwarteterweise, wie in einer „Schlußbetrachtung," noch eine Aufstellung des „Nichtchristlichen und (sogar) Unchristlichen im Plato" auf vollen 21 Seiten dar.

Der überaus große Reichthum des nach diesem Plane vom Verf. Vorgetragenen, wovon ohnedieß bei Weitem nicht Alles zum wesentlichen Inhalte des Buchs gehört, sondern zu dem

dem ganz Ueberflüssigen gerechnet werden muß, verbietet uns, eine umständliche Beleuchtung dessen zu geben, was in jedem der namhaft gemachten neun Capitel sich vorfindet und es wird daher diese Anzeige sich billig darauf beschränken, daß wir angeben, wie und wodurch nach des Verfs. Meinung der Platonismus zum Christenthume sich so verhalte, daß man mit Recht vom Christlichen im Plato und dessen Philosophie sprechen könne, und daß wir dann unser unmaßgebliches Urtheil darüber fällen, ob jene Meinung des Verfs. durch seine Abhandlung ausreichend begründet sei. Wir werden uns also vorzugsweise mit dem zweiten Capitel der ersten Hauptabtheilung und mit dem vierten, fünften und sechsten der zweiten zu beschäfftigen haben; das erste von allen, da es bloße Einleitung zu den übrigen ist, werden wir ganz unbeachtet lassen dürfen.

An mehr oder weniger speciösen Stellen und Lehren Plato's, welche Aehnlichkeit mit christlichen, d. i. neutestamentlichen haben, ist, zu Folge des zweiten Capitels des ersten Haupttheils, eher Ueberfluß als Mangel vorhanden. „Was die platonische Theologie betrifft," spricht der Verf. S. 38: „so steht sie der christlichen in den Lehrsätzen von Gottes Daseyn, Wesen, Namen, Eigenschaften und Werken meisten Theils auffallend nahe; in dem ethischen Theile seiner philosophischen Ansichten tritt die Gleichartigkeit mit den christlichen, hinsichtlich der Lehren vom Wesen und Werthe der Seele, von der Natur und Wirksamkeit der Sünde, vom Adel und (überhaupt) von der Beschaffenheit der Tugend, von der Fortdauer und Vergeltung nach dem Tode, nicht selten überraschend hervor." Dieß ist gleichsam das Thema, worüber sich, bis zu S. 68, sein Vortrag erläuternd und bestätigend verbreitet. Doch ist dabei zu erinnern, daß der Verf. hier zuweilen (s. z. B. S. 58) das Epitheton christlich für synonym mit biblisch nimmt, daß mehreres aus Plato Angeführte (z. B. der Ausdruck

druck „Vater" von Gotte gebraucht) nur einen christlichen Klang hat, ohne darum dem Geiste und Inhalte nach rein christlich zu seyn und daß sich Vieles von gleicher Art und Beschaffenheit, wie diese Aussprüche Plato's, auch in allerlei andern altheidnischen, vornehmlich philosophischen, Schriftwerken (z. B. in dem vom Verf. selbst genannten Seneca) vorfindet, mithin jenes Platonische nicht als ausschließliche Eigenthümlichkeit im Vergleiche mit dem Christenthume betrachtet werden kann. Uebrigens schlägt der Verf. (S. 73) den Werth dieser ganzen Sammlung von platonischen Parallelen selbst so gering an, daß man in ihnen wenigstens ein Vorspiel seiner nachherigen ernstern und entschiedenen Vergleichung des Platonismus mit dem Christenthume anerkennt. Einen besondern Theil dieses Capitels hat er, von S. 68 an, Aehnlichkeiten gewidmet, welche durch einige historische Umstände gebildet werden. Wenn er aber dahin rechnet, daß dem Plato eine unmittelbar himmlische Abkunft zukomme, welche der Menschwerdung Jesu Christi ähnle, so möchten wir wohl fragen: Was geht dieses das Christenthum und den Platonismus an, da es nur deren Urheber betrifft und nicht einmal von diesen selbst, sondern nur als Apotheose derselben von ihren Verehrern herrührt? Eher kann die Zusammenstellung der Widersacher dieser beiden Wahrheits- und Religionslehrer, die der Sophisten und pharisäischen Schriftgelehrten, für zweckmäßig gelten, da diese auf die Gestaltung der platonischen Philosophie und des Evangeliums unvermeidlich Einfluß hatten.

Das bei Weitem Wichtigere der Schrift ist der zweite Haupttheil derselben, zu dessen näherer Betrachtung wir jetzt übergehen. Aber auch hier wird, wie schon bemerkt, unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich nur auf diejenigen Capitel gerichtet seyn, welche mit der „genetisch entwickelnden Darstellung des Christlichen im Plato und im Platonismus," in der nächsten Verbindung stehen. Denn auch in dieser Abtheilung

des

des Buchs machen die drei ersten Capitel eine Art von besonderer Einleitung zu den darauf noch folgenden aus; und wir wollen daher aus jenen nur das Bedeutendste hervorheben und prüfen.

Im ersten, welches „die falschen Ansichten und Urtheile über Plato hinwegräumen" soll, sagt der Verf. sehr richtig: Die Neuplatoniker haben dem Plato als Freunde, Aristoteles hat ihm als Feind geschadet; was in Ansehung der Erstern S. 100—107, in Rücksicht des Letztern S. 107—123 näher auseinandergesetzt wird. Der Antagonismus des Stagiriten gegen seinen Lehrer gibt ihm hier Gelegenheit, sich weitläuftig darüber auszusprechen, daß, nach S. 112, „ein jeglicher Geist nur dasjenige verstehen könne im umfassendsten Sinne des Worts, was er organisch (originell?) in sich zu produciren oder zu reproduciren im Stande sei; hierin kann ihm Rec. aber nicht beistimmen. Denn wenn es nicht überhaupt möglich wäre, sich in eines fremden Schriftstellers Geist zu versetzen und so in Absicht auf das von ihm Vorgetragene gleichsam er selbst zu werden, so würde es auch keine allgemein erlern- und anwendbare Auslegungskunst geben. Der Verf. geht aber noch weiter, indem er ebendaselbst behauptet: „Aristoteles durfte nicht ein platonisirender Denker werden wollen; er würde sich, wenn er es gewollt hätte, an sich selbst und am Geiste der Geschichte versündigt haben." Heißt das nicht, dem Menschen seine Freiheit in der Selbstbildung rauben und die Geschichte zu einer despotischen Entwickelerin der Menschheit machen? Recn. lautet solche Rede wie ein Anklang der von ihren Liebhabern so benannten „neuern" Philosophie, die durchweg fatalistisch ist und doch zugleich religiös seyn soll. In so schönen Antithesen daher der Verf. S. 115 ff. davon sprechen mag, daß Plato und Aristoteles die Weisheitswissenschaft von einer bestimmten Seite, Jener nach Ideeen, Dieser nach Begriffen bearbeiten mußte, wenn sie durch sie gefördert werden

werden sollte: so darf denn doch die Einseitigkeit Beider nicht als Sache des Schicksals angesehen werden, und selbst des Apostels Ausspruch, mit welchem der Verf. hier seine lange episodische Betrachtung schließt: „Diener sind sie, wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat," ist nur in sofern wahr, als derselbe von pharisäischer Weltansicht frei ist. — Das zweite Cap. dieser Hauptabtheilung steht in seinen „Andeutungen der Größe Plato's" dem Zwecke des Buchs zwar schon Etwas näher, als das erste, kann aber nach dem eigenen Geständnisse des Verfs. nur eine Skizze von dem, was zur vollständigen Erkenntniß seines Gegenstandes gehört, genannt werden. Denn um Plato's eigenthümliche Geisteserhabenheit und Verdienst, was Beides seine „Größe" in sich faßt, gebührend darzustellen, dazu würde, nach den S. 124 in der Anmerk. aufgezählten Puncten zu urtheilen, für sich allein schon ein stärkeres Buch, als das gegenwärtige, erfordert werden. Der Verf. rühmt an Plato seinen sittlichen Ernst und sein hohes Schriftstellertalent, dessen er sich durchgängig zur Geltendmachung der reinsten und heiligsten Wahrheiten bedient habe. Er spricht S. 137: „Was die Schönheit seines Styls so wichtig und bildsam macht, liegt hauptsächlich darin, daß er (der Styl) als die lebendige Realisirung einer großartigen philosophischen Idee und Forderung erscheint." Kurz, das ganze Räsonnement des Verfs. ist hier eine begeisterte Lobrede auf Plato's sich immer gleiche Begeisterung; und dabei gibt er gelegentlich den minder durchgebildeten philosophischen Schriftstellern unserer Zeit, vielleicht sogar (S. 140) sich selbst, eine recht heilsame Lection. Merkwürdig ist es dabei, daß er dem Plato, dessen Freiseyn von aller Selbst- und insonderheit Ruhmsucht in der Erzeugung seiner Werke gepriesen wird, doch (S. 151) zutraut, sein Parmenides habe, etwa dem Aristoteles gegenüber, „ein Meisterstück im abstracten dialektischen Verfahren ausdrücklich seyn sollen." Bei dem Allen will er indeß zuletzt,

(S. 152)

Digitized by Google

(S. 152) seinem „Enthusiasmus für ihn nie gestatten, ihn mit den wackeren Alten einen Gott und göttlich zu nennen." — Immer noch nur vorbereitend zum wesentlichen Inhalte des Buchs beschreibt das nächstfolgende dritte Cap. „die alte griechische Philosophie (überhaupt) in ihren Hauptformen und in ihrer Stellung zum Leben." Der Verf. glaubte dieses hier noch voraus schicken zu müssen, weil Plato's Philosophie, durch welche dieser selbst repräsentirt ist, nicht bloß und allein sein Werk, sondern auch ein Erzeugniß der Verhältnisse war, in welchen die ihm gleichzeitigen Philosophen gegen einander standen. Am Wichtigsten ist dabei die Bemerkung, daß der Platonismus, vom Pythagoraismus und Sokratismus ausgegangen und vorgebildet, durch seines Urhebers Individualität nur seine eigenthümliche systematische Gestalt bekam; und eben darum wird derselbe von dem Verf. zu hoch geehrt, wenn er ihn, mit Zurücksetzung seiner nächsten Quellen, vornehmlich des Sokratismus, der, obgleich nicht ein Schulsystem, doch offenbar die Epoche seiner Zeit hervorgebracht hat, für „die dritte und bedeutendste Hauptentwickelungsform der griechischen Philosophie" erklärt. Unter der in der Ueberschrift genannten „Stellung zum Leben" versteht der Verf. den Vorzug der alten Philosophie vor der „modernen," mehr der Praxis, als dem Erkennen und Wissen gewidmet zu seyn, wobei er aber freilich die letztere, als die neuere überhaupt, nur demgemäß, was vermöge der neuesten, nach einander Mode gewordenen Systeme dafür gilt, sogar mit einer gewissen Vorliebe für Hegel, ziemlich einseitig und parteiisch taxirt. Am Ende (S. 172 ff.) gesteht er aber selbst, daß jene „Stellung" ganz vorzüglich durch Sokrates bewirkt wurde."

Endlich beginnt der Verf. sein eigentliches Vorhaben dadurch, daß er zuvörderst im vierten Capitel die „Grundzüge der platonischen Philosophie und Weltanschauung" seinem Leser,

ser, wie er spricht, als ein lebendiges Ganzes vor Augen bringt. Indeß soll auch hier nicht ein System des Plato, für welches nach S. 208 eine allgemeingiltige Darstellung gar nicht möglich seyn soll, sondern nur eine solche Abbildung des Platonismus von Seiten seiner nächsten Verwandtschaft mit dem Christenthume gegeben werden, welche am Meisten Eindruck auf den Leser machen könne. Die Beweisstellen für deren Richtigkeit sind sogleich vorn an in einer einzigen langen Anmerkung zusammengedrängt. Wir werden uns, um unsere Recension nicht zu weit auszudehnen, damit genügen lassen, daß wir das dem Verf. Eigenthümliche jener seiner Abbildung kenntlich machen, dann aber die ebenfalls von ihm hervorgehobenen Hauptzüge derselben in möglichster Kürze mittheilen. „Denken," so hebt er dieses Cap. an, „ist, nach Plato's Ausspruche, ein Fragen," und der Philosoph insbesondere fragt nach dem, was ist, nach dem Seyn und nach dem Seienden und wird, wenn er das Seyn erfaßt hat, sich befriedigt fühlen. Denn er urtheilt, daß das Denken selbst nicht wesentlich von dem Seyn, wonach es fragte, verschieden seyn könne. „Das Denken muß vielmehr," (S. 180) „seinem innersten Wesen nach dem Seyn gleichen und beide müssen irgendwo in einander auf- und übergehen, oder mit einander Eins seyn." Wer möchte hierin eine gerechte und reine Grundlage zu einem Systeme des Platonismus erkennen? Vom Seyn als dem höchsten Gegenstande der Philosophie ging Plato allerdings aus, und eben dadurch hat sein ganzes Lehrgebäude eine entschieden und durchgängig theoretischen Charakter erhalten. Aber daß Seyn mit Denken einerlei sei, das hat er nirgends behauptet. Es hat dieß aber auch der Verf. mit Nichts nachgewiesen und darum finden wir in dem identistischen Theile jener Grundlage etwas nur ihm Eigenthümliches bei der von ihm versuchten lebendigen Darstellung der platonischen Philosophie. Den Uebergang vom Identismus zum

Plato-

Digitized by Google

Platonismus bildet sich der Verf. (S. 181) durch den Satz: „Das relative Ergriffenhaben des Seyns fällt dem Denken als eine Erkenntniß oder als ein Wissen anheim.“ In der That steht das Wissen des Seyns, wie schon bemerkt, bei Plato oben an; wer aber vom Seyn nur weiß, hat doch darum das Seyn selbst weder relativ, noch gar absolut, ergriffen; so wie man z. B. wissen kann, was gut ist, ohne darum auch gut zu seyn. Endlich führt uns der Verf. durch den Gedanken: „Das bestimmte Seiende (das unbestimmte ist ihm das Werden, über welches er sogleich vorher auf moderne Weise speculirt hatte) sind die Ideen,“ mitten in den Platonismus ein. Denn nach Plato gibt es, wie hier nun weiter richtig gelehrt wird, eine ideale und eine Erscheinungs-Welt als wesentlichen Gegensatz und das Band für beide, innigst zusammengehörige Welten knüpft Gott, als „die höhere Einheit“ von beiden, welche zugleich zu beiden „Ursache und Bedingung“ ist, und endlich (S. 185) „höher, als bis zu diesem Puncte, oder bis zur Erkenntniß des voraussetzungslosen und allursächlichen Seyns kann sich das Denken“ (vermuthlich so lange es noch nicht zum Seyn selbst geworden ist?) „nicht erheben.“ Das Gute aber ist bei Plato, wie denn weiter gezeigt wird, auch „der letzte und höchste Grund des Seyns;“ dennoch ist diese Idee nicht einerlei mit Gotte, sondern „spricht nur dasjenige am Vollkommensten aus, was Gotte allein Seyn und Werden ist, das Vaterwesen und Wirken Gottes.“ In dieser Verhältnißbestimmung liegt allerdings Charakteristisches für den Platonismus; was sich auch hier bald darauf bestätigt findet, indem der Verf. weiter spricht: „Dorthin“ (nämlich auf Gott als „des Wahren und Guten Fülle“) „muß das Denken gerichtet seyn, dorthin muß der Mensch blicken und streben, wenn er das Wahre erkennen und des Guten theilhaftig werden will.“ Denn daraus erhellet, daß und wie nach Plato die Wissenschaft der Philosophie mit dem rechten Leben unzertrennlich zusammen-

sammenhängt. Hieran schließt sich dann leicht die platonis
Vorstellung vom subjectiv Guten, daß es im Streben n
Gottähnlichkeit bestehe, so wie die vom Bösen als der Entf
nung von Gotte und dem Göttlichen, und hiermit zugle
vom Wahren und Seienden; wobei auch dieß (S. 187) f
echt platonisch gelten mag, daß wie im Menschen Gutes u
Böses einander entgegengesetzt sind, so ebenfalls „im groß
Weltleben (des Universums) entgegengesetzte Bewegungen,
Umwälzungen entstehen können, je nachdem die Eigenkraft d
Welt, oder die Gotteskraft des Seienden in ihr, d. i. in ihr
Seele, das momentane Uebergewicht bekommt." So charakt
ristisch dieses Alles ist, so ist es nicht minder das damit Ve
bundene, daß nach Plato's Theorie „Irrthum und Sün
aus ebenderselben Möglichkeit entspringen," jene aus dem fi
den Menschen natürlichen „Scheine des Wahren," diese au
dem gleichartigen „Scheine des Guten;" wodurch Beides o
fenbar für etwas eben so Begreifliches, als Ueberwindliche
erklärt ist. Aber auch nicht nur im Erdenleben dauert diese
menschliche Seelenzustand des Schwankens zwischen Gutem un
Bösem, zwischen Wahrheit und Irrthume, immerfort, sonder
auch nach dem Ende desselben, indem (S. 189) „das Seyn
der Seele durch Nichts gestört werden, also auch im Tode nich
untergehen kann, weil überhaupt nichts Seiendes ein Nicht
seyn oder werden kann." Das mag für unsere Recension
genügen; denn das noch vorkommende Uebrige enthält nur ein
weitere Exposition dieses kurzen Inbegriffs der platonischen
Philosophie. Erwähnen müssen wir aber noch einen Excurs
(S. 208—222) über den Sinn, den die drei Wörter: Wis-
senschaft, Gutes und Idee, bei Plato haben, zur Erläuterung
dessen, daß die Sprache dieses originalen Schriftstellers entwe-
der oft falsch, oder doch nicht richtig und genau genug verstan-
den werde. Dem Plato ist, nach dem Verf. S. 212, die
Wissenschaft nur Eine ihrem Wesen nach und zwar „die
volle

alle unverkümmerte Gegenwart alles Dessen, was allein wahrhaft ist, im Bewußtseyn;" dem gemäß er auch „die Hinführung des Edelsten im Geiste zum Schauen des Vorzüglichsten in den Dingen" zum Zwecke der Philosophie setzt. Sein Gutes ferner steht über dem menschlichen, dem moralischen, welches noch einen Gegensatz an dem Bösen hat; nach dem Verf. so viel, als „das ewig kräftige und ewig wirkende Seyn der Gottheit," welches so wenig ein „Gegenüber" hat, daß, „wenn man eine Art vom Gegentheile desselben aufsuchen und namhaft machen wollte, man das, was bei Menschen das Gute heißt, eben so sehr, wie das Böse, als solches bezeichnen könnte." Was endlich die platonischen Ideeen anbetrifft, so wagte der Verf. eine Begriffsbestimmung derselben gar nicht; woran er auch sehr wohl that. Denn aus seinem Sprechen darüber (S. 216—222) ergibt sich, daß nach seiner, wie Rec. glaubt, richtigen Ansicht Plato damit dasjenige Unaussprechliche bezeichnete, was wir das Ding an sich nennen, welches bloß negativ vom Menschen gedacht werden kann. Man sieht aus allen diesen Bemerkungen, auf welch' einer schwindelnden Höhe Plato's Philosophie stand. Sie war ihm Streben des Menschen nach der das Seyn betreffenden Wahrheit, wie sie in Gott ist und also wirklich, was der Verf. S. 200 Anmerk. 1. an ihr gern rühmen möchte, „nicht transcendental," aber leider transcendent. Derselbe sagt indessen S. 208 in der Anmerkung gleichfalls: „Es ist, genau zugesehn, gar nicht zu verkennen, daß die Physik bei Plato die Basis sowohl, wie die Kuppel und Krone seiner Philosophie ist und er hat es auch nicht an Andeutungen fehlen lassen, daß die Dialektik in der Philosophie nur die Reproduction der Dialektik im Naturleben und daß Tugend, Seele und Staat nur Nachbilder jenes harmonischen kosmischen Systems von Kräften und Wirkungen seien, welches der größte und älteste aller philosophirenden Geister, nämlich Gott, gebildet habe."

Wie soll sich aber eine solche Art von Philosophie Jesu Christi Evangelium freundschaftlich verhalten? —

Das nächstfolgende fünfte Capitel gibt nun „die Begri bestimmung des Christlichen überhaupt.“ Auch hier holt Verf. wieder weit aus und geht im Ganzen genommen sei Weg in absonderlicher Weise; wir müssen uns daher auch i der möglichsten Kürze befleißigen. Der Satz, welchem er du eine S. 220 beginnende und erst S. 271 endende Vorbe tung zusteuert, steht S. 272 in den Worten da: „das Chr liche ist das Heilskräftige!“ Nach einer kurzen Erkläru über den Ausdruck das Christliche, daß nämlich darun „das eigentliche Element und Princip des Christenthums“ verstehen sei, (wobei man nur eine genaue Angabe dessen, w Christenthum heiße, völlig vermißt,) leitet er dazu verm telst der folgenden Hauptgedanken ein. Das Christenthum g hört mit dem Leben des Menschen innigst und kräftigst so z sammen, daß dieses Leben ein christliches wird, wo es de Einfluß desselben mit herzlichem Verlangen in sich aufnimm Es gibt auch ein Naturleben, in welchem Kraft und Wohlg fühl wohnt. Vom Menschenleben könnte und sollte durchau dasselbe gelten; aber dieses „enthüllt der aufmerksamen Be trachtung noch eine ganz andere Seite, als die der heiter Liebenswürdigkeit.“ Hierauf folgt eine starke Declamatio über das Elende, Häßliche und Schauderhafte des menschliche Lebens (S. 232 und 237). „So gewiß,“ heißt es dann S. 240, „als das Naturleben das wirklich ist, was es seyn will und soll, so gewiß ist es das Menschenleben auf seiner rein (?) natürlichen Entwickelungsstufe nicht.“ Es ist aber, fährt der Verf. auf der nächsten Seite fort, „das Bewußtseyn (nämlich als Selbstbewußtseyn), in welchem das Naturleben zum wahren Menschenleben aufblüht,“ und noch bestimmter: „Durch welches sich die Individualität zur Persönlichkeit erhebt,“ womit nach ihm zugleich unter Anderem das

Ge-

Digitized by Google

wissen gegeben ist. Daher ist das Elend des Menschen um größer und wiefern derselbe sich des Uebels schuldig fühlt, zum Theil von ganz anderer Art, als das des bloßen Naturgebrechens, zugleich ist aber auch das Leben des Menschen voll Sehnsucht nach einem Bessern, nach wahrem Glücke und Heile. Aber auch „gerade an seinem Schuldgefühle hängt die einzige Hoffnung und Möglichkeit seiner Genesung; denn fühlt er sich schuldig, so fühlt er sich auch fähig, anders seyn zu können, als er ist.“ Und nicht nur das Beispiel Einzelner, sondern die Menschheitgeschichte bezeugt jene Sehnsucht, was der Verf. abermals (S. 249—252) sehr declamatorisch ausführt. Das Unheil also, welches gehoben werden soll, besteht in dem Gefühle der Sündenschuld und der Schwäche, sich selbst helfen zu können; das Heil dagegen, zuerst negativ (S. 253) in „der Befreiung von allem Verderblichen und Verkümmernden,“ dann positiv in „der Fülle der Tüchtigkeit und Frische.“ „Woher,“ fragt nun der Verf., „soll dem Leben Hilfe kommen? Wer soll ihm Heiland seyn?“ Und darauf wird (bis S. 261) zuvörderst durch die Verneinungen geantwortet: Nicht die Natur; nicht die Kunst; nicht die „wegen ihrer abstracten Wissenschaftlichkeit,“ dem concreten Leben nicht anzupassende und auf dasselbe „nicht unmittelbar wirkende“ Philosophie, nicht die Cultur (Civilisation); nicht die „bloß die äußerliche nicht aber die innere Uebereinstimmung mit dem Gebote hervorbringende, nur Gehorsam fordernde, nicht im Herzen wirkende“ Moral; nicht die Staatspolicei. Das Unheil des menschlichen Lebens heißt es dann (S. 261) weiter, ist am Stärksten auf seiner religiösen Seite anzutreffen; und (S. 262) „liegt diese augenscheinlich nicht nach der Welt, sondern nach jener Seite (die Seite nach der Seite?) zu, wo das Gebet Gott sucht, so kann auch ihr Heil nicht diesseitigen Ursprungs seyn, sondern es muß von Jenseits, von Gotte kommen.“ Gleich darauf setzt

der Verf. hinzu: „Ja, die lebendige Gottesliebe, (soll wo heißen, die Liebe Gottes zu den Menschen,) ist (wodurch als das allein Heilende angezeigt, nicht Anderes;" bemer hernach, daß „wir in der Geschichte der Menschheit ein (gewi ses einziges) lichtes, ausgezeichnetes Lebensbild sehen," ur tritt nun, nach solcher Vorbereitung ohne Weiteres auf d Frage, woher das Heil kommen solle, mit der apodiktisch Antwort hervor: „Aus dem Christusleben!" Auch hie obschon bei Etwas mehr Wahrheit, sehr viel leere Declam tion. Auf einen Augenblick staucht sich gleichsam der Fluß d dichterisch prosaischen Rede bei dem, wie gelegentlich entgeger tretenden Begriffe des „Reichs Gottes," um, wie es schein in einer langen Anmerk. zu S. 270 u. 271, dessen Unzu länglichkeit zu dem vorhabenden Zwecke des Verfs. zu be weisen. Jetzt aber (S. 272) spricht er endlich: „Fassen wi das Christenthum, d. h. die welthistorische Lebens form, deren Kern, Gehalt und Seele das Christus leben ist, als die himmlische Heilandskraft im ir dischen Menschenleben, so haben wir hiermit zugleich auch den Begriff des Christlichen gefaßt und gefunden" (nämlich daß das Christliche, wie bereits angeführt wurde, „das Heilskräftige" sei) und sucht dann zunächst die Richtigkeit dieses Urtheils durch Bibelzeugnisse, durch die höchste Wichtigkeit des Begriffes vom Heilskräftigen für die biblische Theologie und durch den Gedanken, daß die Ansicht vom Men schenleben als einem Heilsbedürftigen die einzig echte sei, zwei fellos darzuthun. Von dem Vielen, was hier weiterhin vor kommt, zeichnen wir nur noch folgendes Wenige aus. Der Glaube ist „der alleinige Grund aller wahren Genesung und Seligkeit" von Seiten des Menschen, von Seiten Gottes die Liebe, deren Werk das der Erlösung und Versöhnung, welche letztere als „die Wiedereinführung des Lebens in Gottes Liebe die Spitze aller wahren Religion und Frömmigkeit, und

somit

mit auch der Gipfel vom Heilwerke des Erlösers" ist. Gott hat zwar auch sonst noch für das Heil der Menschen gewirkt, aber im Christenthume auf eine andere ganz eigenthümliche Weise. „Die Sünde hat Leben und Geschichte;" darum mußte ihr ein sündloses und sündentilgendes geschichtliches Leben in Jesu Christo entgegentreten, um sie zu besiegen, und „das Thatenleben des Erlösers wird im reichsten Sinne des Worts zum vollbrachten Erlösungswerke durch die That seines Todes." Auch der heilige Geist wird vom Verf. nicht gänzlich vergessen. Denn „das Werk athmet den Geist aus, der es schuf," den Geist, welcher unter Anderem „im fleischlichen Menschenleben die geistliche Wiedergeburt bewirkt." Wenn aber, dieß hier zum Beschlusse, das Christliche seinem Wesen nach als das Heilskräftige zu bezeichnen ist, so muß ihm gegenüber das Jüdische das Heilerwartende, das Heidnische das Heilersinnende genannt werden, und zwar das Heidnische" vom groben Fetischismus an durch alle heidnische Symbolik, Plastik und Liturgik hindurch bis in die Aetherregionen — des geistigen Götzendienstes hinauf, in denen statt des Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat, der Gedankengott angebetet wird, den der Geist sich selbst aus Ideenduust webt und bildet."

Das sechste Capitel führt die Ueberschrift: „Was nunmehr als das Christliche im Plato und (in) seiner Philosophie klar hervortritt." Hierdurch wird unleugbar bezeugt, daß durch alle in der ersten und zweiten Hauptabtheilung vorausgegangenen Capp. der eigentliche Gegenstand des ganzen Buchs nur hat vorbereitet werden sollen. „Heil," spricht hier der Verf. bald Anfangs, „oder Erlösung und Gottseligkeit des Menschenlebens ist das erhabene Werk und Ziel des Christenthums, und dieses Heil ist auch unverkennbar der begeisternde Hauptgedanke und Endzweck der platonischen Philosophie." Das Bestimmtere aber

folgt

folgt sogleich in den Worten: „Das Christliche im Plato und Platonismus stellt sich im Begriffe des Heilbezweckenden her aus;" und daß wirklich bei Plato oft und viel die Wörte σωτήρ, σωτηρία, σώζειν „im ethischen Sinne" vorkommen, wird sofort in der hier beigefügten Anmerk. angezeigt Aus der Abhandlung selbst soll sich deutlich ergeben, sowohl „daß jener Begriff (des Heilbezweckenden) alles in religiöser Hinsicht dem Platonismus Wesentliche enthalte, als auch, daß dieses Alles in der genauesten Bezüglichkeit und Geistesverwandtschaft zu dem im Christenthume Wesentlichen steht." Die Aufgabe ist richtig; wir haben also darauf zu achten, ob und wie sie vom Verf. gelöst worden sei. Der Platonismus, bemerkt er zuerst, hat, wie das Christenthum, viel Teleologisches in sich, ja, „ist durch und durch teleologischer Art und Natur." Dahin aber wird auch gerechnet, daß Plato in seinen Vorträgen das Ziel vest im Auge behält und sogar, daß er die dialogische Form für dieselben gewählt hat. Daher leitet der Verf. ferner „das Erhabene und Großartige," oder bestimmter, „das würdevoll Fromme" des Platonismus her, wonach Plato's „Wissen und Wollen über seine Gedankenwelt hinausgeht" und „sein Gott größer ist, als seine Philosophie," und womit zusammenhängt, daß „der Gedanke der Unterordnung (zuletzt aller Dinge unter Gott) der Grundgedanke seiner Ethik und seiner sittlichen Weltbetrachtung ist." Das Teleologische desselben grenzt also an dessen Theologisches, und umgekehrt, wie dieß auch im Christenthume sich so verhält; denn „der Begriff eines Zwecks schließt den Begriff eines Urhebers ein, der den Zweck setzt." Dieser aber ist ihm ein allweiser und mit unendlicher Macht und Güte begabt, wodurch die platonische Gotteslehre mit der christlichen innere Verwandtschaft besitzt. Doch gesteht der Verf. bei dieser Gelegenheit in der hieher gehörigen Anmerk., daß der λόγος bei Plato nicht der des Johannes sei, mit welchem sich eher die

plato-

zwischen Idee des Guten vergleichen lasse, daß es also auch ein platonische, der christlichen ähnliche, Dreieinigkeitslehre gebe und daß überhaupt bei Plato „die Idee der Gottheit nichts Persönliches enthalte, sondern fast nur ein neutrum, ein allgemeines Etwas war und blieb." Da aber die platonische Philosophie einen Endzweck des Alls der Dinge, gleich dem Christenthume, anerkennt, so will sie auch befördern helfen „das Heil des Menschenlebens, die Erhebung desselben zu seiner göttlichen Geisteswürde, wodurch es befähigt werden soll, sich als einen Theil des großen Ganzen wahrzunehmen und diesem Ganzen zu leisten, was es ihm schuldig ist." Vermöge dieser Bestimmung „ist sie beinahe die einzige, welche bei so wissenschaftlichem Charakter und Gehalte einen so echt religiösen Begriff von ihrem Wesen und Berufe gehabt und sich diesem Begriffe gemäß so würdig gestaltet hat." Der noch übrigen Blätter dieses Cap. sind größten Theils mit einer durchgängig belegten Nachweisung dessen angefüllt, daß der „heilbezweckende Platonismus mit dem Christenthume auf's Nächste verwandt sei in seinem Ausgangspuncte, der Ansicht des Welt- und Menschenlebens-Zustandes als eines (durch Sünde als Selbstbetrug und Abfall von Gotte) unheilvollen;" in den für die beßten gehaltenen Mitteln zur Erreichung des Heilszwecks, welche nach ihm „aus dem die ganze Philosophie bewegenden und bedingenden Gottesgedanken" hervorgehen und endlich in seinem Ziele, „dem beabsichtigten Heile selbst;" deßen „wesentliche Stücke" auch ihm „Erlösung und Versöhnung oder Freiheit und Gottinnigkeit" sind. Eben so soll gezeigt werden, daß hiermit „eine begeisterte Zuversicht zu der Siegesmacht des Guten und Göttlichen im Erdenleben" sich darlege, welche „für Plato's Glauben an die Christusexistenz und (Christus-) Wirksamkeit in der Weltgeschichte auf das Stärkste zeuge." Am Ende des Cap. wird auch vom Christlichen im Plato selbst gehandelt. „Eine so christliche Weltansicht," heißt es da

da S. 320: „hätte Plato in seiner Philosophie nicht e wickeln und niederlegen können, wenn sie nicht in seinem I nersten gelebt und gewaltet hätte." Der Verf. spricht dal ferner von ihm, in Folge der zuvor gegebenen Darstellung s ner Philosophie: „Das Christlichste in ihm ist der (zwar n gends von ihm so benannte, aber doch ihm wirklich beiwo nende) Glaube an das Kommen des Heils, dem durch jene den Weg bereiten wollte." Er traut ihm endlic laut der Anmerk. S. 321, ebendarum zu, daß er überzeu gewesen sei, man könne nicht mit dem bloßen, wie sehr imm speculativen Verstande, sondern nur „mit der ganzen volle Stärke des geistigen Lebens, das ewig Wahre wirklich e fassen."

Bis hieher könnte der Verf. seine im Titel des Buche ausgesprochene Absicht erreicht zu haben scheinen, und als Ver theidiger und Lobredner des Platonismus siegreich gewesen zu seyn. Sehr überraschend und wie ein hintennach kommende Unglücksbote erscheint also noch als „Schlußbetrachtung" ein siebentes Capitel mit der Ankündigung, daß darin vom „Nichtchristlichen und Unchristlichen im Plato" ge handelt werden solle. Wir müssen auch davon näher Kenntniß nehmen. Eine gelegentliche Bemerkung abgerechnet, wird nun zwar hier das Nichtchristliche im Plato nicht ausdrücklich erwähnt, vermuthlich weil dessen allzu Viel wäre, indem alles bloß Wissenschaftliche z. B., daß jedes Lernen ein Sich-wiedergewinnen sei, dazu gehörte und weil darauf für den Hauptzweck der Untersuchung auch Wenig ankommt; desto mehr aber wird Unchristliches erwähnt und besprochen. Als „ganz unchristlich" bezeichnet der Verf. „eine einzige Stelle in Pla to's Werken," nämlich die in der Republik (nach der zwei brücker Ausgabe?) III. 389 b., wo derselbe „nackt und schroff der Obrigkeit, die Lüge zu einem heilsamen Zwecke zu gebrau chen, empfiehlt." — „Auch an einer andern Stelle," heißt

es

dann weiter, „scheint Plato eine unchristliche Gesinnung da auszusprechen, wo er äußert, man müsse sich vom öffentlichen Leben, wenn man Nichts ausrichten könne, ganz und gar zurückziehen." Und dann ferner: „Dem Geiste des Evangeliums entgegen ist freilich auch das Gesetz der Aussetzung schwächlicher Kinder und die Anordnung der Frauengemeinschaft in der Kriegerkaste." Dagegen urtheilt der Verf.: „Plato's Griechenstolz und Geringschätzung der Barbaren," so wie auch „sein Fortbestehenlassen der Sklaverei," können ihm nicht „als Etwas rein Unchristliches angerechnet werden, obgleich er hiermit in den Ansichten seiner Zeit noch sehr befangen war." Endlich aber meint der Verf.: „weit gefährlicher für Plato's Ruhm der Christlichkeit, als dergleichen einzelne Stellen und Aeußerungen in seinen Schriften, sei die Beschuldigung, daß seiner ganzen Theologie die unchristliche Denkweise des Pantheismus zu Grunde liege;" welche Beschuldigung er jedoch zwar nicht förmlich zu widerlegen, aber mit dem Dafürhalten, daß „der Pantheismus die Frömmigkeit im Allgemeinen nicht völlig ausschließe, vielmehr sie in der Regel in sich fasse und fördere," zu entkräften und als etwas sehr Unwichtiges darzustellen sucht. Daß Plato keine Schöpfung gelehrt hat und seine Lehre von der Welt, will der Verf. nicht zum Unchristlichen, sondern nur zum Nichtchristlichen gerechnet wissen. Den wesentlichen Unterschied überhaupt zwischen Platonismus und Christianismus findet er auch hier wieder darin, daß in diesem „das Heil in That und Wirklichkeit," in jenem nur „im Gedanken und als Ziel des Strebens" vorhanden ist; womit zusammen gehört, daß dieser Leben, jener Wissenschaft ist und wornach jenem das eigentlich Kernhafte und Beseelende des Christenthums, nämlich die Person und die That oder das Leben und Leiden des Erlösers fehlt." Am Ende wird der Platonismus zusammt der ganzen heidnischen Philosophie

darum,

darum, weil er „bloß Idee" war (was dem Verf. mit der S. 338 förmlichst und eifervoll befehdeten „Rationalismus für Einerlei gilt,), weil derselbe nur Wenig von Gottes Heiligkeit spricht und weil in ihm „das Gottwerden des Menschen, nicht aber, wie in dem Evangelium, „die Menschwerdung Gottes, der Gipfel des frommen Glaubens," ferner nicht die christliche Demuth, sondern der Stolz als „die Grundlage und Mutter aller Tugend" und keine Freiheit und Persönlichkeit würde, dagegen aber Fatalismus anzutreffen ist, — gegen den Christianismus nach seinem allgemeinen und innersten Wesen so tief herabgesetzt, daß es zuletzt (S. 342) heißt: „Sagen wir, es hat nie eine christlichere Philosophie außerhalb der Kirche des Herrn gegeben, als die platonische, so haben wir das Höchste und Beßte vom Platonismus ausgesprochen." Hierdurch wird aber demselben im Vergleiche zum Christenthum offenbar kein eigenthümlicher und absoluter, sondern nur ein gradweiser und relativer Werth zuerkannt.

Was sollen wir nun zu dem gesammten Inhalte dieses Buches sagen? Der erste Punct unserer Beurtheilung desselben sei die Bemerkung, daß der Verf. die Erreichung seines Zwecks, der platonischen Philosophie (mittelbar auch dem Plato) Christliches zu vindiciren und anzurühmen, nicht nur selbst behindert, sondern sogar unmöglich gemacht hat. Es geschieht dieß zuerst und hauptsächlich durch das so eben erwähnte letzte Capitel. Denn wenn es entschieden und ausgemacht ist, daß diese Philosophie Unchristliches, d. h. mit dem Christenthume in Widerstreite Stehendes, enthält so muß man entweder diesem, sofern es sich mit einem Lehrgebäude überhaupt in Vergleichung stellen läßt, oder jener, welche ein solches Gebäude wirklich ist, Einheit und durchgängigen Zusammenhang und hiermit das vornehmste Erforderniß zu einem Systeme, die logische Wahrheit absprechen, um es möglich zu finden, daß beide, Platonismus und Chri-

stenthum,

Digitized by Google

haben, trotz alles gegenseitigen Widerstreits, im Ganzen und auch nur theilweise mit einander übereinstimmen. Um den einen wesentlichen und allgemeinen Widerstreit beider anzunehmen, würde es schon genügen, zu wissen, daß Plato Fatalismus lehrte; in welcher Hinsicht der Verf. S. 339 sich ganz wahr so über ihn ausspricht: „Mit Gottheitsglanze umflossen stellt uns Plato das Bild des Menschen dar: doch ach, es trägt der absoluten vernunftlosen Nothwendigkeit düstere Fesseln.“ Sich selbst hinderlich für die Erreichung seines Zwecks wurde der Verf. ferner durch seine Erklärung der drei Ausdrücke: Wissenschaft, Gutes und Idee, im platonischen Sinne. Denn es führt diese zu dem von ihm selbst gefällten und von uns mit seinen Worten angeführten Urtheile, nach welchem Plato's ganze Philosophie aus einer Art von Physik, oder, wenn man lieber will, Hyperphysik bestand, welche, nach der sprachlichen Analogie z. B. mit Hyperorthodoxie, nur ein fehlerhaftes Maximum der Physik ist. Endlich hinderte auch der Umstand die Erreichung des Zwecks der gegenwärtigen Schrift, daß der Verf. die im zweiten Cap. der ersten Abtheilung gegebene reichliche und glänzende Aufzählung von Aehnlichkeiten platonischer Redensarten und Aussprüche mit neutestamentlichen gegen seine so benannte „genetisch entwickelnde Darstellung“ des Platonismus in der letztern Hauptabtheilung für fast werth- und bedeutungslos erklärt. Denn jene ruht auf hermeneutischem, folglich historischem Grunde, welcher unleugbar den einzig sichern und unentbehrlichen auch für diese ausmacht. Wie mag also diese für wahr und real gelten, wenn jene nur scheinbar passend und wichtig ist? Man kann zur Ehre des Verfs. sagen, daß diese Zweckwidrigkeiten in der Ausführung seines Thema's Zeugniß für seine Ehrlichkeit und Unparteilichkeit in der Schätzung des Platonismus ablegen und wir stimmen, die Sache für sich betrachtet, gern in dieses Lob ein. Aber wie

soll

soll man alle die erwähnten, so bedeutenden, Störungen
eigenen Zwecks mit einem consequenten Gebrauche einer
mäßigen Denkkraft vereinigen und es ertragen, daß der
noch am Schlusse seiner Schrift (S. 342), gleich als
er seinen Zweck wirklich erreicht, dabei beharret, es sei
Plato und seiner Philosophie echt Christliches vorhanden

Das zweite Moment unserer Kritik betrifft die Be
mung des Verhältnisses zwischen Platonismus und Chri
thume überhaupt, welche uns höchst ungenügend und n
kürlich vorkommt. Nach derselben ist das Christent
„heilskräftig," der Platonismus nur „heilbezweckend,"
durch diesem die Heilskräftigkeit unstreitig völlig a
sprochen wird. Ohne jetzt den Begriff von Heil, welcher
Verf. dabei vorschwebte, in genauern Betracht zu ziehen,
gen wir, nicht sowohl darnach: ob das Bezwecken des H
dem Platonismus so eigenthümlich zukommen sollte, daß er
mit keiner andern Philosophie des griechischen Alterthums
mein habe, was der Verf. wahrscheinlich selbst verneinen wür
als vielmehr darnach: ob nicht in dem heilbezweckenden C
rakter so wie mehrerer philosophischen Systeme, so auch u
vielleicht vorzugsweise, des platonischen, zugleich eine gewi
Heilskräftigkeit enthalten sei? Warum sollte denn eine Phi
sophie, welche ernstlich darauf angelegt ist, menschliches H
zu befördern, diesen Zweck nicht mehr oder weniger wirkli
erreichen und sich hiermit als heilskräftig beweisen können, w
fern sie entweder durch sich selbst oder durch ungünstige äuße
Umstände nicht gänzlich verunglückte? Jene Verhältnißbestim
mung wird also, ihre Richtigkeit an sich selbst zugegeben, do
nur eine comparative, nicht aber eine reine und absolute heiße
dürfen und das Christenthum könnte demnach nur heilskräft
ger, als das platonische und jedes andere hieher gehörige philo
sophische System genannt werden, nicht aber heilskräftig schlecht
hin und außer oder gar über allen Vergleich. Allein ohn

Zwei

Digitized by Google

zeigt wollte der Verf. das Letztere vom Christenthume behaupten, indem er es zum Unterschiede von aller alten, vielleicht auch aller neuern Philosophie als heilskräftig aufführte, rühmen er auch S. 290, was die übrigen Religionsarten anlangt, dem Judenthume (vermuthlich nur dem spätern messianisch gewordenen) die Eigenschaft zuschrieb, heilerwartend, dem Heidenthume aber, man sieht kaum, mit welchem Scheine des Rechts, heilersinnend zu seyn. Und diese das Christenthum ausschließlich für heilskräftig anerkennende Meinung des Verfs. haben wir nun noch zuletzt Etwas umständlicher zu würdigen.

Dasjenige, wodurch diese specifische und dem Christenthume allein eigene Heilskräftigkeit demselben beiwohnt, ist nach dem Verf., wie schon erwähnt, „das Christusleben." Rec. würde sich in dieser Ansicht und Behauptung leicht mit ihm vereinigen, wenn er davon den Sinn annehmen dürfte: Jesus Christus war und ist der Erste und Einzige in der Menschheit, welcher, eben so rein und weisheitsvoll nach Herz und Wandel, als irrthumfrei und allgemein verständlich in seinem Lehren und Predigen, die religiöse Wahrheit nicht nur an eine ihr eigenthümlich gewidmete gesellschaftliche Anstalt, die christliche Kirche knüpfte, sondern welcher auch diese Verknüpfung dadurch, daß er als Repräsentant derselben, mithin als die lebendige Religionswahrheit, Herr und Oberhaupt seiner Gesellschaftsanstalt, für alle Zeitalter und alle Völker auf Erden seyn und bleiben wollte, zum zeitlichen und ewigen Heile der Menschen fest und wirksam, mit Einem Worte kräftig machte. Diese an sich selbst und historisch einzig wahre Erklärung der Heilskräftigkeit des Christenthums durch Christusleben findet sich aber in diesem ganzen Buche nicht. Und noch weit weniger die unter den Theologen unserer Zeit fast herrschende, nach welcher der Stifter des Christenthums sein Evangelium, die einzig richtige und zweckmäßige Heilslehre,

lehre, durch sein eigenes, lebendiges Beispiel von Gläubi
und frommer Tugendhaftigkeit auf's Stärkste anempfahl
mächtig förderte; in welchem Betrachte freilich Jesu Ch
auch andere rechtschaffene und verständige Religionslehrer
allerlei Volke und Zeit, obwohl nicht gleichgestellt, doch
verschiedenen Graden der Vollkommenheit verglichen we
könnten. Das „Christusleben" des Verf. hingegen
wie sich durch mancherlei Kennzeichen bald bemerklich m
etwas Höheres, Eigenartiges und Mysteriöses in sich sc
ßen. Nach ihm ist das Christenthum nicht Lehre, d
nicht Wahrheit im gewöhnlichen sprachgemäßen Sinne
Worts und daher auch die Heilsbewirkung desselben nicht d
Wahrheit vermittelt, dennoch aber Erlösung, Versöhnu
Wiedergeburt u. s. w. und Jesus Christus selbst
menschgewordene Gott. Woher fragen wir aber,
der Verf. diese Begriffe von Christenthume, von Christusle
und von der Heilskräftigkeit beider? Er beruft sich daf
wie man aus den Anmerkungen zum fünften Cap. des zw
Haupttheils seines Buches ersieht, weniger auf theologi
Zeugnisse und kirchlich-symbolische, als auf apostolische,
welchen auch Dieß und Jenes aus dem Evangelium des J
hannes gerechnet werden mag. Demnach hat er doch auch di
Begriffe historisch aufgebracht, ob er gleich in der apologetisch
Vorrede (S. XII—XIII) gegen den „exegetischen Weg"
solcher Untersuchung ganz ohne Grund protestirt. Aber
Prüfung und Sichtung der Bibelzeugnisse fe
bei ihm gänzlich und er hat jene Begriffe nicht, wie er soll
aus der ursprünglichen und zuletzt allein echt
Quelle, aus der schlichten und ungemischten Lehre Je
Christi selbst geschöpft, nach welcher die apostolische erst
wägen und „recht zu theilen" ist. Müssen wir uns nun g
gen diese seine Auffassung des Christenthums und Dessen, wa
wahrhaft christlich heiße, auf das Bestimmteste erklären, we

si

Digitized by Google

dem Geiste und Sinne Christi selbst entgegenläuft und nur in seinen Behauptungen einer wohlbekannten theologischen Schule der neuesten Zeit entlehnt ist: so ist uns auch, wie schon bemerkt wurde, an seiner genetischen Entwickelung des Platonismus aufgefallen, daß sie mit dem identistischen, dem Plato völlig fremden Dogma: „Denken und Seyn ist Eins," ihren An- und Auslauf nimmt und dadurch deutlich genug verräth, daß eine gewisse, entweder geflissentlich verhehlte oder noch nicht völlig entschiedene Hinneigung des Verfs. zu jener identistischen Philosophie ihm die Ansicht und Schätzung so wie des Platonismus, so auch des Christenthums völlig verrückt, verdreht und verdorben habe. Dafür spricht auch das schon angedeutete, aber noch weit stärker belegbare Dreifache: sein Haß des wahren Idealen, seine Herabwürdigung der Moral und seine Protection des Pantheismus, welches Alles in der bittern, jener Philosophie eigenen und sich überall mit sehr unziemlichem Hochmuthe äußernden Feindschaft gegen den christlichen Rationalismus zusammenfließt und wodurch die in der Dedication an Hrn. D. Schwarz zu Jena vorkommende Hindeutung auf die Verschiedenheit der Ansichten zwischen ihm und dem Verf. eben keinen freundlichen Sinn erhält.

Was nun endlich unser eigenes Urtheil über das Thema dieser Schrift betrifft, so achten wir Plato's Philosophie für verwandt mit dem Christenthume, nur so weit sie Sokratismus enthält, für wesentlich von ihm verschieden aber, so weit sie sein eigenes Werk ist, ein philosophisches System nämlich, welches bei aller äußerlichen Aehnlichkeit der Gedanken und des Ausdrucks doch in seinem innersten Wesen unchristlich genannt werden muß. Aus der Apologie, in welcher des Sokrates Geist mit Plato's Worten spricht, hat sich Rec. schon längst viele Stellen zu trefflichen Parallelen für die Lebensbeschreibungen Jesu ausgezeichnet. Auch die

Re-

Republik hat er einst in der Absicht gelesen, um, wi
hoffte, ein würdiges Gegenstück zum Gottesreiche des rei
Evangeliums darin anzutreffen. Aber die platonische Ver
tung und Herabwürdigung des Weibes und der Ehe ma
ihm diese Hoffnung schon allein zu Schanden. Ebenso wi
am Plato selbst bereits der Griechenstolz hinreich
seine ganze Denkungsart der Unchristlichkeit zu zeihen. D
das Christenthum ist kosmopolitischer Natur. Da
aber, daß Sokrates nicht platonisirte, und Pla
nicht immer sokratisch dachte und redete, liegt Entsch
dung genug in der berühmten Stelle aus dem Euthyphr
(§. 12.,) wo Sokrates zeigt: daß das Heilige (ὅσιον) n
deßwegen heilig sei, weil die Götter es lieben, sondern, daß
umgekehrt deßwegen von diesen geliebt werde, weil es heilig i
denn dieß allein in seiner richtigen und ganzen Consequenz stü
den gesammten, die Religion über die Moral setzenden, P
tonismus um. Eben so lehrt auch eine gerechte und vollst
dige Erwägung des Ausspruchs Jesu Christi Joh. 7, 17
daß für diesen nur derjenige Gott der echte war, welcher d
Idee des göttlichen Willens, dieses letzten und ab
lut giltigen Prüfungsgrundes für alle religiöse Wahrheit,
seinem Wesen entspricht.

Aus alle Diesem geht zur Genüge hervor, daß d
Verf. nach den von uns gleich Anfangs aufgestellten Forderu
gen seine Aufgabe nicht gelöst habe. Denn das kann m
nicht dahin rechnen, daß er vom Platonismus, wie vo
Christenthume einen ganz willkürlichen Begriff e
träumt und durch die stärksten, zum Theil selbst gefühlte
und eingestandenen, Inconsequenzen sich nicht abhalten läß
sie Beide, Trotz ihrer wirklichen Grundverschiedenhei
für Eins und Dasselbe zu erklären. — Wird der Ver
sich einmal entschließen, das philosophische System des Plat
in seinen Schriften selbst mit unbefangenen, von philosophisch
geschicht

[illegible] Parteicompendien nicht getrübten Augen zu sehen und in das Wesen des Christenthums ohne die gefärbte Brille einer in symbolischen Formeln einhertretenden Schultheologie einzudringen: so wird er sicherlich sich selbst bescheiden, seine Zeit und Kraft auf ein verfehltes Buch verwandt zu haben. Vielleicht kommt ihm alsdann auch einige Reue über den anmaßlichen und hohen Ton, welchen er in diesem Buche anstimmen zu dürfen glaubte und der mit der sich geziemenden schriftstellerischen Bescheidenheit sehr stark contrastirt. —

Predigten in dem Jahre 1834 bei dem evangelischen Hofgottesdienste in Dresden gehalten von D. Christoph Friedrich von Ammon. Erster Heft VIII und 156 SS. Zweiter Heft. Dritter Heft in fortlaufender Seitenzahl bis 460. Dresden, gedruckt in der Gärtner'schen Buchdruckerei. Pränumerationspreis jeden Heftes 12 Gr.

Wenn schon das Pränumerantenverzeichniß mit seinen bedeutenden Namen zu der Vermuthung führen möchte, daß man Gewöhnliches und Gemeinpopuläres hier nicht zu suchen habe; so überzeugen bald genug den Leser die Predigten selbst, daß sie für denkende Christen, für gebildete Freunde des Evangeliums, für, wir möchten sagen, feinere Gemüther sind. Sie sind es aber ihrer Form wie ihrem Inhalte nach. Was die erstere betrifft, so ist die Rede oft abhandelnd und untersuchend und wird nur stellenweise direct oratorisch. Mitunter bewegen sich fast ganze Vorträge in der ersten Person und nur etwa zum Schlusse der Theile oder des Ganzen hin schlägt das

reflectirende Wir in ein Ihr an die Zuhörer um. Gleichm
geht Beredtsamkeit durch's Ganze. Aber sie ist oft mehr
innerliche, eine Beredtsamkeit mehr des Gedankens, als
Worte. Die Themata sind nicht alle auf den ersten Blick
ständlich und wer den Versuch machte, eins oder das and
aus dieser Classe, ohne die Predigt gelesen zu haben, n
eigenem Denken auszuführen, der würde sicher bei einem g
andern Ziele anlangen, als der Verfasser. Auch nicht alle D
positionen sind übersichtlich und leicht behältlich; und mitun
erscheint dem logischen Blicke ein Theil mit dem andern so v
wandt, daß nur die ausführende Kunst des Verfs. das g
Aehnliche mit Feinheit sondern und mit Treue auseinanderh
ten kann. Eben so dürfte Mancher nicht wissen, wie er d
Thema des Verfs. aus dem Texte erblicken sollte; Manch
aber auch diese Operation des Verfassers selbst nicht befrie
gend finden. Was den Inhalt anlangt, so gehört er we
dem Evangelio von Christo an, oder erhält von ihm sein Lic
Aber es sind die tieferen christlichen Ideen, die hier zu Ta
gefördert werden, es ist zum Theil eine Gnosis für höher G
bildete, es sind psychologisch religiöse Thatsachen, die nur De
verständlich werden, der in einer höhern Geistes- und G
müthswelt heimisch ist. Wir bekennen, daß wir die Predigte
die wir von Mängeln nicht freisprechen und in denen un
manchmal und gerade da, wo wir das Zweifelloseste suchte
einiges Zweifelhafte und Doppeltverstehbare immer noch bege
net ist, gleichwohl mit hohem Genusse gelesen haben und
Andern, unter Verbürgung des gleichen Erfolgs, empfehl
dürfen.

Eine der ausgezeichnetsten ist die letzte des ersten Hefte
eine Osterpredigt über Luk. 24, 1—9., mit dem Theme
Der genaue Zusammenhang, in dem der schnell
Wechsel des Lebens und Todes Jesu mit seine
ganzen Persönlichkeit steht. Der Verf. disponirt

„E

„Es besteht aber dieser Zusammenhang darin, a. daß sich in ihm von Kindheit an ein unsterblicher Geist regte, der das Himmlische mit hoher Liebe umfaßte; b. ein Geist, der aus der Gemeinschaft mit Gotte immer neues Licht und Leben schöpfte; c. ein Geist, der mit der höchsten Beharrlichkeit nur für seinen göttlichen Beruf wirkte; d. ein Geist endlich, welcher selbst seinen nahen Sieg über die Schrecken des Todes verherrlichet hat." Wenn wir den Verf. recht verstanden haben, so hat er sagen wollen: Ein solcher Geist, wie der in Christo war, konnte und kann nicht der Vernichtung anheimfallen; und je geistig energischer wir sind, desto mehr ist uns unsere Unsterblichkeit verbürgt. Und das ist in der That ein interessanter Gedanke. Aber daß Unsterblichkeit an sich mit Jesu Wiederbelebung im Grabe identisch und abwechselnd genommen wird, bringt ein Schwanken in die Sache und macht den Leser stellenweise ungewiß. Und da der Wechsel des Todes und Lebens im Thema eben so gut das schnelle Sterben Jesu, als sein baldiges Wiedererwachen bedeuten kann, ja der Wechsel ein Gegenseitiges anzudeuten scheint: so sind wir mit der Form des Hauptsatzes auch nach Lesung der Predigt nicht einverstanden. Die Ausführung aber bietet Treffliches. Das Exordium beginnt: „Obschon die menschliche Natur überhaupt zwischen Tod und Leben, zwischen Sterblichkeit und Unsterblichkeit getheilt ist: so findet man doch häufig einzelne Menschen, in welchen diese oder jene Eigenschaft vordringender und herrschender ist. Unbezweifelt gibt es unter unserm Geschlechte irdische und sinnliche Naturen, in welchen das äußerliche und körperliche Leben ein sichtbares Uebergewicht behauptet; sie nähren, sie pflegen sich, sie blühen auf und nehmen ihren Raum in der sichtbaren Schöpfung ein. — Von der andern Seite finden wir wieder Menschen, bei welchen das geistige und sittliche Leben mit unverkennbarer Gewalt vor-

herrscht. Die äußeren und sichtbaren Formen unserer N sind bei ihnen überall nur Werkzeuge eines höheren Streb Ihre Gedanken sind Licht, ihre Worte sind Geist, ihre Th sind Kraft, ihr ganzes Verlangen und Begehren ist auf Große, Erhabene und Unsichtbare gerichtet. Sie wan gleichsam als Erscheinungen aus einer höheren Welt durch ses Leben hin; und wenn sie scheiden, liegt uns ihr Uebergg in das Land der Unsterblichkeit so nahe, daß wir sie nach rem Tode zwar schmerzlich vermissen, aber nicht betrauern k nen, weil wir vollkommen gewiß sind, daß der Tod ihr hö heres Daseyn nicht zu unterbrechen und ihnen den Besitz unendlichen Lebens nicht zu rauben vermag." Hiermit ist Ton angegeben, aus welchem die Predigt geht. Wir gestat uns nur noch Einiges aus der Uebertragung des letztern G dankens auf Christum. So heißt es Theil I.: „Möchtet aber behaupten, daß ein so freier, die religiösen Vorurthe seines Volkes mit einem Blicke überschauender und die ewi Wahrheit aus sich selbst schöpfender Geist der Hinfälligkeit u Vergänglichkeit unterworfen sei? Bewies er nicht in dem ga zen Laufe seines irdischen Daseyns jene freie Bewegung u Selbstthätigkeit, in der die Weisen aller Zeiten den sprechen sten Beweis für die Unvergänglichkeit unseres Wesens suchen sagt er nicht bestimmt und deutlich, wie der Vater da Leben habe in sich selbst, so habe er auch ihm geg ben, das Leben in sich selbst zu haben; mußte dah dieser freie, schon im Leibe des Todes von den Fesseln d Natur gleichsam entbundene Geist nicht hier auf Erden od in einer höhern Welt wieder in seiner gewohnten Thätigke und Wirksamkeit hervortreten, wenn er seine Natur nicht ver leugnen und aus dem unendlichen Leben der ganzen Weltord nung verschwinden sollte?" In ähnlicher Weise redet de Verf. von dem treuen Berufsleben Jesu im dritten Theile Die Einwendungen, die man gegen das Vorherwissen Jesu,

daß

in auferstehen werde, erhoben hat, weist der Verf. mit den Worten ab: „Diese Erinnerungen werden indessen Niemanden irremachen, der es bedenkt, daß man die Ahnung der Zukunft in einem mit Gotte befreundeten Geiste nicht nach dem Maßstabe des gemeinen Seelenlebens berechnen darf; sie werden Niemanden irremachen, der es weiß, daß gerade die hohe Weisheit und Frömmigkeit Jesu der sichere Grund seiner Hoffnung war, die er, nur kämpfend mit der Furcht, von Gotte verlassen zu seyn, in der bangen Todesstunde aufrecht erhielt; Niemanden werden sie endlich irremachen, der sich einer ähnlichen Zuversicht des Propheten bei Israels schweren Leiden erinnert: er macht uns lebendig nach zwei Tagen, er wird uns am dritten Tage aufrichten, daß wir vor ihm leben werden!" — Wir zeichnen eine andere Predigt, die dritte des zweiten Heftes, am Himmelfahrtsfeste über Hebr. 1, 1 — 4. gehalten, aus: Wie der Christ seinen Glauben an die himmlische Erhebung Christi zur vollen Reinheit und Zuversicht heranbilde. Es wird aber das geschehen, „wenn er zuerst die weise Ordnung Gottes in der Aufnahme frommer Seelen zu ihrer höheren Bestimmung überhaupt erkennt; wenn er dann die äußere Thatsache der Erhebung Christi nicht über die Grenzen einer möglichen Geschichte hinausrückt; wenn er dafür die ganze Kraft seines Glaubens auf die persönliche und unsichtbare Erhebung Christi zum Vater richtet; und zuletzt sie als das höchste Vorbild seines eigenen Ueberganges in eine höhere Welt betrachtet." Die Seelen der Frommen, erläutert das Exordium, nicht in den Tiefen der Erde dürfe man sie suchen, nicht zwischen der Erde und den Sternen, nicht in den Inseln der Seligen jenseits des Meeres. Der Himmel, eine höhere Ordnung der Dinge, sei ihre Heimath. „Daher, wenn schon unter dichterischen Gestalten und Ansichten, der Glaube aller gebildeten Völker an eine Himmelfahrt ihrer Weisen

sen und Helden; daher schon die alte heidnische Lehre, Weisheit, Tugend, Treue und Frömmigkeit die Seelen Menschen zum Himmel erheben; daher die ausführliche Beschr bung der Himmelfahrt Mose's, dessen Leichnam Gott se begraben hatte, nach der jüdischen Satzung; daher eine Me Ueberlieferungen in der Geschichte der alten Welt, deren dich rische Haltung und Farbe keinem Vernünftigen zweifelhaft und welchen doch zuletzt eine Wahrheit zu Grunde liegt, der Weise nicht leugnen, oder nur bezweifeln kann." diese Wahrheit bei der Himmelfahrt Jesu hält sich denn a die Predigt. So heißt es im zweiten Theile: „Wolltet hingegen die Grenzen derselben erweitern, wolltet ihr von ein Emporschweben des großen Scheidenden durch die Lüfte, v einer sichtbaren Verwandlung in eine Lichtgestalt, von ein allmäligen Verschwinden desselben in den äußersten Räum unseres Gesichtskreises sprechen: so würdet ihr zwar euer Einbildungskraft ein erhabenes Schauspiel bereiten, aber de noch etwas Ungeschichtliches, etwas Unnatürliches, etwas U weises und die Reinheit eueres Glaubens Entstellendes un Bedrohendes beginnen." — Die Predigt am S. Judica üb Joh. 14, 18—21. zeigt: Wie ungemein wichtig e sei, an der einfachen Lehre des Christenthums vo der Wiedervereinigung guter Menschen in eine höhern Welt vestzuhalten. Sonst habe man oft un gern vom Wiedersehen gepredigt. Jetzt getraue man sich kaum und die Rede davon verstumme. Das habe der Geis der Zeit herbeigeführt, der mit unleugbarem Scharfsinne jene Glauben, der leider oft nur ein dichterisch ausgeschmückter ge wesen sei, in Anspruch genommen habe. Der erste Theil stell die einfache Lehre des Christenthums von der Wiedervereini gung guter Menschen in einer höhern Welt also vest, daß sie „sich beschränken soll a. auf die vollkommene Fortdauer unserer Persönlichkeit, b. auf die Fähigkeit einer freien Mittheilung unserer

einen höheren Einsichten und Kenntnisse, c. auf die Gewißheit einer unserer sittlichen Bildung angemessenen Seligkeit." In der That aber ist das nur die Basis jener Lehre, nicht die Lehre selbst. Denn alle drei Puncte können Statt finden, ohne uns eine Wiedervereinigung mit guten Menschen und insbesondere mit unsern frommen Entschlafenen zu verbürgen. Freilich meint auch der Verf. S. 114: „Gerade darin besteht die wahre Weisheit des Menschen, das gar nicht wissen und erforschen zu wollen, was er nach seiner gegenwärtigen Stellung nicht zu ergründen vermag. Wir haben, sagt Hiob, von dem Allen nur ein kleines Wörtlein vernommen; den Donner der Kraft und Allmacht Gottes, wer fasset ihn?" Diese Stelle ist aus dem zweiten Theile der Predigt, welcher die Nothwendigkeit des Festhaltens an jener Lehre nachweist, a. „weil wir durch sie vor jeder voreiligen Neugierde bewahrt, b. von ihrer Wahrheit nur durch tieferes Nachdenken überzeugt, c. durch sie aber dann vielfach getröstet und zur Tugend ermuntert werden." Was die Form der ganzen Disposition anlangt, so sieht der Leser, daß nur der genannte zweite Haupttheil im Thema liegt; ein Fehler, der bei dem Verf. öfter wiederkehrt. So in der Pfingstpredigt S. 219: Der hohe Werth der religiösen Begeisterung, welche das Christenthum allen Völkern der Erde verheißt. I. Worin diese Begeisterung bestehe; II. welchen hohen Werth sie für alle Völker der Erde haben könne. Auch die Partition des ersten Theils, der jene Begeisterung im Bewußtseyn a. der höchsten Wahrheit in Gott' b. der höchsten Freiheit in Christo c. der höchsten Freude in einem göttlichem Sinne und Leben bestehen läßt, hat uns nicht recht befriedigen wollen, da sie mehr die Objecte jener Begeisterung, als ihr eigenes Wesen zeigt. Den obigen Fehler aber trägt ferner die 15. Predigt: Wie ungemein wichtig es für würdige Gottesverehrer unserer Tage sei, sich einen

Digitized by Google

nen richtigen Begriff von der christlichen Freil zu bilden. I. Wie wir ihn zu finden und zu bilden ben; II. wie ungemein wichtig das für würdige Gottesvere unserer Tage sei. Auch die nächstfolgende über Jer. 18 bis 10: Daß es Pflicht für den Christen sei, se Aufmerksamkeit auf die sittliche Verfassung nes Volkes zu richten. I. Wie wir diese Aufmerksam beweisen; II. warum wir sie als besondere Pflicht für uns trachten sollen. Doch, was sollten wir weiter an der Fo mäkeln. Bei einem Manne, wie v. Ammon, muß überall Geist über den Buchstaben siegen. Und das ist besonders der nur genannten Predigt der Fall, welche unter Ander eine Charakteristik seiner Dresdner enthält, die ihres Interess auch für den Leser nicht ermangeln kann. Um auf den Etw starken Text zu kommen, geht das Exordium von der Beme kung aus, daß man, nach dem Urtheile Mancher, keine Per kopen aus der Bibel mehr brauche. Mit biblischem Geis wohl, aber aus dem Leben, aus der eigenen Fülle müsse ma fortan predigen. Der Redner weist die Anmuthung zurü und die Vortheile der Bibelstellen besonders bei — Strafpre digten nach. So kommt er auf seinen Text. Die erste Frage die er unter das schon genannte Thema stellte: wie der Chris die Aufmerksamkeit auf die sittliche Verfassung seines Volke beweisen solle, beantwortet er mit homiletischer Kunst nach der Perikope dahin, daß derselbe a. weder das Aufstreben sei nes Volks zum Besseren, b. noch seinen Rückfall zum Schlech teren, c. noch endlich seinen Uebergang von dem Einen zu dem Andern unbeachtet lassen dürfe. „Vergleichen wir, heißt es unter a., unser eigenes Volk mit seinen Vorfahren, so werden wir eine lange Reihe von Vorzügen und Tugenden erblicken, die es nicht allein von seinen Vätern ererbt, sondern auch durch eigene Geistesthätigkeit fortgebildet und zeitgemäß veredelt hat. Da findet sich dieselbe Liebe zur Freiheit der

Ge-

Digitized by Google

heiten, derselbe Muth, sie gegen jede Bedrückung zu vertheidigen, dieselbe Anhänglichkeit an den reinen evangelischen Glauben; dieselbe Mäßigkeit und Genügsamkeit, die eine Mutter so vieler Tugenden ist, derselbe Fleiß und dieselbe Geschäftsbetriebsamkeit in allen Ordnungen und Ständen, dieselbe Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten, dieselbe Bedenklichkeit und Vorsicht in der Annahme des Ungewohnten und Neuen, dieselbe Verbindlichkeit, Gastfreundschaft und Milde der Sitten, die von Jeher unter uns einen hohen Werth hatte; im Ganzen dieselbe Rechtlichkeit und Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes." Aber er fordert auch unter b. zu der Prüfung und zu der Frage auf: „ob die Bildung der Unsrigen oft nicht mehr glänzender Schein, als innere Vollkommenheit ist; ob sie oft nicht mehr der äußern zierlichen Form, als der Person und Sache gilt; ob die Liebe zur Wahrheit nicht oft dem Bestreben weichen muß, Andern durch weiche Worte gefällig zu werden; ob die Rechte des Nächsten oft nicht sichtbar in das Gedränge kommen, wenn es sich um den Vortheil unserer Freunde und Verwandten handelt; ob uns das Innere der Tugend und Frömmigkeit oft nicht gleichgiltig ist, wenn nur der Schein des Bösen und das schreiende Aergerniß vermieden wird; ob wir die wahre Ehre vor Gotte und unserem Gewissen nicht ohne Scheu verletzen, die falsche, oder doch nur scheinbare Ehre aber durch abentheuerliche Gefahren, ja selbst durch schwere Verbrechen zu vertheidigen suchen?" Sehr treffend wird auch unter c. der Uebergang mancher Tugenden zum Fehler nachgewiesen, was nachzusehen wir jedoch dem Leser überlassen müssen. Der zweite Theil weist das Warum? jener Beobachtung nach; a. weil sie uns die Ausübung vieler Tugenden erleichtert; b. uns in den Stand setzt, viele drohende Fehler zu vermeiden; c. und endlich die Ueberzeugung gewährt, daß nur die beharrliche Frömmigkeit eines Volkes die unversiegbare Quelle eines immer neuen himmlischen

Segens

Segens sei. Fein und geistreich entfernt der Verf. die E wendung, daß die gegebenen Motive der sittlichen Reinheit mangeln dürften. Er sagt unter a.: „Wer aber darum und besser zu werden sucht, weil ihm fast ein ganzes V mit seinem Beispiele vorleuchtet, der darf nur einen Sch weiter gehen, um in diesem Gedanken Grundsätze der all meinen Menschenvernunft und seines eigenen Gewissens zu f den. Da, wo wir uns Alle zu Einem Glauben bekenn muß eine tugendhafte Gemeinde auch eine fromme und chri liche seyn; hier, oder nirgends ist des Volkes Stimme Gott Stimme, und so wird das Gebot, das wir euch verkündige auch ein gottgefälliges und christliches genannt werd dürfen." Ergreifend aber ist die Stelle im letzten Untertheil wo der Redner aus der Geschichte Sachsens nachweist, n nach langen Kriegen und aus schwerem Unglücke das Volk im mer wieder durch Frömmigkeit sich erhoben habe, und dur Gerechtigkeit erhöht worden sei. — Die Predigt üb Ps. 145, 15. 16.: ernste Erinnerung an die heilige Pflichten, die der fromme Mensch bei der Pfleg seines körperlichen Lebens zu erfüllen hat, beginn mit dem Gedanken: „Wenn ein Entschlafener der ersten Stämm und Familien des Menschengeschlechts aus seinem Grabe auf stehen und in unsere Mitte zurückkehren könnte: so würde er sic über Nichts so wundern, als über die ungemeine Ordnung un Thätigkeit, mit welcher nun die Völker der Erde das wichtig Geschäfft ihrer Ernährung betreiben." Nun folgt eine tref fende Gegenüberstellung des Naturstandes und unserer Cultu und Hypercultur, in der nicht nur das Kochen, auch das Es sen bereits zur Wissenschaft gedichen ist. Ganz einfach führ die Disposition jene Pflichten darauf zurück, daß wir a. an die unverkennbare Abhängigkeit denken, in welcher dieses Leben von seinem Schöpfer steht; b. an die weise Ordnung, in der ihm die nährenden Mittel dargeboten werden; c. und an den

weisen

tized by Google

nen Gebrauch, den wir von seiner Wohlthat machen sollen. In den Predigten, wo man mit dem Verf. noch nicht ganz ins Klare kommt und mitunter wohl auf einen Widerspruch stößt, gehört die über 1. Joh. 2, 1. 2: Entscheidende Grundsätze, die wir uns von der Versöhnung durch Jesum für unser eigenes Herz zu bilden haben. Sie sind nach ihm: „daß a. unser sittlicher Lebensplan für die Zukunft auf eine reine und fleckenlose Tugend angelegt werde, b. daß, wenn wir dennoch in der Folge uns vergehen, wir wohl darauf achten, wie Christus seine Zeitgenossen versöhnt und ihre Gewissen beruhigt habe; c. endlich, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf die hohe sittliche Aufopferung und Vollendung richten, vermöge welcher er der bleibende Versöhner einer schuldigen Welt mit Gotte in jedem Wechsel der Zeiten ist. Allein bei allen freisinnigen Erklärungen behält der Verf. für den Tod Jesu noch immer ein Etwas zurück, das die Vernunft nicht recht fassen und wiedergeben und das vielleicht nur bei einer feinen Mystik, für welche nicht Alle das Organ haben, oder mit dem Herzen verstanden werden kann, als für welches, nach dem Thema, freilich auch jene Grundsätze nur gelten sollen. So heißt es S. 257: „Wie kehrte man da nicht theilweise in das alte Judenthum durch die Vorstellung zurück, daß Christus nicht uns, sondern den zürnenden Vater habe versöhnen müssen — — wie legte man da nicht die Gewalt, Sünden zu vergeben, die Gott allein hat, in die Hände der Priester nieder, die sie doch nur verkündigen und in die Herzen des Volkes einführen sollen; wie umging man zuletzt nicht bei dieser unendlich wichtigen Handlung (der Verkündigung der Sündenvergebung) die heilige Kraft des Todes Jesu selbst, indem man Alles auf die Besserung des Sünders setzte, an deren Nothwendigkeit man zwar nicht zweifeln konnte, die aber offenbar erst eine Frucht der Versöhnung ist, welche durch den echt evangelischen Glauben

ben in den Gemüthern bewirkt und begründet werden so
Betrachtet man diesen Satz mit den von uns herausgehobe
Worten näher, so fühlt man sich doch wohl wieder ganz n
bei dem alten Irrthume. Denn: Erst Besserung und d
die volle Versöhnung, oder: Erst Versöhnung und die Be
rung dann! das war ja eben der Punct, um den man
seit Augustin gestritten hat. Und wenn es S. 269 hei
„Der heilige Weltversöhner, der aus Liebe für uns sta
uns die Liebe des Vaters zu gewinnen;" so w
man wieder nicht, ob man dem Verf. völlig trauen kan
wenn er anderwärts versichert, die Wirkung des Todes Je
gehe versöhnend nur auf die Menschen und nicht auf Gott. -
Einen Beleg darzu, wie der Verf. das Wissenschaftliche n
dem Kirchlicherbaulichen zu vereinigen wisse, gibt unter Andere
die Predigt über 1. Timoth. 6, 13—16: Das unsich
bare Gericht des allgegenwärtigen Gottes in de
Gemüthswelt des Menschen. Er setzt dieß unsichtba
Gericht dem allgemeinen Weltgerichte entgegen und gibt zu, da
das letztere mit seinen Schrecken für gewisse Leute nöthig un
ersprießlich seyn könne. Allein mit entschiedener Ueberzeugun
und mit Kraft und Schärfe schildert er das unsichtbare, per
manente Gericht in der eigenen Gemüthswelt des Menschen
„Warum nimmt aber nun der Mensch eine so traurige Stel
lung vor seinem Gewissen ein; warum läßt er es sich gefallen,
daß ihn seine eigene Vernunft für einen Lügner, für einen
Betrüger, für einen Meineidigen und Nichtswürdigen erklärt;
warum schlägt er nicht plötzlich die ganze Untersuchung seiner
Gedanken und Absichten nieder und spricht mit Stolze das
kühne Urtheil aus: es habe ihm nun ein Mal beliebt, so und
nicht anders zu handeln?"

Die Feinheit, womit der Verf. vor einem gebildeten Publi-
cum spricht und doch wieder die Treue, womit er der Bibel-
sprache und selbst der luther'schen Uebersetzung Nichts vergibt,

ward

und uns öfter, besonders aber an Einer Stelle bemerklich. Im Texte stand: du bringest um Alle, die wider dich huren. „Der letzte Ausdruck, sagt da der Verf., ist einer von den unverständlichen, starken und nachdrücklichen der Bibel, die unser Gefühl verletzen. Er verliert jedoch seine scheinbare Härte, wenn wir bemerken, daß die heiligen Männer Israels die Religion als eine Ehe des Geistes mit Gotte betrachten, der allein ein Recht auf unsere volle Anhänglichkeit und Treue hat; wo sie daher durch eine vorherrschende Liebe zur Welt und zu weltlichen Dingen entweiht und verleugnet wird, da erhebt sich auch in uns jene blinde Begierde, die uns von der Gemeinschaft mit Gotte losreißt und uns einem trügerischen und unbeständigen Götzen in die Arme führt." —

Zu ähnlichen Bemerkungen über die Kunst, das Gemeine zu heben und das Ordinäre würdig zu berühren, gibt uns der dritte Heft die Veranlassung. In der Predigt am 20. Sonnt. n. Trinit., die das einfache Thema führt: Der unaussprechlich hohe Werth eines unverletzten Gewissens, aber gerade durch ihre Einfachheit vor andern ansprechend ist, hat es der Verf., auf seinen Hauptsatz einleitend, mit dem Unterschiede zwischen Preis und Werthe zu thun. Hier gibt er seinen Städtern eine Schilderung aus dem Leben, die in der homiletischen Würde zu erhalten, nicht Jedermanns Sache gewesen seyn würde. „Bekanntlich, heißt es da, nennt man den Ort und Raum, wo man gewisse Gegenstände zum Tausche und Verkaufe ausstellt, einen Markt; man gibt ihm selbst wieder den Namen von denjenigen Waaren, die hier zum öffentlichen Verkehre dargeboten werden; man gewinnt hier allmälig die Ueberzeugung, daß Alles, was ein weltlicher Sinn begehrt, käuflich und verkäuflich ist; man hat sogar von einem Markte des Lebens gesprochen, weil unser ganzes Daseyn und Thun zuletzt ein steter Tausch und Handel ist und man fast für Alles, was man zu haben wünscht, wieder Etwas darbie-

darbieten und gewähren kann. Denn wie mannigfaltig u
widersprechend hier oft das Verlangen und Begehren der M
schen ist, so sind sie doch fast unter allen Völkern über
Mittel eins geworden, diese Wünsche auszugleichen und n
einem gemeinschaftlichen Maßstabe zu messen; man hat näml
aus den Tiefen der Erde ein glänzendes Metall hervorgesuc
das geformt oder ungeformt, für Alle, welche Etwas geb
oder nehmen, eine gemeinschaftliche Geltung hat; das V
hältniß dieses blendenden und geltenden Erzes nun zu De
was man kauft oder verkauft, ist der Preis für das, w
man auf dem Markte des Lebens zu haben wünscht. Da
nun im Handel und Verkehre darauf ankommt, sich über d
steigende oder fallende Verhältniß eines Tauschmittels zu de
gewünschten Gegenstande zu verständigen, so kann man m
Recht behaupten, daß alle irdische Dinge, alle Gegenstände d
weltlichen Wirkens, Verlangens und Strebens ihren Preis h
ben und daß man folglich in den meisten Fällen hoffen dar
sie zu gewinnen und ihrer mächtig zu werden, wenn man nu
das genannte geltende Mittel zu ihrem Besitze in den Hän
den hat. Nur ein einziger Gegenstand, den jeder den
kende und vernünftige Mensch als das höchste Ziel seiner Wil
lensthätigkeit betrachten muß, ist über alle diese flüchtiger
Preise erhaben u. s. w." — Nicht ohne Vergnüge
haben wir in obiger Beziehung auch die Stelle S. 404 im
dritten Hefte gelesen. Sechs Monate hindurch war an der
Kirche des Verfs. gebaut worden. Mit dem ersten Advente
weihete er sie wieder ein. Jedermann weiß es, daß bei solchen
Gelegenheiten oft Etwas gesagt werden muß, was man sonst
nur im Curial- oder Kanzleistyle zu vernehmen gewohnt ist.
Das ward manchem Redner schon zur Klippe. Aber ein
Mann, wie v. Ammon, weiß Alles in die Farbe zu kleiden,
wie sie der homiletischen Würde entspricht. In der nämlichen
Predigt haben wir jedoch auch zu tadeln. Das Thema ist

nach

Digitized by Google

zu der Adventsepistel: Wie der Christ sein kirchliches Leben bei der Wiederkehr seiner gemeinschaftlichen Andacht erneuert. Dieß ist aber mehrfach unbestimmt. Nach der Ausführung ist das kirchliche Leben mit einem eigentlich christlichen verwechselt oder stillschweigend in dasselbe umgesetzt. Die Erneuerung der gemeinschaftlichen Andacht kann entweder dem Kirchenjahre, oder dem öffentlichen Gottesdienste in der reparirten Kirche gelten. Im zweiten Falle, den man nach dem Casualen der Rede im Sinne hat, wäre der Satz jedoch Viel zu allgemein. Und endlich das seiner im Thema kann sich eben so gut auf Christ als auf kirchliches Leben beziehen. Selbst mit der Disposition dürfte dem Leser das Zweideutige des Obersatzes nicht ganz genommen seyn, die da lautet: „Wenn er alle Träume der Vergangenheit aus seinen Erinnerungen ausscheidet, welche die gegenwärtige Wachsamkeit seines Geistes hindern — die höchste Bestimmung seines irdischen Daseyns immer bestimmter in's Auge faßt — alle Fehler vermeidet, welche verführerisch für die Menschen aller Zeiten sind — und zuletzt, das heilige Bild Dessen immer mehr in sich aufnimmt, den Gott zum Herrn unserer Kirche erhoben hat." Daß übrigens die Epistel mit ihrem Aufzustehen vom Schlafe, ihren Werken der Finsterniß, ihrem ehrbarlich Wandeln und Anziehen den Herrn Jesum Christ, durch diese Disposition hindurchsticht, sieht der perikopenveste Leser von selbst. — Auch an der Predigt zur Todtenfeier läßt sich tadeln. „Der trostvolle Gedanke, daß der Tag des Todes besser ist, als der Tag der Geburt; weil er nur das Ende unseres äußeren, aber nicht unseres innern Lebens ist — weil dieses innere Leben in Gottes Welt zu einer höheren Fortbildung und Gestaltung bestimmt ist — weil Gott selbst die innige Sehnsucht nach ihr in unsere Brust gelegt und uns ihre Erfüllung durch Christum vor Augen gestellt hat." Wir sagen,

gen, es läßt sich tadeln. Denn erstens hat der Verf. Trostvolle des Gedankens im Thema angekündigt und Partition hat es nur mit dem Beweisen für seine Wahrh zu thun. Sodann nimmt die Ausführung auf das Ob des Vergleichs, nämlich auf den Tag der Geburt, nicht R sicht und erhärtet nur, daß der Tod auch gut sei. Und e lich ist der Tod doch nur unter gewissen Bedingungen von ferer Seite gut; und dieß sittliche Moment, sich unter Go Gnadenhilfe den Tod zum guten zu machen, ist übergangen. In einen wunderlichen Widerspruch hat die treffliche We nachtspredigt: Daß die würdige Feier der Gebu Jesu bei uns einen Glauben wecken soll, der s über die Schranken der Geschichte zu Gotte erhe den Verf. mit sich selbst gebracht. Hier weist er über Schranken der Geschichte hinaus, namentlich im ersten Thei wo die Zeugnisse Christi und seiner Apostel für sein vo Himmel Kommen und für das Wort, das vom Anfan bei Gotte gewesen und dann Fleisch geworden s angeführt werden. Und gleichwohl in der oben erwähnt Himmelfahrtspredigt, wie der Christ seinen Glaube an die himmlische Erhöhung Christi zur volle Reinheit und Zuversicht heranbilde, macht der zwei Theil zur ausdrücklichen Bedingung: daß er die äußere Tha sache der Erhebung Christi nicht über die Grenzen ei ner möglichen Geschichte hinausrücke! Im Grund hat wohl von Ammon von der Geburt Jesu die nämlich Ansicht, wie von seiner Himmelfahrt. Aber daß er die Sach in Worte kleidet, die der entschiedenste Supranaturalist auc nicht anders wählen könnte und dann doch wieder einlenkt un sagt: sehet, wir sind auch von Gotte kommen — das ist es, was uns nicht gefällt. Uebrigens nannten wir di Predigt trefflich; und sie ist's. So z. B. im zweiten Theile, wo die Erhebung unseres Glaubens über die Schranken der

äußeren

Digitized by Google

einer Geschichte uns nahegelegt werden, durch die fortdauernde Kraft des Wortes Jesu: „Seine irdische Stimme ist zwar längstens verhallt; es ist kein Buch, kein Bild, kein Schriftzug von ihm auf unsere Zeiten gekommen; alles was wir von ihm haben, sind nur einzelne Reden und Sprüche, die seine Schüler sammelten und, wie zerstreute Perlen aneinander reiheten; und auch diese haben durch die Uebertragung in andere Sprachen, die indessen auch wieder alt wurden, nicht an Verständlichkeit und Klarheit gewonnen. Dennoch hat fast jedes seiner Worte noch immer eine große Gewalt über uns; dennoch strafen wir mit seinen Sprüchen uns selbst und unser eigenes Herz; dennoch schlagen wir mit ihnen die Meinungen der Schriftgelehrten, die Urtheile der Weltweisen, selbst die Vorurtheile der Irrlehrer, wenn sie in stolzem Wahne an der göttlichen Wahrheit frevelten; unsere kühnsten Zweifel müssen verstummen und sich in das Geständniß auflösen: wem könnten wir anders folgen, als ihm, er hat Worte des ewigen Lebens. — Buchstaben, Bilder und Einkleidung seiner Worte fallen der Zeit und der Geschichte anheim; ihr Sinn und Geist aber gehört der höheren Welt, der ewigen Ordnung Gottes und seinem Reiche. Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte vergehen nicht." — Eben so trefflich ist der dritte Theil, der die Erhebung unseres Glaubens auf die fortdauernde Kraft der sittlichen Würde Jesu gründet. „Hätte er, heißt es da, auf Erden nur eine neue Art der Gottesverehrung begründet, nur einen Kreis von Schülern gebildet, die veralteten Religionen der damaligen Zeit zu erneuern; so würde das zwar etwas Großes, aber keineswegs noch etwas Vollkommenes und Bleibendes gewesen seyn; denn das Unvollkommene, Verkehrte und Schlechte zehrt sich zuletzt unter den Menschen selbst auf; und zwischen dem Christenthume und Heidenthume hat sich ja in der Folge noch ein Religionsstifter versucht, der, begeistert

und mit dem Schwerte gerüstet seinen Glauben über
Welttheile zu verbreiten wußte. Die wahre und allen Je
hunderten immer neue Ehrfurcht einflößende Gr
Jesu geht vielmehr aus der genauen Verbindung seiner g
stigen und sittlichen Würde hervor. — Die übri
Themata dieses Heftes sind: Frucht bringende Erin
rung an das Göttliche in einem wohlgeordnet
Staate. Die Predigt ward am dritten Jahresfeste
Staatsverfassung des Königreichs Sachsen gehalten und schli
sich würdig an die frühern trefflichen Arbeiten des Verfs. a
jenem Elemente des Politischen und Christlichen an. — 2
17. Sonnt. n. Trinit.: Leitende Grundsätze in d
Lehre von der ewigen Vorherbestimmung unser
irdischen Daseyns. Das Exordium geht von — d
trefflichen Weinlese des Jahres und dem schönen Herbste
der geistreichen und sinnigen Weise des Redners aus und ma
von der Ordnung und dem Gesetze, denen die Natur gehorch
den Uebergang auf die Leitung und Bestimmung, unter welch
der vernunftbegabte sittlichfreie Mensch stehe. Es ist uns b
dieser Predigt, wie bei vielen des Verfs. gegangen. Sie rü
ren einen überaus wichtigen und schweren Punct an. Ab
gerade da, wo wir die Linie des Gewissen und Wahren a
Sichersten an der Hand des scharfsinnigen Führers zu betrete
meinten, verläßt er uns, macht eine Wendung und an de
Doppelsinne seiner Rede scheitert das Schifflein der nach B
stimmtheit strebenden Gedanken. — Am 13. Sonnt. n. Trinit.
Was uns auffordert, bei uns das Bewußtsey
einer steigenden Verantwortlichkeit vor Gotte fü
die Sittlichkeit unserer Handlungen zu pflegen
Hier fehlt zu dem steigenden noch ein Etwas; und nac
dem Exordium, wo der sittlich Rohe dem sittlich Gebildete
gegenübergestellt wird, hätte es heißen sollen: der mit de
sittlichen Bildung steigenden Verantwortlichkeit,

oder

in irgendwie anders; nur daß das steigend ein Verhältniß und einen Maßstab gehabt hätte. — Eine überaus gelungene ist die Predigt am zweiten Bußtage über Jes. 44, 22: Daß nach Gottes weiser und heiliger Ordnung unser ganzes Menschenleben eine fortdauernde Erlösung ist; von der Macht der Sinnlichkeit — von der Gewalt des Irrthums — von der Herrschaft der Sünde — von der Furcht des Todes. Die Anwendung im zweiten Theile führt zu der Rücksprache, die ein Jeder mit sich selbst zu halten habe, auf welche Stufe der innern Freiheit — der religiösen Ueberzeugung — des stillen Friedens mit Gotte — und der frohen Erwartung eines künftigen bessern Lebens er sich erhoben habe.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Harms hat der deutschen, namentlich der rationalen Kanzelberedtsamkeit vorgeworfen, sie sei so gar arm an Bildern. In der ganzen mühlhäuser Sammlung z. B. komme, Sonne, Saat und Aernte abgerechnet, kaum ein neues vor. Wir haben bei Ammon Manches gefunden, das uns frisch und jugendlich angesprochen hat, und darin einen neuen Beweis empfangen, nicht nur, daß der meist sehr unglücklich und geschmacklos bildernde Harms Unrecht hat, sondern auch daß der Veteran, dessen Vorträgen es hier galt, nicht altert. Wie bezeichnend ist unter anderen in der Neujahrspredigt die Stelle, wo er von einer „angebrochenden Müdigkeit" Derer redet, welche die Mitternacht weltlich verlebten und dann in der Kirche Nichts taugen. Und ist nicht das „Zusammentreffen zweier Pulsschläge der alten und der neuen Zeit" auch ein Bild; und nicht selbst das Thema, was Andere freilich wieder nicht wollen gelten lassen, bildlich, wenn es von dem Zurufe der Religion an den Lebenspilger aus den sich neu aufschließenden Pforten der Zukunft handelt? Dann wieder S. 148 heißt es von der Glaubenslosigkeit unserer Zeit: „Es kostet uns schon eine gewisse Ueberwindung, das Auge unseres Gei-

stes zu einer höheren Welt zu erheben; wir stehen kalt o
doch nur halb gerührt und gläubig an dem Grabe unse
Freunde; und wenn wir uns selbst ein Mal in Stunden
teren Ernstes das eigene Grab bauen, so können wir doch
nur ein sehr zweideutiges Denkmal unseres Glaubens an
besseres Leben auf ihm errichten." — So an einer drit
Stelle: Es war von dem Leben Jesu die Rede, von ih
dem Göttlichen, der da segnete bis zum Ende, und bevor
wieder zu Gotte ging, noch durch seine Boten das Heil
Völker bedachte und bereitete. „So bricht, heißt es da,
reine und erfrischende Quelle aus Gottes Bergen hervor, u
ferne Länder in Flüssen und Strömen zu befruchten und da
im Thaue und Regen des Himmels wieder zur Quelle zurü
zukehren; so kommt Licht und Leben von Oben herab,
sich immer erneuernden Geschlechter zu durchdringen und da
als stufenweise veredeltes Geistesleben sich der höheren W
wieder zuzuwenden. — Auch der letzte Heft bietet ähnlich
Schöne und Frische dar.

Da ist unter Anderem S. 390 von einer „Sonnenhö
der Wahrheit die Rede, von der wir, wie herab von eine
Berge Gottes, die ganze Schöpfung im herrlichsten Zusam
menhange mit sich selbst und mit unserem Innern erblicke
und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem wun
derbaren Ganzen verknüpfen." — So Seite 431 von d
Bestimmung des Menschen für das Höhere: „Pflanzet d
Ceder in die Mitte bedeckter Blumenräume; kann sie Wurz
fassen, so schießt sie auf und durchbricht die Schranken, d
ihr gesetzt sind, um ihren Gipfel zum freien Lichte des Him
mels emporzurichten. Sehet den Wurm, der sich matt un
trauernd zu eueren Füßen verhüllt; er entfaltet im Verborge
nen eine schönere und edlere Gestalt und schwingt sich mi
neuen Fittigen zu den lichten Höhen auf. Ist nun de
Mensch, den Gott mit Ruhme und Ehre gekrönt hat,
nicht

ist besser, vollkommener und edler, als diese geistlosen Gebilde; strebt er aus den Banden seiner sinnlichen Knechtschaft nicht unablässig zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes empor; ist nicht sein ganzes Erdenleben eine lange Reihe immer neuer Bildungen und Verwandlungen; und wenn die letzte Hülle des irdischen Lebens sinkt, soll er da in der Entwickelung seiner herrlichen Anlagen allein zurückgesetzt, getäuscht und von Gotte verlassen seyn?" — So Seite 388, wo das Erwachen zum geistigen Bewußtseyn geschildert wird: „Da erwachten wir in einer Stunde, die wir nie vergessen können, wie aus einem langen Traume zu dem ersten Bewußtseyn unserer selbst. Wie von einem freundlichen Morgenstrahle geweckt, trat aus der dunklen Tiefe unseres Innern eine Seele hervor, welche die Welt begrüßte, sich mit dem Lichte befreundete, den ersten Blick der Liebe zwischen der nahen Mutter und dem fernen Himmel theilte und mit der nächsten Regung des eigenen Willens auch von dem Raume Besitz nahm, in dem sich ihre bisher verborgenen Anlagen entwickeln und bilden sollten." — Wir könnten noch mehr dergleichen anführen, wenn wir suchen wollten. Doch genug für unsern Beweis, so wie zur Charakterisirung dieser interessanten Vorträge überhaupt.

Der Predigten sind zusammen vier und zwanzig. Zur Herausgabe sahe sich, laut der Vorrede, der Verf. durch den Wunsch, die gehörten lesen zu können und durch das zu dessen Realisirung gleich beigelegte Pränumerantenverzeichniß genöthigt. Er meint, bei der ihm gebotenen Zersplitterung seiner Kraft im Laufe anderer Geschäffte, hätte er vielleicht strenger gegen sich selbst seyn und die Aufforderung ablehnen sollen. Aber er sei so gestellt gewesen, „lieber homiletisch tadelnswerth, als entweichend undankbar" erscheinen zu wollen. Und das ist denn in der That bescheidener, als das bekannte Versprechen eines andern Homileten, alle Predigten, die er halten werde, nur die Wochenpredigten ausgenommen, auch drucken zu lassen.

Die

Die Theologie und die Revolution. Oder: d theologischen Richtungen unserer Zeit in ihr Einflusse auf den politischen und sittlichen Z stand der Völker. — Von D. Karl Got lieb Bretschneider. — (2. Kor. 13, 8.) - Leipzig 1835 bei Vogel. 178 SS. 18 Gr.

Die Stabilitäts-Theologen der römisch-katholischen u evangelisch-protestantischen Kirche haben nach Maßgabe der ei stimmigen Grundsätze, welche sie leiten, es zu ihrer Aufga gemacht, die Freunde eines zeitgemäßen Fortschrittes in d Theologie als Urheber und Förderer der unruhigen Beweglic keit anzuklagen, welche sich in der neueren und neuesten Ze auch in dem politischen und bürgerlichen Leben der Völker a den Tag legte. Es möchte schwer zu sagen seyn, ob sie selb daran glauben, da wenigstens ein großer Theil derselben vo der geistigen Beschränktheit, welche dieser Glaube voraussetz weit entfernt ist. Da sie aber dabei des Vortheils sicher z seyn meinen, durch Verdächtigung ihrer Gegner bei de weltlichen Gewalthabern die Niederlage derselben gewisser zu be wirken, als durch Bekämpfung derselben mit wissenschaft lichen Waffen: so stellen sie sich wenigstens, als sei es ih nen voller Ernst damit. Der freisinnige Verf. der gegenwär tigen Schrift setzt diesen Ernst bei ihnen voraus und hält es daher der Mühe für werth, jene Anschuldigung einer gründli chen Prüfung zu unterwerfen oder zu untersuchen: „ob es wahr sei, daß die neu wissenschaftliche Theologie eine der wirksamsten Ursachen jener innern Aufregungen sei, welche die politische und sittliche Ordnung der Welt erschüttert haben und sie noch fortwährend bedrohen und ob hingegen die alt kirchliche Theologie und deren Repristination das wirk samste Mittel sei, jene Aufregungen zu beruhigen und die

Mo-

Digitized by Google

Sittlichkeit und die sittliche Ordnung zu befestigen?" Kurze Andeutungen hierüber hatte der Verf. schon früher in den kritischen Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst (Nov. Heft 1834) gegeben. Da ihm aber die Sache einer umfassendern Behandlung werth zu seyn schien, so unterwarf er ihr dieselbe in dieser besondern Schrift. Unter der altkirchlichen und neuwissenschaftlichen Theologie, deren Verhältniß zur politischen Lage der Dinge er näher betrachten will, versteht er übrigens dasselbe, was man gewöhnlich mit den Ausdrücken: Supernaturalismus und Rationalismus zu bezeichnen pflegt, weil er der Meinung ist, daß diese Bezeichnungen „unpassend" sind. Da dieß nun wenigstens in Hinsicht des sogenannten „Supernaturalismus" völlig wahr ist, indem dieß Wort von dem Eigenthümlichen der dadurch angedeuteten theologischen Denkweise einen ganz falschen Begriff gibt und da der Ausdruck „Rationalismus" zwar das Eigenthümliche dieser Denkweise an sich, doch aber auch nicht umfassend genug bezeichnet: so ist gegen die vom Verf. gewählte Benennung dieser Denkweisen Wenig einzuwenden, zumal da er seine Schrift auch auf solche Leser berechnet hat, welche mit den hergebrachten Kunstausdrücken der Schule nicht genau bekannt sind und daher leicht in die Versuchung kommen können, sich etwas Falsches dabei zu denken. Allerdings bedient sich der Verf. der Kürze halber auch der Ausdrücke Supernaturalismus und Rationalismus oft; durch die gewählten synonymen Bezeichnungen der altkirchlichen und neuwissenschaftlichen Theologie und durch eine nähere Schilderung der Principien, worauf beide ruhen (S. 39), beugt er aber dem gangbaren Mißverstande oder auch der absichtlichen Verdrehung vor, als ob das eigenthümliche Wesen des Supernaturalismus auf dem ausschließlichen Glauben an einen göttlichen Ursprung der menschlichen Religionserkenntniß, und das des Rationalismus auf einer gänzlichen Beseitigung alles

Positi-

Positiven oder Historischen des Christenthumes beruhe. U so ist mit dem Gebrauche dieser Bezeichnungen auch für nichttheologischen Leser kein weiterer Nachtheil verbunden.

Die Schrift selbst zerfällt in zwölf Abschnitte, wel Trotz des bunten Ansehens ihrer Ueberschriften doch in genau logischen Zusammenhange mit einander stehen. Es ist al nicht bloß dieser Zusammenhang oder der denkgerechte Fortschr in der Behandlung des gegebenen Stoffes, was sie auszeichn sondern auch die innere d. h. historisch-rationale Wahrheit d in ihr aufgestellten Ansichten, was sie jedem unbefangenen L ser empfiehlt. Das drückt der Verf. in der Vorrede bescheid ner Weise selbst aus, indem er spricht: „Ich glaube wol daß ein Anderer die hier angestellte Untersuchung besser geführ haben würde, als von mir geschehen ist; daß er aber mit B stande der Wahrheit zu einem andern Resultate gekomm seyn würde, als ich, kann ich auf keine Weise glauben. Dieser Ueberzeugung ist Rec. bei einem sorgfältigen Lesen ur Durchprüfen der Schrift auch geworden und darum in de Falle, größten Theils nur den Referenten ihres Inhaltes m chen zu können. Kaum eine und die andere Stelle war e wo er mit dem Verf. nicht ganz zusammenstimmte und soll er sich gleich im Voraus eine allgemeine Bemerkung erlaube so wäre es die, daß eine größere Gedrängtheit in der Darste lung einigen unnöthigen Wiederholungen vorgebeugt habe würde. Vielleicht hielt es aber der Verf. in Bezug auf d schon erwähnten nichttheologischen Leser für gut, ihnen da Verständniß mit möglichster Sorgfalt zu öffnen, und so wär denn des guten Zwecks halber auch dagegen Nichts zu sagen.

Im ersten Abschnitte verbreitet sich der Verf. über „de Stand der Sache" selbst oder über die Ansichten, welche ma sowohl in der katholischen als protestantischen Kirche, dort sei der Zeit der französischen Revolution, hier seit der Stiftun des heiligen Bundes geltend gemacht habe, um die Ueberzeu-

gung

ser zu begründen, in der Wiederherstellung des Jesuitenordens und des ältern katholischen Priesterthumes, sowie in der Entfernung der ehemaligen Kirchgläubigkeit liege das sicherste Mittel: Theils „dem Revolutionsschwindel und der Wiederlustigkeit der Völker einen vesten Damm entgegenzusetzen," Theils auch „den sittlichen und kirchlichen Gebrechen der Zeit überhaupt abzuhelfen." Da hierbei die Voraussetzung vorwaltet: „daß es sonst, vor einigen Jahrhunderten, ganz anders und besser gewesen sei, als jetzt, daß früher weit mehr kirchlicher Sinn, weit größere Sittlichkeit und ein weit willigerer Gehorsam gegen die Obrigkeit geherrscht habe:" so unterwirft der Verf. dieselbe in dem zweiten Abschnitte einer näheren Untersuchung, indem er in diesem Bezuge „das Jetzt und Vormals" gegen einander hält. Das Resultat davon ist dieß: daß die Klage über die Verschlechterung der Menschen schon darum Wenig für sich habe, weil sie zu allen Zeiten geführt, immer aber durch den unleugbaren Fortschritt unseres Geschlechts aus der Rohheit zu einem menschlichern Zustande widerlegt wurde, mehr aber noch darum, weil sich aus einer (hier angestellten) näheren Vergleichung der Gegenwart mit der Vorzeit z. B. mit dem Jahrhunderte der Reformation deutlich ergebe, daß es „in dieser kräftigsten Blüthezeit des Kirchenglaubens" weder um den religiös-kirchlichen Sinn, noch um die bürgerliche Fügsamkeit der Menschen besser gestanden habe, als jetzt, ja daß die Sittlichkeit des gegenwärtigen Zeitalters weit höher zu stellen sei, als die des damaligen. Dabei wird nicht in Abrede gestellt, daß unsere kirchlichen, sittlichen und politischen Bedürfnisse allerdings eine kräftige Nachhilfe nöthig machen, aber auch bemerkt, daß diese schwerlich „durch das Zurückgehen zum Alten, d. i. in der römischen Kirche durch Wiederherstellung des priesterlichen Einflusses und durch die Jesuiten, in der evangelischen aber durch Rückkehr zur Dogmatik der Reformationszeit" zu bewerkstelligen seyn dürfte. Mit der Ausführung

rung dieses Gedankens hat es der dritte Abschnitt zu th worin die dagegen sich erhebenden „vorläufigen Bedenklich ten" zur Sprache kommen, die nämlich: daß „jenes Zurü gehen zum Alten keine größere Wirksamkeit haben werde, alle dergleichen Versuche von Jeher hatten," und daß dasse „kaum als möglich anzusehen sei und andere wichtige und u aufgebliche Zustände der Gegenwart in Gefahr bringen würde. Die erstere Bedenklichkeit wird durch die schlagendsten geschich lichen Thatsachen und durch den Nachweis begründet, daß d Alte zu seiner Zeit den Eintritt des Neuen doch nicht verhi dern konnte und also jetzt noch weniger im Stande seyn werd es wieder zu beseitigen; die zweite durch Hervorhebung d Thatsache: daß der Eintritt des Neuen nicht von dem will kürlichen Gutdünken einiger Einzelnen abhänge, sondern viel mehr die Folge einer Veränderung von Umständen und Ver hältnissen sei, welche einst bestanden, jetzt aber von keine menschlichen Macht wieder hergestellt werden können. „Sie heißt es hier, (die neuere Theologie der protestantischen Kirche ist nicht die Frucht dieser oder jener freimüthigen Schriftsteller, sondern sie ist die nothwendige Folge aller der Fortschritte, welche seit 300 Jahren in dem gesammten Culturzustande der Nationen geschehen sind. — Wer also glaubt, die symboli- sche Dogmatik könne in unsern Tagen wirklich restaurirt und zum allgemeinen Glauben aller Kirchenglieder gemacht werden, der muß es auch für möglich halten, Alles, was seit 300 Jahren in den metaphysischen und empirischen Wissenschaften geleistet worden ist, ungeschehen zu machen." — „Es ist, wird dann hinzugesetzt, darum vergeblich, daß man die Kir- chentheologie durch allerhand Begünstigungen wieder herrschend zu machen sucht; daß man Tractätchen austheilt, welche sie dem Volke vorführen sollen; daß man bei Besetzung der Kir- chenämter die Theologen, welche sich an die symbolische Theo- logie halten, vor Andern begünstigt; daß man der Vertheidi-

gung

pus des Kirchenglaubens besondere Tageblätter widmet; daß man diejenige Philosophie hätschelt, welche Statt des philosophischen Mantels den kirchlichen Talar zu ihrer Bedeckung nimmt; daß man geistliche Theegesellschaften hält und dergleichen. Durch dieses Alles wird man einer für den Culturgrad des jetzigen Zeitalters nicht mehr passenden Theologie nicht wieder allgemeine Geltung verschaffen." — „Dahin kann man es freilich leicht bringen, wenn man die Orthodoxthuerei von Oben her begünstigt und belohnt, daß sie eine Menge Proselyten macht, daß das Verunglimpfen der Vernunft, das Verlästern des sogenannten Rationalismus, die demüthigthuende Selbstverachtung, welche in sich Nichts als Schwäche und Sünde findet, die Frommrederei von dem Herrn Christo, als wenn er der Weltregent allein und Gott der Vater zur Ruhe gesetzt sei und das ganze Schautragen der Kirchgläubigkeit zur Mode werde, welche Viele mitmachen, bald in redlichem Glauben, bald als Heuchler, um sich Gönner zu verschaffen, bald aus Ehrgeiz, um eine Rolle zu spielen, bald aus Mangel an Kenntniß und Prüfung der Sache. — Das mag man aber nicht hoffen, daß solches Thun und Wesen vesten Bestand bekommen und die Nationen durchdringen und umändern werde. Der religiöse Glaube, der Völker durchdringen soll, muß allgemeine Ueberzeugung werden können und mit dem Culturzustande in vollkommener Eintracht stehen." — Nachdem hierauf selbst das vielfach versuchte Vermitteln zwischen der altkirchlichen und neuwissenschaftlichen Theologie als etwas Unmögliches nachgewiesen worden ist, weil beide nach ihrem formalen und materialen Principien sich contradictorisch entgegenstehen, zeigt der Verf. noch, daß Dieses und Jenes von den entschiedensten Nachtheilen begleitet seyn würde, indem mit dem Fortschritte der Theologie auch jeder andere wissenschaftliche Fortschritt gehemmt und weder die von den Staaten promulgirte Toleranz, noch die kirchliche Union auf-

aufrechterhalten, noch auch die Sicherstellung der Völker ge
die Wuth erneuerter theologischer Parteikämpfe bewirkt wer
könnte. Daß und warum hier die Union mit zur Spra
komme, ist begreiflich genug. Denn Nichts kann klarer se
als die Inconsequenz, mit welcher man gerade da, wo m
diese Union als Folge der Ansicht von der Indiffere
aller kirchlichen Dogmen für das gemeinsame christli
Kirchenleben am Meisten betrieb und am Bereitwilligsten St
finden ließ, sie doch nur auf das Abendmahls- und Prädes
nationsdogma beschränken, die übrigen Dogmen aber in ih
vollen altkirchlichen Geltung bestehen lassen wollte. Mit Re
wird daher von den Eiferern für diese Dogmen gesagt: „S
sie daher auch für ihre Person sich für die Union erklärt h
ben mögen, so sind sie doch der That und den Grun
sätzen nach Gegner derselben und es liegt auf der Han
daß, wenn ihr Treiben und Eifern in das Volk gebracht wir
auch die Union zwischen Lutheranern und Reformirten nic
bestehen kann, sondern daß derselbe Widerspruch, der sich an
jenem Eifern in Schlesien erhoben hat, bald auch in ande
unirten Provinzen laut werden wird. Je mehr man de
starren Vesthalten an den Symbolen und Dogmen des 16. Jah
hunderts Anhänger erwirbt, desto mehr wird man der Unio
Feinde erziehen." Hätte der Verf. später geschrieben, als
schrieb, so würde er noch haben hinzusetzen können: Und
lauter man erklärt, daß die Union keinem kirchlichen Dogm
und Symbole Etwas von seiner ehemaligen Giltigkeit entziehe
solle, desto offener zerstört man in ihr sein eigenes Werk. — Di
Aeußerungen über die theologischen Parteikämpfe, die sich zu
Beunruhigung der Staaten mit der Zurückführung der Kirch
altgläubigkeit wieder erneuern würden, schließt der Verf. mi
folgender Stelle: „An den Zeloten unserer Kirche liegt e
nicht, daß nicht schon jetzt die Zwietracht in vollem Ausbruch
sei; an ihrem Verketzern, Anschwärzen und ihrem Aufreger
ded

s Volks liegt es nicht, daß noch Ruhe ist. Es dürfte aber hohe Zeit seyn, dieser fanatischen Ketzermacherei Schranken zu setzen. Man höre und lese nur, welche bedenkliche Früchte dieser Zelotismus bei Candidaten und jungen Predigern aus dieser Schule trägt, wie sie ihre Vorbilder im Eifern noch zu übertreffen suchen, wie sie von den Kanzeln schmähen und wie sie achtbare Gottesgelehrte, die nicht von ihrer Partei sind, mit dem Hochmuthe des Fanatismus begeifern. In Wahrheit, dieß wird eine unerfreuliche Zucht christlicher Hirten, welche damit beginnen, angeblich zur Ehre Christi, die christliche Demuth, Sanftmuth, Bescheidenheit und Liebe zu verleugnen. Kann wohl bei einem solchen Geiste die Geistlichkeit und die Kirche in unserem Zeitalter an Würde und Einflusse gewinnen?" —

Vom vierten Abschnitte an („der Thron und der katholische Altar") tritt der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe näher und zeigt in ihm, wie in dem fünften, („der protestantische Supernaturalismus und der Thron") daß weder in der katholischen, noch in der protestantischen kirchlichen Altgläubigkeit Etwas liege, was dem monarchischen Regierungssysteme eine Bürgschaft gegen den revolutionären Geist gewähre, der unter den Völkern vorhanden sei und die Cultur derselben bedrohe. Zunächst wird dargethan, daß der priesterlich-jesuitische Satz: „der Thron ruhe auf dem Altare" mit allen Thatsachen der Geschichte in Widerspruche stehe, indem nicht nur die ältern Monarchieen keine religiöse Grundlage hatten, sondern auch die des Mittelalters und der neuern Zeit vom römischen Priesterthume und dem Jesuitismus am Meisten gefährdet wurden; dann aber, daß überhaupt veränderliche Dogmen keine Monarchie stützen und tragen können, sondern nur die unveränderlichen Bedürfnisse der Gesellschaft und unter civilisirten Völkern wohleingerichtete bürgerliche Verfassungen. Eben so wenig, heißt es weiter, bereite der protestantische Supernaturalismus

dem

dem Throne einige Sicherheit; denn weder das A. noch d
N. Testament, auf dessen unmittelbar göttlichen Inhalt
der Supernaturalismus berufe, rede der Monarchie an sich
Wort, sondern jeder factisch bestehenden Regierungsweise, w
eben der Rationalismus auch thue, ja die supernaturalistis
Ansicht der Bibel könne sogar den Thronen gefährlich werd
und sei es ihnen schon oft geworden, wie zur Zeit des Baue
krieges und der sectirerischen Wiedertäufer, (wozu auch n
die Puritaner zu Cromwells Zeit hätten gerechnet werd
sollen) denen sich hierin neuerlich auch der supernaturalistis
de la Mennais anschloß. — Im sechsten Abschnitte we
det sich der Verf. von der bisherigen negativen Beweisführu
zu der positiven: daß „die wissenschaftliche Theologie der R
volution" nicht den mindesten Vorschub leiste. Diese Beweis
führung beruht auf Erhärtung der thatsächlichen Wahrheite
daß von Anbeginn bis Jetzt kein historischer Zusammenhan
zwischen demokratischen Bestrebungen und theologischer Aufkl
rung bestand und daß eben so wenig an einen innern Zusam
menhang zwischen beiden zu denken sei. Sehr zeit- un
zweckmäßig ist in der anziehenden Ausführung dieser Sätze di
Bemerkung gemacht, die schon oft in diesen Blättern gemach
wurde, daß nicht der Rationalismus, sondern der Supernatu
ralismus mit den demagogischen Bestrebungen der neuesten Zei
im Bunde gegangen sei. Der Verf. spricht sich darüber s
aus: „So wie Münzer und de la Mennais (ihre revolu
tionären Aufreizungen) mit biblischen Sprüchen und Orakeln
beginnen, so begann auch eine berühmte Rede des Wartburg-
festes mit dem Orakel Jes. 63: „Wer ist der, so von Edom
kommt ꝛc." Es ist bekannt, wie man beim Turnwesen und
ähnlichen Vereinen einen Anstrich von Altgläubigkeit und Fröm-
melei fand. Wie jene Partei gemeint hat, dadurch ihre Zwecke
zu fördern, das können vielleicht Männer, wie Hr. D. Heng-
stenberg in Berlin, wissen, der früher in genauerer Verbin-

dung

ganz mit diesem Parteiwesen gestanden hat. Gerade aber von dieser Seite des Hrn. D. Hengstenberg und der ihm anhängenden Partei geht die grundlose und gehässige Anklage vorzüglich aus, daß die theologische Aufklärung die Revolution begünstige. Wollten die sogenannten Rationalisten Gleiches mit Gleichem vergelten, wollten sie behaupten, daß die Demagogie sich nur hinter die Orthodoxie verstecke, sich durch dieses Mittel die Herrschaft über den Geist des gemeinen Mannes erkämpfen, ihn zu einem Werkzeuge für ihre Plane bilden und den Fanatismus in ihm begründen wolle: so würde für eine solche Anklage es wenigstens nicht ganz an scheinbaren Thatsachen fehlen; sie würde das Beispiel der Bauern und der Wiedertäufer zur Reformationszeit, der gläubige Schein in den demagogischen Verbindungen, der revolutionäre Feuerbrand des Franzosen de la Mennais, die Widersetzlichkeit der steifen Kirchgläubigen in Schlesien und bei Halle und die Spuren eines innern Zusammenhanges dieser Partei in verschiedenen Ländern einer solchen Vermuthung nicht weniger Vorschub thun und könnten wohl jede Regierung nicht mit Unrechte bedenklich machen, einer solchen Partei irgend förderlich zu seyn *)."

Im

*) Ref. hält es der Mühe werth, denjenigen Lesern, denen die Erinnerung an die Turner- und Demagogen-Zeit nicht mehr klar verschwebt, einiges dahin Gehörige in's Gedächtniß zu rufen. — „Die actenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe" in der berliner Staatszeitung vom Jahre 1819 lehrten deutlich, daß alle für die Republicanisirung Deutschlands „durch Dolchen und Abmurksen" gewonnene Jünger „recht fromme Christen nach neuester Art und Mode waren." So hieß es in einem ihrer Gesellschaftslieder:

„Wo je die Welt was Großes sah',
Da gab es Streit und Kampfesnoth;
Wo je was Göttliches geschah',
Da gab es Stätten blutigroth.

Wo

Im siebenten Abschnitte schildert der Verf. „die S
tur der politischen Bewegungen unserer Zeit," um die Ue

Wo Völker sind gefangen,
Durch Blut sie wurden frei;
Am Kreuze mußt' Er hangen,
Daß Gott gesühnet sei."

Ein „Betgedicht um Segen zu der Revolution" (mit
Anfange: „Verlaß uns nicht, Herr hochgelobt, — Wenn
lich wird das Jahr erscheinen — Wo Bruder gegen Bru
tobt u. s. w.") sprach die Bitte aus:

„Des Priesters Segen gieb Gedeihn,
Dein Geist treib' alle Waffenschmiede;
Zum Beten woll'st du Kraft verleihn
Dem Weib', dem Barden zu dem Liede.

Die Jugend führ' zu Bibel und Geschichte,
Zur Lust, ein frei Geschlecht zu werden;
Des Wehrmanns Hieb gieb voll Gewichte,
Die bleiben, bett' in deine Erden."

Einer von diesen Verbündeten schrieb in das Stammbuch
nes Geistesgenossen: „Ist unser Werk (die Revolutionirun
Deutschlands) von Menschenhand, so wird's vergehen; is
aber aus Gott', wer will's dämpfen? Ap. Gesch. 5, 38."
Ein Anderer bekannte zum Untersuchungs-Protocolle: „Unse
Bibelunterhaltungen wurden auf politische Gegenstände a
gewandt." — In dem Liede der „Unbedingten" bei'
Abendmahle hieß es:

„Den ich im Tod' nur hoffe zu umarmen,
Läßt lebend mich an seiner Brust erwarmen,
Seit ich in seinem Blute
Zerbrach den Tod
Und des Gewissens Ruthe."

Wie der Meuchelmörder Sand, der zu diesen Unbedingte
gehörte, mit dem altkirchlichen Glaubenssysteme gleic
fa

gung zu begründen, daß dieselben aus ganz andern Ursachen, als aus der neuwissenschaftlichen Theologie, hervorgingen. Er rechnet, nach einer wohlgerathenen Auseinandersetzung der hier in Betracht kommenden geschichtlichen Verhältnisse, im Allgemeinen dahin: „das sehr rege gewordene Bedürfniß des dritten Standes nach solchen Verfassungsformen, welche ihm Sicherheit, gleiche bürgerliche Rechte mit andern Ständen und eine verfassungsmäßige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gewähren," und knüpft daran die Erinnerung, daß die Befriedigung dieses Bedürfnisses das hauptsächlichste Mittel sei, jene Bewegungen zu stillen, nicht aber die Besänftigung „der Hierarchie und der Frömmelei," oder das bloße Verlassen auf „Polizei und Militärmacht." Da es sich aber dabei immer fragt: was man zu thun habe, um auch in kirch-

---

sam coquettirte, ist bekannt, indem unzählige Aeußerungen desselben in seinen Briefen, seinem Tagebuche und vor Gericht ihn als einen rechtgläubelnden Fanatiker darstellten. — Was der Verf. von Hengstenberg's demagogischer Laufbahn bemerkt, paßt auf Viele seines Gleichen und es ließe sich ein großes Namenverzeichniß von jetzigen theologischen Professoren und Geistlichen anfertigen, welche den Rationalismus verdächtigen und es für vergessen halten, daß ihr wahrer oder auch nur angeblicher Supernaturalismus sie nicht hinderte, Complotte gegen die Regierungen zu schmieden und von ihren demagogischen Fieberträumen in Gefängnissen und auf Vestungen zur Besinnung zu kommen. — Deutlicher aber, als Alles, zeugt für das revolutionäre Element der kirchlichen Altgläubigkeit die von der Partei des D. Scheibel ausgegangene neueste Opposition gegen die preußische Regierung und man hat alle Ursache zu fürchten, daß mit dem, was schon geschehen, die Hartnäckigkeit und Gefahr derselben noch nicht erschöpft seyn werde. Sie hat unter Anderem gelehrt, daß der vor ein Paar Jahren vom D. de Valenti (in seinen verständigen Halloren") an's Volk ergangene Ausruf: in politischen und kirchlichen Dingen sich selbst zu helfen, gute Früchte getragen hat.

kirchlich-religiöser Hinsicht eine angemessene Mitwirkung he
zuführen, so stellt der Verf. im achten Abschnitte Alles
die Maßregel: „nicht das Wissen durch den Glauben zu
terdrücken, sondern Glauben und Wissen in genaue Einh
mit einander zu setzen," oder nicht eine alte, vergangene
dem jetzigen Bildungsstande widersprechende Dogmengläubi
zu befördern, sondern eine Religionserkenntniß, wie sie
wissenschaftlichen Cultur der Gegenwart angemessen ist.
gefährlich das Gegentheil davon sei, wird an dem sich vor
dern dazu darbietenden Beispiele Frankreichs veranschaul
das, weil man es daselbst zu seiner Zeit nicht zur Reforma
kommen ließ, nach und nach von einem abgestandenen D
menglauben zu völligem Unglauben übersprang und darum
für sein bürgerliches Wohlergehen unentbehrlichen religiö
Elements jetzt fast ganz entbehrt. Wie nöthig es aber a
in Deutschland sei, die innigere Vermählung, welche sich
zwischen Glauben und Wissen seit der Reformation nach
nach selbst machte, aufrecht zu erhalten, wird auf das Uek
zeugendste aus der Unfähigkeit Luthers nachgewiesen, b
in volle Uebereinstimmung zu bringen, und aus dem schmer
chen Bewußtseyn, das er selbst davon hatte. Diese letzt
Partie des Abschnittes (S. 115 – 128) ist eine der anz
hendsten der ganzen Schrift; denn sie belegt durch die klars
Aeußerungen Luthers, in welche traurige Gemüthskämpfe
sich durch das Festhalten seiner augustinischen Dogmen stürz
obgleich sie seiner gesunden Vernunft eben so sehr wie dem re
erkannten Inhalte des Evangeliums widersprachen. Ref. ka
nicht umhin, hier nur zwei kleine, aber inhaltschwere Stel
anzuziehen. Es ist, heißt es (S. 125), hieraus zu erkenne
„daß schon zu Luthers Zeit ein Conflict zwischen Glauben u
Wissen vorhanden war, den er selbst und viele Andere empfa
den und in dem wir den Vorläufer der neuern The
logie erkennen müssen. Es ist daher Nichts lächerlicher u
ung

Digitized by Google

nichts zugleich, als wenn man diese neuere Theologie als ein Machwerk dieses oder jenes theologischen oder philosophischen Muthwillens, oder als Folge des Vorwitzes und der Ungläubigkeit einiger Philosophen und Gottesgelehrten auszuschreien sucht. Was dem glaubensvesten und frommen Luther selbst, nach seinem eigenen Geständnisse, so oft begegnete, nämlich daß er am kirchlichen Dogma (von der Inspiration der Schrift, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung von ihr durch den Glauben an Christum, von der Auferstehung des Leibes u. s. w.) zweifelhaft wurde, das mußte ja wohl andern forschenden und denkenden Männern auch begegnen und um so mehr, da die Fortschritte der Wissenschaften zu unserer Zeit mit Luthers Dogmatik weit weniger harmoniren, als vor 300 Jahren. Sie deßhalb verfolgen, von ihren Lehrstühlen oder aus der Kirche treiben wollen, wäre eine ganz zwecklose Ungerechtigkeit. Vielmehr haben diese Theologen das große, aber unerkannte und ihnen von Niemand gedankte Verdienst, zu verhindern, daß nicht auch die Deutschen, wie die Franzosen, vom Aberglauben zum gänzlichen Unglauben übergesprungen und simonistischen Theorieen geneigt worden sind." Die andere Stelle am Schlusse des Abschnitts (S. 129) ist diese: „Stellt man also den Glauben der Christen, wie unsere neuesten Altgläubigen wollen, wieder auf dieses Dogma (das Dogma von der Inspiration) als seine Basis, wie es Luther that, ohne den Glauben mit den Fortschritten der Wissenschaften auszugleichen, so setzt man das Ganze der Gefahr eines unvermeidlichen Falles aus. Gelänge es den Eiferern, die Regierungen so weit zu verblenden, daß die wissenschaftliche Theologie von den Kanzeln und den akademischen Lehrstühlen wirklich verdrängt würde und daß man in der Kirche Nichts mehr vernähme, als die Theologie der evangelischen Kirchenzeit: so würden wir nach einem Jahrhunderte dieselbe Erfahrung machen, die Luther an sich machte, wenn er mit

dem Kirchenglauben „Gott und Christum" verloren haben versichert, und welche Frankreich zu seinem großen im Verderben gemacht hat, indem es mit dem katholischen Do auch Gott und Christum einbüßte. Was die altgläubigen ferer jetzt treiben und anstreben, das eröffnet den V zum Unglauben und zur Irreligiosität für kü tige Geschlechter." Ref. setzt hinzu: es hat ihn theiln schon für's jetzige Geschlecht eröffnet. Denn eben dem Boden, wo die altgläubigen Eiferer am Lautesten tol ist eingestandener Maßen das vielberüchtigte „junge Deut land" erwachsen, das mit frecher Stirne den Glauben Gott als das Product menschlicher Verzweiflung verhöhnt zu den Monstrositäten einer idealistischen Speculation zä Von dem irrationalen Widersinne der Dogmen, welche j Eiferer als den wesentlichen Inhalt der Offenbarung Go durch Christum priesen, entlehnte dieses junge Deutschland Maßstab, nach welchem es alle Religion schätzte und fand darum abgeschmackt und lächerlich. Und wenn dasselbe Sittenlosigkeit das Wort redete und im Gegensatze dem „spiritualistischen" Christenthume „die Emancipation Fleisches" bewirken wollte, so gab es nur der Weisheit pra sche Geltung, mit der ein vielgepriesener theologischer Dialel ker seine Schule zu überreden suchte: die Religion habe das ausschließliche Product des Gefühls des Absolut durchaus Nichts mit Moral zu thun und man kön ein tief religiöser Mensch seyn, ohne Etwas nach den sittlich Vorschriften des Gewissens und des Christenthums zu frag So weit haben uns die Afterweisen gebracht, welche einen v nünftigen geläuterten Christenglauben verächtlich behandeln u ihn entweder als neologische Ketzerei oder als das Product m leidswerther Oberflächlichkeit darstellen. Schon jetzt „folg ihnen ihre Werke nach" und die Atheisterei und Frivolität nes jungen Deutschlands ist ihr Denkmal. — Daß m

„In

„in dem religiösen Glauben und den Wissenschaften volle Eintracht" hergestellt werden könne, zeigt der Verf. im neunten Abschnitte. Es komme, sagt er, hierbei nur darauf an, daß man das ewig Wahre in der Religion, die unveränderlichen Ideen, auf denen ihr eigenstes und innerstes Wesen beruht, gesondert von den Formen, Bildern und Begriffen, in welche sie dem Bedürfnisse früherer Zeiten gemäß gekleidet wurden, verstehe und sie den Forderungen der Wissenschaft und des jetzigen Bildungsstandes angemessen ausspreche und darstelle. Den verbrauchten Einwurf, daß auf diese Weise keine christliche, sondern eine von allem Positiven entkleidete philosophische Religionslehre gewonnen werde, wie sie etwa auch ein Sokrates gehabt habe, weist der Verf. kräftig ab. „Erstlich, sagt er, haben wir die religiösen Ideeen, wenn sie gleich in der Vernunft liegen, doch aus dem Christenthume und durch dasselbe; sie sind durch die christliche Kirchengemeinschaft unter die Völker gebracht, in ihnen erweckt und belebt worden; (und dann) haben sie in der heiligen Schrift und in der christlichen Kirche ihre Geschichte, deren wir nicht entbehren können; wir knüpfen sie an einen historischen Punct, den geschichtlichen Christus und seine Kirche an; die Bilder und Formen, so wie die Worte, in denen sie in den Gemüthern des Volks liegen und durch welche sie gleichsam getragen werden, sind aus dem Christenthume und der Bibel genommen und wir müssen darauf einen großen Werth legen, da das religiöse Leben, wenn es das Volk durchdringen soll, seine Geschichte haben, aus der Vergangenheit hervorgehen und sich auf dieselbe zurückbeziehen muß. — Nur dieses verlangen wir, daß die Theologie, die eine Wissenschaft seyn soll, nicht das Zeitliche und Oertliche in der Schrift mit dem Ewigen und Bleibenden, nicht die Form mit der Idee, nicht den Weg mit dem Ziele, nicht die Entwicklung mit dem Entwickelten, die Stufen zum Tempel mit dem Allerheiligsten verwechsele und vermenge." — Hierauf stellt

stellt der Verf. die wesentlichsten religiösen Ideeen des Chri
thums, die mit der Wissenschaft in vollkommenster Eint
gehen, einzeln auf und wenn er auch dabei Dieß und J
coordinirt haben sollte, was einander subordinirt ist, so ist
so viel wahr, daß sich mit ihnen die Dogmen nicht vertr
welche Augustin und Anselm der heiligen Schrift an
teten und welche Luther und Calvin auf Treue und G
ben als christlich-religiöse Ideeen von ihnen annahmen,
Grundlage ihre ganze Theologie machten und diese dadurc
Widerstreit nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit
philosophischen und empirischen Wissenschaften setzten. Da
wird dann die Nothwendigkeit der Bestrebungen hergel
welcher sich die neuere Theologie gab, die wesentlich christli
Religionsideeen von diesen widerchristlichen Zuthaten zu rein
und bemerkt, daß durch die ruhige Weise, wie dieß gesch
der Friede der Kirche durchaus nicht gestört worden seyn wü
wenn nicht die Eiferer für den altkirchlichen Lehrbegriff seit 1
den größten Lärm darüber erregt und nach allen Seiten
Anathema gerufen hätten. — Am Schlusse des Abschn
wird noch die Nothwendigkeit berührt, die wesentlich christli
Religionsideeen mehr, als es bis jetzt der Fall war, in u
rem Cultus und unserer Liturgie darzustellen. Hier wi
aber Ref. manche Einrede zu erheben haben, wenn ihm
Raum dazu gegeben wäre.

Im zehnten Abschnitte, „Theologie und Sittlichk
überschrieben, weist der Verf. nach, daß, wenn die jetzige
ihre unleugbaren sittlichen Gebrechen habe, diesen gewiß n
durch Repristination der altkirchlichen Ohnmachtslehre, E
sungs- und Rechtfertigungstheorie abzuhelfen stehe, weil
Mißbrauch derselben zur Sicherheit im Sündigen gar zu n
liege, sondern durch das, was die neuere Theologie wolle, di
kräftige Geltendmachung des sittlichen Geistes des C
stenthums, welcher durch die, hierin unsterblich verdiente, k

tis

Digitized by Google

die Philosophie erst recht an's Licht getreten, durch die Schellingische und hegelsche aber wieder verdüstert und gleichsam außer Umlauf gesagt worden sei. Dasselbe Ziel, wird hinzugesetzt, hätten die Altkirchgläubigen verfolgt, indem sie die Moralpredigen in Verruf zu bringen und durch die Predigt ihres sogenannten Evangeliums zu verdrängen suchten. Als Prediger desselben, heißt es, „suchen sie dem Menschen erst einzureden, er sei vermöge der Erbsünde durch und durch schlecht, gottlos und verdammlich, ohne alle Kraft zum Guten; dann flößen sie ihm durch die Schilderung des Zorns, in welchen Gott über solches Verderben gerathen sei und der gräulichen, ewigen Strafen der Hölle, mit denen er drohe, ein heiliges Schrecken ein, damit er eine Sehnsucht bekomme nach einem Retter und endlich beruhigen sie ihn mit der Versicherung, daß jenes Schrecken ein vergebliches sei, wenn er nur an jenen Retter glauben könne, der alle seine Strafe schon längst getragen habe.“ Ganz anders, wird hinzugesetzt, d. h. nicht sittlich erschlaffend, sondern sittlich kräftigend suchten die sogenannten Moralprediger zu wirken, wie man dieß an den Predigten eines Reinhard sieht, „die an männlicher Beredtsamkeit bis jetzt noch unübertroffen sind und noch mit Erbauung werden gelesen werden, wenn die geschraubten, witzelnden, wortklingelnden, vernunfthöhnenden Predigten unserer neuesten Supernaturalisten längst werden vergessen seyn.“ — Da jedoch von denen, welche das Christenthum echt und dem Bildungsgrade der Zeit angemessen predigen, nicht Alles erwartet werden kann, was zur sittlichen Verbesserung des jetzigen Geschlechts Noth thut, so stellt der Verf. in dem übrigen Theile dieses Abschnitts noch Forderungen auf, denen man an rechter Stelle die allgemeinste Beherzigung wünschen muß. Diese Forderungen gelten denen, welchen die gesetzgebende Leitung des bürgerlichen Lebens anvertraut ist, und betreffen viele notorische Gebrechen und Mängel, die

man

man im Widerspruche mit dem sittlichen Geiste des Chri thums in ihm bestehen läßt, z. B. allzumilde Bestrafung sittlicher Handlungen, Auszeichnung unsittlicher, aber bürge brauchbarer Menschen durch hohe Stellen und Würden, Ai gung indirecter Abgaben, Gestattung der Duelle, Förder eines Militärgeistes, der sich über Anstand und Sitte keck l wegsetzen und selbst der bürgerlichen Ordnung Hohn sprec darf u. s. w. — Auch die innere und äußere Politik Staaten wird in diesem Bezuge in Anspruch genommen u dargethan, daß sie dem sittlichen Verderben der Zeit so la Vorschub leisten werde, als sie sich nicht von dem Vorwu befreie, zur Verletzung sittlicher Grundsätze gleichsam bevorre tet zu seyn. Ref. weiß es dem Verf. Dank, daß er dies Thema hier ganz furchtlos anschlug; kann aber doch den Wunsc nicht unterdrücken, es von ihm oder von jemand Anderm ein M recht ausführlich und freimüthig durchsprochen zu sehen, da ganz unverkennbar ist, daß in dem unchristlichen Geiste u serer christlichen Staaten alle Uebel der Zeit, wie in ihre tiefsten Grunde ruhen und daß alle sonstige Heilmittel gege diese Uebel ganz wirkungslos oder doch nur palliativ sind, s lange jener Geist nicht ein anderer wird. — Im eilfte Abschnitte gibt der Verf. einen kurzen „Rückblick auf da Ganze," welcher damit schließt: „Wer da rathen kann, jede Veränderung zum Bessern zu widerstreben, jede Bewegung de Menschengeistes zu hemmen, auch das Mißbräuchlichste festzu halten, das Heil der Welt bei dem römischen Priester thume und den Jesuiten, oder bei den altkirchlichen Zeloten und den Frömmlern zu suchen und daneben List und Gewalt zu gebrauchen, der ist ein verderblicher Rathgeber, säet nur die Zähne des Drachen und gefährdet die Monarchie, die Kirche und die gemeine Wohlfahrt." —

Als zwölften Abschnitt hat der Verf. einen Anhang beigefügt, welcher die Ueberschrift führt: „Die hegelsche Phi-

losophie

sophie als Heilmittel des Zeitalters." — Anlaß dazu gab ihm das stolze Vorgeben, als sei diese Philosophie vor jeder andern geeignet, „den christlichen Glauben zu repristiniren, das Zeitalter wieder religiös und sittlich zu machen und so zur Beruhigung der Völker und zur Erhaltung der kirchlichen und politischen Ordnung wesentlich beizutragen." Daß nun dieses Vorgeben nicht den mindesten Grund habe, erweist der Verf. durch Aufstellung der drei sonnenklaren Sätze: Es fehle jener Philosophie an der allgemeinen Verständlichkeit, welche dazu erforderlich sei; sie stehe mit dem Christenthume in dem entschiedensten Widerstreite und laufe auf bloße Phantasterei hinaus, weil sie über das uranfängliche Wissen des Menschen hinausgehe. Neues hat der Verf. gegen den Götzen der Zeit hiermit nicht ausgesprochen, wohl aber das Hohle und Leere dieses Götzen klarer, als irgend Jemand, zur Anschauung gebracht, vorzüglich da, wo es der Beweisführung gilt, daß Hegelei und Christenthum zwei contradictorische Gegensätze sind. Der Gott des Christenthums, zeigt der Verf., ist ein individualer und persönlicher, der Gott Hegels ein bloßer Begriff Gottes, der dadurch Wesen und Seyn annehmen soll, daß der Mensch sich seiner bewußt wird. Der Gott des Christenthums ist der vollkommenste Geist, der Gott Hegels ein Gebilde des Menschengeistes, dem jede Unvollkommenheit anklebt, mit welcher sich ihn dieser nach seinem verschiedenen Bildungsgrade denkt. Und wenn das Christenthum den Menschen für ein selbstständiges Individuum erklärt, das durch Sittlichkeit in immer größere Gemeinschaft mit Gotte treten soll und mit identischem Selbstbewußtseyn seines Ichs Unsterblichkeit und Vergeltung zu erwarten hat: so erklärt Hegel das Sichdenken des Menschen als eines selbstständigen, nicht im Begriffe mit Gotte identificirten Wesens, für einen Abfall von Gotte oder für die Hauptsünde desselben und die Hoffnung einer ewigen Fortdauer für ein selbstsüchtiges Verlangen,

gen, welchem nie Genüge geschehen werde. Und eine Phil
phie, die nach ihrer theoretischen Seite idealistischer Atheism
ist, nach ihrer praktischen aber höchstens zu einem unthäti
Quietismus führt und dem Menschen alle Möglichkeit
allen Preis eines ernsten Strebens nach Sittlichkeit rau
sollte die gegenwärtige Zeit wieder religiös und sittlich mach
Auf das trügerische Spiel, welches die hegelsche Theologie,
ihren Repräsentanten in Marheinecke hat, mit den ein
nen Lehren des Christenthums und den Dogmen der Kir
treibt, geht der Verf. der Kürze halber nicht näher ein. N
bei der Lehre von Gotte und der Unsterblichkeit zieht er ein
Worte jenes Mannes an, um darzuthun, in welchen sinnlee
Phrasen sich der widerchristliche Unglaube vernehmen läßt,
in seinem Hochmuthe der Welt über das Wesen des christlich
Glaubens erst den rechten Aufschluß gebracht zu haben mei
Es gibt bei solchen Erscheinungen keinen weitern Trost,
den, daß sie vorübergehen und nur eine momentane Bethöru
zu bewirken im Stande sind.

Die Leser nach dem Beigebrachten zu einem genauern u
sorgfältigern Studium der vorliegenden Schrift zu ermunter
wäre etwas Ueberflüssiges.

Predigten über evangelische Perikopen und einig
freie Texte, gehalten und herausgegeben vo
H. F. F. Sickel, Director des königliche
evangelischen Schullehrer-Seminars und de
Taubstummen-Institutes in Erfurt und Mitglie
der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissen
schaften daselbst, früher Oberprediger an de
L. Frauenkirche in Acken a. d. Elbe. Halber
stadt

stadt, 1833. Verlag von Friedrich August Helm.

Nur auf einem Wege, sagt der Verf. gegenwärtiger Predigten in der Vorrede zu denselben, kann der christliche Prediger das ihm vorgesteckte Ziel erreichen; wenn nämlich nicht er selbst, sondern das Evangelium des Herrn zu dem Herzen der Gemeinde redet. Deßhalb liege es demselben ob, den Text nach den jedesmaligen Bedürfnissen der Zeit und des Orts so zu benutzen, daß derselbe dem Hörer ein Spiegel werde, in dem er das eigene Leben beschauen könne; und er selbst, der Verf., habe es sich aus demselben Grunde zum Gesetze gemacht, sich auf das Strengste an den Text zu binden und nur an diesen jedes seiner Worte zu knüpfen. Wir erlauben uns, diesen Aeußerungen, in Beziehung auf die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Predigten, einige Bemerkungen hinzuzufügen. Auch wir nämlich halten dafür, daß der Geistliche den Zweck der Erbauung immer am Sichersten erreicht, wenn er bei seinen Vorträgen von dem Geiste und Inhalte des Evangeliums sich leiten läßt; weil dieser Geist, wer ihn nur richtig aufzufassen versteht, durchaus als ein religiös-sittlicher erscheint, und dieser Inhalt dem ernsten Nachdenken überall als eine reiche Quelle sich darbietet, aus der die höhern Bedürfnisse des menschlichen Herzens und Lebens befriedigt werden können. Darum ist es auch keine leere Form, wenn den christlichen Predigten irgend eine Bibelstelle zu Grunde gelegt wird. Denn nicht allein soll dieser Stelle der Hauptgedanke entnommen werden, der in dem Vortrage selbst entwickelt, zur deutlichen Anschauung gebracht und praktisch angewendet werden muß; sondern auch die unterliegenden Gedanken, die sogenannten Theile soll sie, wo möglich, an die Hand geben, sie soll, gleichsam als der Grundton, überall durchklingen, alle ausgesprochene Behauptungen müssen in ihr ihre sichere Stütze finden;

finden; und wenn überhaupt kräftige Bibelaussprüche gewis
maßen das Salz, die Würze der Predigt sind, so ist es
sonders auch die öftere, ungezwungene Wiederkehr des Tex
die dem Vortrage Anklang und Eingang verschafft. Text
mäß soll die Predigt seyn und es ist in vielen Fällen e
keine leichte Kunst, ihr diese Eigenschaft zu geben. Müs
wir nun aber dem Verf. in dieser Hinsicht beistimmen u
ihm das Zeugniß geben, daß er seine Texte recht gut zu
nutzen verstanden habe, indem er den jedesmaligen Sinn d
selben richtig aufgefaßt, seine Hauptsätze aus ihnen auf nati
liche Weise abgeleitet, auch die einzelnen Theile fast imm
nach ihrem Inhalte geordnet und diesen, worauf es über
hauptsächlich ankommt, praktisch angewendet hat: so hat
uns doch geschienen, als habe er sich durch die seinen Vortr
gen zu Grunde liegenden Bibelabschnitte zu enge Fesseln an
gen lassen, ein Umstaud, durch den er zu mancher Unziemlic
keit verleitet worden ist. Wir machen in dieser Beziehung z
nächst auf einige Dispositionen aufmerksam, deren Unrichtigk
aus dem erwähnten Textezwange hervorgegangen zu sey
scheint. In der 2. Pr. ist nach Mark. 14, 1—11. un
Joh. 13, 21—30. die Rede davon, daß „Nichts schnell
wachse, als die böse Lust in dem unbewachten Herzen." D
Richtigkeit dieses Gedankens wird an dem Beispiele des Juda
Ischarioth nachgewiesen und was der Verf. darüber sagt un
wie er bei dieser Veranlassung warnt, ist Alles gut und er
baulich. Aber wenn er meint, das schnelle Wachsthum der bö
sen Lust rühre daher, weil sie a. überall reiche Nahrung finde
b. jedes bessere Gefühl abstumpfe, und c. taub mache gege
jede Warnung, so ist diese Meinung Theils in der Natur de
menschlichen Herzens keineswegs gegründet und also psycholo
gisch unrichtig, Theils enthält die angegebene Disposition be
Weitem nicht alle Ursachen jenes Wachsthums; und dieser
doppelte Irrthum hat offenbar das ängstliche Anhalten an das

durch

Digitized by Go

nach den Text gegebene Beispiel hervorgerufen. Die beiden letzten Theile fallen gewissermaßen zusammen und nur die bereits groß und stark gewordene böse Lust stumpft das bessere Gefühl ab und macht taub gegen jede Warnung; so daß also Ursache und Wirkung verwechselt sind. In der 6. Pr. Joh. 15, 26—16, 4. „Wie haben wir schmerzliche Berufserfahrungen zu betrachten und zu benutzen?" behauptet der Verf. im 1. Theile, daß dergleichen Erfahrungen nicht als Früchte menschlicher Bosheit, sondern als Früchte menschlicher Verblendung anzusehen wären. So wahr es aber auch ist, daß die Aussage Jesu in der genannten Perikope diesen Gedanken andeutet, eben so wahr ist es doch gewiß auch, daß dem Wirken des Redlichen nicht immer bloß unabsichtliche Verblendung, sondern oft auch vorsätzliche Bosheit entgegentreten und wohl nur das Streben, von dem Texte in keiner Hinsicht abzuweichen, konnte den Verf. verleiten, eine solche erfahrungswidrige Behauptung aufzustellen. Festhalten soll der Prediger seinen Text und ihn seinen Vorträgen nicht als bloßes Motto voranstellen; aber beherrschen muß er denselben auch und seiner mächtig seyn, damit er sich nicht verführen lasse, entweder gegen die natürlichen Denkgesetze zu fehlen, oder Gedanken zu übergehen, deren Erwähnung durch das Thema bedingt und zur erschöpfenden Durchführung desselben erforderlich sind. Außerdem sind wir noch auf einige Mängel hinsichtlich der Anordnung des Stoffes gestoßen, welche gerade nicht in dem genannten Umstande ihren Grund haben. Die 1. Pr. stellt nach Matth. 2, 1—12. den Satz auf, „Gott, der alliebende Vater aller Menschen," und erweist die Wahrheit desselben durch folgende Theile: a. Gottes Auge wacht in jeder Stunde der Gefahr; b. seine Huld erbarmt sich unser in jeder Prüfung; c. seine Gnade ist mit uns in jeder Versuchung. Abgesehen davon, daß das Thema Viel zu weit ist, als daß die Beweise der göttlichen Vaterliebe in ihrem ganzen Umfange auch

auch nur im Allgemeinen hätten angeführt werden können, daß es also durch die Disposition bei Weitem nicht erschi ist, so sind auch die Ausdrücke — Prüfung und Versuchung zu gleichbedeutend, als daß sie sogleich deutlich bezeichnen kö ten, was unter jedem besonders verstanden werden soll. 8. Pr. handelt nach Luk. 23, 1—12.: „von dem Zeugn des Herodes für Jesum, unsern Herrn." Wenn aber in Predigt selbst dargethan wird: a. was Herodes für Jes that, b. warum er nicht mehr that, und c. in wiefern er durch seine Lässigkeit schwer versündigte, wie passen dann di Theile zu dem Hauptsatze? Der 4. und 5. Vortrag sind Ost predigten und reden: „Von unserem Zustande nach dem To im Lichte der Auferstehung des Herrn." Der erste hat zw Theile, und zeigt, wie die Auferstehung Jesu uns a. zw kein Licht über unsern äußern Zustand nach dem Tode, wo aber b. über den engen Zusammenhang dieses und des zukün tigen Lebens und über die Vergeltung gibt, die unserer wart Der 2. Vortrag hat 3 Theile und lehrt, daß wir an de Grabe des Auferstandenen Aufschlüsse a. über unsere Fortschrit zur Vollendung, b. über das Aufhören der Leiden dieser Zei c. über das Wiedersehen unserer Lieben erhalten. So schö und erbaulich aber auch der Verf. über diese Gegenstände a sich zu reden weiß, so scheint es uns doch, daß er in de Hauptsache irre, indem Jesu Auferstehung über das jenseitig Leben gar keine nähern Aufschlüsse geben kann. Mahnen ma sie uns an unsere Bestimmung für ein ewiges Daseyn nn die Hoffnung auf eine bessere Welt uns gleichsam versinnli chen; aber ein deutlicheres Licht darüber kann sie uns gewi nicht geben, weil das irdische Leben Jesu nach seiner Auferste hung mit dem geistigen Leben des Menschen nach dem Tod in gar kein vergleichendes Verhältniß gebracht werden kann. In der 9. Pr. ist nach Luc. 16, 19. u. f. die Rede „von den Früchten des irdischen Sinnes." Diese Früchte sollen

seyn

im 1) ein Leben ohne Freude; 2) ein Wirken ohne Segen; 3) ein Sterben ohne Trost. Leicht aber sieht man ohne unser Erinnern, daß diese Theile das Thema nicht erschöpfen, indem der irdische Sinn in seiner Ausartung noch weit mehr verderbliche Folgen hat, als die genannten; und wenn der Verf., um seine Behauptungen zu erweisen, namentlich in den beiden ersten Theilen zu manchen Uebertreibungen seine Zuflucht nehmen mußte, so kann man damit nicht zufrieden seyn. Das Thema der 10. Pr. nach Luk. 6, 36—42.: „Wer den Bruder nicht liebt, der bleibt im Tode," ist deßhalb nicht zu billigen, weil der Ausdruck „im Tode bleiben" nicht allgemein verständlich und von dem Verf. nicht ein Mal erklärt worden ist; und die beiden Theile — der Selbstsüchtige untergräbt sein eigenes Glück — und verleugnet seine Menschenwürde — erschöpfen wenigstens den Hauptsatz nicht, in dem Johannes bei dem genannten Ausspruche unstreitig noch andere Folgen des Mangels an Bruderliebe im Sinne hatte, als der Verf. angegeben hat. Das Leben des Christen soll ein Leben in der Liebe seyn; wer darum die Brüder nicht liebt, der ist noch im Tode, oder noch nicht zum rechten christlichen Leben gekommen — so würden wir diese Stelle aufgefaßt und nach dieser Auffassung sie behandelt haben. Außer den bisher angegebenen Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Predigten können wir auch die meist allzu langen Eingänge zu denselben nicht gut heißen. Der Verf. geht gewöhnlich gleich von dem Texte aus, erklärt denselben, wo es nöthig ist, weist die hauptsächlichsten Momente desselben nach und bahnt sich dann den Weg zu seinem Thema durch einige eingestreuete Bemerkungen. So lobenswerth dieß aber auch an sich ist, so geschieht es doch in der Regel mit allzuvielen Worten und hätte oft weit kürzer und bündiger gethan werden können; und wenn man sich im Laufe der Predigt selbst immer wieder auf das im Eingange in Beziehung auf den Text bereits Gesagte zurückgewiesen sieht, so muß

muß das wohl am Ende ermüden und den Raum verengern der vielleicht hin und wieder mit einer noch sorgfältigern Aus und Durchführung des Gegenstandes auszufüllen gewesen wäre. — Dieser, wie uns scheint, nicht grundlosen, Ausstellungen ungeachtet versichern wir jedoch den Verf. aufrichtig daß wir seine Predigten nicht ohne großes Interesse und mit eigener Erbauung gelesen haben, und glauben sie dem Publicum als in mehrfacher Hinsicht recht gelungene Arbeiten mit gutem Gewissen empfehlen zu können. Sie tragen zunächst den Charakter des wahrhaft Christlichen an sich, indem sie alle zur Sprache gebrachte Gegenstände des christlichen Glaubens und Lebens von dem religiösen Gesichtspuncte aus betrachten und gleich fern von dem beliebten Halbdunkel, in dem so Viele sich gefallen, wie von einem starren Buchstabenglauben und einem trockenen Raisonnement, immer nur die Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit im Auge haben, und diesen Zweck ganz im Geiste und Sinne der einfachen Christuslehre zu erreichen suchen. Dabei verräth der Verf. eine reife Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens, und weiß seine Zuhörer zu einer recht deutlichen und heilsamen Anschauung beider zu führen. Auch die Sprache ist einfach, edel und würdig und je nachdem es die behandelten Gegenstände erheischen, bald ruhig und gehalten, bald warm und herzlich, bald kräftig und ergreifend. Die bei Weitem vorzüglichste Eigenschaft gegenwärtiger Predigten ist aber ihre durchaus praktische Tendenz und die erbauliche Beschaffenheit, die sie insgesammt an sich tragen. Nirgends begnügt sich der Verf., die Wahrheit seiner Sätze im Allgemeinen zu beweisen und anzuwenden. Ueberall vielmehr geht er auf das Leben ein, macht einzelne aus den vielfachen Erscheinungen desselben entlehnte Beispiele namhaft, lehrt die Zuhörer an dem Gesagten den eigenen Sinn und Wandel prüfen, und hält ihnen so, wie er selbst sagt, stets einen Spiegel vor, in dem sie sehen können, wie sie gestaltet sind.

Digitized by Google

ist. Was nützt alle Schönrednerei, was hilft auch die geistreichste Auffassung und die gründlichste Durchführung einer religiösen Wahrheit, wenn dadurch das Ohr vielleicht ergötzt oder der Verstand beschäftiget, das Herz aber nicht erbaut und das Leben nicht gebessert wird? Deßhalb freuen wir uns, in dem Verf. einen Mann kennen gelernt zu haben, dem es ohne allen Nebenzweck offenbar nur um Erbauung in der wahren und mannigfachen Bedeutung des Wortes zu thun ist; und dem Publicum, das eben nur diese sucht, wird gewiß die fernere Herausgabe von Predigten aus seiner Feder willkommen seyn, die er in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Bande im Falle einer günstigen Aufnahme desselben versprochen hat. Unter den in ihm enthaltenen dreizehn Predigten möchten wir die 1., 5., 10. und 13. als besonders gelungen bezeichnen.

Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt von D. Karl Wilhelm Justi. Mit 4 lithograph. Bildern. Neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage. — Marburg bei Garthe 1835. kl. 8. 274 SS.

Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren fehlte die erste, zunächst aus ein Paar Programmen des Verfs. über die heilige Elisabeth erwachsene Ausgabe dieser Schrift in dem Buchhandel und das Verlangen nach einer zweiten Ausgabe derselben war um so größer und gerechter, je beifälliger schon jene erste aufgenommen worden war und je weniger man die gründliche und tüchtige Arbeit des Verfs. durch andere, noch obendrein fast ganz von ihr abhängige, Bearbeitungen desselben Gegenstandes für ersetzt halten konnte. Den Verzug, den der

Verf. in Folge anderer literarischer und amtlicher Beschäfftigu-
gen zwischen beiden Ausgaben eintreten ließ, hat, wie sich leic-
erwarten läßt, das Publicum nicht zu bedauern. Denn dur
denselben hat die gegenwärtige Ausgabe eine weit vollendete
Gestalt gewonnen, als die frühere und ist durch das, was d
Verf. in der Zwischenzeit an zweckdienlichen geschichtlichen Que
len und Notizen neu aufzufinden vermogte, nur um so reich
ausgestattet worden. Schon das verbürgt derselben eine gu
Aufnahme von Seiten der Zeitgenossen, mehr aber noch dc
Bestreben des Verfs., den zusammengebrachten reicheren G
schichtsstoff zu einem Gemälde nicht nur der heiligen Elisabet
selbst, sondern auch ihres ganzen Jahrhunderts zu verwende
welches in allen seinen Partieen für das jetzige ungemein vi
Anziehendes und Lehrreiches hat. Denn gab auch der Ver
seiner Schrift nicht den Titel: die heilige Elisabeth und ihr
Zeit, so wußte er sie doch im Geiste der dadurch gestellte
Aufgabe zu bearbeiten und während diese achtungswürdig
fromme Selbstquälerin, die über den vermeintlichen Himmels
gütern, nach denen sie strebte, die heiligsten Erdengüter pflicht
widrig verlor, durchweg im Vorgrunde seiner Schilderung steht
erhält doch dieser stets das rechte Licht für den Betrachter durch
sorgfältige Zeichnung des Hintergrundes des ganzen Zeitalters
auf welchem sich jene als eine einzelne hervorspringende Erschei-
nung desselben abspiegelt. Und wie der Verf. für den nur Un-
terhaltung suchenden Leser schrieb, so schrieb er auch für der
lehrbegierigen und weiter forschenden, ja selbst für den eigent
lich so benannten Historiker. Denn eben für diesen findet sich
nicht nur eine sehr inhaltreiche „literarische Uebersicht der vor
nehmsten älteren und neuern Bearbeitungen des Lebens de
heiligen Elisabeth" vorausgeschickt, sondern auch eine Meng
instructiver Anmerkungen beigefügt, welche seinem Interess
förderlich sind, während sie Derjenige überschlagen kann, wel-
chem nur an den vom Verf. aufgestellten historischen Resulta-
ten

nlegt. Bei einem so durch sich selbst und schon durch den im Namen des Verf. empfohlenen Werke hat Rec. nicht nöthig, die Empfehlung desselben durch eine in sein Innerstes eingehende Anzeige zu begründen. Es ist dazu Nichts weiter erforderlich, als den Inhalt desselben nach den einzelnen Abschnitten namhaft zu machen und auf Einiges hinzudeuten, was sich besonders den Lesern dieser Blätter vor Anderem als beachtenswerth empfehlen dürfte.

Das Ganze zerfällt in neun einzelne Abschnitte, diese aber haben im Wesentlichen folgenden Inhalt: Im ersten Abschnitte werden die einfachen Ereignisse erzählt, welche die frühesten Jugendjahre der heiligen Elisabeth ausfüllten und vermöge ihrer, zum Theil durch den Geist der Zeit (des dreizehnten Jahrhundertes) bestimmten Eigenthümlichkeit auf die ganze Geistes- und Gemüthsrichtung derselben einen entscheidenden Einfluß äußerten. Im zweiten tritt die heilige Elisabeth, noch in sehr zartem Alter, als Gemahlin des Landgrafen von Thüringen Ludwig's IV., auf und entwickelt unter der liebevollen und schonenden Behandlung dieses edeln Fürsten und musterhaften Gemahls ihre Neigung zu einer, an Verschwendung grenzenden, Wohlthätigkeit gegen Nothleidende und zu einer maßlosen, schwärmerischen und selbst ihre Gesundheit untergrabenden Andächtigkeit immer sichtbarer. Im dritten Abschnitte ist die Rede von ihren vier mit Ludwig erzeugten Kindern und deren Schicksalen. Im vierten findet die inhaltreiche Schilderung des wichtigen Wendepunctes Statt, welcher mit dem auf seinem beabsichtigten Kreuzzuge eingetretenen Tode ihres Gemahles begann; der Mißhandlungen, die sie von nun von ihren nächsten landgräflichen Verwandten und ihren eigenen bisherigen Unterthanen und Pfleglingen zu erfahren hatte; des unstäten und armseligen Lebens, welches sie zum Theil aus überspannter Frömmigkeit und ihrem hierdurch bedingten Widerwillen gegen eine zweite Heirath führen mußte,

und der endlichen Uebersiedelung derselben nach ihrem stillen nur von zwei vertrauten Dienerinnen und ihrem berüchtigte Beichtvater, Konrad, getheilten Wittwensitz Marburg. Im fünften tritt dieser auf Sinn, Thun und Schicksal der heili gen Elisabeth so entscheidend einwirkende Konrad von Mar burg selbst in der anschaulichsten Gestalt auf, und Alles, wa seine Herkunft, seine Bildung, seine geistlichen Ordensverhält nisse, sein Ketzerrichter-Amt, seinen hierarchisch dummen un frevelhaften Uebermuth gegen seine fürstliche Beichttochter un seine durch die schreiendsten Schandthaten wohlverdiente endlich Ermordung betrifft, entfaltet sich zu einem Gemälde, welche besonders für deutsche Leser ein großes Interesse hat, da diese Mann, einige kleinere Nachäffer desselben im 17. und 19 Jahrhunderte abgerechnet, der erste und letzte Inquisitor Deutsch lands war. Im sechsten Abschnitte wird die meist nur durch eigene und durch Konrad's Schuld höchst bedrängte und mühselige Lage der Elisabeth in ihrem Wittwenstande und ihre fortgesetzte schwärmerische Wirksamkeit, sich durch die über triebensten Selbstquälereien und Verdienstlichkeiten den Himme zu erwerben, geschildert und nachgewiesen, wie eine Gemüths stimmung, wie die ihrige, wohl fähig war, zwischen dem Loos zu ihrem königlichen Vater nach Ungarn zurückzukehren oder sich in das von ihr erbaute Hospital zu Marburg zu ver schließen, das Letztere zu wählen. Im siebenten Abschnitt handelt es sich von den letzten Lebenstagen derselben, von ih ren Vorbereitungen zum Tode und von dem wirklichen Eintritt desselben (in ihrem 24. Lebensjahre). Im achten und neun ten Abschnitte wird von der Ehrfurcht erzählt, welche man nach den Begriffen der Zeit von der von ihr bewiesenen Fröm migkeit ihrem Leichname zollte; von den Wundern, welche man ihr beilegte; von der Heiligsprechung derselben; von dem Aber glauben, den man mit ihren Gebeinen trieb; von den Den mälern, welche man ihr widmete und hier besonders von d

ih

Digitized by Google

k zu Ehren erbauten deutschen Ordens- oder Elisabeth-Kirche
p Marburg, ihrem Begräbniß-Monumente darinnen und
ssen Schicksalen bis auf die neueste kirchenräuberische westphä-
sche Regierungszeit und anderen Erinnerungszeichen und Plätzen,
welche irgendwo, wo sie lebte und wirkte, noch heute ihren
Namen tragen.

Am Ende des siebenten dieser Abschnitte vereinigt der
Verf. die bis dahin im Einzelnen gezeichneten Züge seiner Hel-
din zu einem Gesammtbilde derselben und es wird den Lesern
angenehm seyn, eine nähere Ansicht dieses Bildes und damit
zugleich einen Begriff von der Kunstfertigkeit zu erhalten, mit
welcher es der Verf. entwarf. Er sagt: „Elisabeth war
eine von jenen zarten, empfindungsreichen Seelen, die ihre ganze
Lebenszeit hindurch mit sich selbst gleichsam im Kampfe leben.
Sie besaß einen zwar nicht blendenden, aber doch geraden und
gesunden Verstand; dabei eine lebendige Einbildungskraft, —
Gaben der Natur, welche bei gehöriger Ausbildung, zumal da
noch hohe Güte des Herzens hinzukam, die liebenswürdige
Fürstin zu den edelsten Handlungen fähig gemacht und ihr all-
gemeine Achtung erworben haben würden. Allein ihre Einbil-
dungskraft wurde frühzeitig verstimmt und behielt bei dem
Mangel an vesten Grundsätzen die Oberherrschaft über die Ver-
nunft. — — Gern weilt unser Geist bei dem, was sie ge-
worden wäre, wenn sie in einem bessern Zeitalter gelebt hätte;
allein ihr Biograph muß sie so darstellen, wie sie wirklich
war. Und da finden wir denn mit Bedauern, daß ihre Reli-
gion oft in Aberglauben, ihre Mildthätigkeit in heilige Ver-
schwendung und ihre Duldsamkeit in unnöthige und der Gott-
heit mißfällige Büßungen und Selbstquälereien ausartete; daß
sie den Gott der Liebe nicht so kannte, wie ihn uns der
göttliche Weise offenbarte; daß sie über dem Streben nach dem
Himmlischen bisweilen die Pflichten gegen ihren Gemahl, gegen
ihre Kinder, gegen ihr Land und gegen sich selbst vergaß.

Statt

Statt daß ſie durch ihren edlen und ſanften Geiſt, durch il ſchuldloſes Herz und ihr liebenswürdiges Aeußere ihrem Lud wig einen Himmel auf Erden hätte ſchaffen können, zerſtör ſie vor den Augen dieſes biedern und großherzigen Manne die ſchöne Hülle ihres Geiſtes durch alle erſinnliche Kaſteiun gen. Statt in ſeinen Armen von den Beſchwerden des Tage auszuruhen und zu den mancherlei Geſchäfften des Lebens neu Kräfte zu ſammeln, verließ ſie allnächtlich ihr Lager und lie ſich geißeln, betete außer ihrem Bette oft ſo lange, bis ſi darüber einſchlief, und hatte dabei keinen andern Zweck, al ihren Leib zu martern oder, wie ſie es nannte: „ihr Fleiſc zu kreuzigen.“ Statt mit ihren Gütern den Nothleidende recht lange zu nützen, verſchenkte ſie ſolche zum Theil auf ei Mal an zudringliche Bettler, verleitete Manchen zum Müßig gange, der durch wohlgeordnete Thätigkeit ein nützliches Glie der Geſellſchaft hätte werden können, und machte ſich ein fruchtbringende Unterſtützung würdiger und beſcheidener Armer dadurch unmöglich. Statt die Fähigkeiten ihres Geiſtes zun Nachdenken zu gebrauchen, ließ ſie ſich blindlings von einen herrſchſüchtigen und finſtern Gewiſſensrathe leiten, der ihre gut müthige Folgſamkeit mißbrauchte. Statt ſich endlich durc Gebet und religiöſe Geiſteserhebung zum Guten zu ſtärken un hierin die größte Wohlthat für ihr eigenes Herz und Leben z erkennen, ſahe ſie dieſe geiſtigen Beſchäfftigungen nur als ei Mittel an, Gotte einen Dienſt zu erweiſen und ſich bei ihn einen Lohn zu verdienen. Sie ſetzte den höchſten Grad menſch licher Vollkommenheit in grenzenloſe Selbſterniedrigung un Selbſtpeinigung, die doch Wenig geeignet ſind, den Geiſt un das Gemüth zu veredeln. Mit Einem Worte: Statt wahr haft groß als Gattin, Mutter, Fürſtin und Chriſtin zu ſeyn war Eliſabeth nur eine gutmüthige Dulderin und Selbſt peinigerin, eine unermüdliche Pflegerin der Armen und Noth leidenden und nach ihrem Tode — eine Heilige! Doch auc

di

Digitized by Go

e in trübem Gewölke hinscheidende Sonne gewährt einen schönen und rührenden Anblick."

Da die falsche Richtung, welche die Frömmigkeit und Sittlichkeit der heiligen Elisabeth nahm, außer ihrer natürlichen Eigenthümlichkeit und der Zeit, in der sie lebte, besonders ihrem Beichtvater Konrad von Marburg zuzuschreiben war: so that der Verf. recht, der Darstellung dieses auch für die Kirchengeschichte Deutschlands so wichtigen Mannes eine besondere Sorgfalt zu widmen. Und darum gehört der fünfte Abschnitt seines Werkes, wo dieß geschieht, wie überhaupt, so insbesondere für unsere Leser zu den wichtigsten desselben, und es mag Rcn. erlaubt seyn, einiges Wenige von dem wiederzugeben, was der Verf. nach sorgfältigem Erforschen und Vergleichen der ihn betreffenden ältesten Geschichtsquellen über ihn mitgetheilt hat. Dieser im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geborene, wahrscheinlich aus einem adeligen, den Herren von Schweinsberg nahe verwandten, Geschlechte entsprungene, von seinem Geburts- und gewöhnlichen Aufenthaltsorte aber Konrad von Marburg, auch Meister Kurt, genannte Mann gehörte jeden Falls der Geistlichkeit an, wenn sich auch nicht sicher bestimmen läßt, ob der damaligen Kloster-Geistlichkeit und unter ihr dem Dominikaner- oder Franziskaner-Orden, oder der bloßen Weltgeistlichkeit. Er brachte es bei guten natürlichen Anlagen und einem sorgfältigen Studium der Beredtsamkeit und Gottesgelahrtheit, wie man sie damals trieb, bis zum Magister oder Doctor der letztern, befleißigte sich eines streng mönchischen Lebens und einer hingebenden Wirksamkeit für das Interesse des römischen Stuhles. Dadurch wußte er sich die Gunst desselben in dem Maße zu erwerben, daß Papst Innocenz III. die Bitte der Elisabeth um einen Lehrer, der sie in der heiligen Schrift unterwiese, nicht besser als durch ihn zu befriedigen glaubte und daß dieser seine wichtige Stellung an dem landgräflichen Hofe nicht nur

zur

zur unumschränktesten Gewalt über seine bis zu gänzlicher Wi-
lenlosigkeit gehorsame Beichttochter, sondern auch zur Ausübun
der größten inquisitorischen Glaubenstyrannei über das ganz
nördliche Deutschland zu mißbrauchen wagte. Seine geistig
Mündelin behandelte er besonders nach dem Tode ihres Ge
mahles auf das Unbarmherzigste; schrieb ihr Büßungen vor
die ihr junges Leben vor der Zeit untergruben; züchtigte si
in einzelnen Fällen so hart, daß die Striemen auf ihren
Rücken Wochen lang zu sehen waren und als er „ihr Irdi-
sches getödtet hatte," bewirkte er als Ersatz dafür die Heilig-
sprechung derselben. Als päpstlicher Inquisitor predigte er nicht
nur mit hinreißender Kraft vor unermeßlichen, ihm aus den
entferntesten Gegenden zuströmenden Volkshaufen gegen die
sogenannte Ketzerei, besonders der Waldenser, deren Mittel-
punct in Deutschland damals Marburg war, sondern ver-
hängte auch über alle der Ketzerei Verdächtige oder derselben
oft aus den niedrigsten Beweggründen Angeklagte die schon seit
dem J. 1179 als wirksamstes Gegenmittel vestgesetzte Strafe
des Scheiterhaufens. „Wer ihm als Ketzer, gleichviel durch
Wen, angezeigt wurde, der ward vor ihn gefordert; Fristen
und Vertheidigungen, Beweisführung der Unschuld und Zeug
nisse wurden Keinem gestattet. Bekannte der Angeklagte nicht
so mußte er die Probe des glühenden Eisens aushalten und
konnte er das nicht, so wurde er dem Flammentode übergeben.
Dieß geschahe an demselben Tage, wo Einer angeklagt worden
war, gleichviel ob er schuldig oder unschuldig erschien." In
Marburg allein wurden achtzig Menschen dem Flammentod
überliefert (noch jetzt heißt die Straße, in deren Bach die Asch
der Verbrannten geworfen wurde, die Ketzer-Straße) und
was hier geschahe, geschahe auf Konrads Veranstaltung (be
sonders vom J. 1231 an, wo eine dreijährige große Ketzerver
folgung durch ihn ausbrach,) überall, wohin dieser mordsüch
tige Priester seinen Fuß setzte, z. B. in Erfurt, Goslar, Hil
desheim

heim, Leyden, Straßburg u. s. w. Menschen aller Stände rüsten seinem Blutdurste, und um sein Ansehen möglichst zu verstärken, machte er auch Ritter, Grafen und Fürsten zum Ziele seines unbarmherzigen Eifers. Aber das gereichte ihm endlich selbst zum Verderben. Denn sein inquisitorisches Attentat gegen einen Grafen Heinrich von Sayn endigte auf einer Reichsversammlung zu Mainz damit, daß dieser für unschuldig erklärt, Konrad aber, am 30. Jul. 1233 auf dem Wege von Mainz nach Marburg bei dem Marburg nahen Dorfe Kappel von den Vasallen desselben, Trotz alles wehmüthigen Flehens um sein Leben, unter dem Geschreie erschlagen wurde: „Tödtet den Gottlosen und Grausamen, der selbst keines Menschenlebens geschont hat." Der Tod dieses Ungeheuers, durch dessen frömmelnde Maske schon die Scharfsichtigern seiner Zeitgenossen sich über sein böses Innere nicht täuschen ließen, zog in seinen weiteren Folgen auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main (im Februar 1234) die förmliche Aufhebung der Inquisition für Deutschland nach sich und einer von den dort versammelten deutschen Prälaten selbst wollte den allgemein verabscheuten Konrad von Marburg „wieder ausgegraben und seines Theils als Ketzer verbrannt" wissen; auch versichern einige Schriftsteller, „der Körper desselben (der Anfangs in der marburger Hospitals-Kapelle neben seiner mittelbar von ihm gemordeten Beichttochter Elisabeth beigesetzt worden war) sei auf Befehl des römischen Königs, Heinrich II., auf den Schindanger geworfen worden." — Wer mag es leugnen, daß die Erinnerung an diese lehr- und warnungsreiche Periode der Kirchengeschichte unseres Vaterlandes und namentlich an den gesunden und kräftigen Sinn der Deutschen, welche ein Institut verabscheueten, das andere christliche Länder Jahrhunderte lang zu einer Stätte des Jammers und Entsetzens machte, gerade dieser Zeit höchst Noth thut, wo überall ganze Schaaren solcher Konrade auf Kathedern und

Kan-

Kanzeln auftauchen und zu dem Sinne jenes Verworfenen Nichts weiter als seine Macht bedürfen, um ganz in dessen Fußtapfen zu treten? Und darum wäre diese Partie der vorliegenden Schrift schon allein geeignet, ihr einen großen Lesekreis zu verschaffen, wenn sie auch nicht in allen ihren Theilen des Anziehenden so Viel enthielte. — Außer der Hauptsache, womit sie sich beschäfftiget, rechnet Rec. noch andere Notizen derselben, z. B. über den Gemahl der Elisabeth, den Landgrafen Ludwig IV. und die herrliche Charaktereigenthümlichkeit desselben; über das minnesängerische Treiben am Hofe seines Vaters, Hermann I., und die Hauptpersonen dabei, Klingsohr, Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Afterdingen u. s. w.; über den allgemeinen Hang jenes Zeitalters zur Astrologie; über die Elisabeths Gemüthsstimmung so sehr verdüsternden Ereignisse im Hause ihres Vaters, Königs Andreas II. von Ungarn; über die Wundersucht des betreffenden Jahrhunderts, welche sich auch das Leben der Elisabeth zu ihrem Stoffe erkor; über die näheren Umstände des Kreuzzuges, auf welchem Ludwig IV. seinen frühzeitigen Tod fand; über die Geschichte des doppelt vermählten Grafen von Gleichen, welche ein Prior zu Erfurt, Niklas von Sighen, zuerst erzählte, der letzte Abt des dortigen Petersklosters aber, Placidus Muth, aus dem sehr seichten Grunde bestritt: als habe der (wohl für ganz andere Dinge erkäufliche) Papst gewiß seine Einwilligung zu dieser Doppelehe nicht gegeben; und über viele andere in die Geschichte jener Zeit einschlagende merkwürdige Einzelnheiten. — Sie alle sind geeignet, der trefflichen Schrift des Verfs. im möglichst weiten Kreise diese Leser zu gewinnen, welche sie verdient. —

Im Aeußerlichen ist dieselbe von dem Verleger sehr geschmackvoll ausgestattet und mit 4 lithographischen Beigaben geziert,

Digitized by Go

gyert, welche (als Titelkupfer) das von einem uralten Gemälde auf der Wartburg copirte schöne Brustbild der Elisabeth, ihren Abschied von Ludwig IV. bei'm Antritte seines Kreuzzuges, die ihr zu Ehren in Marburg erbaute Kirche und ihr daselbst befindliches Grabmonument darstellen, welches letztere bei seinem Transporte nach Kassel im J. 1810 seiner köstlichsten Edelsteine beraubt wurde. —

Ein ewiges Evangelium nach dem wahren Sinne dieser Worte; für alle Menschen: befolget und mitgetheilt aus freiwilliger Treue zu Jesu Christo und aus aufrichtiger Liebe zur ganzen Welt von Johann, Ludwig, Julius, Florentin Schwarz. — Pittsburg in Pennsylvanien, May, 1835. — kl. 4. 171 SS. — $\frac{3}{4}$ span. Thaler.

Es wäre hart, den monstrosen Inhalt dieses Buchs dem Verf. desselben in ernstliche Zurechnung zu bringen; denn es erweist sich durch und durch als das Product eines Geisteskranken, der an unheilbaren religiösen Idiosynkrasieen leidet. Er ist wahrscheinlich ein ehrlicher Weber oder Schuster, der aus irgend einem deutschen Pietistenwinkel sich nach Pennsylvanien übersiedelte und in der Gemeinschaft mit dortigen Sectirern die aus den Crudités seines Unterleibes aufgegohrenen Religionsbegriffe, welche ihn plagen, fast bis zum Aberwitze ausbildete. Wohl könnte man sich versucht fühlen, den Verf. wenigstens dafür verantwortlich zu machen, daß er mit dem Irrsinne, in dem er redet, auch eine sehr unchristliche Denkungsart verbindet und eine Anmaßung und Härte an den Tag legt, welche alles Maß überschreitet. Da es aber die Art der teli-

religiösen Schwärmerei ist, neben der Verwirrung des Kopfes auch die Verderbniß des Herzens nach sich zu ziehen und wenn sie sich bis zum Fanatismus steigert, die davon Befangenen selbst der gröbsten Verbrechen fähig zu machen: so möchte auch in dieser Hinsicht der Verf. mehr zu bedauern als anzuklagen seyn. Von einer andern Seite betrachtet, kann aber die Art, wie er auftritt, auch sehr lehrreich werden. Man sieht nämlich daraus, wie weit es am Ende die Leute bringen, welche mit Unterlassung dessen, was ihnen obliegt, sich in Dinge mischen, die sie nicht verstehen, und welche saubere Religiosen aus der Schule hervorgehen, die ihre christliche Weisheit in den von Berlin, Basel, Elberfeld u. s. w. ausgehenden schriftlichen Erzeugnissen niederlegt. In der That, es ist die Schuld dieser Schule nicht, daß nicht alle ihre Zöglinge diesem Johann Ludwig Julius Florentin Schwarz gleichen. Die religiöse Bildungsstufe, auf welche sich dieser mit Hilfe derselben erhob, könnte und würde Jeder erreichen, der sich mit ihren Ansichten und Grundsätzen nährt, wenn nicht das Teufelsgeschenk der Vernunft, womit sie ein Mal behaftet sind und bleiben, und das mehr oder weniger lebendige Gewissen, dessen sie sich nicht entäußern können, doch noch eine unwillkürliche Gewalt über sie ausübte und sie vor dem äußersten Grade des religiösen Wahns und des unchristlichen Sinnes bewahrte. Von dem Verf. können sie lernen, wie weit es auch mit ihnen kommen kann, wenn sie, so lange es Zeit ist, sich von den Besonnenern nicht warnen lassen.

Da sich mit Grunde voraussetzen läßt, daß die mancherlei Blätter, welche das ungläubige, irreligiöse und atheistische Deutschland zum Evangelium, wie es seyn soll, zu bekehren suchen, von diesem „ewigen Evangelium" umständliche Nachricht geben werden: so lassen wir es hier bei einer ganz kurzen Charakteristik desselben und seines Verfassers bewenden. Diese Charakteristik ist aber gar nichts Leichtes; denn bei der grenzenlosen

grossen Verwirrung und dem unermeßlichen Wortschwalle, womit sich der Verf. vernehmen läßt, ist auch der scharfsinnigste Leser nicht im Stande, der Hauptgedanken, auf welche es hier ankommt, habhaft zu werden. Man kann daher nur rathen, daß es das altkirchliche Dogmensystem oder vielmehr das dogmatische Drama, wodurch der Kirchenglaube seine Bestandtheile veranschaulicht, ist, was der Verf. geltend machen will. Nebenbei putzt er jedoch dasselbe noch mit Eigenthümlichkeiten auf, welche in seinem eigenen Kopfe ihren Ursprung haben, sich aber nicht leicht in verständliche Worte fassen lassen. Am Besten wird es also seyn, besonders in Bezug auf letztere den Mann selbst redend einzuführen, dem der Geist ein „ewiges Evangelium" zu verkündigen gegeben hat. In gut apokalyptischer Weise läßt er sich in der Einleitung von S. 27 an über den nahen Sieg dieses Evangeliums aus und sagt da unter Anderem: „Vorerst müssen wir ganz vollkommen an Jesum Christum glauben, weil wir alsdann auch nur fähig sind, Ihm vollkommen zu gehorchen, und vollkommen heilig zu leben, und zu seyn. Wir müssen also auch die ganze Hölle vor uns aufgethan sehn können, wie ich sie nachher beschreiben und öffnen werde; und dennoch aus bloßer Liebe zum Guten und zu Jesu Christo, so fest und stark im Glauben an Ihm stehn, daß es uns nicht schwindelt vor der offenen Hölle, und daß wir nicht in dieselbe fallen. — Zum Andern müssen wir uns alle recht bald versammeln, an dem Orte, den ich nachher beschreiben werde, damit unser König von jetzt an, zu jeder Zeit seine Hütte auf Erden wohl zubereitet empfange. Dieß Versammeln muß jedoch nach folgender Ordnung geschehen, damit es recht und auf's Beßte geschehe: Alle Jungfrauen und eben so alle Jünglinge, welche sich selbst dazu vorbereitet haben, und dazu entschlossen sind, nach dem Willen Jesu Christi vollkommen zu seyn und vollkommen zu leben, welche also auch ihre körperliche Natur ganz in ihrer geistigen Gewalt haben und so voll-

vollkommen keusch leben wollen, daß sie keine sinnliche Liebes triebe mehr haben, sondern für solche vollkommen geschlechtlos bleiben, weil sie ihnen abgestorben sind, daß sie nur für den Geist Gottes in Jesu Christo leben; alle diese Jünglinge und Jungfrauen, sollen vorerst Jesu Christo ein Dankopfer bringen, daß Er ihnen nun Sein ewiges Himmelreich auf Erden giebt; und solches sollen sie dadurch thun, daß eine jede Person von ihnen, jenachdem es ihr nach ihren Umständen und Verhältnissen möglich ist, Etwas dazu beitrage, die Kirche Christi von ihrem Feinde zu befreien und zu reinigen; Alsdann soll sie in die Wohnung Jesu Christi auf Erden eingehen und mit uns dieselbe bilden, als eine tüchtige Stütze des lebendigen Tempels des lebendigen Gottes. — Verheirathete Leute, welche Jesum Christum lieben, und wahrhaft an ihn glauben, und gerecht sind, also auch mit uns auf Erden zu wohnen wünschen: können zwar nicht mit uns in unsere Wohnung, aber in Christi Haus, bei seiner heiligen gereinigten Kirche auf Erden wohnen; denn sie müssen durch die Besorgung ihrer Kirche für uns als für ihre Kinder sorgen: Dabei sollen sie sich aber wegen gestöhrter Ruhe nicht fürchten, weil sie danach doch zu uns in das Himmelreich Jesu Christi kommen; denn wo ihr Herz ist, da ist auch ihr Schatz: Sie können aber nun von ihrem jetzigen Körper getrennt zu uns kommen, denn diese sind schon ausgetauscht, und dem Zeitlichen gewidmet." — Schon aus diesem Wenigen ist zu ersehen, daß der Verf. der Predigt seines ewigen Evangeliums durch die sichere Ankündigung einer Art von tausendjährigem Reiche etwas Piquantes zu geben sucht. Daß er aber selbst nicht übel Lust hätte, die Rolle eines Johann von Leyden und Knipperdollings darin zu spielen, geht aus andern Aeußerungen desselben klar hervor.

Der im Obigen angedeutete Feind nämlich, von welchem er die Kirche Christi befreit und gereiniget zu sehen wünscht, wird

und von ihm an andern Stellen mit Maßregeln bedroht, welche jeden Funken von Barmherzigkeit ausschließen und er setzt es hier und da offen, daß, je härter man mit ihm verfahre, die Gerechtigkeit des Weltrichters desto offenbarer an ihm werde. Begreiflich ist dieser Feind kein anderer, als die Theologen und Prediger, welche mit dem Verf. nicht gleich denken, sondern in Christi und seiner Apostel Lehre etwas Anderes finden, als er, und daher ohne Weiteres für Ungläubige geachtet werden müssen. Von ihnen nun heißt es: „Somit nehme ich also das starke unüberwindliche Schwerdt unseres Glaubens, schlage sie die Ungläubige damit von uns ab, und schneide sie aus unserer Kirche heraus, und werfe sie in ein Feuer, — was Gott für sie beschieden hat. Wer nun dabey mit mir und mit Jesu Christo ist, der führt alsdann auch mit mir ein Weltgericht Jesu Christi aus; denn Alles was in demselben Gericht richtet, ist der vollkommen consequente Glaube an Jesum Christum." — Da er sich aber nicht allein Kraft genug zutraut, mit diesem Feinde fertig zu werden, so ruft er auch seine Geistesgenossen zu Hilfe und zwar in Ausdrücken, die vielleicht die krummachersche Liebessprache gegen die Ungläubigen noch übertreffen. „Stehet auf mein Volk, spricht er, und lasset uns des Sohnes des lebendigen Gottes würdig seyn; seyd stark und muthig in Seinem Dienste, und lasset uns stets bedenken, daß wir die wahre Gemeinde des allgewaltigen Sohnes, des allmächtigen Gottes sind. So werfet nun die Heuchler von den Kanzeln unsres Tempels, welche Christi Ehre und Unschuld verkaufen, und sich Seine Ehre geben, welche vorgeben, sie hätten unsern Glauben, und verdrängen denselben mit den Falschheiten ihrer Heucheley aus seiner eigenen Kirche. Werfet die Betrüger von ihren Kanzeln, und aus unsern Kirchen hinaus, welche mit ihrer Heucheley den Unmündigen unser Evangelium zerreißen, unsern Glauben aus unserm Tempel verdrängen, und den Leu-

ten

ten ihre falsche Moralen auskramen, und für eigne Ehre ver kaufen. — Werfet die Thiere und die Hurer von unser Kanzeln, und aus unserm Tempel hinaus; sie lehren und un terrichten die Vernunft, recht schlau und heimlich thierisch z leben, so, daß die Kinder unsers Glaubens vor ihnen, un ihrer bösen Weisheit in die Wüsten fliehen, und unsern Tem pel verabscheuen, der doch ihr sicherster und heiligster Schu seyn sollte: Dieß gebietet Jesus Christus allen Personen welch zur wahren Gemeinde, das ist zu Seiner Gemeinde gehöre wollen; und ich sage in Christi großem Namen, daß wer mi jetzt nicht helfen will, Seinen und unsern Tempel zu reinige und zu befreien von den Feinden, die ich hier beschreibe, un von deren Werke, der wird mit dem Satanas in die Höll geworfen und in ewigem Feuer verbrannt, wie ich es nachhe beschreiben werde. Niemals hat Jesus Christus seiner Ge meinde gestattet, Diener des Satanas als ihren Lehrer un Hirten anzunehmen; und wo sie Diener des Satanas als ihr Lehrer und Erklärer annimmt, da muß sie zur Strafe auch dem Satanas zufallen; welcher sie allerley Lug und Trug, un falschem Gespinnst von Lehren in seine Falle führt." — Gan schlicht werden diese Feinde weiter hin als solche bezeichnet welche „in den sogenannten protestantischen Ländern die bös Vernunft lehren." Weit unbedeutender dünken ihm die Feind „in den sogenannten katholischen Ländern," weil sie „wei dummer und schwächer sind, — weil sie ein ganz tief sinnlich gesinntes Thier bilden, welches Thier kaum etwas Verstan hat u. s. w." — Da jedoch zu befürchten steht, daß auch die bürgerliche Gewalt sich gegen die Aufrichtung des tau sendjährigen Reiches stemmen könnte, womit der Verf. umgeht so erklärt er auch ihr den Krieg und kündigt ihr für den Fall daß sie „Christum hindern wollte, jetzt mit seinen Heiligen i sein Haus auf Erden einzuziehen," allen Gehorsam auf „Eine solche Obrigkeit, spricht er, hört alsdann auf, unser

Obrig

keit zu seyn, denn wo die Obrigkeit wider Gott ist, da sind sie nicht Gottes Dienerin seyn. — Auch diejenigen Obrigkeiten, welche uns zwingen wollen, Gutes zu unterlassen, sind wider Gottes Wille, und können nicht unsere Obrigkeiten, sondern nur des Satanas Dienerinnen seyn. Diejenige Obrigkeiten also, welche nicht die Gemeinde Jesu Christi frey über sich selbst schalten und walten lassen, wie dieselbe will, fordern die Heiligen Jesu Christi zur Nothwehr auf und alsdann ist diese unsere Wehr gerecht und billig und der allmächtige Gott ist bei uns und mit uns; und wird mit der furchtbaren Fülle Seines Zornes, alle unsre Feinde, und alle Feinde seines Sohnes schlagen, tödten und richten wie sie es verdienen. Wir bedürfen deßhalb keine körperliche Waffen, mein Volk; unsre Hände und Arme sind genug körperliche Hülfe, um aus unsern Kirchen zu stoßen und zu werfen, was nicht hineingehört, was der Teufel in sie brachte und sandte; Tödtet uns aber dafür dessen Obrigkeit, so wird Gott uns vielfältig und treulich rächen, so gewiß, als er lebt; und wird uns aus der Hölle des Satanas hinwegnehmen in seine Herrlichkeit, so wahr Er seinen Sohn Jesum Christum liebt." — Nun fürwahr, offener kann man es nicht sagen, welcher Geist die Gläubigen treibt, denen der Verf. angehört, und welches Schicksal der Kirche und dem Staate bevorstehe, wenn's daran geht, das Reich, auf das sie sinnen, in christlichen Ländern wirklich herzurichten. Diese Offenheit werden die Mitgläubigen des Verfs. ihm nicht eben Dank wissen; denn um die weltliche Gewalt bei Gutem zu erhalten und sich einstweilen geneigt zu machen, spiegeln sie ihr ja möglichst vor, daß der Zunder des Ungehorsams, der Widersetzlichkeit und der Empörung einzig und allein in einem vernünftigen Christenglauben liegt. Den Freunden dieses Glaubens aber muß es um so erfreulicher seyn, daß Einer von ihren Gegnern ein Mal so ehrlich mit der Sprache herausgeht und das, freilich schon

ziemlich offenbare Geheimniß, womit sie umgehen, ganz un
umwunden verräth. Fast noch merkwürdiger als diese Unun
wundenheit ist die damit verbundene Naivetät, mit welcher d
Verf. dieses sein „ewiges Evangelium" den Regierunge
Deutschlands selbst zusandte, um sie zu Theilnehm
rinnen der Pläne zu machen, mit denen er sich trägt. Me
rere jener Regierungen haben ihm durch Confiscation sein
Schrift für deren Uebersendung gedankt; andere haben daf
Sorge getragen, daß ihr widersinniger und gefährlicher Inh
der öffentlichen Verachtung preisgegeben werde; noch ande
haben sie stille bei Seite gelegt und hoffentlich daraus erkan
was zu ihrem Frieden dient.

Mit allem Bisherigen sind wir jedoch nicht über die Ei
leitung zu diesem „ewigen Evangelium" hinausgekomme
Wir werden uns aber auch die Mühe ersparen, von seine
weitern Inhalte Etwas zu verrathen. Wir sagen nur so Vi
daß hier bloß „die erste Abtheilung" des Ganzen unter de
specialen Titel: „Das Weltgericht Jesu Christi im Nam
Jesu Christi" vorliegt, und daß sie aus nichts Anderem, a
aus einem fortlaufenden Commentare über das Evangeliu
des Matthäus besteht, worin der Verf. an die einzelnen Ve
jedes Capitels oder an größere Abschnitte seine gläubig
Ejaculationen anknüpft. Eine einzige Probe der sich i
mer gleichen erst positiven und dann negativen oder p
lemischen Einkleidung derselben mag hier noch Platz finde
Zu Matth. 1, 18—22. heißt es z. B.: „Wir glauben, d
Maria, die Mutter Christi, schwanger war von dem heilig
Geiste, aber nicht von einem Manne: Diejenige Mensch
welche dieses nicht glauben, müssen Jesum für einen Hure
sohn, Joseph für einen bösen Heimtucker, und uns für Schw
mer halten, nach der Consequenz ihres Unglaubens. — A
wir aber die Wahrheit glauben, so erfinden wir sie als Dien
ungerechter und sinnlicher Lüste; welche gleich den Thieren n

Th

Irrliches verstehen, — und als solche, welche deßwegen gleich dem geistlosen Fleische verfaulen müssen u. s. w." —

Mit den übrigen Abtheilungen wird der Verf. die Welt erst dann beglücken, wenn die „wahre Gemeinde Jesu Christi, dem Hirt jetzt geistig geschlagen wird und deren einzelne Glieder nun deßhalb in der ganzen Welt umher zerstreut sind" ihm antworten wird, „ob sie dieselbigen haben will," — „das nöthige Geld dafür sammelt und es nach Pittsburg in Pennsylvanien addressirt." — Nun denn, ihr Heilandscassen allzumal, thut euere stillen Schätze auf und mäkelt nicht um Thaler und Dollars, wo's gilt, ein „ewiges Evangelium" solcher Art in Umlauf zu bringen.

In einer Schlußanmerkung erklärt der Verf. jede „Aenderung seiner Orthographie und Schreibart für eine Schändung dieser seiner Schrift." Wir haben sie also in den angezogenen Stellen gelassen, wie sie ist, um uns nicht dieses schweren Vergehens schuldig zu machen, und rathen dem Corrector Dasselbe.

Fast hätten wir aber noch ein größeres Vergehen auf uns geladen und vergessen, daß „Johann, Ludwig, Julius, Torentin Schwarz, der unter allerlei Nationen herumzog, über Meere und durch manche Länder, indem er zugleich der zweckmäßigsten Weise nachging, mit seiner Hände Arbeit so viel Geld zu erwerben, dieses Buch von dem freyen Lande aus öffentlich allen Menschen bekannt zu machen," — daß dieser ꝛc. ꝛc. Schwarz auch — Dichter ist. Als solcher hat er im Drange des Geistes ein zwölf Strophen langes Lied nach der Melodie: Ein freyes Leben führen wir ꝛc. von sich gegeben, welches den Inhalt seines „ewigen Evangeliums" gleichsam in der Nuß befaßt. Wir geben ein Paar Strophen heraus zur Ansicht.

„Die Pfaffen sollen untergehn,
Wir wollen reinen Glauben.
Es liest ja doch ein jeder Christ,
Was Gottes heil'ger Wille ist;
Das soll man uns nicht rauben.

Und die Vernunft, die man verehrt,
Wird falsch erklärt von Pfaffen,
Ist ohne Lieb zum wahren Gott,
Ist voller Lästrung, voller Spott,
Will Christenthum abschaffen.

Drum werfen wir jetzt die Vernunft,
Sammt ihren Pfaffen nieder,
Und folgen nur der Weisheit Rath,
Die auch die wahre Liebe hat,
Als Gottes ewge Glieder.

Die Rationalen lügen stets
Und schimpfen Orthodoxen,
Sie seyen außer der Natur
Und folgten einer Lügenspur,
Die Christen gab für Ochsen.

Die Orthodoxen sehen nicht,
Den Feind an starken Orten;
Sie stehn auf Kanzeln fett und groß
Und schwätzen von der Liebe Schooß,
Und sind zu dumm geworden.

Wir halten unser Christenschwerdt,
Den Glauben jetzt vor Allen,
In unsrer Rechten hoch empor,
Das Pfaffen- und Tyrannen-Chor
Soll jetzt auf Erden fallen.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von Karl Adolf Menzel

Digitized by Google

Menzel, K. Pr. Cons. und Schul-Rathe. — Sechster Band. (Die Zeiten der Kaiser Matthias und Ferdinand II. bis zur Schlacht auf dem weißen Berge.) — Breslau b. Graß ꝛc. 1835. 502 SS. 2 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland u. s. w.

Der vorliegende Band dieses anziehenden und lehrreichen Werkes trägt zum Zeugnisse der unerschütterlichen Folgerichtigkeit des Verfs. denselben Charakter an sich, welcher in den Anzeigen der früheren Bände bemerklich gemacht wurde. Auch in ihm wird bei Schilderung des politischen und kirchlichen Lebens unseres Volks in der betreffenden Zeitperiode die rücksichtslose Unparteilichkeit geübt, welche ihren Standpunct über den Ereignissen nimmt und sich bemüht, den in gegenseitiger Feindseligkeit entbrannten Urhebern derselben gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Da aber der Vf. fortwährend bei der Ansicht beharrt, welche den wahren Protestantismus nicht im Ermitteln und Festhalten des echten Christenthums, sondern in einem indifferenten Anerkennen und Zulassen aller christlichen Ideeen und kirchlichen Formen findet, in denen sich dasselbe im Laufe der Zeit irgendwie ausprägte: so entgeht er auch hier dem Scheine nicht, aus übergroßer Gerechtigkeit gegen die katholische Partei ungerecht gegen die protestantische zu werden und die Interessen der letztern empfindlich zu verletzen. Diese Art geschichtlicher Unparteilichkeit scheint nun freilich das für sich zu haben: daß die geschichtlichen Erscheinungen irgend einer Zeit einzig und allein nach den Umständen und Verhältnissen gemessen werden müssen, unter denen sie Statt fanden. Aber

nicht

nicht gerechnet, daß dieser Grundsatz nur in sofern etwas Wahres und Haltbares aussagt, als man sich durch die gegebenen Umstände und Verhältnisse bestimmen läßt, dem nur vom Standpuncte der Wahrheit und des Rechts über jene Erscheinungen zu fällenden Urtheile die erforderliche Milde und Billigkeit zu geben: so liegt auch klar am Tage, daß der Verf. sich immer nur dann an ihn hält, wenn es gilt, die Vorschritte und Maßnahmen der katholischen Partei in ein gutes Licht zu stellen, nicht aber dann, wenn er denen der protestantischen Partei zu Gute kommen könnte. So kann z. B. der Verf. das Bestreben des Hauses Habsburg durch Bevestigung des Besitzes der von ihm zusammengeraubten Länder sich das stärkste politische Uebergewicht über die deutschen Reichsstände zu verschaffen, völlig gut heißen, nicht aber das Bestreben dieser Reichsstände, ihre errungene politische Selbstständigkeit gegen die Anmaßungen jenes Hauses zu sichern und zu mehren. Eben so entschuldiget er die Maßregeln geflissentlichst, wodurch die Kaiser dieses Hauses nach Maximilians II. Tode zu jenem Behufe in ihren eigenen und in fremden Landen dem Katholicismus mit Hilfe der Jesuiten den entschiedensten Sieg zu verschaffen suchten, kann sich aber mit denjenigen Maßregeln auf keine Weise befreunden, welche die protestantischen Fürsten und Herrn ergriffen, um ihrem religiösen Bekenntnisse eine immer vestere und breitere Grundlage zu geben. In der Vorrede zu diesem Bande sucht der Verf. das Letztere dadurch zu rechtfertigen, daß er es für einen großen „Irrthum" erklärt, „den Protestantismus des siebzehnten Jahrhunderts mit der heutigen Form der kirchlichen und geistigen Freiheit für gleichbedeutend zu halten, weil sich die letztere zwar aus jenem entwickelt habe, aber darum mit demselben nicht einerlei sei." Er vergißt aber dabei eines Theils, daß von einer Entwickelung der kirchlichen und geistigen Freiheit des jetzigen Jahrhunderts aus dem Protestantismus des siebzehnten gar nicht

die

k Rede hätte seyn können, wenn nicht die Grundlage
ng ursprünglich in ihm vorhanden gewesen wäre und an-
m Theils, daß, wenn auch die damalige protestantische
che mit ihren Dogmen und Gebräuchen dieselbe starre
abilität angenommen hatte, welche den Grundcharakter der
holischen ausmacht, sie doch wohl nicht minder als ihre
gnerin befugt erschien, sich, wie sie nun eben war, ihr
reits vertragsmäßig gesichertes Daseyn neben dieser zu er-
halten und es so weit als möglich zu erweitern. Der Ver-
gleichung, welche der Verf. bei diesem Anlasse zwischen dem
jetzigen und dem damaligen Protestantismus mit Hinsicht auf
die „völlige Verschiedenheit des Christenthums und des Juden-
thums" anstellt, fehlt der eigentliche Vergleichungspunct. Denn
so wahr es ist, „daß das Christenthum mit dem Judenthume
nicht einerlei," sondern ihm vielmehr gerade entgegengesetzt war,
so unrichtig ist es doch, daß sich das auf die frühere und
jetzige Form des Protestantismus anwenden lasse, weil dieser
zu jeder Zeit seinen Hauptgrundsatz festhielt, das reine
Christenthum zunächst und ausschließlich aus den christlichen
Offenbarungs-Urkunden zu schöpfen, und ihn nur nebenbei
und vorübergehend durch die Annahme adulterirte, als sei dieß
von den Stiftern und ersten Lehrern der protestantischen Kirche
bereits so genügend geschehen, daß man sich auf das Wort
derselben in symbolischen Schriften vollkommen verlassen könne.
Wie dem nun aber auch seyn möge, so viel bleibt immer wahr,
daß auch das verunstaltete Christenthum der protestantischen
Kirche im siebzehnten Jahrhunderte mit dem judaisirten und
ethnisirten Christenthume, welches sich seit dem sechsten Jahr-
hunderte in der katholischen Kirche darstellte, auf eine gerechte
Beurtheilung völlig gleichen Anspruch habe und daß es der
Verf. bei Erzählung der zwischen beiden ausgebrochenen thätli-
chen Fehden oder bei der jammervollen Geschichte des dreißig-
jährigen Krieges, wie sich späterhin zeigen wird, nicht selten

an

an dieser Beurtheilung fehlen ließ. — Der Vorwurf, we chen derselbe in der gedachten Vorrede dem schiller'sche Werke über diesen Krieg macht, als lasse „dasselbe das Inne der kirchlichen Lehren und Gegensätze, ohne die das äuße Verhältniß derselben nicht genügend zu verstehen sei, gänzli unberücksichtigt," kann dem unbefangenen Beurtheiler jene Werkes auch nicht begründet erscheinen. Denn wenn Schi ler auf das Innere der kirchlichen Lehren und Gegensätz welche dabei in Betracht kamen, nicht so tief einging, als d Verf., so lag das in dem Zwecke desselben: auf engem Raum eine Uebersicht des betreffenden Krieges zu geben, welche de gebildeten Leser durch seine aus nur angedeuteten Motiven her vorgegangene Hauptereignisse anzöge. Wer aber an die Lesun seines Werkes mit Etwas schärferem Auge geht, der wird sie durch die sinn- und geistreiche Andeutung jener Motive größte Theils sehr befriediget finden und noch daneben der vollkom menen Unparteilichkeit, womit dasselbe, vom Standpuncte de Wahrheit und des Rechts aus, Katholiken und Protestante gleich unbefangen beurtheilt, die gebührende Anerkennung nich versagen können. Hiermit soll der Verfasser jenes Werke nicht gerade zu einem tiefen Geschichtsforscher erhoben werden wofür er selbst nie gelten wollte, wohl aber möchte ihm Rec neben seinem unvergänglichen Dichterruhme die Ehre eines Ge schichtschreibers bewahren, welcher von den ihm zu seiner Zei zugänglichen Geschichtsquellen mit seltener Darstellungskunst einen Gebrauch zu machen wußte, der, wie der Verf. selbst eingesteht, das Interesse für Geschichte in Kreisen anregte, denen sie bis dahin ganz unzugänglich gewesen war. — Daß der Verf. bei Verarbeitung desselben Stoffes so glücklich war, mehrere bisher ganz unbenutzte Quellen benutzen zu können und dem in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gleichsam „herkömmlich" Gewordenen durch genauere Ansicht der im fürstlich briegschen Archive befindlichen „handschriftlichen Reli-

gions-

haus-Acten von Gottfried Buckisch," so wie „der reichhaltigen Sammlung Acta Bohemica und Silesiaca" eine andere Gestalt zu geben, ist für die Geschichte selbst und deren Freunde allerdings als ein großer Gewinn anzusehen. Darum werden auch die Leser nur um so geneigter seyn, die Leistung desselben dankbar anzunehmen und unter sorgfältiger Bewahrung ihres eigenen unbefangenen Urtheiles sowohl diesem Vorzuge, als den schon bei der Anzeige der frühern Bände gerühmten anderweitigen Vorzügen desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und so geht Rec. zu einer möglichst gedrängten Andeutung dessen über, was in den 35 Capiteln dieses Bandes zusammengestellt ist.

In den zwei ersten Capiteln gibt der Verf. eine kurze Uebersicht des Zustandes der katholischen und protestantischen Kirche zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, welche der Sachkenner völlig unterschreiben wird. Nach ihr war die katholische Kirche in Folge des tridentinischen Concils in eine geistige Starrsucht verfallen, welche nicht ein Mal eine lebendige Polemik gegen die protestantische zuließ. Diese aber beschränkte die innere Bewegung, in der sie sich befand, bloß auf die dialektische Zerfaserung ihrer durch die Concordienformel vestgestellten Glaubenssätze und auf homiletische Einprägung derselben in das Gedächtniß der Menge. „Die Schulen und Hochschulen waren weniger auf die Bildung christlicher Lehrer, Erzieher, Führer, Rathgeber und Tröster des Volkes, als auf die Erhaltung und Befriedigung eines theologischen Ordens berechnet, der seinen Zweck entweder allein in sich selbst oder in gewissen politischen Bedürfnissen des Zeitalters hatte" und „wenn die Kanzeln nachhallten, was auf den akademischen Kathedern ertönte, wenn das Volk in die Spitzfindigkeiten der dogmatischen Theorieen hineingeführt und mit den aus denselben gezogenen Feindseligkeiten gegen Andersdenkende gespeist wurde: so mußte diese Form des kirchlichen Lebens einen Geist erzeugen, welchem

bei

bei allem Eifer für Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit doch die Elemente des wahren Christenthums abgingen." Dieses Urtheil belegt der Verf. mit Aeußerungen des in dem strenglutherischen Tübingen gebildeten Joh. Valent. Andreä, Enkels des Urhebers der Concordienformel, bei deren Lesung man nicht umhin kann, an die pseudoevangelischen Orthodoxen dieser Zeit zu denken, welche sich in unserer Kirche um jeden Preis geltend zu machen suchen. „Sie, sagt Andreä von dem Theologen seiner Zeit, sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Christi (im Abendmahle) beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Orte verehren; lieber die Reue über ihre Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen; lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit Uebung der christlichen Liebe beschäfftigen. — Nachdem die Evangelischen das Joch menschlicher Satzungen abgeworfen, hätten sie ihren Nacken unter das sanfte Joch des Herrn beugen sollen; jetzt aber werden menschliche Satzungen mit menschlichen vertauscht und mit verändertem Titel: Wort Gottes genannt, aber die Sache ist um Nichts milder und einer solchen Freiheit ist das Exil vorzuziehen. — Die Herrschaft des Papstes wird verworfen; dafür setzen wir viele kleine Päpste ein. Die Bischöfe sind vermindert worden; aber Cyklopen miethen die Pfarrer und jagen sie wieder fort. — Die (theologischen) Dictatoren sitzen auf ihrem Throne, von welchem sie die unglücklichen Namen der Ketzereien aus- und ansprengen. Wen sie ein Mal mit dieser Schmach brandmarken, der wird vom Volke für einen Gottesleugner, Ketzer, Heuchler und Teufelsgenossen gehalten, wie viel er auch durch Worte und durch That das Gegentheil bezeugen mag." — Das Letztere wird an dem, schon im vorigen Bande erwähnten, großen Keppler anschaulich gemacht, welchen der lutherische Pastor Hitzler zu Linz wegen Verweige-

rung

ng der Unterschrift der Concordienformel excommunicirte und
n auf seine Beschwerde beim stuttgardter Consistorium, worin
e „die eigene Prüfung und freie Erforschung der Religions-
chheiten" in Anspruch nahm, der „die evangelische Kirche
n ganzes Daseyn verdanke," zur Antwort erhielt: „Bedenk,
t, daß die in der Schrift geoffenbarten Geheimnisse unver-
gleichlich höher und Euerem Verstande, wenn Ihr gleich an
Scharfsinnigkeit dem Plato und Aristoteles, dem Ptolemäus
und Copernicus weit überlegen wäret, zu begreifen schlecht
unmöglich seien. Trauet Euerem guten Ingenio nicht zu Viel
und sehet zu, daß Euer Glaube nicht auf Menschenweisheit,
sondern auf Gotteskraft beruhe 1. Cor. 2." — Das berech-
tigte den Verf. hinzusetzen: „Erwägt man, daß die (damals)
herrschende Rechtgläubigkeit das ganze Wesen der Religion auf
das Gebiet der Glaubenslehre beschränkte, da es, wie
die synergistischen und majoristischen Händel bezeugten, für Pre-
diger sogar gefährlich werden konnte, von Tugend und gu-
ten Werken zu sprechen und dem menschlichen Herzen bei
der Aufforderung, das Gute zu thun, die Fähigkeit beizulegen, dieser Aufforderung nachzukommen; daß ferner der engherzigen Theorie die noch engherzigere Meinung, der aus-
schließende und alleinige Weg zur Seligkeit zu seyn, in glei-
chem Maße als der römischen Kirche beiwohnte; daß endlich
mit derselben eine gewaltige Furcht vor dem Teufel und seiner
die Welt beherrschenden Wirksamkeit verbunden war, eine
Furcht, welche im Zauber- und Hexenwahne auf das
bürgerliche und gesellschaftliche Leben die schrecklichsten Wirkun-
gen hervorbrachte: so ist es nur aus der über diese trüben
Jahrhunderte verbreiteten historischen Finsterniß erklärbar, daß
dieselben heut zu Tage als das Blüthenalter des evan-
gelischen Kirchenthums gepriesen worden sind." Aus
diesem Zustande der Dinge will der Verf. mit Recht auch das
erklärt wissen, daß sich um diese Zeit viel namhafte Männer
wieder

wieder zurück zur katholischen Kirche wandten; daß Andere wie Theophrastus Paracelsus, bei einer geheimnißvollen Lehre Zuflucht suchten; daß man in der Brüderschaft des Rosenkreuzes eine neue Weltreformation versuchte und daß ein Jakob Böhme mit seiner in einer kräftigen, würdevollen und schönen Sprache vorgetragenen Theosophie nicht wenig Beifall fand. Mag man auch dem Verf. in dem, was er von der Weisheitslehren dieses Mannes sagt, nicht beipflichten können sondern sich mehr an die Ansicht halten müssen, daß ihm der Schein geist- oder vielmehr phantasiereicher Dunkelheit in einem durch sterile Orthodoxie ausgezeichneten Zeitalter weit mehr Aufmerksamkeit erwarb, als er an sich verdiente: so ist doch das gewiß, daß „die einfachen Wahrheiten, welche die Tiefen aller Erkenntniß umfassen, aus seinen Schriften immer noch klarer hervortreten, als aus den Werken neuerer Weisheitslehrer die Ergebnisse ihres begriffsmäßigen Denkens.“ Was der Verf. über die Ansichten dieses Mannes vom Abendmahle wörtlich anzieht, klingt gerade wie ein Abschnitt aus der christlichen Glaubenslehre Schleiermacher's und das macht es vielleicht erklärlich, daß er behauptet: diese Ansichten hätten leicht den Streit mehr als dreier Jahrhunderte über das Abendmahl schlichten können. Die Verfolgungen, welche Jakob Böhme erfuhr, veranlassen den Verf. noch zum Schlusse dieses Abschnitts, sich über die gegenseitige Verketzerungssucht aller drei Religionsparteien zu erklären und hieran die Bemerkung zu knüpfen, daß es ohne die politischen Interessen der Fürsten Trotz dem nicht zum dreißigjährigen Kriege gekommen seyn würde und daß man daher diesen Krieg eigentlich auch nicht einen Religionskrieg nennen könne, so sehr sich auch mit jenen Interessen die kirchlichen verschmolzen; eine Bemerkung, welche unseres Wissens Niemand stärker hervorgehoben hat, als Schiller. —

Vom dritten bis achten Capitel knüpft sich an die bishe-

bisherigen allgemeinen Bemerkungen über die damalige kirchliche Lage der Dinge eine speciale Schilderung derselben, besonders in Bezug auf die reformirte Kirche und deren drohende Ueberflügelung der lutherischen. Sie wird eingeleitet durch die Erzählung der Umstände, unter denen König Matthias zum Kaiser gewählt wurde, durch die Angabe, welchen Verlauf der im J. 1613 von ihm nach Regensburg ausgeschriebene Reichstag hatte und durch die Auseinandersetzung der Bestrebungen, welchen die katholische Liga und die protestantische Union auf vorhergehenden eigenen Bundestagen sich hingaben, um auf jenem Reichstage ihr entgegengesetztes Interesse zu wahren. Der Unbefangene kann hier nicht umhin, es sehr auffällig zu finden, daß der Verf. Alles, was Kurpfalz an der Spitze der von Kursachsen so gut wie verlassenen Union zu diesem Behufe that, als „Umtriebe" und „Ränke" bezeichnet, während er doch selbst erzählt, wie auf dem Bundestage der Liga der gemäßigte Theil der katholischen Partei, im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Minister selbst den weisen Vorschlag that, durch Aufhebung einer der größten Beschwerden der Protestanten, des geistlichen Vorbehalts, „alles schädliche Mißtrauen aufzuheben und echtes deutsches Vertrauen im Reiche wieder herzustellen." Mochte auch die Art, wie Kurpfalz die Sache der Protestanten führte, nicht durchweg zu billigen seyn, so war doch sicher die Schuld dieser Macht weit weniger groß, als die des harten und fanatischen Maximilians von Baiern, der den Vorschlag jener gemäßigten Partei nicht zur Ausführung kommen ließ und eben dadurch die Protestanten nöthigte, auf dem, was ihre Gegner selbst für recht und billig erkannten, nur um so gereizter zu bestehen und die Erwirkung desselben auch auf tadelhaftem Wege zu versuchen. In dem, was sich hieran zur Erläuterung des Uebertritts des Hauses Brandenburg zum Calvinismus knüpft, in der Erzählung der katholischen Conversion des brandenburgischen Rivals in der

Jülich-

jülich-cleveschen Erbschaftssache, des Pfalzgrafen Wolfgan
Wilhelm von Neuburg, wird mit Recht auf das Begrün
dete der Verfügungen hingewiesen, welche derselbe zu eine
völligen Rechtsgleichheit der Katholiken und Protestanten i
seinen Landen traf; aber das Unwürdige, das in den Beweg
gründen, in der Heimlichkeit und in dem einjährigen Geheim
halten dieses Uebertrittes lag, läßt der Verf. ohne Rüge da
hingehen. Dagegen vergißt er nicht, den sehr merkwürdige
Uebertritt des jesuitischen Hofpredigers des Pfalzgrafen, Ja
kob Reihing, zum Protestantismus durch die Hindeutun
auf seine hinterdrein erfolgte Verheurathung in ein verdächtige
Licht zu stellen. In der Schilderung des Uebertrittes de
Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg zum
Calvinismus fällt der Widerspruch auf, welchen sich der Ver
(S. 73 und S. 112) dadurch zu Schulden kommen läßt
daß er dabei politische Absichten zugibt und dann wieder leugnet
Aber die Auseinandersetzung der innern Gründe, welche diese
Regent dazu haben mochte und der Folgen, die der Schrit
desselben für sein Land und ihn selbst nach sich zog, befriedig
vollkommen. Besonders dankenswerth ist das ausführliche Ein
gehen desselben in den echt protestantischen Sinn, welche
der Kurfürst in seinem öffentlichen Glaubensbekenntnisse und i
den anderweitigen Erklärungen, wodurch er seinen Schritt recht
fertigte, an den Tag legte; eben so die Bemerkung, daß e
eigentlich der erste protestantische Fürst war, welcher in wahr
haft goldenen Worten das Princip der evangelischen Glau
bens- und Gewissensfreiheit als ein allgemeingiltige
zur Anerkenntniß brachte, während sich bis dahin die Ueber
zeugung und der Glaube der Völker immer nach den wechseln
den Ansichten der Fürsten und ihrer Diener richten sollte
Nicht weniger lehrreich sind die Mittheilungen von dem wü
thenden Eifer, womit die lutherischen Zeloten überall (z. B
in Sachsen Leonhard Hutter und Hoe v. Hoenegg
ir

in Brandenburg und in Berlin selbst die lutherischen Prediger ohne Ausnahme besonders aber Gedike, Willich und Seusler) sich gegen den Schritt des Kurfürsten erklärten; von den Anfechtungen, welche derselbe sogar von seinen Landständen deßhalb erfahren mußte; von der starken Lection, die er denselben über den „noch sehr tief in den Finsternissen des Papstthums steckenden Luther," über dessen unbiblische Abendmahlslehre, und über das „Werk des ehrgeizigen Pfaffen, Jakob Andreä, die Concordienformel u. s. w. gab; und von dem zu Berlin deßhalb angestellten Religionsgespräche (1614), dessen Erfolglosigkeit zuletzt zu der Förmlichkeit eines Reverses führte, worin der Kurfürst sich des „Reformationsrechtes, als des höchsten Regales" feierlichst begab, indem er erklärte: „er wolle sich keine Herrschaft über die Gewissen anmaßen und auch an den Orten, wo ihm selbst das Patronatsrecht zustehe, Niemandem wider seinen Willen einen verdächtigen oder unannehmlichen Prediger aufdringen." Desto traurigere sind die Aufstände, welche der Uebertritt des Kurfürsten in Berlin und in Königsberg veranlaßte, und was der Verf. von der Quelle derselben, von der Hartnäckigkeit erzählt, welche die lutherischen Prediger den Befehlen desselben entgegensetzten, sich auf der Kanzel alles unchristlichen Schimpfens und Schmähens gegen den Calvinismus zu enthalten, würde ohne die beigebrachten bestätigenden Thatsachen, unmöglich erscheinen, ist aber für das furchtbare Wesen des confessionarischen Fanatismus höchst bezeichnend. Von nicht geringem Interesse ist noch das, womit dieser ganze Abschnitt schließt, die Erzählung von der Dordrechter Synode (1618), welche der Kurfürst vergeblich zu beschicken wünschte und auf der der Melanchthon der Reformirten, Jakob Arminius, mit seiner Lehre gegen die calvinische Gnadenwahl zwar verdammt, aber hierdurch auch zum Haupte einer protestantischen Kirchenpartei erhoben wurde, welcher die neuere gereinigte Theologie der Protestanten in vie-

ler

ler Hinsicht ihren Ursprung zu verdanken hatte. Die Würdi gung, welche der Verf. der calviniſchen und der arminianiſche Lehre zu Theil werden läßt, iſt völlig gerecht und wahr. E nennt jene eine „in ihrer Härte das menſchliche Herz empö rende," eine „dem einfachen, in der menſchlichen Bruſt woh nenden Wahrheitsgefühle widerſprechende u. ſ. w." und mach bemerklich, daß ſie leider auch Luther Anfangs veſthiel (S. 88), ja in gewiſſer Art zu einem ſteten Erbſtücke ſeine Confeſſion erhob (S. 125). Deſto weniger aber hätte dieſ Lehre an einer andern Stelle (S. 88) auch ein „der Vernunf und dem Glauben gleich unzugängliches Geheimniß" genann werden ſollen, weil es dadurch den Schein gewinnt, als ſoll ihr nach der ſonſtigen Vorliebe des Verfs. für angeblich tiefer religiöſe Ideeen, die, näher betrachtet, nur widervernünftig Producte phantaſtiſcher Unwiſſenheit ſind, ein vortheilhaftes Zeugniß geſprochen werden.

In dem das neunte bis dreizehnte Capitel füllende Abſchnitte werden diejenigen Ereigniſſe mitgetheilt, welche der dreißigjährigen Krieg zunächſt veranlaßten. Rec. kann bei der großen Fülle des mit viel hiſtoriſcher Kunſt verarbeiteten Stof fes hier und im Folgenden nur auf Einzelnes hindeuten, was beſonders in das Auge zu faſſen iſt, namentlich auf die Ein gangs erwähnten Bemühungen des Verfs., die Sache der ka tholiſchen Partei glimpflicher darzuſtellen, als die der proteſtan tiſchen. Von Vorn herein gibt der Verf. allerdings zu, daß ſich unter Kaiſer Matthias die Angelegenheiten der letztern für welche die Volksſtimmung in Oeſtreich, Böhmen Mähren und Schleſien ſichtbar vorherrſchend war, von den Augenblicke an verſchlimmerten, wo man Ferdinand von Steyermark (den ſpätern Kaiſer Ferdinand II.) durch Hof cabalen zu gewaltthätigen Maßregeln gegen den Proteſtantis mus zu treiben ſuchte; daß die Rathſchläge der gemäßigter Katholiken, beſonders des Geh. Rathes Geitzköffler v. Gai lenbach,

nbach, das spätere Unglück verhütet haben würden (S. 132 is 134), und daß die im Widerspruche damit ergriffenen Maßregeln (S. 140 ff.) die Protestanten aller Länder auf's Aeußerste erbittern mußten. Was aber diese Protestanten in ihrer Erbitterung thaten, um sich gegen ihre von den Jesuiten immer weiter getriebenen Feinde Schutz zu verschaffen, wird ihnen stets zu großem Vorwurfe gemacht, gleich als ob sie nicht durch das natürliche Recht der Nothwehr dazu befugt und wegen einiger Ueberschreitung der Linie der Klugheit nicht zu entschuldigen gewesen wären. Selbst die öffentliche Feier des ersten Reformations-Jubelfestes wird ihnen (S. 153 ff.) sehr verargt und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß der Ton des kursächsischen Ausschreibens dazu im Geiste jener Zeit ein ziemlich heftiger war, so hat doch der wahrhaft Unparteiische Mühe, mit dem Verf. die entgegengesetzte Milde des päpstlichen Ausschreibens zur Feier eines Jubeljahres zu gleicher Zeit (10. Novbr. 1617) anzuerkennen, indem wohl Jedermann wußte, welche „Ketzereien ausgerottet" werden sollten, wenn auch die protestantischen nicht namentlich erwähnt wurden. Weiterhin lassen sich freilich die besonders gegen die Böhmen, denen ihr neuer König Ferdinand „die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten (im rudolphinischen Majestätsbriefe) feierlich zugesagt hatte" (S. 150) ergriffenen ungerechten Maßregeln nicht beschönigen (namentlich bei der Sache der Städte Klostergrab und Braunau); wenn es aber gilt, zwischen den kaiserlichen, von Wien aus instruirten und von Jesuiten geleiteten Statthaltern und zwischen den böhmischen Ständehäuptern in Bezug auf die hierdurch täglich steigende Erbitterung derselben zu entscheiden, so findet der Leser, wenn auch oft nur mit einzelnen andeutenden Worten, die Sache Jener immer vortheilhafter dargestellt, als Dieser. Unglücklicher Weise steht dabei der Sturz des Martiniz, Slawata und Fabricius aus den Schloßfenstern zu Prag

dem Verf. sehr zur Seite, indem dieser Act ausschreitender und roher Selbsthilfe auch dem parteiischsten Protestanten so strafbar als unpolitisch erscheinen muß. Aber auch er wird durch die Annahme eines bestimmten Planes dazu (S. 190) in ein noch schlimmeres Licht gestellt, obgleich S. 192 dagegen wieder erinnert wird, daß „bei längerer Vorbereitung" wohl eine Stelle gewählt worden seyn würde, die den Tod der Herabgestürzten sicherer verbürgte. Die S. 194 vorkommende Bemerkung, daß „die Neuern diese Thatsache mit eben der Gleichgiltigkeit betrachteten, mit welcher die Menschen auch das Bedeutsamste behandeln, wenn es ihren Meinungen nicht zusagt," und „daß der Weisheit des Weltsinnes ein vorgeblicher Misthaufen, auf welchen die kaiserlichen Statthalter zu liegen gekommen, für einen würdigern Erklärungsgrund wundervoller Rettung gelte, als die Hand Dessen, welcher geboten hat, in keiner Gefahr an seiner Hilfe zu verzagen," gibt Rec. dem Urtheile der Leser selbst anheim. Das thut er auch mit den Aeußerungen, worin der Verf. (S. 200 und 205) in der Rechtfertigungsschrift, welche die 1618 aus Böhmen vertriebenen Jesuiten der Anklageschrift der Protestanten entgegensetzten, die Sprache „des Rechts und der Wahrheit" und einen christlich verzeihenden Sinn findet. Denn wer die Worte derselben gehörig zu wägen weiß, der wird nichts Anderes als den echten Jesuitismus darin lesen, welcher diese berüchtigte Corporation beseelte und der bei ihrer spätern Wiederherstellung in Böhmen klar genug an's Licht trat. Der ganze Abschnitt, welcher die allerdings nicht ohne große Schuld der aufgereizten Böhmen fortwährende Verschlimmerung ihrer Sache bis zu den ersten kriegerischen Bewegungen zwischen ihnen und dem kaiserlichen Hofe und bis zu dem Gesuche der Erstern um die Vermittelung der Landstände Schlesiens führt, endiget mit einer Episode, die dem Gemüthe des Lesers in der Geschichte einer solchen Zeit ungemein wohlthut. Der Verf. schaltet hier

näm-

nlich in einem eigenen Capitel (dem 18.) die Geschichte der lieben Dorel" oder der verehrungswürdigen Gemahlin des damals an der Spitze von Schlesien stehenden Herzogs Johann Christian von Brieg, Dorothea Sibylla, n. In ihr vereinigte sich Alles, was den Begriff einer Landesmutter gibt, welche das geistige und leibliche Heil ihrer Untergebenen auf ihrem Herzen trägt und als Bekennerin des reformirten Glaubens einen so christlichreinen protestantischen Sinn offenbart, daß sie in der dunkeln Zeit confessionarischer Wuthäußerungen wie ein Stern erster Größe leuchtet. Die mit sichtbarer Wärme entworfene Schilderung dieser hochgebildeten, freisinnigen, schlichten, herzlichen und sich für das Beßte Anderer völlig aufopfernden Fürstin hat der Verf. ihren Grundzügen nach aus einer gleichzeitigen, 1830 von Koch bekannt gemachten Lebensbeschreibung derselben von Gierth entlehnt, diese Grundzüge aber zu einem trefflichen Gemälde im Ganzen verarbeitet. Man kann bei Betrachtung desselben nicht über den Gedanken hinauskommen, in welchem Lichte sich wohl so manche Fürstinnen unserer Zeit neben dieser „lieben Dorel" (wie sie von Stadt und Land genannt wurde) erscheinen möchten, wenn sie zufälliger Weise in ihrem Boudoir Bekanntschaft mit ihr machten. Sie war übrigens die Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, geboren 1590 und starb bereits in ihrem 35. Lebensjahre, reicher an Verdiensten, als Hunderte von hochbelobten Männern in höchstem Alter. Rec. weist aus ihrer Charakteristik nur auf das Eine hin, daß sie einst ein hier theilweise angezogenes Sendschreiben an einen Geistlichen erließ, der ein in seinem Dorfe ausgebrochenes Viehsterben einer bejahrten Wittwe, als vermeintlicher Hexe, zuschrieb, worin sie ihm das Unchristliche und Widervernünftige seines Verfahrens dringendst zu Gemüthe führte und ihn im Wiederholungsfalle „mit der Verweisung aus dem Fürstenthume an solche Orte" bedrohte, „wo man der Hexenprediger annoch begehret." —

Das neunzehnte bis vier und zwanzigste Capitel bringt die mancherlei Ereignisse zur Sprache, welche bereits unter kriegerischen Bewegungen aller Art der vollen Flamme des Krieges unmittelbar vorangingen. Auch hier begnügt sich der Verf. nicht, das übereilte und trotzige Benehmen der Böhmen und ihrer Verbündeten in Schlesien, Mähren und Oesterreich dem verdienten Tadel zu unterwerfen, sondern er läßt sich einer mißverstandenen Unparteilichkeit zu Liebe auch oft hinreißen, es Theils in ein zu ungünstiges Licht zu stellen, Theils den fanatischen, düstern und grausamen Ferdinand, ihnen gegenüber, als einen Mann zu schildern, dessen süßen Worten sie nur hätten trauen dürfen, um sich in jeder Hinsicht zufrieden gestellt zu fühlen. Das heißt nicht weniger, als ihnen zumuthen, sich einem Manne wehrlos zu überliefern, der nach dem eigenen Zugeständniss des Verfs. bereits in seinem Erbherzogthume Steyermark den Protestantismus völlig ausgerottet hatte, der für jeden Bruch der heiligsten Zusagen von seinen Jesuiten die zuvorkommendste Absolution empfing und welcher nur Einen Eidschwur als unverletzlich anerkannte, den in Rom und in Loretto geleisteten: zu Ehren Gottes alle lutherische und calvinistische Ketzer zu unterdrücken, soweit sein Arm nur immer reichte. Diese Entstellung der wahren Sachlage zieht sich durch gegenwärtigen ganzen Abschnitt, und so wenig sie auch der denkenden Leser irreleiten kann, so ist doch die Erinnerung nicht überflüssig, daß namentlich hier wahrhaft unparteiische Geschichtschreiber (wie Schiller, v. Raumer, Wolf u. A.) verglichen werden müssen, um das Rechte zu treffen. Auch das würdige Benehmen der Schlesier, welche ihre ernstlichste Vermittelung zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Böhmen zusagten, wenn den beiderseitigen Religionsbeschwerden gründlich und zuverlässig abgeholfen würde, erfährt nicht die gebührende Anerkennung. Dagegen werden die den

Böh-

Böhmen ungünstigen Erklärungen, die der König Siegmund von Polen, „welchen Gleichheit der religiösen Ueberzeugungen und der Einfluß der Jesuiten, für die Sache seines Schwagers“ (des Königs Ferdinand) günstig stimmten, für weise und wohlgemeint ausgegeben. Daß die Böhmen, nachdem schon wüthende Heerhaufen Ferdinand's unter Bouquoy und Dampierre ihr Land schonungslos verwüsteten, endlich unter dem Grafen Thurn vor Wien rückten und mit den Schlesiern und protestantischen Ständen Oesterreichs zusammen ihrem gemeinsamen Dränger Gewalt entgegensetzten, findet der Verf. nicht erlaubt, wohl aber Alles, wodurch dieser Dränger selbst solche Schritte gegen sich herbeiführte. Selbst das infame Benehmen des Obristen Waldstein, der, obwohl im Solde der mährischen Stände, doch feindselig gegen sie auftrat, die ihnen gehörige Kriegscasse auf seiner Flucht aus Mähren diebisch mit sich nahm und ehe er noch seiner mährischen Dienste entsetzt war, die Sache des (später gegen ihn so dankbaren!) Ferdinand wider Thurn führte, kommt S. 266 u. 295 nicht nur ohne alle rügende Bemerkung weg, sondern wird sogar mit scheinbarer Billigung erzählt. Was aber den Jesuiten in dieser Sache zur Last gelegt wurde, erzählt der Verf. mit aller Offenheit; nur kann er sich nicht zu dem Bekenntnisse entschließen, daß die giftigen Machinationen derselben es allein, oder doch vorzüglich waren, welche Alles verdarben und selbst die Protestanten über die Grenzen der Mäßigung hinausrissen. Daher denn Diese bei jedem Anlasse jene Otterbrut als das unübersteigliche Hinderniß einer friedlichen Vereinigung zwischen Ferdinand und sich anklagten und es zu einer Hauptbedingung dieser Vereinigung machten, sie aus Böhmen, Schlesien, Mähren u. s. w. für immer entfernt zu halten. Gleich als ob man sie schon damals, nach einem kaum 70jährigen Bestehen derselben, so vollkommen durchschaut hätte, wie dieß jetzt der Fall ist, wo ihre 300jährige Geschichte vor uns liegt,

liegt, führte der Herzog Johann Christian von Brieg dem Patente ihrer Vertreibung aus Schlesien seinen katholisch Mitständen zu Gemüthe: „sie würden den Evangelischen di Maßregel nicht verdenken, vielmehr befinden, daß kein besse Anfang und Vorschub zur Wiedererlangung eines sichern Fr dens gewonnen werden könne, als sich (in den Jesuiten) der nigen schädlichen Praktiken und friedhässigen Anschläge zu e laden, mittels welcher alle Bande zwischen den Obrigkeit und Unterthanen, wie zwischen den katholischen und evange schen Ständen, ja das Band der menschlichen Gesellschaft selb welches in der Treue und in Haltung der Verträge beste aufgelöst werden sollten." — Die wichtigsten Ereignisse die Abschnittes sind übrigens der schon erwähnte Zug des Gra Thurn vor Wien, wobei sich Ferdinand mit der stör schen Standhaftigkeit eines echten Fanatikers benahm und durch auch die Vereitelung desselben herbeiführte, und die W desselben Ferdinand's zum römischen Kaiser, welche m richtiger „dem Mangel an politischem Geiste in den Kurfürs von Sachsen, Brandenburg und Pfalz," als „dem richtig Gefühle" zuzuschreiben war, daß das Kaiserthum nur da fortbestehen könne, wenn ein katholisches Haupt die Kaiserkr trage. Ueberhaupt sollte schon hier weit kräftiger, als es schieht, hervorgehoben seyn, daß namentlich Johann Geo von Sachsen durch seine eigennützige Hinneigung zu den I teressen Oesterreichs und seine Abneigung gegen die calvini schen Häuser Pfalz und Brandenburg indirect den größten Th der Schuld am 30jährigen Kriege auf sich lud. Denn we die böhmische noch die österreichische Partei würde ihre Fe gewaltsam haben ausfechten können, wenn sich Sachsen rechter Zeit als kräftiger Vermittler zwischen beide gest hätte. — Als eine Kleinigkeit bemerkt Rec., daß das kle „Kreuzesbild," vor dem sich Ferdinand in der Angst dem Grafen Thurn vor Wien sich in seinem Zimmer bet

nied

niederwarf und an welches sich „die fromme Volkssage (?)“ knüpfte, er habe von ihm die Worte vernommen: Ferdinande, te non deseram, nicht in der „Schatzkammer zu Wien,“ sondern über dem Tabernakel des Hochaltars in der kaiserlichen Burgkapelle aufgestellt ist.

Den letzten Abschnitt des Ganzen bilden die noch übrigen Capitel vom fünf und zwanzigsten bis zum fünf und dreißigsten. Da sie die wichtigen Ereignisse von der unglückseligen Wahl des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zum Könige von Böhmen bis zu seiner baldigen Enthronung durch die Schlacht am weißen Berge umfassen, so machen sie eigentlich die interessanteste Partie dieses Bandes aus. Auch wird der Leser durch Ansichten des Verfs., die nicht mit Recht und Billigkeit übereinstimmen, hiermit weit weniger gestört, als in dem Vorgehenden, und kann sich deßhalb dem Genusse seiner trefflichen Darstellungsweise im Allgemeinen um so unbefangener überlassen. Die Uebereilungen und Mißgriffe, welche die Böhmen aus Leidenschaftlichkeit gegen Ferdinand, bei der Entsetzung desselben und bei der Erwählung seines Nachfolgers begingen, besonders aber die Thorheit derselben, den Letztern fast nur zu einem Schattenkönige zu machen, der selbst beim vollsten Maße geistiger Kraft zum Besten des bedrängten und gefährdeten Landes Nichts hätte thun können, werden kräftig hervorgehoben und die Schilderung des schwachen Friedrich, der nach langem Schwanken zwischen ab- und anmahnenden Freunden sich endlich doch zu diesem Schattenkönige machen ließ, läßt ihm die möglichste Gerechtigkeit widerfahren. Die eingewebten Notizen über den Hofprediger Scultetus, der in der Geschichte dieses unglücklichen Fürsten eine nicht unwichtige Rolle spielte, sind besonders für theologische Leser sehr dankenswerth. Das Unverzeihlichste, was sich dieser Mann zu einer Zeit, wo eine neue Unternehmung des Grafen Thurn gegen Wien zum zweiten Male verunglückte

und

und wo die Schlaffheit der protestantischen Union und die Reg samkeit der katholischen Liga unter dem fanatisch-kräftige Maximilian von Baiern die Sache der Böhmen auswärt immer bedenklicher machte, zu Schulden kommen ließ, war di confessionarische Beschränktheit, in welcher er seinen König i dem Unternehmen bestärkte, durch unbesonnenes Vorschreite gegen die bisherige utraquistische, allerdings mehr Unchristliches als der Verf. zugeben will, in sich fassende Form des prote stantischen Gottesdienstes zu Prag sogar das eigene Volk gege sich zu erbittern. Diese Beschränktheit ging so weit, daß e an der am 22. Decbr. 1619 in der prager Domkirche an geordneten Bilderstürmerei nicht nur persönlichen Antheil nahm, sondern auch den Tag darauf dieß unkluge Verfahren durch eine förmliche Predigt rechtfertigte und sich noch in sei ner spätern Lebensbeschreibung desselben als einer besonderen Glanzthat rühmte. Auch die übrigen Fehlgriffe, welche Fried rich im Geiste seines Hofpredigers gegen die Lutheraner au ßerhalb Böhmens, z. B. in Schlesien that, sind bemerkens werth und geben mit den Gegenschritten, welche sich besonders die sächsischen Lutheraner erlaubten, ein Gemälde der Zeit, in welchem der gänzliche Mangel am Geiste des echten Protestan tismus einen um so niederschlagendern Zug ausmacht, je mehr derselbe dazu beitrug, der Sache der römischen Hierarchie und ihren jesuitischen Vertheidigern sehr förderlich zu werden. Diese Ueberzeugung dringt sich hier jedem Unbefangenen auf und man findet volle Wahrheit in der Schilderung des damaligen Zustandes der christlichen Kirche, welche der Verf. (S. 378) aus einer gleichzeitigen Flugschrift anzieht: „daß es viel Re ligionen, aber wenig Gottesfurcht und Nächstenliebe unter den Leuten gebe; daß, während die Hirten zanken, unterdeß der Wolf das Schaaf fresse; daß der Lutheraner und Calviniſten Götze ihr heimlicher Neid, Ehrgeiz, Stolz, Dünkel, Eigen liebe, Uneinigkeit und Zanksucht sei.“ Sonderbar ist hierbei,

daß

bei dem gedachten Scultetus nach Bedürfniß der Sache noch Ansichten beigingen, welche mit seiner calvinischen Engherzigkeit in geradem Widerspruche standen und die (nach einer aus einer andern Predigt desselben S. 425 beigebrachten Stelle) überall das Daseyn des echten Christenthums anerkannten, wo sich der Glaube an Gott, an Christum den Weltheiland, an die christliche Kirche, an die Vergebung der Sünde und an ein ewiges Leben finde. Sonderbarer jedoch muß aber das erscheinen, daß der Verf. zwar nicht das lutherische Zelotenurtheil des tübinger Osiander unterschreibt, welcher, wie seine jetzigen Geistesbrüder, solche Aeußerungen für „atheistisch" erklärte, weil darin „von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der glorificirten Majestät seiner menschlichen Natur, seinem Verdienste, der Substanz und Wirkung der Sacramente, der Gnadenwahl und andern hohen Artikeln" Nichts vorkomme, wohl aber (S. 427 ff.) Bemerkungen daran knüpft, welche seine Mißdeutung des Protestantismus für kirchlichen Indifferentismus auf's Neue bestätigen. Er glaubt, gleich dem sich sehr ungeschickt gegen Osiander vertheidigenden Scultetus, es handle sich zwischen der katholischen und protestantischen Kirche nur „von unwesentlichen Lehrmeinungen und unerheblichen oder unschuldigen Kirchengebräuchen," nicht aber von Grundsätzen, mit deren Vertheidigen oder Aufgeben das Christenthum selbst steht oder fällt. Hierzu gehört auch die Berufung, welche sich der Verf. S. 429 auf Luthers Auctorität gestattet. Denn dieser konnte wohl anerkennen, daß die römische Hierarchie nicht im Stande gewesen sei, durch den ihr eigenen Geist nicht alles echt Christliche in der Welt auszutilgen, würde aber den Mißbrauch seiner Worte zur Vertheidigung dieses mit aller Macht von ihm bekämpften Geistes sehr unfreundlich bemerkt haben. — In dem übrigen Theile dieses Abschnittes stellt sich erfreulich heraus, daß der Verf. das Verhalten Ferdinands endlich viel-

vielfach ungerecht und tadelnswerth findet und hie und
(z. B. S. 432) geradehin zugesteht, er sei ein abgesa
Feind der Religionsfreiheit gewesen, habe (S. 470 f.), ge
seine feierlichen Zusagen, die Protestanten Oesterreichs f
nungloser behandelt wissen wollen, als selbst der nicht wen
fanatische Maximilian von Baiern für gut erachtete
sich (S. 460) in der Achtserklärung gegen den überwunde
Friedrich ganz ungesetzlicher und unedler Schreckmittel
dient. Solche Urtheile setzen den Leser in den Stand,
Beschönigungen richtig zu würdigen, durch welche an früh
Stellen dem Manne fast geschmeichelt werden sollte, über
die Weltgeschichte schon längst ihr unabänderliches Gericht
halten hat. Auch das albertinische Haus Sachsen w
in Bezug auf sein unverantwortliches Verhalten gegen die p
testantische Sache hier (S. 447 ff.) im rechten Lichte dar
stellt und selbst der durch die Schlacht am weißen Berge i
tiefste Elend herabgestürzte Friedrich erhält (S. 494)
seiner Flucht aus Prag den Nachruf, zu welchem ihn s
Schicksal berechtigte. Möge der Verf. in diesem Gei
uns auch die übrige Geschichte des dreißigjährigen Krieges m
theilen. —

Mein Weg zum Predigtamte oder Schicksa
im Alltagsleben. — Ein Wort der Rechtfert
gung für meine Gönner und Freunde, ein Wo
freundlicher Warnung für Studirende. — Ve
einem evangelischen Geistlichen. — Breslau
1833. 108 SS. 12 Gr.

Der ungenannte Verf. dieser kleinen, aber anziehend
Schrift hat nicht die Absicht, angehenden Berufsgenossen dur
wissenschaftliche Winke und Andeutungen nützlich zu werd
od

Digitized by Google

der die glückliche Betreibung ihres theologischen Studiums durch die dabei von ihm gemachten Erfahrungen zu fördern. Er will vielmehr durch Erzählung dessen, was ihm auf seiner geistlichen Laufbahn widerfuhr, sie nur vor der Gefahr, sich bei dem Mangel eigenen Vermögens durch unbedachte Ansprüche an fremden Beistand fortzuhelfen, sicher stellen; diejenigen, welche diesen Beistand ihm selbst gewährten, überzeugen, daß ihn nicht Leichtsinn, sondern die drückendste Noth zum Suchen und Annehmen desselben zwang, und mittels öffener Wiedervergeltung desselben Theils ihre Nachsicht gewinnen, Theils die Möglichkeit dazu schneller herbeiführen. Dieß Letztere muß man ihm um so herzlicher wünschen, je mehr er sich mit unverkennbarer Wahrhaftigkeit als einen Mann darstellt, dessen sittlicher, von keinem Unglücke des Lebens zu beugender Charakter die höchste Achtung verdient; der unter Umständen und Verhältnissen, welche in hundert Andern jeden Aufschwung des Geistes gelähmt haben würden, durch felsenveste Beharrlichkeit doch endlich das Ziel erreichte, das er verfolgte, und der in den entmuthigendsten Lagen sich eine geistige Bildung anzueignen wußte, deren Feinheit und Gründlichkeit in jeder Zeile seiner trefflichen Selbstschilderung an das Licht tritt. „Ich habe, spricht er, die Dämmerung des Daseyns, die Tage der Kindheit, unter beständigen Krankheiten fast nur verträumt; der Tausenden freundlich goldene Morgen des Jünglingsalters ist mir durch die schwersten Sorgen und Widerwärtigkeiten verkümmert worden; einen Abend zu erleben, darf ich aus vielerlei Ursachen kaum hoffen — und doch ist auch mein Mittag, das männliche Alter, überall nur von schwarzen, drohenden Wetterwolken umhüllt. Ist es mir zu verargen, wenn ich wünsche, die schöne Gotteswelt ein Mal wenigstens noch, wäre es auch nur kurze Zeit, in dem wohlthuenden Lichte zu schauen, welches auch bei den bescheidensten Ansprüchen an das Leben doch allein die Uebereinstimmung der äußern Umstände mit dem

Grade

Grade unserer Bildung und mit dem innern Frieden eines g ten Bewußtseyns über sie verbreitet; wenn ich zu dem ein gen Mittel, was mir zu Gebote steht und die Erfüllung di ses Wunsches bewirken könnte, meine Zuflucht nehme?" – Den Lauf der Schicksale, welche den Verf. trafen, mögen d Leser von ihm selbst vernehmen. Hier kann davon nur Viel bemerkt werden, daß seiner frühzeitigen Neigung zu Studiren die sehr beschränkte Lage seiner Aeltern hemmen entgegentrat; daß die Wahl des Kaufmannsstandes ihm dur harte Behandlung in der ersten Lehrzeit für immer verleid wurde; daß er sich späterhin genöthigt sahe, die Bedürfniß seines in immer tieferes Elend sinkenden väterlichen Hause durch einen kargen Schreiberdienst und dann durch Uebernahm einer noch ärmlichern Küster- und Elementarlehrer-Stell nothdürftig zu decken; daß er aus Widerwillen gegen diese Beruf sich seiner alten Neigung zu einer wissenschaftliche Laufbahn mit unbesieglichem Eifer hingab unter Kummer un Elend aller Art und durch nothgedrungenes Schuldenmachen be geistiger Ueberanstrengung über die Schul- und Universitäts Jahre hinauskam, und unter fortdauernden äußeren Bedräng nissen endlich so glücklich war, in den Hafen einer kleine Stadt-Predigerstelle, mit einem Rectorate verbunden, einzu laufen, in der noch jetzt die schwere Verbindlichkeit auf ihm lastet, von seinem geringen Einkommen die Gläubiger zu be friedigen, durch deren Unterstützung er seinen Zweck erreichte. Diesen schon an sich selbst nicht unmerkwürdigen Lebensgang weiß der Verf. durch eine Fülle guter und feiner Bemerkun gen noch lehrreicher zu machen und darum ist seiner Schrift ein recht weiter Lesekreis zu wünschen. — Der Schauplatz, auf dem sie spielt, ist Breslau und Schlesien. —

Ueber

Digitized by Google

Ueber Vernunft und Christenthum. — Ein Versuch, die Einheit und Einerleiheit derselben darzuthun. — Cassel bei Krieger. 1835. 32 SS. 4 Gr.

Macht man an eine Flugschrift, welche das Verhältniß zwischen Vernunft und Christenthum in einer „gemeinverständlichen Darstellung" für's größere Publicum erörtern will, mit Recht geringere Forderungen, als wenn sie darauf ausginge, zur wissenschaftlichen Entscheidung jenes Verhältnisses das Ihrige beizutragen: so kann man mit dem Inhalte der vorliegenden zufrieden seyn. Läßt sie es auch hier und da an einer genauern Begriffsbestimmung fehlen; erschöpft sie auch den Gegenstand nicht nach allen seinen Beziehungen und ließe sich ihr auch eine Anordnung wünschen, welche einzelne Wiederholungen ausschlösse und das Ganze Etwas übersichtlicher machte: so führt sie doch im Allgemeinen den Beweis nicht ungeschickt, daß, wenn das Christenthum für das, was es ist, für die höchste und gotteswürdigste Offenbarung gelten solle, die Ueberzeugung davon nur aus seiner gänzlichen Uebereinstimmung mit den religiösen Aussprüchen der gebildeten Menschenvernunft, nicht aber aus den unerweislichen Annahmen und Voraussetzungen hervorgehen könne, welche ihm eine über- oder widervernünftige Eigenthümlichkeit zusichern sollen. Sehr lobenswerth ist es, daß der Verf. da, wo er von der religiösen Ausbildung der Menschheit spricht, deren Culminationspunct das Christenthum ausmache, Alles auf eine weise Veranstaltung und mächtige Mitwirkung Gottes zurückführt, welche ohne den selbstthätigen Gebrauch der den Menschen dazu gegebenen Mittel nicht Statt finden konnte, und daß er so bei der wichtigen Frage über den Ursprung der Religion überhaupt und der christlichen insbesondere den religiösen Gesichtspunct festhält, ohne ihm etwas Superstitiöses beizumischen. Eben so

sehr

sehr ist das zu billigen, daß er der menschlichen Vernunft in Hinsicht dessen, was ihr das Christenthum schuldig ist, zwar alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber auch den Vorwurf eines angeblichen Vernunftstolzes ablehnt, indem er zeigt, daß, wie das Christenthum sich nicht höher stelle, als die Vernunft, die Vernunft sich auch nicht höher stelle, als das Christenthum, indem sie von ihrer Befugniß Gebrauch macht, „über dasselbe zu urtheilen" oder den wesentlichen und allgemeingiltigen Inhalt desselben, als das wahrhaft Göttliche darin, aus Offenbarungsurkunden zu ermitteln, in denen es mit Zeit- und Ortsgemäßem vermischt erscheint. Endlich muß man auch das gut heißen, daß der Verf. der auf vernunftgemäßem Wege erworbenen religiösen Ausbildung, welche sich unter nichtjüdischen und nichtchristlichen Völkern fand, denjenigen Werth zugesteht, der ihr wirklich zukommt, und durch bestimmte Angabe der Resultate derselben darthut, daß diese mit den herrlichsten Glaubenssätzen und Lebensvorschriften des Christenthums übereinstimmen, wenn auch der Geist des letztern im Ganzen ein höherer und vollkommenerer ist. Denn die Herabwürdigung der sogenannten heidnischen Religionseinsichten beruht auf dem grundlosesten aller Vorurtheile und ist um so unverzeihlicher, je leichter sich darthun läßt, daß, wenn die religiösen Ueberzeugungen nichtchristlicher Weisen nur Sache ihrer Person oder Schule, nicht aber Sache ihres Volkes waren, dieß auch in vieler Hinsicht von denjenigen Ueberzeugungen gelte, welche Christus der Menschheit mittheilte, indem dieselben oft nicht ein Mal denen zugänglich wurden, welche ihn am Besten verstanden zu haben glaubten. — Möge das wahr und gut Gesagte in diesem Schriftchen in seinem Kreise Beherzigung finden, da es nicht zu verkennen ist, daß es die eigenthümliche Bestimmung hat, den religiösen Verfinsterungsversuchen entgegenzuwirken, welche sich auch an dem Verlagsorte desselben bemerklich machten. —

Mit-

Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche. — Herausgegeben von D. J. G. Scheibel. Ersten Bandes erstes, zweites und drittes Heft. Altona bei Hammerich 1835. — à 8 Gr.

Daß die lutherische Kirche, deren neueste Geschichte Hr. D. Scheibel hier mitzutheilen anfängt, von Ihm im emphatischen Sinne des Worts also genannt werde und den Verein derer bezeichne, welche unter seiner Leitung dem Buchstaben Luthers und namentlich seiner Lehre vom Abendmahle der reformirten Kirche gegenüber unverrückte Anhänglichkeit geschworen haben, versteht sich von selbst. Damit ist denn aber auch gleich im Voraus der eigenthümliche Inhalt dieser Mittheilungen bezeichnet und das Publicum kann nicht in Zweifel seyn, daß die Abhandlungen, die Recensionen und die Correspondenznachrichten, aus denen sie bestehen, keinen andern Zweck haben, als die Sache dieser lutherischen Kirche gegen Diejenigen zu führen, welche sich mit ihrem Geiste und ihrem Zwecke nicht befreunden können. Wir würden daher etwas sehr Ueberflüssiges thun, wenn wir die apologetischen und polemischen Aeußerungen, in denen sich Hr. D. Scheibel gegen die letztern ergeht, hier weitläufig referiren wollten, da sie nur für Diejenigen Interesse haben können, welche Einen theologischen Standpunct mit ihm theilen; Diejenigen aber, bei denen dieß nicht der Fall ist, sie aus den früheren Parteischriften desselben hinreichend kennen und zu würdigen wissen. Uebrigens würde diese Relation auch keine leichte Sache seyn, da die Darstellungsweise des Hrn. D. Scheibel besonders da, wo sie räsonnirend ist, durch eine kaum glaubliche Unbeholfenheit und Undeutschheit dem Leser das Verstehen desselben ungemein erschwert und ihn in die Nothwendigkeit versetzt, selbst nach zwei- und dreimaligem Durchlesen seiner langen, verschrobenen

benen und unzusammenhängenden Perioden sich doch nur n einem ungefähren Errathen seiner Meinung zu begnügen. W bemerken daher nur so Viel: daß in der Abhandlung des e sten Heftes die Vorwürfe des Zelotismus, der kirchlichen Er pörungssucht, der Sectirerei, des Separatismus u. s. n welche der scheibelschen Partei besonders von den sonst „gläu big seyn wollenden" Geistesgenossen derselben („Ge lach, Hahn, Hengstenberg, Olshausen, Tholuck ꝛc." gemacht wurden, zurückgewiesen werden sollen, — und daß d Abhandlung des zweiten Heftes über die Unbilligkeit d Missionsvereine Klage führt, die mit der Einnahme ungeheuer jährlicher Summen nur Missionäre reformirten oder unir ten Bekenntnisses zurichten, während die Missions-Schu zu Grünberg, die es mit der Bildung echt lutherische Zöglinge zu thun habe, bloß von „den gedrückten Lutheraner in Schlesien" eine nothdürftige Unterstützung empfange. Di Recensionen beider Hefte haben es mit der bekannten Schrif Olshausen's, mit der nicht minder bekannten Predig Tholuck's, mit Guerike's Urkunden der lutherischen Ge meinde in und um Halle, mit der Zeitschrift: Neues und Al tes für Lutheraner, mit der zweiten Auflage der Brochüre Luther in Beziehung auf die K. Pr. Kirchenagende, mit Kell ner's und Wehrhan's Sendschreiben an Olshausen und andern fliegenden Blättern dieser Art zu thun. Man kann sich denken, wie hier die oben genannten „glaubig seyn wol lenden" Freunde wegkommen und wie viel Bitteres sie sich von einem Manne sagen lassen müssen, dessen Vertrauen sie durch ihre charakterlose Halbheit und Inconsequenz im rechten Glauben so sehr getäuscht haben. „Gestehen, heißt es hier unter Anderem, gestehen müssen wir unumwunden, daß wir Lutheraner von offenbaren Rationalisten — haben sich doch die argen Rationalisten Gesenius und Wegscheider min destens mit echter evangelischer Gerechtigkeit ihres verfolgten

groben

gten lutherischen Ketzerrichters angenommen — weit weniger gefallen haben, als von den unirten Theologen, die da sagen, sie seien unsere Glaubensbrüder; woraus mindestens auch dieß folgt, daß die lutherische Abendmahlslehre eine für's praktische Christenthum nicht gleichgiltige Lehre ist und insbesondere die Annahme der für so sehr gläubig gehaltenen Agende. Wir müssen also — richtet, verdammt uns als Krypto-Katholiken, als Fanatiker und Pharisäer, wie ihr wollet — lieben Amtsgenossen — laut dem Gebote des Jüngers der Liebe: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, fortdauernd bei Euch untersuchen: Wo Nachfolger Thomä oder — Jesus, verhüte es, Jesus erbarme sich euerer — sei es, wie wir hoffen, bethört, verlockt durch den Verführer und eigenes Gemüth und scheinbares Wissen, des unglücklichsten aller Apostel" (sc. des Judas). „Denn von Pauli Nachfolge, des gelehrten Heiden-Apostels nehmen wir überall — Euer Gewissen entscheide — wenig wahr; und diesem haben so gelehrte Theologen, wie Ihr uns dummen Fanatikern gegenüber zu seyn wähnt, und manche von Euch auch sind — die Schriftwendungen abgerechnet — ja sicher alle wissenschaftlich gebildete Theologen vorzüglich nachzufolgen. Irren wir etwa auch darin? Entscheidet! Gott richtet nur. Wir wollen nur warnen und bitten." — Diese allgemeine Aeußerung über die Gegner wird in den Recensionen ihrer einzelnen Schriften nach der individualen Eigenthümlichkeit der Verfasser auf's Stärkste commentirt und man hätte oft Mühe zu glauben, daß „ein lieber Bruder in Christo" den andern so sehr, wie hier geschieht, bloßstellen könne, wenn man nicht wüßte, daß blinde Dogmenwuth sich über alle schonende Rücksicht hinauszusetzen pflegt. Diese Rücksichtslosigkeit handhabt Hr. D. Scheibel, wie schon früher in seiner Geschichte der Union, auch gegen Diejenigen, welche sonst seine kirchlichen Obern waren und nicht zufrieden, ihnen (2. Hft. S. 25) geradehin

Schuld zu geben, daß sie „den Monarchen fortdauernd zu himmelschreienden Verfolgungen seiner treuesten Unterthanen verleiten," stellt er Mehrere derselben, deren Namen wir ihm nicht nachnennen wollen, als Theologen dar, deren „ungeheuerer theologischer Stolz bei so dürftiger, sogar auch nur Kenntniß der deutschen Bibel bekannt sei." Er sagt: „1830 und 1831 wagte Hr. .... gegen mich gar nicht die Bibel zu erwähnen; Hr. .... wurde bald blaß, bald roth, als ich ihm ein Mal 1. Kor. Cap. 15. und Gal. 5, 1. citirte, er wußte nicht, was er sagen sollte; Hr. .... schwatzte über 2. Tim. 6, was aber ein lutherischer Quartaner besser weiß." Doch — ex ungue leonem. — Von allgemeinerem Interesse sind unfehlbar die Correspondenznachrichten in diesen Heften. Ist ihnen durchgängig zu trauen, so macht die scheibelsche Partei nicht eben ein kleines Häuflein aus und die lutherische Kirche, welche sich als die echte und reine darzustellen sucht, macht mit jedem Tage reißendere Fortschritte im Königreiche Preußen. Es ist hier nicht bloß die Rede von den schon bekannten Gemeinden derselben in Schlesien, sondern auch von mehrern bisher noch unbekannten Gemeinden sowohl in dieser Provinz, als in den Provinzen Niederlausitz, Posen, Pommern, Preußen, Rheinpreußen und in der Stadt Berlin selbst. Von ihnen allen wird versichert, „daß sie um so erhebendere und erfreulichere Beweise der göttlichen Kraft des reinen und ganzen Evangelii" Theils in den einzelnen Gliedern, Theils in ihrer fortwährend zunehmenden äußeren Zahl gäben, je mehr „die Herz zerreißenden Beweise eines bisher unerhörten Verfahrens gegen sie stiegen." Auch von Brüdern in Russischpolen, Schweden, Baiern, Baden, Hamburg, Mecklenburg, Hessen u. s. w. wird gemeldet, aber man begreift leicht, daß der Verf. solche damit meinen mag, auf die er am Ende eben so Wenig bauen kann, als auf die, deren schlechte Bewährung er hier so bitter beklagt.

Digitized by Google

klagt. Die Correspondenz des zweiten Heftes bezieht sich besonders auf die gegen einzelne namentlich aufgeführte Genossen der lutherischen Mutterkirche in Schlesien genommenen Maßregeln und auf deren Verhalten dabei. — Der dritte Heft ist seinem ganzen Raume nach angefüllt mit dem ersten Abschnitte einer „Geschichte der neu erwachten lutherischen Kirche in den preußischen Staaten, zunächst in den Provinzen Schlesien und Posen, vom 25. Juni 1830 bis Ende des Jahres 1834," und gibt dann noch ganz kurze „neueste und vermischte Nachrichten." Auf welchem Standpuncte auch der ungenannte Verf. jener Geschichte stehet, braucht nicht weiter angedeutet zu werden; jeden Falls ist aber das rein Geschichtliche seiner Erzählung der Kenntnißnahme sehr werth, wie denn diese Mittheilungen überhaupt zu einer genauern Kenntniß der neuesten protestantischen Kirchengeschichte durchaus nicht zu entbehren sind. —

D. Heinrich Stephani's, Kirchenraths ꝛc. Geschichte seiner Amtssuspension als Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen in Baiern. — Ein Seitenstück der jüngsten mystischen Spukgeschichte zu Halle in Preußen. — Hildburghausen 1835 bei Kesselring. 123 SS. 14 Gr.

Es kann dem Publicum nicht anders, als erfreulich seyn, um der auffallenden, schon längst in öffentlichen Blättern besprochenen, Thatsache, deren der Titel dieser Schrift gedenkt, von dem dabei vorzüglich Betheiligten genaue und authentische Kunde zu erhalten. Denn war auch schon das Urtheil über dieselbe, soweit es nicht von der dem Verf. feindseligen Gegenpartei ausging, so ziemlich einig, so mußte es doch bis dahin, wo man das Verfahren gegen denselben nicht vollständig

kannte, immer für ein Vorurtheil gelten und der Gefahr d
Irrthums unterliegen. Nach der Erscheinung dieser Schrift
dieß nicht mehr der Fall. Denn wenn sie auch nur das er
hält, was der Verf. als Angeschuldigter und Bestrafter sell
berichtet, weil er die ihm zugegangenen Bescheide und Erkenn
nisse der Behörden nicht actenmäßig veröffentlichen durfte,
bürgt doch schon der persönliche und amtliche Charakter dess
ben, so wie der Inhalt der beigegebenen, von ihm selbst he
rührenden 14 Actenstücke und der ruhige und leidenschaftlc
Ton, der in dem Ganzen herrscht, auf eine sehr überzeugen
Weise für die Wahrheit alles hier Zusammengestellten. I
Folge desselben ist es nun allerdings höchst traurig, bemerk
zu müssen, mit welchem Eifer und Erfolge die Stabilität
Partei in Baiern dahin zu wirken wußte, daß ein so freisinn
ger und geachteter Vertreter des echten Protestantismus, w
Hr. D. Stephani, von seinen bisher verwalteten geistliche
Aemtern entfernt wurde und wie die Bemühungen seiner ih
innig anhangenden Gemeinde und der ihn aufrichtigst schätze
den Geistlichen seines Dekanats, die von jener Partei gege
ihn aufgestellten Klagen als nichtig darzustellen, ganz vergeblic
waren. Noch trauriger ist aber dieß, daß sein persönliche
Schicksal von Seiten derer, welche es über ihn verhängte
Grundsätze verrieth und bethätigte, welche die Glaubens- un
Gewissensfreiheit der protestantischen Kirche und die evangelisch
Lehrfreiheit ihrer Diener geradezu vernichten und den Buchsta
ben der symbolischen Bücher über den Inhalt des wohlverstan
denen Evangeliums so entschieden setzen, daß jeder vaterländi
sche Amtsbruder des Verfs. in Gefahr schwebt, das Schicksa
desselben zu theilen, wenn er nicht im Geiste und Sinne de
homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes predigt und Chri
stum und sein Wort im Mindesten höher achtet, als das Wor
Luthers, Melanchthons und Andreä's. Das Traue
rigste von Allem liegt jedoch in den unaussprechlich niedrige

Machi

Insinuationen selbst, welche man sich bei der Anklage des Vers. erlaubte und bei denen sich der sichtbare Haupturheber derselben, ein gewisser Pfarramtsverweser Schneider, so weit entwürdigte, daß er nicht nur in stillen Kirchenwinkeln und, wie das Gerücht sagte, selbst in Bauernkleidung die Katechisationen des Vers. delatorisch belauschte, sondern auch in seinen Angaben über dieselben die Schuld eines Meineides auf sich lud. Doch auch eine erfreuliche Seite hat diese traurige Geschichte, indem sie auf's Neue bestätigt, daß selbst das Schlimmste die Mutter von etwas Gutem ist. Wir ziehen hierüber die Worte des Vers. selbst an. „Uebrigens, spricht er S. 18, muß hier wegen seiner historischen Wichtigkeit bemerkt werden, welchen Effect diese von den Mystikern veranlaßte Verfolgung eines freien Verkündigers der evangelischen Wahrheit bei dem Volke hervorgebracht hat. Ihm war natürlicher Weise der schon seit längerer Zeit in der gelehrten Welt geführte Streit zwischen dem evangelischen und dem symbolischen Christenthume ganz verborgen geblieben und das Predigen des Mysticismus von mehrern Aposteln desselben sahe es bis jetzt als eine Folge unserer evangelischen Lehrfreiheit an, welches keinen Nachtheil für denkende Christen haben könne, so lange diesen das Recht bleibe, Alles zu prüfen, das für wahr Befundene zu behalten und das Unwahre zu verwerfen. Seitdem aber die Mystiker angefangen haben, herrschsüchtig zu werden, ihre unsinnigen Lehren dem Volke als die allein seligmachenden aufzudringen, gegen den Vernunftgebrauch bei religiösen Lehren zu eifern, andersdenkende Geistliche und Laien zu verdammen und ihren Einfluß zu benutzen, unsere evangelische Lehrfreiheit, ohne welche keine Glaubens- und Gewissensfreiheit möglich ist, mit Gewalt zu unterdrücken, hat das Volk angefangen, auf den Mysticismus aufmerksam zu werden und sich nach seiner Beschaffenheit und Absicht näher zu erkundigen. Wie ein Lauffeuer verbreitete

breitete sich unter ihm die Meinung: man will k-l uns wied Lehr- und Glaubenszwang, wie zu D. Luthers Zeite in der römischen Kirche, einführen und diese Mystiker la sen sich als blinde Werkzeuge dazu gebrauchen. Für eine Wi kung dieses Planes hält man jetzt allgemein meine Amtssuspe sion, das Volk sieht der Entscheidung meines Schicksals ebe deßwegen mit so großer Theilnahme entgegen und fängt nun mehr an, die Mystiker als Feinde ihrer Glaubens freiheit zu betrachten. Seltener werden ihre Kirchen besuch ihre grobmystischen Lehren in und außer der Kirche öfters be lacht, ihre Verdammungssucht gegen Lebende und Todte mi Bitterkeit getadelt und wo in Volksgesellschaften die Rede vo ihnen aufgebracht wird, spricht sich gegen sie der stärkste Ha und Widerwille aus. Kurz, vor dem Volke haben si bereits ihren Proceß verloren und es ist ihnen sehr zu rathen, diesen Unwillen gegen sie nicht noch stärker durch Fort- setzung ihrer Verleumdungs- und Verfolgungssucht gegen Lehre des reinen Evangeliums anzuregen. Daher kommt es, daß viele Mystiker jetzt schon wünschen, Schneider möge sein ihm allgemein zur Schande gereichendes Spioniren unterlassen und durch seine Angaben das k. Oberconsistorium nicht veran- laßt haben, meine Suspension zu verhängen, welche bei dem Volke einen so nachtheiligen Anklang gefunden hat." — Ist dem so, so kann sich der Verf. über sein Schicksal, das zu- letzt in „eine Versetzung in den Ruhestand" übergegangen ist, leicht trösten, denn außer dem Bewußtseyn seiner hier überall documentirten Unschuld steht ihm die Hoffnung zur Seite, daß er für eine gute Sache gelitten hat und daß sie desto männlicher von denen vertreten werden wird, welche den Unwillen über sein Leiden und die Furcht, es sich und Andern auch bereitet zu sehen, in sich tragen. Nach den Schritten, die der Verf. laut dieser Geschichte und deren Actenstücken für die Erhaltung evangelischer Lehr- und Glaubensfreiheit gethan hat, kann er

aller-

Digitized by Google

dings nicht Lust haben, „sich weiterer Märtyrerehre auszusetzen." Er will daher „den einzelnen Gemeinden, so wie der nächsten Generalsynode die Wahl anheimstellen, ob sie sich, wie einst D. Luther, nur an das Evangelium halten und an keine von den Kirchenobern vorgeschriebene Kirchenlehre binden lassen oder das Entgegengesetzte annehmen wollen." Nun, in jenen Gemeinden und in dieser Generalsynode werden ja noch Männer genug vorhanden seyn, welche den „ursprünglich von den Jesuiten herstammenden Grundsatz „der evangelischen Stabilität kräftig zu bekämpfen wissen, weil sie begreifen, daß derselbe nur diesen Jesuiten Frucht bringen kann, indem durch ihn „dem evangelischen Principe des steten Fortschreitens in immer besserer Erkenntniß des Evangeliums der Todesstoß versetzt" und das Reich der Finsterniß, dessen Säulen jetzt selbst in Spanien zusammenzubrechen drohen, so lange als nur immer möglich gefördert wird. — Die Lesung des Ganzen muß jedem Einzelnen überlassen bleiben, der sich für eine so hochwichtige Sache interessirt.

Der Dom zu Königsberg in Preußen. — Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Schilderung von D. A. R. Gebser und D. E. A. Hagen, ord. Professoren an der Universität Königsberg. — Mit acht lithographischen Abbildungen. Erste und zweite Abtheilung. Königsberg b. Hartung 1835. 5 Thlr. 16 Gr.

Die erste Abtheilung auch unter dem besondern Titel:

Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland, mit einer ausführlichen Dar-

Darstellung der Reformation im Herzogthume Preußen von D. A. R. Gebser ꝛc. ꝛc. 400 SS.

Die zweite unter dem:

Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke, mit einer Einleitung über die Kunst des deutschen Ordens in Preußen ꝛc. von D. E. A. Hagen ꝛc. 381 SS.

Hat auch dieses mit großer Liebe und Gründlichkeit bearbeitete Werk zunächst nur ein örtliches Interesse, so ist es doch als specialer Beitrag zur allgemeinen christlichen Kirchen- und Kunstgeschichte für die Freunde derselben von namhaftem Werthe und es lohnt daher der Mühe, von dem Inhalte desselben, wenn auch in der gedrängtesten Weise, Nachricht zu geben.

Anlaß dazu gab die am 13 Septbr. 1833 vom Hrn. Prof. D. Gebser als erstem Prediger an der Domkirche zu Königsberg veranstaltete Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums derselben, womit zugleich die Erbauung einer Parochial-Bürgerschule verbunden war, welche der Ertrag des Werkes fördern helfen soll. Er selbst übernahm, wie der Titel sagt, den kirchen-geschichtlichen, Hr. Professor D. Hagen aber den kunst-geschichtlichen Theil desselben, so daß auf diese Weise ein Ganzes zu Stande kam, das den Wunsch und das Bedürfniß der betheiligten Leser von allen Seiten befriedigte.

Für diesen Zweck stellte sich Hr. D. Gebser die Aufgabe, die Geschichte der merkwürdigen Kathedrale, von der es sich handelt, zugleich zur Geschichte des samländischen Bisthums in Preußen zu machen, dessen Mittelpunct sie war, und diese Geschichte nicht nur aus gleichzeitigen Urkunden zu schreiben, sondern sie auch, wo es erforderlich schien, mit den wichtigsten

sen dieser Urkunden zu belegen. Er theilte sie in 2 Hauptabschnitte, deren ersterer mit der durch die Errichtung des Bisthums Samland eingeleiteten Erbauung der Domkirche beginnt und bis auf die Zeit des Beginnes der Reformation in Preußen oder von 1333—1519 reicht, während der zweite die Zeit von der Reformation in Preußen bis zur Feier des gedachten Jubiläums oder von 1519 bis 1833 befaßt. Die Geschichte des Bisthums Samland dreht sich um die Anstrengungen, welche der deutsche Ritterorden unter Veranstaltung seines berühmten Hauptes, Hermann von Salza, vom J. 1226 an machte, das heidnische Preußen zu christianisiren und mit dem Christenthume zugleich deutsche Sitte und deutsche Sprache dahin zu verpflanzen. Als besonders merkwürdige Ereignisse treten darin die zu Ehren des Königs Ottocar von Böhmen, der sich an die Spitze eines starken deutschen Kreuzzuges gegen die heidnischen Preußen stellte, im J. 1255 unternommene Erbauung der Burg und Stadt Königsberg und die Errichtung des Bisthums Samland selbst (neben den Bisthümern Kulm, Pomesanien und Ermeland) hervor. Die ersten Inhaber dieses Bisthums waren Heinrich I. von Strittberg (v. 1255—1274), Christian von Mühlhausen (v. 1276—1294) und Siegfried von Reinstein (v. 1295—1313), welche in kräftiger Wirksamkeit für das Christenthum und die Verbreitung der aus ihm hervorgehenden Bildung von dem vierten Bischofe, Johannes genannt Clare, (v. J. 1320—1344) bei Weitem übertroffen wurden. Der Verf. gibt (S. 65 ff.) die Schilderung des letztern, sowie die Schilderung des ihm ganz ähnlichen und mit ihm freundschaftlich verbundenen Hofmeisters des deutschen Ordens, Luthers von Braunschweig, mit begeisterter Wärme und nennt ihn einen Mann, „der wie ein Stern erster Größe aus dem sich nun immer mehr und mehr aufklärenden Gewölke der samländischen Kirchengeschichte hervor-

vor-

vortrat, der sich hoch emporhob über Alle, die vor ihm i Samland gewirkt, der seinen Weg in Segen vollbtachte un sein Haupt am Abende seines Lebens mit dem erhebenden Be wußtseyn niederlegen konnte, das Werk des Herrn treulich ge fördert zu haben." Dieser Johann war es auch, welche Statt der schon im J. 1202 in der Altstadt Königsberg's ganz ärmlich erbauten Kathedrale, im J. 1233 auf der Pre gel-Insel, Kneiphof (Knipabe) genannt, eine neue und würdigere errichtete und durch Herstellung einer nach damali gen Verhältnissen wohleingerichteten Domschule sich nicht bloß um das kirchliche, sondern auch um das wissenschaftliche Leben Preußens die größten Verdienste erwarb. Das auf den Bau der neuen, noch jetzt stehenden, Kathedrale Bezügliche theilt der Verf. aus den betreffenden Urkunden mit möglichster An schaulichkeit mit; das Wichtigste davon ist aber dieß, daß der eigentliche Dom oder das Chor der Kirche schon im J. 1235, das Ganze aber wahrscheinlich noch vor dem Tode des Bi schofs Johann im J. 1244 beendigt wurde, so daß diese Ordensprovinz in dieser Kirche nicht minder, als in der Resi denz der Hochmeister Marienburg, welche im J. 1209 er richtet wurde, zwei der angesehensten Bauwerke jener Zeit be saß. — Von diesem Zeitpuncte an behandelt der Verf. die Geschichte der Kathedrale und des Bisthums Samland, nebst der seiner einzelnen 14 Bischöfe bis auf die Zeit der Refor mation als Eine, und seine Arbeit ist um so dankenswer ther, je mühevoller es war, durch treue Benutzung der im geheimen Archive zu Königsberg annoch vorhandenen Docu mente und zum Theil der von einzelnen Bischöfen im Dome übriggebliebenen Grabsteine und sonstigen Denkmale das Ge webe von Unwahrheit zu beseitigen, welches über diese den Charakter jener Zeiten treulich wiederspiegelnde Geschichte bis her verbreitet war. Von den Einzelnheiten derselben kann hier natürlich nicht die Rede seyn; es reicht hin, zu bemerken,

daß

daß während der glücklichen Zeiten des deutschen Ordens d. h. bis zum J. 1410, wo derselbe in der Schlacht bei Tannenberg gegen das fast 200,000 Mann starke Heer von Polen, Litthauern und Tataren die größte Niederlage erlitt, auch die Bischöfe Samlands meisten Theils edle und würdige Männer waren, daß aber von da an das gerade Gegentheil Statt fand. Der Verf. sagt (S. 167): „Mit den Zeiten der Noth und des Unglücks, die jetzt über den Orden hereinbrachen, änderte sich mit einem Male die Scene und wir begegnen im letzten Jahrhunderte des samländischen Bisthums, vor den Zeiten der Reformation, mehrern Bischöfen, die des hochwürdigen Namens, den sie trugen, nicht würdig, die nicht untadelig waren als die guten Haushalter Gottes und unsträflich, wie die heil. Schrift spricht, sondern allerlei Lastern fröhnten und ein übles Beispiel aufstellten." Als Grund davon wird angegeben, daß die Hochmeister des deutschen Ordens oder auch der Erzbischof von Riga, unter welchem die samländischen Bischöfe standen, meist unwürdige und gefügige Günstlinge auf den bischöflichen Sitz zu bringen suchten, oder, und dieß noch weit mehr, daß der römische Hof nicht mehr, wie sonst, nur die ausgezeichnetsten, aus den Ordensbrüdern selbst genommenen Glieder des Domcapitels zur Bischofswürde zuließ, sondern Männer, welche Berufskreisen angehörten, die dem heiligen Amte fremd waren und sich durch große Bestechungen die Gunst dieses Hofes zu erkaufen wußten. Dieß Letzte wird außer manchen beiläufig beigebrachten Thatsachen S. 170 ff. durch ein urkundliches Schreiben erwiesen, welches zur Zeit des costnitzer Concils der deutsche Ordensprocurator zu Rom an den Hochmeister des Ordens ergehen ließ und worin er ihm meldete, daß er nur durch schleuniges Zusammenborgen der Summe von 3100 Gulden im Stande gewesen sei, dem diesem gefälligen neuen Bischofe Heinrich von Schauenburg vom Papste die Bestätigung zu verschaffen, inmaßen „der Pobst

kein

kein Bischthum noch keyn behalden Lehn vergibt, das Gelt sey denne vor beezalt." Diese simonistische Wahl fiel dann auch so gut aus, daß gleichzeitige Zeugen erzählen: Heinrich v. Schauenburg sei „sein Tage ein Priester gewesen, wie er früher ein Bannerherr war, er habe mit den Seinen in Faulheit und andrer Unfur ein verlassen Leben geführt, sey nach gemeiner Sprache nur Hyntze Hempel genannt und das Bisthum durch ihn in so große Schuld gebracht worden, daß sich nach seinem in Jahresfrist erfolgten Tode 43,000 Mark Schulden vorfanden, die größten Theils für Wein und Gewürtz aufgehäuft worden." Allerdings folgten diesem Unwürdigen bis zur Zeit der Reformation herab unter 8 andern Bischöfen auch noch einige würdige Männer; da aber mit Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts die Macht des deutschen Ordens selbst mit dem Verluste Marienburgs nach einem langen, blutigen und verheerenden Kriege in Nichts herabsank und alle Angelegenheiten desselben in große Verwirrung geriethen, so nahmen auch die des Bisthums eine so üble Wendung, daß ihnen im sechszehnten Jahrhunderte nur noch durch Säcularisation des Bisthums abzuhelfen war. Die einzelnen Dinge, welche in dieser Periode zur Sprache kommen, wie z. B. der gräßliche Hungertod, zu welchem im J. 1474 der nun in Königsberg selbst residirende, Hochmeister des Ordens den Bischof Dietrich von Luba verdammte und die daraus entspringenden Mißverhältnisse mit Rom sind als Beiträge zur Zeitgeschichte sehr beachtenswerth.

Der letzte Bischof von Samland war Georg von Polentz (v. J. 1519—1550) und unter ihm oder vielmehr durch ihn, in Gemeinschaft mit dem ersten evangelischen Prediger Johann Brismann, und durch den letzten Hochmeister, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher sich zum weltlichen Herzoge von Preußen zu machen wußte, fand die Reformation dieses Landes (im J. 1525) Statt. Den

Gang

Gang dieses großen Ereignisses, das nicht ohne die mächtigste Rückwirkung auf das eigentliche Mutterland der Reformation blieb und dessen nächster Schauplatz in Preußen die Domkirche zu Königsberg war, erzählt der Verf. mit der Geschichte der letztern im zweiten Abschnitte. Die Thatsachen dieses Abschnittes sind jedoch zu reichhaltig und werden bis auf ihren innersten Kern zu sorgfältig entwickelt, als daß hier ohne allzugroße Weitläufigkeit nur ein summarischer Ueberblick derselben gegeben werden könnte. Wer also die verdiente nähere Kenntniß davon nehmen und z. B. sehen will, welche Bewandtniß es mit den Begünstigungen und Hindernissen hatte, welche die Glaubensverbesserung in Preußen fand; mit dem weisen und verständigen Eifer, welche der edle Bischof Georg von Polentz, der in seiner Art leider ohne alle Nachfolge unter den deutschen Bischöfen blieb, dafür an den Tag legte; mit der auf echt kirchenrechtlichem Wege bewirkten Errichtung einer evangelischen, bald darauf verbesserten Kirchenordnung; mit der Herstellung einer protestantischen Universität; mit den auf ihr bald ausbrechenden theologischen Zänkereien und Zwistigkeiten, worin Mörlin, Osiander, Heshusius, Morgenstern, Wigand, Mislenta u. A. ihre bekannte Rolle spielten: der muß sich an die Schrift selbst halten, welche in Text und Noten, sowie beiläufig in der Schilderung des Lebens und Wirkens der evangelischen Pfarrer und Diakonen an der Domkirche nach den Zeiten der Reformation den lehrreichsten Aufschluß über dieß Alles gibt. — Auch die neuere Geschichte der Domkirche, welche von S. 378 beginnt, hat manches Anziehende, obwohl sie als solche nicht mehr mit den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten Preußens in Verbindung gesetzt ist. Höchstens ließe sich zu diesen die S. 385 ff. erwähnte Einführung der neuen Agende in der Domkirche rechnen, welche sich das Presbyterium dieser Kirche, wie es scheint, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit für die königliche Munificenz bei der durchgreifen-

den

den Reparatur der Kirche, förmlich ausbat, und von der der Verf. bemerkt haben will, „daß die Gemeinde nicht nur durch diese neue Anordnung des Gottesdienstes das erste Mal (am 25. Juni 1830) in eine feierlich ernste Stimmung versetzt worden sei," sondern daß auch die Andacht derselben fortwährend dadurch erhöhet werde. Die Feier des 500jährigen Jubiläums der Kirche selbst (am 13. Septbr. 1833) und die Gründung der neuen Domkirchschule, zu deren Beßtem diese wackere Schrift zunächst geschrieben wurde, macht den Beschluß dieses Abschnitts und zugleich des Ganzen aus, soweit es von diesem Verf. herrührt.

Der zweite Theil desselben von Hrn. D. Hagen kann der Natur der Sache nach unserer Beurtheilung nicht unterliegen, indem dieselbe nur dem eigentlichen Kunstkenner zukommt. Wir müssen uns daher auf eine ganz kurze Angabe ihres wesentlichen Inhaltes beschränken, damit die Leser wissen, was sie hier zu suchen haben. Dieser Inhalt wird, wie schon der Titel bemerkt, durch eine Abhandlung „über die Kunst des deutschen Ordens in Preußen, vornehmlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande" von S. 8—61 eingeleitet, welche man mit großem Interesse liest. Sie dürfte jedoch in mehrern ihrer Angaben auch manchen Widerspruch erfahren und hie und da einiger Berichtigung zu unterwerfen seyn. So spricht z. B. der Verf. von einer vorgothischen und gothischen Baukunst, während doch die Kunstgeschichte schon längst zu dem Resultate gelangt ist, daß, soweit sich von noch erhaltenen eigentlich gothischen Bauwerken urtheilen läßt, dieselben nur den Charakter des ausgearteten römischen Baustyls an sich trugen, daß die sogenannte vorgothische Baukunst keine andere als die byzantinische war, die sogenannte gothische aber, die diese seit dem 12. Jahrhunderte zu verdrängen anfing, den Namen der deutschen oder germanischen ausschließlich führen muß. Eben so möchte die Selbstständigkeit, welche der Verf.

den

den kirchlichen Bauwerken des deutschen Ordens beilegt, in Nichts weiter bestehen, als daß sie von denen, welche in Deutschland nach echt deutscher Weise, wie z. B. der straßburger Münster und der cölner Dom, aufgeführt wurden, nur dadurch abwichen, daß sie in ihren Formen eine größere Einfachheit und eine gewisse, der byzantinischen Bauart eigene, Trockenheit zeigten, sonst aber in ihren Haupteigenthümlichkeiten, wie in der durchgreifenden Anwendung des Spitzbogens und des Strebepfeilers sich stets als Werke des deutschen Baustyls darstellten. Sucht der Verf. mit Recht den Grund des Etwas Abweichenden der Bauwerke des deutschen Ordens in dem in Preußen vorhandenen Baumateriale der bloßen Feldsteine und der gebrannten Ziegel, so dürfte nicht zu vergessen seyn, daß dieß aus gleichem Grunde auch in den Marken und überall im nordöstlichen Deuschlande, wo an guten Bruchsteinen Mangel ist, der Fall war. Und behauptet er, die preußischen Bauwerke seien nicht von eigenthümlichen deutschen Baumeistern und Steinmetzen (oder von den sogenannten Bauhütten), sondern von den baukundigen Rittern des deutschen Ordens selbst errichtet worden: so möchte das Dem schwerlich glaubhaft dünken, der z. B. nur die fast an's Wunderbare grenzenden Prachtsäle und Kapellen Marienburgs betrachtet und erwägt, daß jene Ritter deßhalb, weil sie ihre Wirthschaftsgebäude zweckmäßig einrichten konnten, nicht auch im Besitze derjenigen Baukenntnisse seyn mußten, die dem eigentlichen Baukünstler eigen waren, wie ihn die damalige deutsche Bauart erforderte. Endlich kann wohl nicht zugegeben werden, daß es eine Eigenthümlichkeit der deutschen Baukunst gewesen sei, dem Chore der Kirchen eine Erhöhung zu geben, vermöge welcher das Dach desselben sich meistens über das Dach der Kirche erhob, da dieser Fall höchstens da eintrat, wo Chor und Kirche nicht zu gleicher Zeit erbaut wurden (wie z. B. bei der obern Pfarrkirche zu Bamberg) und da die ausgezeichnetsten und bekann-

kanntesten Denkmale der deutschen Baukunst, die Münster- und Pfarrkirchen zu Straßburg, Ulm, Freiburg, Wien u. s. w. das gerade Gegentheil bezeugen. Chor und Schiff bildeten die Hauptheile einer Kirche und, wenn diese in der Grundform des Kreuzes aufgeführt wurde, den Stamm dieses Kreuzes. Beide mußten daher sowohl in Absicht der Höhe als in Absicht der Breite in Uebereinstimmung stehen, wenn auch inwendig vom Schiffe aus einige Stufen zu dem Etwas höher liegenden Chore hinaufführten. — Von dem Baue der Domkirche zu Königsberg selbst bemerkt der Verf., daß er wahrscheinlich aus Mangel an Mitteln nicht mit der bei den preußischen Bauwerken sonst gewöhnlichen Schnelligkeit emporgestiegen sei; daß die Verschiedenheit der Bauart zwischen dem Chore und der eigentlichen Kirche für eine ungleiche Entstehungszeit spreche und daß sich über die Zeit des Baues Nichts weiter bestimmen lasse, als daß er zwischen 1333 und 1339 betrieben wurde, daß aber über Anfang und Beendigung desselben die Geschichte schweige. —

Der erste Abschnitt hat es nun mit Schilderung der Kirche und ihren vornehmsten Kunstwerken aus der Zeit 1332 bis 1618 zu thun. Es ist da die Rede I. von der Architectur derselben im Allgemeinen (nach der sie, den Thurm ausgenommen, der Stephanskirche in Wien, am Füglichsten zu vergleichen ist), dann im Besondern von der Architectur 1) des Chors, 2) der eigentlichen Kirche, 3) der (ganz schmucklosen) Thürme und des Zwischengebäudes. Hierauf wird gehandelt II. von der Malerei, und dabei kommen zur Sprache 1) Bilder aus der Ordenszeit; 2) Bilder muthmaßlich von Lukas Cranach und seinen Schülern; 3) verschiedene Epitaphien. Dann wird III. beschrieben: die Bildnerei oder 1) die Schnitzwerke in mittelalterlichem Style; 2) die Bildwerke des 16. Jahrhunderts. — Im zweiten Abschnitte kommen zur Erwähnung: die Grabgewölbe, Grabmäler, Leichensteine und

Särge

Särge (nebst Angabe ihrer Inschriften) I. in der eigentlichen Kirche, (an der West-, Nord- und Südseite u. s. w.) II. im vorderen Chore, (an der Nord- und Südseite); III. in der Fürstengruft, (an der Nord-, Ost- und Südseite, nebst dem Denkmale Albrechts I. und seiner Gemahlin Dorothea und den Todtengrüften mit den Särgen; IV. außerhalb der Domkirche. Hier wird S. 289 erwähnt das Begräbnißgewölbe der Professoren, das nach dem Manne, der zuletzt hier eine Ruhestätte fand, Stoa Kantiana genannt wird und dabei bemerkt, daß diese Ruhestätte mit einem einfachen Steine bedeckt ist, über welchem sich die von Hagemann gefertigte Büste Kant's aus carrarischem Marmor befindet. Die Erzählung der Feierlichkeit bei Aufstellung derselben, am 22. Apr. 1810, begleitet der Verf. mit den von dem wackern Herbart dabei gesprochenen Worten, welche das Verdienst des großen Mannes wie überhaupt, so insbesondere in Hinsicht dessen, was ihm die Sittenlehre und das Verhältniß, worein er sie mit dem religiösen Glauben setzte, ganz anders zu würdigen wissen, als es von Seiten der philosophastrischen Nebler und Schwebler des Tages zu geschehen pflegt, die ihre antiethischen Schwätzereien über das Wesen des Religiösen für tiefe Weisheit verkaufen wollen. — Im dritten Abschnitte werden verschiedene Gegenstände, großen Theils auf die spätere Zeit der Kirche bezüglich, behandelt, z. B. die auf den Thürmen befindlichen Glocken, die Kirchenbibliothek, die v. wallenrodt'sche Bibliothek, der Altar, der Taufstein, die Kanzel und Orgel, die Chöre und Kirchenstühle, die Predigerbildnisse und die Kirchengeräthschaften in der Sacristei. — Den Schluß macht eine gedrängte Kirchenchronik und die Erklärung der dem Werke beigegebenen 8 lithographischen Abbildungen in größtem Royalfolio. Sie stellen dar: 1) als Titelblatt, mehrere gruppirte in der Kirche befindliche Schnitzwerke aus verschiedenen Perioden; 2) den Grundriß der Kirche; 3) den Grundriß der Gewölbe;

4) die Ansicht der Westfaçade der Kirche; 5) die der Nordfaçade, mit der Stoa Kantiana; 6) das Marmordenkmal des Markgrafen Albrecht, ersten Herzogs von Preußen; 7) eine perspectivische Ansicht des Innern der Kirche, und 8) eine dergleichen von Innern des Chores. — Das Trockene der Aufzählung der einzelnen technischen Theile der Kirche hat der Verf durch seine lehrreichen Zwischenbemerkungen, durch die Angabe von Inschriften und durch zeitgeschichtliche Notizen darüber trefflich zu beseitigen gewußt, so daß das ganze Werk für eine höchst dankenswerthe Bereicherung des Literaturgebietes gelten muß, welchem es angehört. —

---

1) Der Kampf zwischen Conservativen und Destructiven und das europäische Ober-Studien-Directorium. — Auch ein Versuch, das Politisch-Böse unserer Zeit auszurotten. Vom Professor Krug in Leipzig. — Das. b. Kollmann 1835. 56 SS.

2) Soll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen und insonderheit den Jesuiten anvertrauen? — Eine kosmopolitische Frage beantwortet vom Professor Krug. — Leipzig b. Kollmann 1836. 46 SS.

Diese Flugschriften, in denen der Verf. nach seiner Weise wichtige Wahrheiten in klarer und überzeugender Darstellung ausspricht, hängen genau zusammen und müssen daher zu Einer Anzeige verbunden werden, wenn auch der Inhalt der ersten dem Zwecke dieser Blätter ferner liegen sollte. — Es wird in ihr der Vorschlag besprochen, den D. Reubel in Mün

München in der Schrift: Das Politisch-Böse unserer Zeit (Stuttg. 1835), zur Errichtung eines europäischen Ober-Studien-Directoriums that, welches die Bestimmung haben sollte, vornehmlich auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts dahin zu wirken: „daß das Einheitsprincip der Natur, der Welt und der Wissenschaften und folglich auch das göttliche souveräne Staatsprincip der Weltregierung in der natürlichen, centralen und einzig vernünftigen Mitte erhalten werde und daß die Wissenschaften und die Politik weder in das eine noch in das andere Extrem ausschlagen." Für diese richtige Mitte im wissenschaftlichen und ganz besonders im politischen Leben ist nun auch der Verf., weil sie, so lange sie eine wahrhaft richtige ist, einzig und allein für das wahrhaft Vernünftige gelten kann. Aber zur Herstellung derselben hält er ein Ober-Studien-Directorium weder für nöthig, noch für räthlich, noch auch nur für möglich. Er findet vielmehr das einzige und völlig ausreichende Mittel, das Politisch-Böse unserer Zeit auszurotten, darin: daß zwischen die absolut Conservativen, welche alles ein Mal Bestehende Trotz dem ihm inwohnenden Veralteten, Mißbräuchlichen und Schlechten unverändert aufrecht erhalten wollen, und zwischen die absolut Destructiven, welche an die Stelle des Bestehenden, Trotz des ihm inwohnenden Guten, Zweckmäßigen und Heilsamen etwas unbedingt Neues gesetzt zu sehen wünschen, die Reformativen oder Reformers treten und auf demselben Wege, auf welchem die Natur durch Erhalten und Zerstören des Alten immer ein Neues schafft, der politischen Welt die geräuschlos fortschreitende Wiedergeburt bereiten, deren sie bedarf, wenn sie nicht durch ein oder das andere Extrem zu Grunde gehen soll. Diese vernünftige und bewährte Ansicht macht der Verf. im ersten Abschnitte der Schrift an den Thatsachen anschaulich, welche in dem jetzigen Kampfe der Conservativen und Destructiven zur Erscheinung gekommen sind, und gibt ihr dadurch für

alle Belehrbare eine erfahrungsmäßige Ueberzeugungskraft. In zweiten Abschnitte tritt er dem Vorschlage eines Ober-Stu dien-Directoriums, das denselben Zweck verfolgen soll, selbs näher und zeigt, daß der Gedanke desselben kein glücklicher ge nannt werden könne, so gewiß es auch an sich selbst sei, da man auf Kopf und Herz des heranwachsenden Geschlecht zweckmäßig und kräftig einwirken müsse, wenn man dasselb vor der gefährlichen Hinneigung zu jenen Extremen im politi schen Leben bewahrt sehen wolle. Solch ein Ober-Studien Directorium, spricht er, würde als ein aus Mitgliedern vo allen europäischen Völkern und Religionsparteien zusammenge setztes Collegium, bei der unendlichen Verschiedenheit der An sichten, Bedürfnisse und Verhältnisse dieser Völker und Reli gionsparteien kein Einheitsprincip in sich tragen; es würde auc die europäischen Stammgenossen in Amerika umfassen müsse und dadurch von dem Ziele eines gleichförmigen Erziehungs und Unterrichtssystemes nur um so weiter abkommen und selbs dann, wenn man es nur auf Deutschland, England und Frank reich beschränken wollte, würden die Maßnahmen desselben s viele durch die Eigenthümlichkeit dieser drei Länder bestimmt Modificationen erleiden müssen, daß von etwas Gemeinsamen darin nicht weiter die Rede seyn könnte. Daher sei die vo Reubel aufgestellte Idee eine ganz extravagante und unaus führbare und werde noch obendrein durch die am Schlusse sei ner Schrift von den Fürsten geforderten freisinnigen Institutio nen für die Völker vom Verf. selbst zerstört. Besser als sorge man für das Heil der Welt dadurch, daß man überal zweckmäßige Unterrichts- und Erziehungsanstalten errichte, w sie noch nicht sind, erhalte, wo sie bereits bestehen, und si mit den erforderlichen Hilfsmitteln und tüchtigen, gewissenhaf ten Lehrern versehe, denen es um die heilige Sache ihres Be rufs Ernst sei. „Und wenn, setzt der Verf. hinzu, Trotz de Wachsamkeit der Regierungen sich (unter diese Lehrer) doch ei

räudi

Digitized by Google

ündiges Schaaf, ein Halbwisser, ein Miethling, ein Sophist einschleichen sollte, der Jugend und Volk verführte, der Statt Achtung Verachtung der Obrigkeit, Statt Gehorsam Ungehorsam gegen die Gesetze oder gar offenen Aufruhr predigte: dann können und sollen sie ihn auch entsetzen und nach Verhältnisse seiner Schuld bestrafen." Uebrigens, heißt's zum Schlusse, sei zum Behufe des Conservirens das Reformiren immer das Beste, „denn was irreformabel seyn wolle, sei auch inconservabel." —

Da man nun neuerlich Statt jenes Ober-Studien-Directoriums für Europa in einzelnen Ländern das Mönchthum und namentlich auch den Jesuitenorden gegen das Politisch-Böse unserer Zeit zu Hilfe rufen zu müssen meinte und da nur ganz vor Kurzem von einem apokryphischen Vermächtnisse von 400,000 Fl. die Rede war, wovon in Wien und, wenn man dort den Segen von sich stieße, in einer Haupt- und Residenzstadt Italiens (Modena) ein großes jesuitisches Erziehungs-Institut (wie etwa schon in Freiburg in der Schweiz besteht) hergestellt werden sollte: so fragt der Verf. in der zweiten Flugschrift: ob es wohl gethan sei, das gedachte Ziel auf diesem Wege zu verfolgen? Die Antwort ist natürlich verneinend, weil durch die schlagendsten Geschichtsbeweise dargethan sei, daß besonders der Jesuiten-Orden sich durch seine eigenthümlichen Grundsätze nicht nur als ganz untauglich, sondern auch als höchst gefährlich für die Erziehung der Jugend erwiesen habe. Der Verf. erinnert an dessen moralischen Probabilismus, an die geheimen Vorbehalte (reservationes mentales) desselben, an seine unbedingte Subordination der weltlichen Macht unter die geistliche *) und an alle die sittlichen Abscheulichkeiten,

*) Es scheint nicht unangemessen zu seyn, hier an eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des Jesuiten-Ordens

ten, welche in den Schriften seiner nie von ihm verleugnet
Ordensbrüder Bauny, Busenbaum, Escobar, M
riana, Sanchez, Suarez u. s. w. gepredigt wurden u
noch heut' zu Tage vor aller Welt Augen klar darin vorliege
Auch erinnert er an die Aeußerungen, welche Kaiser J
seph II. in seinen Briefen an Choiseul und Aranda üb
die Jesuiten that und zieht aus diesen die merkwürdigst
Stellen an, um zu beweisen, daß „dieser Fürst nimmer zug
ben würde, daß man für ein schnödes Geschenk oder sogenan
tes Vermächtniß von 400,000 Fl. die Kinder seiner Unterth
nen den nicht er- sondern verziehenden Händen der Jesu
t

---

dens zu erinnern. Dieser Orden, welcher unter dem Vorwand die Völker in Treue und Gehorsam gegen die Fürsten a Besten erhalten zu können, sich jetzt den letztern um jeden Pre aufzudrängen sucht, er war es, der zuerst das Princip d Volks-Souverainität aussprach und dadurch gleichsam d Chorführer aller Revolutionäre der späteren Zeit wurd Auf dem Concile zu Trident setzte nämlich der damalige Gener des Ordens, Jakob Lainez, in offener, freier Rede das Ve hältniß der Kirche und des Staats einander so verwegen g genüber, daß er jener einen unmittelbar göttlichen Ursprun durch Christum, diesem aber einen nur aus dem Volks-Will mittelbar hervorgegangenen beilegte und behauptete: „Urspün lich liege alle obrigkeitliche Gewalt in den Gemeinheiten und di Gemeinheiten ertheilten sie ihren Obrigkeiten, ohne sich dadur dieser Gewalt selbst zu berauben." Wie weit die Jesuiten Be larmin und Mariana diesen Grundsatz ausdehnten, Jener i der Schrift: de membris ecclesiae militantis und Dieser in se nem berüchtigten Buche: de rege et regis institutione, und w besonders der Letztere die förmliche Lehre von der Gerechtigke des Königsmordes daraus entwickelte, wenn Fürsten Tyra nen, d. h. dem Papste und den Jesuiten nicht blind ergeben w ren, ist sattsam bekannt. S. *Sarpi* hist. du Concile de Trente II. lib. 7, n. 20. p. 391 seqq. Wolf's Gesch. d. Jesuite 1. B. S. 68 ff. und Ranke histor. polit. Zeitschr. 2. B. 3. H S. 606 ff.

Digitized by Google

ten überkieferte; er würde, spricht er, vielmehr ausrufen: „Timeo Danaos et dona ferentes!" — Dann knüpft der Verf. die Frage daran: woher wohl dieses Vermächtniß kommen möge? und meint, ganz richtig sei es damit gewiß nicht, weil man sonst den Namen seines Stifters genannt haben würde. Vielleicht hätten es die Jesuiten einem „alten und reichen Sünder" abgepreßt, „der auf dem Sterbebette vor der Hölle zitterte," oder wohl gar mit „Hilfe einiger warmen Ordensfreunde die Summe selbst zusammengeschossen, um ein Vermächtniß zu diesem bestimmten Zwecke zu bilden." Wir glauben, das Eine sei so möglich, als das Andere. Denn wenigstens in Wien ist man einstimmig darüber, daß die unter dem Namen Liguorianer daselbst schon längst bestehenden Jesuiten durch die gewandteste Proselytenmacherei und thätigste Erbschleicherei ihr Vermögen von Jahre zu Jahre in's Ungeheuere zu vermehren wissen, und ist der Aussage eines hohen Prälaten der katholischen Kirche Oesterreichs zu glauben, so besitzt der Jesuiter-Orden daselbst noch von sonst her einen großen Theil seiner Güter und Schätze im Stillen und darf nur öffentlich in's Daseyn zurückgerufen werden, um mit einem Male eben so mächtig und einflußreich dazustehen, als es vor seiner Aufhebung der Fall war. — Im Fortgange der Schrift kommt der Verf. auf die Gelehrsamkeit des Ordens, um derentwillen er „als besonders tauglich zur Erziehung der Jugend empfohlen werde," und sagt, wenn auch an jener Gelehrsamkeit nicht zu zweifeln seyn dürfte, (es ist aber laut der Geschichte sehr daran zu zweifeln, wenn nicht stereotypischer Scholasticismus aller Art für Gelehrsamkeit gelten soll) so würden doch zur Erziehung der Jugend ganz andere, „höhere Vorzüge des Geistes, besonders sittliche" erfordert, welche den Jesuiten nicht eigen wären. Wie wahr dieß sei, beweist ein Blick auf die Beschaffenheit des schon gedachten Erziehungs-Institutes derselben in Freiburg. Hier ist Trotz aller

aller Liberalität und Freundlichkeit, mit welcher ihre 8—900 Zöglinge (aus Baiern, der französischen Schweiz, aus Savoyen, Oberitalien und Frankreich) in der palastähnlichen Anstalt behandelt zu werden scheinen, der dumpfe, bigotte und despotische Geist doch keinen Augenblick zu verkennen, welcher hier das Skepter führt, und wenn man das Verzeichniß der Unterrichts-Gegenstände, welche daselbst in der zu Einem in einander greifenden Ganzen vereinigten Elementarschule, dem Athenèe (Gymnasium) und dem Collège (Universität) getrieben werden, nebst den dabei zu Grunde gelegten Normal-Lehrbüchern näher betrachtet: so gewinnt man leicht die Ueberzeugung, daß es weit mehr auf die Verkrüppelung, als auf die Ausbildung der geistigen Kräfte der Zöglinge abgesehen ist. Man nimmt die Miene an, sie in Allem zu unterrichten, was der jetzige Bildungsgrad der Zeit erheischt; aber der Kreis der Gedanken und Ansichten, bis zu welchem man sie vordringen läßt, ist ein eng und vestabgeschlossener und jeder Lichtstrahl wird sorgfältig abgewehrt, der den weiter Strebenden über das darüber Hinausliegende erleuchten könnte. Darum werden auch die Zöglinge vor jeder Berührung mit nichtjesuitischen Menschen außerhalb der Anstalt auf das Sorgfältigste bewahrt und dürfen sich auf Spaziergängen und Erholungsreisen dem wachsamen Auge der ihnen beigegebenen jesuitischen Hüter keinen Augenblick entziehen, während sie innerhalb der Umfassungsmauern der Anstalt volle Freiheit der Bewegung haben und wenigstens in Gegenwart des fremden Beobachters mit studirter Herzlichkeit und Güte behandelt werden. — Sind nun, fährt der Verf. fort, die Jesuiten nicht geeignet, das Geschäfft der Jugenderziehung mit Erfolge zu übernehmen, am Wenigsten aber im Interesse „der bürgerlichen und religiösen Freiheit," die man dabei vorzukehren pflegt: so sind es die Benedictiner eben so wenig, die man in Baiern dazu gewählt hat und bei deren Einführung man „so viel schöne Reden hielt und so erfreuliche

Zusiche-

Zusicherungen that." Denn das falsche schädliche Princip, auf welchem das ganze Mönchthum beruht, macht ein „in seiner Bildung und Gesittung so beschränktes und gleichsam verkrüppeltes Wesen," wie in der Regel jeder Mönch ist, zu einem sehr schlechten Jugenderzieher; auch raubt „der tiefgesunkene, zu völlige Mißcredit," in den das Mönchthum (jetzt selbst in Portugal und Spanien, dem ehemaligen Eldorado desselben) gesunken ist, dessen Genossen schon im Voraus alles dazu nöthige Vertrauen, und das Mittel, eben durch sie das Politisch-Böse zu verbannen, ist nicht ein Mal allgemein anwendbar. Handle man also hierin nicht wie ein Kranker, „der in der Verzweiflung Statt eines echten Arztes einen bloßen Quacksalber herbeiruft," sondern suche eben den rechten Arzt, oder heile die Gebrechen der Zeit durch Jugenderzieher, „welche Männer von Kopf' und Herzen sind, Männer, welche Lehrgaben und Erziehungsfähigkeit mit einem guten Willen und unbescholtenen Wandel verbinden!" —

Nassauische Prediger-Arbeiten. Herausgegeben von Karl Wilhelm Schultz, Pfarrer zu Weilmünster. Erstes Jahresheft. Weilburg, Druck und Verlag von L. E. Lanz. 1835.

Wenn man besonders in unsern Tagen an die Geistlichen namentlich auch der evangelischen Kirche die gerechte Forderung stellt, daß sie auf dem Standpuncte, auf welchem sie bei dem Antritte ihres Amtes sich befinden, nicht stehen bleiben, sondern in allen Zweigen ihrer Wissenschaft sich fortbilden und so für die fruchtbare Erfüllung ihres Berufes immer geschickter machen sollen: so gibt es für diesen Zweck kaum ein passenderes Mittel, als die sogenannten Predigerconferenzen; und je wohlthäti-

thätiger der Einfluß derselben in allen Beziehungen sich äußern kann, sofern sie nur auch sind, was sie seyn sollen, eine um so erfreulichere Erscheinung muß es auch genannt werden, wenn sich jetzt häufiger als je dergleichen Verbindungen gebildet haben. Eine innigere Verbrüderung, eine kräftige Anregung in amtlicher und wissenschaftlicher Hinsicht, ein gegenseitiger Austausch von Gedanken, Ansichten und Erfahrungen sind die heilsamen Früchte, die man sich mit Recht von ihnen versprechen darf; und da auf diese Weise der Trägheit, die, einmal im Amte und Brode, so gern sich gehen läßt, der Einseitigkeit mit ihren schädlichen Folgen, dem Herabsinken zu einem des Geistlichen unwürdigen Treiben, ja wohl auch der sittlichen Entartung desselben vorgebeugt wird, wer müßte dann über das Vorhandenseyn solcher Anstalten sich nicht freuen, und wer nicht wünschen, daß die Theilnahme an ihnen immer reger und allgemeiner werde? Auch die vorliegenden Arbeiten und ihre Veröffentlichung geben davon ein rühmliches Zeugniß. Der Vorrede zu Folge beginnt mit dem gegenwärtigen Bande ein Archiv für nassauische Conferenz-Arbeiten, in welches zugleich jeder Geistliche der evangelischen Kirche dieses Landes gediegene wissenschaftliche und praktische Erzeugnisse niederlegen könne; und wir freuen uns, versichern zu dürfen, daß den dießmaligen Mittheilungen im Allgemeinen das Prädicat der Gediegenheit wohl zugeschrieben werden kann.

Voran stehen drei Abhandlungen, von denen der ersten, über den Separatismus, auch die erste Stelle ohne Zweifel zugehört. Ihr Verf., der Herausgeber selbst, unterscheidet zunächst den Begriff des Separatismus von den ihm verwandten Begriffen der Proselytenmacherei, der Unkirchlichkeit, der Ketzerei, der Sectirerei u. s. w., und zeigt, wie es in dem Wesen desselben liege, eine neue Kirchengemeinschaft zu bilden, indem er die Grundsätze der Kirche verwirft, von der er sich trennt, und sich selbst für die rechte und wahre Kirche hält.

Dann

Dann redet er von den Quellen des Separatismus, und nennt als die hauptsächlichste derselben die religiöse Schwärmerei, die zwar so verschiedener Art seyn kann, als die religiösen Ideeen selbst, aber doch immer nur zwei wesentlich von einander abweichende Hauptformen hat. Die eine zeigt sich in der Vorstellung einer unmittelbaren Abhängigkeit von Gotte und ist pietistische, die andere in der Vorstellung einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gotte und ist mystische Schwärmerei. Unter beiden ist jedoch die erstere, welche mehr activer Art ist, die bei Weitem gefährlichere, und führt leichter als jene, die mehr passiver Natur ist, zum höchsten Grade aller Schwärmerei, zum religiösen Fanatismus. Wie nun der Verf. über diese, in unsern Tagen so oft besprochenen, Gegenstände sich weiter verbreitet, wie klar er die Begriffe entwickelt, wie ruhig und unbefangen er urtheilt, wie psychologisch er dabei verfährt und wie wahr und kräftig er die in aller Hinsicht verderblichen Folgen jeder Religionsschwärmerei darstellt, das weitläufiger nachzuweisen verbietet uns der Raum dieser Blätter. Versichern aber dürfen wir, daß wir noch nirgends eine gründlichere und genügendere Auseinandersetzung dieser so wichtigen Angelegenheiten gefunden haben; und wenn auch hin und wieder eine Berichtigung der aufgestellten Ansichten nöthig seyn sollte, so haben wir ihnen doch im Allgemeinen unsere vollkommene Zustimmung nicht versagen können. Außer den Hauptquellen des Separatismus werden weiterhin noch einige veranlassende zum Theil in körperlichen und besondern Lebensverhältnissen der Separatisten liegende Ursachen namhaft gemacht, die wir aber hier um so mehr übergehen können, da man nur die gewöhnlichen Theilnehmer an den sogenannten Conventikeln betrachten darf, um jene Ursachen bald kennen zu lernen. Endlich nennt der Verf. noch die Mittel, durch welche dem Unwesen des Separatismus möglicher Weise gesteuert werden könne, und gibt namentlich den Geistlichen sehr beherzigenswerthe Rathschläge,

wie

wie sie sich in dieser Hinsicht überhaupt und besonders dann zu verhalten haben, wenn dieses Unwesen auch in ihren Gemeinden Eingang finden sollte. Wir haben, wie gesagt, die ganze Abhandlung nicht ohne großes Interesse gelesen, und sind überzeugt, daß sie sich den Beifall jedes Unbefangenen erwerben wird. Als Zugabe ist ihr ein kleiner Anhang über einen der Lieblingsausdrücke der heutigen Separatisten, nämlich über die Redensart „Christus in uns" beigegeben, in welchem natürlich jede mystische Deutung dieser Worte verworfen und dagegen mit Recht behauptet wird, daß sie nur von einer sittlichen Gemeinschaft mit Christo verstanden werden müssen. — Die zweite Abhandlung verbreitet sich über die Frage: Was kann und soll der evangelische Geistliche thun, um die von ihm zu unterrichtende Jugend gegen die Gefahr des Abfalls von ihrer Confession zu schützen? Diese Frage wird zwar richtig dahin beantwortet, daß ein solcher Abfall nicht sowohl durch eine religiöse Bildung der Jugend im Allgemeinen, als vielmehr durch eine evangelisch-christliche Bildung verhütet werden könne; allein der ganze Aufsatz ist zu kurz, als daß dieser nicht unwichtige und reichhaltige Gegenstand in ihm hätte erschöpft werden können; auch treten die Hauptmomente nicht genug hervor und selbst manches naheliegende Mittel zur Erreichung des fraglichen Zweckes ist übersehen worden. — Die dritte Abhandlung beschäfftiget sich mit „der Wichtigkeit der Selbsterkenntniß in Rücksicht auf Philosophie," und zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die Erörterung des Gegenstandes selbst, und der zweite historische Data aus der Geschichte der Philosophie enthält. Wir wollen mit dem Verf. über Einzelnes, was vielleicht nicht ganz richtig ist, nicht rechten, (das Auffinden der Principien z. B. scheint uns nicht Sache des Verstandes, sondern der Vernunft zu seyn) sondern bezeugen ihm lieber die psychologische Gründlichkeit und historische Wahrheit dessen, was er sagt; wenn es auch nur zu fragmenta-

mentarisch ist, als daß es wahrhaft instructiv genannt werden könnte.

Auf diese Abhandlungen folgen zwei Conferenzreden. Die erste hat den Gedanken „die Zeit will fromm werden" zum Gegenstande und beantwortet die Fragen: was will die Zeit in Beziehung auf das Herz, und in Beziehung auf das Gemüth? und: welche Aufgabe hat der evangelische Seelsorger in dieser Hinsicht zu lösen? Wir glauben mit dem Verf. gern an das Streben unserer Zeit nach Frömmigkeit, und sind mit ihm über das, was er sagt, und über die Rathschläge, die er gibt, wohl einverstanden. Aber eine lichtvollere Ordnung wäre seiner Rede wohl zu wünschen gewesen, indem er z. B. Helle, Stärke, Wärme, Mystik des Glaubens bunt durch einander wirft, und aus dem zweiten Theile bald in den dritten, bald aus diesem wieder in jenen hinüberschweift; und wie schön und beherzigenswerth er auch zu sprechen versteht, (man sehe unter Anderem, was S. 139 über die Unterscheidung des Christus der Geschichte von dem Christus irgend einer Mythe oder Symbolik gesagt ist,) so sind wir doch auch hin und wieder auf schwer zu rechtfertigende Behauptungen gestoßen, wie z. B.: man suche nicht, Jesum mehr zu verstehn, als er verstanden seyn wollte; und was gegen das Ende hin über Gott und Tugend geredet wird, möchten wir fast ein leeres, wenn auch hochtrabendes Geschwätz nennen. — Auf die Conferenz-Reden folgen dann noch sieben Predigten und zwei Casualreden, die, wenn auch mehr oder weniger, im Ganzen doch als gelungene Arbeiten zu bezeichnen sind. Wir wollen über jede einzelne unsere Meinung in wenigen Worten zu erkennen geben. Die erste Pr. stellt nach Luk. 3, 2—14. den Satz auf: daß hauptsächlich von größerer Frömmigkeit der Eintritt besserer Zeiten abhange. So textgemäß und an sich wahr derselbe auch ist, so hätte doch, um diese Wahrheit als allseitig nachzuweisen, vorzüglich dargethan werden müssen, wie durch grö-

ßere

ßere Frömmigkeit eine Besserung auch in den äußern Lebensverhältnissen der Menschen bewirkt werde, indem zu den bessern Zeiten doch gewiß auch die freundlichere Gestaltung dieser Verhältnisse gehört. Obschon nun aber der Verf. darthut, die Frömmigkeit gebe uns Aufklärung über unser wahres Heil; sie mache uns auf Gottes Führungen aufmerksamer; in dem Werke unserer Veredelung eifriger; in der Erweisung der Liebe thätiger; in der Erfüllung des Berufes treuer; und in unsern Anforderungen genügsamer und in diesen vier Theilen viel Treffliches sagt: so hat es uns doch geschienen, als sei damit die Richtigkeit des Hauptsatzes noch immer nicht klar erwiesen, und wir glauben nicht, daß er alle seine Zuhörer überzeugt habe, eben weil er versäumt hat, den genauen Zusammenhang zwischen innerem und äußerem Glücke ihnen vor Augen zu stellen. Auch fallen der 3. und 1. Th. als einander subordinirt zusammen; und wie dem 4. Th. zu Folge jeder Mensch durch Erfüllung seines Berufs Wahrheit und Tugend verbreiten könne, will uns nicht recht einleuchten. In der zweiten Pr. wird nach Joh. 20, 19—31. „Jesus als ein Geber des Friedens" betrachtet, weil er uns beruhiget, wenn wir von der Fürsehung dunkle Wege geführt, von bangen Zweifeln gequält, und von dem Gefühle unserer Fehlerhaftigkeit beunruhiget werden. Es bedarf unserer Erinnerung nicht, wie schwankend und unsicher diese Disposition sei, indem auch die dunkeln Wege der Fürsehung und das Bewußtseyn unserer Mangelhaftigkeit leicht bange Zweifel an Gottes Liebe und Gnade erregen können. Die Pr. selbst ist zwar gut und praktisch ausgeführt, ist aber doch unseres Bedünkens zu gewöhnlich und kraftlos, als daß sie einen lebendigen Eindruck hinterlassen könnte. Die dritte Pr. stellt nach Apostelgesch. 10, 42—48. „die Ausbreitung des Christenthums auf Erden als ein Werk Gottes" dar und beantwortet dabei die zwei Fragen: warum dem so sei? und: wozu uns diese Ueberzeugung auffordern müsse. Im

1. Th.

Digitized by Google

1. Th. werden die gewöhnlichen Gründe genannt, womit man die Behauptung des Thema zu unterstützen pflegt und leicht ist das religiöse Gemüth durch diese Gründe zu überzeugen. Der 2. Th. aber hätte mehr individual und praktisch gehalten werden sollen, indem vorzüglich nachzuweisen war, wie noch heute durch Obrigkeiten, Aeltern und Lehrer für die Beförderung des Christenthums gewirkt werden müsse; und was wir aus der Aeußerung „lasset uns annehmen, die Religion Jesu wäre an sich noch so wahr und vortrefflich, aber sie wäre stets nur, wie andere Religionen, auf einen bestimmten Raum beschränkt geblieben, würden wir dann wohl an ihre Göttlichkeit glauben können?" machen sollen, wissen wir in der That nicht. Die 4. Pr. enthält nach Ps. 37, 3.: „Ermahnungen zunächst an die, die mit ihrer Lage im Vaterlande unzufrieden sind, und dadurch veranlaßt werden, ein anderes Vaterland zu suchen." Drei Quellen dieser Unzufriedenheit werden namhaft gemacht, nämlich: Mangel des Glaubens an eine Alles lenkende Fürsetzung — Mangel an Erwerb — und übertriebene Vorstellungen von dem fremden Lande. So wahr, herzlich und wohlmeinend aber auch der Verf. über diese Gegenstände redet, so sieht man doch leicht, daß er gerade vielleicht die hauptsächlichsten Quellen jener Unzufriedenheit verschwiegen hat; und es steht deßhalb zu bezweifeln, ob er seinen Zweck bei seinen Zuhörern werde erreicht haben. Die 5. Pr. in einem Uebungslager über Sirach 1, 11. gehalten, stellt den Satz auf: Nichts kann auf die Ehre des Kriegers einen heilsamern Einfluß haben, als das Christenthum. Sie ist ihrem specialen Charakter treu gehalten und gut durchgeführt. Nur hat das Thema mit dem bloß als Motto dastehenden Texte gar keine Verbindung; und wenn man auch „die Furcht des Herrn" mit „Frömmigkeit" als gleichbedeutend will gelten lassen, so sind doch die letztere und das Christenthum zwei ganz verschiedene Dinge. Die sechste Pr. zeigt nach Röm. 8, 12—17.: „daß die

Frei-

Freiheit wahrer Christen zugleich eine heilige Dienstbarkeit und ihre Dienstbarkeit zugleich die edelste Freiheit sei. In sechs Theilen thut dieß der Verf. auf eine Weise dar, daß wir uns nur ungern enthalten, unsern Lesern näher zu bezeichnen, wie wahr und zweckgemäß, wie psychologisch und wahrhaft christlich dieß geschehen sei. Nur die S. 240 gegebene Schilderung von dem Leben derer, welche der Geist Gottes treibt, überschreitet offenbar die Erfahrung; und auch ein mehr in das Einzelne eingehendes Individualisiren wäre der Pr. wohl im Ganzen zu wünschen. Sie ist uns jedoch als die gelungenste der Sammlung erschienen. Die siebente Pr. endlich ist eine recht gute Homilie über Matth. 9, 36—10, 10. Ihr Verf. leitet aus dieser Stelle den Gedanken ab: In wiefern gelten die Vorschriften, welche Jesus seinen Jüngern bei ihrer ersten Sendung gab, noch jetzt für Alle die, welche etwas Gutes stiften wollen, und benutzt sie, zu zeigen, noch jetzt gehöre zum Gutesthun 1) rechte Menschenliebe, 2) ein frommer Aufblick zu Gotte, 3) eine weise Beschränkung auf unsern Beruf, 4) Vertrauen zu den Menschen, und 5) Uneigennützigkeit. Durch eine noch specialere Beziehung auf einzelne Lebensfälle würde dieser sehr lobenswerthe Vortrag noch mehr an Erbaulichkeit gewonnen haben. Den Beschluß machen, wie gesagt, zwei Reden, von denen die erste, in einem evangelisch-theologischen Seminare gehalten, den Zöglingen derselben nachweist: Wie Wenig die Lehrer des Evangelii bei Allem, was besonders in unsern Zeiten sie entmuthigen könnte, gleichwohl Ursache haben, den Muth zu verlieren. Der Verf. zählt zu solchen Erscheinungen der Zeit 1) den Gegensatz höchst verschiedener Ansichten vom Christenthume; 2) einen entschiedenen Unglauben an die göttlichen Dinge überhaupt, wenigstens eine stumpfe Gleichgiltigkeit gegen alle Religion; 3) das sittliche Verderben unserer Zeit; 4) den Mangel an sichtbarem Erfolge des Wirkens des Geistlichen; 5) die gesteigerten Forderungen,

welche

welche die Zeit an den christlichen Prediger macht; und 6) die oft so drückenden äußern Verhältnisse, unter denen er lebt; und gibt in jeder Hinsicht recht triftige Beruhigungsgründe und weise Verhaltungsregeln. Die letztern indeß haben uns Etwas zu kategorisch geschienen, namentlich da, wo von der Art und Weise die Rede ist, wie das Christenthum in unserer Zeit geprediget werden müsse; und ob von unsern Zeitgenossen ein entschiedener Unglaube und eine stumpfe Gleichgiltigkeit gegen alle Religion mit Recht gesagt werden könne, möchten wir doch bezweifeln. Die zweite Rede ist eine Trauungsrede bei der Vermählung fürstlicher Personen, und deßhalb besonders lobenswerth, weil sie den besondern Verhältnissen in jeder Beziehung angemessen ist. Und so möge denn der Herausgeber dieses Archivs immerhin fortfahren, das Publicum mit den Arbeiten bekannt zu machen, welche die Prediger-Conferenz, der er unstreitig selbst angehört, zu Tage fördert und von deren Bestehen, wie wir gleich Anfangs bemerkten, sie ein so erfreuliches und rühmliches Zeugniß geben. —

Apologie des Christenthums für gebildete Leser von D. Heinrich Aug. Schneemann, Pfarrer zu Langula. Mühlhausen b. Heinrichshofen 1835. 120 SS. 8.

Als vor mehrern Jahren die theologische Facultät zu Tübingen eine neue Apologie des Christenthums zu einer Preisaufgabe gemacht hatte, entschloß sich der Verf. zur Ausarbeitung genannter Schrift, konnte sich aber nicht in die Reihe der Preisbewerber stellen, weil er von andern Ansichten ausging, als jene Facultät, d. h. weil er nicht auf dem Standpuncte der sogenannten Rechtgläubigkeit stand, obgleich er ein Verehrer der Bibel, Jesu und der Apostel ist.

Was meint man aber mit einer Apologie des Christenthums? Jene Facultät verlangte eine Darlegung des Wesentlichsten, was den christlichen Glauben begründet und rechtfertigt. Aber was gehört denn zum christlichen Glauben? Etwa Alles, was die Worte der Bibel aussagen? Oder nur das, was die vernünftige Ueberzeugung des Menschen als wesentlich religiös darin anerkennt? Im letztern Falle bedarf es eigentlich keiner Apologie. Im erstern Falle kann Nichts erreicht werden ohne den Beweis, daß eine wunderbare Offenbarung nothwendig war, daß die Bibel wirklich auf wunderbare Weise entstanden sei und daß man daher jedem Worte der Bibel glauben müsse, ohne demselben einen andern Begriff unterzulegen, als der Buchstabe besagt. Wer wagt sich jetzt noch an eine solche Apologie? Unsere rechtgläubigsten Theologen deuteln an den Worten der heil. Schrift und finden in derselben individuale Ansichten der biblischen Schriftsteller nach ihrem verschiedenen Standpuncte. Die starre Orthodoxie, welche eine Inspiration in jedem Worte suchte, und der die ältern Kirchenlehrer huldigten, ist ausgestorben. Es bleibt also bei einer Apologie des Christenthums weiter Nichts zu thun, als nachzuweisen, daß man in den Urkunden desselben heilsame Belehrungen und Ermunterungen findet, wie man sie nirgends anders in diesem Reichthume und in dieser Kraft für unser ganzes Geschlecht antrifft; daß deßwegen das Christenthum in die Reihe der wohlthätigsten von Gotte veranstalteten Erscheinungen gehört; daß in der Person Jesu uns ein unübertroffenes Ideal menschlicher Vollkommenheit gegeben ist; und daß es darum ein Glück sei, der christlichen Anstalt anzugehören, und durch solche Lehre und solches Vorbild gebildet zu werden. Diese Apologie könnte nur nöthig seyn für Diejenigen, welche an manchen Aeußerungen in der Bibel Anstoß nehmen, und deßwegen das Gute in derselben übersehen uud ihren Werth ganz verkennen. Das Anstößige durch künstliche Erklärungen beseitigen wollen,

hieße

heißt nur Sand in die Augen streuen, was nicht bei Vielen eine nicht nachhaltende Wirkung hervorbringen möchte. Ein anderes Verfahren führt hier wie immer am Sichersten. Eine Apologie des Christenthums müßte zwei Theile haben, im ersten die eigenthümlichen Vorzüge der christlichen Belehrungen und die göttliche Würde Jesu hervorheben, im andern die in der Bibel vorkommenden Vorstellungen, welche einer frühern Zeit angehören und vom christlichen Lehrbegriffe zu scheiden sind, namhaft machen und berichtigen. Auf diese Weise könnten Menschen, welche vom Auctoritätsglauben losgekommen sind und mit demselben oft allen Glauben wegwerfen, mit dem Christenthume wieder ausgesöhnt werden. Gegen alle andere Beweise von der Wahrheit des Christenthums würden sie Einwürfe genug finden.

Nach diesen Bemerkungen wollen wir nun sehen, was der Verf. der vorliegenden Schrift gegeben hat. Sie besteht aus 2 Theilen. Der erste enthält eine Apologie der neutestamentlichen Urkunden; der zweite — eine Apologie der Person, Lehre und Absichten Jesu. Dieser Plan würde den angezeigten Forderungen des Ref. entsprechen, wenn der Verf. im ersten Theile mehr darauf ausgegangen wäre, die Vortrefflichkeit des Inhalts in den Büchern des N. Tts., als den Ursprung und die Echtheit dieser Bücher darzulegen. Denn über Diejenigen, welche die christliche Religions-Anstalt verachten, gewinnen wir Nichts mit der Nachweisung, daß wir echte Schriften der Apostel haben und daß die Verfasser glaubwürdige Männer waren. Sie würden nur zu gewinnen seyn, wenn man sie überzeugen könnte, daß in der Bibel weit mehr Vortreffliches zu finden sei, als sie in derselben gesucht haben, und daß das, woran sie Anstoß nehmen, nicht zum Wesentlichen des Christenthums gehöre. In letzterer Rücksicht hat der Verf. Etwas im 2. Theile beigebracht.

Der 1. Abschnitt des 1. Th. enthält eine Apologie

der Bibel, als Urkunde einer göttlichen Offenbarung. „Offenbarung, sagt der Verf., ist die Enthüllung religiöser Wahrheiten, deren Zweck die Erziehung des menschlichen Geschlechts ist." Eine solche unbestimmte Definition sagt eigentlich gar Nichts. Es fehlt in derselben das Hauptmoment, nämlich, daß es eine Mittheilung religiöser Wahrheiten durch göttliche Veranstaltung sei. Weiterhin handelt nun zwar der Verf. von der Einwirkung Gottes auf die Männer, welche die Träger der Offenbarung waren; aber er drückt sich schwankend und schwerfällig aus, wenn er spricht: „Die Geschichte lehrt, daß jedes Volk Männer besaß, die für Andere dachten, und deßhalb wie Sterne in dunkler Nacht an dem Religionshimmel ihres Geschlechts leuchteten: Minos (?), Buddha, Mose ꝛc. Ihr Wort verpflanzte sich durch Schrift auf die Nachkommen, die demselben einen göttlichen Ursprung und sohin ein positives Ansehen vindicirten. Wie nun diese Männer zu der religiösen Offenbarung oder Erleuchtung gelangten, das läßt sich nicht nachweisen (es ist aber doch eben durch die Worte: „die für Andere dachten," nachgewiesen) und schwerlich vermochten sie selbst den Beweis darüber zu führen (?). Da wir aber auf Erfahrung und Christenthum gestützt (wie kann man aus dem Christenthume Etwas beweisen, wenn man erst die Wahrheit desselben darthun will? an Gottes Fürsehung glauben, so schließen wir mit Recht, daß Gott ihre Vernunft zu seinen Zwecken erleuchtete. Daß er sich dabei der Mittel und Wege bediente, zu diesem Glauben nöthigt uns die auf Gesetzen beruhende sichtbare und geistige Natur der Welt; nur wo unser Auge den Zusammenhang dieser Gesetze nicht erkennt, da tritt für uns ein scheinbar unmittelbares Wirken Gottes ein, obwohl in Gotte selbst der Unterschied von mittelbarer oder unmittelbarer, natürlicher oder übernatürlicher Offenbarung nicht besteht. Die heil. Schrift drückt sich darüber so aus, daß sie sagt: Gott war mit ihnen

un

und findet das sichere Kriterium einer göttlichen Offenbarung in der Wahrheit." An Statt dieser schwankenden Aeußerungen hätte der Verf. zeigen sollen, wie der Mensch die Empfänglichkeit für religiöse Ideeen von Gotte empfangen, wie dieselbe durch Naturbeobachtung, Lebenserfahrungen, gegenseitige Mittheilung nach und nach ausgebildet, durch besondere Anstalten bei verschiedenen Völkern und durch einzelne Volksclassen besonders gepflegt, durch Verknüpfung wichtiger Umstände, die nicht der Menschen Werk waren, gefördert worden, so daß die leitende Hand Gottes in der Erziehung unseres Geschlechts nicht zu verkennen ist und wie endlich als das Resultat aller vorbereitenden Versuche und Bestrebungen die christliche Anstalt hervorgetreten, und diese wohlthätig in das Leben der Menschen eingegriffen hat, so daß wir in den wesentlichen Lehren des Christenthums immer noch Befriedigung und in dem Leben seines Stifters die kräftigste Ermunterung finden, dasselbe daher als ein Geschenk der Fürsehung dankbar verehren. — Nur auf diesem Wege kann man Diejenigen, welche sich nicht mehr einreden lassen, daß die Bibel vom Himmel gefallen sei, oder daß der heil. Geist dieselbe dictirt habe, zur Hochachtung gegen dieselbe nöthigen. Dem gemäß hätte der Verf. auf den folgenden Seiten, an Statt den Vorzug der christlichen Religion vor der jüdischen — und den Vorzug Jesu vor Sokrates anzudeuten, lieber erörtern sollen, wie auch die indische Religion und die Bestrebungen der griechischen Philosophen in der Reihe der Erscheinungen nicht vermißt werden konnten, wenn wir uns einer christlichen Erleuchtung freuen sollten.

Im 2. Abschnitte gibt der Verf. eine Apologie der Evangelisten, als Berichterstatter des Lebens und der Lehre Jesu. Die Hauptsache ist zu kurz besprochen; länger verweilt der Verf. bei den Eigenthümlichkeiten der 4 Evangelien. Ueber die Widersprüche in denselben geht er zu schnell hinweg. Uebrigens ist eine Apologie der Evangelisten,

wenn

wenn ein Mal keine unmittelbare Offenbarung angenommen wird, von nicht großer Bedeutung. Soll sich die Wahrheit nur durch sich selbst rechtfertigen, so stoßen wir uns nicht daran, wenn die Apostel Manches falsch aufgefaßt haben. Wir suchen dann nicht in jedem ihrer Worte Wahrheit, sondern halten uns an das Wesentliche ihrer Mittheilungen. — Dasselbe gilt von der Apologie der apostolischen Briefe und deren Auffassung des Christlichen, wovon im 3. Abschnitte die Rede ist. Paulus wird gegen den Vorwurf, daß er die Erbsünde, eine stellvertretende Genugthuung und eine Gnadenwahl lehre, vertheidigt. Ref. möchte diese Vertheidigung nicht in jeder Rücksicht, namentlich nicht in Betreff der Gnadenwahl auf sich nehmen; er würde aber kein Bedenken tragen, zu erklären, daß Paulus in manchen Stücken eine falsche Ansicht gehabt habe, weil er von falschen Grundsätzen ausging und bei aller seiner herrlichen Geistesklarheit besonders im Verkehre mit Judenchristen den ehemaligen Zögling der jüdischen Theologie nicht verleugnen konnte. Wenn wir die christliche Wahrheit hochachten, so wollen wir doch nicht alle Meinungen der Apostel gut heißen. — Wie leicht sich's der Verf. bisweilen mache, die anscheinenden Widersprüche in den Lehren der Apostel aufzulösen, bezeugt die Stelle S. 51. „Wenn nun Paulus spricht: Der Glaube ohne Werke macht selig, und Jacobus: Der Glaube ohne Werke ist todt; so bezeichnen sie Beide den sittlichen Wandel, dem der Glaube an Jesus Christus zu Grunde liegt und welchem das ewige Leben verheißen ist." — Daß Paulus unter der baldigen Ankunft Christi die allgemeine Anerkennung der christlichen Wahrheit verstanden habe, scheint dem Verf. gewiß; dem Refn. keineswegs. Was wäre das für ein Trost für die ungeduldigen Christen gewesen, die nach der Herrlichkeit des Reichs Christi sich sehnten, wenn man ihnen gesagt hätte, daß Christus bald noch mehr Verehrer haben werde? — Ueber die Nachricht von der Himmelfahrt

fahrt Christi äußert sich der Verf. also: „Was die Himmelfahrt Christi und seine Erhebung zur Rechten Gottes anlangt, so ist diese Erzählung der Ausdruck des religiösen Glaubens, daß Jesus der Verdienstvollste und Heiligste auf Erden auch das höchste Maß von Glückseligkeit in jener Welt genieße und ist der alten jüdischen Sprachweise von einer Entrückung der Frommen und Tugendhaften, wie eines Henoch und Elias, entlehnt." Aber war denn dieß bloß Sprachweise, nicht auch die ernstliche Meinung der Apostel, daß Jesus in den Himmel entrückt worden sei? Und dachten sie sich das Sitzen zur Rechten Gottes bloß als das höchste Maß von Glückseligkeit, nicht auch als höchste Herrschaft? Wie kann man Menschen mit der Bibel aussöhnen, wenn man ihnen Erklärungen gibt, welche durch unzählige Stellen widerlegt werden? Ists nicht besser, ehrlich zu gestehen, daß die Apostel in ihren Voraussetzungen sich nach Zeitbegriffen richteten? —

Indem der Verf. im 1. Abschnitte des 2. Theils eine Apologie der Person Jesu geben will, sucht er nachzuweisen, daß durch Gottes besondere Einwirkung Jesu eine vorzügliche sittliche Kraft und Würde verliehen worden sei, welche derselbe nicht auf gewöhnlichem Wege, nicht durch seine Aeltern, nicht durch ägyptische Weisheit oder die Askese der Essäer habe erlangen können. Er setzt hinzu: „Nein, ohne Gottes besondern Schutz und Beistand, ohne Gottes Wirken auf seinen Geist ist dieß undenkbar; vielmehr müssen wir annehmen, daß Gott Christo bei seiner Geburt das höchste Maß geistiger und sittlicher Kraft zutheilte ꝛc." Meint der Verf. ein unmittelbares, wunderbares Einwirken Gottes auf den Geist Jesu, so ist er mit sich selbst im Widerspruche; meint er dieses nicht, so ist Jesu Ausbildung doch nur auf naturgemäßem, aber von Gotte besonders geleitetem und begünstigtem Wege erfolgt. Der Verf. hätte besser gethan, die sittliche Größe Jesu

in's

in's Licht zu stellen, ohne ermitteln zu wollen, wie er zu derselben gelangt sei, da es hierzu an aller Unterlage fehlt, und da darauf auch gar Nichts ankommt. Weiterhin schreibt der Verf. Jesu auch eine Wunderkraft zu, die aber auf Naturgesetzen beruhen soll, und nennt sie eine bis jetzt noch ungekannte Kraft, durch ein Wort Kranke gesund, Todte lebendig zu machen ꝛc. Wie aber eine Kraft, Todte lebendig zu machen, auf Naturgesetzen beruhen könne, sieht Ref. nicht ein. Mit solchen Erklärungen bekehrt man die Zweifler nicht. Wollte der Verf. die Wunder Jesu nicht in Zweifel stellen, was auch sehr ungehörig gewesen seyn würde, so mußte er bekennen, daß wir über dieselben nicht urtheilen können, da wir nicht Augenzeugen derselben waren und nicht wissen, welchen Ansichten man bei ihrer Aufzeichnung folgte.

Doch Ref. glaubt hiermit den Geist dieser Schrift und die Schreibart des Verfs. hinlänglich kenntlich gemacht zu haben. Wenn es ihm nun zur Ehre gereicht, daß er sich mit unbefangenem Geiste über das Wesen des Christenthums Rechenschaft geben wollte, so können wir doch nicht bergen, daß es seinem Systeme noch an consequenter Durchbildung fehlt und daß auch der Styl nicht klar und gefällig genug ist, um Diejenigen anzuziehen, welche der Verf. mit dem Christenthume wieder auszusöhnen suchte. Auf Schriften anderer Theologen hat er keinen Bezug genommen, bloß in der Vorrede der christologischen Reden von D. Röhr gedacht und ein Stück aus einem Aufsatze in der krit. Pred. Bibl. excerpirt.

Neuer Schulfreund, bestimmt die angefangene Ausbildung des deutschen Volkes vollenden zu helfen. Von D. Heinrich Stephani ꝛc. Viertes

tes und letztes Bändchen. Erlangen in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung. 1834.

Nicht wegen Mangel an pädagogischen Zeitschriften bedauern wir das Aufhören des neuen Schulfreundes, sondern vorzüglich deßhalb, weil die Ursache, aus welcher der wackere Stephani seine Zeitschrift nicht fortsetzt, eine höchst schmerzliche ist. Lassen wir den pädagogischen Veteran hierüber selbst sprechen. In der Vorrede heißt es S. 3 f. „Die unchristliche Verdammungs- und Verfolgungssucht einer in unserer Kirche wieder von Neuem entstandenen Secte hat den Abend meines nur der Menschheit geweiheten Lebens zu umwölken gewußt und mir die Nothwendigkeit auferlegt, das Reich des Lichtes und der Freiheit, welches Christus unter uns gründete, gegen die auf's Neue hereinbrechenwollende Finsterniß und Geistesſklaverei schützen zu helfen. Der Abwehrung dieser Noth unserer Kirche werden demnach meine noch übrigen Lebenstage vornehmlich zugehören, um als ein wackerer Streiter des reinen Evangeliums, dieser einzigen Heilslehre der Menschheit, bis zum letzten Hauche erfunden zu werden. Dieß nöthiget mich denn, den angefangenen neuen Schulfreund mit diesem vierten Bändchen zu schließen."

Wer zu diesen Worten des in seinem 74. Lebensjahre noch so hart verfolgten Stephani einen erläuternden Commentar zu haben wünscht, der lese nur dessen Schrift: D. Heinrich Stephani's Geschichte seiner Amtssuspension als Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen in Baiern ꝛc. Hildburghausen, 1835. Aus dieser Schrift erkennt man recht deutlich, wie ein Theil der mystisch gläubigen Partei nach echt jesuitischer Moral jedes Mittels sich bedient, ihre schändlichen Zwecke zu erreichen und selbst einen falschen Schwur anzuwenden nicht für zu schlecht hält. — Da nun Stephani gerade dem praktischen Pädagogen Dasjenige zu bieten

bieten verstand, was der Schule mehr, als künstliche Theorieen, nützet und auch in einer faßlichern Sprache, als sie jetzt in manchen pädagogischen Schriften, deren Tiefe nur in dunkeln, schwerfälligen Ausdrücken bestehen mag, herrscht, seine Gedanken mittheilte: so ist es um so beklagenswerther, daß dieser erfahrene, vielseitige Pädagog auf der letzten Station seiner Lebensreise, ehe er noch an das Ziel angekommen ist, seine Zeitschrift aufgeben mußte, um auf andern Kampfplätzen gegen Ahriman's Finsternißgeister zu streiten.

Dieses letzte und vierte Bändchen des neuen Schulfreundes enthält manchen lesenswerthen Aufsatz. Zuerst beantwortet Stephani selbst mit der gewohnten Klarheit, ohne gerade ganz tief einzugehen, die Frage: Wie vermag ein Lehrer die schwierige Aufgabe zu lösen, in der Elementarschule weder zu Viel, noch zu Wenig zu lehren? Viel Wahres enthält unstreitig auch das, was von demselben zur Beantwortung der Frage gegeben ist: Was kann ein Lehrer für die Bildung einzelner taubstummer Schüler leisten? Stephani erklärt sich hier entschieden gegen das Streben, „die Taubstummen, der Natur zu Trotze, der Gehörsptache ohne Gehör theilhaftig machen zu wollen," und verlangt, man solle diese Unglücklichen mehr für's Leben nach ihrer Weise bilden. Er sagt: „Auf dieses Kunststückchen (Gehörsprache beizubringen) verschwendete man so viele Zeit und Mühe, welche, auf ihre zweckmäßige Bildung verwendet, sie viel weiter gebracht und weit tauglicher für alle Zweige des bürgerlichen Lebens gemacht haben würde." Weit passender, aber freilich auch nicht ausreichend findet Stephani die graser'sche Mundbewegungssprache. Rathsamer noch sei es, die Fingersprache, diese reine Gesichtssprache, anzuwenden, als die Mundbewegungssprache, weil durch jene der Taubstumme leichter mit Mehrern verkehren könnte. Rec. meint, es dürfe nicht bloß

die

die eigentliche Fingersprache von dem Taubstummen angewendet werden, sondern vielmehr überhaupt eine Sprache durch sichtbare Zeichen, die ja auch in der Conversation der Hörenden nie ganz fehlen und von der Natur selbst angegeben werden. Vorzüglich gut hat sich hierüber der für den Taubstummenunterricht ganz geschaffene M. Reiche in Leipzig ausgesprochen. Eine Bewegung mit der Hand, dem Arme ꝛc. kann ja einen ganzen Begriff ausdrücken; und man muß sich daher mit einer solchen Zeichensprache weit leichter und schneller unterhalten können, als mit der doch Etwas mühsamen Fingersprache, die wohl vielen Vollsinnigen fremder ist, als die Mundbewegungssprache. —

Unter den übrigen Aufsätzen dieses Heftes hat uns vorzüglich noch angesprochen Nr. 5. Wie vermag der Lehrer aus seiner Jugend ein von Aberglauben befreites Geschlecht zu bilden? Von Stephani Nr. 6. Auf welche Weise kann und soll der Lehrer in unserer so bewegten Zeit zur Bevestigung und Beförderung des gemeinen Wohles beitragen? Von Aloys Walo. Nr. 7. Die Schulprüfungen; eine allgemeine Betrachtung von Tobias Roth: Ob in dem Aufsatze: Preußen ein Musterstaat für alle andere in Hinsicht der Jugendbildung, nicht bisweilen zu Viel behauptet sei, lassen wir dahin gestellt seyn. Nicht gar selten findet man Alles recht herrlich und schön auf dem Papiere, anders aber in der Wirklichkeit. Und auffallend bleibt es doch, daß gerade in Preußen der Mysticismus an manchen Orten sich stark gezeigt und schreckliche Dinge hervorgebracht hat. Wäre das wohl möglich, wenn es überall um die Jugendbildung gut stände? Doch wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen.

Zum Schlusse dieses Heftes findet man noch kurze literarische Anzeigen, die sich in wenig Worten lobend oder tadelnd aussprechen.

Mit

Mit dieser nun eingegangenen pädagogischen Zeitschrift hat Stephani vor seinem Lebensabende noch nicht völlig Abschied genommen von dem pädagogischen Publicum; denn er verspricht demselben laut Vorrede noch Manches zu liefern, wenn es seine alternden Kräfte gestatten, z. B. ein Handbuch der Unterrichtskunst nach der bildenden Lehrweise, welches alle Lehrfächer umfassen wird; sodann eine Erziehungskunst und Schulorganisationskunde. Auch will er auf die Herausgabe seiner pädagogischen Schriften bedacht seyn. Wir wollen wünschen, daß sich der Greis nicht zu Viel vorgenommen habe und vorzüglich, daß der Rest seines langen thätigen Lebens nicht ferner von den Spukgeistern der Nacht gestört werden möge. Vor der Hand nehmen wir von ihm Abschied mit dem Bibelworte: Du hast einen guten Kampf gekämpft, es wird dir einst beigelegt werden die Krone der Gerechtigkeit.

Theolo-

Digitized by Google

Theologisches Notizenblatt

1836.

No. I.

Der Kaiser Napoleon als angeblicher Bestreiter des geschichtlichen Daseyns Christi.

Hr. Hofr. Rochlitz zu Leipzig hat in einer Beilage zu dem von ihm herausgegebenen „Evangelium Matthäi" (S. 136 bis 144) eine Unterredung mitgetheilt, welche am 8. Octbr. 1808 auf einem großen Hofballe zu Weimar zwischen dem Kaiser Napoleon und Wieland Statt fand. Nach dieser Mittheilung drehete sich dieselbe um die Frage: ob man Prophezeihungen überhaupt, besonders aber denen welche in der römischen und in der evangelischen Geschichte vorkommen, Glauben schenken dürfe oder nicht? Wieland bejahete dieß, während es Napoleon durch Miene, Körperhaltung und einzelne ironische Fragworte zu verneinen schien. Endlich that Dieser bei der steigenden Wärme, mit welcher Jener für seine Ansicht sprach, eine Aeußerung, welche die Glaubwürdigkeit der Evangelisten in Bezug auf die Geschichte Jesu sehr in Zweifel stellte, *) und suchte den Knoten dadurch zu zerhauen, daß er, sich Wieland vertraulich nähernd, hinzusetzte: „Und kurz und gut, daß Sie's nur wissen: Ich glaube gar nicht, daß jemals ein Herr Christus gelebt hat." Hierauf erwiderte Wieland: „Sire, so glaube ich, und wenigstens mit gleichem Rechte, in einem Jahre nicht mehr, daß jemals ein Napoleon gelebt hat." Das nahm Napoleon sehr zufrieden auf, indem er:

„Bon,

*) „Diese Herren (Ces Messieurs) waren gescheute Juden, sie wußten, was sie wollten und kannten ihre Leute."

Digitized by Google

„Bon, très bon!" ausrief und die Unterhaltung mit einigen freundlichen Worten über Wieland's Oberon endigte.

Da Hr. Hofr. Rochlitz diese Mittheilung aus Wieland's eigenem Munde empfing und sich bewußt war, dieselbe unmittelbar darauf „auf's Treulichste niedergeschrieben zu haben:" so mußte er sich allerdings für berechtiget halten, ihr bis auf jedes einzelne Wort vollkommene Zuverlässigkeit beizulegen und sie deßhalb in einer Zeit, „wo wir Alle der ganzen oder halben Lügen so viele gedruckt lesen müssen," als ganz unzweifelhaft zur öffentlichen Kunde zu bringen. Gleichwohl dürfte es um die Zuverlässigkeit derselben nicht ganz so stehen, wie er annahm, indem außer den Dahingeschiedenen, denen Wieland seine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon allein mitgetheilt zu haben versicherte, dem Geh. Rathe v. Göthe und dem Großherzoge von Weimar Karl August, noch jetzt ein Mann vorhanden ist, welcher Ohrenzeuge von ihr war und Einzelnes darin, besonders die Hauptworte, um derentwillen der Berichterstatter seinen Lesern das Ganze mittheilt, in Etwas abweichender Art vernahm. Als solchen dürfen wir den rühmlichst bekannten Hrn. Geh. Rath D. v. Müller nennen, dessen Mitwissenschaft um die Sache Hr. Hofr. Rochlitz allerdings nicht ahnen konnte, da Wieland selbst ihm keine Andeutung darüber gemacht hatte. Der eben Genannte wurde nämlich bei jenem Hofballe, welchem Wieland Trotz der an ihn ergangenen Einladung Alters halber nicht beiwohnen wollte, mit dem Auftrage versehen, denselben auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers Napoleon herbeizurufen. In Vollziehung dieses Auftrages holte er Wieland aus seiner Wohnung ab, begleitete ihn auf das großherzogliche Schloß, stellte ihn daselbst dem Kaiser Napoleon vor und behielt hierauf während der ganzen sich zwischen ihnen entspinnenden Unterhaltung seine Stellung in so unmittelbarer Nähe von Beiden, daß ihm von dem, was sie sprachen, kein

Wort

Wort verloren ging. Ohne nun den von Hrn. Hofr. Rochlitz aus Wieland's Munde angegebenen sonstigen Inhalt dieses Zwiegespräches irgendwie in Anspruch zu nehmen, versichert er, daß dabei von dem Werthe der christlichen Religion insonderheit die Rede war und daß der Kaiser Napoleon „die Moral derselben" als ganz vortrefflich pries. Hierauf gedachte er auch „der schnellen und großen Verbreitung dieser Religion" als einer ganz außerordentlichen Erscheinung und suchte dieselbe unter Anderem daraus herzuleiten: „daß die griechischen Philosophen und Redner sich durch Unterstützung der neuen Lehre an den Unterdrückern ihrer Nation, den Römern hätten rächen wollen." (— „C'était, sagte er, une reaction de la Gréce contre leurs vainqueurs, les Romains.") Nachdem er dann noch eine Weile über die große politische Bedeutung des Christenthumes gesprochen hatte, näherte er sich Wieland vertraulicher, hielt die rechte Hand vor und sprach in leiserem, Niemandem als dem nahe stehenden Berichterstatter verständlichen, Tone zu ihm: „Au reste, c'est une grande quéstion, si Jesus Christ a jamais existé." — Hierauf erwiderte Wieland: „Oui, Sire, je sais très bien, qu'il y a eu quelques *fous*, qui en ont douté, nommement un certain *Woolston* en Angleterre; mais c'est tout aussi absurde, comme si quelqu'un voulait mettre en doute, que *Jules Caesar* ait existé ou que *Votre Majesté* existe!" — Mit einem feinen Lächeln gab Napoleon die freundliche Antwort: „C'ést bien, c'ést bien" — und sprach dann mit Wieland über Anderes noch eine ziemliche Weile fort. — Die beiderseitigen Aeußerungen der Sprechenden schienen dem Hrn. Geh. Rathe D. v. Müller so bemerkenswerth zu seyn, daß er sie unmittelbar darauf niederschrieb, um sie Theils für sich selbst, Theils für den Großherzog von Weimar und für Göthe in völlig unverfälschter Gestalt aufzubewahren. Unter diesen

diesen Umständen liegt wohl am Tage, daß die von Wieland selbst ausgegangene Relation der Sache nicht zu den wörtlich treuen gehöre, was sich aus der von Hrn. Hofr. Rochlitz bemerkten großen Aufgeregtheit des ehrwürdigen Greises bei jenem Gespräche, sowie auch wohl aus der geschwächten Gedächtnißkraft desselben erklären läßt. Und ist dem so, so läßt sich auch behaupten, daß der Kaiser Napoleon nicht so geradehin als Bestreiter des geschichtlichen Daseyns Christi gegen Wieland auftrat, wie es diesem und seinem Referenten der Fall zu seyn schien, sondern daß er nur den von Andern dagegen erregten Zweifel als ein vertrauliches Paradoxon hinwarf, um zu sehen, wie sich der geistreiche Mann, mit dem er sprach, dabei nehmen würde. Daß Dieser sich trefflich dabei nahm und mit seinem höchst zweckmäßig gewählten inductorischen Thatbeweise jenen Zweifel in seiner ganzen Nichtigkeit darstellte, ist an sich selbst klar und wird auch aus der Antwort des Kaisers ersichtlich.

Wollte man nun hieran eine allgemeinere Bemerkung knüpfen, so könnte es keine andere seyn, als die: wie bedenklich es doch in der Regel um Dasjenige stehe, was man geschichtliche Wahrheit nennt; wie schwer es sei, namentlich für die wirkliche Authenticität der wörtlichen Aeußerungen zu stehen, welche die Geschichte von wichtigen Personen berichtet, wenn sie nicht von ihnen selbst oder von andern glaubwürdigen Männern fast im Augenblicke des Sprechens aufgezeichnet werden, und wie wenig sich auf dieselben Etwas bauen lasse, was für menschliche Verhältnisse entscheidend ist. Aus diesem Grunde hatte Niemand von der Zuverlässigkeit der Geschichte skeptischere Ansichten als Göthe. Er bezeichnete die letztere so geistreich als schonend mit dem Namen eines „completen Euphemismus" und als er einst von Refn. befragt wurde, warum er den Erzählungen aus seinem Leben den Titel „Dichtung und Wahrheit" gegeben habe, gab

er

n zur Antwort: Wer kann doch bei dem beßten Willen dafür ihen, daß er das, was ihm begegnete, schon nach einer ganz kurzen Zeit völlig treu und ohne Einmischung seiner Ansicht von wiedergebe? Besser also, man sagt das offen, als daß man Andere irreführt. Was wird nun erst aus Thatsachen, welche Verschiedene erzählen? An den vier Orten, wo sie es thun, haben sie auch schon eine vierfache Verwandlung erfahren, und was Vormittags geschahe, ist schon Nachmittags nicht mehr Dasselbe. — Dem gemäß that Göthe auch im 5. B. seines Briefwechsels mit Zelter auf Anlaß einer von Diesem berichtigten Erzählung aus der Lebensgeschichte einer berühmten Sängerin die Aeußerung: „Deine Nachrichten haben den wahrhaften Charakter einer empirischen Welt. Daher ist's um alles Geschichtliche ein gar wunderliches, unsicheres Wesen und es geht wirklich in's Komische, wenn man überdenkt, wie man von längst Vergangenem sich mit Gewißheit überzeugen will." — Im 5. B. desselben Briefwechsels setzt er aber mit Rücksicht auf erwähnte „Dichtung und Wahrheit" hinzu: „In spätern Jahren ist es nicht möglich, das Grundwahre von etwas Geschehenem darzustellen, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und da man also immer in den Fall kommt, gewisser Maßen das dichterische Vermögen dabei auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelnheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. Bringt ja selbst die gemeinste Chronik nothwendig Etwas von dem Geiste der Zeit mit, in der sie geschrieben wurde." (Man denke nur an die Art, wie sich die Chronikenschreiber des Mittelalters über die Erscheinung eines Kometen äußerten, und wie sich unsere jetzigen Annalisten darüber äußern.) „Ja, ein bedeutendes Ereigniß wird man in derselben Stadt Abends ganz anders als am Morgen erzählen hören." — Auch Vol-

taire nannte die Geschichte „la fable convenue," und wenn auch das Unbedingte dieser Aeußerung nur dem Verfasser der Histoire de Charles XII. zu vergeben seyn möchte, so liegt doch immer das Wahre darin, daß Diejenigen, welche die durchgängige Glaubwürdigkeit der Geschichtschreiber durch die Ermittelung: ob Einer Wahrheit sagen konnte und wollte, hinreichend zu begründen meinen, alle Ursache haben, diesen eben so zweideutigen, als schwierigen Kanon mit Modificationen zu handhaben, die alle Täuschung über die Sicherheit desselben ausschließen. Dieß wird nun wohl die Geschichte als solche, d. h. in ihren wesentlichen und naturgemäßen Thatsachen nicht über den Haufen stoßen, aber in Bezug auf die Umstände und Verhältnisse, unter denen diese Thatsachen nach den Ansichten ihrer Erzähler Statt gefunden haben sollen, wird es dem geschichtlichen Glauben jeden Falls die besonnen-skeptische Zurückhaltung anempfehlen, ohne welche er zu einem blinden Köhlerglauben wird. — Vielleicht sind hierin einige Andeutungen enthalten, welche Hr. Hofr. Rochlitz nicht hätte übersehen sollen, indem er sich in seinem Commentare über den Matthäus zum unbedingten Vertheidiger der Wundererzählungen einer frühern Zeit aufwarf und neben einem ganz unausreichenden Räsonnement über die philosophische Seite der Wunder die Frage über die geschichtliche Seite derselben sehr leicht nahm. Die Auctorität Göthe's, welche ihm sonst Viel gilt, mag ihn bewegen, seine Ansicht von dieser Sache Etwas vester zu begründen und das, womit man sich vor etwa anderthalb Menschenaltern darin begnügen zu dürfen glaubte, jetzt nicht ohne Weiteres für wahr und unbestreitbar zu halten.

Die

Digitized by Google

Die Muckerei in Königsberg.

Vorerinnerung.

Schon längst sind alle öffentliche Blätter von dem religiös-sittlichen Skandale, das man unter diesem Namen begriff, erfüllt gewesen. Selten aber hat man etwas Näheres darüber erfahren. Wir theilen hier davon mit, was eine treue Hand aus einem in Preußen vielfach umlaufenden lithographischen Schreiben, das mit dem allgemeinen Gerüchte genau übereinstimmt, über diese Sache ausgezogen hat. Für die volle Wahrheit der Mittheilung können und wollen wir nicht stehen. Ist Unwahrheit darin, so kann sie den vor der christlichen Welt so schwer Beschuldigten Anlaß geben, sie zu widerlegen. Die Namen derer, die in dieser Sache bereits allgemein bekannt sind, haben wir auch hier nicht unterdrückt; dagegen aber ein Paar andere, bei denen dieß nicht der Fall war. Sonst bemerken wir zur Abwehr alles Unglimpfs, daß dieses Blatt kein Volksblatt ist. —

„Die Muckerei — (eine Bezeichnung, welche eigentlich auf ein verdrüßliches, gleichsam stoßweises Kundgeben seiner Gedanken und Gefühle, hier besonders der religiösen, hindeutet, aber auch in der Jägersprache mit einem bekannten, von der Begattung des Hasengeschlechts gebrauchten Worte synonym seyn soll) — macht den Zweck von zwei hiesigen Frömmlergesellschaften aus, welche schon seit mehrern Jahren bestehen und unter dem Vorgeben, sich gegenseitig zu erbauen, im Grunde darauf ausgehen, in gemischter Geschlechtsgesellschaft sich die Zeit durch religiöse Liebesmysterien zu vertreiben. Die Eine führt den Namen der Waldenser, die Andere den Namen der Ebelianer.

An der Spitze der Erstern steht der Superintendent Wald und ihm zur Seite (früherhin) der Professor Olshau-

sen. Beide befaßten sich mit dem Bestreben, die Glieder de Gesellschaft durch anhaltendes Gebet zu veredeln und ihren Geis mit düster-mystischen Religionsbegriffen zu nähren. Das Letz tere gelang ihnen an Einzelnen in dem Maße, daß z. B. de Pfarrer Bruno in Großhaide, der ihnen angehörte, seine gesunden Verstand darüber verlor und daß Andere auf den beßten Wege sind, ihn ebenfalls zu verlieren, obschon di Gesellschaft behauptet, daß ihnen der heilige Geist besonder nahe sei und diese seine Nähe vorzüglich in bedrängten Lage durch plötzliche, zum Theil sehr bedeutende Geldgeschenke kund gegeben habe. Schon vor Jahren erzählte man sich von die ser Gesellschaft nicht allzu ehrenvolle fleischliche Begebenheite und nahm großes Aergerniß daran. Man weiß aber nicht, wi es geschahe, daß die Sache unterdrückt und in Folge diese oder jener Einwirkung in Vergessenheit gebracht wurde. Ma begnügte sich, wie bei Selbstmorden, Verirrungen des Geiste als Entschuldigungsgrund dafür anzuführen und so trieb un treibt diese Gesellschaft ihr Wesen stille und ungestört fort, ob gleich ihre Versammlungen von Polizei wegen untersag wurden.

Die bei Weitem zahlreichere Secte ist die zweite, di der Ebelianer, und dieses Zahlreiche derselben hat seinen gu ten Grund. Bei ihr scheint das Beten nur Nebensache zu seyn und ihr Hauptzweck besteht darin, in ihren häufigen Zu sammenkünften das dem Menschen inwohnende Schaamgefüh erst gänzlich zu unterdrücken und ihn alsdann durch verschieden Grade für eine veredelte, gleichsam geistige Fleischeslust zuzu richten, um die Geburt eines neuen Messias zu bewerkstelligen. In dieser Gesellschaft gilt als Sonne der Prediger Ebel, sein Planet ist der Oberlandger. R. Graf v. Kanitz, und als Fixstern glänzt der Prediger Dieste l. Von weiblicher Seite nehmen darin eine bedeutende Stelle ein die Frau v. Sch..., die reiche Madame C.... und Andere. Ausgeschieden sind

jetzt

mehrere Glieder von Rang' und Bedeutung, wie z. B. Graf v. Fink. Sonst gehört zu dieser Secte ein großer Theil des Adels, viele Bürger und Handwerker, junge und alte Weiber, Jungfrauen und verbrauchte H..... In ihren Versammlungen, welche nach den verschiedenen Graden der Mitglieder angeordnet werden, muß sich Jeder, um Demuth zu beweisen, dem Willen des Vorsitzenden unbedingt unterwerfen und so kommt es denn häufig dazu, daß ein altes abgelebtes Frauenzimmer angewiesen wird, in Gegenwart von Zeugen einen jungen Mann zu fleischlicher Lust zu reizen, ihn jedoch in dem Augenblicke, wo er in ihre Schaamhaftigkeit ungestüm eindringen will, nach Verordnung zurückzuweisen. Dieß geschieht hauptsächlich in den niedern Graden. In den höhern Graden, wo vorzugsweise die alten Mitglieder mit jungen Gräfinnen, Fräulein und Mädchen zusammenkommen, darf allein der Act der fleischlichen Vermischung vollzogen werden.

Aus dem Untersuchungsprotocolle der geistlichen Behörde sind folgende Details bekannt geworden. Graf v. Fink trat als Denunciant gegen die Gesellschaft auf und zeigte an, daß er selbst zu ihr gehört und in ihr Nachstehendes erlebt habe: Schon seit Jahren hielt man ihn in den niedern Graden derselben und alle seine Bitten um Beförderung in die höhern Grade wies Ebel mit der Weisung ab, daß er erst noch mehr Demuth beweisen und Viel beten müßte, ehe dieß geschehen könnte. Er gab ihm ein Paquet Schriften aus der Feder des vormaligen königsberger Naturphilosophen Schönherr und befahl ihm, seine Gedanken über den Inhalt derselben nach reiflicher Ueberlegung niederzuschreiben. Graf v. Fink studirte nun Tag und Nacht in ihnen und seine Gemahlin, eine hübsche Dame, auf die der Prediger Ebel schon lange ein Auge geworfen hatte, und welche ihren Gemahl stets zum Austritte aus der Gesellschaft zu bewegen bemüht gewesen war, drang nun auf's Stärkste in ihn, mit ihr auf ihr Land-

Landgut zu gehen, weil sie von seiner Beschäfftigung viel Trauriges für ihn fürchtete. Er that es, aber er blieb auch da Mucker und an seine Arbeit gefesselt. Jetzt erließ der Prediger Ebel ein Sendschreiben an ihn, in welchem er ihm als Demuthbeweis auflegte, seine Gemahlin eiligst nach der Stadt und zu ihm, dem Ebel, zu schicken, denn „es solle jetzt der neue Messias gemacht werden." Die Gräfin ging, kehrte zurück und meldete bei der Rückkehr ihrem Gemahle, daß Ebel sie habe zur Vollziehung des Beischlafs mit ihm bewegen, ja sogar zwingen wollen. Nun gingen dem betrogenen Grafen die Augen auf. Er trat aus der Gesellschaft, denuncirte eine Masse der unzüchtigsten Auftritte, die in ihr vorgegangen waren, behauptete auch, daß die Tochter der Madame C..... und die Comtesse v. Sch.... lediglich durch überreizende unzüchtige Betastungen getödtet worden wären und berief sich auf das Zeugniß mehrerer ausgetretener Mitglieder. Der Prediger Diestel erließ sogleich einen wüthenden Drohbrief an den Grafen, erklärte ihn darinnen förmlich in die Acht, belegte ihn mit den gemeinsten Schimpfwörtern und — goß dadurch nur Oel in's Feuer.

Von der Art, wie man in dieser Gesellschaft zu höhern Graden befördert wurde, ist Folgendes bekannt geworden. Herr v. T..... hatte um solche Beförderung angehalten und war zu dem gesetzten Termine bei Ebel erschienen. Er erhielt die Anweisung, durch Gebet auf den Knieen in einem Vorzimmer sich zu dem wichtigen Schritte gehörig vorzubereiten. Nachdem er lange auf den Knieen gelegen, öffneten sich zu seiner Erlösung die Flügelthüren eines schwach erleuchteten Zimmers, in welches er eingeführt wurde. Jetzt sahe er beim matten Schimmer einer Lampe den Ebel auf dem Sopha sitzen, der auf seinem Schooße die Comtesse v. G.... hatte und wurde angewiesen, näher zu treten. Die Frage, ob er völlige Demuth habe und beweisen könne, bejahete er. Alsbald öffnete

ihm

Digitized by Google

ihm die auf Ebel's Schooße sitzen bleibende Heilige seine Brustbedeckung und betastete ihm spielend die Brüste. Während er dieß geschehen lassen mußte, erhielt er zugleich die Anweisung, der Heiligen ein Gleiches zu thun. Nachdem diese gegenseitigen, mit dem Namen „Seraphinen-Lust" bezeichneten, Reizungen eine Weile gedauert hatten, sollte und wollte die Heilige noch weitere Fortschritte darin thun, aber der Unwürdige fand das doch zu schaamlos und lief davon.

Nach geschlossener summarischer Untersuchung dieser und ähnlicher Gräuel suspendirte die geistliche Behörde den Ebel von seinem geistlichen Amte, weil er „die Religion zum Deckmantel seiner Hurerei gemißbraucht habe" (Worte des erlassenen Rescripts) und nachdem die Acten dem Ministerium zur Einsicht mitgetheilt worden waren, wurden sie nach erfolgter Zurücksendung an das königsberger Oberlandsgericht zur Einleitung der Criminaluntersuchung an den Criminalsenat abgegeben.

Vor einigen Jahren litt Ebel an einer ekelhaften Hautkrankheit. Er wohnte während des Sommers in einem Dorfe nahe am Strande zum Gebrauche des Seebades, umgeben von vielen weiblichen Muckern. Eines Tages kam sein Arzt, ihn zu besuchen und erfuhr, daß Ebel im Seebade sei. Er ging dorthin, sahe aber, daß der Badeplatz für Mannspersonen leer, der für Frauenzimmer hingegen besetzt sei. Er schöpfte nun Argwohn und ging nach diesem. Da kam ihm eine halbentkleidete Dame entgegen und sagte ihm, er möge nicht näher treten und sie nicht stören, „denn Ebel werde jetzt von den Damen gewaschen." Und allerdings waren 10 bis 12 junge und alte Damen mit diesem Manne in's Meer gegangen und eine suchte es der andern in Bewässerung des Heiligen vorzuthun. Der „Act der Heiligung" bedeutete in dieser Gesellschaft „die Entlassung (?) des Körpers „verbunden mit unzüchtigen Körperberührungen zur Aufreizung wollüstiger Triebe, die in den niedern Graden bekämpft werden mußten, in den höhern

höhern aber befriedigt wurden. Als erste Anreizung zu sinnlicher Fleischeslust gaben sich die Glieder „den Seraphinen-Kuß." Nach einem Gerüchte soll ein Arzt deßhalb aus der Muckergesellschaft getreten seyn, weil Ebel von ihm ein Pulver zur Abtreibung von Leibesfrüchten verlangt habe.

Die Frau v. Sch.... und die Madame C..... kamen gegen den Grafen v. Fink mit einer Injurienklage ein, weil er ausgesagt: ihre beiden Töchter wären an wollüstiger Ueberreizung gestorben. Das Oberlandgericht hat jedoch diese Klage mit der Weisung zurückgewiesen: das Resultat der gegen sie eingeleiteten Untersuchung müsse erst abgewartet werden."

„Das Irrlicht der Reformation."

Die freundliche Hand eines übergläubigen dresdner Muckers ließ unter diesem Titel der Redaction vor einiger Zeit ein 15 SS. einnehmendes Gedicht zugehen, das alle „Protestanten Europa's am Lutherfeste 1835" vor jenem Irrlichte warnen soll. Da das nur in der Absicht geschehen konnte, diese Warnung so weit als möglich verbreitet zu sehen, so steht die Redaction auch nicht an, diesem Verlangen zu entsprechen, und gibt hiermit den Lesern ein Paar Proben daraus. Wer das Ganze genießen will, findet es „in Dresden, in Commission, Langegasse Nr. 295.," wahrscheinlich für 2, höchstens 3 Gr. sächsisch. Für diese Kleinigkeit wird der Käufer freilich nicht viel Poësie, ja nicht ein Mal ein Wenig regelrechte Metrik wegtragen, aber desto mehr Glauben von der Art, wie ihn die Weisheit der Neuevangelischen zuzubereiten weiß. Von einem Gedankenzusammenhange ist in dem Ganzen nicht die Rede. Man kann also, ohne den Leser zu bevortheilen, die ersten beßten Strophen aus ihm herausgreifen.

Digitized by Google

m. Die Klage über die Glaubenslosigkeit der Zeit macht nungsmäßig den Anfang. Es heißt:

„Wär' nicht die Sünde aller Sünden,
Besonders in unsern Tagen,
Daß gar Mancher sich nicht will überwinden,
Nach Jesum Christum zu fragen?!
Die Souverainität Jesu Christi
Mit Demuth anzuerkennen,
Dieß ächten ja Viele mehr, als je,
Obschon sie sich Christen nennen."

„Wer kennt nicht die vielen Mixturen,
Seit Voltaire's argen Zeiten,
Die des Antichristenthums Spuren
Leider noch ringsum verbreiten?!
Wer kennt nicht Voltaire's hohen Freund,
Dessen Spottsucht und Witzelei
Zwar sprudelnd ein Geister-Paar vereint;
Doch machte wohl die Seuche frei."

„Des schwersten Verbrechens Krebsschaden
Ein schlangenartiger Abfall —
So wie auch übertünchte Thaten —
Oder Gotteswort als Spielball:
Ist wohl solcher Frevel ganz verbannt
Aus der gesammten Christenheit?
Ach, wäre doch noch nirgends bekannt,
Welcher Trutz die Weisen vereint!"

„Die Leute aus Laodicea
Nennen mystisch und geistesschwach
Des Kreuzes treuen Kampf hie und da,
Selbst beim Gottesdiener vom Fach.
In der Ueberbildeten Mitte
Nur nie ein Wörtlein von der Schrift,
Das ist jetzt eine hartverpönte Sitte —
Ein Menschen vertreibendes Gift."

„In

„Ja wäre das ächte Lutherthum
Eine Sonntagsceremonie,
Wäre der Glauben nur Menschen-Ruhm,
Nichts als die Papacäsarie;
Ließe Offenbarungs-Donnerton
Sich tilgen durch menschliches Sinnen;
Dann würde manch' Staubessohn
Durch Spott Himmelswonn gewinnen."

„Nichts frommet der Klugen Concordat
Zwischen dem Glauben und Wissen;
Das nenn' ich frei betrüglichen Rath;
Weil hier gilt ein christlich Müssen! —
Dem kecken Wissen und Grübeln
Sind ja verheißen viel Plagen;
Drum kann mir wohl keiner verübeln,
Jener Thun laut zu beklagen."

„Behagt (heißt's zum Schlusse) die ernste Liebesgabe
Trotz der Indifferentisten;
Dann biet' ich bald, wie aus dem Grabe,
Ein Zweites den starken Christen.
„Sonst und Jetzt der Reformation,"
Was der Censur schon entronnen;
Nie kümmert ja mich der Argen Hohn,
Hab' ich nur Gläub'ge gewonnen." —

Nun, möge der neckische Antireformator einstweilen auf seinen Lorbern ruhen! Nur möchte ihm der unmaßgebliche Rath zu geben seyn, seine weitern Versuche der Art nicht mehr in die poetische Farbe zu kleiden. Gute, derbe Prosa führt hier besser zum Ziele. Er kann sich in ihr höchstens als einen Mitleidswerthen darstellen; als gläubiger Reimschmied aber kann er dem Loose nicht entgehen, zugleich lächerlich zu werden. — Vergessen darf nicht werden, daß unter dem Texte eine fast fortlaufende Reihe von Bibelstellen zum angeblichen Belege der Aussprüche des Dichters dient, und daß unter den „Weisen," von deren „Trutz" die Rede ist, gelegentlich auch die Namen Ammon, Bretschneider und Röhr ihre Stelle finden.

Be-

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

I.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift für die historische Theologie, in Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. *Chr. Fr. Illgen.* gr. 8. VI. Bd. 1. Stück. Mit 1. Steindrucktaf. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Doctrina Plutarchi et theologica et moralis. Commentatio quam scripsit *Th. H. Schreiter.* — II. Ueber die biblische Vorstellung vom Paradiese. Von Dr. *C. A. Credner.* — III. Ueber das Buch Jona. Von Dr. *C. F. Böhme.* — IV. Die Christenburg. Allegorisch-epische Dichtung von *J. V. Andreä.* Nach einer gleichzeitigen Handschrift herausgegeben von Dr. *C. Grüneisen.* — V. Ein Beitrag zum Leben und zur Characteristik des Dr. G. J. Hanck. Aus einem eigenhändigen Briefe von ihm. Von Dr. *G. Mohnike.*

Des 5. Bandes 1. u. 2. Stück dieser Zeitschrift kosten jedes ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr.; die früher erschienenen 4 Bände oder 8 Stücke aber werden zusammen für 8 Thlr. abgelassen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Theologische

Streitschriften

von

Dr. Karl Hase.

Zur Kirchengeschichte.

Zweites Heft. 8.

12 gGr.

Leipzig im Februar 1836.

Breitkopf u. Härtel.

Theo-

Theologische Werke.

Bei K. J. Koehler in Leipzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rückert, L. J., Commentar der Briefe Pauli an die Corinther. 1. Thl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Herausgeber, durch seine frühern exegetischen und philologischen Arbeiten, namentlich durch seine mit vielem Beifalle aufgenommenen Commentare zu Pauli Briefen an die Galater, Epheser und Römer, rühmlichst bekannt, gibt mit obigem Commentar der Briefe an die Corinther ein Werk, in welchem er die mit jahrelangem Fleiß fortgesetzten Studien über diese wichtigen Briefe dem theologischen Publicum mittheilt. Nebst klarer Darstellung und Ausführung des Stoffes selbst und den ebenso gründlichen als reichhaltigen Anmerkungen empfiehlt sich das Werk durch die dem Herrn Verfasser eigenthümliche lichtvolle Uebersicht und Auffassung des Ganzen.

Der 2. Band, den 2. Brief enthaltend, wird zu Michaelis 1836 erscheinen.

Scheibel, D. J. G., Luthers Agende und die neue Preußische geschichtlich beleuchtet und verglichen. gr. 8. brosch. 14 Gr.

Ferner erschienen in den letzten Jahren nachstehende Werke:

Rückert, L. J., Commentar über den Brief Pauli an die Galater. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr,

Derselbe, Commentar über den Brief Pauli an die Epheser, erläutert, berichtigt, und vertheidigt, nebst beigefügter lateinischer Uebersetzung des Textes. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rüdel, D. K. E. G., Abendmahls- und Confirmationsreden, nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 8. 6 Theile. (3. Auflage.) 4 Thlr. 12 Gr.

Derselbe, Tauf- und Traureden. 3 Thle. (3. Aufl.) 1 Thlr. 20 Gr.

Derselbe, Festpredigten und Amtsreden. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Rüdel,

Digitized by Google

Rädel, D. K. E. G., Predigten über Gegenstände des bürgerlichen Lebens. gr. 8. 1 Thlr.

Schott, D. H. H., Gebet- und Communionbuch. 8. 8 Gr.

Derselbe, Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. M. Luthers, und der fortdauernde Werth derselben aus den Quellen dargestellt. gr. 8. 20 Gr.

Testamentum novum graece, nova versione latina donatum, ad optimas recensiones expressum, selectis variis lectionibus perpetuoque singul. libr. argumento instructum edid. Dr. F. A. A. Naebe. 8. 1 Thlr.

Hülsemann, D. W., Leben und Tod im Lichte göttlicher Offenbarung oder die Geschichte der Auferweckung des Lazarus in Betrachtungen und Gesängen dargestellt. gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Anzeige
eines
praktischen Werks für Prediger.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Evangelischen Perikopen
in extemporirbaren Entwürfen.

Ein Handbuch für alle Prediger, durchaus neu und praktisch bearbeitet

von

Dr. Johann Jacob Kromm.

2r Band. 1. u. 2. Abthg. gr. 8. Subscr.-Preis. 3 Fl. 36 Kr. — 2 Thlr.

Dieses gewiß jedem Prediger willkommenene Werk, ist nun mit dem Obigen vollständig erschienen. Der billige Subscriptionspreis für beide

beide 80 Bogen starke Bände ist 7 Fl. 12 Kr. oder 4 Thlr., welcher noch, um mehrfachen Wünschen zu begegnen, bis nächste Ostermesse fortbesteht, wo dann unabänderlich der bedeutend höhere Ladenpreis eintritt.

Tobias Loeffler
in Mannheim.

Bis Michaeli dieses Jahres erscheint in meinem Verlage:

Röhr, D. J. F., Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien gehalten. 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1. Bd. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Röhr, D. J. F., Nachricht vom Jubelfeste der Stadt Genf am 23. August 1835. Nebst den von den sächsischen Deputirten dabei gesprochenen Reden. 2 gGr.

Christliche Betstunden, oder: biblisches Erbauungsbuch zum Gebrauche in kirchlichen und häuslichen Andachtsstunden. Bearbeitet von M. Gottlob Eusebius Fischer, Pfarrern und Superint. in Sangerhausen. 4 Abth. Preis 10 Gr. Subscriptionspreis für alle 4 Abthlg. 3 Thlr. 20 Gr. Ladenpreis von Ostern 1836 an 4 Thlr. 12 Gr.

Mit der vierten Abtheilung ist nun diese Schrift, welche Betrachtungen über das ganze Neue Testament enthält, vollendet. Sie hat in allen öffentlichen Beurtheilungen eine so vortheilhafte Anerkennung gefunden, und hat bereits in vielen Familien und Kirchen so viel Befriedigung gewährt, daß sie zur Genüge empfohlen ist. Diejenigen, welche in den weitverbreiteten Stunden der Andacht das christliche Element zu sehr vermißt haben, werden sich durch diese Schrift mehr angesprochen fühlen, da in derselben Alles auf christlichem Boden ruht, und unmittelbar aus den Worten Jesu und der Apostel abgeleitet ist. Da übrigens in derselben das Christenthum nur von der praktischen Seite aufgefaßt worden, so werden alle Parteien in derselben Erbauung finden können. Möge sie ferner segensreich wirken.

Berg-

Digitized by Google

Bergpredigt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi in religiösen Vorträgen behandelt. Von D. Karl Zimmermann, Großherzoglich Hessischem Hofprediger. 1r Bd. 8. 1 Thlr. 12 gGr.

Neustadt a. d. Orla, im März 1836.

J. K. G. Wagner.

Ferner ist in meinem Verlage erschienen:

Broma, A., Inschriften auf die Denkmäler unserer Lieben. Nebst einem Anhange, die sämmtlichen Bibelstellen zu gleicher Anwendung enthaltend. 12. 1834. geh. 21 Gr.

Dinter, D. G. F., Predigten zum Vorlesen in Landkirchen. 2 Bände. Vierte verbesserte Aufl. Mit dem Bildnisse Christi. gr. 8. 1835. 3 Thlr. netto.

Doering, D. H., die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt. gr. 8. 1831 — 1835. 1r Bd. 3 Thlr.; 2r Bd. 2 Thlr. 15 Gr.; 3r Bd. 3 Thlr. 18 Gr.; 4r Bd. 3 Thlr. 18 Gr. complett 13 Thlr. 3 Gr.

Lasset euch versöhnen mit Gott'! Zehn Predigten, von den Doctoren der Theologie: C. F. von Ammon, J. H. B. Dräseke, J. F. C. Löffler, J. G. Marezoll, F. V. Reinhard, J. F. Röhr, M. F. Schmaltz, H. A. Schott, H. G. Tzschirner, und dem Archidiakonus Cl. Harms, mit Parallelen meist aus einigen anderen Predigten Derselben als Beitrag zum Anbaue der vergleichenden Homiletik. Zweite zeitgemäße Christgabe an evangelisch-protestanti-

stantische Geistliche und denkende Christen. 12. 1834. geh. 1 Thlr.

Röhr, D. J. Fr., Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Nebst einem Anhange über die kirchliche Wahlverwandtschaft der römisch-katholischen und evangelischen Stabilitäts-Theologen. Zweite, völlig umgearbeitete und mit Vorbemerkungen nnd Erläuterungen versehene Ausgabe. gr. 8. 1834. 21 Gr.

Schatter, C. G., Predigten für den christlichen Landmann auf alle zwei und funfzig Wochen des Jahres, nebst einem Anhange christlicher Festpredigten. gr. 8. 1836. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. 2 Thlr. 12 Gr.

— — über das Verhalten des christlichen Lehramtes der Auswanderungslust in dieser unserer Zeit gegenüber. Vorgetragen in einem Prediger-Vereine. Nebst drei, aus des Verfassers Predigten für den christlichen Landmann besonders abgedruckten, bezüglichen Vorträgen. gr. 8. 1834. geh. 9 Gr.

Wohlfahrt, D., die Lehre von der heiligen Schrift von dem Standpuncte der Geschichte und Philosophie. Zur Verständigung der verschiedenen Meinungen über die Göttlichkeit, den hohen Werth und den zweckmäßigen Gebrauch unserer Religionsurkunden. Eine Denkschrift zur Feier des 300jährigen Jubiläums der Vollendung der lutherischen Bibelübersetzung. gr. 8. 1835. geh. 18 Gr.

Neustadt a. d. Orla, im März 1836.

J. K. G. Wagner.

Kritische

Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Siebenzehnter Band. Zweites Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. — Eine Ansicht der höheren Dogmatik von D. Christoph Friedrich v. Ammon. — Zweite Hälfte, zweite und letzte Abtheilung. — Leipzig 1835 b. Vogel. XVIII u. 266 SS.

Der Verf. dieser classischen Schrift hat sich durch die gewünschte baldige Vollendung derselben das Publicum nicht minder zum Danke verpflichtet, als durch die reiche Ausstattung an geistvollen und tiefeingreifenden Ansichten, welche er auch der gegenwärtigen letzten Abtheilung zu geben wußte. Sie sind um so beachtenswerther, je mehr sie es mit der Fortbildung des Christenthums in einem Zeitabschnitte zu thun haben, wo die christliche Kirche nach fast tausendjährigem Geistesschlummer unter einer sie streng bewachenden despotischen Hierarchie wieder zu freier, innerer Regsamkeit erwachte und eben die Fortbildung der ihr eigenthümlichen Lehre und des davon abhängigen Cultus zum Zeichen dieses Erwachens und zum Gegenstande ihres bedachten und selbstständigen Willens machte. Das ganze vierte Buch, welches diese Abtheilung umfaßt, ist nämlich der Schilderung, „der Wiederherstellung und wissenschaftlichen Gestaltung des Christenthums seit der Kirchenverbesserung" gewidmet und die darauf bezüglichen Erscheinungen werden in ihm von Luthers Auftritte an bis auf den jetzigen Augenblick den Augen des Lesers historisch-kritisch nähet gebracht. Dem zu Folge verbreitet sich der Verf. schon in der Vorrede in apologetischer Weise über die Zulässigkeit des

Digitized by Google

Princips, aus welchem die Kirchenverbesserung mit ihrer das Christenthum fortbildenden Tendenz hervorging und sichert dadurch allen den Bestrebungen ihr unantastbares Recht auf christlich-kirchlichem Boden, „über den Unterschied zwischen der Offenbarung und ihren Urkunden, über die Entstehung und Geschichte der letztern und über das innere Verhältniß ihres Inhaltes zur reinen Wahrheit selbst" zu immer größerer Klarheit und Gewißheit zu gelangen. Nur an Einer Aeußerung des Verfs. könnte auch der unbefangenste Leser Anstoß nehmen, wenn sich dabei der Verf. nicht glücklicher Weise selbst widerspräche. Indem er nämlich S. IV spricht: „Es sei gewiß unrichtig, wenn man behaupte, der erste Grundsatz des Protestantismus sei der, zuerst zu prüfen, ehe man gehorche," — setzt er kurz darauf hinzu: „es habe Niemand das Recht, das Gewissen Anderer zu beherrschen, — und die Erkenntniß des Göttlichen durch ein kühnes Machtgebot zu vernichten." Ist nun das Letzte unbezweifelt wahr, so ist das Erste eben so unbezweifelt falsch und wenn der Verf. Nichts weiter dafür beizubringen weiß, als „daß die Menge kaum klar und tief zu denken, geschweige denn zu prüfen und zu forschen vermöge:" so ist wohl klar genug, daß dadurch der Grundsatz des Protestantismus, „zuerst zu prüfen, ehe man gehorche," an sich selbst Nichts von seiner Wahrheit und Giltigkeit verliere, sondern nur mit Bezug auf die Individuen oder ganzen Classen inwohnende größere oder kleinere Fähigkeit zu prüfen einer näheren Modification unterliege. Wie überall der Mißbrauch eines Rechts dieses Recht selbst nicht gefährden oder beeinträchtigen kann, so behält der Grundsatz der freien Prüfung die Natur des ersten Grundpfeilers des Protestantismus auch für „die Menge" unverändert, weil auch sie „das Vermögen der Vernunft und Freiheit besitzt und also keine Verpflichtung zum blinden Glauben an fremde Aussprüche und überlieferte Geheimnisse hat." Sie soll und muß bei Bethätigung dieses

Grund-

Digitized by Google

Grundsatzes von den dazu Befähigten nur geleitet und vor Mißbrauche desselben sicher gestellt werden, damit, wie der Verf. schon in der vorigen Abtheilung sehr wahr bemerkte, „die auch dem Volke eingeräumte Freiheit, seinen Glauben aus der Bibel selbst zu schöpfen, keine bittern Früchte trage und den unwissenden Laien aller Stände nicht ein religiöser Dünkel und Egoism eingeflößt werde, der alle Bande der protestantischen Kirche aufzulösen droht." — Weniger wichtig, aber eben so zweifelhaft möchte eine andere Aeußerung des Verfs. S. IX dieser Vorrede erscheinen. Er handelt da, auf Anlaß von Strauß Leben Jesu, von den biblischen und besonders den neutestamentlichen Mythen, findet mit Recht die Annahme und vernunftgemäße Ausdeutung derselben mit Berufung auf die wichtigsten Autoritäten (worunter die von Christus selbst ist) unbedenklich und erklärt sich nur gegen die Neigung: „alle historische Ueberlieferungen des N. Tts. als mythisch anzunehmen und zu behandeln, weil das in der Geschichte einzige Leben Jesu, auch wenn es sich zuweilen über die Schranken der Erfahrung zum Ideale erhebt, doch ein inneres Gepräge der Wahrheit und Gotteswürdigkeit an sich trage, welches die Leerheit phantastischer Dichtung gänzlich ausschließe." Wenn es aber außerdem heißt: „wenn man unter jedem Mythus eine wunderbare Sage der Vorzeit verstehe, welche die Grenzen der historischen Glaubwürdigkeit überschreitet, so passe das auf den petrinischen Begriff der christlichen Mythe nicht (2. Petr. 1, 16.), weil diese mit den mystischen und dogmatischen Dichtungen jener Epoche von dem himmlischen Eintritte Jesu in die Welt, welche Petrus künstlich gebildete Fabeln nennt, zusammenfalle:" so möchte zu bemerken seyn, Theils daß der Verf. den Begriff der Vorzeit nicht, wie geschehen muß, in relativem Sinne nahm, Theils daß die Behauptung von einem Zusammenfallen der Entstehung christlicher Mythen mit der Zeit, worin Petrus davon sprach,

kaum

Digitized by Google

kaum eine historische Begründung für sich habe, da der zweite Brief desselben gewiß erst dann geschrieben wurde (vergl. Cap. 1, 14.), wo unter den Bekennern Jesu schon längst viel „kluge Fabeln" über das Leben und Wirken desselben in Umlauf gesetzt worden waren. — Der übrige Inhalt der Vorrede bezieht sich auf die einzelnen Abschnitte dieser Schrift selbst und findet daher seine Erwähnung am Schicklichsten bei der näheren Angabe derselben.

Der erste Abschnitt umfaßt die ersten vier Capitel und ist durchweg historischer Art, indem er es mit der Schilderung der die Reformation vorbereitenden Umstände, mit der Charakteristik Luthers und seiner Mitreformatoren und mit der Darstellung der wittenberger, sowie der schweizerischen und genfer Reformation selbst zu thun hat. So kurz sich auch der Verf. hier fassen zu müssen glaubte, so bedauert er in der Vorrede doch, daß er dabei nicht manche Schriften benutzen konnte, welche erst auf Anlaß oder doch zur Zeit des genfer Jubelfestes an das Licht traten. Wir können nur ganz trocken angeben, wovon in diesem Abschnitte die Rede ist und müssen es den Lesern überlassen, sich von der gewandten und geistreichen Weise selbst zu überzeugen, in welcher der Verf. längst bekannte und vielfach besprochene Thatsachen immer unter neue und anziehende Gesichtspuncte zu stellen weiß. Es ist da die Rede von den von Italien selbst ausgehenden Vorbereitungen zur Reformation; von dem, was die hier noch von Petro Waldo im 12. Jahrh. abgeleiteten Waldenser, deren Ursprung Andere schon in das 9. Jahrh. setzen, dazu beitrugen; von John Wicliffe, „der noch bestimmter, als Luther, die Rechte der prüfenden Vernunft in den Angelegenheiten des Glaubens vertheidigte" und nur die Mitwirkung der Presse nöthig gehabt hätte, um schon unter Eduard III. eine vollständigere Reformation in England herzustellen, als unter Heinrich VIII. erfolgte; von Johann Huß, der, An-

Anfangs „von seinem eigenen Landesfürsten dazu ermuntert," gegen den herrschenden Glauben predigte, in seinem Buche über die Kirche „die beiden Hauptgrundsätze des Protestantismus, daß Christus das einzige Oberhaupt der Kirche und die heil. Schrift die einzige Quelle des christlichen Glaubens sei," aussprach, später aber doch seinen Feinden unterliegen mußte und von den Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel, welche die Verfassung der Kirche aus einer monarchischen in eine aristokratische umwandeln wollten und in Verbindung mit andern Umständen wenigstens so Viel bewirkten: „daß der Fehdehandschuh der nach Freiheit ringenden Kirche nun vor aller Welt an die Stufen des päpstlichen Throns geworfen war und daß die Weltgeschichte hätte zur Fabel werden müssen, wenn sie ihn zu rechter Zeit nicht noch stärker erfaßt und sich zu neuem Kampfe gerüstet hätte." — Die Charakteristik der Männer, welche im 16. Jahrhunderte diesen Kampf am Rüstigsten führten, ist höchst gelungen; denn die Eigenthümlichkeit eines Jeden derselben wird in wenigen, aber scharfen Zügen klar hervorgehoben, ohne die Gerechtigkeit gegen sie nach irgend einer Seite hin zu verletzen. Der volksthümliche Luther mit seinem „klaren, gesunden Menschenverstande," seinem tiefen sittlichen Gefühle, seinem unerschütterlichen Gottvertrauen, gepaart mit augustinischer Schulweisheit und reizbarer Gemüthsschärfe; der gelehrte, geniale, die dunkelsten Regionen des Glaubens und Wissens glücklich aufhellende, schroffe Gegensätze mildernde, den groben Augustinismus vom Standpuncte der Moral berichtigende und von der „unseligen Stabilität, die so oft nur eine Begleiterin der Engherzigkeit und Unwissenheit ist," völlig freie „Melanchton," und der keiner Partei angehörige, Licht und Wahrheit aber rücksichtslos vertretende, die moralische Natur des Menschen gegen den Prädeterminismus Augustin's und Luther's siegreich vertheidigende und jede theologische Wissenschaft weiter führende Erasmus; — sie erhal-

erhalten hier ihre unparteiische Würdigung, während der Natur der Sache nach Staupitz, Bugenhagen, Spalatin, Justus Jonas und „der sich immer unklar gebliebene Bodenstein" nur genannt werden. Gleich wahr und richtig werden, nach einer kurzen aber treffenden Vorerinnerung über den politisch verschiedenen Charakter der deutschen („fürstlich") und der schweizerischen („freistaatlich auftretenden") Reformation Zwingli, der „sich freisinniger, im Einzelnen tiefer, im Ganzen milder, duldsamer und friedliebender, als Luther, zeigte;" Oekolampadius, „der Vielen seiner Zeitgenossen wie an Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache, so auch an philosophisch-kritischer Exegese überlegen war;" Calvin, der bei allen seinen sonstigen Verdiensten und Tugenden doch „mit hierarchischer Schärfe gesetzgebend, richtend und verdammend" über das kirchliche Leben hinaus „in das bürgerliche eingriff," und Beza geschildert, der zwar die calvinische Vorherbestimmungslehre in ihrer ganzen Härte verfocht, aber auch „durch seine drei Ausgaben des N. Tts. einem Mill, Wetstein und Griesbach den Weg bahnte." Eben so kann man in dem Bilde, welches von „den Kampfrichtern und Häuptern," die den Reformatoren gegenüber standen, namentlich von Leo X. und Karl V., entworfen wird, die historische Treue nicht verkennen. Die Werkzeuge derselben werden nur im Vorübergehen erwähnt und ihr allgemeiner Charakterzug darein gesetzt, daß sie „das Christenthum für eine stabile Lamarellgion hielten, die, wie die Diana zu Ephesus, schon für alle Jahrhunderte fertig vom Himmel fiel," und nicht begreifen konnten, daß „in der Form desselben, bei aller Unveränderlichkeit seines innern Kerns und Wesens, der Keim einer unendlichen Vervollkommnung liegt." — Der eigentliche Hergang der wittenberger und der schweizerischen Reformation wird dem Leser in einem Bilde vor Augen geführt, welches sich in seinen Licht- und Schattenpartieen zu einem eben so schönen

als

als anschaulichen Ganzen rundet und von dem sich durch Hindeutung auf Einzelnheiten kein klarer Begriff geben läßt. Gleichwohl darf diese Hindeutung hier nicht fehlen. In der vom Unvollkommenen zum Vollkommenen aufsteigenden Religionseinsicht Luthers wird mit Recht seine Aeußerung auf dem wormser Reichstage als Glanzpünct hervorgehoben und dabei bemerkt, daß es „für jene papierne Zeit" (nicht auch noch für die unsrige?) „Viel zu hoch war," wenn er daselbst zunächst „die Bibel, dann objectiv giltige und durchgreifende Vernunftgründe (helle und klare Ursachen und Gründe) und eine aus Beiden hervorgehende volle Ueberzeugung für die drei Hauptsäulen seines Lehrgebäudes und Glaubens erklärte." Das Fruchtbringende seiner unfreiwilligen Einsamkeit auf der Wartburg erläutert der Verf. durch eine treffende Parallele mit dem geistigen Gewinne, den dem Apostel Paulus sein Aufenthalt in Arabien brachte. Bei seinem Streite mit Erasmus über den freien Willen wird Diesem ganz unumwunden der Sieg zugeschrieben, weil Luther „den Hauptgedanken in eine so derbe, manichäische Alternative kleidete, daß er als lächerlich und paradox in sich selbst zerfallen mußte," während die Behauptungen des Erasmus „von dem psychologischen Standpuncte des sinnlich vernünftigen Bewußtseyns" (wie auch vom exegetischen Standpuncte aus, welchen Erasmus mit überwiegender Kraft geltend machte) „unwiderlegbar erschienen." Der Erwähnung des traurigen Sacramentsstreites mit den Schweizern ist zu scharfer Bezeichnung der Rolle, welche Luther darin spielte, der Ausruf beigefügt: „Traurige Stabilität des Buchstabens, zu welcher Engherzigkeit kannst du auch große Geister verleiten, wenn sie dem eigenen, freien Denken und Forschen entsagen!" Die Uebergabe der augsburger Confession wird unter den einzig wahren Gesichtspunct einer „kirchenstaatsrechtlichen Handlung" gestellt, wobei es bloß dem Beweise galt, daß die Protestanten keine

keine Irrlehrer oder Empörer" wären, daß „sie sich zur Reinigung der herrschenden Kirchenlehre von Aberglauben und Mißbräuchen durch die Stimme des göttlichen Wortes und ihres eigenen Gewissens verbunden fühlten" und daß „durch ihre Lehre und ihren Cultus das Heil des Reiches und Staates keines Weges bedrohet sei, sondern offenbar gewonnen habe und künftig noch mehr gewinnen werde. In der folgereichen Ueberweisung des Kirchenregiments an die Landesfürsten, unter denen Luther dem Seinigen in der Sache des Bischofes Pflug geradehin sagte, „er sei der oberste Richter, Pfarrer und Schöffer der Kirchengüter;" in der Zulassung der Elevation der Symbole bei der Abendmahlsfeier, wodurch er sich lieber den Katholiken als den Schweizern nähern wollte, und in „der hirarchisch tobenden Leidenschaft," welche sein nach und nach „sichtbar schwächer werdendes Haupt umnebelte," läßt der Verf. die Menschlichkeit des großen Mannes klar an das Licht treten und endet mit einer allgemeinen Bemerkung über ihn, welche zwar die götzendienerischen Verehrer desselben tief beleidigen, von der Geschichte aber zu jeder Zeit als unumstößlich wahr vertreten werden wird. „Er glaubte, heißt es, an eine geboppelte Wahrheit in der Schrift" (einen wörtlichen und „tieferen" Schriftsinn) und gerieth dadurch in unauflösliche Widersprüche; er vertheidigte die buchstäbliche Inspiration der Bibel und behandelte doch einzelne Bücher derselben bloß darum, weil sie ihm mißfielen, mit ungerechter Verachtung; er irrte offenbar in dem Dogma von der Erbsünde, von der sittlichen Freiheit des Menschen und seiner Vorherbestimmung und nahm doch niemals seinen Irrthum zurück; er übersetzte die Bibel als Deutscher, was er im vollen Sinne des Wortes war, mit hoher Kraft und Begeisterung, als Kenner der Ursprachen aber, der er hätte seyn sollen, mit unhinreichender und eben daher oft, sehr oft zu Mißgriffen führender Vorbereitung; heftig und ungestüm zerriß er das Band des Geistes

und

und des Friedens mit Erasmus, den Baselern und den Schweizern, und konnte es doch selbst nicht leugnen, daß sie mit ihm Einen Zweck verfolgten und der Schrift, wie er, kundig waren; er that endlich Vieles, den Cultus der Seinigen zu ordnen, legte aber niemals einen vesten und sichern Grund ihrer innern und äußern Kirchenverfassung und gab sie daher scheidend den bedenklichsten Unruhen und Stürmen Preis. „Thuet auch was nach meinem Tode" rief er fast schon sterbend seinen Umgebungen zu und doch kannten sie und ihre Nachfolger lange genug keinen höhern Beruf als den: eifrige und buchstäbliche Lutheraner zu seyn, ob er schon oft genug diesen Sectennamen verschmäht und ihnen dafür das edlere Musterbild eines freien evangelischen Christen, theilweise durch sein Beispiel, vorgehalten hatte." — Von der schweizerischen Reformation, soweit sie von Zwingli ausging und die deutschen Kantone befaßte, hat der Verf. fast durchgehends Erfreuliches zu bemerken. Wie sie im Aeußerlichen von Seiten der bürgerlichen Behörden die kräftigste Förderung fand, weil diese schon seit der Losreißung des Landes vom habsburgischen Despotismus in kirchlichen Angelegenheiten eine ziemlich freie obrigkeitliche Gewalt zu üben gewohnt waren, so machte sie im Innern das Princip, einzig und allein auf den Grund der wohlverstandenen und aus sich selbst d. h. das Dunkle durch das Klare zu erklärenden heil. Schrift alle Mißbräuche in Lehre und Cultus abzuthun, mit einer Folgerichtigkeit geltend, von welcher in der lutherischen Kirche nicht die Rede war. Dieses Princip hielt Zwingli unerschütterlich vest; auf dieses Princip kamen alle in der ersten Kampfperiode mit der katholischen Kirche veranstaltete Religionsgespräche zurück; diesem Principe zu Gunsten wurde am großen Münster zu Zürch eine Prophezei- oder gelehrte Schrifterklärungsschule errichtet; nach diesem Principe gestaltete sich selbst die, auch von den gegebenen äußern Umständen empfohlene Kirchenverfassung, nur wollte

wollte man sich damals nicht allgemein überzeugen, daß es in Bezug auf die Abendmahlslehre in der Schweiz weit geschickter gehandhabt wurde, als in Sachsen. „Es sei, schrieb Zwingli vor dem marburger Gespräche an Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp, eine ganz grundlose Voraussetzung Luthers, daß das Wörtchen ist im N. T. immer das Wesen bezeichne, da doch Christi Worte: er sei die Thüre oder der Weinstock und Johannes sei der Elias, niemals eigentlich genommen werden dürften, sondern hier einzig der Zusammenhang und die Natur der Sache selbst entscheiden könne." Groß war Zwingli auch darin, daß er seinen Schweizern zwar eine aus dem Urtexte hervorgegangene Bibelübersetzung in die Hände gab, aber von keinem Katechismus Etwas wissen wollte, „weil er fürchtete, es möge dadurch die freie Lehrart der Prediger zu sehr beschränkt und die Wirksamkeit der Schrift durch willkürliche Schulbestimmungen gehemmt werden." — Dieser Geist wurde in der französischen Schweiz, in welche von Bern aus die Reformation so unaufhaltsam vordrang, daß ihr der Bischof von Genf diese Stadt gleichsam zum eigentlichen Wohnsitze abtreten mußte, nicht einheimisch. Denn Calvin wußte sich hier weniger mit der Schrift, als mit seinem bekannten, von den härtesten und strengsten Schrifterklärungen strotzenden, Religionslehrbuche eine prädominirende Gewalt über die Geister zu erwerben und die strenge Disciplin, welche er allerdings nicht ohne Grund in der genfer Kirche einführte, in policeiliche Anordnungen zu verwandeln, zu denen die obrigkeitlichen Behörden nothgedrungen ihre Einwilligung geben mußten. Die protestantische Hierarchie, welche er begründete, wirkte nicht nur nach Außen, sondern auch nach Innen; denn nicht nur Obrigkeiten und Bürger wurden zu einem bestimmten und beschworenen Glauben verpflichtet, sondern auch die Prediger durften über keinen andern predigen. Derselbe Mann wirkte mit seinem mächtigen Geiste in gleicher

Weise

Reise auf den protestantischen Theil Frankreichs (wo sich zu Zeit des Edicts von Nantes, im J. 1598 bereits 800 Gemeinden befanden), der Niederlande und Schottlands in und überall, besonders hier, fing das genfer Symbol frühzeitig mehr, als die Schrift, zu gelten an. In diesem Stücke, nur nicht in der mit theokratischer Majestät ausgerüsteten Presbyterialverfassung, conformirte sich auch die englische Kirche der genfer-schottischen; denn das „königlichsynkretische Oberhaupt" derselben, Heinrich VIII., ließ frühzeitig „zur Beförderung der Einförmigkeit des Glaubens sechs Artikel von der Transsubstantiation, der Communion unter Einer Gestalt, der Seelenmessen, dem Cölibate der Priester, der Ohrenbeichte und der Ungiltigkeit der Klostergelübde, von welchen nur der letzte lutherisch war, vom Parlamente bestätigen." Späterhin traten die bekannten 39 Artikel an die Stelle derselben, änderten aber den hierarchischen Geist, der sich in dieser Kirche einheimisch gemacht hatte, im Wesentlichen nicht.

Der Abschnitt vom fünften bis zum achten Capitel enthält „eine historisch-kritische Beurtheilung der Symbole der katholischen, lutherischen und reformirten Kirche, welche in Verbindung mit den hieher gehörigen Aeußerungen des Verfs. S. XV und XVI der Vorrede, worauf wir weiterhin zurückkommen werden, seine Freiheit von aller „Symbololatrie" hinreichend kundthut. Was die katholische Kirche betrifft, so werden in Bezug auf ihr Bemühen, ihrer weitern Beeinträchtigung durch den bis jetzt so siegreichen Protestantismus unübersteigliche Hindernisse entgegenzusetzen und ihrem so hart erschütterten Dogmensysteme einen möglichst vesten Stütz- und Haltpunct zu geben, die Herstellung des Jesuitenordens und die Veranstaltung des trienter Concils zu ausführlicher Erwähnung gebracht. Die Charakteristik jenes Ordens ist trefflich gerathen und gibt in wenigen, aber erlesenen Zügen von der Verderblichkeit seines innersten Wesens eine Vorstellung,

lung, deren Durchdenken dem christlichen Menschenfreunde wal res Herzwehe verursacht. Sie schließt mit der hinlänglich m tivirten Behauptung: „daß der Jesuitenorden der Christenhe mehr geschadet, als genützt, daß er die Grundvesten der Rel gion durch seinen heillosen Probabilism und Skepticism tief e schüttert, die Regierungen aller christlichen Bekenntnisse gege die römische Priesterwelt mit Mißtrauen erfüllt (?), Spanie Portugal, Frankreich, diese sonst so gehorsamen Länder, d Tiara entfremdet und den Haß der Katholiken gegen die Pro testanten, an dessen dämonischem Ursprunge Niemand zweifel bis zum höchsten Grade unchristlicher Gluth und Wuth gesteigert habe." Die Herstellung dieses Ordens durch Pius VII den die Bayonette aller christlichen Confessionen auf den vo Niemand mehr als von ihm compromittirten Stuhl Petri wie der erhoben, wird mit *de Pradt's* Worten commentirt: „Diese Gesellschaft kann nicht wieder erscheinen, als begleitet von de Verdammungssprüchen der Richterstühle, von den Lehren, di man ihr vorgerückt, von den Ränken, die sie überall ersonne hat, und von den Bannstrahlen der schwärzesten Erinnerungen Unglück weissagende Sterne sind ihr am Himmel aufgegan gen; der Schatten von zwölf Königen verfolgt sie; Pasca und Voltaire verwunden diese Hyder mit tödtlichen Pfeilen sie ist eine verwerfliche Superfötation der Zeit, die sie ausstoßen und vernichten muß." — Bei den Satzungen des triente Concils wird im Einzelnen mit vielem Scharfsinne nachgewiesen, ob und in wieweit sie christlichen Geist in sich tragen Der allergrößte Theil derselben unterliegt dem Urtheile, da hier ein ganz anderer Geist sein Wesen trieb, der nämlich welchen „diese Kirchenversammlung posttäglich aus der römischen Kanzlei erhielt." Nur in Bezug auf die Lehre vom göttlichen Ebenbilde und der sittlichen Freiheit des Willens, so wie über den Unterschied der Erbsünde von der wirklichen Sünde und über das Dogma von der Rechtfertigung wird zugestanden „da

Digitized by Google

„daß die Väter zu Trient Verhandlungen gepflogen, welche geeignet waren, einige zu schroffe Sätze der Reformatoren zu mildern und eine bedeutende Anzahl moralischer Mißverständnisse beider Kirchen aufzuklären und beizulegen." Zu dem Artikel der zu Trient dahin bestimmten Rechtfertigungslehre: „obschon Niemand ohne Christi Verdienst gerecht werden kann, so wirkt doch der heil. Geist durch dieses Verdienst in der Seele des gerechtfertigten Sünders zugleich die Hoffnung und Liebe, daß er durch die Gnade Christi, welche immer vorhergehen muß, gute Werke zu vollbringen und der Seligkeit würdig zu werden vermag," wird bemerkt: „hier ist in der That die radicale Erneuerung des Gemüths durch den Glauben an die Gnade Gottes durch Christum so scharf von der intransitiven Heiligung geschieden, daß jede Furcht vor dem Mißbrauche willkürlicher Büßungen und selbst jede ungerechte Beschuldigung des Pelagianismus verschwinden mußte, wenn man nicht vorher schon entschlossen war, auf dogmatischen Extremen zu beharren." Nur ist hierbei unerwähnt geblieben, daß nicht etwa nur die dießfalsige Praxis in der katholischen Kirche mit dieser Theorie in stetem Widerspruche blieb, sondern daß auch diese Theorie selbst mit andern jene Praxis begünstigenden Dogmen, z. B. von der Werkheiligkeit (S. 105) in Widerspruch trat. In der Kritik des trienter Dogma's von der Ehe möchte die beiläufige Bemerkung: „daß das Christenthum die Monogamie erst nach langen Kämpfen in die Welt eingeführt habe," historisch nicht zu rechtfertigen seyn, da es bei seiner Verbreitung in das Abendland überall auf Völker stieß, welche nach Gesetz oder doch Sitte schon längst monogamisch waren, und da es selbst im Morgenlande bei der, neben der Polygamie der Großen und Reichen für die überwiegende Mehrzahl des Volks durch Noth gebotenen, Monogamie keinen schweren dießfalsigen Kampf zu bestehen hatte. War doch selbst in islamitischen Ländern von Anbeginn bis

Jetzt

Jetzt die vom Koran weniger gebotene, als nur nachgelassene Polygamie fast nur ein todter, von neun und neunzig Hunderttheilen der Moslim nicht verwirklichter Buchstabe. Dabei unterliegt der monogamische Geist des Christenthums selbst nicht dem geringsten Zweifel, wie er denn schon dem Judenthume nicht mangelte, nur daß ihm die Geschichte nicht Wirkungen zuschreibt, wie ihm der Verf. nach der gangbaren Annahme beilegt. — Desto bewährter ist die Schlußbehauptung desselben in Bezug auf die Wirkungen des trienter Concils: „Jede Hemmkette hält, wie Frühlingsfrost die Pflanzenwelt, den regen Forschungsgeist zurück, ohne das Gedeihen der schon erkannten Wahrheit selbst zu fördern. Auch die tridentinische ist schon vielfach zerrieben und vom Roste dreier Jahrhunderte verzehrt. Nicht die Ketzer, welche sie zermalmen wollte, sondern Glaubensgenossen, wie Bossuet, Febronius, Joseph, Leopold, Napoleon, haben ihr Steine in den Weg geworfen, aus welchen noch immer neue Funken sprühen. Und was ist erst von dem neuerwachenden Staatsleben zu fürchten, das mit der alten Kirche gerade nicht in dem freundlichsten Vernehmen steht?" — Diese Behauptung gibt gleichsam den Grundton an, in welchem sich der Verf. auch über die Errichtung protestantischer Symbole als unveränderliche Normen der Lehre erklärt. Er weist sie unbedingt zurück und dieß um so mehr, da sie ursprünglich nur Bekenntnisse des damaligen evangelischen Glaubens seyn sollten, deren weitere zeitgemäße Ausbildung sich die evangelische Kirche in öffentlichen Friedensschlüssen ausdrücklich vorbehielt" (was sich die Neuevangelischen sorgfältig merken mögen, s. krit. Pred. Bibl. XIV. S. 559.), ohne deßhalb zu verkennen, daß es „eine und untheilbare Wahrheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses" gebe, welches nur dem Zeitbedürfnisse entsprechend, allgemeiner gefaßt, der Schrift und Vernunft gemäßer geordnet und mit

der

Digitized by Google

der einfachen, Geist und Herz belebenden Religion Jesu in nähere und innigere Verbindung gesetzt werden soll." Die katholische Ansicht des augsburger Bekenntnisses überhaupt und seinen einzelnen Artikeln vereinigt in Bezug auf dessen Verfasser und seine Leistung Milde mit Schärfe und wenn wir sie des innern Reichthums halber der Kenntnißnahme der Leser selbst überlassen müssen, so können wir doch nicht umhin, diese zu solcher Kenntnißnahme um so dringender zu mahnen, je mehr sich durch die bei dem Jubelfeste jenes Bekenntnisses erklungenen unbedingten Präconisationen desselben selbst unter nicht neuevangelischen Theologen die Meinung vestgesetzt zu haben scheint, als sei, wenn auch nicht zu Schmalkalden und im Kloster Bergen, so doch in Augsburg der Geist echt evangelischer Erleuchtung über die Protestanten des 16. Jahrhunderts gekommen. Wir begnügen uns, hier nur eine allgemeine und eine besondere Bemerkung des Verfs. über das ausburger Bekenntniß anzuziehen. Von Melanchthon heißt es: „Er drückt sich in ihm sichtbar, um die entrüsteten Gegner zu schonen, oft gelind, euphemistisch, ausweichend und daher nicht immer logisch genau und scharf bestimmt aus" (selbst die Ordnung ihres Materials ist ein durchgängiger Verstoß gegen die Logik); „seine exegetischen, historischen und philosophischen Grundsätze tragen noch das Gepräge der aus einem langen Geistesschlummer der vorigen Jahrhunderte erwachenden Wissenschaft, und das apostolische Gebot, Alles zu prüfen und nur das Beste zu behalten, muß folglich auch hier zur Anwendung kommen, wenn uns Vorurtheil und Meinung nicht lieber ist, als die veste und sichere Ueberzeugung." Von der Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben heißt es aber: „Durch die Beschränkung der mitgetheilten Wohlthat auf den Glauben wurde diese Heilslehre zu einseitig in das Gebiet der Speculation versetzt; in jedem Falle aber beförderte diese Ansicht eine Passivität, eine religiöse Sentimentalität und gei-

stige Trägheit des Sünders, die seiner wahren sittl chen Erneuerung Eintrag that und zuletzt dieselben Mißbräuch veranlaßte, über die in der römischen Kirche und außer ihr s bittere Klagen geführt worden waren." In Uebereinstimmun hiermit werden wir zu einer andern Zeit geschichtlich nachwei sen, daß es eben der Geist dieser das eine Extrem mit der andern vertauschenden und daher mit der gegentheiligen in de Wirkung auf Eins hinauslaufenden Lehre war, was nicht etwa nur dem innern Gedeihen, sondern sogar der äußern Verbrei tung der protestantischen Kirche unsäglichen Eintrag that, und daß man daher einen ganz eigenen Begriff von der philosophi schen, exegetischen und historischen Tüchtigkeit derjenigen prote stantischen Kirchenbehörden erhält, welche nur ganz neuerlich jene Lehre ihren untergebenen Geistlichen als den „Mittel punct" des Evangeliums anempfohlen, mit welchem die pro testantische Kirche stehe oder falle. — In gleicher Weise wer den auch die übrigen symbolischen Bücher der lutherischen Kirche kritisch beleuchtet und der Verf. nimmt es mit dieser Beleuch tung in eben dem Grade streng, als die dogmatischen Ueber treibungen besonders in den schmalkaldischen Artikeln und in der Eintrachtsformel immer auffälliger werden. Auch hier rei chen ein Paar Angaben hin. Die Ansicht, welche in jenen Luther von der angeblichen Zerrüttung der menschlichen Natur durch die Erbsünde aufstellt, nennt der Verf. geradehin eine „manichäische, durch welche seine ganze Theologie eine trübe und menschenfeindliche Gestalt gewann" und setzt hinzu: „Diese Zeiten einer befangenen Schrifterklärung sind vorüber; man weiß nun, daß der Mensch seine Natur eben so wenig zerrütten, als vernichten kann; man weiß, daß in der Behauptung eines solchen Verderbens eine mittelbare Blasphemie liegt, weil Gott das Wesen der Dinge durch die Kraft seines Wortes trägt (Hebr. 1, 3.); man weiß ferner, daß in der menschlichen Natur keine Anlage zum Bösen, sondern nur ein Hang zu ihm gefun-

Digitized by Google

gefunden wird, dessen momentane Herrschaft über die Vernunft bei der ersten Entwickelung eines geistig sittlichen Embryo gar nicht zu vermeiden ist. Obschon unbekannt mit dem Falle der ersten Menschen, weil sie zu einer Zeit sündigten, wo von einer Geschichte noch nicht die Rede war, wissen wir doch rabbinische Allegoreme von der ersten bösen That zu unterscheiden und erlauben uns nicht länger, der Weisheit Gottes in der Bildung und Erziehung der Urmenschen eine Schwachheit und Kurzsichtigkeit aufzubürden, die man nicht ein Mal einem Architekten bei dem Baue eines Hauses oder einer Brücke verzihen würde." Unmittelbar darauf wird einer Begriffs- und Sprachverwirrung Luthers gedacht, deren sich noch jetzt nicht etwa nur Laien, die sich über theologische Dinge ein Urtheil anmaßen, sondern selbst Theologen, die den Schein großen Scharfsinns vor sich hertragen wollen, schuldig machen, wenn der seinem heiligen Werke bis zur Vergessenheit seiner selbst hingegebene Gemüthszustand Christi mit dem Namen Enthusiasmus bezeichnet wird. Der Verf. erklärt es nämlich für eine ganz unangemessene Behauptung Luthers: „der religiöse Enthusiasmus sei uns vom Anfange bis zu Ende der Welt durch dem alten Drachen eingepflanzt;" denn, spricht er: „Enthusiasm oder göttliche Begeisterung ist etwas ganz Anderes, als Fanatism oder Mysticism, die eine sich von der Vernunft losreißende Phantasie erzeugt." Die Verfasser der Eintrachtsformel erfahren von Seiten des Verfs. alle Gerechtigkeit, auf die sie Anspruch haben. Er nennt sie „nicht gemeine Stabilisten," weil sie sich zu „dem Grundsatze der Fortbildung des Christenthums" durch „Verallgemeinerung und Idealisirung" seiner Lehren bekannten; das hält ihn jedoch nicht ab, die oft sehr groben Mißgriffe, die sie dabei begingen, scharf herauszustellen. So sagt er da, wo sie in der Lehre vom freien Willen den Menschen „für einen Knecht der Sünde, einen Sklaven des Satans und für einen Stein

und Klotz erklären, der noch ärger sei als ein Klotz," sehr treffend: „Wäre in dem wirklichen Menschenleben zwischen Fleisch und Geiste, zwischen seiner psychischen und vernünftigen Natur eine solche Grenze gezogen, wie sie so eben bezeichnet wird: so bliebe Nichts weiter übrig, als die bürgerliche Gesellschaft provisorisch aufzulösen und ihre Mitglieder als pflichtlose und aller Zurechnung unfähige Wesen so lange in ein gemeinschaftliches Irrenhaus einzusperren, bis sie ein beglaubigtes Zeugniß ihrer Wiedergeburt beigebracht haben würden." Auf Anlaß der Lehre von dem gegenseitigen Verhältnisse der göttlichen und menschlichen Natur Christi, wornach sich beide selbst zerstören, heißt es: „das sind Widersprüche, die man nicht mehr eine Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens nennen darf, sondern es ist das die Befangenheit einer falschen Dialektik in dem eigenen Meinen und Wähnen; es ist das eine sophistische Vernünftelei des Buchstabenscheines, die aller gesunden Vernunft Hohn spricht; es ist das eine eigenwillige Verkehrung der von Gotte geordneten Grundsätze des Denkens und Erkennens, mit welcher jede Klarheit der Einsicht, des Glaubens und der ewigen Wahrheit selbst auf immer für die durch das Christenthum erleuchtete Menschheit verlorengeht." Welche mächtige und beschämende Warnung für diejenigen theologischen Schulen unserer Tage, aus welchen „christliche Glaubenslehren" und „wiedererweckte Eintrachtsformel-Compendien" hervorgehen, welche jene widersinnige Sophistik noch überbieten und in jeder Zeile einen „von Vernunft verlassenen und dafür von der regellosesten Phantasie beherrschten Verstand" zur Schau tragen. Von den Katechismen Luthers wird angemerkt, daß sie „seit geraumer Zeit durch die That aufgehört haben, symbolisch zu seyn," immaßen jetzt wenigstens schon drei Geschlechter herangebildet worden sind, welche die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich aus den Hauptstücken derselben

Digitized by Google

selben die reine und vollständige christliche Lehre kaum mehr durch die größte Künstelei heraus oder in dieselben hineinpressen läßt. Daß unter diesen Umständen der Verf. eine oft vorgeschlagene dogmatische Revision dieser alten lutherischen Symbole entschieden zurückweist, ist in der Ordnung; wenn er aber unter Anderem den Grund dagegen geltend macht, daß „es zwar unveränderliche Grundlehren der natürlichen und geoffenbarten Religion, aber nirgends eine bestimmte Grenze gebe, wo die Entwickelung und Fortbildung derselben stehen bleiben könnte oder sollte," so scheint er zu übersehen, Theils daß dieser Grund zu Viel, das heißt Nichts beweise, Theils daß die „Entwickelung und Fortbildung der Grundlehren der Religion" sich nur auf die Beweise derselben aus Vernunft und Schrift und auf ihre Anwendung auf's Leben, nicht aber auf ihre Wahrheit an sich beziehen könne, Theils daß seine vorliegende Behauptung mit der oben angezogenen in Widerspruche stehe, nach welcher er „die eine und untheilbare Wahrheit des evangelischen Glaubensbekenntnisses dem Zeitbedürfnisse entsprechend allgemeiner gefaßt, der Schrift und Vernunft gemäßer geordnet und mit der einfachen, Geist und Herz belebenden Religion Jesu in nähere und innigere Verbindung gebracht" wissen will. Das ist kein Zweifel, daß die dogmatische Weisheit der Gegenwart, in den Rahmen neuer Eintrachtsformeln gespannt, „schon in dem nächsten Menschenalter gemeistert" werden würde, und daß „vor Allem unsere philosophisch neu staffirten Systeme in dem Staube der Bibliotheken vergraben werden:" aber von beiden handelt es sich auch nicht, wenn die Rede von „den unveränderlichen Grundlehren der natürlichen und geoffenbarten Religion" die Rede ist. Die Fassung dieser in der Art, wie der Verf. selbst will, ist vielmehr ein um so dringenderes Bedürfniß der Zeit, je größer die Gefahr ist, sie unter dem Conflicte der symbolischen Stabilitätsmänner und der

auf

Digitized by Google

auf eine neue philosophische Staffage ihrer abgelebten Dogmen ausgehenden Taschenspieler für die christliche Kirche im Allgemeinen ganz verlorengehen zu sehen. — Bei Erwähnung der kritischen Darstellung der wichtigsten Symbole der protestantisch reformirten Kirche, welche der Verf. daran knüpft, können wir uns kurz fassen. Es kommen dabei zur Sprache die drei helvetischen Confessionen, welche im Allgemeinen weit biblischer und rationaler ausfielen, als die lutherischen; die unter Karl IX. entworfene gallicanische Confession, welche sich durch Präcision und Consequenz auszeichnete und auch durch ihren materialen Inhalt eine der vorzüglichsten Stellen unter den übrigen einnahm; die neun und dreißig Artikel der hohen englischen Kirche, welche „in der Mitte des Körpers zwischen Geist und Buchstaben stehen bleiben" und theilweise „einen förmlichen Trutz- und Absagebrief gegen jede rationale Schrifterklärung ausmachten;" das schottische Bekenntniß, in welchem sich das Werk des protestantischen Fanatikers Knox nicht verkennen ließ, „der zwischen dem Berge Sinai und dem Jordan schwebte und oft sich mehr dem ersten mit theokratischer Strenge, als dem letztern mit evangelischer Milde zuwandte," und die Confession der protestantischen Niederländer, die schon an sich in vielen Stücken des evangelischen Geistes ermangelte, aber durch die ihr beigefügten dortrechter Beschlüsse eine Schwerfälligkeit erhielt, welche die calvinische Prädestinationslehre noch steigerte und bis zum höchsten orientalischen Despotism hinaufpotenzirte." Der Verf. findet das so außer aller Ordnung, daß er seinen innern Unwillen darüber unter der Hülle einer von Djezzar Pascha entlehnten Persifflage zu verbergen sucht, sich aber doch nicht erwehren kann, auf die traurige Erinnerung zurückzukommen, daß Schleiermacher die Vertheidigung jener Beschlüsse auf sich nehmen zu müssen glaubte, „weil der Text bei Mose und Paulus zu gewaltig sei." Was hätte aber Schleiermacher nicht vertheidigt, wenn es galt,

sich

sich ein lustiges Ergehen in dialektischen Fechterkünsten zu gestatten! Zum Schlusse wird noch des genfer und heidelberger Katechismus gedacht, deren ersterer in den neuesten Zeiten mit einem weit bessern vertauscht wurde, während in dem letztern nur Napoleon die Unterdrückung Einer Stelle bewirken konnte, über welche die katholischen Theologen Beschwerde führten. Der ganze Abschnitt geht in Bezug auf die Stellung beider protestantischen Schwesterkirchen zu ihren Symbolen und zu einander selbst in die eben so wahre, als erhebende Aeußerung aus: „Sieg der religiösen und von Gotte erleuchteten Vernunft über die Knechtschaft der Finsterniß im Buchstaben und Gaukelbilde der Schwärmerei ist unsere gemeinschaftliche Losung und so lange uns dieses Panier vorleuchtet, ist nicht abzusehen, was wir mehr zur Bevestigung der kirchlichen Eintracht bedürfen, als die immer engere Verschwisterung der Civilisation und Pietät, auf die gerade unsere bisherigen Symbole am Wenigsten eingewirkt haben." —

Was der Verf. im folgenden Abschnitte oder im neunten und zehnten Capitel über die Lehrbegriffe der verschiedenen Secten oder kleinern Religionsparteien der katholischen, griechischen und protestantischen Kirche sagt, gehört zu den anziehendsten Partieen seiner Schrift. Schon das Allgemeine seiner Bemerkungen über die vorgebliche Gleichförmigkeit des katholischen Glaubensbekenntnisses, welche der Varietät des protestantischen gegenüber als ein großer Vorzug desselben gerühmt zu werden pflegt, stellt für die mit der christlichen Dogmengeschichte weniger Bekannten das gerade Gegentheil als historisches Factum heraus, und wo der Verf. auf das Specielle der Parteien eingeht, welche sich von Jeher im Schooße der ihre unruhige Widerspenstigkeit klug übersehenden katholischen Mutter herumtummelten, Rücksicht nimmt, ist er nicht nur geschichtlich, sondern auch philosophisch und dogmatisch äußerst lehrreich. Es ist da die Rede von den Anhängern des Natur-

Naturalism, des transcendentalen Supernaturalismus, des Mysticism, des partialen oder häretischen Dogmatism und von den Apostaten in Bezug auf die hierarchisch-monarchische Verfassung der römischen Kirche und es eröffnet sich dadurch ein Blick in den innern Haushalt derselben, welcher ihr in Verbindung mit dießfalsigen Zeiterscheinungen für ihr ungefährdetes Fortbestehen nicht eben viel Trost gewährt, so vest sie auch auf Petrus, den Fels, erbaut zu seyn sich schmeichelt. „Prüfe man, heißt es in Bezug auf diese Zeiterscheinungen, prüfe man nur die Geister unserer Tage; stelle man die echten tridentinischen Katechismuskatholiken auf die eine, die Freunde der Bibel, der gesunden (und ungesunden) Religionsphilosophie, des Protestantismus, der Vernunft, der wahren und falschen Aufklärung auf die andere Seite und frage man dann noch nach der Mehrzahl, nicht etwa aus der Classe der Priester, der Geburtsmagnaten, und des gern mitlitaneienden Volkes, sondern aus den Ständen der Vornehmen, der Geschäftsmänner, der Gelehrten und Künstler, der Kaufleute, des civilisirten Bürgers, also gerade derjenigen Ordnungen der Gesellschaft, welche vorzugsweise Achtung verdienen und früher oder später den Sieg über die scheinbar herrschende Partei erringen werden." Eine noch hieher gehörige Bemerkung S. 193, die wir aber nicht anziehen können, verstärkt das Gewicht der mitgetheilten um Vieles und wer sich selbst in katholischen Ländern umsahe, wird dem Verf. um so unbedenklicher beipflichten, je weniger er sich verbergen konnte, daß selbst da, wo Rom noch ganz unbeschränkt zu herrschen glaubt, bei Weitem mehr Schein, als Wahrheit vorwaltet. Unter den Bemerkungen über die verschiedenen Lehrbegriffe der katholischen Sectirer deuten wir hier die S. 182 und 188 f. befindlichen als besonders beachtungswerth an. Jene betrifft die Neigung zur metaphysischen Schwärmerei und dem Mysticism, welche aus dem transcendentalen Supernaturalism (wie unter den

protes-

protestantischen, so) unter den katholischen Anhängern des letztern hervorgeht; diese den Socianism, diesen echten „Sprößling der katholischen Kirche des Mittelalters," aus dem zum großen Theile der gesunde Baum der neuern christlichen Theologie hervorwuchs. Das Sectenwesen der griechischen Kirche behandelt der Verf. ganz kurz und gibt hierüber durch die Aeußerung am Ende des Capitels genügenden Aufschluß: „daß es auch der hartnäckigste Stabilist beklagen müsse, wenn eine große, sich schwerfällig fortbewegende Kirche von einer verhältnißmäßig zu kleinen Anzahl dissentirender Parteien angeregt und eben daher auch nicht in steter geistiger Thätigkeit erhalten werde." — Diese Aeußerung führt der Verf. bei Schilderung des protestantischen Sectenwesens dahin aus, daß eben dieses zur Aus- und Fortbildung unserer Kirche unendlich Viel beigetragen habe und daß es aus den Grundsätzen, auf denen sie erbaut wurde und unter denen der der christlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit den vorzüglichsten ausmacht, als ein unbedingt Nothwendiges hervorgehen mußte. Der Schilderung selbst wird eine genaue Bestimmung des Begriffs der Rechtgläubigkeit vorausgeschickt und dargethan, daß, wenn man sie nur für das hypothetische Fürwahrhalten des Göttlichen nimmt, welches sich auf die Uebereinstimmung mit der symbolischen Bibellehre gründet, gewiß „in allen protestantischen Kirchen jetzt kein vollkommen orthodoxer Theolog mehr gefunden werde." — „Wir haben höchstens nur Paläologen, spricht der Verf., die als Asketen sich aus Arndt, Scriver und Schmolke erbauen, als Exegeten aus Geyer, Spener und Calov schöpfen, als Dogmatiker noch auf Budde und Beyer, auf Ernesti und Crusius achten, welche schon zu ihrer Zeit wieder für halbe Neulinge galten. Am Wenigsten werden uns vollends Diejenigen täuschen, die (als sogenannte „philosophische Dogmatiker") in ihren Schriften wie Glaubenswächter des vorigen Jahrhunderts sprechen,

da

da ihre Lehre von der Inspiration, von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde und von der Person Christi, wie orthodox sie auch klingen mag, nur ein neues (absichtsvoll trügerisches) Philosophem im alten Kirchenkleide ist." — Hieran knüpft der Verf. seine kritische Ansicht vom Rationalism, der ihm, im absoluten Sinne des Worts, als ein „aus bloßer Vernunft" geschöpftes Lehrsystem und also vom christlichen Rationalism specifisch unterschieden, mit Recht als eine sectirerische Richtung in der christlichen Kirche erscheint, weil es sich „auf dem Gebiete des Christenthums um eine geschichtliche Religion handelt, die aus göttlicher Offenbarung geflossen und von einem Geschlechte auf das andere fortgepflanzt worden ist" und „welche die Vernunft, die Gott zur Richterin über Wahrheit und Irrthum verordnete, nur zu prüfen" (nicht aber zu schaffen) „berechtigt und verpflichtet ist." In der weitern Ausführung dieser Behauptung kommen jedoch auch Schwankungen vor, welche sich mit leichter Mühe auf vollkommene Widersprüche zurückführen ließen, wenn hier Raum dazu wäre. Wir stellen in Bezug auf sie nur die einzige Frage: wie es dem Menschen je möglich werden solle, sich, wie der Verf. will, „allmälig in den Lichtkreis der objectiven Wahrheit hineinzubilden," wenn ihm diese nicht durch das Allgemeingiltige gegeben wird, das jede subjective Vernunft, so lange sie eine gesunde ist, dafür anerkennen muß, da der Verf. doch keine Offenbarung zuläßt, welche im Sinne der alten Inspirationslehre die „objective Wahrheit" ihm als ein unmittelbares Geschenk des Himmels entgegenbringt, sondern nur eine, welche durch denjenigen „Gebrauch der Vernunft" ermittelt wird, „der sich unter die Idee des wahren, einzigen und lebendigen Gottes stellt, wie er sich von Jeher in der Natur, in der Geschichte, in dem menschlichen Bewußtseyn und vorzugsweise durch Christus geoffenbaret hat?" — Weit zweifelloser fällt die Kritik des dogmatischen

Digitized by Google

schen Supernaturalism und des Quakerism und Methodism, welcher auf ihm fußt, so wie auch des Mysticism aus, wie er sich in der mit einiger ironischen Schalkhaftigkeit geschilderten Brüdergemeinde kundgibt. Eben so sicher und klar spricht der Verf. über den Fanatism und Schismaticism und die von beiden ausgehenden Gefahren für die protestantische Kirche, wobei namentlich die wichtige, besonders vom letztern verschobene Frage über die innere und äußere Verfassung dieser Kirche in Betracht gezogen wird. Daß dabei die durch Nordamerika's Beispiel bethätigte gänzliche Losreißung der Kirche vom Staate und die unbedingte „Ueberlassung des Kirchenwesens an die Gemeinden" verworfen wird, liegt in der Natur der Sache; wie aber der Verf. das Verhältniß der Kirche zum Staate eigentlich gestaltet wissen wolle, tritt nicht ganz klar hervor. Denn wenn er auch der Kirche dem Staate gegenüber „die innere Selbstständigkeit, wie sie in dem augsburger Bekenntnisse gefordert wird," bewahrt, so geht er doch über den bedenklichen Punct der Möglichkeit derselben, wenn sie der Staat von Außen her seiner unbeschränkten Willkür unterwirft, stillschweigend hinweg und weist den Leser dafür auf die neue Consistorial-Verfassung des Königreichs Sachsen hin, welche sich aber leider factisch noch gar nicht bewährt hat und nach dem Geiste, der in den ständischen Verhandlungen darüber laut wurde, auch wenig Hoffnung dazu macht. Daß man zu „dem (christlich-) politischen Vervollkommnungsprincipe," zu welchem sich jetzt die mehrsten Staaten bekennen sollen, in dieser Sache viel Vertrauen fassen könne, dürfte jetzt, wo „die rechtliche und polizeiliche Gesetzgebung" in vielen Stücken noch geradehin antichristlich ist, nicht Jedermann einleuchten und daß dem Verf. selbst dieses Vertrauen auch nicht ganz vest inwohne, erhellt aus der Stelle in der ersten Hälfte dieser Schrift, wo er sagte: „Achthundert Jahre sind verflossen, seit Gregor VII.

den

den ungöttlichen und revolutionären Versuch wagte, den freien Staat in das Feudaljoch der Kirche zu spannen. Wir stehen nun im Wechsel der Dinge auf dem entgegengesetzten Wendepuncte der Meinungen, welche den Staat vergöttern, um die Kirche zu entwürdigen und sie zu einer Armenschule der Polizei herabzudrücken. Möge der letzte Wahn nur vorübergehender und weniger verderblich seyn, als der erste!" Wir unsers Theils schätzen uns daher glücklich, in der landständischen Versammlung des Großherzogthums Weimar eine Stimme, die des Hrn. Geh. Hofr. D. Kieser in Jena, vernommen zu haben, welche dieser Entwürdigung und Herabdrückung der Kirche mit dem glänzendsten Erfolge entgegentrat, indem sie dieser Kirche „eine größere Würde und ein höheres Ansehen" gegeben wissen wollte und sich dahin aussprach: „das allein könne das Untergehen der Kirche in der weltlichen Richtung der Zeit verhüten und sie vor Schmälerung der ihr im Staate zukommenden Rechte bewahren," und das sei dringend nöthig, weil da, „wo das Kirchenwesen und der Glaube in Verfall gerathe, die Pfeiler des Staates selbst, das Recht und die Sitte, von Unglauben und Sittenlosigkeit untergraben würden." (S. Weimar. Landt. Verhh. v. J. 1835 S. 577—594.) — Zum Schlusse dieses Abschnittes beleuchtet der Verf. noch die kirchlichen Grundsätze der an den Ufern der Rhone angesiedelten Momiers und spricht ein sehr ernstes Wort dagegen. „Wie die Kirche, sagt er unter Anderem, sonst die Wiedertäufer und theokratischen Fanatiker bekämpfte, so muß sie jetzt die Waffen des Lichts gegen die falschen Brüder erheben, welche weder die Macht Gottes, noch der Schrift und Vernunft kennen, ihre persönliche Dunkelheit in den Schleier selbsterwählter Geheimnisse hüllen und es wagen, da von einer besondern Leitung des heiligen Geistes zu sprechen, wo die Engherzigkeit ihrer Lehren und Thaten es zweifelhaft läßt, ob sie erleuchtet oder verblendet sind." —

Digitized by Google

heb." — „Nichts wirkt dem Heile der christlichen Kirche mehr entgegen, als jene beschränkte, selbstsüchtige, lieblose und unchristliche Absonderung, welche Paulus so oft als ein Werk des Unglaubens und der Finsterniß bezeichnet," — und hätte diese Kirche die von jenen Fanatikern angesprochene „repressive Disciplinargewalt, so würde sie ohne Zweifel zuerst gegen Diejenigen anzuwenden seyn, die sich willkürlich von ihr losreißen und die äußere Freiheit, welche gerade das Christenthum ordnen und regeln soll, ihrem Taufgelübde zuwider zu einer sträflichen Verirrung des Wahnes, der Selbstsucht und Ungebundenheit mißbrauchen. Das muß der Staat zu seiner eigenen Erhaltung verhindern, weil das irrende Gewissen aller Factionen rechtlos ist und der kirchliche Fanatism von selbst zu dem bürgerlichen und politischen führt." —

Um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, er wisse wohl niederzureißen, nicht aber aufzubauen, gibt der Verf. in dem letzten Abschnitte, welchen das eilfte und zwölfte Capitel ausmachen, noch einen kurzen Umriß der christlichen Glaubenslehre, wie sie sich Theils schon gegenwärtig in den Schriften denkender Kirchenlehrer aller Parteien gestaltet hat, Theils nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Forschung gestalten wird. Es läßt sich schon im Voraus erwarten, daß hier Alles auf eine Darstellung des christlichen Glaubens hinauslauft, welche das Ergebniß einer strengen und unbefangenen historisch-rationalen Kritik ist und wodurch Alles, was in dieser Kritik nicht besteht, zu dem dem Christenthume im Laufe der Zeit von Außen her Angebildeten oder vielmehr nur Angeträumten gerechnet und darum von dem Wesen desselben ausgeschieden wird. Es ist unmöglich, auch nur das Hauptsächlichste davon anzugeben, so prácis auch der Verf. selbst dabei zu Werke geht, und es muß außer der allgemeinen Bemerkung, daß nur die Unwissenheit und Beschränktheit an dem, was hier für wesentlich christlich erklärt wird, Anstoß nehmen könne,

an

an der Hindeutung auf die behandelten einzelnen Glaubenslehren und auf einiges Wenige genügen, was dabei zur Sprache kommt. — In der Lehre von Gotte spricht sich der Verf. auf's Stärkste gegen den modischen Gefühls- und Begriffs-Pantheismus aus und nimmt den Glauben an den persönlichen und lebendigen Gott des Christenthums siegreich in Schutz; die Wahrheit dieses Glaubens aber weist er als begründet in dem Selbstbewußtseyn des Menschen nach, aus welchem sich derselbe durch die vernünftige Betrachtung der äußern und der innern Weltordnung zu klarer Erkenntniß entwickelt. Offenbarung ist ihm Alles, was das Werk des Schöpfers ist und worin die Vernunft und der Verstand des Menschen, als Organe zur Auffassung derselben, die sichern Spuren seiner Weisheit, Macht und Liebe finden. Sie nur in unsern heiligen Büchern schriftlich verzeichnet zu finden, erscheint ihm als eine engherzige Annahme, welche mit der Frage zurückzuweisen ist: „Schreibt denn Gott Bücher, wie Menschen; stehen seine Gedanken und Rathschlüsse nicht am Himmel, auf den Gipfeln der Berge, in der Tiefe des Abgrundes, in den Herzen der Menschen? Ist sein heiliges Wort nicht ein ewiges, alle Jahrhunderte durchlaufendes, alle endliche Geister und Gemüther durchdringendes Wort u. s. w.?" Dem historischen und idealen Christus läßt der Verf. bei der Kritik der Trinitätslehre sein volles Recht widerfahren, ohne jedoch vor dem Mißbrauche des Idealisirens auf wissenschaftlichem Gebiete zu warnen; die Trinitätslehre erklärt er aber für ein dem monotheistischen Christenthume geradehin widersprechendes Theorem, das sich bei der Menge zu förmlichem Tritheism verunstaltet und nur durch die Einheit des Vaters in seinem Sohne und Geiste einen Sinn gewinnen kann, der die Einheit der göttlichen Weltregierung in ihren Grundvesten unerschüttert läßt. Sehr tiefgreifend und fruchtbar wird die Lehre von der Weltschöpfung, Welterhaltung und Weltregierung darge-

dargestellt, was um so mehr Noth that, je oberflächlicher hierin viele selbst bessere dogmatische Lehrbücher zu Werke gehen und je mehr selbst vorurtheilsfreie christliche Denker sich dabei noch stets von einem unbewußten Anthropomorphism beschleichen lassen. Dieser verleitet sie, da, wo christliche Rationalisten von einer göttlichen Weltordnung, d. h. von einem durch Gottes Macht und Kraft unaufhörlich in lebendiger Bewegung und Wirksamkeit erhaltenen Zusammenhange der Dinge sprechen, an die ganz unstatthafte Analogie eines mechanischen, menschlichen Kunstwerkes zu denken und die Frage aufzuwerfen: ob consequenterweise die Annahme jener Weltordnung nicht zum Atheismus führe? *) Um solche übertriebene Ansichten im Voraus zu beseitigen, beginnt der Verf. die Kritik dieser wichtigen Lehre mit der Bemerkung, daß es ein großes Verdienst der neuern Theologie sei, „den Schöpfungsact nicht als vorübergehend, sondern als immanent darzustellen und mit der Vorsehungslehre in die genaueste Verbin-

*) Diese irrthümliche Ansicht ist in unsern Blättern schon so oft und so ausführlich widerlegt worden, daß man wohl wünschen könnte, sie wenigstens nicht mehr von Theologen aufgestellt zu sehen, welche eingeständlich den Begriff einer wunderhaften Inspiration aufgegeben haben und daher in Bezug auf die göttliche Offenbarungsweise mit christlichen Rationalisten auf völlig gleichem Boden stehen. Wenigstens müssen sie, ehe sie an die erneuerte Aufstellung jener Ansicht gehen, sich erst mit gründlicher Entkräftung dessen befassen, was z. B. krit. Pred. Bibl. 4. Bd. 1. Hft. S. 69 ff. (bei Anzeige der Schrift: Gebhard letzte Gründe des Rationalismus) und: 8. Bd. 6. Hft. S. 1036 ff. (bei Anzeige der Schrift: Hahn de rationalismi vera indole) dagegen gesagt wurde. — Andern Theologen oder auch Laien, welche entweder unbelehrbar sind oder sich so stellen und durch stereotypisches Wiederkäuen längst zurückgewiesener Irrthümer ihnen den Schein der Unwiderleglichkeit zu geben suchen, bleibt natürlich die Befugniß unverkümmert, auch den hier gerügten formäßig zu wiederholen.

Digitized by Google

bindung zu setzen," so daß er „als das eigentliche und höchste Wunder erscheine, welches keine menschliche Vernunft je erreichen kann und in welchem alle kleinere Wunder der fortgesetzten Schöpfung oder Welterhaltung bereits enthalten waren." Die richtige Einsicht in diesen Satz, dessen Wahrheit für sich selbst spricht, wie gründlich würde sie allen Irrthümern begegnen, welche in den gewöhnlichen dogmatischen Theorieen über das Wunderhafte und Natürliche in der Weltordnung und über das Unmittelbare und Mittelbare der göttlichen Wirksamkeit zu herrschen pflegen! Die augenfälligste Folge desselben ist die, daß auch die gewöhnlichsten und natürlichsten Dinge den Charakter des Wunderbaren an sich tragen und daß der geringschätzige Nebenbegriff, den man mit ihrer Bezeichnung verbindet, nur eine schwere Anklage der menschlichen Gedankenlosigkeit in sich enthält, welche in Bezug auf die göttliche Wirksamkeit nicht eher zur Besinnung zu kommen pflegt, als wenn Etwas geschieht, was ihr außerordentlich zu seyn scheint. Was der Verf. bei dieser Lehre von den Engeln und namentlich von den bösen sagt, reicht hin, die persisch-chaldäischen Träumereien darüber in's rechte Licht zu stellen, welche auch an der biblischen Theorie über den Ursprung und die Fortpflanzung des sittlich Bösen ihren bedeutenden Antheil hatten. Das vernunftmäßig Christliche, worauf diese Theorie zurückzuführen ist, wird klar und bündig in dem Nichtgebrauche der sittlichen Freiheit nachgewiesen und bemerkt, daß die dabei angenommene Einwirkung eines bösen Geistes, die Frage, der es gilt, nicht löse, sondern nur weiter zurückschiebe und noch weit schwieriger mache. Daß man das that, wird aber daraus hergeleitet, daß man „die Zulassung des Bösen von Gotte entfernen wollte" und sich dem Wahne hingab: „eine Welt ohne Irrthum, Sünde und Uebel würde vollkommener und Gottes würdiger gewesen seyn, als die gegenwärtige." Es heißt hier: „Wie die

Digitized by Google

die Reaction der physischen Kräfte Bedingung des organischen Lebens ist, so geht aus dem Antagonism der sinnlichen und geistigen Kräfte das freie, geistige Leben hervor und unsere Welt mit allen ihren Uebeln und Verirrungen ist unendlich weiser, besser und zweckmäßiger für die Erziehung endlicher Geister eingerichtet, als es die zoroastrische Lichtwelt seyn würde, die uns Erdenbewohnern ein steter Tag ohne Nacht und Dämmerung wäre." Das Erlösungswerk Christi setzt der Verf. nach einigen das dogmatisch Traditionale über seine höhere Würde zurechtstellenden Bemerkungen mit Recht in den ganzen Umfang seiner irdischen Wirksamkeit, so daß dabei sein Lehrerberuf nach echt christlich apostolischer Ansicht eben so sehr in Anschlag kommt, als seine Aufopferung „zur Heiligung in der Wahrheit, damit die Sünde aus dem Gemüthe vertilgt und das Gewissen von todten Werken gereinigt würde." Eine hierüber angezogene schleiermachersche Aeußerung sagt dasselbe, und die kirchliche Form, in welche sie gekleidet ist, beweist aber, wie sich die Orthodoxie mißbrauchen läßt, um ganz gewöhnliche heterodoxe Ansichten unter dem Scheine derselben zu Tage zu fördern. Bei der christlichen Unsterblichkeitslehre wird der (jüdisch) bildliche und (vernünftig) reine Lehrtypus genau unterschieden und dargethan, daß dieser die Bedürfnisse des sittlichen Menschen in ganz anderer Weise befriedige, als „die bewußtseynlose Unsterblichkeit, die zwar zu den pantheistisch folgerechten, aber dennoch trostlosesten und traurigsten Verirrungen unserer Tage gehört." — Den Schluß macht zur Bewährung der aufgestellten Ansichten eines geläuterten Christenthums die Erinnerung an einen Ausspruch Melanchthons, der in der Kirche die Wahrheit da erkannt wissen wollte, wo Etwas „denjenigen Ausspruch für sich hat, der mit dem Worte Gottes und dem Bekenntnisse weiser und frommer Männer zusammenstimmt, ihre Zahl möge nun größer oder kleiner

ſeyn, als die der Uebrigen und Unfrommen.“ Dann wir hinzugeſetzt, daß es ſeit dem Schluſſe des vorigen Jahrhun derts unter uns an ſolchen Männern nicht gefehlt und da ihr Verdienſt um die Verchriſtlichung der traditionalen Zeittheo logie das heftige Geſchrei derer überlebt habe, welche ſich da gegen erhoben und ihren angeblichen Unglauben beſeufzten. — Welche ehrenwerthe Stelle ſich der Verf. mit dieſer Schrift allein unter jenen Männern errungen habe, braucht nicht be merkt zu werden. Auch er gehört zu „den Vorbildern, di in unſern Tagen,“ wo die traditionale Zeittheologie in rohe oder übertünchter Form ihre letzten Zuckungen thut, „jede freie, proteſtantiſche und echt evangeliſche For ſcher mit veſtem und ſicherem Blicke in das Auge faſſen muß,“ ohne ſich um die zu kümmern, „die lieber in ihr Brevier, ihren Katechismus, ihr papiernes Particularſyſtem oder in ihren myſtiſchen Hohlſpiegel, als in das freie, offene Licht des Tages blicken wollen.“ — „Die Menge, heißt es, bedarf nun ein Mal einer Brille und wird es zuletzt ſchon von ſelbſt innewerden, ob dieſe bei einem weiſen Gebrauche das Auge des Geiſtes erhält und ſtärkt, oder es nach dem Mißbrauche träger Gewohnheit allmälig verdunkelt und in gänzliche Blindheit verwandelt.“

Zwölf Predigten von Joh. Chriſtoph Ernſt Löſch, Doctor der Philoſophie, zweitem Pfarrer an St. Jakob und Schulinſpector in Nürnberg. Nürnberg bei Gottlieb Bäumler. 1835. 12 Gr.

Wenn der Verf. gegenwärtiger Predigten laut der Vorrede zu denſelben darauf rechnen zu müſſen glaubt, daß ſie weder der einen noch der andern Partei, die in unſern Tagen

in

Digitized by Google

in der proteſtantiſchen Kirche einander entgegenſtehen, genügen würden, ſo hat er ihnen unſeres Bedünkens damit kein erfreuliches Schickſal prophezeit, indem wohl jedem Schriftſteller daran liegen muß, daß die Arbeiten, die er dem Publicum übergibt, wenn nicht den allgemeinen, doch den theilweiſen Beifall deſſelben ſich erwerben mögen; und wir fürchten, offen geſtanden, nicht ohne Grund, daß jene Prophezeiung wohl in Erfüllung gehen dürfte. Denn ſtellen wir uns zunächſt auf den Standpunct des religiöſen Rationalismus, und betrachten von dieſem aus die hier mitgetheilten Vorträge, ſo findet ſich in ihnen gar Manches, was die geſunde Vernunft als verwerflich bezeichnen muß, weil es mit ihren Geſetzen und Ausſprüchen in geradem Widerſpruche ſteht. Nennt z. B. der Verf. Jeſum einen Gottmenſchen; legt er ihm das Prädicat der Gottheit bei; behauptet er, daß durch den blutigen Tod deſſelben unſere Sündenſchuld getilgt worden ſei, und daß der Menſch allein durch das gläubige Aneignen des Verdienſtes Chriſti vor Gotte gerecht werde; lehrt er, daß wir nicht aus eigener gottgegebener Kraft, ſondern nur unter dem wunderbaren Beiſtande des heiligen Geiſtes uns beſſern und das Gute üben können; redet er von einem zürnenden Gotte, deſſen Zorn immer heftiger entbrenne, je weniger der Sünder Buße thue u. ſ. w.: ſo bedarf es wohl von unſerer Seite keiner weitläufigen Erörterung, was von ſolchen unevangeliſchen, aus falſcher Bibelerklärung und kirchlicher Befangenheit hervorgegangenen Aeußerungen eigentlich zu halten ſei. Oder iſt nicht der Ausdruck „Gottmenſch" eine offenbare contradictio in adjecto, da ja das Endliche und das Unendliche, das Unvollkommene und das Vollkommene, das Menſchliche und das Göttliche unmöglich in einer Perſon vereiniget ſeyn können? Entſtehen nicht, ſobald man noch Jemandem außer Gotte die Gottheit zuſchreibt, Trotz aller kirchlichen Spitzfindigkeiten, nothwendig ſogleich zwei Götter? Sind nicht die Lehren von dem Verdienſte des Erlö-

ſers, von der durch ihn geſchehenen Genugthuung, von einer durch ſeinen ſtellvertretenden Tod zu erlangenden Gerechtigkeit in ſittlicher Hinſicht höchſt gefährlich, und mögen nicht unter den Tauſenden, von denen der Verf. ſagt, daß ſie in dem Glauben an das Alles Troſt und Beruhigung gefunden hätten unendlich Viele geweſen ſeyn, die dadurch in ihren Sünden nur um ſo ſicherer und beſtärkter wurden, ſo viel Mühe man ſich auch gibt, die Nothwendigkeit der Reue und Beſſerung von Seiten des Menſchen darzuthun? Kann nicht der Leichtſinn oder die moraliſche Trägheit in dem Gedanken, daß der Menſch ohne die beſondere Hilfe des heil. Geiſtes nicht beſſer werden könne, eine freilich nur ſcheinbare Entſchuldigung für ſeine Beſſerungsloſigkeit finden? Der ſogenannten rationaliſtiſchen Partei alſo können die vorliegenden Predigten allerdings nicht genügen. Aber auch der entgegengeſetzten, der buchſtabengläubigen, der alt-orthodoxen oder neu-evangeliſchen, der myſtiſchen, oder mit welchem andern Namen man ſie ſonſt bezeichnen möge, werden ſie nicht durchgängig gefallen können. Denn dazu ſind ſie wieder zu hell, zu klar; und indem ſie zu Wenig von dem lieben Heilande reden, von ſeinem theuern Blute, ſeinen Wunden u. ſ. w., räumen ſie zugleich dem Menſchen zu Viel ein, und laſſen ihn Etwas mehr ſeyn, als ein von Natur gänzlich verdorbenes, ewig verdammtes und verlorenes Weſen, das für ſich ſelbſt nur Gottes Zorn und Strafe verdienen könne. So mag alſo, wie geſagt, die Vorausſagung des Verfs. leicht erfüllt werden. Und das, dünkt uns, iſt nicht gut, ſo gern wir ſonſt dem Verf. auch zugeben, daß die Wahrheit nicht ſelten in der Mitte liege. Denn in Sachen der Religion muß entweder der Buchſtabe gelten oder der Geiſt, die Vernunft oder der ſtrengkirchliche Offenbarungs- oder Auctoritätsglaube; eine Vereinigung, eine Vermittelung zwiſchen beiden iſt, weil die Wahrheit nur Eine iſt, weder möglich noch räthlich, und nirgends mag wohl eine unentſchiedene

Digitized by Google

keine Halbheit mißlicher ſeyn, als da, wo es ſich um religiöſe Wahrheit handelt. Schon in dieſer Hinſicht können wir daher über die gegenwärtigen Predigten gerade kein günſtiges Urtheil fällen, und wir begreifen nicht recht, wie ein Mann, der auf der einen Seite ſo viel Bildung verräth, auf der andern wieder ſo eingenommen und befangen ſeyn kann. Aber auch abgeſehen von aller religiöſen Meinungsverſchiedenheit und kirchlichen Oppoſition ſtellen ſich die Arbeiten des Verfs. noch manchem andern gerechten Tadel bloß und können der ſtrengeren Kritik unmöglich volle Genüge leiſten. Zwar tragen ſie auch Eigenſchaften an ſich, die ihnen zum Lobe gereichen und wir geſtehen gern, daß ſie uns von mehr als einer Seite angeſprochen haben. Dahin gehört z. B. meiſt eine lichtvolle Entwickelung und überzeugende Darſtellung, namentlich wenn von Gegenſtänden die Rede iſt, die mit der beſondern Religionsanſicht des Verfs. in keiner nähern Beziehung ſtehen; denn dann ſpricht er gewöhnlich in unbeſtimmten, ſchwankenden Ausdrücken. Dahin gehört ferner eine angemeſſene, kraftvolle Diction und eine ſo treffende Schilderung der verſchiedenen ſittlichen Zuſtände des Menſchen, daß ſie eines wohlthätigen Eindrucks gewiß nicht verfehlen konnte. (Man ſehe unter andern die 8. und 9. Pr. — Judas Iſcharioth — und — der Fall des. Petrus.—) Dahin gehört vorzüglich eine faſt durchaus praktiſche Tendenz, die nicht bei dem Allgemeinen ſtehen bleibt, ſondern immer in das Einzelne eingeht, und die abſtracte Wahrheit an concreten Beiſpielen anſchaulich, eindringlich und erbaulich zu machen ſucht. Auch zeigt der Verf. eine nicht gemeine Kenntniß des menſchlichen Herzens in ſeinen verſteckteſten Falten und eine reife Erfahrung des Lebens mit ſeinen vielfachen Erſcheinungen, und zu manchen heilſamen Aufſchlüſſen über ſich ſelbſt weiß er ſeine Zuhörer zu führen, und manche recht praktiſche Anleitung, weiſer und beſſer zu werden, ihnen zu geben. Man vergleiche z. B. 1. Pr. Thl. 1., S. 6 u. 7.

Thl. 2,

Digitized by Google

Thl. 2, S. 9 u. 10. 3. Pr. S. 29. 5. Pr. Thl. 1. 7. Pr. S. 77 u. 78. 9. Pr. S. 97—99 u. a. m. Anlangend aber die logische Anordnung des Stoffes, so ist dieselbe, wenn nicht immer, doch sehr oft verfehlt, und auf viele Einzelnheiten sind wir gestoßen, die der ruhigen Prüfung, Theils als offenbare Irrthümer, Theils als Uebertreibungen erscheinen müssen, und uns als solche das Lesen dieser Pr. nicht selten wirklich verleidet haben. An folgenden Beispielen glauben wir die Richtigkeit des eben Gesagten nachweisen zu können. Die 2. Pr. am Sylvesterabende über 1. Joh. 2, 17. hat die Textesworte selbst, „die Welt vergeht mit ihrer Lust ꝛc." zum Gegenstande. Aber abgesehen davon, daß diese Worte zwei getrennte Sätze enthalten, und also eigentlich kein Thema abgeben können, so müssen wir besonders den 1. Theil, in welchem die Wahrheit jenes Gedankens näher erwogen werden soll, als verfehlt bezeichnen. Denn wenn in demselben folgende Untertheile aufgestellt werden, a. die Welt vergeht mit ihrer Lust und mit ihrem Schmerze, und b. auch die irdischen Bestrebungen und Handlungen der Menschen vergehen: so sieht man leicht, daß in den Text hineingetragen ist, was gar nicht in ihm liegt, und die Behauptung des 2. Untertheils können wir nur halbwahr nennen. In der 3. Pr. am Neujahrstage über Gal. 3, 23—29. wird gezeigt: Wie ermunternd und tröstend der Gedanke ist: wir sind alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jesum Christum. Im 1. Thl. wird das Ermunternde, und im 2. das Tröstende näher nachgewiesen. Der Zusatz aber — durch den Glauben an Jesum Christum — ist ganz übersehen, obschon der Apostel gewiß nicht ohne Ursache diese Worte beigefügt hat; und im 1. Thl. ist weitläufig von der Freiheit der Christen die Rede, des Lebens im Dienste Gottes aber, als wozu uns die Textesworte ermuntern sollen, wird nur mit kurzen Worten gedacht, und worin dieser Dienst besteht, ganz unbestimmt gelassen. Das Thema der 5. Pr.

„Chri-

„Christus und Zakchäus, oder die Gnade Gottes als das höchste, was uns vom Himmel dargeboten ist, und der Glaube an Jesum Christum, als das Mittel, sie zu gewinnen," enthält zunächst wieder zwei verschiedene Sätze und ist deßhalb nicht zu billigen; und unwillkürlich fragt dann auch jeder Unbefangene, ob denn die Menschen der göttlichen Gnade entbehren, die zu dem Glücke, an Jesum glauben zu können, nicht gelangt sind. In der 6. Pr. werden nach Joh. 6, 1 bis 15. betrachtet: „des Menschen Sorgen im Gegensatze gegen den Reichthum der göttlichen Gnade." In der Disposition aber — des Menschen Sorgen sind meist auf das Irdische gerichtet — meist zaghaft und kleinmüthig — meist überflüssig, unzeitig und thörigt; (dieß letztere Prädicat ist ganz überflüssig) — Gott aber ist überall nahe mit Troste und Rettung — er beglückt mitten im Schmerze und in der Dürftigkeit — er fördert neben dem Irdischen unser ewiges Heil — ist ein solcher Gegensatz gar nicht zu bemerken, wenn man auch das Schwankende dieser Eintheilung wollte gelten lassen. Der 2. Thl. der 8. Pr.: „Judas Iscarioth, oder der Sünde Anfang, Fortgang und Ende," soll die aus dem Thema sich ergebende Warnungen aufstellen; aber die einzelnen Untertheile desselben — die Quelle der Sünde und des Verderbens quillt in jeder Menschenbrust — Unbedachtsamkeit und Leichtsinn stürzen dich in die Knechtschaft des Lasters — den wahren Sieg gewinnt nur der aus dem Geiste Gottes Wiedergeborene — enthalten wenigstens keine directen Warnungen, schließen zum Theil sich ein, und sind nicht erschöpfend, indem Unbedachtsamkeit und Leichtsinn doch gewiß nicht die einzigen Quellen des Lasters sind. Das Thema der 11. Pr.: „der Tod des Mittlers" ist offenbar zu weit, und dem Verf. konnte es nur durch die einschränkende Disposition — er war ein Tod der bittersten Qualen — der rettenden Gnade — der göttlichen Verherrlichung — möglich werden, das unumgänglich Nöthige darüber

darüber zu ſagen. In der 12. und letzten Pr. über Matth. 18, 1—5.: „Es ſei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen" hat der Verf. wieder in den Text hineingetragen, was dem Zuſammenhange gemäß gar nicht in ihm liegt. Dieſem zu Folge redet Jeſus offenbar von der Anſpruchsloſigkeit der Kinder, und ſtellt ſie in dieſer Hinſicht ſeinen von eiteln und ſtolzen Hoffnungen erfüllten Jüngern als Muſter auf. Der Verf. aber bezeichnet — die Armuth im Geiſte — die Herzensreinheit — die Demuth und die heitere Sorgloſigkeit als Vorzüge des kindlichen Alters, durch deren Aneignung allein der Menſch in's Himmelreich kommen könne; und verfährt alſo, wenn man ihm ſonſt auch Recht geben wollte, doch wenigſtens ſehr willkürlich. So hat er, wie geſagt, ſich mancher logiſchen Fehlgriffe ſchuldig gemacht; und wenn auch dergleichen Mängel der Erbaulichkeit einer Pr. vielleicht keinen Eintrag thun, ſo dürfen ſie doch von einer wiſſenſchaftlichen Kritik nicht geduldet und verſchwiegen werden. Endlich redeten wir oben von mehreren Irrthümern und Uebertreibungen, denen wir in dieſen Pr. begegnet wären und wir erlauben uns deßhalb noch, damit es nicht ſcheine, als thäten wir den Verf. Unrecht, einige derſelben namhaft zu machen. Gleich in der 1. Pr. wird S. 2 behauptet, es gäbe nur einen Schatz, alles Strebens werth, köſtlicher als alle irdiſche Herrlichkeit, und dieſer ſei Jeſu Religion. Das Unbeſtimmte und Relative dieſer Behauptung hat jedoch der Verf. ſelbſt gefühlt, indem er in der ganzen Pr. der Religion Jeſu kaum weiter gedacht, ſondern dafür überall Glauben, Liebe, Hoffnung, Herzensreinheit u. ſ. w. ſubſtituirt hat, und alſo nur von den Früchten redet, die das Evangelium tragen ſoll. In dem Eingangsgebete zu der 4. Pr. wird gebetet: aber du (Gott) biſt auch furchtbar in deiner Rache, wenn ſie entbrennt, und in deinem Grimme, wenn er ſtrafend über uns losbricht. Es iſt ſchrecklich, in

deine

Digitized by Google

dir Hand zu fallen, wenn du zürneſt u. ſ. w. Wo in aller Welt redet denn Jeſus von der Rache, dem Grimme und Zorne Gottes und lehrt einen ſolchen altteſtamentlichen Anthropopathismus? Auch wird in dieſer Pr. von der Verdorbenheit der Welt eine Schilderung entworfen, vor der man zurückſchaudert, und die, wäre ſie durchaus wahr, die erziehende Verſehung Gottes ſehr zweifelhaft machen müßte. In der 6. Pr. werden die irdiſchen Sorgen der Menſchen als meiſt überflüſſig, unzeitig und thörigt bezeichnet. Wir aber meinen, daß ſie das keinesweges ſind, oder es hätte doch wenigſtens zwiſchen Sorgen und Sorgen ein Unterſchied gemacht werden müſſen. Dagegen wird im 2. Theile ohne alle Einſchränkung geſagt, Gott ſei überall nahe mit ſeiner Rettung und beglücke ſelbſt im Schmerze und in der Dürftigkeit. Wer aber wüßte es nicht, daß es gar viele Fälle gibt, wo dem wenigſtens nicht ſo zu ſeyn ſcheint; und eben darauf hätte der Verf., um nicht einſeitig zu werden, aufmerkſam machen und das Nöthige darüber ſagen müſſen. Im 1. Thl. der 9. Pr. — der Fall des Petrus — wird die Behauptung aufgeſtellt: Nichts ſei gefährlicher, als das Selbſtvertrauen und deßhalb zur ſorgſamen Abwägung der eigenen Kraft, zum Mißtrauen in die eigene Fähigkeit, zur genauen Berechnung der etwaigen Gefahren u. ſ. w. ermahnt. Das Alles aber iſt nur halb und unter gewiſſen Beſchränkungen wahr. Denn verloren iſt der Menſch in jeder Hinſicht, der das Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren hat; das ängſtliche Abwägen von Hinderniſſen und Gefahren, die vielleicht vorhanden ſind, läßt nie zum kräftigen Handeln und freudigen Wirken kommen; und Petrus, deſſen Beiſpiel in dieſer Hinſicht als Warnung aufgeſtellt wird, erſcheint ſelbſt in ſeiner Verirrung immer noch achtenswerther, als die übrigen Jünger, die mit Ausnahme des Johannes, ſogleich feig die Flucht ergriffen, als ſie ihren Meiſter gefährdet ſahen. Und iſt es nicht eine Ungerechtigkeit, wenn man, wie

der

der Verf. thut, im Guten dem Menschen alles eigene Verdienst abspricht, im Bösen aber alle Schuld ihm aufbürdet? In derselben Pr. steht S. 96, der König Saul habe deßwegen die Gnade des Unendlichen verloren, weil er Gottes Anordnungen verschmäht und den eigenen Willen zum Gesetze erhoben habe. Uns aber hat es immer geschienen, als sei er von den stolzen Priestern vom Throne gestoßen worden, weil er dem Willen derselben sich nicht fügen wollte. Die 10. Pr. stellt Betrachtungen an über die Gattin des Pilatus. Die Folgerungen aber, die der Verf. aus der bekannten Begebenheit ableitet, daß nämlich jene Frau, von der Hohheit des Herrn ergriffen und von dem Lichte seiner Lehre erleuchtet, an seinem Schicksale den innigsten Antheil genommen habe, scheinen uns Etwas übertrieben zu seyn. Wir glauben vielmehr, daß sie als ein furchtsames Weib von einem Traume erschreckt eben nur um ihren Gatten besorgt gewesen sei. Eben so findet sich in derselben Pr. ein an Jesum gerichtetes Gebet, das wir, wenn es nicht zu lang wäre, um seiner merkwürdigen Sonderbarkeit willen gern abgeschrieben hätten. In der 11. Pr. wird der Tod des Mittlers zuerst als ein Tod der bittersten Qualen dargestellt. Aber abgesehen von der hier gegebenen wahrhaft gräßlichen Schilderung des Todes überhaupt und des von Jesu erduldeten in's Besondere, die noch dazu ohne allen praktischen Nutzen ist, begreifen wir nicht wohl, wie nach der Meinung des Verfs. die Qualen dieses Todes dadurch hätten gesteigert werden sollen, daß es der Fürst des Lebens, der Geber der Unsterblichkeit war, der ihn erleiden mußte. Die 12. Pr. endlich enthält Schilderungen der sittlichen Beschaffenheit des kindlichen Alters, die aller Erfahrung zuwider sind. In den frühesten Jahren seines Lebens, und nur diese konnte der Verf. allenfalls im Sinne haben, ist das Kind weder gut noch böse, weil es noch keiner Zurechnung fähig ist, und der Begriff der Unschuld ist, von ihm gebraucht, ein rein negativer

Digitized by Google

galven. Auch weiß, wer irgend das Thun und Treiben der Kinder zu beobachten Gelegenheit hat, recht gut, daß sie weder solche Engel sind, wie der Verf. meint, noch solche bereits verdorbene Geschöpfe, wie die kirchliche Lehre von der Erbsünde uns glauben machen will. Sie tragen den Keim des Guten und des Bösen in sich, und es ist Sache der Erziehung und nicht selten der Verhältnisse, ob dieses oder jenes vorherrschend werde. Und wer hat wohl jemals gehört, daß schon das Kind für alles Gute begeistert seyn soll, wie in der genannten Pr. gesagt wird, oder daß wir es nachahmen sollen auch in seiner Reue und Demuth, in seiner Buße und Zerknirschung, wie wir S. 131 lesen? Noch manches Beispiel der Art könnten wir anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, den uns vergönnten Raum bereits überschritten zu haben. Deßhalb schließen wir mit der Versicherung, daß wir den gegenwärtigen Pr. allerdings ihren Werth in mancher Hinsicht zugestehn, aber auch zugleich mit ihrem Verf. fürchten, daß sie sich keines ungetheilten Beifalls des Publicums zu erfreuen haben werden.

Ueber die von dem Herrn D. Röhr vorgeschlagenen Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Ein theologisches Bedenken v. Christian Gotthilf Ficker. Leipzig, 1836. Wilhelm Lauffer. X u. 86 SS. in 8. 12 Gr.

Die Geburtsstätte dieser Schrift, deren Haupttendenz nicht nur in einer besondern Kritik der röhr'schen Grund- und Glaubenssätze, sondern auch in Darlegung eigener Gedanken über christliche Wahrheit zu suchen seyn soll — die Geburtsstätte dieser Schrift ist das Herz. Dieß die wörtliche Erklärung des Verfs. auf der ersten Seite des Vorwortes. Und

Digitized by Google

Und in der That Viel ist uns damit erklärt, Mehr vielleicht, als der Erklärende wollte. Zuvörderst schon die Frage, wie sich überhaupt Schrift zu Schrift, die angegriffene und die angreifende zu einander verhalten. Während nämlich die von Röhr, wie selbst seine Gegner ihm zugestehen, als das Resultat langjährigen Forschens, strengen Denkens und jener wissenschaftlichen Kraft erscheint, welche wie überall den literärischen Erzeugnissen dieses Theologen, so dem hier in Rede stehenden ganz besonders ihr Gepräge aufgedrückt hat: ist das ficker'sche Bedenken, laut Ursprungszeugniß, „im Herzen geboren" worden, und somit eigentlich als ein Selbstwiderspruch auf die Welt gekommen, da bekanntermaßen das Herz nicht denkt und also auch keine theologischen Bedenken erzeugen kann. — Auch Das wird uns aus jener Quelle erklärlich, daß der Verf. im Allgemeinen wohl seinen Gegner geziemend behandelt, an einzelnen Stellen jedoch von der genommenen Regel abweicht und sich mitunter zu Etwas starken Ausdrücken verleiten läßt. So unter Anderem S. 80. Dort nennt er nach der Behauptung, daß der Geist des Rationalismus ein vom Geiste des Christenthums völlig losgetrennter sei, seinen Gegner Röhr, der eben ohne christlichen Geist christliche Glaubenssätze aufgestellt habe, mit Anwendung eines herderschen Ausspruches: einen Polyphem, dem das Auge ausgestochen ist. Wenn wir für die Geburtsstätte auch dieses Verfahrens und der es kundgebenden Aeußerung das Herz des Verfs. halten müssen, da nach ganz einfacher Logik Das vom Einzelnen gelten muß, was der Verf. selbst vom Ganzen aussagte; so sind wir gleichwohl weit davon entfernt, seinem Herzen in dem Sinne zu nahe zu treten, als habe es die arge Absicht gehabt, zu kränken. Aber in einem andern Sinne hat ihm doch wieder das Herz auf der theologischen Arena einen Streich gespielt. Denn die mit dem Herzen kämpfen, die fangen in der Regel an zu schmähen, sobald

sie

Digitized by Google

ſie merken, daß ſie Unrecht haben und nicht weiter können. Auf der andern Seite könnte man zu ſeinem Ruhme ſagen, unſer Polemiker habe doch das dunkle Gefühl von einer gewiſſen Größe ſeines Gegners im Herzen gehabt, und ſein Angriff ſei der eines Kühnen. Da indeſſen der Polyphem, wie er wähnte, ſchon geblendet war, ſo hat ſeiner Seits nicht ein Mal viel Herz dazu gehört, der Ulyſſes deſſelben zu werden. Aber der Held mag ſehen, wie er wieder von der Inſel weg kommt! Doch — wir wollen ihn nicht ſchrecken. Er griff, wie er wähnte, einen blinden Heros an. Nun derſelbe aber ſehend iſt, wird er auch großmüthig genug ſeyn, dem Feinde, der ſich im Angriffe irrte, nicht Felsſtücke nachzuſchleudern, die hier ſicherer treffen müßten, als ſie an Trinakria's Küſte den Mann von Ithaka trafen. Man verzeihe uns die Abſchweifung, zu welcher uns der Polyphem des Verfs. die Veranlaſſung gab. — Wir nehmen die Sache wieder ernſt und ohne Bild auf und können uns auch von einem höheren Standpuncte aus das Trauern und Bitterwerden gewiſſer Leute den Reſultaten eines nüchternen Philoſophirens und conſequenten Denkens gegenüber — ebenfalls aus dem Herzen gar wohl erklären. Wer hatte nicht eine Zeit, wo er traurig ſtand, als vor ſeinem erwachenden Geiſte das ſchöne Zauber- und Mährchenland ſeiner Kindheit einſank und erbleichte? Wer fühlte ſich nicht ärmer geworden auf dem Forſcherpuncte, wo die Fackel der Wahrheit in männlichen Jahren ihm die Wunder ſeiner Jünglingsjahre zerſtörte? Wer fand nicht in jeweiliger Täuſchung das reine edle Licht der Vernunft unzureichender und unerquicklicher, als die Beleuchtung, welche ihm einſt die Camera obſcura ſeines religiöſen Lebens feenhaft verklärt hatte? Aber der Denker muß durch dieſe Kämpfe hindurch. Der Mann muß in redlicher Prüfung frei werden und erſtarken und, wie der Apoſtel, ablegen was kindiſch war. Dazu reicht ihm die ernſte gründliche Wiſſenſchaft die Hand; darzu ward

ward ihm das Licht der Vernunft als eine innere Offenbarung von Gotte selbst gegeben, jede von Außen kommende damit zu prüfen und nur Das darin als das Gute zu behalten, was vor der Leuchte jener sich bewährt. Für den Menschen, der sich als Vernunftwesen fühlt, ist keine andere Rettung. Und ob er auf diesem Wege an Objecten seines Glaubens ärmer würde, er wird intensiv und an probehaltigen Glaubensschätzen reich. Die nun aber zeitlebens mit dem Herzen forschen und mit der Phantasie glauben, die schreien freilich über Mangel und Armuth der Vernunftgläubigen; die ereifern sich über die christlichen Denker, die ihren Tempel um seine schönsten Götter und Altäre bringen und greifen die Männer der Wissenschaft an mit Worten des gereizten Gefühls und mit Schriften, die an keine höhere Instanz appellirt wissen wollen, als an welche unser Verf. den Streit verweist. Nimmt ihnen der vernünftige Christenglaube die Wunder- und Zauberwelt, in der sich ihre fromme Phantasie bewegte, stellt ihnen eine geläuterte Ansicht in vernünftiger Exegese und gereinigter Dogmatik das Empfangenwerden vom heiligen Geiste, die Engel bei den Hirten, den Stern oben über der Krippe, den Leibhaftigen in der Wüste, den Opfertod als stellvertretend und rechtfertigend, die Himmelfahrt als Pfand und Siegel des vom Himmel Gekommenseyns, und Aehnliches, bald als historisch zweifelhaft, bald theoretisch als für die religiöse Wahrheit bedeutungslos dar: so glauben sie das Heilige angetastet, das Christenthum gefährdet, das Wort Gottes seiner Göttlichkeit entkleidet. In jenen Beiwerken fühlten sie sich reich, Gott aber, Tugend und Unsterblichkeit, durch Christum beleuchtet und verklärt, ist ihnen, wie unserem Verf. (S. 17) und denjenigen Theologen, denen vor aller Dogmengelehrsamkeit die christlichen Grundideeen abhanden gekommen sind, nur eine traurige Armuth und eine nackte Blöße. Was Wunder, wenn sie die den Kern von der Schaale trennen-

den

den Theologen für Räuber halten, von denen das Christenthum seines Schmuckes entkleidet und die Christenheit in Armuth gestürzt werde? Die leidigen Rationalisten sind ihnen die Barbaren, die, wie unser Verf. milder sagt, „dem Herzen streitig machen, was es mit aller Liebe umfaßt."

So Viel über Gehalt und Ton der Schrift im Allgemeinen, erklärt aus der Geburtsstätte, der sie entstammt. Diese letztere macht uns aber um so mehr auch das Einzelne erklärlich, zu dem wir uns nun wenden, und so manchen Wurf in dieser Schrift begreiflich, der des Ziels verfehlte. Denn alle Achtung vor dem rechten Sinne des schillerschen Spruches: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth! Aber wenn diese kindlichen Gemüther über das Ueben hinausgehen, gehen sie zu weit, und wenn auf dem Felde der Wissenschaft die Herzen polemisch werden, liegen sie unter. Schon in der Einleitung geräth der Verf. auf Irrwege und mit sich in Widerspruch. Wenn derselbe den Rationalismus nicht als eine allgemeine Denkart gelten lassen will und denselben als nur auf dem Gebiete des Christenthums möglich darstellt, um nämlich darauf zu kommen, daß er nur das System einer Partei sei: so mag er es bei den übrigen Facultäten verantworten, die ja in unsern Tagen auch, bis herab zur Kammeralistik, von einem rationalen Verfahren in der Oekonomie reden. Und wenn in manchen Fällen [illegible] wohl der ordnende und scheidende Verstand mit eingerechnet seyn mag, wie denn die niederen Geisteskräfte allerdings den höheren und höchsten einverleibt und dienstbar sind: so kann doch die Vernunft, selbst als das Vermögen der Ideeen, von den übrigen menschlichen Wissenschaften nicht ausgeschlossen seyn. Denn die Idee z. B. des Rechts, die der Jurisprudenz zu Grunde liegt, ist doch auch eine Idee. — Das Unternehmen des christlichen Rationalismus aber, Symbole aufzustellen, findet

findet der Verf. nächst dem, daß es nur von einer Partei herrühre, aus einem doppelten Grunde unstatthaft und bedenklich. Denn a. „beweise die Geschichte, daß Aufstellung neuer Symbole nur durch das Eintreten moralisch-religiöser Verdorbenheit einer Kirche gefordert werde; b. leide unsere Zeit an einem Unglauben, der dadurch nur mehr befördert werde.“ Wer sieht nicht auf den ersten Blick das sich selbst Widersprechende der beiden aufgestellten Sätze? Leidet nämlich unsere Zeit wirklich an einem Unglauben, wie ihn b. voraussetzt, so ist ja in der That damit eine Verdorbenheit der Kirche eingetreten, welche nach a. neue Symbole erheischt. Und uns dünkt, daß die röhr'schen Symbole, die übrigens auf diesen Namen keinen Anspruch gemacht haben, nicht nur aus jener Ueberzeugung hervorgingen, sondern wir sind durch vielfache Wahrnehmungen des Eindrucks, welchen die Grund- und Glaubenssätze besonders auf die große Zahl der gebildeten Laien in unserer Kirche machten, auch des Glaubens, daß sie als ein Zeitbedürfniß wohlthätig auf die Zeit wirkten und wirken werden. Es ist wenigstens eine Zeit der Verwirrung. Und während die Partei der Stationären durch ihre aufrechtgehaltenen Dogmen aus Katechismus und Symbolen der Reformationszeit mit den Fortschritten unserer Tage und dem gesunden Gefühle denkender und gebildeter Christen in den schreiendsten Widerspruch traten, wurden die Männer vernunftgemäßer Reformen von eben dieser Partei verdächtiget, als [illegible] öffentlich vor dem Volke der Arm der Obrigkeit aufgefordert, dieser Pest zu wehren. Was sollte nun der große Mittelstand unserer gebildeten Glaubensgenossen thun? An Teufel, Erbsünde, Opfertod und Genugthuung als die Säulen des alten dogmatischen Tempels, konnten sie nicht glauben. Ihr richtiges gesundes Gefühl sträubte sich dagegen. Zur Seite der Vernunftchristen sich wenden? Aber die waren ihnen ja als Frevler, als Niederreißer,

als

Digitized by Google

als Unchriſten, ja als Widerchriſten laut genug verdächtiget. Da trat das populäre Glaubensbekenntniß derſelben ans Licht, es wurde begierig ergriffen, es fand bei Tauſenden Anklang und Einſtimmung, dieſe wunderten ſich, ſo Viel darin zu finden, und riefen überraſcht und befriedigt: ſo hätten ſie ſich den Rationalismus nicht gedacht, und der Glaube dieſes Bekenntniſſes ſei ja eben ihr guter ehrlicher Chriſtenglaube auch; ſo gebe es doch eine proteſtantiſche Kirche, ſo habe man doch, woran man ſich als ein Verein evangeliſcher Chriſten mit voller Ueberzeugung halten könne! So überflüſſig, als der Verf. meint, war alſo das ſymboliſche Unternehmen nicht. — Aber der Verf. läßt von einer andern Seite her einen ſtarken Schlagſchatten auf daſſelbe fallen. Er meint, damit ſei der Streit vor das Forum des Volkes gebracht. Und was der gute, warme Hahn mit einem für die chriſtliche Sache begeiſterten Herzen gethan habe, das thue nun auch Röhr — mit welchem Herzen, hat der Verf. nicht direct geſagt, aber indirect läßt er es erſchließen. Beides, erklärt er, die Appellation an das Volk und den Antrag auf Ausſtoßung, habe Dieſer wie Jener gethan, der Letztere nur in anderer Weiſe. Und dieſe Weiſe macht die Sache in der That anders. Denn ſein Glaubensbekenntniß mit der Ueberzeugung, daß es dem Geiſte ſeiner Kirche conform ſei, auszuſprechen, iſt etwas Anderes, als an das Volk appelliren. Und wenn das bekannte Anſinnen Hahn's in der Aeußerung von Röhr: Jeder ſchließe ſich von der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt aus, der mit ihren Grundſätzen nicht übereinſtimme, „eingewickelt ſeyn ſoll und nur weit vornehmer und chriſtlicher klinge:" ſo begreifen wir in der That nicht, wie der Verf. den hahnſchen Zelotismus mit dem ganz einfachen und unumſtößlichen Satze Röhrs identificiren kann, ſo wie wir denn auch das „Vornehm" und „Chriſtlich" in dieſer Verbindung höchſt befremdlich finden. Chriſtlich haben

Digitized by Google

wir mit dem Etwas schielenden Vornehm des Verfs. vernünftiger Weise noch nie zusammen gefunden.

Da die frühern Beurtheiler und Bekämpfer der röhrschen Schrift die constitutiven Grundsätze derselben meist stehen ließen oder anerkannten, dagegen aber an den regulativen Glaubenssätzen den meisten Anstoß nahmen: so hat der Verf., der die Sache umkehrte, wenigstens das Verdienst eines, wenn auch nicht erfolgreichern, doch originalen Kampfes. Und er hat sich in der That auf diesen Punct mit voller Armatur geworfen. Als Princip, oder constitutiver Grundsatz des Protestantismus ward von Röhr aufgestellt, daß die recht verstandene heilige Schrift die Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens sei, und daß es eben das Wesen des Protestantismus ausmache, zu protestiren gegen Alles, was derselben widerspreche. Das war nicht neu. Das hatten schon die moderatesten Männer unserer Kirche, wie ein Rosenmüller und Andere oft und unumwunden ausgesprochen. Und daß dieser Grundsatz der Reformation das Leben gegeben habe, wer möchte das verkennen? Die röhr'sche Schrift bringt es aus der Geschichte wie aus der Natur der Sache selbst zur höchsten Evidenz. Gleichwohl macht der Verf. den alten Irrthum wieder geltend, der Satz von der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben an Christum, sei das Lebensprincip der Reformation gewesen und müsse deßhalb auch das unsrige, als protestantischer Christen, bleiben. Höheres hätten die Reformatoren weder gekannt noch geahnet; ja, jener materiale Glaubenssatz sei nicht ein Mal deßwegen, weil er in der Bibel gestanden habe, sondern aus ganz andern Gründen von ihnen aufgenommen und vestgehalten worden. „Nur dem Scheine nach, sagt Röhr, ging die Reformation aus jenem materialen Glaubenssatze aus." Und an diesen Schein hat sich unser Verf. gehalten. Hätte er mit unbefangenem Geiste und nicht mit einem

Digitized by Google

zum Herzen, das die Rechtfertigungslehre so liebend umfaßt, hätte er mit dem Auge des Geschichtsforschers, das von der Oberfläche der Begebenheiten in die bewegte und bewegende Tiefe blickt, und nicht mit der Brille des Dogmatikers die Geschichte der reformatorischen Zeit betrachtet: in der That, er würde die überzeugende Kraft der röhr'schen Darstellung, S. 12 der Grund- und Glaubenssätze, empfunden, und sich des Urtheils, S. 5 seines Bedenkens, enthalten haben: „das heiße nicht Geschichte würdigen, sondern sie erst machen." Wie hätte doch, sagt Röhr auf der genannten Seite, „wie hätte doch Luther nur von Ferne auf den Gedanken kommen können, in jenem Glaubenssatze, der Rechtfertigung nämlich durch die Werke, einen verderblichen Irrthum der päpstlichen Kirche mit den Waffen biblischer Wahrheit zu bekämpfen, wenn nicht vorgängiger Weise der formale Grundsatz in ihm vestgestanden hätte: daß der heiligen Schrift als ursprüng-

licher Quelle des christlichen Glaubens, in Sachen desselben die erste und entscheidendste Stimme gebühre, und daß ihrem allgebietenden Ansehen jedes andere menschliche Ansehen weichen müsse? Mochte ihm auch derselbe im Jahre 1517 noch nicht in seiner vollen Wahrheit, in seinem ganzen Umfange und in seinem großen Folgenreichthume vor Augen schweben: er machte doch, auch als Gegenstand eines noch halb dunklen Bewußtseyns, das urthümliche und belebende Princip seines ganzen reformatorischen Wirkens aus und entwickelte sich in ihm von Jahre zu Jahre zu immer größerer Klarheit und Gewißheit. Es ist bekannt, wie kräftig ihn Luther sowohl in seinen frühesten Vertheidigungs- und Angriffsschriften, als auch bei besondern Anlässen, bei seiner Verhandlung mit dem Cardinale Cajetan 1518, auf dem Reichstage zu Worms 1521 zu Gunsten seiner kirchlichen Neuerungen zu handhaben wußte, und wie sich Diejenigen, die seiner Sache beitraten, so allgemein und vest daran hielten, daß er endlich von den evangeli-

schen Ständen des Reichs auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 als Hauptgrundsatz des Protestantismus ausgesprochen und auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 durch Darlegung eines auf ihn gestützten Lehrbekenntnisses der neuen Kirche bethätigt und in Schutz genommen wurde." Ob das Geschichte „machen oder würdigen" heißt, überlassen wir getrost dem Urtheile eines Jeden, der sie nicht — mit dem anselmischen Herzen studirte. Aber wahrhaft naiv klingt es doch, wenn eben im Bezuge darauf S. 6 der Verf. dem röhr'schen Verfahren zum Vorwurfe macht: „es wird also geradezu behauptet, Reinhard habe sich geirrt, daß er — in der bekannten Reformationspredigt vom Jahre 1800 — jenen Glaubenssatz als Träger der Reformation als das summum fidei principium betrachtet wissen wollte!" Ist denn das in unserer Kirche ein Verbrechen, geradezu zu behaupten, Reinhard habe sich geirrt? Haben denn Die des trefflichen Mannes Geist erfaßt, die ihn zum Infallibeln machen wollen? Wir haben einen Brief desselben an einen seiner untergebenen Pfarrer in den Händen gehabt, darin er wenigstens Das recht von Herzen bedauert, daß jene Predigt „mit dem Befehle der Behörde an der Stirne" — dieß waren seine Worte — erschienen sei. Die ehren den Mann nicht, die ihn zum Papste, und die Kirche nicht, der sie die Behauptung zum Verbrechen machen, einer ihrer großen Lehrer habe sich in einem Puncte geirrt. — Daß dem Verf. zur Ermittelung des richtigen Schriftsinnes das Verfahren der grammatisch-historischen Interpretation unzulänglich erscheint, ist in der Ordnung; aber auch Das ist in der Ordnung, daß er sich arg dabei verwickelt. Ihm ist „die Hauptendenz (?) alles Interpretirens völliges Verzichtleisten auf eigene Meinungen, momentanes Vergessen seiner selbst, tiefes Eingehen in die Gedanken, Gefühle und Willensäußerungen des zu erklärenden Autor, freie und selbstständige Objectivirung desselben." Das mag

mag bis auf die Tendenz, die hier als ein völlig unpassender Ausdruck erscheint, und unter der Bedingung, daß das momentane Selbstvergessen nicht zum Traume, das tiefe Eingehen nicht zur Ueberschwenglichkeit umschlage, gut seyn. Aber es ist dann Nichts weiter, als, wir wollen nicht sagen die in den röhr'schen Symbolen geltend gemachte Interpretationsmethode selbst, als vielmehr nur eine Regel, welche jene auch anerkennt und befolgt. Wenn es nun aber zu Bezeichnung eines noch höheren Standpunctes, auf den sich der Interpret der heiligen Bücher zu stellen habe, S. 39 heißt: „Ausgehend von der Idee, daß die Verff. der neutestamentlichen Bücher Männer waren von einfachem Verstande, redlichem Gemüthe, aber nach ihrer Erhebung in die βασιλεία τοῦ θεοῦ von heiligem Geiste (warum nicht vom heiligen Geiste?) erfüllt, der Alles (?) in ihnen wirkte, Männer, die wenn sie auch nach ihrer Individualität das Wort des Herrn auf individuale Weise verkündigten, doch in der Hauptsache zusammenkommen und am Ziele die Hände sich reichten mit der vesten Zuversicht: der Glaube an Christum hat uns selig gemacht — von dieser Idee ausgehend muß der Interpret zum Werke schreiten;" wenn es also hier so heißt, wie der Leser eben vernommen hat, so können wir uns in der That nicht genug wundern, wie schnell, wie auf der dritten Seite schon von der ab, wo er sie aufgestellt hatte, der Verf. seiner „Haupttendenz alles Interpretirens" untreu geworden ist. Ein momentanes Vergessen seiner selbst glauben wir hier wohl gefunden zu haben; aber wo ist denn hier das völlige Verzichtleisten auf eigene Meinungen, wo das Freisein von Ideeen, die der Interpret schon vor der Interpretation gewonnen hat? Wo hat denn der Verf. die Erhebung in die βασιλεία τοῦ θεοῦ, wo die Lehre von dem Geiste, der Alles in ihnen wirkte, wo das Händereichen am Ziele und wo endlich Das her, was die Hauptsache war, in der sie

Alle

Alle zusammenkommen? Daran eben wenden unsere Interpreten ihren Fleiß, das ist das X, das die Redlichsten unter ihnen suchen. Aber glückliches Herz des interpretirenden Verfs. den Kern, das Wesentliche im ganzen Christenthume, die Hauptsache hat es schon vor aller Ermittelung ermittelt! Er selbst scheint so Etwas von einer argen Petitio principii empfunden zu haben. Aber er meint, „dieser Vorwurf verliere seine Bedeutung, wenn man bedenke, daß diese Petitio durch die Erfahrung doch so ziemlich (!) gerechtfertiget sei, und daß Christus und die Apostel nie verlangt hätten, es solle bloß Das als göttlich erkannt werden, was durch die Vernunft geprüft als wahrhaft göttlich erscheine." Wenn nun aber jene so ziemliche Rechtfertigung wieder ein Vorurtheil, und die von Christo und den Aposteln nicht verlangte vernünftige Prüfung zum Behalten des Guten etwa gar ein Irrthum des Verfs. wäre? —

Wir dürfen die constitutiven Grundsätze als von den Angriffen des Verfs. unerschüttert verlassen, um noch Raum zu gewinnen, des Hauptvorwurfs zu gedenken, welchen er den regulativen Glaubenssätzen, wenn auch nur anhangsweise macht. Er gilt der Scheidung des Historischen und Doctrinalen im Evangelio von Christo. Während nämlich Röhr behauptet, zum Behufe einer wissenschaftlichen Aufstellung unserer christlichen Religionssätze müsse Dasjenige, was darin geschichtlicher Natur und Art sei, von dem eigentlich religiösen Inhalte derselben genau getrennt und als etwas, wenn auch darauf Bezügliches, doch nach seinem Wesen für sich Bestehendes aufgefaßt und dargestellt werden, und während Derselbe zu dem Ersteren Alles rechnet, was die heilige Geschichte von der Person, den Schicksalen, Thaten und Verdiensten und der dadurch bedingten Erhabenheit und Würde Jesu, als Urhebers unseres religiösen Glaubens, erzählt; zum Anderen aber die Worte des ewigen Lebens, die Lehre

Jesu

Jesu selbst: sieht der Verf. kein anderes Heil, als in der confusen Verbindung beider Elemente, ja würde, wenn er Eins aufgeben müßte, unbedenklich, wie es scheint, die Lehre Christi aufgeben, um die Lehre von Christo zu erhalten. Weil Röhr die Worte des Lebens herausgeschieden, das Geschichtliche aber als Propädeutik auf die Lehre und als veranschaulichende, praktische Erläuterung betrachtet wissen will, darum vornehmlich erscheinen unserem Verf. die Glaubenssätze so kahl und „des christlich-positiven Charakters gänzlich ermangelnd." Darum sagt er von ihnen S. 17: „Denn die ganze Glaubenslehre läuft auf das kurze Bekenntniß hinaus: Ich glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Daß sie aber noch ein christliches Aussehen hat, verdanken wir bloß den Zusätzen: durch redliche dem erhabenen Beispiele Jesu angemessene Pflichterfüllung, und: durch Christum gewisse." Den eingebornen Sohn Gottes, den Beistand des göttlichen Geistes, das Bewußtseyn unseres kindlichen Verhältnisses zu Gotte, scheint der Verf. in diesem kurzen Symbole übersehen oder unterschlagen zu haben. Ist ihm aber das Hinuntergefahren zur Hölle, das Empfangen vom heil. Geiste, das Kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten und Aehnliches zu seinem Christenthume wesentlicher, als das erhabene Beispiel Jesu, als das Pfand und Siegel, das er durch Wort und That auf seine Lehre drückte: so können wir natürlich über das Bedürfniß seines Herzens nicht entscheiden, aber um vernunftgemäße Theorieen umzustoßen, bedarf es Etwas zwingenderer Beweise, als der vorgebrachten: Sie sind außer einer Berufung auf die Auctorität Jakobi's, vornehmlich exegetischer Art. Daß Jesus Glauben an seine Persönlichkeit und nicht eigentlich an die Wahrheit seiner Lehre gefordert habe, dazu muß dem Verf. der Hirte behilflich seyn, der die Schaafe kenne, die seine Stimme hören und

ihm

Digitized by Google

ihm folgen," wie Joh. 10, 28. geschrieben steht. Der Verf. soll es uns nicht verargen, wenn wir bei dem Hören der Stimme mehr an die Lehre Jesu als an die Erscheinung Gottes im Fleische gedacht haben. Und wenn Christus Joh. 12. ruft, „wer an ihn glaube, der glaube an Gott, und er sei als ein Licht in die Welt kommen," so hat er wohl nicht seine Person mit Gotte verwechselt wissen wollen, und bei dem Lichte wohl nichts Anderes im Sinne gehabt, als was dem älteren Ausdrucke: dein Wort, ein Licht auf meinem Wegen, entspricht. Auch die Reben und der Weinstock Joh. 17. beweisen für den Verf., der unter der Persönlichkeit Jesu, für die er Glauben fordere, immer nur das Uebermenschliche und Wunderhafte von seiner Empfängniß bis zu seiner Himmelfahrt zu verstehen scheint, nicht das Mindeste. Denn wenn hier von einer innigen Vereinigung des Herrn und der Seinen allerdings die Rede ist, so waren sie in der Wahrheit und in der Liebe, und durch Verehrung seines heiligen Wandels und erhabenen Vorbildes mit ihm Eins. Das hatte sie an ihn gefesselt, nicht die Wunder und Zeichen, welche die Menge anstaunte und doch nicht glaubte. Merkwürdig ist auch das bei den exegetischen Beweisen des Verfs., daß sie mit Ausnahme der Stelle Matth. 11, 27., die gar nicht schlägt, alle aus dem Evangelio Johannis genommen sind, gleich als ob die übrigen neutestamentlichen Schriften neben diesem keine Geltung hätten oder nicht das Wahre und Rechte über Jesu Person, Zweck und Lehre aussagten. Wäre dieß der Fall, welcher Mangel an Rechtgläubigkeit haftete dann an denjenigen Christen und Christengemeinden, die bis in's dritte Jahrhundert hinein dieses Evangelium Johannis nicht kannten! — Schließlich gedenken wir im Bezuge auf das polemische Verfahren des Verfs. überhaupt noch des Umstandes, daß er gegen den Rationalismus kämpft und doch den Wundern gegenüber, an die eine noch strengere Schule, als die seinige, glaube, die Ver=

Digitized by Google

Vernunft „das große und nihe Wunder“ nennt. Aber die Vernunft preisen und nicht gebrauchen, „und dann wieder die Vernunft schmähen und sie doch gebrauchen, auch das mag eine Inconsequenz — des Herzens seyn, das theologische Bedenken schreibt. — Der Verf. ist, wie wir hören, ein noch ganz junger Mann. Daher ist wohl zu glauben, daß er mit den Jahren bei seinem Schreiben — das Herz da aus dem Spiele lassen wird, wo es auf klares und tüchtiges Denken ankommt.

Sammlung von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleineren Amtsreden. Herausgegeben von J. G. Matthes, Pfarrer zu St. Michael und J. M. Koch, Pfarrer zum Reglern. Erster Theil, enthaltend dreizehn Fastenpredigten. Gotha, bei Hennings und Hopf. 1834. 16 Gr.

Mit ziemlicher Bescheidenheit äußern sich die Verff. der vorliegenden Predigten in der Vorrede zu denselben über die Veranlassung, sie öffentlich erscheinen zu lassen. Sie sagen nämlich, daß zunächst der Wunsch mancher Glieder ihrer Gemeinden, die angehörten Vorträge auch gedruckt zu besitzen, und dann das Vorhaben der Verlagshandlung, auf ähnliche Weise mehrere Predigten von Zeit zu Zeit herauszugeben, sie dazu habe bewegen können. In wiefern sie nun zu solchen gewissermaßen entschuldigenden Aeußerungen mehr oder weniger Ursache hatten, möge eine kurze Beurtheilung ihrer Arbeiten unsern Lesern vergegenwärtigen. Zuerst finden wir in dem vorliegenden Bande sieben Predigten von Matthes, von denen die erste nach Luc. 18, 31—43. die Fastenpredigten gleichsam vorbereitet, indem sie zu diesem Zwecke an die Leiden des göttlichen

lichen Erlösers, an die Absicht, die ihn bewog, diese Leiden zu übernehmen, und an den Segen erinnert, der durch ihn über die Welt gekommen ist, die fünf folgenden nach Anleitung der von Lukas erzählten Leidensgeschichte Jesu gewisse Momente aus dieser Geschichte, z. B. wie ging Jesus seinen Leiden entgegen — der Herr sahe Petrum an — Jesus vor seinen ungerechten Richtern — Die dreifache Gewalt eines fleckenlosen Lebens — Bei Jesu war das Herz vest — zur erbaulichen Betrachtung herausgehoben, und die siebente, am Charfreitage gehalten, die Herrlichkeit Jesu in seinem Tode — darstellt. Fragen wir nun zunächst nach der Art und Weise, wie der Verf. die genannten Gegenstände behandelt hat, so kann diese im Allgemeinen wohl als beifallswerth bezeichnet werden. Denn dadurch, daß er den zu Grunde liegenden Bibelstellen irgend einen Hauptgedanken entnimmt, diesen nach Anleitung des Textes in seine einzelnen Theile zerlegt, die Richtigkeit seiner Bemerkungen an dem Beispiele der Personen darthut, deren die Perikope erwähnt, namentlich die Zuhörer immer auf die selbst gemachten Erfahrungen und auf das eigene Herz und Leben verweist, um ihnen die Wahrheit des Gesagten recht anschaulich zu machen, werden seine Vorträge eben so textgemäß als praktisch und erbaulich, und tragen so zwei Eigenschaften an sich, die überall zu rühmen sind, wo sie sich finden und selbst manche Mängel um so leichter übersehn lassen, je mehr es auf sie hauptsächlich ankommt, wenn das Predigen wirklichen und bleibenden Nutzen schaffen soll. Dabei kann jedoch auch nicht geleugnet werden, daß der Verf. durch das Streben, seine Vorträge dem Texte genau anzupassen, zu einigen logischen Sünden verleitet worden ist. Dahin gehört z. B. gleich die bereits oben angegebene Disposition der ersten Pr., indem die beiden letzten Theile — wir wollen uns der Absicht bewußt werden, die Jesum bewog, seine Leiden auf sich zu nehmen — und den Segen betrachten, den er der

Welt

Digitized by Google

Welt bereitet hat — deßhalb bloße Untertheile des ersten — ein frommes Andenken an Jesu Leiden gehört zur Vorbereitung zu einer gesegneten Fastenzeit — sind, weil dieses Andenken jene Absicht und jenen Segen nothwendig in sich schließt. Aehnliches gilt von der 6. Pr. über Luk. 23, 26—43., aus welcher Stelle die Behauptung gezogen wird, daß das Herz Jesu vest gewesen sei. Denn wenn dieß a. durch die Worte, die Jesus zu den ihn beklagenden Weibern sprach, b. durch das Gebet für seine Feinde, und c. durch die tröstende Aussicht bewiesen werden soll, die er dem einen Schächer eröffnete, so könnte man das vielleicht gelten lassen, obgleich die genannten Aeußerungen nicht sowohl Beweise eines vesten, als vielmehr eines edeln und großmüthigen Herzens sind. Allein wenn sie auch das Erstere wären, so gibt sich doch die Vestigkeit des Herzens noch auf ganz andere Weise kund, und es ist also der Hauptsatz durch die angegebene Disposition keineswegs erschöpft worden. Auch die 7. Pr. leidet an demselben Fehler; da die Naturereignisse, die mit Jesu Tode sollen verbunden gewesen seyn, und die Aeußerungen einiger Gefühlvollen, die ihn sterben sahen, gar nicht, wie der Verf. behauptet, geeignet sind, die Herrlichkeit des Leidenden zu beweisen, diese vielmehr nur durch das eigene Verhalten desselben während seines Sterbens sich an den Tag legen konnte. Fragen wir weiter nach der Religionsansicht des Verfs., wie er sie in seinen Predigten zu erkennen gibt, (denn auch diese kann, besonders in wiefern sie in öffentlichen Vorträgen an das Volk zu Tage liegt, nicht gleichgiltig seyn) so müssen wir auch hierüber im Allgemeinen uns beistimmend aussprechen. Zwar ist, wie es die gewählten Gegenstände mit sich bringen, nur immer von Jesu Christo die Rede, und es war natürlich, daß die Verdienste oder vielmehr die Segnungen seines Leidens und Sterbens zur Sprache kommen mußten. Aber von einer versöhnenden Kraft seines Todes, von einem stellvertretenden Gehorsame,

sam, von einer durch sein vergossenes Blut zu erlangenden Sündenvergebung u. s. w. haben wir Nichts vorgefunden, und uns darüber um so mehr gefreut, je häufiger wir sonst bei unserem Recensentengeschäffte auf dergleichen thörigte und verderbliche Meinungen gestoßen sind. Die Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu kann dem dafür empfänglichen Gemüthe in vielfacher Hinsicht lehrreich und erbaulich werden, das allein hatte der Verf. im Auge; und daß er nur darauf hinwirkte, wie seine Zuhörer durch die Darstellung der einzelnen Momente jener Geschichte getröstet, gewarnt und gebessert werden möchten, gereicht ihm um so mehr zum Lobe, je zweckmäßiger er dabei verfahren ist. Nur Einiges ist uns vorgekommen, worüber wir mit ihm nicht einverstanden seyn können. So z. B. die Meinung, daß Jesus durch seinen Tod die Wahrheit seiner Lehre bestätiget habe, weil hier offenbar die subjective Ueberzeugung mit der objectiven Gewißheit verwechselt wird; oder die Behauptung, durch sein Blut am Kreuze vergossen habe der Herr dem Wahrheit suchenden und wegen seiner Sünden bekümmerten Menschen Frieden gebracht; weil diese Worte ohne alle weitere Erklärung hingestellt entweder gar nicht oder leicht falsch verstanden werden können. Noch könnten wir auch auf einige Gebrechen in stylistischer Hinsicht, auf einzelne Uebertreibungen und auf mehrere Stellen aufmerksam machen, deren Sinn wenigstens dunkel und zweifelhaft erscheint. Indeß sind diese Flecken bei den sonstigen guten Eigenschaften der in Rede stehenden Predigten von keiner besondern Bedeutung; und wir wenden uns daher zu dem zweiten Verf. der in dem gegenwärtigen Bande enthaltenen Vorträge, um auch diesem in einigen Worten sein Recht widerfahren zu lassen. Es ist aber zunächst nicht uninteressant, die Hauptsätze der Predigten des Letztern mit denen des Hrn. Pf. Matthes zu vergleichen, indem Beide, die erste Predigt abgerechnet, dieselben Schriftstellen zu Grunde gelegt haben. Herr Pf. Koch nämlich hat folgende

The-

Themata behandelt — wie offenbaret sich Jesus in der Nähe seiner Leiden? — der tiefe Fall und die beseligende Erhebung des Petrus — der wahre Bekenner des Reiches Gottes gegen die Widersacher desselben nach dem Vorbilde des Erlösers. — Es ist ein trauriges Loos für die Sache des Herrn, wenn sie in die Hände fleischlicher (?) Obrigkeit geräth — (am Morgen vor der Wahl neuer Stadtverordneten). Sollen euere schuldbeladenen Herzen ganz von der Sünde geheilt werden, so vergegenwärtiget euch jetzt und zu allen Zeiten die Vollendung der Leiden unsers Erlöseres — Wodurch gibt sich wahre Rührung beim Aufblicke zu dem gekreuzigten und sterbenden Erlöser zu erkennen? — Von der Behandlungsweise dieser Gedanken gilt übrigens so ziemlich dasselbe, was wir bei Gelegenheit der ersten Hälfte dieser Predigten in dieser Hinsicht gesagt haben. Auch sie sind durchgängig textgemäß und größten Theils so ausgeführt, daß das Allgemeine im Besondern anschaulich gemacht und die geschichtliche Thatsache der gewählten Bibelstelle in stete Beziehung zu der Gegenwart und zu den eigenthümlichen Lebensverhältnissen der Zuhörer gesetzt wird. Man vergleiche z. B. die 1. und 4., sowie den 1. und 3. Theil der 6. Pr. des Verfs. Auch die Sprache desselben ist angemessen und bezeichnend, edel und kräftig, und nicht selten verräth er tiefe Blicke in das menschliche Herz und eine reife Beobachtung des gewöhnlichen Thuns und Treibens der Menschen. Indeß sind auch seine Arbeiten, wie die seines Mitherausgebers, nicht ohne Mängel; und wenn sie bei diesem namentlich in der theilweise logischen Anordnung der Materie und in einzelnen Unrichtigkeiten bestanden: so betreffen sie bei ihm mehr den Stoff selbst und die Ansichten, die er im Verlaufe seiner Predigten hin und wieder zu erkennen gibt. So redet er in der 3. Pr.: „der wahre Bekenner des Reiches Gottes gegen die Widersacher desselben" von der Schmach, die wir auch heute noch um des Glaubens willen erdulden müssen, und

fordert

fordert die Zuhörer auf, wie Jesus selbst, den Ungläubigen mit feierlichem Ernste auf den Zustand seines Herzens und auf die verderblichen Folgen seines Unglaubens aufmerksam zu machen. Wir aber meinen, daß wir in unsern Tagen solche Schmach nicht eben zu fürchten haben; und das berufslose Ermahnen und Warnen hat uns immer eine bedenkliche Sache geschienen. So lesen wir in der 5. Pr.: „Sollen euere schuldbeladenen Herzen u. s. w." mehrere Behauptungen, die kein Unbefangener als vernunft- und erfahrungsgemäß wird unterschreiben können. Schon der Gedanke, den dieses unrichtig gestellte Thema enthält, ist nur halbwahr, da die Erwägung der Leiden Jesu wohl die Besserung des Christen befördern, aber ihn gewiß nicht ganz und von aller Sünde heilen kann. Ferner wird im Eingange gesagt: jede Lebenslast lerne der Mensch durch lange Gewohnheit tragen, aber die Last der Sünde bleibe ihm immer ein schwerer Stein auf dem Herzen; obgleich laut aller Erfahrung dem geübten Sünder auch das Bewußtseyn begangener Unthaten endlich gleichgiltig wird. Im 2. Theile werden wir sodann von dem eigenen gänzlichen Unvermögen, besser zu werden, unterrichtet, und hingewiesen auf Jesu stellvertretenden Gehorsam und auf seinen genugthuenden Opfertod, als worauf der Sünder allein sich verlassen soll. Wenn aber auch dieses Vertrauen vielleicht geeignet ist, den Trägen und Leichtsinnigen zu beruhigen, so zweifeln wir doch, ob es der ernsten Besserung zuträglich sei, indem es uns vielmehr scheint, als müsse es derselben gerade recht hinderlich seyn. Und im 3. Theile endlich finden wir eine zwar recht schöne Schilderung des neuen Lebens, welches der gebesserte Mensch führt; aber auf dem von dem Verf. bezeichneten Wege des Glaubens an Jesu Verdienst und Genugthuung ist dieses neue Leben unseres Bedünkens nicht zu erwerben, und es ist uns immer bedenklich vorgekommen, das Werk gänzlicher Sinnes- und Lebensänderung als so leicht und bequem darzustellen. So heißt es in der letzten

Pr.

Digitized by Google

kr. im 1. Theile S. 139. „Kaum hatte sich der göttliche Geist des Herrn von seinem Körper getrennt, da erfüllte seine Herrlichkeit die ganze weite Schöpfung, verdunkelte den Glanz der Sonne, durchbrach die bebenden Felsen und drang tief hinab in das Reich der Schatten und des Todes.“ Was soll man sich unter diesen Worten eigentlich denken, und wie kann die Herrlichkeit des Herrn alle diese seltsamen Wunderdinge vollbracht haben? Oder wo ist denn das Reich der Schatten, zu dem diese Herrlichkeit hinabgestiegen seyn soll? Hatte der Verf. vielleicht das sogenannte Todtenreich im Sinne, von dem man früher so Manches gefabelt hat? Es ist in der That höchst unangenehm und störend, wenn man an Arbeiten, die sonst gar nicht zu verwerfen sind, Mängel und Flecken findet, die um so weniger übersehen werden können, je mehr sie als unleugbare Zeugnisse von Vorurtheil und Befangenheit betrachtet werden müssen; und wir würden den Hrn. Verfassern doch rathen, wenn sie das an sich löbliche Vorhaben ihres Verlegers genügend befördern wollen, unter ihren Predigten künftig eine recht strenge und sorgsame Auswahl zu treffen.

Der Apostel Paulus. Vierter Theil oder Uebersetzung und Erklärung der Briefe des Apostels Paulus an die Korinther und an die Römer von Karl Schrader, Doctor der Theologie und Prediger. Leipzig, Kollmann 1835. IV und 490 SS. 8. 2 Thlr.

(Vergl. die Anzeigen der frühern Theile dieses Werkes in d. kr. Pred. Bibl. Bd. XII, 3. H. S. 428 ff. XIV, 1. H. S. 27. XV, 5. H.)

Nachdem der Verf. im ersten Theile seines Gesammtwerkes über den Apostel Paulus die chronologischen Untersuchungen über dessen Leben mitgetheilt, im zweiten Theile dieses Le-

ben

ben selbst und im dritten die Lehre des Apostels dargestellt hatte, liefert er nun in dem anzuzeigenden 4. Bande den Anfang des versprochenen Commentares über die Schriften des Paulus und die Apostelgeschichte, nämlich die Auslegung der beiden Briefe an die Korinther und des an die Römer, nebst der deutschen Uebersetzung dieser Briefe, indem er den Commentar zu sämmtlichen Briefen nicht in Einen Band zusammenzudrängen vermochte, wie es sein ursprünglicher Plan war. Je weniger nun dem Verf. rücksichtlich der in den beiden ersten Bänden niedergelegten historischen Untersuchungen über das Aeußere im Leben des Paulus, ungeachtet so mancher mit untergelaufenen irrigen Ansicht, ein wesentliches Verdienst abgesprochen werden konnte; um so mehr muß Rec. bedauern, daß er sowohl dessen Auffassung des paulinischen Lehrbegriffes, als auch seine im vorliegenden Bande begonnene Erklärung der Briefe des Apostels keineswegs eine gelungene nennen kann. Zwar ist auch in dieser letzteren, über welche hier Rec. ausschließlich zu berichten hat, eine hohe Begeisterung für den Apostel unverkennbar, auch findet man hie und da anregende Gedanken; im Ganzen genommen aber leidet dieser Commentar auch an sehr großen Mängeln. Einer seiner Hauptfehler, an welchem auch des Verfs. Darstellung des paulinischen Lehrbegriffs leidet, ist der, daß er in gänzlicher Verkennung der temporalen und localen Bestandtheile in den Schriften des Paulus sehr oft aus dessen Worten einen Sinn herauspreßt, wie er seiner eigenen subjectiven dogmatischen Denkweise conform ist; es fehlt ihm mithin die historische Unbefangenheit. Zur Erhärtung dieses Urtheils führen wir nur Folgendes an, daß Hr. S. diejenigen Stellen, in welchen von einer äußern sichtbaren Wiederkehr Jesu die Rede ist, moralisch deutet von dem völligen Siege der christlichen Religion. Und wenn Paulus diese Zeit noch zu erleben gehofft habe, „diese Hoffnung „aber nicht in Erfüllung gegangen sei, so haben wir sie nicht

„als

Digitized by Google

„als eine Täuschung zu betrachten, Gott habe ihm nur darin „das geschenkt, was sein Streben verdiente" (!) — d. h. doch aber wohl nichts Anderes, als er habe ihn mit dieser seligen Erwartung getäuscht? — Das dem Christen nach dem N. T. verliehene πνεῦμα ἅγιον erklärt er von der ursprünglichen und natürlichen höhern geistigen Anlage des Menschen, die nur in Vielen nicht zur Entwickelung komme, vergl. die Bem. zu Cap. 2, 10. ff. S. 52 ff. — Die bei Paulus öfters wiederkehrende Bezeichnung der Engel durch ἀρχαί, ἐξουσίαι, δυνάμεις etc., versteht er, wie frühere Ausleger, von irdischen Obrigkeiten, die bei Beginne der Herrschaft des Christenthums ganz aufhören würden. — Wenn Paulus Christum ἀπαρχὴ τῶν κεκοιμημένων nenne, so habe er dieses nicht so verstanden, „als wenn bis dahin die Todten noch „wirklich Unterirdische gewesen wären und nicht Gotte in seinem Himmel gelebt hätten, sondern so, daß erst durch Chri„stum die Menschen auf den Standpunct gehoben worden, „von welchem aus sie die Todten als lebende Bewohner des „Himmels erkannten." Es erhellt wohl aus diesen Beispielen, welche Rec. durch eine Menge anderer vermehren könnte, daß des Verfs. Exegese in diesem Puncte viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche zu Ende des 18. und zu Anfange des jetzigen Jahrh. gangbar war. Rec. weiß recht wohl, wie dieselbe einzig und allein aus Achtung vor der heil. Schrift hervorging; man fürchtete durch Zugeständniß von temporalen und localen Ansichten der Würde der Bibel zu nahe zu treten, ohne zu bedenken, daß solche irrige Ansichten gar nicht zum Wesen des Christenthums gehören, oder daß sie in damaliger Zeit die weitere Verbreitung desselben außerordentlich förderten und mithin nach der religiösen Weltansicht in der Hand der Vorsehung als Vehikel zur Einführung der eigentlichen religiösen Wahrheit selbst dienten, da ja jeder Fortschritt in der geistigen Bildung des Menschen ein stetiger ist und ohne Sprung geschieht,

die Wahrheit des Evangelium sich folglich an die bisherigen jüdischen Vorstellungen anschließen mußte; ja daß sich endlich in vielen jener temporalen und localen Bestandtheile des neutestamentlichen Christenthumes ein allgemeingiltiger religiöser Gehalt nachweisen läßt.

Haben wir in dem Bisherigen über die theologische Seite dieses Commentares ein nicht ganz günstiges Urtheil fällen müssen, so sehen wir uns noch mehr in Betreff der philologischen in dieselbe Nothwendigkeit versetzt. Ganz besonders ist der gänzliche Mangel an allem gelehrten Apparate auffällig. Allerdings haben viele neuere Exegeten in dieser Beziehung des Guten oft zu Viel gethan und manches Ungehörige in ihre Commentare aufgenommen; bei Hrn. Schr. dagegen liest man oft viele Seiten, ohne nur auf ein einziges griechisches Wort zu stoßen; den paulinischen Sprachgebrauch und sein Verhältniß zu dem der übrigen neutestamentlichen Schriftsteller nach Hrn. Schr.'s Anleitung kennen zu lernen, ist rein unmöglich; nirgends hat Rec. eine Verweisung auf eine griechische Grammatik oder sprachliche Untersuchung gefunden. Hrn. Schr.'s Exegese ist daher keinesweges eine Entwickelung und Darlegung der paulinischen Gedanken aus der Bedeutung und Construction der einzelnen Worte und aus dem Verhältnisse der Sätze zu einander, als vielmehr eine alles philologischen Beweises ermangelnde Paraphrase, die durch ihre Breite und Weitschweifigkeit, oft auch durch ihren asketischen Kanzelstyl den Leser auf's Höchste ermüdet; für welche Behauptung Rec. nur Ein Beispiel, nämlich die Erklärung zu den Worten: *αὐτὸς δὲ σωθήσεται, οὕτω δὲ ὡς διὰ πυρός* 1. Kor. 3, 15. S. 68 f. anführt:

„Auch der schlechte Arbeiter geht nicht zugleich mit seiner schlech„ten Arbeit unter; Jammer und Noth kommt zu dem schrecklichen „Brande über seine Seele; er selbst ist das schlechte Gebäude auf „gutem Grunde, welches zusammenbrennt; der ganze eigene Bau der „Sünde, er stürzt hin; denn in jener neuen Welt haben die Gebäude „der Sünde keinen Raum. Dennoch folgen nach dem Jammer und „Schrecken

„Schrecken wieder Freude und Seligkeit; der seinem Werke, seiner „angenommenen Beschaffenheit nach Verlorengegangene und Gerichtete „wird doch seinem Wesen nach errettet; Alles, was er an sich geschaf„fen, geht zu Grunde, aber das Geschöpf Gottes in ihm bleibt un„versehrt; wie ein Erretteter aus Feuersbrunst steht er da, aber doch „wie ein Erretteter, der nur verloren, was keinen Werth hatte, und „Kraft und Muth und innern Reichthum hinlänglich besitzt, um eine „neue schönere und jeder Gefahr Widerstand leistende Wohnung sich „zu erbauen. — Die Erde ist jetzt übersäet mit Holz-, Stroh- und „Rohrhütten, wenige Gebäude aus Gold, Silber und edeln Gesteinen „hat sie; denn die Menschen kennen den Reichthum nicht, den ihnen „Gott geschenkt, kennen nicht die Wunderkraft, mit der sie Gebäude „himmlischer Art hervorzaubern können und sehen nur immer nach „dem elenden Holze, Stroh und Rohre, was vor ihren Augen liegt, „aber es kommt der Tag, an welchem unauslöschbares Feuer diese „Hütten der Sünden aller Art zusammt alle dem, woraus sie aufge„baut, von der Erde vertilgen und die thörigten Menschen auf andere „Mittel zum Bauen hinweisen und zwingen wird, endlich ein Mal „ihren unerschöpflichen Schatz anzugreifen und nicht mehr sich Einer „den Andern zu beneiden, zu berauben, zu bekämpfen, zu unterdrücken „und irdische Menschenwerke zu treiben."

Nur äußerst selten berührt Hr. Schr. fremde Erklärungen und wo es geschieht, widerlegt er dieselben weder mit der erforderlichen Schärfe und Gründlichkeit, noch auch macht er deren Urheber namhaft. Es ist nicht zu leugnen, daß auch hierin viele andere Erklärer das rechte Maß überschritten und besonders darin gefehlt haben, daß sie alle mögliche Ansichten ihrer Vorgänger, besonders der Kirchenväter und Reformatoren, in extenso mit deren eigenen Worten anführen. Aber auch hierbei gilt die Regel: abusus non tollit usum. Denn erstens ist es schon an sich von Interesse, über schwierige Stellen die Meinungen der berühmtesten Theologen und Ausleger zu kennen, zumal wenn von ihren Ansichten, wie dieses in den sogenannten Dictis classicis der Fall ist, die kirchliche Gestaltung der christlichen Dogmen abhängig war, daher denn auch in Candidatenprüfungen bei sehr schwierigen Stellen mit Recht nach deren verschiedenen Erklärungen gefragt wird. Zweitens aber lehrt die Erfahrung, daß an der Berücksichtigung und Widerlegung fremder Ansichten die eigene sich oft weit schärfer

entwickeln und begründen läßt. Ja es will Recn. bedünken, als ob Hr. Schr. die Erklärungen seiner Vorgänger nicht ein Mal genau studirt hätte, da er sonst gewiß von mancher eigenen ungründlichen oder sonderbaren Erklärung abgehalten worden wäre, oder auf manche Schwierigkeiten, über welche er mit Stillschweigen hinweggeht, aufmerksam gemacht und dieselben näher beleuchtet haben würde. Rec. belegt sein Urtheil mit einigen Beispielen aus den beiden ersten Capp. des ersten Korintherbriefs. Cap. 1, 2. versteht Hr. S. die Worte σὺν πᾶσι — — χστοῦ dahin, daß Paulus seinen Brief an alle Christen richte, zwar nicht als Rundschreiben, sondern deßhalb, weil nach der großen Handelsstadt Christen aus aller Welt, besonders die Handel treibenden Juden gekommen seien. Allein die Zahl der des Handels wegen nach Korinth kommenden Juden war gewiß im Verhältnisse zu der Gesammtzahl der Christen Viel zu gering, als daß Paulus seinen Brief deßhalb an alle Christen hätte richten sollen; auch wird diese Erklärung in dem Briefe selbst, der uns doch ins innere Leben der korinthischen Gemeinde einführt, durch Nichts bestätigt, ja im Gegentheile dadurch eben widerlegt, daß der Apostel innere Angelegenheiten bloß dieser Gemeinde bespricht und selbst auf die Erörterung allgemeiner Gegenstände erst durch deßfalsige Anfragen von Seiten der Korinther oder durch Nachrichten, welche er über sie erhalten hatte, geführt wird. — Viel zu leichtfertig geht der Verf. über das Etwas schwierige ἐν πάντι λόγῳ in V. 5. hinweg, indem er paraphrasirt: — — reich an geistigen Gütern und das zeigte sich bei ihnen in allen Worten. — Zu V. 12. weist er nicht ein Mal nach, worin wahrscheinlicher Weise das Charakteristische der Petrus- und Apollospartei bestanden habe, da doch der Abschnitt Cap. 1, V. 17. bis Ende des zweiten Cap. mit Rücksicht auf diese Partei geschrieben zu seyn scheint und da sich ein ganz besonderes Licht über diese Stelle verbreitet, sobald man an-

annimmt, daß Apollos durch seine alexandrinische Weisheit und Rednergabe (Apostelgesch. 18, 24.) vielen Korinthern in Folge deren vaterländischer Bildung mehr zugesagt habe, als Paulus. — V. 12. macht der Verf. auf die in den Worten μεμέρισται ὁ χριστός liegende Schwierigkeit mit keinem Worte aufmerksam, deßgleichen geht er über den sehr wichtigen Begriff von βαπτίζειν εἰς ὄνομά τινος ganz stillschweigend hinweg. — V. 17. erklärt Hr. Schr. das ἐν σοφίᾳ λόγου durch Weisheit im Worte, treffliche Lehren, indem er gegen die gewöhnliche Erklärung durch Redekunst einwendet, daß man nicht einsehe, wie durch letztere die Lehre vom Tode Jesu entkräftet werde (σταυρὸς κενωθῇ). — Allerdings dadurch, daß die Zuhörer mehr auf die Form, als auf den Inhalt der Rede achteten und ersterer, nicht letzterer, die Wirksamkeit auf die Herzen zuschrieben. Die gewöhnliche Erklärung wird aber durch πειθοῖς σοφίας λόγοις in C. 2, V. 4. bestätigt. — V. 20. wird das Wort συζητητής folgendermaßen paraphrasirt: „der mit Andern und von Andern Al„les erforscht, der die hohen Bildungsanstalten, als Athen, „Alexandrien, Tarsus und besonders Jerusalem besucht, der zu „den Füßen der ersten Apostel gesessen, der Jesum selbst gesehen und gehört hat!" Was doch der Verf. Alles aus den Worten herauszupressen weiß! Unseres Wissens ist συζητεῖν seiner Etymologie zu Folge weiter Nichts, als mit Andern Etwas gemeinsam untersuchen, dann disputiren und in sofern dieses mit Hilfe der Dialektik geschieht, bedeutet das Substantivum einen Dialektiker, Sophisten, deren es in Griechenland so viele gab. — V. 31. wird die Härte im Gebrauche des ἵνα ohne nachfolgendes Verbum ebenfalls wieder mit Stillschweigen übergangen. — Cap. 2, V. 4. faßt Hr. S. das schwierige Wort πειθοῖς als Dativ des Plural vom Singular πειθώ, in der Bedeutung überzeugende Reden, wovon σοφίας λόγοις die nähere Bestimmung sei.

Allein

Allein eine solche nähere Bestimmung würde in diesem Falle nicht nur ganz unnöthig, sondern auch höchst schleppend und gezwungen seyn. Außerdem kömmt auch der Pluralis von πειθώ nirgends vor. Richtiger hat man daher ein eigenes Adjectivum πειθός, angenommen, welches die Analogie von φειδός (φείδομαι) und ἑδός (von ἔδω) für sich hat, s. Winer S. 85. — Sehr richtig verwirft der Verf. C. 2, V. 4. die Erklärung des Worts δυνάμεως von Wundern, welche der Ap. verrichtet habe, indem „ja die Worte ἐν ἀποδείξει πνεύματος καὶ δυν. zu λόγος und κήρυγμα gehören und anzeigen sollen, welcher Art das Wort und die Predigt des Apostels gewesen." Dazu kommt, was der Verf. nicht berührt, daß Paulus kurz vorher, Cap. 1, 22. die Wundersucht der Juden getadelt und damit indirect zu verstehen gegeben hatte, daß er auf deren Wunderglauben nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums gründen wolle; dagegen kann Rec. dem Verf. auch nicht beistimmen, wenn er die Worte ἀποδ. πν. κ. δυν. so auffaßt: „was der Geist und die höhere Gewalt ihm eingab, denn nach dem Gegensatze πειθοῖς σοφίας λόγοις können πνεῦμα und δύναμις nicht die Quelle, aus welcher der Apostel seine Beweise schöpft, sondern nur das bezeichnen, worin diese sich äußern; ἀποδ. πν. κ. δυν. ist demnach „Beweis durch Geist und Kraft" = „durch den ihm verliehenen Gottesgeist und durch die Kraft, welche er auf die Menschen äußert."

Rec. glaubt durch Vorstehendes den in Rede stehenden Commentar hinlänglich charakterisirt zu haben. Es würde ein eigener neuer Commentar über die in demselben erklärten Briefe erforderlich seyn, wenn wir dem Verf. überall hin folgen und ihn widerlegen wollten. Damit aber der Verf. künftighin in Ermittelung des Sinnes biblischer Schriften glücklicher sei, rathen wir ihm, außer einer größern Unbefangenheit, ein tüchtiges Studium des Judenthumes vor und während der Zeit

Jesu,

Digitized by Google

Jesu, deßgleichen eine genauere Befreundung mit den neuern grammatischen, exegetischen und biblisch-theologischen Forschungen.

Sammlung geistlicher Amtsreden von L. S. F. Schultz, Superint. und erstem Prediger an der Sophienkirche in Berlin. 2. Th. Berlin 1835 b. Dehmigke. 335 SS. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Hr. Verf. wurde aufgefordert, zu seinen geistlichen Amtsreden, welche neu aufgelegt wurden, einen zweiten Theil hinzuzufügen. Er hat zu diesem Behufe 4 Einführungsreden, 3 Weihreden, 2 Taufreden, 4 Confirmationsreden, 5 Traureden, 4 Grabreden, 12 Predigten bei besondern Veranlassungen, und 1 Gebet am Grabe mitgetheilt. Diese Arbeiten verrathen Gewandtheit bei Behandlung casualer Gegenstände, sind erbaulich, wenn auch nur selten tief ergreifend, und empfehlen sich durch einen fließenden und einfachen Styl. Zum Theil sind sie mehr wortreich als sachreich; die meisten enthalten nur eine gewöhnliche, doch gefällig vorgetragene, Ideen-Verknüpfung; manche, namentlich die Einführungsreden und Traureden wiederholen sich theilweise. Ref. muß wünschen, der Verf. möchte manchen Gegenstand vielseitiger aufgefaßt haben, damit er bei wiederholter Behandlung desselben Gegenstandes den Lesern etwas Neues hätte bieten können. Doch werden seine Arbeiten auch so, wie sie sind, angehenden Predigern nützlich werden können. Da die Casualreden dem Verf. wenig Gelegenheit gegeben haben, sein theologisches System zu Tage zu legen, so ersieht man nur aus einigen wenigen Aeußerungen, daß er ein echter Lutheraner ist, namentlich in Betreff der Lehre von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten und dem Irrlichte der Vernunft; doch sind wir einer gehässigen Verketzerungssucht nicht begegnet.

In

In der Rede, mit welcher der Verf. einen Prediger an der Kirche des Charité-Krankenhauses einführte, benutzt derselbe die Worte: „Die Kranken bedürfen des Arztes und nicht die Gesunden." Weil nun aber nach dem Systeme des Verfs. kein Mensch gesund ist, so sollen mit den Gesunden nur Solche gemeint seyn, welche sich für gesund halten. Da aber Jesus die Zöllner und Sünder zu den Kranken rechnet, so kann er unter den Gesunden nicht auch Sünder verstanden haben. Denselben Unterschied macht auch Jesus unter den Menschen, wenn er zu seinen Jüngern sagte: „Ihr seid rein — doch nicht Alle. Jesus hatte freilich nicht den Augustin studirt. — — In der ersten Taufrede ist von Sehnsucht nach Frieden die Rede, aber so unbestimmt, daß man gar nicht erfährt, was unter diesem Worte verstanden werden solle. — In den Confirmationsreden ist die Sprache des Verfs. nicht immer dem kindlichen Geiste und Gemüthe angemessen; die Aufforderung in der 2. Rede: mit Christo zu sterben und zu dulden, nach 2. Tim. 2, 11. 12. greift noch nicht in Kinderseelen ein. — Glücklicher ist der Verf., wenn er Familien-Verhältnisse benutzt, um eine heilsame Entschließung in den Personen, zu welchen er spricht, zu erwecken. Zu einem Brautpaare spricht er S. 98: „Kaum habe ich wohl nöthig, euch Beiden noch ein Wort der Liebe zu sagen im Hinblicke auf die treue Mutter, die Euch zu dem Orte Euerer künftigen Bestimmung begleiten, und als Zeugin und Mitgenossin Eueres häuslichen Glücks sich die Wunden heilen will, die schwere Schickungen ihrem Herzen geschlagen haben. Als eine vielgeprüfte Dulderin will sie das gebeugte Herz aufrichten in den Armen der Liebe ihres einzigen, noch gebliebenen Sohnes und der Tochter, die ihr heute der Himmel zuführt; zahllosen Banden der Liebe und Freundschaft entwindet sie sich, um ganz die Euere zu seyn. Auf das Würdigste hat sie ihre Aufgabe als Gattin und Mutter gelöst; o lasset sie in Euerem

Kreise

Kreise den Lohn finden für so viele Opfer, die sie gebracht hat ꝛc."

Die Aufgabe, einen Kirchhof für die an der Cholera Verstorbenen einzuweihen, hat der Verf. mit Geschicklichkeit gelöset. Zwar soll die Sünde auch Schuld an der Cholera seyn; doch mildert der Verf. diese Ansicht, wenn er S. 128 hinzusetzt: „Aber ferne sei es von uns, den Einzelnen, der in solcher Läuterung des Ganzen untergeht, als besonders schuldig zu betrachten. Nein, wir wollen die Schickung als eine schmerzliche von der göttlichen Weisheit geordnete Nothwendigkeit ansehen, jeder Einzelne aber, der von ihr getroffen in den Staub sinkt, soll uns als ein beweinenswerthes Opfer der Schuld erscheinen, welche wir Alle gemeinsam tragen, und indem wir die Verhängnisse der göttlichen Weisheit anbeten, soll in uns auch zugleich die christliche Theilnahme und Liebe gegen diejenigen gesteigert werden, welche die Strafe des Herrn trifft, die wir Alle mit unsern Sünden verdient haben." Indem der Verf. ein liebloses Urtheil über die durch die Cholera Gefallenen abwehren will und doch die Sünde nicht von der Schuld an der Cholera freisprechen mag, geräth er auf den sonderbaren Einfall, der liebe Gott habe durch die Cholera die sündigen Menschen decimirt, wie ein General sein rebellisches Regiment, wenn er es doch nicht für gerathen findet, dasselbe ganz füsiliren zu lassen. — In einer andern Predigt zur Zeit der Cholera stellt der Verf. dieses Uebel als Strafe für die Verachtung des Reiches Christi dar, und schließt mit den Worten S. 207: „So ist denn der Herr zornig geworden, die Stunde des Gerichts ist gekommen und wir seufzen unter der Hand Gottes, die uns gedemüthigt hat." Könnte nun auch der Herr zornig werden, so würde er doch nicht die Unschuldigen wie die Schuldigen strafen; und wenn auch die Berliner Strafe verdienten, weil sie das Reich Gottes verachtet haben, so ist doch dem Verf. bekannt, daß die

die Cholera auch über solche Länder gezogen ist, in denen vom Reiche Gottes nie Etwas ist gehört worden, und in welchen es also nicht verachtet werden konnte; abgerechnet, daß unter uns Mancher an der Cholera gestorben ist, der sich am Wenigsten am Reiche Gottes versündigt hatte. Daß doch immer noch manche Prediger sich darin gefallen, die Strafpredigten der Propheten nachzuahmen! Einem jungen Manne, wie Arndt, der sich damit wichtig machen will, verzeiht man so Etwas allenfalls, weil man hofft, er werde sich späterhin noch mit einem lautern christlichen Geiste befreunden. Aber von einem gereiften Manne liest man so Etwas mit Bedauern.

Der Eingang zur Predigt am 3. Jubelfeste der Uebergabe der augsburgischen Confession enthält eine lange Erzählung von der Veranlassung zu dieser Uebergabe, welche in die Schulen gehört; denn Kanzelrede ist nicht Erzählung, wenn sie gleich auf historische Data hinweisen kann. — Die Predigt bei Wiedereröffnung der Sophien-Kirche hat den Hauptsatz: Worauf soll sich die Liebe christlicher Gemeinden zu ihrem Gotteshause gründen? Sie soll sich gründen auf dem (das) Bewußtseyn, daß sie hier in christlicher Erkenntniß 2. in der Heiligung gefördert werden, und 3. Viel für ihren Frieden und ihre Seligkeit gewinnen können. Das ist die gewöhnliche Verheißung von dem Nutzen des öffentlichen Gottesdienstes; bei einer ungewöhnlichen Veranlassung erwartet man aber etwas Ungewöhnliches. Auch steht das Wort, Seligkeit, im 3. Theile müßig, denn diese wird durch die Erleuchtung und Besserung bedingt, ist nicht aber eine von diesen unabhängige Wohlthat. Der Verf. spricht auch nur von der Beruhigung, die wir im Tempel finden können und die er mit dem Worte, Friede, bezeichnet. — Die Predigt kurz vor dem Ausbruche der Cholera in Berlin ist sehr gezwungen aus dem Sonntagsevangelium, Marc. 7, 31—37. abgeleitet. So

soll

sell z. B. der Umstand, daß man den Taubstummen zu Jesu brachte, zu dem christlichen Verhalten ermuntern, den Grund der Leiden im Lichte des Glaubens zu erforschen. Und welches ist dieß Licht? Antwort: Die Sünde ist die Quelle jedes menschlichen Verderbens. Das mag den Juden als ein Licht gegolten haben, uns Christen nicht; die wir zwar wissen, daß die Sünde das größte Uebel ist, aber auch, daß nicht alle Uebel aus der Sünde entspringen, und daß überhaupt die Erde nicht ein Zuchthaus ist. In dem 4. Theile dieser Predigt: der Christ schöpft aus den Zeiten der Krankheit neue Antriebe zum Lobe Gottes, bringt der Verf. manch Ungehöriges bei. Wie sollen die Züchtigungen Gottes ihn ermuntern, die Langmuth Gottes zu preisen? Und wie kann während der Krankheit für die Rettung gedankt werden? — Viel zu Viel ist in einer andern Cholera-Predigt versprochen: „Ist euch der Herr nahe, so schwindet euere Noth, die ihr krank und elend seid; die ihr unter dem Drucke der Armuth seufzet; die ihr über den Tod euerer Lieben klaget; die ihr über euere Sünden bekümmert seid, oder über das Sünden-Elend euerer Mitmenschen.“ Man macht die christlichen Tröstungen ganz verdächtig, wenn man das Unmögliche verspricht. Im 1. Theile hat doch der Verf. nur dabei stehen bleiben können, daß der christliche Glaube Muth in der Noth gibt. Heißt denn das, die Noth schwindet? —

Die Predigten, welche Bezug auf die Communion-Feier haben sollen, stehen mit dieser in keiner nahen Verbindung. Die Eine handelt von den Feinden des Kreuzes Christi, nach Phil. 3, 17—21. Der Verf. sucht in diesem Texte zweierlei Feinde des Kreuzes Christi, 1. solche, welche irdisch gesinnt sind, und 2. solche, welche den Bauch zu ihrem Gotte haben. Paulus hat damit doch nur eine Menschenart bezeichnet. — Aufgefallen ist Refn., daß

daß der Verf. sein Gebet einige Male, z. B. 140 und 201. anfängt: O du! der du ꝛc. ohne im ganzen Gebete Jemanden zu nennen. Ausdrücke, wie: „Umstrahle mit dem Glanze deiner Herrlichkeit diese christliche Verlobten," sind gesucht und Nichts sagend.

Das Leben Jesu kritisch bearbeitet von D. Fr. Strauß. D. phil. und Repetenten am evangelisch-theologischen Seminare zu Tübingen, (jetzt Lehrer am Gymnas. zu Ludwigslust). Erster Band. Tübingen, Osiander 1835. V und 731 SS. Zweiter Band. 1836. XII und 750 SS. 6 Thlr.

(Eingesandt, nebst Zusatze des Herausgebers.)

Daß wir nach den bekannten Schriften über das Leben Jesu von Paulus und Hase und neben den bald zu erwartenden Vorlesungen Schleiermacher's darüber in dieser Schrift denselben Gegenstand einer wiederholten Bearbeitung unterworfen sehen, könnte auf den ersten Anblick Wunder nehmen. Bei näherer Betrachtung aber erklärt sich dieß Theils aus der allgemeinen und großen Regsamkeit, welche jetzt auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaften überhaupt zu bemerken ist, Theils aus der geistigen Individualität des Mannes, welcher diese Schrift verfaßte. Denn bei der umfassenden Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Combinationsgabe, welche ihm eigen ist, mußte er sich wohl versucht fühlen, einem der Hauptmängel, an welchem alle bisherige Bearbeitungen des Lebens Jesu litten, einer kritischen Sichtung der Quellen, aus denen dasselbe zu schöpfen ist, gehörig abzuhelfen und das zu thun, was Andere unterließen, d. h. erst

den

Digitized by Google

den rein-historischen Stoff zu ermitteln, aus welchem sich, so weit als möglich, eine zuverlässige Beschreibung dieses Lebens herstellen läßt. Darum sollte wohl auch seine Schrift mit dem richtigern Titel einer: Kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu, bezeichnet seyn. Denn eben hierin besteht ihr Eigenthümliches vor denjenigen Schriften, welche den gegebenen Stoff ohne Weiteres oder auf Treue und Glauben hinnehmen und bald in alt-, bald in neugläubiger Weise, zum Theil' auch wohl nach phantastischen und mystischen Grillen, welche alle Geschichte in ihrem Wesen vernichten, darüber commentiren. Ueberhaupt aber scheint es uns ein gutes Zeichen der Zeit zu seyn, daß die Bestrebungen der Theologen sich neuerdings vorzüglich auf das Leben Jesu und dessen wissenschaftliche Darstellung gewendet haben; das verräth nicht nur, daß diese Zeit ein sehr warmes und hohes Interesse an dem Stifter unserer Religion nimmt, sondern führt auch zu ernsten und tiefen exegetischen Studien, weil ohne dieselben von einer solchen Darstellung nicht die Rede seyn kann. —

Wenden wir uns nun zu dieser Schrift selbst. Nach der Vorrede (S. I.) glaubt der Verf., es sei zu der von ihm versuchten Bearbeitung des Lebens Jesu darum die höchste Zeit, weil sowohl die übernatürliche als auch die natürliche Betrachtungsweise desselben veraltet sei und weil diejenigen Evangeliencommentare zu den gelesensten gehörten, welche jene für den neuern orthodoxisirenden Geschmack zuzubereiten suchten. Das Erstere ist zuzugeben, ob aber Letzterem wirklich so sei, möchte zu bezweifeln seyn. Denn näher betrachtet, haben die Commentare, welche der Verf. dabei im Sinne hat, (die von Lücke, Tholuck, Olshausen u. A.) immer nur das particularistische Interesse einer bestimmten theologischen Partei dieser Zeit, nicht aber das allgemeine Interesse echt wissenschaftlicher Theologen in Anspruch genommen und als man neuerlich vollends anfing, sowohl hierbei als auch bei exegetischer Ermit-

Ermittelung der apostolischen Lehre die hegelsche Philosophie in Anwendung zu bringen, so wurde dieses Bestreben in Folge treuen Haltens an der grammatisch-historischen oder philologischen Interpretations-Methode mit fast allgemeiner Einstimmigkeit verworfen. Dagegen sind Fritzsche's Commentare über die Evangelien, welche auch der Verf. für treffliche Vorarbeiten seiner Studien erklärt, (S. X) jetzt die gebrauchtesten, wenigstens von Seiten aller freisinnigen Theologen. Der Standpunct der Parteien, welche die übernatürliche oder natürliche Ansicht des Lebens Jesu vesthalten, wollte nun dem Verf. nicht behagen. An den Supranaturalisten tadelt er die Sucht, das Vergangene gegenwärtig, das Undenkbare denkbar zu machen; an den Rationalisten aber sind ihm die angeblichen Halbheiten zuwider, mit denen sich ihre Kritik begnügte, indem sie das Uebernatürliche zwar ausschieden, aber das Geschichtliche selbst nicht anzutasten wagten. (S. III.) Denjenigen Standpunct, welchen er selbst nimmt, nennt er den mythischen, der zwar in einzelnen Theilen der heiligen Geschichte schon angewendet worden sei, auf dem man aber in der Länge stehen zu bleiben, sich nicht unterstanden habe. Dieß unterfteht er sich nun allerdings und zwar mit Rücksichtslosigkeit und Kühnheit, welche bei aller Geneigtheit Einzelner, nicht nur alttestamentliche, sondern auch neutestamentliche Mythen anzunehmen, noch Niemandem in den Sinn gekommen ist und führt auf solche Weise die evangelische Geschichte auf ein so winzig Kleines zurück, daß man wohl fürchten darf, es werde bald ein Anderer kommen, der auch noch Dieses zu beseitigen und Christum bis auf seinen Namen aus der Reihe der historischen Erscheinungen hinwegzutilgen unternimmt. Um sich dazu zu befähigen und selbst den Verf. der „kritischen Halbheit" anzuklagen, darf er mit diesem nur den der hegelschen Schule angehörigen Grundsatz adoptiren, daß „Christi übernatürliche Geburt, seine Auferstehung und Himmelfahrt ewige Wahrheiten

ten (in der Idee oder im Begriffe) bleiben, so sehr auch ihre Wirklichkeit als historische Facta angezweifelt werden mögen.“ Nachdem der Verf. in der Einleitung die Entstehung und Ausbildung der mythischen Erklärungsart weiter auseinandergesetzt hat, wobei es an sehr guten einzelnen Bemerkungen darüber nicht fehlt, will er beweisen, daß der Begriff des Mythus von den Theologen bisher nicht rein gefaßt worden sei, (S. 41 ff.), indem die Unfähigkeit dazu sich bei ihnen in der überwiegenden Neigung zur Annahme historischer Mythen beurkundet habe. Dieß sei aber Nichts als Mangel an Zutrauen zum Geiste und zur Idee (S. 46), als ob diese nicht im Stande wäre, Erzählungen aus sich selbst zu erzeugen. Gerade dieses aber ist bestimmt in Abrede zu stellen. Denn immer liegt der geschichtlichen Mythe irgend etwas Factisches zu Grunde, sollte es auch nur das Kleinste oder Einfachste seyn, um welches sich später das übrige Gewebe einer Tradition ansetzte, daher sich auch der Verf. wohl gehütet hat, anderswoher ein Beispiel einer solchen verkörperten Idee, die rein aus sich heraus zur Mythe geworden, anzuziehen. So liegt den Sündfluthsmythen der einzelnen Völker gewiß irgend ein geschichtlicher Vorgang aus der Masse neptunisch-tellurischer Veränderungen zu Grunde, an welchen sich jene gleichsam anbauten. So hielt man lange Zeit hindurch die Auswanderung der Aeneaden von Torja nach Italien für eine reine Fiction. Als aber neuerlich wahrscheinlich gemacht wurde, daß die Trojaner eben so, wie die Ureinwohner Latiums Pelasger gewesen seien, welche bei ihren italischen Stammgenossen Schutz und Obdach suchten, trat auch das geschichtliche Factum hervor, welches mythisch ausgeschmückt wurde. Und in wie vielen andern Fällen ist nicht bereits das Sagenhafte von dem Geschichtlichen mit bestem Erfolge geschieden worden, ohne von der gewaltsamen Maßregel Gebrauch zu machen, dieses mit jenem zugleich zu verwerfen? Und diese Maßregel sollte nur

bei

bei den biblischen Mythen in Anwendung gebracht werden müssen? Gestehen wir zu, daß Etwas rein erdichtet sei, um irgend eine Idee gleichsam im Bilde schauen zu lassen, dann wird es Fabel oder Parabel, und nur in sofern, als diese historisch genommen wurde, entstand daraus die philosophische Mythe, welche wir aber im N. T. nicht finden. Denn nie ist eine von Christo erzählte Parabel, die sogenannte Versuchungsgeschichte vielleicht allein ausgenommen, von den Evangelisten für geschichtlich angesehen worden. Ist aber dem so, dann müssen wir eine Menge hieher gehöriger Annahmen, welche sich in der Schrift des Verfs. finden, für höchst willkürlich und unbegründet, dasjenige aber für unzutreffend halten, was er von S. 46 an über die Theologen sagt, welche den Begriff des Mythus nicht umfassend genug angewendet hätten. Denn nicht Tadel, sondern Beifall verdienten die Männer, welche mit Besonnenheit das Mythische und Geschichtliche von einander auszuscheiden suchten, wenn auch Einzelne unter ihnen in anderer Weise dabei fehlen mochten. Wie nun der Verf. der S. 50 angegebenen Bestimmung seiner Schrift, den Begriff des Mythus auf den ganzen Umfang des Lebens Jesu anzuwenden, und in allen Theilen desselben mythische Erzählungen oder wenigstens Ausschmückungen zerstreut zu finden, genugthut, wollen wir jetzt im Einzelnen angeben.

Der erste Theil derselben zerfällt in zwei Hauptabschnitte: in die Geschichte der Geburt und Kindheit und in die Geschichte des öffentlichen Lebens Jesu. Im zweiten Theile werden die Wunder desselben und Dasjenige behandelt, was sich auf das Leiden, den Tod, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi bezieht. Aus jenen Abschnitten mag hier Einiges ausgehoben werden, um daran den Gang der Untersuchung zu zeigen, welchen der Verf. nimmt. Er beginnt mit der Kritik der Verkündigung und Geburt des Täufers, indem er den Berichten

des

des Lukas darüber, wie man wohl zugestehen muß, nicht mit Unrechte einen poëtisch-mythischen Grund unterlegt. Aber aus dem Ganzen nur das als historisch anzuerkennen (S. 104), daß die christliche Sage sich zu Verherrlichung der Geburt des Johannes in Verbindung mit der Geburt Jesu getrieben fand, weil der Täufer durch seine spätere Wirksamkeit und deren Beziehung auf Jesus so bedeutenden Eindruck gemacht habe, ist gewiß zu weit gegangen. Er bestreitet allerdings mit siegreichen Waffen die rohen Ansichten von den bei der Geburt des Täufers angeblich geschehenen Wundern und gesteht den Rationalisten zu, daß sie befugt waren, dieselben in Zweifel zu ziehen. Mit gleichem Glücke zieht er auch gegen die natürliche Erklärungsweise zu Felde und zeigt, wie diese doch nicht alle Wunder aufhebe, sich zum Theil' in Lächerlichkeiten verliere, dem Texte Gewalt anthue und sich selbst widerspreche. Nun aber schreitet er weiter vor und leugnet, um sich nicht der halben Maßregeln derer schuldig zu machen, welche das Wunderbare und die poëtischen Ergüsse des Zacharias für mythische Zusätze halten, das Uebrige aber als historisch gelten lassen, nicht nur Jenes, sondern auch Dieses ab, sogar das vorgerückte Alter des Zacharias und der Elisabeth und will Nichts weiter als historische Basis der ganzen Mythen annehmen, als daß Johannes und Jesus später einander näher standen. Ist aber dieß der bloße Thatbestand der Sache, so ist durchaus nicht einzusehen, wie die Mythe sich im Entferntesten daran knüpfen und daran ausbilden konnte. Nimmt man dagegen als historisch an, der Täufer sei allerdings von betagten Aeltern geboren, so war es leicht, daß die an alten Reminiscenzen reiche Frömmigkeit der Juden sich an ähnliche Beispiele aus der heiligen Geschichte erinnerte und die von ihnen bekannten mythischen Züge auch in die Geschichte seiner Geburt, so wie man sie hier eben brauchen konnte, übertrug. Wenn der Vf., um sein Resultat zu rechtfertigen, sich auf ein Apokryphum

beruft, so ist ihm entgegenzusetzen, daß die Stelle desselben der des Lukas erst nachgebildet zu seyn scheine, nicht aber dazu dienen könne, das Alter der Betreffenden mythisch zu machen. Hatte Lukas erzählt, Elisabeth und Zacharias seien betagt gewesen, so genügte dieß dem Verfasser des Apokryphums noch nicht, sondern er fügte eine Menge Parallelen aus der alten Geschichte hinzu, um zu beweisen, daß dergleichen Spätgeborne non libidinis esse, sed divini muneris, woraus die Umbildung des Apokryphums im Gegensatze gegen die Einfachheit des Lukas sich klar ergibt.

Hierauf geht der Verf. auf die Genealogieen im Matthäus und Lukas über, betrachtet sie erst einzeln (§. 16), vergleicht sie dann unter einander und sucht den Widerstreit derselben zu lösen (§. 17.). Da dieß aber schwer hält, so meint er, schließen zu können, die Messianität Jesu habe einen so entschiedenen Eindruck auf die Menschen gemacht, daß diese nicht zweifelten, auch das prophetische Merkmal davidischer Abstammung müsse bei ihm zugetroffen seyn, und daß daher mehr als eine Feder sich in Bewegung setzte, um durch genealogische Nachweisung dieses Merkmals seine Anerkennung als Messias zu rechtfertigen. Gegen die Giltigkeit dieses Schlusses dürfte aber einzuwenden seyn, daß Derjenige, welcher die messianische Würde Jesu begriff, das Kleinliche der davidischen Abstammung schwerlich vermißte und darum den Entschluß faßte, es herbeizuschaffen; daß die Differenzen der Genealogieen, wenn sie auch unauflöslich sind, keineswegs die Darstellung selbst bei Beiden als falsch erweisen, und daß mancherlei Irrungen darin leicht entstehen konnten, weil solche Geschlechtstafeln bloß in Familientraditionen erhalten wurden. Aus dem folgenden Abschnitte erwähnen wir die Ansicht des Verfs. über den Besuch der Maria bei der Elisabeth, weil dieß mit dem bereits Bemerkten wesentlich zusammenhängt. Nachdem der Verf. das Unzureichende anderer nur theilsweise mythischen Erklärungsversuche auf-

aufgestellt, vernichtet er auch diese Erzählung in ihrem historischen Grunde, indem er Alles daran, auch die Verwandtschaft der Frauen und das Alter der Kinder, das sich auf diese Erzählung stützt, als Mythe angesehen wissen will. Dagegen wäre zu erinnern: daß der Besuch der Maria selbst gar nicht im Interesse der Sage, welche sich nie ohne alle historische Grundlage ausbildet, gelegen haben dürfte, und daß, wenn sie das Verhältniß des Täufers zu Jesus schon in so früher Zeit angedeutet finden wollte, sie wohl auch andere zweckdienliche Vorgänge aus der Kindheit der Knaben erdichten konnte. Auch scheint, wie der Verf. meint, die Schwangerschaft der Elisabeth nicht deßhalb auf sechs Monate ausgedehnt zu seyn, um das ἐκτρῶσθαι des Kindes hervorzubringen, sonst würde jene Zeitbestimmung gewiß nicht schon Luk. 1, 26. coll. 24. angegeben, sondern etwa nach Mythenart V. 41. eingefügt seyn. Mag übrigens die von Elisabeth für ominös gehaltene Bewegung des Kindes auch an Gen. 25, 22. erinnern, so gibt doch diese Stelle nicht das mindeste Recht, jene überhaupt für Nachbildung zu halten. Darum ist gewiß die Verwandtschaft und der Besuch der Mütter, sowie das Alter der Kinder nicht für unhistorisch anzusehen, wenn auch alles Andere für poëtische Ausschmückung der Mythe gelten mag. — Im vierten Capitel werden die Geburt und die ersten Schicksale Jesu nach ähnlichen Ansichten beurtheilt. Der Gang, den der Verf. dabei nimmt, ist der schon geschilderte und das Resultat dasselbe, d. h. alles Historische vernichtend. Eben so stellt der Verf. im fünften Capitel die Festreise der Aeltern Jesu und dessen Bleiben im Tempel rein mythisch dar. Er trägt auch hier Mythen und Erzählungen des Alterthums aus verschiedenen Schriften zusammen, um zu zeigen, daß die Sage das zwölfte Jahr des Betheiligten unmöglich unberührt lassen konnte. Nichts kann aber willkürlicher seyn, als zu sagen: weil man fand, daß von Männern des Alterthums aus ihrem

zwölften Lebensjahre merkwürdige Thaten erzählt wurden, so dichtete man auch hier dergleichen; denn so ganz aus der Luft griff die Sage nie. Bei Salomo schob sie das berüchtigte Urtheil (S. 291), bei Samuel die Gabe der Weissagung, bei Moses die Klugheit, mit der er seine ägyptischen Lehrer übertraf, in's zwölfte Jahr zurück. Hier aber, meint der Verf., hätte dieselbe das Ganze angefertigt, was Theils an sich nicht in ihrem Wesen liegt, Theils von den angeführten Beispielen nicht nur nicht unterstützt, sondern entschieden zurückgewiesen wird. Die Sage verschiebt wohl Thatsachen, schmückt sie aus, erhebt sie, versetzt sie in andere Zeit, aber sie erzeugt sie nicht; ihre Mutter ist nicht die Idee, sondern die Geschichte.

Doch in dieser vorhistorischen Zeit des Lebens Jesu läßt man sich dergleichen Ansichten immer noch gefallen, indem die Evangelisten das öffentliche Leben Christi vorzugsweise zum Gegenstande ihrer Geschichtsschreibung machen. Aber der Vf. setzt auch hier seine mythisirende Kritik unverändert fort. Von S. 210 an behandelt er das Verhältniß Jesu zum Täufer, und da Beide weder Verwandte, noch Altersgenossen seyn sollen, so trägt er kein Bedenken, das als Resultat seiner Kritik hinzustellen, daß, wenn Jesus, wie dieß die Meinung des Lukas zu seyn scheint, im funfzehnten Jahre des Tiberiüs aufgetreten sei, der Auftritt des Johannes nicht ebenfalls erst in dieses Jahr falle, sondern früher, und daß, wenn Jesus in seinem dreißigsten Jahre auftrat, der längere Zeit vor ihm aufgetretene Täufer nicht bloß um sechs Monate älter zu denken sei. Er meint, die kurze Wirksamkeit des Täufers, wie sie von den Evangelisten dargestellt wird, habe diesen verhindert, so schnell Schüler zu sammeln und zu bilden, eine Partei von Anhängern zu hinterlassen und ein so hohes und dauerndes Ansehen sich zu verschaffen. Da er nun aber den Evangelisten wenigstens in sofern Recht geben will, als sie die Wirksamkeit des Täufers nach dem Auftreten Christi beschränken,

Digitized by Google

ten, so sieht er sich genöthigt, Jenen lange vor Christo auftreten zu lassen, und da er diesen sein Lehramt nicht gern vor dem 30sten Jahre beginnen sieht, den Täufer mehr als sechs Monate älter zu denken. Ferner glaubt er, es sei im Interesse der urchristlichen Sage gewesen, zwischen der Taufe Jesu und seinem öffentlichen Auftreten keinen Zwischenraum zu denken, sondern von dem bloßen Vorläufer fortzueilen zu dem durch diesen Angekündigten. Endlich fügt er, freilich als nicht positiv gewiß, hinzu, daß, wenn es auch so gewesen wäre, Christus nie von der Sage als Johannisjünger hingestellt werden konnte (S. 318), da man dieß eines Gottbetrauten für unwürdig gehalten. Allein durch das oben Erwähnte wird keineswegs eine lange Zeit der Wirksamkeit des Täufers gefordert. In einer so aufgeregten Zeit, wie jene war, konnte ein so bedeutender Mann, wie der Täufer, der mit seltener Kraft und großem Glücke die Herrlichkeit prophetischer Zeiten aus den Gräbern früherer Jahrhunderte heraufbeschwor, sich auch in kurzer Zeit Anhang verschaffen, zumal da es sich wohl als möglich denken läßt, daß er vielleicht schon einige Zeit vor seinem öffentlichen Auftreten sich im Stillen Jünger gesammelt hatte. Was das angezogene Zeugniß des Josephus betrifft, so zeugt es eher dafür als dagegen. Denn Josephus stellt das Auftreten des Johannes und seine Bußpredigt mit seinem Tode so genau zusammen, daß der unbefangene Leser seiner Worte auf den Gedanken kommen muß, jener Prediger in der Wüste sei ein plötzliches Meteor gewesen, aufblitzend und untergehend zugleich. Was aber die Fassung seiner Lehre anlangt, so bedurfte es dazu gewiß nur kurzer Zeit. Das Thema derselben war ja das alte: thut Buße, und neu wurde von ihm hinzugefügt: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Die von ihm hinterlassene Partei scheint nur Folge des baldigen Verschwindens ihres Meisters gewesen zu seyn. Und wenn Jesus Joh. 5, 35. selbst sagt: die Juden hätten

sich

sich neugierig πρὸς ὥραν an dem Lichte des Johannes erfreuen wollen, so spricht er damit neben der den Juden vorgeworfenen Unbeständigkeit zugleich das aus: jenes Licht habe nur kurze Zeit geleuchtet. Warum fügt endlich Luk. 3, 1. die diplomatisch genaue Zeitbestimmung hinzu und setzt sie nicht erst später oder gibt eine andere bei dem ungleich wichtigeren Auftreten Jesu? Darum steht uns das als historisch vest, daß Johannes mit Jesu allerdings verwandt und um sechs Monate älter war, und daß er daher auch nicht viel eher vor Christi Auftreten zu predigen angefangen hatte.

Indem der Verf. im Folgenden von dem Verhältnisse Jesu zu Johannes spricht, stellt er dasselbe geradezu auf den Kopf, und sucht nachzuweisen, daß der Täufer an Jesus als den Messias so früh gar nicht geglaubt, ja nicht ein Mal an dessen Messianität gedacht habe, und zwar deßhalb, weil Johannes bei Matth. 3, 13. zwar zu Jesu spreche, wie zum Messias, aber bei Joh. 1, 29. versichere, er habe ihn noch gar nicht gekannt und endlich bei Matth. 11. gar eine (dem Verf. aus politischen Gründen zweifelhafte) Botschaft an Jesum schicke mit der zweifelnden Frage: ob er der Messias sei? Diese Behauptung wurde dem Verf. um so leichter, da er früher die Verwandtschaft beider Männer für mythisch erachtete und sie nun durch die Differenzen in den Erzählungen der Evangelien, unter denen er dem vierten alle historische Glaubwürdigkeit abspricht, bestätiget zu sehen glaubt. Aber nach den schlichten Worten des Matthäus spricht der Täufer keineswegs die Ueberzeugung aus, daß er Jesum für den Messias halte, sondern nur die, daß er der Höhere, er selbst aber der Niedere sei und damit stimmt die Rede beim Johannes: οὐκ ἤδειν αὐτόν, ich kannte ihn nicht als Messias, genau zusammen. Erwies sich nun, wie wir wissen, der Täufer als einen stürmischen Charakter, der Alles mit der den Bäumen an die Wurzel zu legenden Axt herbeiführen wollte, und unter dem

Lamme

Digitized by Google

lamme Gottes, das die Sünden der Welt trägt, gewiß nur den die Bosheit der Menschen mit schweren Opfern entgeltenden Messias verstand, was Wunder, wenn er hinter Kerkermauern an der Messianität dessen, welcher ganz still und geräuschlos wirkte und alles Aufsehen zu vermeiden suchte, zu zweifeln anfing? (Matth. 11.) Johannes hört wohl von den ἔργοις χριστοῦ, aber die Hauptsache, das offene Hervortreten fehlt ihm an demselben. In stillem Zweifel an seinem eigentlichen Vorhaben sendet er die Botschaft ab, und läßt ihn fragen, ob er der Messias sei? Wie er selbst das nahende Gottesreich mit dem Feuer eines Elias verkündet hatte: so will er auch, daß es von Andern hergestellt werde. Diese Schilderung des johanneischen Geistes ist so charakteristisch für den prophetischen Standpunct, auf welchen der Täufer sich gestellt hatte, daß wir kein Jota von derselben einbüßen möchten. Und wenn Jesus gleich darauf sagt: was meinet ihr am Johannes gehabt zu haben; seid ihr etwa hinausgegangen, um ein Rohr zu sehen, das der Wind hin und her bewegt? so heißt dieß nicht, wie der Verf. will: einen unbeständigen Menschen ohne Halt und Stand, denn das verstand sich wohl von selbst, daß die Juden deßhalb nicht hinausgegangen waren: sondern er will, wie Grotius sagt, nur darauf hinweisen, das Johannes keine gemeine und gewöhnliche Erscheinung gewesen, wie ein vom Winde hin und her getriebenes Rohr. Mit dem Verf. bei scheinbaren Differenzen Alles auf Rechnung der Mythe zu schreiben, ist eine sehr leichte, aber auch sehr gewagte Procedur. Hier führt sie zu Nichts weiter, als daß er das ganze Verhältniß zwischen Jesus und Johannes verwirrt, indem er die betreffenden Stellen Theils falsch erklärt, Theils den Charakter des Täufers zu niedrig beurtheilt, Theils die Erzählungen der Evangelisten mit unbeschränkter Willkür zurecht legt. — Diese Willkür des Verfs. auch bei den folgenden Abschnitten dieses ersten Theiles aufzuzeigen, würde

würde eine förmliche Schrift erfordern, es mögen daher nur die Resultate, welche er gewinnt, noch hier stehen. Nach der Ansicht desselben denkt nämlich Jesus bei der Taufe noch gar nicht daran, der Messias zu seyn oder werden zu wollen (S. 374); die Versuchungsgeschichte gilt ihm für eine urchristliche, alttestamentlichen Stellen nachgebildete Sage (417); der Anfang des Lehrgeschäffts Jesu ist nach ihm historisch nicht zu ermitteln (458); der ganze Plan Jesu beschränkte sich seiner Behauptung gemäß nur auf die Juden und der Taufbefehl ist ihm daher angedichtet, (507) das Gespräch mit der Samaritein ist rein mythisch; auch in der Berufung der Apostel zeigt sich das Schalten und Walten der Sage (541); der Apostel Johannes und der Evangelist sind zwei verschiedene Personen (563) und die Aussendung der Siebenzig, ihre Zahl und ihr Zweck erscheint ganz unverbürgt (568). Im sechsten Capitel behandelt der Verf. die Reden Jesu. Nach seinem Dafürhalten sind sie zwar nicht durch die Fluth der mündlichen Ueberlieferung weggeschwemmt, aber aus ihrer natürlichen Lage gerissen, und haben, wie die Parabeln, ihre ursprüngliche Form verloren. Die Reden beim Johannes verrathen nur den Charakter des Schriftstellers; die traditionalen Aussprüche Jesu sind bei ihm nicht an gehöriger Stelle eingeschaltet und ermangeln des Zusammenhangs; sie sind freie Compositionen des Evangelisten und lassen sich nicht ohne eine gewisse Einförmigkeit construiren. Nur die Erzählung von der Tempelreinigung trägt ein historisches Gepräge (S. 709). Endlich liegt den Erzählungen Joh. 8, 1. ff. Luk. 10, 38. ff. und Matth. 26, 6. parallel mit Marc. 14, 3. ein historisches Datum zu Grunde, aber Luk. 7, 36. ff. u. Joh. 12, 1. ff. sind durch Vermischung entstanden.

Dieselbe Behandlung der evangelischen Geschichte herrscht im zweiten Bande dieser Schrift, dem eine stark gefaßte Vorrede gegen die Beurtheiler des ersten vorausgeht. Zuerst wer-

Digitized by Google

werden die Wunder Jesu in Augenschein genommen (S. 1 bis 251) und diese hergeleitet Theils aus ähnlichen Thatsachen des A. Tts., Theils aus Zeitvorstellungen, Theils aus Reden Jesu, Theils und hauptsächlich aus prophetischen Aussprüchen. Zuerst beweist der Verfasser, daß die Juden von dem Messias Zeichen und Wunder forderten, und daß Jesus diesen Anforderungen mehr als genug gethan habe. An die Spitze stellt er die Dämonenaustreibungen. Da weder in den Propheten auf dergleichen Wunderheilungen hingewiesen wird, noch sonst im A. T. analoge Fälle dieser Art zu finden sind, so muß der Verf. von den Quellen, aus denen er seine gewöhnlichen mythischen Erklärungen schöpft, hier nothgedrungen abgehen und sich nach einer andern umsehen. Er macht daher den einfachen, aber raschen Schluß: da man vom Messias erwartete, er werde feindselig gegen jene unsaubern Geister auftreten und das dämonische Reich zerstören, so sind jene als Thatsachen erzählten Wunder Nichts als Nachbildungen der Erwartung. Allein was hat man nicht Alles zu Christi Zeit von dem Messias erwartet, was er doch nicht erfüllte? Warum hat hier die Mythe die Lücken nicht eben so ausgefüllt, wie sie es angeblich dort that? Daß sie sich bei den Dämonenaustreibungen auf einem sehr bequemen Felde bewegte und Manches hinzugethan haben mag, was nicht historisch ist, wollen wir keineswegs leugnen; aber daß sie den ganzen Kreis jener Erzählungen gemacht habe, weil es die Meinung der Mitwelt also forderte, ist eine eben so übereilte als falsche Annahme. Geht die Mythe darauf aus, die Erwartungen eines Zeitalters auf solche Weise zu befriedigen, so muß sie dieß entweder bei allen thun oder der Kanon des Verfs. ist unsicher und trüglich.

Er geht hierauf zu den Heilungen des Aussatzes über, bei deren letzter, Luk. 17, 12. ff., er mit seiner gewöhnlichen Raschheit verfährt. Da er nämlich voraussetzt, daß

Jesus

Jesus weder dieß noch etwas Aehnliches vermocht und vollbracht habe, so legt er vor Allem auf V. 17. ein bedeutendes Gewicht, so wie darauf, daß es ein Samariter ist, welcher umkehrt und seinen Dank dafür darbringt. Ferner schöpft er daraus Verdacht, daß eben der Lukas diese die Samariter ehrende Handlung erzählt, der auch die Gleichnißrede vom barmherzigen Samariter hat. Für eine Parabel will er nun zwar diese Erzählung nicht halten, weil Jesus nie sich selbst in einer Parabel aufführe. Da aber dieß für den Verf. zu einladend ist, die Wundergeschichte mit der Gleichnißrede zusammenzustellen, so nimmt er die ihm Alles geltende Sage hinzu und behauptet, Parabel und Sage hätten jene Wundergeschichte erzeugt. (S. 60.) Gründe dafür führt er nicht weiter auf. Allerdings vermischt die Sage Aehnliches und könnte wohl auch zwei Parabeln in Eine verwandeln. Aber daß in der Tradition eine Parabel in eine Erzählung von thatsächlicher Wunderwirksamkeit übergehe, setzt einen Glauben voraus, der Alles findet, was er sucht. Gerade die Natur der Parabel ist von der Art, daß sie sich im Munde des Volkes, dem sie angehört, am Längsten und Sichersten rein erhält, zumal bei den an diese Lehrform gewöhnten Juden, und während der Verf. dieß gar nicht beachtet, hütet er sich auch, Beispiele für seine Annahme aus dem N. T. oder sonst woher anzuführen, so geneigt er auch erscheint, Reden zur Quelle von Thatsachen zu machen. — Die Blindenheilungen leitet er aus einer andern Quelle her, nämlich aus der Prophetie. Aus den einfachen Worten des Jesaias 35, 5. 6., eine Stelle, die wie Matth. 11, 5. zeige (?), eigentlich verstanden worden sei, hat nach ihm die Mythe alle jene Wunder gebildet. Bei dieser Gelegenheit, wie auch anderwärts, sucht er Alles, was eine Differenz und etwas Mysteriöses zu verrathen scheint, auf, um das Unmögliche einer andern Erklärungsweise darzuthun. Der Hang zum Mysteriösen ist ihm vorzüglich bei Marcus anstö-

anstößig; ja er glaubt dieses da zu finden, wo man sonst nur Unverdächtiges zu lesen meinte. Bei der Heilung (7, 32.), die Christus an einem schwer redenden Tauben verrichtete, bietet er namentlich Alles auf, um die Spuren der Mythe eben in jenem Mysteriösen zu finden. Schon die äußere Handanlegung Christi an den Kranken fällt ihm auf, da doch Marcus gewiß nichts Anderes damit ausdrücken will, als: Christus habe sich auch äußerlicher Mittel, die im Volke bei gewöhnlichen Heilungen gebraucht wurden, bedient, um seine Wunderkraft zu verbergen, Theils wegen der Zudringlichkeit des Volkes, Theils wegen des Hasses der Obern cfr. 6, 13. dadurch läßt sich auch das S. 82 Gesagte berichtigen. Auch das ἐστέναξε fällt dem Verf. übermäßig auf (75), während es doch ganz einfach auf ein stilles Gebet bezogen werden kann, (wie auch die στεναγμοὶ Röm. 8, 26.), eine Bedeutung, die der Verf. zwar anführt, aber wie Vieles nicht als unrichtig widerlegt. Es ist ein ἐμβριμᾶσθαι τῷ πνεύματι (Joh. 11, 33. ff.) verbunden mit einem Gebete, wie es Jesus nicht nur der Erweckung des Lazarus, sondern auch den Speisungen als εὐχαριστεῖν vorangehen läßt. Auch die syrische Form ἐφφαθά, (cfr. 5, 41.) ist dem Verf. etwas Mysteriöses, welches erst durch die Mythe veranlaßt worden sei. Richtiger aber ist das, daß es dem Schriftsteller in der Ursprache feierlicher klang, und daß er es daher, wie auch Matth. 27, 46. that, in dieser wiedergab. Die Herleitung jener Wunder aus einem Worte des Propheten wird übrigens nach dem Obigen kein Besonnener zulässig finden, indem Mythen sich wohl auf Thatsachen stützen, nicht aber aus Worten Thatsachen construiren. Und welche beschränkte Ansicht ist es, zu glauben, die ersten Christengemeinden hätten jene Sagen erfunden? Ihre ganze geistige Existenz sog ihre Nahrung aus Thatsachen, welche nach und nach vergrößert werden mochten, und diese einfachen schlichten Menschen für Schulgelehrte anzusehen, die

die

die Schriften der Propheten in der Absicht lasen, um alle Stellen derselben auf Christum anzuwenden und wo die Thaten desselben nicht ausreichten, dergleichen aus diesen Stellen zu erdichten, damit sich keine Lücke finde, die bei den noch Ungläubigen Anstoß erregen könnte, ist eine Annahme, die kaum dem Scheine des Lächerlichen entgeht. Als sie selbst zu glauben anfingen, mußte doch ihrem Glauben in der Geschichte Jesu irgend etwas Thatsächliches zu Grunde liegen, und dieses hätten sie erst ganz und gar vernichtet und aus den Propheten sich einen andern Christus construirt, als ihnen verkündet war? Der Gläubige dichtet nicht, er hält sich an das einfache Wort der Verkündigung und reicht ihm dieses nicht aus, so gibt er seinen Glauben Preis, ohne zur thatsächlichen Ergänzung dessen, was ihm fehlt, die Schriften alter Propheten zu Hilfe zu rufen. Gesetzt aber auch, dem wäre so und die Tradition hätte unter den ersten Christengemeinden jene Thaten Jesu erst gebildet, um durch sie Ideeen des A. Tes. zu realisiren, wie sehr müßte man sich über die große Uebereinstimmung der Sage in den einzelnen Evangelien verwundern, welche der Vf. durch ämsig gesuchte Differenzen durchaus nicht vernichten kann, weil diese Theils nur scheinbar, Theils ganz unbedeutend sind? Da sich die Christengemeinden fern und fast unabhängig von einander bildeten, so müßten wir so viele Mythenkreise als Gemeinden haben; denn von jeder derselben wäre doch wohl vorauszusetzen, daß sie auf dem Grunde der Prophetie sich in der Schöpfung historischer Mythen versucht hätte? Dem war aber gewiß nicht so; denn Paulus weist in seinen Briefen auf das Eine und constante *εὐαγγέλιον* hin, das den Gemeinden verkündet worden sei. Und was hätten besonders die Heidenchristen für ein Interesse gehabt, Christum nach den Propheten mit nie vollbrachten Thaten, wie mit fremden Federn zu schmücken? Wie dieß Alles zugegangen, und woher die Gleichmäßigkeit und Uebereinstimmung der Evangelien bei den nothwendig

wendig verschiedenen Sagenkreisen, die aus dem Kanon des Verfs. sich ergeben, gekommen sei, hat dieser nirgends zu erörtern versucht. — Da übrigens bekannt ist, wie gern die neutestamentlichen Schriftsteller auf das A. T. hinweisen und wo sie nur können, Formeln einfügen, um darzuthun, wie da und dort ein altes Schriftwort erfüllt sei, so fragt man billig, warum dieß gerade bei den Wundererzählungen nicht so geschieht? Wir können hierauf nur antworten, weil die Evangelisten oder nach dem Verf. die Berichterstatter des Mythenkreises nicht von Ferne daran dachten, durch erdichtete Wunder die alte Prophetie zu einer erfüllten zu machen. Mit einem Worte: Niemand in den christlichen Gemeinden dachte daran, daß durch jene Heilungen irgend ein dürres prophetisches Wort verwirklicht werden sollte; denn sonst würde sich wohl wenigstens bei einzelnen Wundergeschichten ein alttestamentliches Citat finden, da es sonst selbst bei geringfügigen Aussprüchen Christi nicht fehlt. Auch dürfte hierbei noch Folgendes zu beherzigen seyn. Wäre die Prophetie der Grund jener Erzählungen gewesen, so wäre es sonderbar, daß die Mythe gerade zu dieser Auswahl kam, und daß sie nicht noch andere Ideeen der Propheten zu realisiren für gut befand. Denn in jener Zeit galt gar noch Vieles für messianisch, was weder Befriedigung noch Erfüllung im N. T. fand. Auf der andern Seite hat aber auch der Verf. die Prophetie nicht umfassend genug angewendet, sondern seine Zuflucht zu noch weit größern Willkürlichkeiten genommen. Denn wenn er das Wandeln Jesu auf der See aus der Idee der christlichen Zeit herleitet (186), nach welcher die den Christen anfechtende Welt unter dem Bilde eines wilden Meeres dargestellt wird, so sieht man leicht, wie jene Thatsache und diese Idee so gänzlich von einander entfernt sind, daß es vielleicht dem tiefsinnigsten Philosophen nicht beikommen konnte, die letztere gerade so zu realisiren. Philosophem hat aber die urchristliche Zeit nicht gehabt, und unsere

schlichte

schlichte Erzählung hätte, wenn sie anders zu jenem Zwecke geschaffen worden wäre, Etwas bestimmter ausfallen müssen. Es wäre ohne Zweifel leichter und dem angegebenen Kanon angemessener gewesen, wenn der Verf. auf Jes. 43, 2. Rücksicht genommen hätte, wo es heißt: denn du wirst auf (in, durch) den Wassern gehen und ich will bei dir seyn, und dich durch die Wogen geleiten und sie werden dich nicht vernichten. Hätte der Verf. zufällig diese Stelle aufgefunden, so hätte er jene Idee nicht in Anspruch zu nehmen gebraucht. Freilich hätten ihm dabei die folgenden Worte Mühe gemacht: und wenn du durch's Feuer gehest, wirst du nicht verbrennen und die Flamme wird dich nicht anzünden. Aber darin zeigt sich eben die Vagheit, mit welcher er in dieser Sache zu Werke geht, indem er weder die Modalität der angeblichen Realisirung einer prophetischen Idee näher angibt, noch die Auswahl der letztern rechtfertigt. Gesetzt nämlich, die urchristliche Welt fand die angezogene prophetische Stelle und setzte, um die Erfüllung derselben zu bewirken, jene Erzählung zusammen; warum realisirte sie nun das andere Glied derselben nicht auch? Warum ließ sie Christum nicht auch durch's Feuer gehen, um seine wunderbare Unverbrennbarkeit zu verherrlichen? Eben so kann man fragen, warum hat die Mythe viele andere prophetische Stellen unberücksichtigt gelassen und z. B. wenigstens nicht theilweise jene Schilderung einer glücklichen Zeit Jes. 11, 6. ff. in historischer Scheingestalt wiedergegeben? Kurz die Willkür, mit der der Verf. bald aus prophetischen Declamationen, bald aus Zeitideeen, bald aus der Scheu vor Anstößigkeiten (S. 310), die Entstehung jener Sagen herleitet, ist grenzenlos und verdient keine weitere Besprechung. Wir führen daher nur noch an, welche Ordnung er im Folgenden beobachtet. Nach den Seewundern beleuchtet er die wunderbaren Speisungen und leitet sie aus alten Erzählungen 1. Kön. 17, 8 bis 16. 2. Kön. 4, 42. her (S. 219); dann die Verwand-

wandlung des Wassers in Wein, wobei er 2. Mos. 17, 1. ff. 4. Mos. 20, 1. ff. Richt. 15, 18. ff. 2. Mos. 7, 17. ff. u. s. w. berücksichtigt, dann die Verwünschung des Feigenbaums, die er als eine aus Parabeln und Mythen zusammengesetzte Erzählung ansieht. Früher handelt er von den Todtenerweckungen, deren Vorbilder er 1. Kön. 17, 17. ff. 2. Kön. 4, 18. ff. findet (S. 172); die Sabbath-Heilungen, die Heilungen in der Ferne (S. 103), unwillkürliche Heilungen (93), Heilungen von Paralytischen (83), die er alle auf ähnliche Art aus Thatsachen in Mythen verwandelt. — Den Uebergang zu der Geschichte des Leidens, Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt bildet die Verklärung und die letzte Reise nach Jerusalem. Bei der Verklärung thut der Verf., wie überhaupt die ganze Schrift hindurch dem Johannes Unrecht, indem er dessen Schweigen über dieselbe durch das Nichtwissen des Schriftstellers erklärt und seinem Evangelium, gerade so, wie den synoptischen, die Authentie abspricht, obgleich er auf der andern Seite mit der schreiendsten Inconsequenz wieder aus allen heraus argumentirt, was er für seine Annahmen nöthig hat. Was nun jenes Schweigen des Johannes anlangt, so scheint dasselbe schon daraus erklärlich zu seyn, daß er jene himmlische δόξα als etwas dem Herrn während seines ganzen Lebens Angehöriges betrachtet und beschreibt, (2, 11. 11, 40.) wobei ihm kein äußerlicher und schnell vorübergehender Act oder eine Gradation derselben nöthig schien. Er verstößt also keineswegs gegen seinen im Prologe V. 14. (S. 264) aufgestellten Satz: wir sahen seine Herrlichkeit als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater ꝛc. Die Verklärung selbst wird vom Verf. als nach dem Vorbilde der mosaischen gemacht betrachtet 2. Mos. 24, 1. 9—11. und nach ihren allerdings großen Aehnlichkeiten mit ihr S. 271 zusammenstellt. Dabei geht er, wie auch oft anderwärts, sehr

in's

Stellen des A. T., welche die Targumim zu messianischen umgestaltet haben, hätte benutzen wollen, so hätte sie noch weit Mehr leisten müssen; vornehmlich da jene vermöge ihrer Polemik gegen das Christenthum allen nur möglichen Stellen messianische Deutungen gaben, um zu beweisen, daß Christus der gehoffte Retter nicht gewesen.

Indem der Verf. zur Leidensgeschichte übergeht, fragt er zuerst, ob Christus in einzelnen Zügen sein Leiden vorhergesagt habe? Diese Frage verneint er und erklärt die darauf bezüglichen Stellen für vaticinia post eventum (S. 309). Dabei kommt er auch auf die Stelle Joh. 3, 28., die er für eine falsche Deutung des Evangelisten ausgibt, weil hier, wie sonst nirgends bei diesem Schriftsteller, der Kreuzestod bezeichnet werde. Allein dieß brauchte der Verf. nicht zuzugeben, da jene Worte ὅταν ὑψώσητε τὸν υἱόν etc. zwar das Tödten bezeichnen können, aber nicht gerade das Tödten am Kreuze, indem beide Begriffe beim Johannes in dem Einen aufgehen: wenn ihr mich hinwegräumet und so zu meiner Herrlichkeit erhebet, u. s. w. — Von dem Folgenden geben wir auch hier der Kürze halber nur den Hauptinhalt an. S. 311 werden die Todesverkündigungen im Allgemeinen betrachtet und vermuthet, daß die Reden der Synoptiker mehr dem nach Jesu Tode ausgebildeten Systeme anzugehören, die des Johannes aber ex eventu gesagt zu seyn scheinen, um das Anstößige seines Kreuzestodes durch das angebliche Vorausſagen desſelben zu entfernen. Dann folgen S. 324 die Aussprüche Jesu über seine Auferstehung. Auch diese haben nach dem Vf. ihre Bestimmtheit erst aus dem Erfolge erhalten, so wie die bildlichen Vorhersagungen der Auferstehung S. 240. Was die Reden von der Parusie Jesu anlangt, so wird behauptet, daß diese in Palästina, wo die ersten drei Evangelien sich bildeten, frühzeitig in die Tradition aufgenommen, aber in dem hellenistisch-theosophischen Kreise des vierten Evan-

Evangeliums ihr sinnliches Gewand abstreiften (S. 372). Dann folgt die Erörterung der Anschläge der Feinde Jesu, des Verraths des Judas, des letzten Mahles mit seinen Jüngern, der verschiedenen Ansichten über den Charakter des Judas und die Motive seines Verrathes, der Bestellung des Paschamahls, der abweichenden Meinungen über die Zeit desselben und der Vorgänge dabei. Unter ihnen wird die Fußwaschungsscene bei Johannes nur für eine sagenhafte Ausschmückung einer synoptischen Demuthsrede ausgegeben, während wohl klar genug ist, daß diese symbolische Handlung, durch welche die Aufforderung zur Liebe gegeben wird, die auch nach dem Scheiden Jesu das Eigenthum der Jünger seyn soll, sich nicht leicht aus einer Rede zu einer Handlung gestaltete, bei den Synoptikern aber leichter wegfallen konnte, Theils als weniger wichtig, wegen verwandter Reden, Theils und hauptsächlich, weil die Evangelisten keine Historiker waren, welche allen gegebenen Stoff ängstlich zusammenzustellen sich bemühten. Dann folgt die Verkündigung des Verrathes und der Verleugnung als vaticinia post eventum. Die Einsetzung des Abendmahls, deren Formel erst später entstand. Hierauf ist die Rede von dem Gange nach dem Oelberge, der Gefangennehmung, dem Verhöre, der Verurtheilung und Kreuzigung Jesu. Hier legt der Vf. die Differenzen zwischen den Synoptikern und dem Johannes (§. 122) mit einer philosophischen Kälte auseinander, welche freilich ihm weit leichter wurde, als Christus, der nach seiner Meinung nach den ermuthigenden Reden bei Johannes (Cap. 14—17) nicht in den Seelenkampf der Synoptiker fallen konnte, wenn er anders nur ruhig über sich nachgedacht hätte. Bei dieser Gelegenheit tritt das Kleinliche hervor, daß S. 471 ἡ ψυχή μου περίλυπός ἐστιν ἕως θανάτου so zerschnitten wurde, daß die ersten Worte aus Ps. 42, 6. 12. 43, 5 und die beiden letzten aus Jon. 4, 9. zusammengesucht seyn sollen. Eben so hält der Vf. die Berichte des Matthäus und

der Apostelgeschichte hinsichtlich des Todes des Verräthers völlig auseinander (S. 498), welche sich wohl ohne Zwang vereinigen lassen. Das Händewaschen des Pilatus wird als eine symbolische Handlung der Juden aus 5 Mos. 21, 6. ff. hergeleitet, eine Stelle, welche von etwas ganz Anderem handelt. Obgleich der Vf. dieß selbst einsahe, hielt er es doch nicht für unpassend, eine solche Handlung als fremden Volksgebrauch für den Pilatus zu erfinden. Aber es bedurfte deß nicht, weil es eine ganz gewöhnliche symbolische Handlung war, und weil eben deßhalb von keiner Accommodation dabei die Rede seyn konnte. Auch die Antwort der Juden: sein Blut komme über uns ꝛc., hat nichts Verdächtiges, wie der Vf. will, noch schmeckt sie nach einer christlichen Fiction, da sie eine im jüdischen Sprachgebrauche häufige Formel ist, mit dem Sinne: wenn es eine Schuld wäre, wie es keine ist, so möge sie sich an uns rächen. Weiter hin kommt der Tod und die Auferstehung Jesu zur Sprache. Die einzelnen Ereignisse dabei werden als verdächtig hingestellt, der Tod aber für wahrscheinlich erachtet und die Christophanieen nach der Auferstehung nach Art der paulinischen als innere Visionen mit Berücksichtigung prophetischer Stellen bezeichnet, wobei man freilich nicht an 1 Kor. 15, 6. denken darf, weil es doch in der That eine starke Zumuthung wäre, sich in dieser Sache 500 Visionäre auf ein Mal zusammen zu denken. — So hätte denn der Vf. nach hegelschen Principien den historischen Christus beinahe ganz vernichtet und Statt seiner müßte sich die christliche Welt fernerhin nur noch mit der Idee desselben begnügen. Dieses Resultat ist zum Zeugnisse über jene Philosophie und zur Charakterisirung ihrer vielgepriesenen Verdienste ums Christenthum so ungeheuer, daß der Vf. selbst davor erschrickt, sich aber auch bald wieder sammelt, um die christliche Welt darüber zu trösten. Dieß versucht er in einer beigefügten Schlußabhandlung, von der wir noch etwas Weniges bemerken müssen.

Er

Er will darin zeigen, in welches Verhältniß jenes Resultat zu der orthodoxen, rationalistischen, eklektischen und symbolischen Christologie trete und darthun, daß es sich mit keiner derselben vereinigen lasse, sondern nur mit der speculativen oder der hegelschen, welche keinen historischen Christus brauche, sondern nur einen idealen oder intellectualen, der dem Bedürfnisse des Glaubens vollkommen genüge. Man müßte ein Buch schreiben, um das Grundlose und Gefährliche dieser Ansicht aufzudecken, daher wir es den Lesern selbst überlassen, ihr Urtheil darüber festzustellen. Wir wollen nur bemerken, daß die Kritik, welcher der Vf. die nichtspeculativen Christologieen unterwirft, bei der rationalistischen am Seichtesten gerathen ist und ihr durchaus nichts Haltbares entgegensetzt. Er sagt nur kurz, der Christus der Rationalisten könne nicht ein Gegenstand der Frömmigkeit werden, und die Dogmatik über einen solchen keine Sätze aufstellen, denn Christus habe nach jenem Systeme keine Religion gelehrt, deren Object er selbst sei. Die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Letzteren vergißt aber der Vf. nachzuweisen, und was das Erstere betrifft, so läuft dasselbe auf eine völlig unwahre Behauptung hinaus. Denn derjenige Sterbliche, welcher auf der Höhe der religiösen und sittlichen Vollendung steht, auf welche der christliche Rationalismus nach dem eigenen Eingeständnisse des Vfs. Christum stellt, kann nicht nur, sondern muß sogar ein „Gegenstand der Frömmigkeit" für Alle werden, welche sich tief unter ihm fühlen und er muß es um so inniger werden, je geläuterter und reiner die geschichtlich wahren Züge sind, in denen die rationalistische Ansicht das erhabene Bild desselben darstellt, während die eklektische (schleiermachersche), symbolische (kantisch-dewettische) und speculative (hegelsche) Christologie ihn zur Hälfte oder ganz zu einem Bilde der Phantasie umprägen, an welchem das Herz Nichts zu bewundern und zu verehren findet, weil ihm die erforderliche geschichtliche Wahrheit

man-

mangelt. Ist Christus im Systeme des Rationalismus nicht Derjenige, „an welchen, wie der Vf. spricht, die Kirche glaubt:“ so ist es eben Pflicht der Kirche, das falsche Bild, das sie von ihm aufstellt, mit dem wahren zu vertauschen und dazu wird sie auch, wie die Erfahrung und das Beispiel aller erleuchteten Kirchenglieder lehrt, unendlich mehr geneigt seyn, als das mit trügerisch-kirchlichem Schmucke umkleidete Gedankending zum Gegenstande ihres Glaubens zu machen, welches ihr mit theilweiser oder gänzlicher Vernichtung alles historisch Wahren die eklektische, symbolische und speculative Ansicht vorhält. Das Trügerische, worauf hierin, besonders bei der speculativen Christologie, Alles hinausläuft, macht dem Vf. am Meisten zu schaffen und er weiß zuletzt sich nicht anders zu helfen, als daß er spricht: Wenn man darüber nicht ganz hinauskomme, so lange man nicht offen sagen wolle, der speculative und der historische Christus seien nun ein einmal zwei ganz verschiedene Dinge, so sei dieß nicht die Schuld „des Fürwitzes eines Einzelnen, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwickelung der christlichen Theologie herbeigeführt.“ Das ist jedoch die leerste Ausflucht, die sich denken läßt. Denn nirgends liegt die Nothwendigkeit vor, eine alles Reale durch das Intellectuale vernichtende Philosophie, wie die hegelsche ist, auf die christliche Theologie anzuwenden und wenn Einer, wie eben der Vf. that, dabei so weit geht, das historische Christenthum auf ein Nichts zu reduciren, so ist ihm das allerdings als arger „Fürwitz“ anzurechnen, wie gewandt, gelehrt und wissenschaftlich ernst er auch dabei zu Werke gehen möge. „Der Kirche, der Menschheit und der Wahrheit ist, mit einem Worte, am Besten damit gedient,“ daß man den historischen Christus in seinen beglaubigtsten Zügen unverrücklich vesthalte, ihn als solchen mit unverstellter Offenheit predige, seine himmlische Lehre durch das für alle Zeiten Wahre und Anziehende der Geschichte seines

Lebens

Lebens erläutere und bekräftige und in religiöser und sittlicher Hinsicht die Menschheit zu ihm hinaufzubilden suche. Diese bewährte Maxime setzt uns über das Bedürfniß einer Schrift hinaus, welche die Bestimmung der vorliegenden hat, wie anregend auch dieselbe, was wir ihr gern zugestehen, auf eine fortgesetzte Revision des historischen Materials des Urchristenthumes wirken kann.

Zusatz des Herausgebers.

Die evangelischen Urkunden und die in ihnen mitgetheilten geschichtlichen Ereignisse können einer dreifachen Betrachtungsweise unterliegen.

Nach der ersten sieht man jene Urkunden als ein unmittelbares und wunderhaftes Erzeugniß göttlicher Eingebung an, an welchem die Männer, deren Namen sie an ihrer Spitze tragen, Trotz ihrer äußerlichen Autorschaft doch nur einen werkzeugsmäßigen Antheil hatten, indem der heilige Geist jedes Wort, das ihre Finger schrieben, ihnen in die Feder dictirte. Eben darum gewinnen auch die darin berichteten Ereignisse die Gestalt von Thatsachen, welche bis in ihre kleinsten Theile den buchstäblichsten Glauben verdienen, bei scheinbarem Widerspruche mit ehrfurchtsvoller Scheu gegen ihre göttliche Bewahrheitung in möglichste Uebereinstimmung gebracht werden müssen und, wenn sie einen prodigiösen Charakter an sich tragen, ihre vollkommene geschichtliche Rechtfertigung in der Allmacht Gottes finden, welche in der heiligen Geschichte nach ganz anderen Gesetzen waltet, als in der profanen.

Die zweite Betrachtungsweise hält die evangelischen Urkunden im Allgemeinen für das Werk von Menschen, welche durch die Lage und Umstände, in die sie Gott versetzte, zur Abfassung derselben am Meisten befähigt waren, und will deßhalb die Frage über die Authentie ihres Ursprunges und Inhalts

Digitized by Google

halts ganz nach denselben Grundsätzen beurtheilt und entschieden wissen, welche man bei allen anderen menschlichen Geschichtswerken in Anwendung bringt. Was die Ereignisse betrifft, welche in ihnen erzählt werden, so erkennt dieselbe ihre Uebereinstimmung in dem Wesentlichen, worauf es dabei ankommt, als hinreichenden Beweis ihrer geschichtlichen Glaubwürdigkeit an, sucht sie, so weit es ohne Zwang geschehen kann, in abweichenden Nebenumständen zu vereinigen; läßt, wo dieß nicht möglich ist, dieselben auf sich selbst beruhen; sucht den eigentlichen Hergang eines Factums von der Meinung zu unterscheiden, welche die Erzähler demselben beimischten, und wenn das Ganze eine prodigiöse Farbe hat und mit dem providentialen Laufe der Dinge in Gegensatz tritt: so fragt sie wohl nach der Möglichkeit, die Spuren jenes Laufes auch in den Berichten der Erzähler ausfindig zu machen, hütet sich aber sorgfältig, sie für diesen Zweck gewaltsam auszudeuten. Sie begnügt sich vielmehr mit der Annahme, daß manches Prodigiöse in sagenhaften Veränderungen und Ausschmückungen von etwas Geschichtlichem seinen Grund haben möge, wie das ohne allen Schaden für die wesentlichen Momente der Geschichte in vielen anderen Erzählungen der alten Welt der Fall ist.

Die dritte Betrachtungsweise macht in Bezug auf die evangelischen Urkunden und die Erzählungen derselben eine Zweifelsucht geltend, welche den geschichtlichen Gehalt derselben so gut wie ganz vernichtet. Sie benutzt jede noch so kleine Differenz, welche sich in ihnen findet, um die Authentie von Beiden entschieden in Abrede zu stellen; sie sucht und macht sogar dergleichen Differenzen da, wo der unbefangene Betrachter keine zu finden vermag, oder überhebt sich doch der Mühe, sie auf eine ungezwungene und wahrscheinliche Weise auszugleichen. Sie verwirft sogar das Wesentliche mit der größten Uebereinstimmung erzählter Thatsachen als unwahr, wenn die Erzähler nur in kleinen und unwesentlichen Umständen von einander abweichen,

reichen, und stößt sie in denselben auf etwas Prodigiöses, so beseitiget sie dasselbe mit der unbedingten Erklärung, daß es der dichtenden Sage angehöre und auf geschichtliche Zuverlässigkeit und Giltigkeit nicht den mindesten Anspruch habe.

Wollte man diese drei Betrachtungsweisen nach Maßgabe des Verhältnisses bezeichnen, in welchem sie zu der Frage über die Glaubwürdigkeit aller menschlichen Geschichte stehen, so würde man die erste die aber- oder übergläubige, die zweite die gläubige und die dritte die ungläubige nennen müssen; weil sich ihr eigenthümlicher Charakter in dem blinden Fürwahrhalten auch des Unglaublichsten, in der besonnenen Annahme des wahrhaft Glaublichen und in dem kecken Verwerfen selbst des Glaublichsten entschieden ausspricht. Nimmt man dagegen auf den Grund Rücksicht, worauf zuletzt dieser eigenthümliche Charakter derselben beruht, so kann man die erste mit H. D. Strauß, die supernaturalistische (in der Schulbedeutung dieses Worts), die zweite die rationalistische und die dritte die mythische nennen. Denn jene geht bei dem Urtheile über die evangelische Geschichte von der Annahme einer wunderhaften Wirksamkeit Gottes aus, die mittlere macht bei deren Würdigung dieselben Principien geltend, welche die gesunde Vernunft zu sicherer Ermittelung und Feststellung aller geschichtlichen Wahrheit für nöthig erachtet, die letztere aber verweist mit theilweiser oder gänzlicher Verwerfung dieser Principien Alles, was ihr in der heiligen Geschichte verdächtig erscheint, ohne Weiteres in das Gebiet der Sage oder Mythe. Und ist von der wahrheitlichen Rangordnung die Rede, welche diese drei Ansichten unter einander einnehmen, so ist offenbar, daß die zweite zwischen der ersten und der dritten ihre rechte Stellung einnimmt. Denn während diese beiden zwei Aeußerste ausmachen, von denen Jedes in seiner Art alle menschliche Geschichte vernichtet, tritt jene, die richtige Mitte haltend, zwischen dieselben und behauptet in geschicht-

schichtlicher Hinsicht mit eben dem unbestreitbaren Rechte den Vorzug vor ihnen, wie ihn in religiöser Hinsicht der vernünftige Glaube vor den beiden Aeußersten des Aberglaubens und des Unglaubens behauptet.

Liegt nun die Sache so, so kann für den besonnenen Theologen die Wahl zwischen diesen Ansichten durchaus nicht zweifelhaft seyn. Er wird sich weder von dem Superstitiösen, das den Geist der erstern ausmacht, und mit der wissenschaftlichen und religiösen Bildung dieser Zeit in geraden Widerspruch tritt, noch von dem absolut Skeptischen, welches die letztere durchdringt und alle Geschichte in Fabel verwandelt, angezogen fühlen, sondern sich vielmehr für die zweite entscheiden, welche das Eine wie das Andere fern von sich hält und durch den vernünftigen Läuterungsproceß, welchem sie die neutestamentlichen Nachrichten unterwirft, eine in ihren Hauptmomenten vollkommen glaubwürdige und unumstößliche evangelische Geschichte gewinnt. Warum zog aber H. D. Strauß gerade die dritte Ansicht der beiden Andern vor? Darum, weil ihm, wie er spricht, an der erstern das Unbegründete, Veraltete und Willkürliche, an der zweiten aber das Unentschiedene, Schwankende und Halbe derselben zuwider war. Ueber Jenes wird ihn außer den modernen Supernaturalisten, welche jedoch Alle den buchstäblichen Glauben an das Wort der Schrift mehr im Munde führen, als bewähren, Niemand in Anspruch nehmen, weil die Scheu vor einem Ueber- und Aberglauben, welchen die Zeit unwiderruflich gerichtet hat, einen wesentlichen Bestandtheil einer erleuchteten Theologie ausmacht. Worin liegt aber ein hinreichender Grund für Dieses? In dem, was H. D. Strauß das Unentschiedene, Schwankende und Halbe der rationalistischen Ansicht von der evangelischen Geschichte nennt, gewiß nicht. Denn dieses reducirt sich, näher betrachtet, einzig und allein auf das Ungleichartige des Stoffes, zwischen welchem

diese

diese, sich selbst und ihren Prinzipien durchgängig treue Ansicht zu wählen hat, so daß sie von demselben Alles verstählt, was aus vernünftigen und erfahrungsmäßigen Gründen als völlig bewahrheitet erscheint, dasjenige aber davon ausscheidet, was in das Gebiet des Widervernünftigen, Unwahrscheinlichen oder geradehin Unmöglichen gehört. Daher setzt H. D. Strauß im stillen Gefühle der völligen Grundlosigkeit seines Einwandes gegen diese Ansicht noch hinzu, daß ihm an ihr besonders das Bestreben zuwider sei, das Prodigiöse der evangelischen Geschichte natürlich zu erklären und selbst dem offenbar Mythischen eine geschichtliche Grundlage anzudichten. Diese Aeußerung aber läuft auf offenbares Mißverständniß oder absichtliche Verdrehung der Sache hinaus. Je rationaler nämlich die betreffende Ansicht mit den evangelischen Urkunden verfährt, desto sorgfältiger hütet sie sich auch, bei exegetischer Ermittelung des prodigiösen Theils ihres Stoffes den neutestamentlichen Schriftstellern Gewalt anzuthun und da, wo sie ganz unverkennbar etwas Prodigiöses erzählen wollen, ihre Worte zu einem entgegengesetzten Sinne umzudeuten. Hat sie jedoch den wahren Sinn derselben ermittelt, so kann sie sich gar wohl erlauben, auf kritisch-geschichtlichem Wege nach der Möglichkeit des eigentlichen Herganges des als prodigiös Dargestellten zu fragen, wird aber auch hier fern davon seyn, das Mögliche mit voller Zuversicht für etwas Wirkliches auszugeben. Sie begnügt sich vielmehr mit dem bescheidenen Ausspruche, daß bei dem Alter, der Kürze, und dem zeitgemäßen Gewande prodigiöser Erzählungen in den meisten Fällen mit dem wahren Gehalte derselben nicht auf's Reine zu kommen sei, und daß man ihn am Besten auf sich selbst beruhen lasse. Am Allerwenigsten liegt es in ihrem Wesen, dem mythischen Theile jener Erzählungen durch gewaltsame Behandlung derselben eine geschichtliche Farbe zu geben und auf irrationale Weise

das

das offenbare Sagenhafte durch willkürliche Vermuthungen und Ausdeutungen in etwas Thatsachliches zu verwandeln. —

Wie kommt nun aber H. D. Strauß dazu, die natürliche Erklärungsweise des Prodigiösen und des Mythischen im N. Testamente für einen besondern und stehenden Charakterzug der rationalistischen Ansicht seines geschichtlichen Inhaltes auszugeben? Dadurch, daß er jene Erklärungsweise in dem neutestamentlichen Commentare Eines bestimmten rationalistischen Theologen, in dem des H. D. Paulus vorfindet. Wie durfte er sich aber für berechtiget halten, Dasjenige, was ihm an diesem Einzelnen mißfiel, der rationalistischen Theologie überhaupt zur Last zu legen und es zu ihrem absoluten und unterscheidenden Merkmale zu machen? Er ist, wie sich aus seiner Schrift ergibt, mit der Literatur der neuern Theologie genugsam bekannt und hätte darum billig wissen sollen, wie entschieden nicht nur supernaturalistische, sondern auch rationalistische Theologen, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen jene Erklärungsweise des Hrn. D. Paulus mißbilligten und wie einhellig die Letzteren auf strenge Bethätigung des exegetischen Grundsatzes drangen: die neutestamentlichen Schriftsteller in ihren prodigiösen Erzählungen nie etwas Anderes sagen zu lassen, als sie sagen wollten, nicht aber die Meinung, welche sich der kritische Geschichtsforscher über den möglichen Hergang des zunächst philologisch zu Ermittelnden in diese Ermittelung selbst hineinzutragen und dadurch die Meinung jener Schriftsteller zu verunstalten. Eben so hätte er wohl wissen sollen, daß dieselben rationalistischen Theologen die theilweise oder gänzliche Verwandlung des unverkennbar Mythischen in jenen Erzählungen in vermeintliche Thatsachen im Allgemeinen nie gestatteten, sondern immer darauf drangen, jenem Mythischen den ihm aufgeprägten Charakter unverändert zu lassen und von Allem zu abstrahiren, was ihm etwa Thatsachliches zu Grunde liegen könnte, weil das Rathen und Meinen darüber eben so

maß-

maßlos, als unnütz sei. Wenn daher H. D. Strauß gegen die Art und Weise, wie Hr. D. Paulus das Prodigiöse und Mythische im N. Testamente behandelte, sich mit Recht erklärte, so hatte er dieß von den rationalistischen Theologen erst selbst gelernt, nur daß diese in Betracht der sonstigen großen Verdienste, welche sich Hr. D. Paulus als kritischer Forscher um die psychologisch-pragmatische Aufhellung und Darstellung der evangelischen Geschichte erwarb, und welche ihm Niemand rauben wird, ihn mit geziemenderer Achtung behandelten, als es Hrn. D. Strauß zu thun beliebte. *) —

Dieses Letztere aber war um so unerlaubter und unbilliger, je unverkennbarer es ist, daß seine sogenannte mythische Ansicht der evangelischen Geschichte weit größere Blößen gibt, als die von Hrn. D. Paulus geltend gemachte und wider alle Gebühr der rationalistischen Theologie überhaupt zugeschriebene. War nämlich diese nur in einzelnen Stücken unstatthaft, so ist es jene durch und durch und muß nach ihren Grundsätzen für die verunglückteste, nach ihren Resultaten aber für die gefährlichste von allen gelten. Allerdings hat sie Einheit und Consequenz, diese aber ist von so kecker, übermüthiger und leichtfertiger Art, daß sie Alles vernichtet, was in dem Gebiete der evangelischen Geschichte bisher für glaubwürdig galt, und daß die unbezweifelbarsten Thatsachen derselben mittels dialektischer Bekrittelung der unbedeutendsten Nebenumstände nach ihrem ganzen Wesen über den Haufen geworfen werden. Sie begnügt sich nicht, gegen die Authentie des Ursprungs der vier Evangelien, besonders des ersten und vierten, bescheidene Zweifel zu erheben, sie leugnet auch die Authentie ihres Inhaltes bis auf das letzte Jota derselben hinweg.

*) Nicht einmal dessen scheut sich Hr. D. Strauß, die paulusschen Ansichten denen eines Bahrdt und Venturini gleichzustellen.

Sie

Sie schreibt nicht nur den Erzählungen von der wunderbaren Geburt des Täufers Johannes und Jesu selbst einen mythischen Charakter zu, sie weist auch in dem Verhältnisse von Beiden und in dem Leben derselben alles angeblich Thatsächliche in das Gebiet der Sage und Dichtung. Sie nimmt nicht nur die Reden, welche der vierte Evangelist in unverkennbarem Widerspruche mit der geistigen Eigenthümlichkeit, in welcher Jesus in den drei ersten Evangelien erscheint, ihm in den Mund legt, in Einzelnheiten als unauthentisch in Anspruch, sie thut das auch mit denjenigen, welche ihm die Letztern zuschreiben, bis auf die geistreichsten Gnomen und gerundetsten Parabeln desselben herunter. Sie findet nicht nur an der prodigiösen Form des Berichts, welchen die sämmtlichen Evangelisten von den Thaten und Schicksalen Jesu geben, Anstoß, sie erklärt auch diese Thaten und Schicksale bei nur einiger Unbestimmtheit der Erzählung oder kleiner Nebenumstände für völlig erdichtet und läßt von der ganzen Geschichte desselben Nichts weiter übrig, als, wie es in der vorstehenden Anzeige hieß, das „winzig Kleine:" daß ein Mann, der Jesus hieß, zu seiner Zeit in der jüdischen Stadt Nazareth aufstand, sich von einem gewissen Johannes taufen ließ, in seinem Vaterlande eine Weile als Lehrer umherzog, die Aufrichtung des Messiasreiches verkündigte, von dem gelehrten und vornehmen Theile seines Volkes deßhalb gehaßt und befeindet und zu plötzlicher Beendigung seines nicht eben viel Aufsehen machenden Treibens zuletzt an's Kreuz geschlagen wurde. Die besondere Individualität, die eigenthümliche Lehre desselben, der bestimmte Zweck und die bestimmte Art seines Wirkens und was demselben nach seinem Tode begegnet seyn soll, das Alles ist nach dieser Ansicht völlig sagenhaft und irgend Etwas von dem, was die evangelischen Berichte darüber erzählen, für geschichtlich begründet zu halten, verräth die größte Geistesbeschränktheit. Das hält Hr. D. Strauß im Vertrauen auf die grenzenlose Willkür, mit welcher

Digitized by Google

cher er die vier Evangelien seinem kritischen Messer unterwirft, für so gewiß, daß es scheint, man müsse ihm noch für die Großmuth danken, mit welcher er der Christenheit jenes dürre und unerquickliche Summarium von Jesu Leben, Wirken und Leiden übrigließ. Denn wäre ihm die Lust angekommen, seine alle Grenzen des Mythisirens weit überschreitende Kritik ganz folgerecht durchzuführen, damit sie nicht etwa auch ihres Theils dem Scheine des Unbestimmten, Schwankenden und Halben unterliege, welches er der rationalistischen zuschreibt, so würde sie mit leichter Mühe auch noch das Leben und Sterben Jesu selbst haben wegleugnen und so dem ganzen geschichtlichen Daseyn desselben ein Ende machen können. Das nennt man im gemeinen Leben das Kind mit dem Bade ausschütten und bezeichnet es als ein Verfahren, welches allerdings nicht rational, sondern ultrarational, widersinnig ist.

Diesen Charakter erhält es aber bei Hrn. D. Sträuß auch noch von einer andern Seite, wie schon in der vorstehenden Anzeige an mehreren Stellen richtig bemerkt worden ist. Da nämlich jede geschichtliche Mythe eben als solche doch einen thatsächlichen Punct haben muß, an welchen sie sich anknüpft und ausbildet, so fragt es sich: wo dieser in dem Leben und Wirken Jesu liegen solle, wenn geschichtlich Nichts weiter von ihm beglaubigt ist, als was Hr. D. Str. dafür angesehen wissen will? Trat in der Erscheinung Jesu als Person in der Wirklichkeit gar Nichts Ausgezeichnetes hervor, wie kam denn irgend ein Vernünftiger unter seinen Zeitgenossen nur von Ferne auf den Gedanken, ihm dergleichen anzudichten und ihn mit der erhabenen Persönlichkeit zu umkleiden, in welcher er in den Evangelien erscheint? Predigte er in der Wirklichkeit durchaus nicht gewaltiger, als die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie fiel es doch irgend einem Vernünftigen ein, ihm die herrlichen Sprüche und Gleichnißreden in den Mund zu legen, durch welche er die Geister und Herzen unwiderstehlich an

jedes Knie vor sich beugen macht? Und diesen Christus will Hr. D. Strauß durch seine hypermythische Kritik der Menschheit rauben oder doch das lebendige Bild desselben, bei dessen Anblicke Jeder innewird, daß auf dem langen Wege vom Auge zur Hand nicht ein wesentlicher Zug von ihm verloren ging, in einen todten Schattenriß verwandeln, an welchem sich kein menschliches Herz erquicken kann? —

Doch nein! Er meint: man brauche Trotz der Vernichtung jenes Bildes zuletzt doch keinen Zug davon aufzugeben; denn gehe auch die historische Wahrheit desselben verloren, so diene dafür das kirchliche Conterfei, wie es aus dem Reflector der hegelschen, alle Realität der Dinge in bloße Begriffe verwandelnden Philosophie wiederstrahlt, zum reichlichsten Ersatze. Wisse man auch von der Geburt, der Lehre, dem Wirken und den Schicksalen Jesu durchaus nichts historisch Gewisses, denken könne man sich dieß Alles doch gerade so, wie es in den Evangelien erzählt und in den kirchlichen Symbolen nachgesagt werde, und in der Wirkung sei es völlig einerlei, wenn der christliche Prediger nach jenem hergebrachten Typus davon spreche, ohne weder selbst daran zu glauben, noch bei seiner Gemeinde den Glauben daran vorauszusetzen. Es komme hierbei nur darauf an, daß man diese Dinge in den kirchlichen Gesichtspunct stelle; denn dieser reiche eben für den kirchlichen Zweck völlig aus. Und laufe das, wie nicht zu leugnen stehe, auf offenbare und vorsätzliche Täuscherei hinaus, so sei das bei dem Standpuncte, welchen die historische Kritik des N. Ts. dem ganzen theologischen und philosophischen Bildungsgange der Zeit gemäß einmal einnehme, unvermeidlich, und der Einzelne, der in dieser Zeit lebe, könne darüber nicht in Anspruch genommen werden. Vortrefflich! Mehr braucht es nicht, um die mythisirende Kritik, welcher die hegelsche Schule das Geschichtliche des N. Ts. unterwerfen zu dürfen glaubt, im höchsten Grade verwerflich zu finden. Sie zerstört mit herostratischer Hand den

Digitized by Google

den herrlichen Tempel der Urgeschichte des Christenthums, worin für ewige Zeiten der heilige Altar der gotteswürdigsten Religion aufgerichtet steht, um die Menschheit zu sittlich reinen Opfern auf ihm einzuladen, und hält derselben an dessen Statt ein phantasmagoristisches Nachbild von ihm hin, damit sie Trotz der wohlbewußten Kenntniß seiner gänzlichen Nichtigkeit doch in eben die Gefühle, Empfindungen und Vorsätze hineingetäuscht werde, welche sich ihrer in jenem Heiligthume von selbst bemeistern. Solch' eine sich selbst richtende Offenherzigkeit gehörte bisher zu den Seltenheiten und übertrifft noch bei Weitem die unverhohlene Zurechtweisung, welche in den berliner Jahrbüchern vor kurzer Zeit ein Hegelianer dem andern darüber gab, daß er so unklug gewesen sei, dem vulgus profanum der Nichthegelianer ohne alle Umschweife zu sagen, wie der große Meister, in welchem Christus eigentlich erst zur rechten Selbstverständigung kam, durch Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit die völlige Vernichtung des Menschen gelehrt habe.

Kommt aber die rationalistische Ansicht von den Urkunden des N. Ts. und ihrem geschichtlichen Inhalte nicht in denselben Fall? — Hr. D. Strauß behauptet begreiflicher Weise das nicht; da aber eine solche Behauptung den modernen Supernaturalisten sehr zu Sinnen kommen könnte oder vielmehr schon oft zu Sinne gekommen ist, so möge darüber noch ein Wort bemerkt werden. Im Allgemeinen findet nämlich zwischen der rationalistischen und der mythischen Ansicht der ungeheuere Unterschied Statt, daß jene alle wesentliche Thatsachen der evangelischen Geschichte für vollkommen bewährt und glaubwürdig anerkennt und von dem historischen Christus auch nicht einen Zug aufgibt, welcher das eigenthümliche Bild desselben zu einem heiligen und unersetzlichen Palladium für die Menschheit macht, während diese das

Digitized by Google

gerade Gegentheil thut. Nach der rationalistischen Ansicht war Jesus in That und Wahrheit der in menschlicher Gestalt einhergehende Gottessohn, wie ihn die Evangelisten und Apostel schildern, durch Geist und Sinn über alle seine Geschlechtsgenossen unendlich erhaben, mächtig von Worten und Thaten, groß und ausgezeichnet durch seine irdischen Schicksale und Begegnisse, und wenn sie auch die gnostisch-christologischen Ansichten, durch welche besonders Johannes und theilweise Paulus die Gestalt desselben über den Kreis der Menschlichkeit hinauszurücken suchten, eben nur für Ansichten von ihm, nicht aber für thatsächliche Eigenthümlichkeiten desselben anerkennt, so gibt sie doch keine einzige der letztern auf, sondern hält sich treu an das von seinen übrigen Lebensbeschreibern mit überwiegender geschichtlicher Auctorität und Einstimmigkeit gezeichnete Bild desselben. Für sie lebte, lehrte, handelte, litt und starb Christus ganz so, wie diese Lebensbeschreiber berichten, und daß derselbe am dritten Tage wieder auferstand und bis zu seinem Hingange zum Vater im Kreise der Seinigen die letzten Vorbereitungen zur Verallgemeinerung seines großen Lebenswerkes über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus traf, ist ihr gewisser, als Alles, weil dieses Werk selbst mit seinen Jahrhunderte hindurch bewährten Wirkungen für die Welt das vollgiltigste Zeugniß dafür gibt. — Das Prodigiöse, was die neutestamentlichen Urkunden als That oder als Ereigniß aus seinem Leben erzählen, nimmt die ration. Ansicht zunächst, wie es in ihnen vorliegt, ohne an dem Berichte davon zu mäkeln und zu deuteln, und wenn sie für sich selbst sich über diesen Bericht ein Urtheil erlaubt, so vergißt sie nicht, daß es sich von Thatsachen handelt, in denen das eigentliche Wesen derselben mit den Ansichten der Erzähler darüber auf eine in der Hauptsache jetzt unauflösliche Weise zusammenfließt, obwohl sich manche Fingerzeige darin finden, welche auf einen providentialen, das

Ver-

Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung aufrecht erhaltenden Lauf der Dinge in ihnen hindeuten. Hat der rationalistische Theolog sich aber als Volkslehrer hierüber auch in dieser Eigenschaft auszusprechen, so hält er das Factum als solches vest und macht davon die religiöse und sittliche Anwendung, zu welcher es ihm ausschließlich gegeben ist, trägt jedoch auch kein Bedenken da, wo dasselbe zur Nahrung eines unchristlichen Aberglaubens dienen könnte, z. B. bei den sogenannten Teufelaustreibungen, die im N. T. selbst vielfach vorkommenden Bezüge auf die darin vorwaltenden Zeitbegriffe geltend zu machen. Ueberhaupt stellt er die Wunderthaten Jesu der Gemeinde in demjenigen Lichte dar, welches der religiöse Bildungsgrad derselben zuläßt und die von Jesu und den Aposteln selbst ihm anempfohlene Lehrweisheit erfordert. Auch die wunderbaren Schicksale desselben finden an ihm im Allgemeinen keinen ungläubigen Bestreiter, sondern vielmehr nach Maßgabe ihrer Beschaffenheit im Einzelnen einen aufrichtigen Vertheidiger, besonders das Wunderbarste von Allen, die Auferstehung desselben. Denn diese gilt ihm für den großen Wendepunct seines Lebens, der am Deutlichsten bewies, daß Gott mit Jesu war und seine heilige Sache schützte. Auf welche Weise dieselbe mit Rücksicht auf die von Gotte vestgesetzte und in jedem Augenblicke von seiner ewigen Kraft durchdrungene, aufrechterhaltene und geleitete Weltordnung ermöglichet wurde, kann er als Volkslehrer eigentlich ganz dahingestellt seyn lassen und sich bloß daran halten, daß dieselbe den Zeitgenossen, welche den Gekreuzigten für wirklich gestorben hielten, als ein Wunder im philosophisch strengen Sinne des Wortes erschien. Er wird jedoch vor einer Gemeinde, welcher begreiflich zu machen ist, daß es neben solchen Wundern noch andere und näher betrachtet weit größere Wunder gebe, weil sie nicht Acte einer jene Weltordnung theilweise aufhebenden und störenden Allmacht Gottes, sondern

Digitized by Google

dern Acte seiner Alles berechnenden und für ihre Zwecke benutzenden Weisheit sind, und daß der von der menschlichen Thorheit mit einer Art von Geringschätzung betrachtete sogenannte Lauf der Natur das immerwährendste und staunenswürdigste göttliche Wunder ist, sich nicht bedenken, offen zu erklären, daß auch die Auferstehung Jesu in das Gebiet dieses Wunders gehörte und hierdurch um so weniger von seiner Wunderbarkeit Etwas verliere, je entschiedener es bloß im Leben dieses Gottgesandten vorkam *). — Auch

*) Der Herausgeber erlaubt sich, hier auf eine Stelle in seinen: Christologischen Predigten S. 169 hinzuweisen, wo er die Auferstehung Jesu als einen Beweis der Vorsehung Gottes im Menschenleben darstellte und namentlich auf die darin sichtbare Weisheit Gottes hinwies. „Zweck und Mittel, sagte er da, standen bei diesem Ereignisse in der wunderbarsten Uebereinstimmung. Keine plötzliche, das Leben schnell vernichtende Todesweise ließ er über Jesum verhängen, sondern die Lebenskraft langsam erschöpfende Kreuzigungsmarter, damit derselbe sein gebrochenes Auge desto früher zum neuen Leben eröffnete. Keine mörderische Verstümmelung seiner Gliedmaßen, wie sie den mit ihm Gekreuzigten widerfuhr, ließ er Jesu widerfahren, sondern nur eine kleine Verwundung seiner Hände und seiner Seite, damit derselbe seinen wiederbelebten Körper desto schneller und früher zu gebrauchen vermögte. Nicht Tage, wie es wohl oft geschahe, sondern nur wenige Stunden ließ er den schmählich Hingeopferten am Kreuze zubringen, damit seine Wiederbelebung in einem desto innigeren und näheren Zusammenhange mit seinem Tode stände. Kein Versenken seines Leichnams in eine gewöhnliche Erdengruft gestattete er bei Jesu, sondern eine Beisetzung desselben in der Felsen-Grabhöhle eines seiner Freunde, damit der Wiederbelebte desto ungehinderter aus ihr hervorgehen möchte u. s. w." — Bei diesem Hinweisen auf das Providentiale in der Auferstehung Jesu, für welches die Geschichte derselben selbst spricht, erklärt sich aber der Herausgeber in denselben christologischen Predigten an einer andern Stelle (S. 188. 189) desto nachdrücklicher

Auch die mythische Farbe, in welche dem rationalistischen Theologen einiges Wenige im N. T. gekleidet erscheint, z. B. die Geburt Johannes des Täufers und Jesu, die Verklärung des Letztern und seine Himmelfahrt, kann ihn als Volkslehrer nicht in Verlegenheit setzen. Denn auch hier kann er eine in Unterscheidung des Kerns von der Schaale weiter vorgeschrittene Gemeinde auf den großen Unterschied, welcher zwischen der religiösen Ansicht des urchristlichen Alterthums und der Gegenwart Statt findet, unbedenklich aufmerksam machen und dabei gerade so verfahren, wie Jesus Joh. 6, 30–33 in Bezug auf das Manna in der Wüste selbst verfuhr *). Wo er

licher gegen die Neigung „über die Möglichkeit und den wahren Hergang dieser Auferstehung allerhand Ungehöriges (Ungeschichtliches und Willkürliches) zu wähnen und zu träumen," oder gegen das, was Hr. D. Strauß ein natürliches Erklären à la Bahrdt und Venturini nennt.

*) Auch hier erlaubt sich der Herausgeber auf die Art und Weise hinzuweisen, wie er sich in einer Predigt über die Versuchungsgeschichte (Matth. 4, 1—11.) aussprach (s. Mag. f. christl. Pred. 9. B. 1. St.) Er sagte:

„Es gibt in religiösen Dingen eine Wißbegierde, a. Z., welche, so wenig sie auch an sich selbst zu tadeln seyn mag, doch stets für eine sehr müßige und unfruchtbare gelten muß. Sie hat es weniger mit der Religion selbst, mit der immer tieferen Erforschung ihrer erhabenen und beseligenden Wahrheiten und mit der immer besseren Anwendung derselben auf Herz und Leben zu thun, als mit der glücklichen Ergründung der äußeren Verhältnisse, unter denen sie uns von Gotte geoffenbaret wurde, und mit der möglichst genauen Einsicht in die geschichtlichen Umstände, welche nach dem Berichte der heiligen Schriftsteller mit dem Leben, den Thaten und den Schicksalen des erhabenen Werkzeuges dieser Offenbarung, Jesu Christi, in Bezug stehen. Läßt sich das nun auch nicht als etwas Verwerfliches bezeichnen, zeugt es vielmehr ganz unzweideutig für einen dem Religiösen auch in dieser Hinsicht zugewandten Sinn: so hat es doch immer das Bedenkliche,

er aber fürchten muß, Anstoß damit zu geben, wird er sich ganz einfach auf die Hervorhebung des religiös-moralischen Mo-

liche, daß man dabei das Wesentliche über dem Unwesentlichen aus den Augen läßt, Dasjenige, was uns das Christenthum zu glauben, zu thun und zu hoffen gebietet, geringer als die Art und Weise schätzt, wie dasselbe in die Welt eingeführt wurde, und in Gefahr geräth, bei den unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche die vollständige Erklärung der darauf bezüglichen, unserer jetzigen Denk- und Erzählungsweise nicht immer angemessenen Nachrichten darüber für uns hat, wohl gar am Glauben Schiffbruch zu leiden.

Diese Bemerkung bestätiget sich nirgends deutlicher, als bei demjenigen Abschnitte der evangelischen Geschichte, welche uns heute zu frommer Betrachtung vorliegt. Was er erzählt, hat zu jeder Zeit, am Meisten aber in der unsrigen, die Freunde der Religion vielfach beschäfftiget und sie zu den mühsamsten Erörterungen der Frage veranlaßt: wie man es sich zu denken habe, daß unser Herr und Heiland von dem ihm sichtbar und persönlich erscheinenden Teufel zum Bösen versucht worden sei. Aber alle diese Erörterungen führten zu Nichts weiter, als zu dem Eingeständnisse, daß hier sich eben so wenig Etwas erklären lasse, als bei vielen anderen Erzählungen der alten, sowohl heiligen als weltlichen Geschichte, und daß der eigentliche Hergang der Versuchung, welcher Jesus unterlag, für immer auf sich selbst beruhen müsse. Und daran ließen sich alle Weisere und Besonnenere genügen und hielten sich fern davon, durch fortgesetzte Befriedigung einer unzeitigen und vergeblichen Wißbegierde mit den Unweisen und Thoren, welche das im Gebiete des Heiligen ihnen Unerklärliche verspotten, an einem Ziele anzulangen. Sie blieben vielmehr mit einem der Apostel unseres Herrn bei dem einzig Sicheren und Gewissen in diesem ganzen Hergange stehen, daß nämlich Christus versucht worden sei allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde, und suchten hiervon für ihre religiöse Einsicht und für ihr sittliches Handeln den möglichsten Gewinn zu ziehen.

Und dazu sehen auch wir uns die Versuchungsgeschichte Jesu für gegeben an. Wir lassen es dahin gestellt seyn, wie das in jüdischer Denk- und Sprachweise gefaßte Wort derselben zu deu-

ten

Moments beschränken, welches in jener Ansicht liegt, und bemerklich machen, daß z. B. die äußerliche Wunderbarkeit der Geburt Jesu auf die Außerordentlichkeit seiner ganzen Person und seines Lebens hinweise, und daß man die nicht einmal von Augenzeugen erzählte Himmelfahrt desselben mit ihm selbst weit richtiger und besser „seinen Hingang zum Vater" oder seinen Uebergang in ein seliges Leben nenne. —

Wo ist in diesem Allen die mindeste Verletzung der Wahrheit und Ehrlichkeit, welche der mythisirende Theolog als Volkslehrer allen gedenklichen Thatsachen der evangelischen Geschichte gegenüber Preis gibt, und wie können namentlich die modernen Supernaturalisten es wagen, dem rationalistischen Volkslehrer als pragmatisirendem Erklärer der heiligen Geschichte Heuchelei und Trug zur Last zu legen? In keiner Silbe verletzt er dabei die Pflicht des ehrlichen Mannes, während vielleicht kein Einziger von Denen, welche die Miene annehmen, alles Prodigiöse und das wenige Mythische im N. T. buchstäblich zu nehmen, die Hand auf's Herz legen darf, ohne vor dem Herzenskündiger schamvoll zu erröthen *).

Jene

---

ten seyn möchte, und halten uns an den Sinn, welcher unverkennbar in ihm liegt, daß nämlich unser Herr, als echter Genosse unseres Geschlechtes und als Theilhaber unseres menschlichen Wesens, in einem bestimmten Zeitpuncte seines Lebens der Reizung zum Bösen unterlag und in Gefahr gerieth, dasselbe dem Guten vorzuziehen. Von diesem Standpuncte aus tritt uns dann das mancherlei Lehrreiche dieser Thatsache ausschließlich vor Augen und erscheint uns als das Eine und Wesentliche, woran wir uns dabei zu halten haben. Unter dieses Lehrreiche gehört aber vor allem Anderen Dieses u. s. w."

*) So möchte der Herausgeber wohl einmal Hr. D. Tholuck über Joh. 5, 1—8 predigen hören, um zu erfahren, was er als Volkslehrer mit dem den Teich zu Bethesda bewegenden „Engel" mache, welchen er in seinem Commentare über dieses Evangelium unbe-

Jene Beschuldigung wird überdieß, man möchte sagen, mit jedem fortschreitenden Tage grund- und gehaltloser, als sie schon an sich selbst ist. Denn die wissenschaftlich-religiöse Bildung dieser Zeit hat die christliche Volksmasse bereits in dem Maße durchdrungen, daß zwar nicht der mythisirende Prediger mit seiner Hinwegleugnung alles Faktischen der evangelischen Geschichte, wohl aber der rationalistische mit seiner vernünftigen und redlichen Ansicht von dem Prodigiösen und Mythischen des N. Ts. immer geebnetern Boden unter ihr findet, und ein vernunftmäßiger Schulunterricht im Christenthume, d. h. ein Unterricht, welcher nicht nur die eigentlichen Religionswahrheiten desselben in ihrer durchgängigen Uebereinstimmung mit der menschlichen Vernunft darstellt, sondern auch das große Erläuterungs- und Bestätigungsmittel derselben, die Geschichte des Lebens Jesu, von ihrer für alle Zeiten herrlichsten Seite, von der moralischen, geltend macht, hat ein Christengeschlecht herangebildet, welchem das Wesen des Christlich-Religiösen nur noch durch den Aber- und Ueberglauben des wurzel- und saftlosen alten Supernaturalismus und durch den Unglauben des antihistorisch-hegelisirenden Mythicismus verleidet werden kann. Ueberhaupt kann sich der christliche Rationalismus rühmen, als nothwendiges Product der wissenschaftlichen Bildung dieser Zeit der christlichen Religiosität der letztern auch zu sicherem Schutze und Schirme zu dienen, und darf ruhig dazu lächeln, wenn die kirchlich-stabilen oder die allegorisch-mystischen Theologen von dem nahen oder schon bewirkten Unterliegen desselben sprechen und träumen. Bei denen, welche über den

unbedenklich hinweg exegesirt. — Man vergleiche in dieser ganzen Sache die trefflichen Bemerkungen, welche Hr. D. von Ammon in der Vorrede zum 2. Bd. 1. Abtheil. s. Fortbildung des Christenthums S. 12 über die Stellung des jetzigen Predigers zu seiner Gemeinde macht.

Digitized by Google

den engen Kreis ihrer Schule in das Leben selbst hinausblicken, kann man so ziemlich sicher annehmen, daß sie selbst nicht daran glauben, und glauben sie wirklich daran, so könnte sie schon der Ehrentitel, welchen sie dem Rationalismus im Gegensatze zu ihrer supernaturalistischen oder mystischen Ueberschwänglichkeit durch das Beiwort vulgaris zu geben suchen, eines Bessern belehren. Denn was im Volke gewurzelt ist und die Denkweise der überwiegenden Menge durchdrungen hat, ist eben so unausrottbar, als die Vernunft im Menschen selbst. Daher denn auch die herzerhebende Erscheinung, daß Christus, dieses erhabene Musterbild der vernünftigen Menschheit, in keiner Periode der christlichen Geschichte von seinen Bekennern so aufrichtig und würdig verehrt wurde, als jetzt, wo er jener Menge in allen geschichtlich wahren Zügen eines solchen Musterbildes vom christlichen Rationalismus vor Augen gehalten wurde *). Und diese Verehrung desselben wird und muß sich um so höher steigern, je erfolgreicher sich durch Vermittelung der christlich-rationalistischen Denkweise die religiöse Bildung unseres Geschlechts mit seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung vermählt. Nie geht die rechte Mitte zwischen zwei Extremen ihres Sieges über diese verlustig und der vernünftige Glaube wird auch in der Ansicht von der evangelischen Geschichte dem supernaturalistischen Aberglauben und dem mythisirenden Unglauben das verdiente Ende bereiten.

*) Eine treffliche Abhandlung Schuderoff's im 4. Bd. 1. Hft. seiner neuesten Jahrbücher hat das sonnenklar auseinander gesetzt. Sie führt die Ueberschrift: Wird Jesus gegenwärtig würdiger verehrt oder ward er es in den früheren Zeitaltern? —

Zeit-

Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von D. Christian Friedrich Illgen, ord. Prof. der Theol. zu Leipzig. Dritten Bandes erstes Stück. 1833. 304 SS. Zweites Stück. 237 SS. Vierten Bds. erstes St. 1834. 290 SS. Zweites St. 303 SS. Fünften Bds. erstes St. 1835. 287 SS. Zweites St. 293 SS. 8. Leipzig, Verlag von Barth. (Jeder Band 3 Thlr.

Wie verdienstlich diese Zeitschrift für die Beförderung der historisch-theologischen Studien in ihrem ganzen Umfange wirke, ist zwar fast von allen kritischen Blättern mit Danke gegen den würdigen Herausgeber sowohl, als den uneigennützigen, da, wo es die Förderung wahrer Wissenschaft gilt, keine Kosten scheuenden Verleger anerkannt worden. Und dennoch, vernehmen wir, hat dieselbe von Seiten des Publicums noch nicht diejenige Unterstützung gefunden, auf welche sie vor vielen anderen, in den letzten Jahren erschienenen theologischen Zeitschriften den gerechtesten Anspruch machen durfte. Wir können den Grund hiervon weder in dem Zwecke, noch in dem Inhalte derselben, sondern nur in der Lauheit finden, womit in unserem Vaterlande das schreibende und lesende Publicum anfänglich Erscheinungen aufzunehmen pflegt, die weniger der unterhaltenden, als der ernsten Seite der Wissenschaft zugekehrt sind. Nur dann erst, nachdem man sich allgemeiner überzeugt hat, daß eine solche Zeitschrift nicht bloß zur Unterhaltung mitgelesen seyn will, sondern in der Bibliothek eines Jeden sich finden müsse, der thätigen Antheil an selbstständiger, nicht bloß compilatorischer Förderung der Wissenschaft zu nehmen

nen gedenkt, dann erst leuchtet die Nothwendigkeit ein, ein derartiges Unternehmen kräftig zu unterstützen. Und dieser Zeitpunct wird, wie wir mit Gewißheit hoffen, auch für die vorliegende Zeitschrift nicht so fern seyn. — Wir gehen nun zur näheren Angabe des Inhaltes der vorliegenden drei Bände weiter, und es wird schon daraus klar werden, daß sie an Reichhaltigkeit und Gediegenheit die ersten Bände noch übertreffen. Wir bringen auch dieses Mal, besserer Uebersichtlichkeit wegen, die Abhandlungen unter die beiden Rubriken: 1) Aufsätze, die christliche Religionsgeschichte betreffend, und zwar a. dogmengeschichtliche, b. kirchengeschichtliche; 2) Aufsätze, die allgemeine Religionsgeschichte betreffend.

Besonders reichhaltig sind die dogmengeschichtlichen Beiträge. Sie füllen beinahe das ganze erste Stück des dritten Bandes. Den Anfang macht die Abhandlung des Prof. F. G. Rettberg zu Göttingen, überschrieben: Doctrina Origenis de λόγῳ divino ex disciplina Neoplatonica illustrata. So sehr sich der Verf. bemüht, uns über die Ansicht des Origenes vom Logos befriedigenden Aufschluß zu geben, so Wenig haben wir doch etwas wesentlich Neues darin finden können. Ueberhaupt scheint dem, in anderer Hinsicht um die Kirchengeschichte wohl verdienten Verf. die nöthige Kritik und Unbefangenheit zu fehlen, um auf dem Gebiete der Dogmen- und namentlich der Ketzer-Geschichte mit demselben Glücke zu arbeiten. Wer noch auf römisch-katholische Weise von Ketzer, Ketzerei, rechtgläubiger Lehre u. s. w. redet, die Lehre der Monarchianer der ersten Jahrhunderte als haeresis brandmarkt, ihnen Patripassianismus Schuld gibt, dem Beryll Emanatismus beilegt (steht doch Eus. 6, 33. kein Wörtchen davon und die Worte: ἐμπολιτευσμένην αὐτῷ — nämlich τῷ Χριστῷ — μόνην τὴν πατρικὴν θεότητα bedeuten gerade das Gegentheil) und endlich vom Origenes in seinem Verhältnisse zu Beryll sagen kann (S. 43): eum non minus

Digitized by Google

nus laetum quam rarum *haeretici*, de suo errore per disputationem convicti, exemplum in Beryllo edidisse; der ist wohl kaum in den wahren Gang der Dogmenentwickelung vor der nicänischen Synode eingedrungen. Und was sodann den Hauptgegenstand dieser Abhandlung betrifft, so fehlt der Beweis, daß der Neoplatonismus damals schon solche Bedeutung behauptet habe. Einen entfernten Zusammenhang zwischen ihm und der Metaphysik des Origenes behauptet auch Rec., in wiefern nämlich beide auf demselben Grunde des alexandrinischen Eklekticismus beruhen. Allein, um die Lehre des Origenes vom göttlichen Logos zu beleuchten, ist der nähere Weg, von diesem Eklekticismus, wie sich nach ihm das Dogma vom Logos-Gotte bei Justin, Clemens u. A. ausgeprägt hatte, auszugehen, und den Einfluß, den die geltend gewordene dogmatische Erklärung von Joh. 1, 1. Ps. 2. Spr. Sal. 9. Prov. 8. auf die Fortbildung jenes Dogmas übte, sowie den Kampf mit den altkirchlichen Monarchianern, zu berücksichtigen. Dieses Letzte war namentlich Ursache, warum (wie der Verf. S. 63 sich ausdrückt) auctore Origene (und, setzen wir hinzu, Dionysio Alexandrino) tot novae in τὸν λόγον transferebantur praedicationes, nicht zunächst philosophicum studium, per Neoplatonicos in vitam alacriorem revocatum. Der Neoplatonismus greift erst im 4. Jahrh. in die christlichen Dogmen in ganz eigenthümlicher Art und Weise ein, wie die Schriften des Pseudo-Dionysius Areopagita, Synesius u. A. zeigen. — Eine zweite Abhandlung, vom Prof. Lobeg. Lange zu Jena, stellt dar: Die Lehre der Unitarier des zweiten und dritten Jahrhunderts von dem heiligen Geiste in ihrer Uebereinstimmung mit dem Dogma ihrer Gegner. Sie verfolgt den Zweck, den der Verf. in seiner trefflichen Geschichte der Unitarier und in einer frühern Abhandlung in dieser Zeitschrift (2. Bd. 2. St.) vor Augen hatte, näm-

nämlich darzuthun, daß die Unitarier völlig orthodox oder mit der echtapostolischen Lehre übereinstimmend waren, auch in Bezug auf das genannte Dogma, und führt den Beweis davon mit großer Umsicht und Sachkenntniß und einer unwiderleglichen Bestimmtheit. Nur dann könnte man sich versucht fühlen, Einrede dagegen zu erheben, wenn man sich der verkehrten Maxime hingäbe, die vornicänischen Väter und ihren Lehrbegriff nach der angeblichen nicänischen Orthodoxie zu messen; eine Maxime, welche selbst den Athanasius zum Ketzer machen könnte, wenn man im Geiste derselben viele seiner Aeußerungen über den heiligen Geist mit dem nicänisch-constantinopolitanischen Symbolum vergleichen wollte. Sonst ist die Abhandlung für einen nur das Wesentlichste andeutenden Auszug viel zu reichhaltig und beginnt gleich mit einem sehr erhebenden Eingange. — So sehr die folgende Abhandlung des Prof. Uhlemann zu Berlin sich durch patristische Belesenheit auszeichnet, und durch die Parallelen der Lehren der Kirchenväter mit den Ansichten der älteren griechischen Philosophen ein besonderes Interesse gewinnt; eben so ermüdend ist es für den Leser, sich durch diese Masse von Noten hindurchzuarbeiten. Die Abhandlung führt nämlich den vollständigen Titel: Die Schöpfung. Eine historisch-dogmatische Entwickelung der Ansichten Ephräm des Syrers, verglichen mit den Ansichten der älteren griechischen Philosophen, sowie mit den Darstellungen der ersten christlichen Kirchenlehrer bis auf Augustin. Der Verf. hätte besser gethan, dem Ephräm Syrus eine untergeordnete Stelle anzuweisen und die Ansichten der christlichen Kirchenlehrer über die Schöpfung, verglichen mit denen der älteren Philosophen, als besonderen Gegenstand seiner Abhandlung darzustellen. Dagegen wird in wenigen Zeilen Text die Lehre Ephräms in drei Capiteln: 1) über die Elementarschöpfung, 2) die Kosmogenie und 3) die Lebensschöpfung auseinander gesetzt, und darunter stehen dann die Parallelen in den

den weitläufigsten Noten, wobei dem Verf. nicht leicht etwas Bemerkenswerthes entgangen seyn dürfte. Weit lehrreicher würde dieser gelehrte Aufsatz geworden seyn, wenn der Verf. folgende Ordnung befolgt hätte: Die wichtigeren Ansichten der griechischen Philosophen von dem Ursprunge der Dinge. Das Dazwischentreten der alexandrinischen Eklektiker, besonders Philo's, um Philosophie und Schriftlehre zu verbinden. Einfluß dieses Verfahrens auf die ältesten christlichen, philosophisch-gebildeten Väter: die Lehre vom schaffenden Logos-Gotte. Weitere Entwickelung der Schöpfungslehre in den folgenden Jahrhunderten. — In dem zweiten Stücke finden wir nur eine einzige Abhandlung dogmengeschichtlichen Inhalts. Sie hat wieder den Prof. L. Lange in Jena zum Verf., und stellt: Den Sabellianismus in seiner ursprünglichen Bedeutung in der Absicht dar, die von ihm früher entwickelten Ansichten über die Unitarier des zweiten und dritten Jahrhunderts, wodurch er sich um diesen bisher so verworrenen Theil der Dogmengeschichte ein wahres Verdienst erwarb, zur Beseitigung aller gegen diese sogenannten Ketzer genährten Vorurtheile immer unbefangener geprüft und immer mehr geläutert und verbessert zu sehen. Nach Angabe des allgemeinen Standpunctes, aus dem der Sabellianismus zu beurtheilen ist, wird der Monarchismus desselben als Princip desselben nachgewiesen und die Christologie, so wie die Lehre vom heiligen Geiste, die ihm eigen war, in der am Verf. gewohnten gründlichen Weise und mit ausschließlicher Rücksicht auf die reine Bibellehre erläutert. — Aus dem ersten Stücke des vierten Bandes gehören hierher zwei Aufsätze; der erste führt die Ueberschrift: Marcions Glaubenssystem. Mit einem Anhange über das Verhältniß der Lehre Mani's zum Parsismus. Dargestellt von Esnig, einem armenischen Bischofe des fünften Jahrhunderts. Aus dem Armenischen übersetzt von D. Carl Friedrich Neumann. Esnig, Bischof von Pakrewant,

dessen

dessen Werk: Zerstörung der Ketzer, zum ersten Male im Jahre 1816 gedruckt worden, hatte, wie aus dem Inhalte des hier mitgetheilten Fragmentes hervorgeht, zuverlässig eine gute Quelle über die Lehren der Marcioniten in Händen. Er berichtet, wie es scheint, getreu aus derselben, ohne jedoch den Geist des so consequent begründeten Systems richtig zu verstehen. Wenn z. B. der gute Gott, im Gegensatze gegen den Schöpfer-Gott oder den Gott des Gesetzes, hier der Fremde genannt wird, so bezeichnet dieß jedenfalls den novus, ignotus Deus, den ἄγνωστος des Apostel Paulus (Act. 17, 23), in dem Sinne Marcions. Der Herausgeber erklärt diesen Ausdruck mit Beziehung auf Neander aus der Lehre Marcions, daß die höchste Gottheit, als Abgesondertheit, vermöge ihres heiligen Wesens mit der Materie und der bestehenden Welt in gar keiner Verbindung stehe. Näher liegt wohl der von uns angegebene Grund. Schon Tertullian contra Marc. I. p. 368 sagt von den Marcioniten: *novum* Deum proferebant, in vetere mundo et in vetere aevo et sub vetere Deo *ignotum*, quem Jesus Christus et ille in veteribus nominibus novus revelaverit nec alius antehac. Eben so ist es entweder ein Irrthum Esnig's, oder ein Mißverständniß des Uebersetzers (das Original ist uns nicht zugänglich), wenn S. 75 von der Gottheit Jesu die Rede ist, und der Gott des Gesetzes Jesum selbst als Gott anredet. Im Sinne Marcions kann dieß nur von der geistigen, himmlischen Natur und Sendung Christi verstanden werden. — Das angehängte kleinere Fragment über die Lehre Mani's ist in sofern wichtig, als dadurch die Behauptung bestätigt wird, der Parsismus gehe ursprünglich von einem Urprincipe aus, während Manes ein doppeltes Urprincip angenommen habe. Wir bemerken dabei nur, daß der Parsismus wohl nicht zu allen Zeiten, oder unter allen seinen Bekennern, gleichförmig geblieben seyn möge, und daß der Manichäismus nicht unmit-

telbar aus demselben, sondern mittelbar durch die christlichorientalische Gnosis abzuleiten sei; können uns jedoch hier nicht länger dabei verweilen. — Der zweite längere Aufsatz: über die mystische Theologie des Johann Charlier von Gerson; ein Beitrag zur Geschichte des Mysticismus im Mittelalter, hat den Licent. C. Bernh. Hundeshagen, Privatdocenten der Theol. zu Gießen, zum Vf. Nach einer Einleitung über den Charakter des mittelalterlichen Mysticismus spricht er über Gerson's Bildung, und sucht dessen Hinneigung zum Mysticismus vorzüglich aus dem Studium der Schriften der Victoriner und Bonaventura's herzuleiten. Das Eigenthümliche seiner mystischen Richtung glaubte er am Treffendsten dadurch zu charakterisiren, daß man sich in ihm, unter gewissen Einschränkungen, Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor vereinigt zu denken habe. Dann folgt S. 105 fg. die Theorie der mystischen Theologie, ein Auszug aus den wichtigsten Schriften Gerson's, und auch diese Theorie zeigt, daß dem Mysticismus jener Männer eine edlere, dem inneren Drange des religiösen Gefühls unvermeidliche Richtung zu Grunde lag, die man mit den extremen Erscheinungen des falschen Mysticismus nicht verwechseln darf. Alle wahre Religiosität behauptet ihr mystisches Element; es ruht in der Liebe, Sehnsucht, Vertrauen, Streben nach Einheit mit Gotte, setzt aber voraus Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens und den selbstbewußten Entschluß, unseren Willen nach den göttlichen Geboten zu bestimmen. Und dieß ist die Mystik des Christenthums (Joh. 14, 20—24. 15, 7 fg. 1. Joh. 4, 7 fg. u. a.) Der edlere Mysticismus hat dieß immer anerkannt. Gerson spricht dieß aus in den verschiedenen Definitionen, die er von der theologia mystica (S. 125.) gibt: sie ist ihm extensio animi in Deum per *amoris* desiderium, oder experimentalis *cognitio* habita de Deo per *amoris* unitivi complexum, oder sapientia i. e. sapida *notitia*

notitia habita de Deo, dum ei supremus apex affectivae potentiae rationalis per *amorem* conjungitur et unitur. Diese Mystik verwirft die Speculation (das cognoscere, die notitia sapida Gerson's) nicht als solche, sieht sie aber nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel an, uns und Andere zum Bewußtseyn der moralischgeistigen Einheit mit Gotte und seiner väterlichen Liebe zu leiten. Auch in der Mystik Gersons wird dieß vom Vf. trefflich nachgewiesen. — Im zweiten Theile seiner Abhandlung handelt Hr. H. von der Praktik der mystischen Theologie. Auch hier erkennt man in Gerson den Freund des edlen Mysticismus, der es unter Anderem als Regel ausspricht (S. 157.), daß man den Geist von den Bildern einer sinnlichen Phantasie fern halten, und am Wenigsten mit dem Worte Liebe mittelst überspannter, sinnlicher Phantasie Mißbrauch treiben dürfe. — Wir brauchen wohl nicht erst besonders auf das Gediegene dieses Aufsatzes aufmerksam zu machen. — Das zweite Stück enthält wiederum zwei dogmengeschichtliche Aufsätze. Der erste, vom Prof. L. Lange zu Jena, stellt dar den Arianismus in seiner ursprünglichen Bedeutung und Richtung. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes gibt uns Bd. V. St. 1., unter der Ueberschrift: Der Arianismus in seiner weiteren Entwickelung. Wir verbinden die Anzeige beider. In ihnen dehnt der Vf. seine dogmengeschichtlichen Zurechtstellungen verjährter Annahmen und Vorurtheile auch über ein Lehrsystem aus, das, wie bekannt, zu den größten Zerwürfnissen in der christlichen Kirche Veranlassung gab und von der kirchlichen Hierarchie als präsumtive Ketzerei mit Feuer und Schwerte verfolgt wurde. Dieses Lehrsystem wird hier in seinem ersten Auftreten als ein auf reiner Dialektik beruhendes, zur bestimmtern Erklärung des Verhältnisses des Wesens des Gott-Sohnes zum Wesen des Gott-Vaters angewendetes und in Bezug auf die zeitherige Kirchenlehre und die Lehre der

schon damals dogmatisch erklärten heiligen Schrift völlig consequentes dargestellt, dann aber mit vieler Klarheit gezeigt, wie viel Antheil die Dialektik auch an seiner weiteren Entwickelung hatte und wie es eben so christlich und rechtgläubig war, als das zu Nicäa zufällig vestgesetzte Lehrsystem. — Da ein zweiter Aufsatz dieses Stückes sich nicht bloß mit dem Leben, sondern auch mit den Lehrmeinungen eines seltsamen Schwärmers des vorigen Jahrhunderts, beschäfftiget, so haben wir ihm seine Stelle am Passendsten in dieser Rubrik anzuweisen geglaubt. Der sehr lesenswerthe und, wenn wir uns recht erinnern, auch als besonderer Abdruck erschienene Aufsatz (S. 219—303.) führt die Ueberschrift: Daniel Müller, ein merkwürdiger religiöser Schwärmer des 18. Jahrh. Von E. Friedr. Keller, Herz. Nass. Schulinspector und evang. Pfarrern zu Diez. Mit Müller's Schattenrisse. Nicht allein, weil wir hier die erste ausführliche Nachricht über einen sonst wenig bekannten, doch höchst merkwürdigen Mann erhalten, sondern noch mehr die sorgfältige, psychologisch beleuchtete Darstellung seiner Lehransichten, macht diese Abhandlung besonders anziehend. Wir enthalten uns deßhalb eines Auszuges, und machen nur darauf aufmerksam, wie aus der falsch verstandenen heiligen Schrift noch immer alle mögliche Thorheiten und Schwärmereien sich herleiten und rechtfertigen lassen müssen von Solchen, welche ihre Grundwahrheiten richtig zu fassen nicht vermögen. Wir lernen hier eine Secte Separatisten kennen, welche Leiden und Sterben, Kreuzigung und Auferstehung, ja das ganze Leben Jesu für eine Täuschung halten, die Bekenner des Judenthums preisen und die Muhamedaner für ihre Brüder und Verbündete ansehen. Sie haben den ehemaligen Musikdirector Daniel Müller zum Stifter, der sich mit voller Ueberzeugung, und zwar aus Schriftgründen, für den wahren Messias ausgab! — Die erste Abhandlung des folgenden Stückes behandelt: Die Geschichte der Lehre des Christen-

stenthums in ihrem Verhältnisse zur Kirchen- und Dogmen-Geschichte als ein besonderer Theil der historischen Theologie dargestellt von D. Nic. Christian Kist, ord. Prof. der Theol. zu Leiden. Aus dem Holländischen (aus dem vierten Theile des von Kist und Royaard herausgegebenen Archief voor Kerkelyke Geschiedenis Leid. 1833.) übersetzt von Ed. Stolle, Candid. der Theol. zu Leiden. Außerdem, daß dieser Etwas weitschweifige Aufsatz so Manches enthält, was für den deutschen Gelehrten geringere Bedeutung hat, können wir dem Vorschlage, die allgemeine Geschichte der Lehre des Christenthums (historia doctrinae) von der Dogmen- und Kirchen-Geschichte zu trennen, und als einen besonderen Theil der historischen Theologie zu behandeln, nicht beistimmen, am Wenigsten zum Behufe des Universitäts-Unterrichts. Was diesen letzten Umstand anlangt, so beharren wir bei unserer Ueberzeugung, daß es weit förderlicher für das akademische Studium seyn würde, wenn man die Lehrgegenstände mehr zu vereinfachen, mehr zusammenzufassen suchte, um dadurch Lust und Liebe zu einem gründlichen Privatstudium zu erzeugen, und für dieses speciale Werke zum sorgfältigen Lesen und Excerpiren zu empfehlen. Wir können für den Kathedervortrag nicht einmal die Trennung der Kirchen- und Dogmen-Geschichte billigen, geschweige denn noch einen neuen Theil der historischen Theologie! Etwas Anderes ist es bei der schriftstellerischen Darstellung. Hier würde ein besonderes Werk über die Geschichte der Lehre des Christenthums, wie der Vf. im Sinne hat, allenfalls von Nutzen seyn und den Studirenden zum Privatstudium empfohlen werden können. Wie weitläufig übrigens der Vf. seinen Gegenstand behandelt habe, zeigen die einzelnen Abschnitte der Abhandlung: 1. Ursprung und Bearbeitung der Dogmengeschichte als besonderer Wissenschaft; 2. Wesen und Zweck der Dogmengeschichte; 3. Trennung derselben in zwei besondere Wissenschaften: allgemeine Geschichte

der

der Lehre des Christenthums und Geschichte der besonderen Lehrsätze; 4. Behandlungsart der Geschichte der Lehre des Christenthums. — Eine sehr mühsame und gründliche Arbeit ist der Aufsatz: Doctrina Anselmi Cantuariensis de imagine divina, von Hrn. Friedr. Rud. Hesse zu Dresden. Leider gehört der Vf., wie sogleich aus dem Eingange erhellet, zu derjenigen theologischen Schule, welche, unbekümmert oder unbekannt mit der wahren einfachen Lehre heiliger Schrift, in allen Dogmen, die je einiges Ansehen behaupteten, Wahrheit und Christenthum erkennen oder in sie hineintragen zu müssen glauben. Wozu das? Wir wollen keineswegs die Verdienste Anselm's um Philosophie und Christenthum in seiner Zeit verkennen; auch seine Lehre vom göttlichen Ebenbilde, für deren allseitige Darstellung uns der Vf. zum Danke verpflichtet, verdient in ihrer Art das Lob der Tiefe und Consequenz. Allein deßhalb ist diese Lehre eben so wenig schriftgemäß, wie die Satisfactionslehre Anselm's, von welcher der Vf. S. 184 sagt: Quanta Anselmianae de satisfactione Dei-hominis doctrinae *veritas* sit et auctoritas, universa (!) testatur ecclesia, sibi eandem vindicans, cum maxime Evangelica, cujus fundamentale dogma, de justificatione scilicet per fidem solam impetranda, tótum Anselmiana illa nititur *θεωρία*. Ueberhaupt scheint es der Vf., zum Lobe seines römisch-katholischen Kirchenhelden, mit Redensarten nicht eben genau zu nehmen, so wenn er seine Abhandlung mit den Worten eröffnet: Duo sunt dogmata, quorum de intellectu promovendo (sprachgemäßer, obschon weniger hegelisirend — würde es heißen subtilior expositio) Anselmum egregie meruisse *omnes* concedunt; eben so sollen alle Philosophen den ontologischen Beweis weiter zu begründen versucht haben. Diese Nebensachen können jedoch den sonstigen wissenschaftlichen Werth der ganzen Abhandlung nicht beeinträchtigen.

Für

Für die zweite Rubrik der eigentlich kirchengeschichtlichen Abhandlungen bietet uns des dritten Bandes zweites Stück zwei Aufsätze. Der erste, unter der Ueberschrift: De Natalitiorum Christi et rituum in hoc festo celebrando solemnium origine. Oratio etc. habita a. *C. Aug. Credner*, theol. Dr. — enthält zwar nur das Bekannte, jedoch gut zusammengestellt und belegt. Wiederholt der Verf. die Behauptung, daß alle jene Gebräuche aus dem Heidenthume entlehnt seien, wobei er noch zum Ueberflusse am Schlusse seiner Rede zeigt, daß und warum dieß dem Geiste des Christenthums nicht widerspreche: so würden wir doch nicht zu bemerken vergessen haben, daß eine unvermittelte Herleitung dieser Gebräuche aus dem Heidenthume durchaus unwahrscheinlich bleibe. Der Haß der Christen gegen alles Heidnische und Abgöttische bestand noch lange, nachdem jene Gebräuche schon eingeführt waren. Daß man jedoch bei der Feier des Geburtsfestes Christi den heidnischen Gebräuchen entsprechende annahm, davon finden wir die vermittelnde Ursache in der heiligen Geschichte von der Geburt Jesu: das Erscheinen des Sterns, die Geschenke der Magier, der Lobgesang der Hirten u. s. w. — Der zweite Aufsatz: Ueber die Geißlergesellschaften und andere Verbrüderungen dieser Art und deren Umzüge im 13. und 14. Jahrh., zusammengestellt mit gleichzeitigen Erscheinungen, namentlich mit den Seuchen und Pestilenzen jener Zeit. Mit einigen Anhängen, welche zu diesem Zwecke bisher noch nicht benutzte Stellen aus alten Chronikanten enthalten, hat Hrn. Cons. Rath D. G. Mohnike zu Stralsund zum Verf., und liefert Nachträge zu der Geschichte der Flagellanten in der bekannten Weise des vielbelesenen Verfs., der S. 247 selbst sagt, daß er auf wichtige neue Aufhellungen keinen Anspruch mache. Fünf Anhänge geben Auszüge aus den Berichten alter Chronikanten; ein sechster Mittheilungen vom Prof. D. Maßmann. — Bd. 4. St. 1.

St. 1. enthält einen biographischen Aufsatz über den edlen Bartholomeo de las Casas, von Chr. G. Friedr. Weise, Pfarrer zu Wansleben und Amsdorf bei Halle. Der Verf. benutzte ältere und neuere, in der Einleitung ausführlich angegebene Nachrichten, um eine zuverlässige Geschichte jenes edlen Menschenfreundes zu geben, der unter christlichen Barbaren hohen und niederen Standes, Trotz aller Aufopferungen, allein sein christliches Gemüth bewahrte. Solche Darstellungen sind warnend und belehrend noch für unsere Zeiten. Kaum kannte das Heidenthum der alten Griechen und Römer solche Grausamkeiten, aus Vorsatz verübt, als das durch Pfaffenbetrug zu einer alleinseligmachenden äußeren Kirche entweihete Christenthum. Wir sehen auch hier wieder, wie aller Glaubenswahn ohne vernünftige Gründe in jenen Pharisäismus übergeht, den Christus mit Aufopferung seines Lebens zu vertilgen erschienen war. Und nur einzelne Erscheinungen, wie ein de las Casas unter jenen verwilderten angeblich christlichen Barbaren ist, die in moralischer Hinsicht tief unter den heidnischen Ureinwohnern, die sie bekehren wollten, standen, lassen uns nicht an der Menschheit gänzlich verzweifeln, und sprechen das reine Christenthum frei von der Schuld solcher Verirrung. — Denselben Nutzen gewährt der gleich folgende Aufsatz: Die Andacht zum geheiligten Herzen Jesu. Von D. Ludwig Wachler, Cons. Rathe und ord. Prof. der Geschichte zu Breslau. Welche Thorheiten, Unmenschlichkeiten, welcher furchtbare Aberglaube und Schwärmerei sind unter Christen und um Gottes und Christi willen erdacht, ja geheiliget worden! Oft pflegen wir Christen die Hindus, Chinesen u. s. w. zu bedauern wegen ihres Aberglaubens, ihrer wunderlichen Gebräuche, und bedenken nicht, daß dieß Alles unter christlichen, ja selbst gebildeten christlichen Völkern weit überboten wird. Die Katholiken senden Missionäre unter jene heidnischen Völker, und doch wird nur Aberglaube mit Aberglauben vertauscht! —

Einen

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte solches christlichkirchlichen Unfuges in neuerer Zeit liefert uns Hr. W. in vorliegendem Aufsatze, wesentlich bearbeitet nach Lemontey's Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV. (Paris 1832.). Er schildert die Lebensumstände der Schwärmerin Maria Alacoque, geb. im J. 1644, gest. 1690; sie hatte häufige Offenbarungen Christi, der ihr endlich die Stiftung der Andacht zu seinem geheiligten Herzen auftrug; die Jesuiten nahmen sich eifrig dieser Sache an, um ihre sonstigen Absichten durch Beförderung dieser Schwärmerei zu erreichen. Wie sehr ist es zu bedauern, daß den vernünftigen Grundsätzen und Bemühungen eines Josephs II., die uns der nächstfolgende Aufsatz ins Gedächtniß zurückruft, der Erfolg so wenig nachhaltig entsprechen konnte, um allem dergleichen Unwesen für immer vorzubeugen! Hr. Cons. R. D. Mohnike zu Stralsund theilt uns nämlich den Wiederabdruck mit des Briefwechsels zwischen Kaiser Joseph II. und Clemens Wenzel, Kurfürsten von Trier, als Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Reformationshandlungen des Kaisers. Nach den vorausgeschickten literarhistorischen Bemerkungen ist die Echtheit dieser Correspondenz nicht zu bezweifeln; sie verdiente aber vollkommen den Wiederabdruck in unserer Zeit, wo doch die Ereignisse im südlichen Europa die römischkatholischen Fürsten endlich überzeugen sollten, daß sie, um in der Nähe oder Ferne Anarchie und Revolution zu verhüten, ihre Hohheitsrechte gegen geheime oder offene Attentate hierarchischer Politik zu sichern, und geistiges und leibliches Wohl ihrer Völker zu fördern, daß sie, um diese Zwecke zu erreichen, in die Fußtapfen des großen, wahrhaft erlauchten Joseph treten müssen. Es ist wirklich ergötzlich, hier den an sich gutmüthigen, aber von fremdem Einflusse geleiteten Prälaten um das Seelenheil des Kaisers bekümmert zu sehen, weil dieser im Begriffe war, einige staatsgefährliche römische

Bullen

Bullen zu verbieten, das Placet Regium durchzusetzen, die Orden und Klöster zu reformiren u. s. w., und dann die kräftige und satyrische Antwort Josephs zu lesen. Wir heben hier nur eine Stelle, den Schluß des vom 25. Sept. 1781 datirten Kaiserlichen Schreibens, aus: „Enfin, bref, je me flatte que nous suivons ensemble le droit chemin pour faire chacun notre salut, en remplissant les devoirs de l'emploi, dans lequel la providence nous a jettés, et en faisant honneur au pain que nous mangeons. Vous mangez celui de l'Eglise et protestez contre toute innovation; moi celui de l'Etat, et je défends ou revendique ses droits primitifs." Nur dann, wenn katholische Regierungen solchen Grundsätzen folgen, nicht aber in der Verdummung ihrer Völker Heil und Sicherheit suchen, gehen sie, wie Joseph so schön sagt, den rechten Weg zu ihrem eigenen wahren Heile! — Das zweite Stück liefert uns zwei hierher gehörige Aufsätze. Der erste führt die Ueberschrift: Synodalrede des Nerses von Lampron, armenischen Erzbischofs von Tarsus im 12. Jahrh. Aus dem Armenischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von D. Carl Friedr. Neumann, Prof. zu München. Der Uebersetzer schickt eine Einleitung über Leben und Schriften des Nerses voraus; S. 133 fg. folgt die zwar Etwas schwülstige, jedoch kräftige und, wie auch der Herausg. in einer Vorerinnerung richtig bemerkt, vom Geiste evangelischer Einsicht und Freiheit, Milde, Liebe und Friedfertigkeit durchdrungene Rede, die den Endzweck hat, eine Vereinigung der griechischen und armenischen Kirche durchzusetzen. Der Herausg. hat uns mit der Bemerkung vorgegriffen, daß dieselbe noch in unserer Zeit als ein Muster der Nachahmung unseren heutigen Buchstabentheologen und Verketzerern aller Derjenigen nicht genug empfohlen werden könne, die mit ihnen in religiösen Dingen nicht übereinstimmend denken, und die Vereinigung

zweier

zweier Schwesterkirchen nur außerwesentlicher Dinge willen zu hindern oder zu verunglimpfen suchen. — Der folgende kürzere Aufsatz: Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, hat Hrn. Pfarrer Tim. Wilh. Röhrich, in Fürdenheim im Elsaß, zum Vf. Die Geschichte der Blüthezeit dieser Schule, seit dem Schlusse des 15. bis gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts, zeigt abermals, wie viel einige auf einander folgende tüchtige und eifrige Schuldirectoren zu wirken vermögen. Soll der Förderung wahrer Aufklärung und Wissenschaftlichkeit aufgeholfen werden, so war damals und bleibt noch jetzt das sicherste Mittel eine gründliche classische Bildung. Das Treiben der Vielwisserei auf gelehrten Schulen ist wahre Thorheit.

Sehr reichhaltig an kirchengeschichtlichen Mittheilungen ist der fünfte Band. Das erste Stück enthält 6 hierher gehörige Beiträge. Der erste derselben hätte für den deutschen Leser billig abgekürzt werden können; er umfaßt S. 67 bis 100, und gibt eine Abhandlung über die Gründung und Entwickelung der neueuropäischen Staaten im Mittelalter, besonders durch das Christenthum. Ein Beitrag zur Empfehlung der Kirchengeschichte des Mittelalters. Von D. Herm. Joh. Royaards, ord. Prof. der Theol. zu Utrecht. Aus dem Holländischen (aus dem bereits oben erwähnten, zu Leiden erscheinenden Archief u. s. w. 2. Thl. 1830.) übersetzt von Gottfr. Kinkel, Mitgliede der histor. Abtheil. des evang. theol. Seminariums zu Bonn. Obschon wir wegen so mancher lehrreichen Bemerkungen und Durchführungen diese Abhandlung mit Interesse gelesen haben, so beharren wir doch bei unserer Ueberzeugung, daß die Kirchengeschichte des Mittelalters für den Bekenner des evangelischen Glaubens nur untergeordneten Werth behaupte. Etwas Anderes ist es für das Gebiet der Völker- und Staatengeschichte. Hierarchie, Mönchthum, Feudalwesen sind die drei Hebel des mit-

mittelalterlichen Lebens; sie haben für uns ihre Kraft verloren, und es ist nicht zu erwarten, daß man die christlichen Völker Europa's je werde in jenen Zustand zurückdrängen können, wie der Vf. selbst an mehrern Stellen erinnert. Darum darf zwar die Kirchengeschichte des Mittelalters natürlich nicht hintangesetzt, allein sie darf auch nur als eine Durchgangs- oder Entwickelungs-Periode behandelt, mithin nicht für den wichtigsten (S. 67), für den Mittelpunct der kirchengeschichtlichen Studien angesehen werden. Und um dieß zu zeigen, hätten einige Bogen genügt. Dagegen behauptet diese Abhandlung ihren geschichtlichen Werth, indem sie den Einfluß des Christenthums auf die Gründung und Entwickelung der Völker und Staaten nach vier Perioden, mit Hervorhebung und Beleuchtung der wichtigsten Thatsachen, auf eine Weise darstellt, welche einen vortrefflichen Ueberblick gewährt und oft von den politischen Geschichtsschreibern weniger beachtet oder falsch beurtheilt worden ist. — Geringeren Werth hat der folgende Aufsatz: Hexaëmeri Andreae Sunonis distinctio decima. Curante Petro Christiano Kierkegaard, phil. Doct. Havniensi. Aus einer Handschrift der kopenhagener Universitäts-Bibliothek mitgetheilt. Andreas, Erzbischof von Lund und Kanzler des Königs Kanut, starb im J. 1228; er beschreibt in schlechten lateinischen Hexametern den Ursprung und die Folgen des Sündenfalles, sowie der Erlösung durch Christus. — Lesenswerther sind einige alte lateinische Gedichte auf Joh. Huß, Hieronymus von Prag und Joh. Ziska, welche uns Hr. Diakonus Peschek zu Zittau aus einem Cantionale von Königinhof in Böhmen mittheilt. — Ein gleich dankenswerther Beitrag ist die (lateinische) Predigt von Johann Bugenhagen, im Kloster Belbuck gehalten, und aus dem Originale (befindlich auf der kön. Bibliothek zu Berlin) mitgetheilt von Hrn. D. E. Ed. Förstemann, Secretär an der Univers.-Bibliothek zu Halle. Sie wurde im J. 1519

oder

Digitized by Google

der 1520, wie der Herausg. vermuthet, gehalten, also zu einer Zeit, da B. zwar noch Katholik, jedoch schon von dem reformatorischen Geiste ergriffen war. Sein lateinischer Ausdruck ist kräftig, Bibelstellen werden meist mit Glücke zur Empfehlung reinerer Vorstellungen benutzt, und namentlich, was gegen den Schluß hin von Absolution, der wahren Würde eines Priesters, u. s. w. gesagt wird, zeugt von der edlen Freimüthigkeit und Begeisterung, womit schon damals der Jüngling vor seinen Standesgenossen von den Gebrechen des priesterlichen Standes zu sprechen wagte. Sine delectu, heißt es u. a., multi fiunt sacerdotes sine utilitate ecclesiae, immo unde scandala multa oriuntur; praeter missam enim nihil noverunt, reliquum tempus comessatione, ebrietate, scortatione, globo, alea, serotina ad tres aut quatuor horas compotatione et inutilibus fabulis deducunt, ne horam quidem absque taedio rebus divinis impendere possunt. Und darauf: Hinc factum est, ut et boni sacerdotes propter malorum mores sint fabula vulgi et puerorum cantilena. Man sieht aus vielen Stellen, daß das Studium der Schriften des Erasmus (dessen auch S. 236 mit den prophetischen Worten gedacht wird: Erasmus ille, cujus memoria apud posteros non delebitur) auf das für das Bessere empfängliche Gemüth des Jünglings kräftig eingewirkt haben mochte. — Berichtigungen enthält der folgende Aufsatz von Hrn. Cons. R. D. Mohnike zu Stralsund über die erste Quelle zur Geschichte Adolph Clarenbachs. — Den Schluß dieses Stückes macht die Vorlesung des nunmehrigen außerord. Prof. d. Theol. zu Göttingen D. Fr. Wilh. Rettberg über die Perioden einer Specialgeschichte der Hannoverschen Landeskirche. Der Vf., vertraut, wie man sieht, mit der Geschichte seiner Landeskirche, schlägt sechs Perioden vor: die erste schließt mit der Thronbesteigung des ersten Kaisers aus

sächs-

sächsischem Stamme, Heinrich des Finklers (J. 918); die zweite mit dem Uebergange des Herzogthums Sachsen und dem Beginne des Herz. Braunschweig-Lüneburg (J. 1235); die vierte beginnt mit dem Lüneburger Landtage zu Scharnebeck (J. 1529), mit welchem Jahre die dritte schließt; die fünfte beginnt mit Vereinigung der Herrschaft des Herzogs Julius über Wolfenbüttel und Calenberg; die sechste umfaßt den Zeitraum von 1714 bis auf unsere Zeit. Auch wir wünschen mit dem Vf., daß sich die letzte Periode nicht bloß für Hannover, sondern für alle evangelische Länder dadurch auszeichnen möge, daß die evangelische Kirche endlich einmal in ihr wahres Verhältniß zum Staate gesetzt, daß dadurch ihr völliges Zerfallen in Landeskirchen verhindert, und diese letzten in eine große Gemeinschaft vereinigt werden, welche erst mit Recht den Namen der einen evangelischen (nicht preußischen, sächsischen, hannöverschen u. s. w.) Kirche sich wird beilegen dürfen. — Das zweite Stück enthält zuerst eine Rede des Hrn. Prof. D. Joh. Gust. Stickel zu Jena, die zwar strenggenommen gar nicht in das Gebiet dieser Zeitschrift gehörte, und deren Rubricirung uns daher auch in Verlegenheit setzte, jedoch die weitere Verbreitung durch den Druck wohl verdiente. Sie handelt nämlich de prophetarum Hebraeorum et ministrorum sacrorum in Evangelica ecclesia similitudine, in einem guten lateinischen Ausdrucke. Der Vf. führt drei Aehnlichkeiten durch: consilium und finis, praesidia und adminicula, effectus und fructus. — Auch die darauf folgende Abhandlung berührt nur zum Theil' das Gebiet der historischen Theologie. Sie führt die Ueberschrift: Von Bildern Gottes, oder: Darf Gott selbst, gewöhnlich Gott Vater genannt, für den christlichen Künstler ein Gegenstand der bildenden Kunst seyn? Eine biblisch-kunstgeschichtlich-pragmatische Untersuchung von Heinrich Brauer, außerord. Pfarrer zu Marburg. Der Vf. holt zwar Etwas weit aus, wenn er von den Offenbarungen

hanungen oder vielmehr der Erscheinung des göttlichen Wesens nach den mosaischen, prophetischen und den neutestamentlichen Büchern handelt, die einzelnen Stellen dieser Bücher in Beziehung auf sein Thema erklärt und daraus S. 102 in dem geschichtlichen Ueberblicke drei Perioden der künstlerischen Darstellung der Gottheit in der christlichen Kirche herleitet: die erste, vom Anfange der christlichen Zeit bis ins 13. Jahrh., entsprechend dem patriarchalischen und mosaischen Zeitalter, die zweite, vom 13. Jahrh. bis auf unsere Zeit und noch weiter, mit Beziehung auf die künstlerische Darstellungsweise der Gottheit in der katholischen Kirche, entsprechend dem prophetischen Zeitalter, endlich die dritte, aus dem Schooße des Protestantismus noch zu erwartende, entsprechend dem Zeitalter Christi und des Evangeliums. So wenig das Gezwungene dieser Eintheilung zu verkennen seyn dürfte, so schätzenswerth sind doch die geschichtlichen Nachweisungen über die bildende Kunst in der christlichen Kirche, mit Benutzung der Werke von Ciampini, d'Agincourt, Gori, Wessenberg u. s. w. In der zweiten Periode werden die Urtheile angesehener katholischer Kirchenlehrer, sowie der Reformatoren, über den Gebrauch der Bilder Gottes auseinandergesetzt und beurtheilt. In der katholischen Kirche findet der Vf. das heidnische, in der reformirten das jüdische Element vorherrschend. In einer dritten Periode sollen endlich beide Extreme vermittelt, in der evangelisch-protestantischen Kirche soll auch das Walten des Geistes Gottes in der bildenden Kunst anerkannt werden, und diese Periode werde beginnen, sobald diese Kunst werde anerkannt werden; alle bildlich-persönliche Darstellungen Gottes des Vaters selbst dagegen findet der Vf. mit Recht nicht entsprechend dem Geiste des Evangeliums. Sehr treffend sind die in diesem Abschnitte enthaltenen Bemerkungen und Wünsche desselben; schen Philosophen haben in unserer Kirche, wie der treffliche Fries, Aehnliches in Anregung gebracht, und wir dürfen

hoffen,

Digitized by Google

hoffen, daß bei der wachsenden Theilnahme selbst der mittleren Classen an Gesang und Musik in ihrer höheren Bedeutung, auch der Sinn für die bildende Kunst in Beziehung auf kirchlichen Cultus werde reger werden. Nur muß, wie bei der kirchlichen Baukunst, Kirchen-Musik und Gesang, die Form des Einfach-Erhabenen bei diesen Kunstdarstellungen vorwalten. Darstellungen zunächst aus der heiligen Geschichte, selbst aus der Geschichte der Kirchenverbesserung, geben für die Ausschmückung der evangelischen Kirchen hinreichenden Stoff. — Der letzte hierher gehörige Aufsatz, von Hrn. Prof. D. H. Ferd. Maßmann zu München, stellt dar: Luther auf Hohenschwangau und in Rom. Ausgehend von den in mehrern baierischen Städten, Burgen und Klöstern noch gangbaren Sagen, daß Luther sich daselbst aufgehalten habe, bezieht der Vf. den Ursprung dieser Sagen nicht auf Luthers spätere, sondern auf seine Reise nach Rom im J. 1510, und stellt dann aus dessen Tischreden, der von de Wette herausgegebenen Briefsammlung desselben und anderen Schriften, mehrere Notizen zusammen, die uns näheren Aufschluß über diese sonst weniger bekannte Reise Luthers geben. Was würde der große Mann, von dem hier mehrere freimüthige Aeußerungen über Papstthum, Messelesen u. s. w. mitgetheilt werden, dazu sagen, wenn er heute noch dasselbe Unwesen von Obenher geschirmt und geschützt sähe?

Wir kommen endlich zu den Aufsätzen, welche die allgemeine Religionsgeschichte betreffen. Das dritte St. des dritten Bds. eröffnet ein kurzer Aufsatz von dem gewes. Prof. Kanne zu Erlangen, überschrieben: Parallelen und Wiederkehrendes in der Geschichte. Er gehört nur zum Theil dem Gebiete der Religionsgeschichte an, und enthält manches Seltsame. Ein Beispiel genüge. S. 3 lesen wir: „So sind Perser und Deutsche allgemein anerkannte Sprachverwandte, und so sehr waren sie leibliche Brüder (germani—

wozu

wozu solche Wortspielerei?), daß selbst einer der ältesten persischen Stämme, gleich den deutschen, *Γερμανοι* hieß. Ein Gott war der deutsche Thuisto und der persische Zaratuscht, und, wie schon Leibnitz gesagt, nicht verschieden Irmin oder Hermann von der Perser Ariman." — Wichtiger ist der gleich folgende Aufsatz: Zwei Stücke aus der Moralphilosophie und Theologie der Chinesen. Aus Klaproths französischer Uebersetzung in der Chrestomathie Mandschou (Paris 1828.) in's Deutsche übertragen. Mitgetheilt von D. G. Mohnike, Cons. R. zu Stralsund. Wir verbinden hiermit die Anzeige zweier Aufsätze verwandten Inhaltes im 2. St. desselben und im ersten St. des 4. Bandes, beide vom Hrn. Prof. D. E. Friedr. Neumann zu München. Der erste stellt dar: Pilgerfahrten buddhistischer Priester von China nach Indien; aus dem Chinesischen übersetzt, und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen; der zweite enthält: Katechismus der Schamanen, oder die Klosterregel der untersten Classe der buddhistischen Priesterschaft, aus dem Chinesischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Außer den vielfachen neuen Aufschlüssen, welche wir hier über die Verwandtschaft der chinesischen und buddhistischen Religionslehren erhalten, hat uns in diesen Lehren selbst besonders der sittliche Ernst angesprochen, in welchem die Pflichten eines tugendhaften und weisen Lebens empfohlen werden. Wähne man doch ja nicht, daß jene Nationen darum, weil sie nicht den Christennamen führen, von der ewigen Weisheit, die ihnen das Daseyn so gut wie uns gegeben, wären verwahrlost, geistiger Blindheit und sittlicher Verstocktheit von Natur aus preisgegeben worden. Auch in diesen Lehren spricht sich das klare Bewußtseyn des in dem Innern aller Menschen offenbaren göttlichen Gesetzes aus, und darin liegt der Grund, daß so manche derselben ein christlicheres Gepräge an sich tragen, als die Vorträge mancher christli-

Digitized by Google

cher Lehrer, die den sittlichen Geist des Evangeliums entweder ableugnen oder hintansetzen. Für uns haben dergleichen Mittheilungen noch in anderer Hinsicht besondere Wichtigkeit. Wir gestehen zu, daß jene nichtchristlichen Nationen durch Priesterbetrug und Politik sehr entartet seyn mögen, daß es daher löblich und wünschenswerth sei, sie zum Christenthume zu bekehren. Allein soll dieser Bekehrungseifer nicht in die dem Christenthume selbst widersprechende Proselytenmacherei (Matth. 23, 15.) ausarten; sollen nicht Summen, die hier zu Lande besser zu gebrauchen wären, unnütz verschwendet werden: so lehre man doch jene Nichtchristen, ehe man ihnen von Hölle, Teufel, Christus, heiliger Schrift vorpredigt, Tractätchen austheilt und andere ganz zweckwidrige Mittel der Bekehrung ergreift, man lehre sie, an ihre eigenen, zum Theil in ihren heiligen Schriften ausgesprochenen Ansichten sich anschließend, den Gott, von dem auch sie eine Ahnung haben, erst aus der sichtbaren Natur und ihrem inneren Bewußtseyn näher kennen; dann erst leite man sie zur Erkenntniß der Offenbarung dieses Gottes in Jesu Christo, und gebe ihnen die Urkunden dieser Offenbarung in die Hände. — Eine der gediegensten Abhandlungen eröffnet das zweite St. des dritten Bds. Sie hat Hrn. Hofcaplan D. E. Grüneisen zum Vf., und handelt über das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Der Vf., vertraut mit den Quellen der griechischen Kunstgeschichte und ihrer Literatur, zeigt, wie der Kunstsinn der alten Griechen, vorzüglich in der Zeit seiner Blüthe, mit der reinen Idee der Schönheit die Idee der sittlichen Würde verband, wie selbst in ihren nackten Darstellungen die reine Natur und Schamhaftigkeit hervorleuchtete, und diese hinwiederum auf die Veredlung des sittlichen Gefühls im Volke hinwirken mußte. „Es wohnte, heißt es S. 34 eben so schön als wahr, in dem griechischen Volke selbst die Harmonie des geistigen und sinnlichen Lebens, welche sich in seinen Kunst-

Kunsterzeugnissen, wie in seinen Dichterwerken, und schon selbst in seiner so wohllautenden als formenreichen Sprache darstellt, jenes Ebenmaß der Körperform, belebt von dem leuchtenden Blitze des Gedankens und getragen von der bequemen Ruhe des Gemüthes, das die raschen und kecken Ansprüche der Leidenschaft im Zaume zu halten vermag. Aus der mannigfaltigen Anschauung einer wohlgebildeten Natur ging die Liebe zur Schönheit, aus dieser der allgemeine sittliche Schönheitssinn, sowie die Begeisterung des Volkes für die in demselben Geiste empfangenen und vollendeten Werke der Kunst hervor." Darauf betrachtet der Vf. die griechische Kunst in ihrem Zusammenhange mit dem Geiste und Charakter des Hellenismus, namentlich mit Berücksichtigung ihrer religiösen Vorstellungen. Vortreffliche Bemerkungen über die mythische Religion der alten Griechen, als deren Boden der Vf. die Naturreligion bezeichnet, wie dieselbe durch die Veredlung der Symbole mit der plastischen Kunst in Verbindung getreten, in der Uebertragung und freieren Darstellung der Menschengestalt sich weiter entwickelt und so in ihren Göttern nicht bloß Personification der in der Natur wirkenden Kräfte dargestellt, sondern dieselben, als Regenten und Geber dieser Kräfte, unter einen sittlichen Begriff gestellt habe; daher die erhabe Ruhe, die edle Haltung, die geistige Selbstständigkeit und Würde, der Ausdruck ehrfurchtsvoller Scheu und demüthiger Gesinnung der Umgebungen in ihren Bildwerken, was dann in allen Beziehungen durch Beispiele nachgewiesen wird. — Im dritten Abschnitte wird eben so befriedigend das sittliche Element in der bildenden Kunst der Griechen in seiner eigenthümlichen Ausbildung näher bestimmt, die Grenze seiner Entwickelung nachgewiesen und die Ursache seiner Entartung aufgedeckt. Den Beschluß macht die Erörterung des Verhältnisses zwischen Hellenismus und Christenthum. — Eben so werthvoll für die allgemeine Religionsgeschichte sind die beiden Aufsätze, welche uns Hr. Prof. D.

Gust. Seyffarth zu Leipzig im 2. St. des 4. und im ersten des 5. Bds. mittheilt. Der erste hat die Ueberschrift: Ueber die höchsten acht Gottheiten oder die Kabiren der germanischen Völker, in Bezug auf die acht Kua's der Chinesen, nach einer chinesischen Münze im Kabinette der deutschen Gesellschaft zu Leipzig. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie und Religionsgeschichte der alten Völker. Nebst einer lithographischen Tafel. Der zweite erläutert eine merkwürdige Stelle aus den Religionsschriften der alten Parsen (im Zendavesta von Anquetil du Perron t. II. p. 353.). Für die christliche Theologie werden diese und ähnliche Forschungen der Archäologie besonders dadurch wichtig, als sie einen wirklichen Zusammenhang der ältesten Bewohner unseres Erdkreises immer wahrscheinlicher machen, und so die Grundlage der ältesten schriftlichen Urkunden über die erste Geschichte des Menschengeschlechts, wie sie in den mosaischen Schriften uns aufbewahrt sind, geschichtlich erläutern.

Die Glaubenslehren der evangelisch-protestantischen Kirche, auf den Grund der reinen Schriftlehre entwickelt und mit einer kurzen Geschichte der wichtigsten Dogmen, so wie der Darstellung des kirchlich-theologischen Lehrbegriffs begleitet. Ein Hilfsbuch, vorzüglich für Studirende zum Repetiren der Dogmatik und zur Vorbereitung auf das Examen von Dr. Lobegott Lange, Professor an der Universität zu Jena. — Jena, b. Mauke.

Auch

Digitized by Google

Auch unter dem Titel:

Dr. Friedrich August Klein's Darstellung des dogmatischen Systems der evangelisch-protestantischen Kirche. Zweite Ausgabe, völlig umgearbeitet von Dr. Lobegott Lange. 1835. 502 u. X S. 8. 1½ Thlr.

Eine Schrift, welche in der Kürze die Hauptsache von dem enthält, was der Titel der jetzt zu besprechenden besagt, kann den jungen Theologen nicht anders, als sehr willkommen seyn. Nach Anleitung derselben können sie sich auf dem weiten Felde der Dogmatik orientiren und die wichtigsten Momente derselben sich aneignen, wozu größere dogmatische Werke und ausführliche Vorlesungen über diese Wissenschaft ohne einen Leitfaden, der eine kurze Uebersicht des Ganzen gibt, wenig geeignet scheinen. Rec. wenigstens bekennt, daß er es durch das aufmerksame Anhören und sorgfältige Nachschreiben sehr weitläufiger Vorlesungen über die Dogmatik nur bis zur Auffassung einer Menge Einzelheiten bringen konnte, einen Ueberblick des Ganzen aber erst durch ein kurzes, die Hauptsummen enthaltendes Compendium erhielt. Daß ein solches Compendium von der Schriftlehre ausgeht, die Ausdeutung derselben bis zur Bildung unseres kirchlichen Lehrbegriffs in kurzen geschichtlichen Umrissen darstellt, die Kirchenlehre genau nach den symbolischen Büchern angebe und die vorzüglichsten Satzungen der spätern Theologen bis auf unsere Zeiten hinzufügt, ist, wie Klein und Hr. D. Lange erkannt haben, unumgänglich nothwendig. So nur kann ein zweckmäßiges Hilfsbuch für Studirende entstehen, das sich auch bei akademischen Vorlesungen zu Grunde legen läßt. Wir glauben aber, daß der Vf. eines solchen Hilfsbuchs am Beßten thue, wenn er bloß referirt, ohne eine Beurtheilung der Schriftlehre und der Satzungen der Dogmatiker

tiker nach seinem Systeme beizufügen. So wird der Studirende angeregt, selbst zu prüfen, woran es jetzt so Viele fehlen lassen; er muß, so lange er sich an das Compendium hält, die Resultate selbst zu gewinnen suchen. Auch kann jeder Docent über ein solches Hilfsbuch Vorlesungen halten, ohne daß er genöthigt wäre, gegen den Vf. zu polemisiren. Schwierig ist es hier nur, die Schriftlehre objectiv zu halten, da ja die Beweisstellen streitiger Dogmen so verschieden verstanden werden und jeder Dogmatiker sein System als das echt biblische darzustellen bemüht ist. Das beßte, auch von mehrern Dogmatikern schon gewählte Auskunftsmittel scheint zu seyn, daß die Schriftstellen ohne alle Erklärung angeführt werden. So erfährt der Leser nur, auf welche Bibelstellen es hier ankomme; wie man sie gedeutet und gemißdeutet, macht die folgende Darstellung klar, bei welcher zwar das Dafür und Dawider angegeben werden muß, aber ohne Entscheidung. So verfährt Tzschirner in seinen Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre.

Die Schrift von Klein hat bei den Studirenden großen Beifall gefunden. Hier erscheint sie, wie der Titel mit Recht versichert, völlig umgearbeitet, und der von Hrn. D. Lange darauf verwendete große Fleiß ist nicht zu verkennen; gewiß verdient auch das Offene, Lichtvolle und von aller mystisirenden oder philosophastrischen Nebelei Entfernte in der Darstellung alles Lob. Ueberall sieht man, was der Vf. will und weiß, wie man mit ihm daran ist. Aber er ist von anderen Grundsätzen ausgegangen, als Rec. nach Obigem befolgen würde, wenn er ein solches Hilfsbuch schriebe. Hr. D. Lange trägt hier sein dogmatisches System vor, welches er christlichen Rationalismus nennt. Nach demselben werden auf das Ansehen deutlicher Bibelstellen Glaubenslehren als Lehren der heiligen Schrift vertheidigt, „auf welche (Vorrede S. VI.) der zeitherige Rationalismus längst Verzicht geleistet hat.“

S. 114.

Digitized by Google

S. 114. wird dieses System Religiosismus genannt und als die Denkart bezeichnet, „wo man im religiösen Glauben den Begriff der allwirkenden Allgegenwart Gottes vesthält, demnach a) jeden Unterschied zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung als Anmaßung des Verstandes verwirft, b) die, allerdings den Graden, aber nicht der Glaubwürdigkeit nach verschiedene, überall vorhandene Offenbarung Gottes nie als eine abgeschlossene betrachtet, und daher c) den Zweck der göttlichen Sendung Jesu in der Mittheilung und sichtbaren göttlichen Sanction der wahren Vernunft- (vernünftigen) Religion und in der Stiftung einer positiven, auf dem göttlichen, wunderbar verherrlichten Leben Jesu, auf seinen Thaten und Schicksalen beruhenden Heilsanstalt, oder Kirche findet.“ Gewiß ist diese Auffassung des Christenthums bei dem Vf. das Resultat der sorgfältigsten Prüfung und sein Streben, das reine und lautere Evangelium zur Grundlage des theologischen Systems zu machen, höchst lobenswerth. Allenthalben macht es sich bemerklich, daß diese Ansicht des Christenthums bei ihm zugleich Sache des Herzens ist. Allein wir zweifeln sehr an der Möglichkeit, diese Fassung als biblisch zu rechtfertigen, was hier (vergl. den Titel des Buchs) doch die Hauptsache ist.

Sie geht davon aus, daß die Unterscheidung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung Gottes aufzugeben sei. Das mag der Philosoph thun; aber nach der Schrift ist es unzulässig, denn da wird der Einfluß des sich offenbarenden Gottes auf die Propheten als ein Act unmittelbarer göttlicher Einwirkung dargestellt, und die Art, wie diese Männer durch den sie erfüllenden Geist Gottes zur Erkenntniß göttlicher Rathschlüsse gelangten, ist wesentlich von der Art und Weise unterschieden, wie man (nach allbekannten Schriftstellen) durch Betrachtung der Natur, durch das Achthaben auf die Stimme des Gewissens, durch das Nachdenken über geschichtliche Thatsachen zur Kenntniß Gottes gelangen kann. Wir finden in

der

der Bibel ganz dieselben Vorstellungen, welche sich die alte Welt von Sehern der Zukunft, von Verkündigern der Götterssprüche (Orakel) machte. Hiernach waren die Propheten, wie wir sie kurzweg nennen können, nur die Werkzeuge, durch welche sich die offenbarende Gottheit aussprach, die oft selbst nicht wußten, was sie redeten und sich auch wohl für unfähig erklärten, den Sinn ihrer Gottessprüche zu deuten. Nach unserem jetzigen Sprachgebrauche können wir dieß nicht anders nennen, als wundervolle, unmittelbare göttliche Mittheilungen, und so ist die in Rede stehende Unterscheidung nicht, wie Hr. D. Lange meint, „eine Anmaßung des Verstandes," eine Fiction neuerer Zeit, sondern sie ist etwas historisch Gegebenes, über dessen Giltigkeit oder Ungiltigkeit die philosophische Forschung zu entscheiden hat. Wohl kann diese zu dem Resultate gelangen, daß ein solches unmittelbares Einhauchen von Seiten der Gottheit keineswegs als annehmbar erscheine, sondern, was man auch dafür sage, von unabwendlichen Schwierigkeiten gedrückt werde. Ergibt sich dieß, so wird der Begriff unmittelbarer göttlicher Offenbarungen als eine Vorstellung des ungebildeten Alterthums aus Vernunftgründen aufgegeben. Aber aus der Bibel ist diese Unterscheidung nicht wegzubringen.

Hr. L. hat dieß allerdings versucht. Er behauptet S. 120., alle Stellen, in denen sich Jesus eine unmittelbare Offenbarung beizulegen scheine (z. B. Matth. 11, 27. Joh. 3, 16. 5, 43. 6, 46. 7, 16. 28. und viele andere), „müßten nur von seinem göttlichen Berufe, als Sohn Gottes zu lehren und zu wirken," verstanden werden, und sie hätten, weil dieser Beruf ein außerordentlicher gewesen, „allerdings eine besondere Beziehung auf das Verhältniß, in welchem Christus zu seinem himmlischen Vater stand, gehabt." Hier fragt man, was dieß denn nach der Schrift für ein Verhältniß gewesen sei? und da lassen die deutlichsten Aussprüche (insonderheit

derheit bei Johannes und Paulus) uns nicht daran zweifeln, daß in dem Menschen Jesus etwas Göttliches war, das ihn zu einer Gemeinschaft mit Gotte erhob, die nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach als ganz einzig erscheint. War doch der Logos in ihm, kommt ihm doch ein vorweltliches Daseyn zu, wird doch versichert, daß nur er, der vom Himmel gekommene Sohn Gottes, Gott gesehen, folglich sich einer anschaulichen Kenntniß der Gottheit erfreuet habe. Trägt man in diese und viele andere Stellen nicht die Begriffe *unserer Zeit* hinein, erklärt man sie im Geiste des Alterthums und nach den Begriffen der Juden insonderheit, so muß nothwendig ein Göttliches in Jesu angenommen werden.

Hr. D. Lange ist anderer Meinung. Unter dem Logos bei Johannes soll nach S. 303 ff. das schaffende und offenbarende Wort Gottes (die Weisheit und Wahrheit in Gotte) zu verstehen und καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο so zu fassen seyn: „die Offenbarung (die Weisheit und Wahrheit, wie sie von Anbeginn in Gotte war) des Gottes, der durch sein Wort die Welt schuf, erschien vollendet unter den Menschen in dem eingebornen Sohne." Der Raum gestattet es uns nicht, das Unhaltbare dieser Erklärung zu erörtern; daß unter dem Logos eine Hypostase (der Sohn Gottes im metaphysischen Sinne) zu verstehen sei, ist unleugbar und die gründlichen Auseinandersetzungen der neuesten Ausleger (vergl. z. B. Lücke und Meyer) haben dieß über jeden Zweifel erhoben.

Eben so unzulässig ist es, Kol. 1, 13. (ὅτι ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα, τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς κτλ.) mit Nösselt und Schleiermacher (Letzterer ist in der Schrifterklärung bekanntlich eine schlechte Auctorität) im moralischen Sinne von der Begründung des Alles umfassenden Gottesreiches, von der neuen Weltschöpfung, die durch Christus, den Erstgebornen derselben, begonnen hat, zu verstehen. Will man hier consequent blei-

bleiben, so muß man durch τὰ ἐν οὐρανοῖς etwa die Juden, durch τὰ ἐπὶ τῆς γῆς die Heiden bezeichnet werden lassen, durch τὰ ὁρατά die jetzt lebenden Menschen und durch τὰ ἀόρατα die kommenden (jetzt, weil noch nicht vorhandenen, unsichtbaren) Geschlechter, oder man muß einen nicht zu urgirenden Merismos statuiren, jeden Falls muß man annehmen, κτίζειν könne ohne weiteren Beisatz von der moralischen Schöpfung gebraucht werden. Ganz anders ist es in der Stelle Eph. 2, 10. κτισθέντες ἐν χρ. Ιης. ἐπὶ ἔργοις ἀγαθοῖς, Cap. 4, 24. κατὰ θεὸν κτισθεὶς ἄνθρωπος. Solche Deutungen, auf die man bloß, um dogmatischen Schwierigkeiten zu entgehen, gefallen ist, sollten jetzt doch nicht mehr vorkommen.

Dergleichen unhaltbare Erklärungen, auf welche der gelehrte Vf. nicht gefallen seyn würde, wenn er nicht darauf ausgegangen wäre, sein System als Bibellehre zu rechtfertigen, finden sich mehrere, wir führen nur einige an. Nach S. 225. soll sich der Ausdruck Sohn Gottes im N. T. auf die göttliche Sendung Jesu, oder auf seinen Beruf, durch Lehre, Leben und Schicksale das Reich Gottes zu gründen, beziehen, kurz, es soll Amtsname des Erlösers seyn. Ist das überall der Fall, oder gibt es nicht Stellen, wo der Erlöser mit unverkennbarer Rücksicht auf das Göttliche in ihm so genannt wird? Nach S. 138 soll 5. Mos. 19, 9. ff. von dem Messias die Rede seyn und der Gedanke ausgedrückt werden, aus der Mitte des israelitischen Volkes werde Gott einen Propheten erwecken, wie Moses. „Diese Weissagung, heißt es," ist sehr erklärbar. War sich Moses seines göttlichen Berufes bewußt, sein zur Abgötterei noch so geneigtes Volk in der Verehrung des Einen wahren Gottes treu zu erhalten, so gewährte ihm bei dem Widerstande, den er fand, dieses Bewußtseyn auch für die Zukunft die Hoffnung, Jehovah werde für die Erhaltung der wahren Gottesverehrung sorgen und deßhalb einen

Pro-

Propheten, ihm gleich, aus ihrer Mitte senden. Es blieb dabei Gotte überlassen, in welcher Person und zu welcher Zeit dieser Prophet erscheinen werde." Aber der ganze Zusammenhang der Stelle macht es ja nothwendig, מְעֹנֵן collectiv zu nehmen. Zeichendeuter, Zauberer, Todtenbefrager ꝛc. dergleichen es unter abgöttischen Völkern gibt, wird gesagt, sollen unter den Israeliten keinen Glauben finden. Propheten, wie Moses, Männer, denen Jehovah sich offenbart, wird es immer in Israel geben. Diese sollen als Verkündiger des göttlichen Willens gehört werden, und ihre göttliche Sendung wird in der Erfüllung dessen, was sie im Namen Gottes verkündigen, ihre Bestätigung finden. Von einem Propheten, der vorzugsweise also zu nennen sei (von dem Messias), ist hier keine Rede.

Der biblische Begriff eines Wunders wird S. 126. durch factum vi divinâ, s. adjuvante Deo editum ad comprobandam divinam Jesu Christi legationem bestimmt. Diese Erklärung ist augenscheinlich zu weit, da hiernach Alles, was der Erlöser je gethan und gesprochen hat (denn das Sprechen ist doch auch ein Thun), oder was seine Apostel und andere Gläubige unter Gottes Beistande gethan (namentlich gelehrt) haben, um den Beweis zu führen, daß Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, unter die Wunder gerechnet werden müßte. Zur Rechtfertigung dieser Definition bemerkt der Vf. S. 127., daß man die scholastischen Fragen über das Natürliche und Uebernatürliche, über das Mittelbare und Unmittelbare der göttlichen Wirksamkeit ganz bei Seite setzen und die Wahrheit vesthalten müsse, daß bei religiöser Weltansicht der Glaube an Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt nothwendig die Annahme erfordere, das göttliche Wirken sei, als verschieden von der von Gotte geordneten Wirksamkeit der Natur, ein unmittelbares und übernatürliches. „Wenn Gott, „schreibt Hr. L.," die Kräfte und Gesetze der Natur erhält und regiert, so kann dieß nicht mittelbar, d. h.

durch

durch die Kräfte und Gesetze der Natur geschehen, sondern allein durch seine Allmacht, oder allmächtige Kraft. Darum ist der Glaube an die Erhaltung und Regierung der Welt durch göttliche Kraft der Glaube an ein fortdauerndes Wunder; nie aber wird es, vermöge der Schranken unserer Erkenntnißkraft, möglich werden, Etwas zu bestimmen über das Verhältniß Gottes zur Natur, so wie seiner absoluten Wirksamkeit zur Naturwirksamkeit. Und hiermit ist philosoph. Seits die Möglichkeit der Wunder gerechtfertigt. Christus, von Gotte mit der Fülle geistiger Kraft und Wirksamkeit ausgerüstet, vollbrachte die Wunder durch göttliche Kraft; sie sollten beweisen, daß er als Christus göttlichen Beruf habe, zu lehren und zu wirken. Aus menschlicher oder natürlicher Kraft würde er solche Thatsachen zu bewirken nicht vermocht haben, wie seine Schüler und Zeitgenossen, ja selbst seine Feinde, anerkennen. Wie aber diese Thatsachen zu den Kräften und Gesetzen der erkennbaren Natur sich verhalten, darüber vermögen wir Nichts zu entscheiden, vermögen aber eben so wenig zu behaupten, daß Gott eine solche höhere Wirksamkeit einem Menschen nicht ertheilen könne, wenn es, wie dieß bei Christus der Fall war, mit den höchsten Zwecken göttlicher Weisheit übereinstimmt, zumal da man zugesteht, daß Jesus ohne dergleichen Beweisthatsachen zu damaliger Zeit unter den Juden nicht würde anerkannt worden seyn."

Rec. glaubt nicht, daß der Vf. mit dieser Deduction zur Begründung seines Systems Etwas gewonnen habe. Denn man kann ihm zugestehen, daß der Einfluß Gottes auf die Welt ein unmittelbarer sei und die Erhaltung und Regierung der Welt als ein fortwährendes Wunder der göttlichen Allmacht betrachtet werden müsse, aber gleichwohl darauf bestehen, daß die Wunder Jesu von allen uns sonst bekannten Thaten des vor unsern Augen täglich große Wunder thuenden Gottes wesentlich verschieden sind, Gott also durch den Wunderthäter

Jesus

Jesus doch ganz anders gewirkt habe, als er, so viel uns nur immer bekannt ist, sonst wirkt; daß Kranke durch das Machtgebot eines Menschen gesund würden und Todte sogar lebendig, daß Wasser sich in Wein verwandelte und wenig Brode zur Sättigung von Tausenden hinreichten, ist ohne weiteres Beispiel. Wird nun, wie hier (a. a. O.) geschieht, die buchstäbliche Richtigkeit der neutestamentlichen Wundererzählungen angenommen und jeder Versuch, sie natürlich zu erklären, eben so, wie die mythische Ansicht der Wunder zurückgewiesen, so *ist wohl am Tage*, daß die Auskunft, welche uns der Vf. in der oben angeführten Stelle gibt, keineswegs befriedige und er Unrecht habe, wenn er glaubt, den biblischen Wunderbegriff erfaßt zu haben. Kurz, die Auffassung des Christenthums nach Grundsätzen des hier ausgesprochenen Religiosismus läßt sich mit der richtig erklärten Bibel gewiß nicht vereinigen.

Hiermit ist zugleich erwiesen, daß Reinhards S. 117. angeführte Behauptung, nur der sei consequent, welcher in Sachen der Religion entweder der Vernunft, oder der Bibel das Richteramt zugestehe; Derjenige aber, der bald jene, bald diese in höchster Instanz entscheiden lasse, verfalle nothwendig in Synkretismus, ihre volle Richtigkeit habe. In diesem Hilfsbuche haben wir einen solchen Synkretismus; denn während sich das hier vorgetragene dogmatische System als christlichen Rationalismus ankündigt und §. 37. dem zeitherigen Rationalismus zugestanden wird, daß der Vernunft in religiösen Angelegenheiten die höchste Auctorität beigelegt werden müsse, werden doch Schriftlehren als immer geltende Dogmen angenommen, die der Vernunft völlig fremd sind und für die sie keine Beweise hat, vergl. z. B. §. 108., wo von der Wiederkunft Christi und der Auferweckung der Todten die Rede ist. Consequenter verfuhren gewiß die, welche, wie der Vf., dem Rationalismus zugethan, in diesen allerdings unleugbaren Schriftlehren nur Zeitbegriffe fanden, nicht immer geltende Dog-

Digitized by Google

Dogmen, aber als Hüllen und Versinnlichungen solcher Dogmen heute noch und wohl immerdar werthvoll.

Demungeachtet wird diese Schrift von Denen, für welche sie bestimmt ist, mit großem Nutzen gebraucht werden, und wegen der lichtvollen, nur Etwas zu wortreichen (man vergleiche die oben ausgezogene längere Stelle) Darstellung der dogmatischen Hauptbegriffe und hierher gehörenden geschichtlichen Notizen verdient sie alle Empfehlung. Auf die neuen und neuesten Theologumena hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. An sich sind sie freilich keiner Rede werth; aber historische Erwähnung gebührt in einem dogmatischen Hilfsbuche auch dem dogmatischen Unsinne, wenn er irgend eine gewisse Geltung hatte, oder noch hat.

Die Kirchenverfassung der A. C. Verwandten im Großfürstenthume Siebenbürgen. — Dargestellt und mit Urkunden belegt von Christian Heyser, Superintendenten d. A. C. in Inner- und Nieder-Oestreich, im Königr. Illyrien und Venedig und erstem Prediger A. C. in Wien. — Wien 1836. Auf Kosten des Vfs. und in Commiss. b. Mayer. — 263 SS.

Der würdige Vf. dieser Schrift machte mit ihr der ganzen protestantischen Lesewelt ein höchst werthvolles Geschenk, nicht nur in sofern, als er durch sie die in der Regel sehr mangelhafte Kenntniß derselben von dem Zustande ihrer deutschen Glaubensbrüder in Siebenbürgen im Allgemeinen auf erwünschte Weise vervollständigte, sondern auch in sofern, als er in ihr das Bild einer evangelischen Kirchenverfassung zu entwerfen hatte, welches bei den neuerdings so lebendig geführten Strei-

Streitigkeiten über die rechte Art derselben in vieler Hinsicht für mustergebend gelten kann. Daß der Vf. vor vielen Andern hierzu besonders geeignet war, ergibt sich schon aus den äußeren Verhältnissen desselben, zu Folge welcher er vor seiner jetzigen ehrenvollen Stellung zu Wien dreißig Jahre lang in Siebenbürgen selbst in geistlichen Aemtern stand; seine innere Befähigung dazu beweist aber die Schrift selbst, welche in Bezug auf zweckmäßige Anordnung und einfach-klare Ausführung allen Beifall verdient. Die geschichtliche Treue derselben kann freilich nur der näher stehende eigentliche Sachkenner gehörig würdigen; aber auch diese wird Theils durch die Unversehrtheit, mit welcher sie durch das Prüfungsfeuer der östreichischen Censur ging, Theils durch die beigegebenen, aufs Einzelne bezüglichen, authentischen Urkunden, Theils durch den Umstand verbürgt, daß der Vf. seine vormaligen Amtsbrüder in Siebenbürgen zu freundlicher Berichtigung jeder etwa eingelaufenen kleinen Unrichtigkeit im Einzelnen offen auffordert. Unter diesen Umständen wird Rec. sich nur auf eine kurze Relation des interessanten Inhaltes zu beschränken, die Leser selbst aber zu näherer Kenntnißnahme von dem Ganzen einzuladen haben.

Dieses Ganze zerfällt in drei Theile, deren erster die allgemeine, besonders kirchliche Landesverfassung und die besondere bürgerliche Verfassung der Sachsen in Siebenbürgen schildert. Der zweite hat es dagegen mit der Schilderung der besondern kirchlichen Verfassung der Sachsen oder A. C. Verwandten in Siebenbürgen zu thun, und berührt in drei Abschnitten das obere Kirchenregiment, die Diöcesan- und Parochial-Einrichtung und den öffentlichen Cultus derselben. Der dritte Theil enthält die schon erwähnten geschichtlichen Documente, welche in den verschiedenen die Schilderung des Vfs. erläuternden Instructionen, Ordnungen und Regulativen bestehen.

Aus dem ersten Theile bringt Ref. nur Folgendes zur Er-

Erwähnung: Die drei Hauptnationen von Siebenbürgen, welche darum, weil sie allein das Recht haben, Abgeordnete zum allgemeinen Landtage zu schicken, auch die ständischen genannt werden, bestehen aus Ungarn, Szeklern und Sachsen. Die letztere, etwa 200,000 Seelen stark, sind die Nachkommen der deutschen Colonisten, welche vor 700 Jahren unter dem Könige Geisa II. und späterhin nach und nach aus verschiedenen Gegenden Deutschlands einwanderten. Sie besitzen, meist in Süden und in einem nordöstlichen Bezirke des Landes, zwar nur den sechsten Theil des Landes, machen aber beinahe den fünften Theil der sämmtlichen Landesbewohner aus, genießen auf dem ihnen eigenthümlichen Boden volle bürgerliche Freiheit und bekennen sich beinahe durchaus zur augsburgischen Confession. Die übrigen Nationen, außer den genannten dreien, nämlich die Griechen, Armenier und Wallachen, erfreuen sich wenigstens einer vortheilhaften äußeren Lage und bekennen sich entweder zur katholischen, oder zur unirten oder auch zur nicht unirten griechischen Kirche. Zur reformirten Kirche gehören viele Ungarn und Szekler, ein Theil von Beiden, ungefähr 46,000 Seelen, zu der auch ihres Theils öffentlich anerkannten unitarischen Kirche, welche in Clausenburg ihr Oberconsistorium und ihren Superintendenten hat. — Die bürgerliche Verfassung der Sachsen war gleich vom Anfange an sehr liberal, und gewährte das Bild eines unter der jedesmaligen höchsten Landesauctorität sich selbst regierenden Staates im Staate. Daher denn auch diese wackern Deutschen die vollkommenste Freiheit fanden, den von ihnen besessenen Landestheil nicht nur aufs Regsamste anzubauen, sondern auch in ihrer geistigen Ausbildung die gedeihlichsten Fortschritte zu machen, in Folge derselben sich der Reformation zuzuwenden und ihren kirchlichen Einrichtungen die zweckmäßigste Gestalt zu geben. Seitdem Siebenbürgen unter östreichische Hohheit kam, änderte sich zwar Manches in dieser bürger-

Digitized by Google

gischen Verfassung ab und namentlich erstieg das frühere sehr mäßige Abgabensystem eine bedeutende Höhe. Das ursprüngliche Wesen der den Sachsen gestatteten Selbstregierungsweise blieb jedoch fast ganz unverändert und wie dieselben als Staatsbürger noch immer nur freigewählten Obrigkeiten und Behörden gehorchen, so behauptet ihre kirchliche Verfassung auch jetzt fortwährend den Charakter einer in der lutherischen Kirche nur selten vorkommenden Autonomie. Als Zeuge ihres frühern großen Wohlstandes ist das bedeutende Vermögen der Gemeinheiten anzusehen, aus welchem unter Anderem die Stipendien gestiftet wurden, welche den angehenden Theologen das Studiren auf deutschen Universitäten erleichtern sollten.

Die kirchliche Verfassung der Sachsen in Siebenbürgen erhielt nach dem, was der Vf. im zweiten Theile darüber bemerkt, den Grundcharakter ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit durch den ganz einfachen Umstand, daß gleich vom Anfange an der von ihrem Grunde und Boden zu entrichtende Zehend nicht den damaligen katholischen Bischöfen, sondern den Pfarrern selbst zugewiesen wurde, wodurch diese den großen Vortheil erhielten, ein von den Bischöfen ziemlich unabhängiges und in sich selbst vest abgeschlossenes Ganzes zu bilden, dessen Interesse mit dem Interesse der Gemeinden stets Hand in Hand ging. Wie diese Lage der Dinge der vom J. 1521—1545 Statt findenden Reformation äußerst förderlich wurde, so änderte auch diese Nichts in jener, sondern ließ vielmehr die Rechte und Einkünfte der sächsischen Geistlichen und das gegenseitige innige Verhältniß zwischen ihnen und dem Volke völlig ungekränkt. Den kirchlichen Vereinigungspunct, welchen sie mit dem Aufgeben der Auctorität des römischen Stuhles verloren, gewannen sie durch die Wahl eines Superintendenten wieder, welcher an der Spitze der, aus den Dechanten und andern Abgeordneten der einzelnen Capitel oder geistlichen Bezirkspersonale gebildeten, Synode die höchste Stelle einnahm,

so daß das Kirchenregiment auch jetzt fortwährend in geistlichen Händen blieb. Dieß war um so leichter, je weniger in den damaligen und den darauf folgenden Zeiten politischer Stürme die bürgerlichen Behörden Lust und Macht hatten, sich so oder anders in dieses Kirchenregiment zu mischen. Späterhin, unter östreichischer Landeshohheit, geschahe das nun allerdings und es trat nach und nach eine Kirchenverfassung ins Leben, welche den bürgerlichen Volksbehörden einen namhaften Antheil an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zugestand, der Geistlichkeit aber immer einen sehr mächtigen Einfluß auf dieselbe und somit auch eine sehr würdige äußere Stellung übrig ließ. — Dieses weist der Vf. im Einzelnen in demjenigen Abschnitte nach, in welchem er von den Bestandtheilen, dem Geschäftskreise und den gegenseitigen Verhältnissen des Oberconsistoriums, der Domestical- oder Bezirksconsistorien und den Local- oder Ortsconsistorien handelt, was aber hier nicht näher angegeben werden kann. Nur auf das Eine deutet Ref. hin, daß diese Local- oder Ortsconsistorien eine Einrichtung haben, vermöge welcher die vollkommenste Presbyterial-Verfassung der Kirche verwirklicht wird, indem durch sie ohne alle Beeinträchtigung der Geistlichkeit und ihres Ansehens dem Volke selbst die bedeutendste Mitwirkung in seinen kirchlichen Angelegenheiten gesichert ist. „Hier, sagt der Vf. S. 67., in der Versammlung dieses Consistoriums kann Jeder mündlich anbringen, was ihm in kirchlicher Hinsicht beachtungswürdig erscheint. Hier wird die Kirchenrechnung vorgelesen, revidirt und bestätigt und dann dem Domestical-Consistorium übersendet. Hier werden die Reparaturen der Kirchengebäude oder neue Bauten, sowie die Gehaltsverbesserung für die Kirchen- und Schullehrer, so weit sie aus den Kircheneinkünften bestritten werden können, beschlossen und dann ungehindert ausgeführt. Hier werden, zumal auf dem Lande, Gemeindeglieder, die durch ihren sittlichen Wandel Aergerniß

geben,

geben, oder Aeltern, die ihre Kinder muthwillig von der Schule zurückhalten, vorgerufen und verwarnt. Hier wird, was zur Aufrechthaltung der Ordnung bei der erwachsenen Jugend nöthig ist, vorgebracht und vest bestimmt. Hier können Mißverständnisse, die sich etwa zwischen dem Pfarrer und den Beamten eingeschlichen haben, auf eine freundliche Art gehoben werden. Kurz, es ist eine Anstalt, die, wenn die Mitglieder der Gemeinde, zumal die vorzüglichern, nicht ganz verwildert sind und wenn der Pfarrer seines Standes nicht unwürdig ist, einen nicht zu berechnenden Einfluß auf den sittlichen und religiösen Zustand des Volkes hat, ohne auch nur einen Heller zu kosten." Ihren Stützpunct und somit die Gewähr, daß in den Localconsistorien Alles ordentlich zugehe, hat diese Einrichtung in der Aufsicht, welche die Bezirksconsistorien und das Oberconsistorium über dieselben führen und in den General- und Special-Kirchenvisitationen, welchen die Bezirke und die einzelne Parochieen von Zeit zu Zeit unterworfen werden. Kurz, es zeigt sich hier eine weise gegliederte und zweckmäßig in einander greifende Selbstregierung der Kirche, welche in allen ihren Gliedern das höchste Interesse für ihre inneren und äußeren Angelegenheiten wach erhält, ohne der Oberaufsicht des Staates über dieselben in irgend einer Weise Eintrag zu thun. — Nach dem hier Beigebrachten läßt sich schon vermuthen, daß auch Dasjenige, was der Vf. im zweiten Abschnitte von der Verfassung (Stellung), den Rechten, den Einkünften, der Bildung und der Anstellung der Geistlichkeit in Siebenbürgen mittheilt, ganz andere Resultate geben werde, als man da zu sehen gewohnt ist, wo die Kirche dem Staate gegenüber zu einem äußerlich fast Nichts bedeutenden Institute herabsank. Nach Außen hin nimmt nämlich diese Geistlichkeit eine ihrer amtlichen Würde und Wirksamkeit höchst angemessene Stellung ein und unter sich selbst steht sie in einem Subordinations-Verhältnisse, welches dem jedem Einzelnen angewiesenen Wirkungs-

Digitized by Google

kreise seine bestimmten und unüberschreitbaren Schranken setzt, ihm aber innerhalb desselben die freieste Bewegung gestattet. Diese Subordination tritt am Deutlichsten da hervor, wo in einer Gemeinde mehrere Geistliche angestellt sind; denn überall ist da der eigentliche Pfarrer das Haupt derselben und diese müssen sich in den ihnen zugewiesenen Amtsarbeiten nach seinen Anordnungen richten. Dem Fernstehenden drängt sich aber bei dieser an sich selbst wohl nicht verwerflichen Einrichtung doch der Gedanke auf, daß die niedrigste Classe dieser Geistlichen, die nicht nur in jeder Stadt- sondern auch Landparochie dem Pfarrer beigegebenen Diakonen oder Hilfsprediger, oder, wie sie der Vf. gewöhnlich nennt, „Landprediger" an der wahren Würde des geistlichen Amtes einen sehr geringen Antheil haben dürften, zumal dieselben oft nicht ein Mal den gesetzlich vorgeschriebenen ganzen Gymnasial-Cursus gemacht haben und daher auch oft „kaum fähig sind, eine Predigt, die sie von Zeit zu Zeit an Feiertagen oder für den Pfarrer halten müssen, selbst zu verfertigen," und, „da sie lebenslänglich in ihrem Amte bleiben," zu ihrer allmäligen amtlichen Ausbildung nur die Weisung und das Beispiel ihres Pfarrers und anderer Geistlichen nützen können. Da der Vf. an mehreren Stellen seiner Schrift auch in anderer Hinsicht auf die sehr zweideutige Beschaffenheit solcher Pfarramts-Gehilfen hindeutet, so sollte man glauben, daß hierin eine Verbesserung des wirklichen Zustandes der Dinge nicht unnöthig seyn dürfte, besonders da es in Siebenbürgen nicht an den finanziellen Mitteln zu fehlen scheint, „den geringen Gehalt" dieser Gehilfen zu erhöhen, dafür aber auch auf eine zweckmäßigere Ausbildung derselben zu ihrem Amte zu dringen. — Die gesellschaftlichen Rechte der Geistlichkeit schildert der Vf. als bedeutend und eben in ihnen liegt es, daß die Glieder derselben eine ganz andere äußerliche Achtung genießen, als da, wo auch der geringfügigste Staatsdiener mit Stolz und Verachtung auf sie herab-

abzusehen sich erlauben darf. Das geschieht in Siebenbürgen nicht, wo jeder „ordinirte Geistliche nach den Landesgesetzen als adelige Person" betrachtet wird, wo „die Wohnung desselben für einen Edelhof gilt, in welchen Niemand mit gewaltsamer Hand eindringen darf," wo Jeder von ihnen „von allen öffentlichen Lasten, Gemeindearbeiten, Einquartierungen u. dgl. frei ist, wo selbst „der Dienstknecht des Pfarrers während seines Dienstes der Recrutirung nicht unterliegt," und wo alle Geistliche in rein kirchlichen und Disciplinarsachen ihren „besondern Gerichtsstand haben." — Die Einkünfte der siebenbürgischen Geistlichen bestehen in Zehenden, in Landwirthschaft und einigen wenigen Accidenzien, die aber auf dem Lande ganz hinwegfallen, und das Verhältniß dieser Einkünfte ist, wie überall, ein sehr verschiedenes, von dem Vf. nicht in Zahlen ausgesprochenes. — Für die Bildung der Pfarrer wird in Hinsicht auf den Schulunterricht durch die Gymnasien zu Hermanstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Bistritz gesorgt, denen aber der Vf. eine bessere und zeitgemäßere Einrichtung wünscht. Ihre höheren theologischen Studien konnten sie sonst mit Hilfe der schon gedachten Stipendien (welche sich auf Leipzig, Jena, Halle, Wittenberg, Greifswalde und Tübingen erstreckten) im Auslande treiben, seit 1820 aber sind sie an die protestantisch-theologische Lehranstalt zu Wien gewiesen und wenn Einzelne die besondere Erlaubniß erhalten, ins Ausland zu gehen, so beschränkt sich dieselbe nur — — auf die Universität Berlin. Der Vf. macht daher schon früher geschehene Vorschläge zur Errichtung einer eigenthümlichen Landesuniversität aufs Neue geltend und motivirt sie mit der Aeußerung: „daß die Aussichten für das Studium der Theologie in Deutschland immer trüber und die erforderlichen Geldopfer immer drückender zu werden schienen," sowie auch durch die: daß sich mit einer solchen Universität zugleich „ein zweckmäßiges Seminarium für

(die

(die oben gedachten „Landprediger") verbinden ließe." — Die Anstellung der Geistlichen ist so geordnet, daß der Candidat vom geringsten Grammaticallehrer zum Professor am Gymnasium, von diesem zum Stadtprediger und zuletzt zum eigentlichen Pfarrer emporsteigen muß, eine Anordnung, bei der der Vf. das Für und Wider sorgfältig abwägt und endlich dabei stehen bleibt, daß sie vor der Hand durch die ein Mal bestehenden Verhältnisse nothwendig werde. Die der Anstellung vorangehende Wahl derselben ist von Seiten der Gemeinde im Allgemeinen eine freie, zur Verhütung von ungebührlichen Umtrieben aber im Besondern auf sechs „candidirte" Subjecte beschränkte. Bei seiner feierlichen Einführung muß der Gewählte an Eides Statt versichern: „daß er auf eine vollkommen rechtmäßige Weise in sein Amt gelangt sei, und geloben, daß er das Wort Gottes lauter und rein lehren, seiner Gemeinde mit einem guten Beispiele vorgehen und dem Landesfürsten unverbrüchliche Treue beweisen wolle." — Im dritten Abschnitte schildert der Vf. den Cultus der A. C. Verwandten in Siebenbürgen Theils im Allgemeinen, Theils im Besondern. In jener Hinsicht tritt hervor, daß Predigt und Katechisation bei ihrem Gottesdienste zwar die Hauptsache sei, daß aber in manchen Gegenden nach der Predigt noch eine Art protestantischen Hochamtes Statt finde und daß das Ganze überhaupt noch manche Spuren seines Ursprungs aus dem sinnlichen katholischen Cultus verrathe. Die Gebräuche bei Trauungen, der Einsegnung der Wöchnerinnen, der Confirmation und den Leichenbegängnissen sind von den unsrigen nicht allzuabweichend und in Bezug auf den Gebrauch kirchlicher Agenden herrscht nach Beseitigung einer ältern, die mit der neuen preußischen viele Aehnlichkeit hatte, die nachgelassene Sitte, sich vorzugsweise der seilerschen zu bedienen, übrigens aber auch andere zweckmäßige Formulare zu gebrauchen, wenn sie nur sonst die Einigkeit im Geiste nicht stören. So sehr übrigens

gens das Volk in Siebenbürgen an dem kirchlich Gewohnten und Hergebrachten hängt, so geht es doch auch auf der Bahn religiöser Fortbildung bedachtsam weiter und ist eben darum namentlich seit der Zeit, wo in Kronstadt eingenistete Glieder der deutschen Brüdergemeinden den kirchlichen Frieden sectirerisch zu stören anfingen, dem öffentlich untersagten Conventikelwesen völlig abgeneigt, ohne daß darunter „die alleingestattete Hausandacht und das fleißige Gebet im stillen Kämmerlein" litte.

Der dritte Theil, in sechs auf das bisher Besprochene bezüglichen Verordnungen bestehend, ist keines Auszuges fähig und schon das Vorstehende wird hinreichen, die wackere Schrift des Vfs. als eine für die Statistik der protestantischen Kirche sehr wichtige dringend zu empfehlen. Den Preis derselben kann Ref. nicht bestimmt namhaft machen, wohl aber versichern, daß er die Summe eines Thalers schwerlich übersteigen dürfte.

Hutterus redivivus, oder Dogmatik der evangel. lutherisch. Kirche. Ein dogmatisches Repertorium für Studirende. Dritte verbess. Auflage. Leipzig b. Breitkopf und Härtel. 374 und XVI S. 1835.

Rec. ist einer der vielen Unglücklichen, die die Bedeutung dieser Schrift lange verkannt und sie darum unrichtig beurtheilt haben. Er glaubte nämlich, daß der Vf. (bekanntlich Hr. D. Hase in Jena) hier seine eigenen dogmatischen Ueberzeugungen vortrage und nahm an den spitzfindigen Sophismen großen Anstoß, mit denen in diesem Repertorium die altkirchliche Dogmatik scheinbar vertheidigt, nicht selten aber zu etwas ganz Anderem gemacht wird, als sie ist. Eben so sehr mißbilligte

er

er die ganz im Dienste der Dogmatik stehende Exegese des aus dem Reiche der Todten heraufgezauberten Hutter. Zwar sagt der Vf. in der Vorrede zur ersten Ausg., jede Beziehung auf den eigenen Glauben des Vfs. solle ausgeschlossen seyn; allein Rec. meinte, diese Aeußerung sei wohl, wie vieles andere im Buche Gesagte, nicht zu urgiren, und die ganze Haltung der Darstellung mache die Annahme nothwendig, daß Hr. D. Hase in den hier gegebenen Endresultaten seine Ansichten mittheile. Darin bestärkte die Wahrnehmung, daß das in dem neubelebten Hutter Gesagte vielfältig mit Hase's Lehrb. der evangel. Dogmatik (Stuttg. 1826.) zusammenstimme.

Aber Rec. hatte Unrecht und spätere Bekenntnisse des Vfs., namentlich in den auch in dieser Bibliothek (Bd. 15. 6. Heft) beurtheilten, theolog. Streitschriften (Lpz. 1834.) haben ihn enttäuscht. Dort hat Hr. D. Hase diese Arbeit für ein Spiel des Geistes erklärt und gestanden, er habe, als er daran gegangen, wohl gewußt, daß die von ihm unternommene Vertheidigung der lutherischen Orthodoxie „nicht ohne mancherlei Sophismen" bewerkstelliget werden könne, und vor dem exegetischen Bestandtheile des Hutterus hatte der Vf. schon in der Vorrede zur zweiten Auflage selbst „gewarnt," indem er weder so vorherrschend sei, wie die christliche Dogmatik, noch so wissenschaftlich, wie die philologische Bildung unserer Zeit ihn fordere.

Erst diese Erklärungen haben Recens. das Verständniß geöffnet und gern gesteht er nun, daß Hr. D. Hase sein Möglichstes gethan habe, das System unserer Kirche so rühmlich zu vertheidigen, als es durch Sophismen und mit Anwendung einer falschen Exegese möglich ist. Auch ist es ihm gelungen, mit Hilfe gangbarer philosoph. Formeln der Orthodoxie einen modernen Klang zu geben, und Lehrer der Dogmatik, welche es gerathen finden, die (freilich hier

und

und da umzudeutende) Kirchenlehre durch Sophistenkunststücke neu zu beleben, und eine schlechte Exegese nicht perhorresciren, werden recht wissenschaftliche Vorlesungen, wie das Bedürfniß unserer schwebelnden und nebelnden Zeit sie fordert, darüber halten können. Uebrigens ist diese dritte Auflage gewiß eine verbesserte. Die Veränderungen betreffen Theils die Nachträge aus den seit der zweiten Ausgabe erschienenen dogmatischen Werken, oder neuen Ausgaben, Theils ist Manches besser geordnet und schärfer gefaßt. „Endlich" (Vorrede S. XI.) hat der Vf. an einigen Stellen, deren Mängel besonders in einer Recension des Hrn. D. Tholuck scharfsinnig angedeutet worden sind, versucht, in das Bewußtseyn und die Glaubensfülle jener Zeit, in der die protestantische Kirche gegründet worden ist, immer tiefer einzugehen." — Die frühern Auflagen sind aber da, wo über diesen Hutterus Vorlesungen gehalten werden, nicht unbrauchbar geworden. Mittels einer Arbeit von wenigen Tagen können Studirende, welche Exemplare der ältern Auflagen besitzen, sich dieselben durch Vergleichung mit einem geliehenen Exemplare der neuen Auflage brauchbar einrichten, und eine solche Vergleichung wird, wie der Hr. Vf. in der Vorrede bemerkt, ihnen lehrreich seyn. Gewiß, wir rathen selbst dazu.

Prediger-Bibel, oder exegetisches Handbuch für praktische Theologen. Herausgegeben von Ed. Hülsmann, Prediger in Dahl bei Hagen in Westphalen. Erster Band, welcher die drei ersten Evangelien enthält. Stuttgard. Löflund. 1835. SS. VIII und 572 in 8.

„Der praktische Geistliche hat bei seinem Bibelstudium einen doppelten Zweck; eines Theils nämlich will er sich selbst erbauen,

erbauen, seinen Glauben stärken, seine religiösen Einsichten bereichern und berichtigen, sein inneres Leben fördern; andern Theils will er sich Stoff sammeln zu seinen religiösen Vorträgen vor der Gemeinde." Wenn ich nun — fügt der Vf. dieser allgemeinen und im Ganzen nicht ungegründeten Voraussetzung hinzu — „wenn ich nun, diesen doppelten Zweck vor Augen, die biblischen Commentare zur Hand nahm, so bekam ich stets mit eigentlich gelehrten Gegenständen so überaus Viel zu thun, daß ich von meinem Hauptbestreben oft weit abgeführt wurde. Der Verstand wurde dermaßen in Anspruch genommen, daß das Herz leer ausging, und das philologische Element beschäfftigte mich so sehr, daß ich darüber das sittliche und religiöse gänzlich aus den Augen verlor. Ich dachte nun, daß es meinen Amtsbrüdern auch nicht besser gehe, und so entschloß ich mich zur Ausarbeitung dieses Buchs." — Ob alle Amtsbrüder des Vfs. das gleiche Schicksal in diesem Puncte mit ihm theilen, möchten wir denn doch bezweifeln. Es gibt auch unter den praktischen Geistlichen hoffentlich Solche, die des philologischen und streng wissenschaftlichen Materials, das auf dem Gebiete der biblischen Exegese in Bewegung kommt, in soweit Herren sind, daß jene Operation ihnen den Verstand wenigstens nicht so sehr in Anspruch nimmt, daß das Herz nothwendigerweise dabei ganz leer ausgehen müßte — so wie es denn auch Commentare der Bibel oder einzelner biblischer Schriften gibt, die den streng wissenschaftlichen Forscher befriedigen, und doch auch mit dem frommen Sinne geschrieben sind, der den Schatz sittlicher und religiöser Ideeen aus dem verborgenen Schachte der heiligen Urkunden mit Liebe hervorhebt und die Herzen daran erwärmt, die Geister damit entzündet. Aber wenn der Vf. eine gewisse Mittelclasse der Prediger des göttlichen Wortes, über deren Zahl und Stärke wir nicht entscheiden wollen, im Auge hat, so mag er wohl Recht haben. Und diesen Männern, denen das Kostspielige der Anschaf-

schaffung streng wissenschaftlicher Commentare oft durch ein unverschuldetes Hinderniß an größerer wissenschaftlicher Vertrautheit mit der Bibel ist, können wir den des Vfs. in mehrfacher Hinsicht empfehlen; unerachtet wir, auch von dem Standpuncte aus, den er für sich angesprochen hat, Manches an ihm auszustellen haben.

Als zu seiner Empfehlung bezeichnen wir, bei dem offen erklärten Verzichtleisten auf die eigentlich wissenschaftliche Palme, das sich durchweg kundgebende Streben, als Prediger-Bibel doch auch Mehr zu seyn, als unsere Schullehrer-Bibeln sind. Nach dem Maße des gelehrten Materials, das in dieselbe aufgenommen wurde, steht das vorliegende Handbuch über den populären Bearbeitungen der heil. Schrift von Dinter, Brand, De Wette, Lisko und Anderen. Es hält, wie der Vf. wollte, zwischen diesen und den Schriften der oben erwähnten Art die Mitte, und liefert eine Erklärung der heil. Urkunden, welche sich zwar vorzugsweise mit der Darlegung und gründlichen Erörterung der biblischen Grundideeen beschäfftigt, doch aber auch so viele kritische, grammatische, historische und antiquarische Notizen beibringt, daß das Verstehen der Ursprache keinen weiteren Schwierigkeiten mehr unterliegen könne. Jedem biblischen Buche ist eine Einleitung vorgesetzt, zu welcher in diesem ersten Bande noch eine, die sämmtlichen Evangelien umfassende, hinzugekommen ist. Den einzelnen Abschnitten, die der Vf. sich selbst nach Verhältnisse einer darin gefundenen Grundidee ohne Rücksicht auf die herkömmliche Capitelabtheilung machte, und mit Ueberschriften versahe, ist eine Uebersetzung beigegeben, die sich nicht bestimmt nach der lutherschen richtet, im Ganzen aber derselben wahlverwandt und ähnlich ist. Die Hauptsache aber ist dem Vf. die Auslegung selbst, mit der Hinweisung auf das zum Volksunterrichte vorzüglich Brauchbare. Und da es ihm Herzensangelegenheit war, seine Leser für die herrliche Sache des Evangeliums von Christo zu

erwär-

erwärmen und zu begeistern, so hat er auch den Ton seiner Rede höher gestimmt, als den der Observationsmanier, wie er es nennt, und sich mitunter wohl auch an Herz und Gemüth derer, die ihn hören würden, gewendet. Von diesem Letzteren geben wir eine Probe. Auf S. 401 ist nach Marcus von Jesu Himmelfahrt und den mitfolgenden Zeichen, durch die er mit ihnen wirkte, die Rede. „Vers 20 συνεργοῦντος." Da heißt es denn weiter: „Der Herr, Christus, wirkte mit, sein Geist ruhte auf seinen Boten, wirkend durch sie; sein Beispiel schwebte ihnen vor immerdar, seine herrlichen Reden ertönten noch in ihren Ohren, sein war Alles, was durch sie geschahe. — Treibet muthig sein Werk, geliebte Brüder, lasset euch durch kein Hinderniß abschrecken, mächtig, unwiderstehlich ist der Wahrheit göttliche Kraft, unter des Allmächtigen Schutze stehet ihr, stehet euer heiliges Werk. Vergesset dabei nur nicht immer aufs Neue zu schöpfen aus dem unergründlichen Borne alles Lichts und alles Lebens. Euer Wahlspruch sei: Christus gestern und heut und derselbige auch in Ewigkeit! Auch euere Lehren wird dann der Herr bestätigen durch mitfolgende Zeichen. Solcher Zeichen wird freilich euere Rede, ist sie anders geschöpft aus dem lautern Quelle göttlicher Wahrheit, nicht bedürfen zu ihrer Bestätigung; sie ist in sich wahr und begründet in den Tiefen des denkenden und fühlenden Menschengeistes; aber ausbleiben werden sie nicht diese σημεῖα καὶ τέρατα, wie sie nie ausgeblieben sind. Die Wiedergeburt der gesammten Menschheit, die sittliche Erneuerung unseres ganzes Geschlechts, das ist das große σημεῖον, das da zeuget für unseres Meisters göttliche Sendung aus den Himmelshöhen. Wunder werdet ihr freilich nicht mehr verrichten, aber das Licht der Wahrheit, die Flamme der Begeisterung in Menschenseelen entzünden, und das ist Mehr." — Aus dieser Stelle schon dürfte man auch einen Strahl von der theologischen Denkart, welcher der Vf. folgt, wegbekommen,

auch

auch wenn er sich nicht so unumwunden darüber ausgesprochen hätte, als er in der Vorrede gethan. Ihm ist die christliche Lehre an sich wahr; sie gilt ihm für das reinste, herrlichste Erzeugniß der höchsten Vernunft, welches uns den Schlüssel verleiht zu der ewigen göttlichen Offenbarung, die der Schöpfer in den freien vernünftigen Menschengeist hineingelegt hat. Er ist demnach der Ueberzeugung, daß das Streben nicht nur des Theologen, sondern des Christen überhaupt dahin gehen muß, die Lehre des Gottessohnes zu verstehen, d. h., sich von ihrer völligen Uebereinstimmung mit Demjenigen zu überzeugen, was des Menschen Geist und Herz, seiner eigenthümlichen von Gotte ihm gegebenen Einrichtung nach, für wahr und göttlich anerkennen muß, und er kann sich deßwegen keinesweges damit begnügen, den Sinn der biblischen Aussprüche auseinanderzusetzen, sondern er wird stets und immer Das als Ziel vor Augen haben, ihre innere Wahrheit, oder ihre völlige Begründung im Innern der menschlichen Seele nachzuweisen. Nur für Denjenigen kann das Christenthum Geist und Leben werden, der das völlige Einsseyn desselben mit der Gottesstimme in seiner eigenen Brust erkannt hat. —

Dieß das Hauptsächlichste, was wir dem Buche, das auch typographisch leidlich ausgestattet ist, zum Lobe nachzusagen haben. Wir müssen indessen, selbst auf die Gefahr hin, dem Vf. theilweise wieder zu nehmen, was wir im Ganzen gaben, auch eine und die andere Ausstellung Kraft unseres kritischen Amtes machen. Wir wollen bei Dem, was wir auf der Lichtseite zuletzt erwähnten, bei dem Rationalismus des Vfs. anfangen. Wir vermissen in ihm die Consequenz. Denn in wie vielen Stellen auch er seinem obigen Bekenntnisse treu bleibt, wie bestimmt er auch z. B. bei Gelegenheit der Versuchungsgeschichte Matth. 4 erklärt, „der Glaube an einen Teufel, der den Menschen verführe, sei, wie dem Christenthume, so der Vernunft gänzlich entgegen," und wie nachdrücklich er

z. B.

z. B. S. 76 warnt, „für die Wahrheit der Lehre Jesu nicht die Wunder anzuführen, weil eine Wahrheit, die etwas Anderes als sich selbst zu ihrer Bestätigung bedürfe, eigentlich eine contradictio in adjecto sei:" so weicht er doch in manchen wesentlichen Puncten von den unerlaßbaren Forderungen einer durchweg vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums ab. So gleich in dem folgenreichen und eigentlich alles Andere entscheidenden Satze von der Inspiration der heil. Schriftsteller. Wir glauben auch, daß die heiligen Menschen Gottes geredet haben, getrieben vom heiligen Geiste; aber wenn der Vf. S. 5 der Einleitung auf die vier Evangelien sagt: „dieser Geist führte ihnen auch die Feder;" und dann wieder: „sie waren es nicht, die da schrieben, sondern der Geist Gottes, der in ihnen war:" so hat er entweder dem Irrthume der alten Schule, die wohl auch den Schriftsteller zur Flöte machte, auf welcher der heil. Geist spielte, gehuldigt, oder er hat doch auf einem Puncte, wo es galt, den Mund zu voll genommen, und seine Worte nicht bemessen. Und auf der nächsten Seite schon ruht der Widerspruch. Denn hier läßt er sich über die Individualität des Johannisevangeliums sehr frei vernehmen. „Die Sprache in den drei ersten Evangelien ist einfach voll natürlicher Beredtsamkeit. Die Lehrart Jesu bei Johannes ist dagegen mystisch, voll dunkler Bilder, schwer faßlicher Ausdrücke!" Hat nun hier wie dort der heilige Geist die Feder geführt? — Und wenn nun hier der Vf. die vier Evangelisten so charakteristisch unterscheidet, und dem Einfachen, leicht Verständlichen, natürlich Beredten der drei ersten vor dem Mystischen und Dunklen des vierten ganz unzweideutig den Vorzug zu geben scheint, warum ging er nicht consequent weiter, um auch zwischen der Lehre Jesu und der Lehre der Apostel, wie sie in den Briefen niedergelegt ist, den nothwendigen Unterschied zu machen? Er sagt aber S. VI: „Er halte nicht bloß die Lehre

Jesu

Jesu selbst, sondern auch die seiner Apostel für die ewige Norm und das Siegel unseres Glaubens und Lebens." Die Bestimmung aber, daß die Lehre der Apostel nur durch die Einstimmung mit der Lehre Jesu zu jener Norm und Siegel werde, wäre hier schon nicht überflüssig gewesen, und dürfte dem Vf. zur Ermittelung der rechten christlichen Wahrheit beim Fortschreiten seines Commentars zu den epistolischen Schriften nicht erlassen werden können. — Wir gedachten oben der gehobenen Sprache des Verfassers. Mitunter jedoch wird dieselbe wortreich, und sucht die Beweiskraft an Statt im Gedanken, in der Rede. So auf S. 3 heißt es erst sehr schön: „Der Herr ist ein Ideal von geistiger Größe, welches man in allen menschlichen Schriften vergebens sucht. Nicht der größte Dichter wäre im Stande gewesen, ein solches Gemälde zu entwerfen, einen solchen Charakter zu zeichnen und zu halten. Ein Gottmensch mußte gelebt haben, wirklich erschienen seyn, sonst hätten wir auch keine Schilderung von ihm." Wenn nun aber von da ab bewiesen werden soll durch den Erfolg, daß die Evangelien nicht auf Täuschung berechnet seyn könnten, so bricht der Vf. in so viel Ausrufungen und Fragen aus, daß wir sie hier nicht alle wiederholen können. „Ist es nun denkbar, frage ich, daß Lüge, Betrug, Unwahrheit Heil und Segen bringen? Kann denn aus der Finsterniß das Licht, aus der Lüge die Wahrheit, aus der Sünde die Tugend hervorgehen? Ist es denkbar, daß eine Anstalt, die den Geist der Wahrheit und Frömmigkeit unter tausend Mal Tausenden verbreitete, auf Wahn und Trug gebaut ist?" Das Schlimmste bei diesen Declamationen ist, daß den Vf. der Erfolg eines Muhammed ganz einfach widerlegt. Muhammed hat mehr Gläubige, als Christus. Und dennoch war die Grundlage seiner Sache und seiner heiligen Urkunde Lug und Trug. — Auch die Uebersetzung des Vfs. bietet, bei der nur zu billigenden Verwandtschaft mit der lutherschen, gleichwohl im Einzelnen Manches dar,

dar, worüber man mit ihm rechten könnte. So ist Luk. 2. die Schätzung unter Augustus in eine bloße Aufzeichnung verwandelt; „Behufs der Schätzung," oder ein Anderes, hätte zur Vervollständigung des Begriffs vom römischen Census hinzugehört; wie denn auch der Vf. in der Erklärung des ἀπογράφεσθαι das Eintragen der Namen und des Vermögens mit angibt. — Gleich darauf heißt es: „Mit Maria, seiner verlobten Gattin." Es will uns das, obs gleich dem griechischen Texte entsprechender seyn mag, als das: „mit seinem vertrauten Weibe," doch nicht recht gefallen. Die contradictio in adjecto stört in unserer Sprache zu sehr. — Luk. 1, 29 übersetzt der Vf.: „Sie aber, ihn erblickend, erschrak über seine Rede und bedachte, von welcher Art diese Begrüßung wäre." Das Lutherſche: „und gedachte: welch ein Gruß ist das?" ist weniger textgetreu, das geben wir zu; aber es spricht mehr an, es ist lebendiger, dramatischer. Und gerade in dieser lebendigen Wiedergabe, die Luthern so eigenthümlich als natürlich war, liegt einer jener Reize mit, welche die Bibel seiner Uebersetzung so lange zum Volksbuche machten und noch heute machen. — Luk. 1. 8.: „Es geschah aber, da er den Priesterdienst versahe in der Ordnung seiner Classe vor Gotte." Hier hätte die Unbestimmtheit, nach welcher man das „vor Gotte" auf „Classe" oder auf Priesterdienst versehen" beziehen kann, leicht vermieden werden können. — Im 14. Verse desselben Capitels übersetzt der Vf.: „Und Freude wirst du haben und Jauchzen, und Viele werden sich freuen über seine Geburt." Luther hat: „Und du wirst deß Freude und Wonne haben, und Viele werden sich seiner Geburt freuen." Das Wort „deß" auf das Kind, oder auf die Erfüllung der Verheißung bezogen, hat Luther allerdings willkürlich oder doch ohne wörtliche Auctorität des Textes hinzugefügt. Aber daß der Satz bei Luther sich mit dem Zeitworte schließt, ist natürlicher, als die Etwas gesuchte und alterthümlich klingen sollende

Stellung

Stellung desſelben vor dem regierten Hauptworte. Und wenn: „Freude und Wonne haben," ſprachlich ganz richtig iſt, ſo iſt das: „Freude und Jauchzen haben" des Vfs. unrichtig. Wir haben Jauchzen, kann man nicht gut ſagen. — Das „mit griechiſcher Eleganz abgefaßte Proömium des Lukas" überſetzt der Vf.: „Da es Viele unternommen haben — ſchien es gut auch mir, der ich von Vorne herein Allem genau nachgegangen, nach einander dir zu ſchreiben, achtbarer Theophilus, damit du genau erkennen mögeſt die Zuverläſſigkeit der Lehren, über welche du unterrichtet biſt." Das ἄνωθεν ſcheint mir durch das Lutherſche: „von Anbeginn" glücklicher überſetzt, als durch das: „von Vorne herein" des Verfaſſers. Das: „nach einander dir zu ſchreiben" des Vfs. iſt zwar dem καθεξῆς entſprechender als das Lutherſche: „mit Fleiß ordentlich;" allein der Mangel des Objects, was geſchrieben werden ſolle, macht die neue Ueberſetzung unverſtändlicher als die alte. Im Griechiſchen recurrirt das γράψαι auf das πάντων vorher, und muß daſſelbe in ein πάντα in Gedanken verwandelt werden. Schott bringt ein ea in die Ueberſetzung. Luther ein es. Unſer Vf. opferte der Texttreue die Verſtändlichkeit auf. Auch: „über Lehren unterrichtet ſeyn," dürfte hier einer Vertheidigung bedürfen.

Trotz dieſer Ausſtellungen, die wir noch vermehren könnten, finden wir das Buch in ſeiner Art brauchbar, und wiederholen unſere reſpective Empfehlung desſelben. Es ſoll Amtsbrüder geben, die ihren Mangel an vorzutragenden chriſtlichen Ideen aus Predigt-Magazinen und homiletiſchen Vorrathskammern, mit Dispoſitionen und extemporirbaren Entwürfen auszufüllen ſuchen. Wenigſtens werden ja immer noch dergleichen Brücken und Krücken geſchrieben und alſo doch auch gekauft. Die bequemen oder armen Benutzer jener, nicht eben noblen, Hilfsmittel würden bald reicher und energiſcher werden, wenn ſie ein Buch, wie das vorliegende, ordentlich vornähmen,

Digitized by Google

es gründlich durchstudirten und so mit dem Schatze der Bibel sich vertrauter machten. Der Vf. hat das Seine gethan, ihnen die Arbeit zu erleichtern. Möchten sie nur auch die erleichterte nicht zu schwer finden, und nicht etwa da, wo der Commentator noch einigermaßen den Professor macht, sich mit dem alten bequemen Priesterworte dispensiren: Graeca sunt, non leguntur.

Theolo-

Digitized by Google

Theologiſches Notizenblatt

1 8 3 6.

No. II.

Unerfreuliches Bild des braſilianiſchen Pfaffenthumes.

Daß in einem Lande, wie Braſilien, wo es noch an den erſten Anfängen irgend einer Art geiſtiger Cultur fehlt, auch die religiöſe Cultur ſehr im Argen liegen müſſe, iſt begreiflich. Noch weit begreiflicher wird dieß aber, wenn man auf die Berichte achtet, welche glaubwürdige Reiſende von der Beſchaffenheit des katholiſchen Klerus jenes Landes geben, von welchem die religiöſe Cultur deſſelben ausgehen müßte. Ref. vernahm von Einem derſelben, die viele Jahre in Braſilien zugebracht und in dem Poſten, welchen er daſelbſt bekleidete, die mannigfaltigſte Gelegenheit gehabt hatte, das Weſen, Thun und Treiben der dortigen Geiſtlichkeit zu beobachten, die betrübendſten Schilderungen derſelben. Ihnen zu Folge überſteigt die Unwiſſenheit, die Rohheit und ſittliche Verdorbenheit ihrer höheren und niederen Glieder allen Glauben, und wenn anderwärts das Pfaffenthum doch wenigſtens nach einem guten äußerlichen Scheine trachtet, ſo gehet daſſelbe hier ſo weit, ſeine Ehre in der Schande zu ſuchen und unter dem vermeintlichen Schilde ſeiner unvertilgbaren Standes-Heiligkeit die größte Zügelloſigkeit zu offenbaren. Prieſter und Mönche tragen in der größten Allgemeinheit kein Bedenken, ſich allen ſinnlichen Ausſchweifungen zu überlaſſen, beſonders denen, zu welchen das heiße Klima des Landes den privilegirten Müßiggänger mehr als anderwärts aufreizt; ihre Gewalt über den großen Haufen zur Verführung der Unſchuld und den ſchreiendſten ehebrecheri-

Digitized by Google

schen Unthaten zu mißbrauchen und sich, wenn sie begangen sind, durch jedes Wagniß schamloser Frechheit oder durch neue Verbrechen vor aller Verantwortlichkeit sicher zu stellen. Am Schuldlosesten stellen sich noch Diejenigen unter ihnen dar, welche das abgelegte Keuschheitsgelübde durch ein unverhohlenes Concubinat übertreten, mit ihren Concubinen, wie Mann und Frau, öffentlich leben und erscheinen, und für die Kinder, welche aus solchen Verbindungen entspringen, gewissenhafte Sorgfalt tragen. Diese genießen auch als Beichtväter von Seiten der Männer das meiste Vertrauen, weil man bei ihnen vor den Versuchen sicher zu seyn glaubt, wodurch andere Priester, die den Schein eines cölibetarischen Lebens vor sich hertragen, die häusliche Ruhe und den ehelichen Frieden stören. Im Allgemeinen aber sind alle brasilianische Priester von der rohesten und niedrigsten Art und höchst selten trifft man auf Einen, der von der Regel eine rühmliche Ausnahme macht.

Diese Angaben bestätiget auch der neueste Berichterstatter über Brasilien, Hr. Karl Seidler, vormals Officier in kaiserlich-brasilianischen Diensten, im zweiten Bande seiner Schrift: „Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Dom Pedro's und nach dessen Entthronung." (Quedlinb. bei Basse 1835.) Hier theilt er bei Erwähnung des traurigen Schicksales deutscher Auswanderer, welche vom tiefsten Elende gedrängt ihre Kinder an die Eingeborenen hingeben mußten, ungeachtet sie wußten, daß dieselben den protestantischen Glauben mit dem katholischen zu vertauschen gezwungen seyn würden, S. 156 ff. „über die katholischen Pfaffen und ihr freches Betragen" in ziemlich starker Sprache Folgendes mit:

„Verschlemmten diese privilegirten Tagediebe nicht an wohlbesetzten Tafeln das Sündengeld, das sie von ihren Beichtkindern und andern frommen Gläubigen schamlos erpreßt, oder zogen sie nicht mit ihren durch hölzerne oder wächserne Puppen repräsentirten Heiligen in den Straßen der Stadt (auf der

Digitized by Google

der Insel San Fernando) umher: so durfte man nur die Kneipen und Venda's besuchen, um sie unter der Hefe des Volkes fluchend, buhlend und zechend anzutreffen. Wahrlich ein gutes Vorbild für den Pöbel, wenn seine durch das Gouvernement vorgesetzten Religionslehrer ihm auf solche Weise den Weg zur Seligkeit, zwar nicht in jenen unbekannten Gefilden, doch hier auf Erden, durch eigenes Vorangehen zeigen."

„Nicht allein auf uns Deutsche, sondern auch auf die Brasilianer selbst machte das skandalose Betragen der Pfaffen einen tiefen, unauslöschbaren Eindruck, so daß allmälig alle Achtung vor diesen Stellvertretern des Unsichtbaren, wie vor der Religion selbst sank. Auf solche Weise schmolz der Gottesdienst am Ende zu einem bloßen Ceremoniel ein, das nur dazu diente, den gestohlenen Glanz und den geraubten Flitter der Kirche prahlerisch vor den Augen der bethörten Gemeinde auszubreiten, welche sich denn auch wiederum nur deßhalb dabei versammelte, um sich verliebte Rendezvous zu geben und gegenseitig die leichtfertigsten Verabredungen zu treffen. Dicht neben einander hingekniet lag oft solch' ein Pärchen, dem Scheine nach in die tiefste Andacht versunken, während die profane Heilige heimlich die schlüpfrigsten und unanständigsten Conversationen führte und hinter dem Fächer durch Mienen und Winke dem schmachtenden Liebhaber die Stunde des Stelldicheins für kommende Nacht bezeichnete."

„Fielen in dem Gotteshause selbst solche Scenen vor, wie viel ärger mußte es dann bei den Processionen, der einzigen Gelegenheit, wo man sich ohne Aufsehn seiner Schönen nahen durfte, noch hergehen! Man kann sich nichts Lächerlicheres denken, als diese feierlichen Umzüge in den Straßen, wobei nicht selten die vergoldeten, mit Bändern und Federn reich geschmückten, hölzernen Heiligen hoch zu Rosse daher stolzierten. Prinzen, Generale, Minister, die Mitglieder des höheren

heren Klerus zogen dicht hinter der Goldpuppe drein; dann folgte der lange Skorpionenschweif der weniger bedeutenden Pfaffen. Mag diese unsinnige Handlung auch an und für sich ein leerer Tand, eine speculative Sinnenverlockung, eine unnütze Geld- und Zeitverschwendung seyn: immer bleibt es doch die Schuldigkeit der geringsten Diener der Kirche, sich bei solchen Gelegenheiten mit Würde und wenigstens dem Aeußeren nach andächtig zu zeigen. Aber gerade diese Letztern waren es zuerst, die durch ihr freches Benehmen den ganzen Aufzug zu einem Puppenspiele und die Gläubigen ungläubig machten. Denn mit unverschämten Blicken, mit der gar zu pantomimischen Miene alter Bekanntschaft und Vertraulichkeit wagte es dann die Klerisei zu den Balkonfenstern der vornehmsten Damen aufzublicken, ja durch allerlei Gesticulationen und hingeworfene Kußhände die unschuldigsten Mädchen, die neugierig fromm von Oben herabschauten, in die äußerste Verlegenheit zu setzen und in das Innere ihrer Gemächer zurückzutreiben. Dann erfolgte gewöhnlich ein so herzliches Gelächter, daß sich die wohlgenährten Kuttenträger, — vor Kitzel den Wanst halten mußten."

„Wenn solche Excesse in den größeren Städten ungestraft hingingen, stand auf dem Lande, im Innern des Kaiserreiches, wohl noch weit weniger Decenz zu erwarten, weil von Vorne her jegliche Inspection fehlte. Hier, wo man die Pfarrstellen und Vicariate fast nur durch rohe, ungebildete Eingeborne besetzte, welche sich außerdem Alle, mehr oder weniger, mit ihrer Gemeinde in Familienverbindungen befanden, hatten sie volle Gelegenheit, ihren geilen Begierden ungestört fröhnen, wie auch schädlicher und einflußreicher auf ihre Umgebungen einwirken zu können. Daher kam es denn auch, daß man nicht selten bei einem wohlehrwürdigen Geistlichen fünf, sechs und mehr Kinder unter dem Titel von Verwandten oder Findlingen umherlaufen sahe, die aber meistens ihr Daseyn einem Verbrechen ver-

verdankten, das selbst die nächsten Bande des Bluts nicht unverschont ließ. Wie mancher Ehehimmel wird durch die Intriguen und Cabalen dieser geschorenen Tartüffe in eine Hölle verwandelt! Wie viel tausend unschuldige Mädchen, die sich in frommer, naiver Andacht an ihren Padre wandten, um Ablaß für ihre vermeintlichen Sünden zu erhalten, müssen aus dem Munde dieser Wölfe im Schaafskleide Sachen hören, Sachen sehen, wovon ihr unverdorbenes Herz keine Ahnung hatte!"

„Eben durch die Beichte, die schon so viel Unheil in der Welt gestiftet, gelangten die Pfaffen bald zur genauen Bekanntschaft mit den geheimsten Verhältnissen jedes Hauses ihres Sprengels und konnten ungestört erst in aller Stille ihre Pläne schmieden und reiflich überlegen, bevor sie mit mathematisch theologischer Bosheit zur endlichen Ausführung schritten. Von dem flammenden Zorne des Himmels und den ewigen Qualen des Fegefeuers eingeschüchtert, verrieth die Gattin den Mann, die Tochter die Mutter, die Braut den Geliebten und Alle erkauften lieber mit Unehre und Schande eine nichtige Absolution, als daß sie den Fluch der göttlichen Gerichtsboten auf sich laden wollten."

„So wohnte in St. Francisko de Paula eine mir persönlich bekannte Dame, wegen ihrer Schönheit eben so berühmt, als durch ihren tugendhaften Wandel hochgeachtet. Der Vicario dieses Orts, ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, scharfer Physiognomie und fast riesiger Natur, war der geschworene Feind ihres Hauses und hatte bereits mehrmals Gelegenheit gesucht, ihr oder ihrer Familie Schaden zuzufügen und die Liebliche in den Augen ihrer Mitbürger herabzusetzen. Allein die Achtung, in der sie stand, war zu allgemein und zu groß. Alle Mühe des intriganten Pfaffen blieb lange Zeit vergebens. Man erklärte sich den Haß des Kuttenträgers durch fehlgeschlagene Versuche auf die Tugend des schönen Weibes und mochte wohl damit den Nagel auf den Kopf getroffen

troffen haben. Alljährlich pflegte diese Dame ein Mal zur Beichte zu gehen und auch jetzt wollte sie die heilige Handlung verrichten. Bei ihrem Eintritte in die Kirche waren ziemlich viel Menschen versammelt. Sie näherte sich indessen dem Beichtstuhle unbefangen und knieete vor dem verruchten Vicario nieder, um ihm ihre eingebildeten Sünden zu gestehen. Dieser schien unter tausend Bekreuzigungen mehrere verfängliche Fragen an sie zu richten, wobei ihm das dicke Blut mit jedem Augenblicke sichtbarer zu Kopfe stieg. Die Unterredung dauerte indeß so ungewöhnlich lange und eifrig fort, daß es den Anwesenden unbegreiflich schien, wie die anerkannt brave Frau so viele Geheimnisse auf dem Herzen haben könne. Endlich schüttelte diese einige Male heftig das schöne, lockige Haupt. Da sprang der Pfaffe in die Höhe, sein Gesicht nahm die unangenehme Cardinalfarbe der gekochten Krebse an und mit vernehmlicher Stimme rief er: „Senhora, Ihre Sünden sind so groß, daß ich Ihnen keine Absolution ertheilen kann!" — Alles Blut schien bei diesem Donnerworte in den Adern der Entsetzten erstarrt. Todtenblässe überzog das herrliche Madonnengesicht. An allen Gliedern zitternd erhob sie sich langsam von dem gestickten Kniepolster und schwankte, einer Ohnmacht nahe, durch die bestürzte Menge zur Kirchthüre hinaus."

„Nie hat Donna Vicenza eingestanden, was jener eingefleischte Teufel mit ihr zu verhandeln gedachte. Das Ehrgefühl mußte ihr dieß wohl verbieten. Aber arg, sehr arg war es gewiß, denn selbst den Gatten bat sie mit Thränen trostloser Verzweiflung, ihr das furchtbare Geheimniß nicht gewaltsam entreißen zu wollen. Die wegen dieses anstößigen Vorfalles von vielen Seiten nach Rio de Janeiro eingesandten Klagen blieben entweder ganz ohne Wirkung, oder der Vicario erhielt höchstens einen schriftlichen Verweis. Wenigstens erfuhr in St. Franzisco de Paula Niemand, daß irgend eine Strafe über ihn verhängt worden wäre." —

Dieser

Dieser Schilderung des brasilianischen Pfaffenthumes entspricht auch das, was der Verfasser von der Sittlichkeit der Bewohner Brasiliens sowohl in der Hauptstadt, als auf dem Lande thatsächlich mittheilt. Nach ihm übersteigt die Demoralisation dieses Volkes in allen Ständen desselben jede Vorstellung, und Auftritte wie die, die bei der Entthronung Dom Pedro's in Rio Janeiro vorkamen, oder wie der Verfasser auf seinen mannigfaltigen Kreuz- und Querzügen durch dieses Land erlebte, rauben ihm jeden Anspruch auf den Namen eines christlich-civilisirten.

Der Mordpriester de la Collonges.

(Ein neuer Beitrag zur Geschichte des römisch-katholischen Cölibatswesens. S. Kr. Pr.-Bibl. IX. B. 5. H. S. 953 ff. der Mordpriester Riembauer.)

Am ersten März dieses Jahres begannen zu Dijon die gerichtlichen Verhandlungen über ein gräßliches Verbrechen, welches der katholische Pfarrer zu St. Marie la Blanche bei Lyon, Namen De la Collonges, begangen hatte. Dieser Mann war in seinen früheren Jahren Lehrer an dem Collège von Toisset, wo er in dem Rufe stand, seine Schüler für jeden ihrer Fehltritte auf das Unbarmherzigste zu züchtigen und ihnen nicht die mindeste Nachsicht angedeihen zu lassen. Späterhin wurde er Vicar an der Kirche St. Pierre zu Lyon, hatte aber gegen seinen geistlichen Stand so wenig Achtung, daß er mit lüderlichen Dirnen aller Art, namentlich mit einer gewissen Louise Rippet den ungescheutesten Verkehr unterhielt und sich auch andere unerlaubte Lebensgenüsse gestattete. Während dieser Zeit wußte er sich auch eine junge Putzmacherin von Lyon, Fanny Besson, geneigt zu machen und sie als seine Beischläferin zu mißbrauchen. Dieser immoralischen Aufführung halber wurde er nach dem Zeugnisse des Erzbischofs von Lyon im Jahre 1832

nach

nach St. Marie la Blanche versetzt, wo er mit einer Magd Française Bourgeois wirthschaftete, welche in sehr gutem Verhältnisse mit ihm stand. Auch hier setzte er seinen Umgang mit Fanny Besson fort und veranlaßte sie wider den Willen ihrer Aeltern mehr bei ihm, als in Lyon zu leben. Sie besuchte ihn als angebliche Verwandte in St. Marie la Blanche häufig, blieb nicht selten zwei bis drei Wochen in seinem Hause und im Jahre 1834 vom Monate Mai an sogar zehn bis zwölf Wochen. Seine Magd wußte von diesem vertrauten Verhältnisse, suchte aber das Anstößige, das es in den Augen des Kirchspiels hatte, so weit als möglich zu beschönigen. Endlich wurde Fanny Besson schwanger und de la Collonges war in der Nothwendigkeit, Behufs ihrer Entbindung dieselbe in Dijon bei einer Mad. Valot unterzubringen, welche ihr während ihres Aufenthaltes bei sich das rühmliche Zeugniß großer Sanftmuth, Bescheidenheit und Religiosität gab. Während ihres Aufenthaltes in Dijon besuchte sie auch de la Collonges und nahm sehr zärtlichen Antheil an ihrer Person und Lage. Da aber sein geringes Diensteinkommen dem hierdurch nöthig gewordenen Aufwande nicht gewachsen war, so ließ er sich verleiten, die Casse seiner Kirche um 285 Fs. gewaltsam zu berauben und sich auf jede andere zweideutige Weise Geld zu verschaffen. Als Fanny Besson entbunden war, führte er sie wieder in sein Haus zurück und lebte auch im Jahre 1835 auf dem alten Fuße mit ihr fort. Sein Kirchspiel fand dieß aber doch zu ärgerlich und die darüber umgehenden Urtheile veranlaßten ihn endlich zu dem Entschlusse, sie von sich wegzuthun und nach Chalons zu bringen. Hierzu gehörte jedoch von Neuem Geld und er wußte nicht, wie er es aufbringen sollte. Er kam daher auf den schrecklichen Gedanken, Fanny Besson zu ermorden und führte ihn noch vor der Abreise derselben nach Chalons und unter den Zurüstungen zu dieser Reise in seinem eigenen Hause aus.

Nach

Nach seiner Aussage vor Gerichte war der Hergang folgender: Er hatte seiner Magd am 25. Aug. eröffnet, er werde die nächste Nacht mit Fanny Besson nach Beaune reisen und sie daselbst unterbringen; wenn er mit ihr hinweg sei, sollte sie hinter ihm die Hausthür zuschließen. Mit angehender Nacht legte sich die Magd einstweilen zu Bette und de la Collonges war mit Fanny Besson allein auf seinem Zimmer. Seiner Behauptung nach hätte nun der Schmerz der nahen Trennung so heftig auf Beide eingewirkt, daß sie auf den Gedanken eines gemeinschaftlichen Selbstmordes gekommen wären. Gleichsam zur Probe habe er mit ihrer Einwilligung ihren Hals mit seinen beiden Händen zusammengedrückt, der Druck sei aber so heftig gewesen, daß sie zusammengefallen sei und fast kein Zeichen des Lebens von sich gegeben habe. In Schreck und Angst über das Geschehene habe er ihr sogleich die Absolution ertheilt und so sei sie gestorben und ihr Leichnam einstweilen von ihm entkleidet und in ein angemessenes Behältniß gelegt worden. Nach dieser That, welches Nachts 11 Uhr vollbracht wurde, ging er nun wirklich aus dem Hause, erinnerte die Magd, die in der Küche schlief, an seinen frühern Auftrag und diese that in der Meinung, daß er mit Fanny Besson auf dem Wege nach Beaune sei, was ihr befohlen war, ohne nur im Mindesten zu ahnen, daß diese Unglückliche in dem verschlossenen Zimmer ihres Herrn als Leiche ruhe. Der Mörder irrte einen Theil der Nacht im Freien umher und als er glaubte, so lange ausgewesen zu seyn, als der Hin- und Rückweg nach Beaune an Zeit erforderte, trat er wieder in sein Haus ein. Am frühesten Morgen schickte er die Magd mit einem Auftrage auswärts und machte nun Anstalt, den Leichnam der Ermordeten auf die Seite zu schaffen. Gern hätte er ihn in seinem Garten oder unter den Dielen seines Zimmers vergraben; da aber jener zu offen und dieses zu klein war, um dieß zu gestatten, so kam er auf den Gedanken, sich

seiner

seiner auf eine wahrhaft gräßliche Weise zu entledigen. Er nahm ihn nämlich aus dem Behältnisse, worin er lag, öffnete den Leib, riß die Eingeweide heraus und warf sie in den Abtritt. Darauf schnitt er mit einem frisch geschliffenen Tisch- und Küchenmesser den Kopf ab und schälte das Fleisch von den Knochen herunter. Die Knochen löste er in ihren Gelenken von einander, that hierauf das ganze gräßliche Gemenge dieser Einzeltheile in einen Sack, worin seine Geliebte schmutzige Wäsche aufzubewahren pflegte, trug ihn in den Keller, versteckte ihn hinter den leeren Weinfässern und zog noch so viel Wein ab, als am Tage gebraucht werden würde. Während seiner schrecklichen Arbeit im Zimmer spritzte ihm das schwarze Blut ins Gesicht und er glaubte draußen von einem Vorübergehenden die Aeußerung zu vernehmen: „Der Unglückliche, er hat seine Magd ermordet!" Erschrocken bückte er sich über den Haufen blutigen Fleisches vor sich nieder und wagte nicht nach den Fenstern des Zimmers zu schauen, durch welche diese Stimme gekommen war, weil sie nicht von Läden verschlossen waren und in den Garten gingen. Unter steigender Angst horchte er eine Weile, ob Mehr zu hören seyn würde; da es aber ruhig blieb, ging er wieder an seine Blutarbeit und vollendete sie in angegebener Maße. Die Dielen des Zimmers, worin er sie vorgenommen hatte, waren mit Blute überschwemmt; er wischte dieselben mit der Wäsche und den Kleidungsstücken der Ermordeten möglichst ab und verbrannte nachher diese. Um Mittag kam seine Magd nach Hause zurück, fand ihren Herrn ruhig an seinem Schreibtische sitzen und bereitete ihm das Mittagsessen. Er machte Miene, dasselbe zu sich zu nehmen, vermochte es aber nicht. Abends schaffte er den Sack mit seinem schrecklichen Inhalte in einen nahen Teich und glaubte hiermit sein Verbrechen auf immer verborgen zu haben. Am andern Tage, den 26. Aug., ging er aus, sich zu zerstreuen und wählte dazu in Gesellschaft des Schulmeisters Alexandre zu

St.

Digitized by Google

St. Marie la Blanche, eine Vögeljagd, auf welcher ihm nichts Arges anzumerken war. Den dritten Tag las er Messe, und auch dabei behauptete er, wie zu Hause selbst, im Aeußerlichen alle Fassung. Nur Eins fürchtete er, daß nämlich der verrätherische Sack im Teiche auftauchen könnte; da dieß aber mehrere Tage nach einander nicht geschahe, so fing er an, allmälig ruhiger zu werden. Aber am sechsten Tage, den 1. Sept. entdeckte eine Wäscherin, Marie Rupon, welche die Fanny Besson während ihres Aufenthaltes im Hause des Verbrechers gekannt und mehrmals mit diesem über das dadurch gegebene Skandal gesprochen hatte, den Sack im Teiche, zog ihn heraus, öffnete ihn, sah mit Schrecken sich einen abgelösten Fuß entgegenrollen und machte sogleich gerichtliche Anzeige davon. Kaum hatte dieß der Mörder vernommen, als er St. Marie la Blanche verließ und nach Lyon flüchtete. Er besuchte da die oben erwähnte Louise Rippet, versetzte bei ihr einige Effecten, ließ eine Uhr, ein Paar Ohrringe und zwei andere Ringe durch sie verkaufen, war dabei heiter und trieb mit andern anwesenden zweideutigen Dirnen seinen Scherz. Er ließ sich dann auf der Post nach Genf einschreiben, reiste dahin ab, kehrte aber von Gewissensbissen getrieben nach Lyon zurück und wurde da von der einstweilen gegen ihn instruirten Polizei vestgenommen.

Man brachte ihn in das Gefängniß zu Dijon, wo er sich Viel mit Lesen des Breviers, der Bibel und historischer Schriften beschäfftigte und seine vorläufigen Verhöre ziemlich kalt und ruhig bestand. Seine mit ihm zugleich eingezogene Magd äußerte eine auffallende, oft ins Lächerliche gehende Zärtlichkeit gegen denselben, lobte ihn als gutmüthig und menschenfreundlich und wollte ihm, obwohl im Widerspruche mit sich selbst, das angeschuldigte Verbrechen durchaus nicht zutrauen. Da eine eigentliche Mitwissenschaft davon nicht auf sie zu bringen war, so wurde sie späterhin entlassen und neben Andern, welche

den

den Verbrecher näher kannten, bei den Gerichtsverhandlungen nur als Zeugin zugezogen.

Diese Verhandlungen begannen am 1. März dieses Jahres und dauerten mehrere Tage hindurch. Der Verbrecher behauptete auch da von Vorne herein eine große Ruhe und Kälte, gestand seine schreckliche That zu, suchte aber die Erdrosselung seiner Geliebten stets als etwas mehr Zufälliges als Absichtliches darzustellen. Im Laufe der Verhandlungen sank ihm aber der Muth immer mehr und er erschien stets blasser und niedergeschlagener. Die ärztlichen Ansichten über den Hergang des Verbrechens lauteten von einer Seite dahin, daß das, was der Mörder an Fanny Besson gethan zu haben behaupte, nicht leicht zur Erdrosselung führen könne, von der andern aber dahin, daß auf diese Weise die Erdrosselung doch wohl möglich gewesen sei! Darin waren sie aber einig, daß die darauf folgende Zerstückelung des Körpers mit der kaltblütigsten Geschicklichkeit vollzogen worden sei.

Der General-Procurator trug unter kräftiger Hervorhebung der gräßlichen Umstände dieses von einem Priester begangenen Mordes auf Todesstrafe gegen Letztern an. Der Vertheidiger desselben suchte sein Verbrechen in ein milderes Licht zu stellen und die Jury erkannte ihn endlich: „schuldig eines absichtlichen Mordes, aber ohne Vorbedacht“ (!). Das Gericht verdammte ihn hierauf zu schwerer Galeerenstrafe auf Lebenszeit und zu vorheriger Ausstellung am Pranger. Die scheinbare Milde dieses Urtheils erregte unter der anwesenden Versammlung Murren, der Verbrecher aber brach beim Anhören desselben muthlos in sich selbst zusammen und mußte beim Wegführen aus dem Gerichtssaale von den Gendarmen unterstützt werden.

Die

Digitized by Google

Die griechische Geistlichkeit.

(Aus des Legat. Raths Tietz Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland. Coburg 1836.)

„Ein Grieche, der den Lord Byron auf seiner Reise durch Griechenland begleitete, vor jeder Kirche sein Kreuz machte, und jeden Geistlichen, der nicht gleich jedem Verlangen genügte, tüchtig durchprügelte, meinte, als Byron ihm darüber Vorwürfe machte: „Das thut Nichts, unsere Kirche ist heilig, unsere Geistlichen sind Schufte!“ — Das läßt sich auch noch bis zur heutigen Stunde auf die griechische Geistlichkeit anwenden; denn größere Taugenichtse als diese Männer — Ausnahmen kommen natürlich vor, wo freilich die Regel herrschen sollte — gibt es wahrlich nicht. Alle Reisende stimmen in diesem Urtheile überein. Daß sie äußern Prunk und Aufwand zur Schau tragen, kann man nicht sagen; denn größten Theils sind sie schmutzige, unsaubere Gesellen. Ihre Lebensart ist vielmehr einfach, selbst bei höheren Geistlichen, die alle aus den Klöstern hervorgehen. Diese, insgesammt der Regel des heil. Basilius angehörend, trifft man selten in Städten, sondern größten Theils in einsamen Gegenden. In ihnen findet man die grasseste Unwissenheit — selbst das Lesen ist nicht die Sache aller Geistlichen — und daneben noch den Ehrgeiz, das Streben, sich allmälig zu den höchsten geistlichen Würden emporzuschwingen. Sollten Verbrechen nöthig seyn, um sich den Weg dazu zu ebenen, so scheut man auch diese nicht. Während meiner Anwesenheit begab sich in Nauplia Folgendes: Ein Geistlicher, der die Absicht hatte, bei dem Tode seines Vorgängers in dessen hohe Stellung einzurücken, vergiftete diesen im Altarkelche, als der alte Mann denselben beim Abendmahle leerte. Wenige Stunden darauf starb er mit den untrüglichsten Zeichen der Vergiftung, nachdem er seinen Collegen als Mörder bezeichnet hatte. Dieser wurde eingezogen und als ich von Griechenland abreiste, dauerte der Proceß gegen ihn noch

noch fort, der aber nicht öffentlich, wie gewöhnlich, sondern bei verschlossenen Thüren geführt wurde. Sollte das Schonung seyn, so war sie hier sehr überflüssig.

Mit dem Ehrgeize paart sich bei dem griechischen Geistlichen noch die Habsucht. Der Patriarch brandschatzt den Metropolitan, dieser die Bischöfe, und diese wieder die Kloster- und Weltgeistlichen. Diese Letztern dürfen sich verheurathen, sind aber vom Staate gar nicht besoldet, weßhalb sie sich und ihre Familien wie Hirten und Bauern ernähren müssen. Da dieß aber nicht zureicht oder ihrer Faulheit nicht zusagt, so liegt es in ihrem Interesse, das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, und selbst Verbrechen zu begünstigen, um daraus Vortheil zu ziehen. Gegen baare Bezahlung ertheilt der griechische Priester für Alles Ablaß, höchstens dafür nicht, wenn man die strengen, österlichen Fasten gebrochen oder während derselben mit seiner Frau Gemeinschaft gehabt hat. Solche Sünden finden keine Vergebung. Statt dessen dürfen sich aber die Männer der allgemein verbreiteten Knabenliebe bedienen, ein Vergehen, das der Priester bei der Beichte für ein Paar Drachmen (od. Kopfstücke) leicht und gern verzeiht. Der Reliquienhandel, das Teufelaustreiben und dergleichen Kunststücke werden auch recht tüchtig practicirt. Die Räuber in den Gebirgen und auf der See haben gewöhnlich einen Priester bei sich, der sie absolvirt und den Raub austheilt. — Auch bei der „mainottischen Taufe" (d. h. bei dem Acte, zu Folge dessen die Mainotten jeden Fremden ganz höflich bis aufs Hemd auskleiden) darf der Priester nicht fehlen; der Räuber geht nachher bei ihm zur Beichte, erhält die Absolution, und der Priester darf sich von dem Raube ein Stück nach Belieben wählen. Oft wird auch die Absolution schon vorher ertheilt. Für die Vergebung eines tüchtigen Verbrechens fordert der Priester dann ein tüchtiges Stück Geld. Der Grieche handelt nun mit ihm und geht der Fordernde nicht von seinem hohen

Preise

Preise ab, so wendet sich der Sünder an einen andern Priester, der die Sünden billiger taxirt.

Und wer ist Schuld an dieser Verworfenheit? — Das Volk nicht, denn seine Ansichten sind vom Vater auf den Sohn und so fort vererbt und Niemand hat sich Mühe gegeben, ihm bessere Begriffe beizubringen. Am Wenigsten die Priester, denn diese sind gezwungen, eben von der Verworfenheit des Volks zu existiren. Einmal wäre dem Uebel zu steuern gewesen dadurch, daß man von Staatswegen die Pfaffen besoldete. Man weiß, daß der Grieche gnügsam ist, daß ein solcher Priester sich glücklich schätzen würde, das veste jährliche Einkommen z. B. eines deutsch-griechischen Corporals zu beziehen. — Freilich hätte man genau über ihre Sittlichkeit wachen, überhaupt gute Männer dazu nehmen, allen Falls eine militärische Strenge gegen sie anwenden und wenn sie sich eines Fehlers, eines Rückfalls in ihre frühere Verdorbenheit schuldig machten, unerbittlich gegen sie verfahren müssen. So hätte man durch die Priester auch aufs Volk gewirkt. — Dann aber gehören doch zu den ersten Bedürfnissen eines Landes, das man zur Civilisation führen will, Schulen. Der verstorbene Graf Capodistrias richtete auf Bildungsanstalten hauptsächlich sein Augenmerk, legte überall Schulen an, besoldete die Lehrer hinreichend und man sah nach kurzer Zeit die beßten Folgen solcher Einrichtungen. Was ist in dieser Hinsicht unter der (bairischen) Regentschaft geschehen? Nichts, ja weniger als Nichts, indem man nicht nur den Gemeinden bei ihrem Bestreben nach Unterrichte gar keinen Beitrag, Beistand oder Ermunterung angedeihen ließ, sondern ihnen im Gegentheile alle Mittel und Einkünfte, aus welchen man Schulen hätte errichten können, entzog und zu andern Zwecken — Anwerbung von ausländischem Militäre, Ankauf fremder, für das Land untauglicher Pferde, Erbauung von Theatern u. s. w. verwandte. — Die Wenigen, in deren Händen jetzt der Schulunterricht liegt, sind

Phanarioten, Griechen aus Conſtantinopel, eine vom Volke verabſcheuete Menſchenclaſſe, die der Jugend mit dem Unterrichte auch zugleich ihre Schlechtigkeit und Intriguenſucht einimpfen. — Auch die in Athen beſtehende Schule erfuhr (beim Umzuge des Königs und ſeiner Behörden dahin) die zarte Behandlung, daß man Lehrer, Schüler und die Schulbibliothek aus dem Schulgebäude auf die Straße warf und dieſes zur Aufnahme des Militärs einrichtete. Alle Hilfsmittel für den Unterricht fehlen, denn kaum iſt eine Fibel mit dem ABC gedruckt worden. Wie ſollen alſo Lehrer und Schüler gebildet, wie ſoll das Volk auf dem Wege des Unterrichts zur Geſittigung geführt werden? Doch gewiß nicht dadurch, daß man einen Miniſter des Cultus mit einer Menge Räthen und Schreibern eingeſetzt hat, ihnen gute Beſoldungen zahlt, und erlaubt, daß ſie ſilbergeſtickte Uniformen tragen dürfen?" —

Ein Wort über Herrn D. Haſe's theologiſche Streitſchriften zweites Heft.

Hr. D. Haſe zu Jena iſt, wie bekannt, in neueſter Zeit auf die Krit. Pr.-Bibl. ſehr übel zu ſprechen. Sonſt war dem nicht ſo. Er hielt ſie vielmehr für ſo wahrheitliebend, unparteiiſch und gründlich und darum auch für ſo zuverläſſig in ihren Urtheilen, daß er die Redaction derſelben zudringlicherweiſe mit allen ſeinen Schriften behelligte und ſie um Geltendmachung ihres Inhalts in der theologiſchen Welt erſuchte. In einzelnen Fällen fügte er ſogar die Bitte hinzu, ihnen „alle Indulgenzen" angedeihen zu laſſen, „die im Schatze der weimariſchen Kirche zu finden wären," wenn ihm etwa, wie beim Hutterus, im Stillen nicht ganz wohl zu Muthe war. Seitdem er aber innewurde, daß die Recenſenten dieſer Schriften im Intereſſe der Wahrheit, zu welchem ſich die Krit. Pr.-Bibl. verpflichtete, es für unerläßlich hielten, das Schiefe der Richtung, welche ſich in ihnen kundgab, offen aufzudecken und neben dem Talente ihres Verfaſſers den überall durchblickenden Mißbrauch deſſelben zu Behauptungen hervorzuheben, welche eine beſonnene Philoſophie und Theologie nicht billigen konnte, fand er mit Einem Male, daß dieſes Blatt ihm das ſchreiendſte Unrecht thue, indem der Rationalismus, dem es huldige, gar nicht geeignet ſei, zu einem richtigen Maßſtabe ſeiner Schriften zu dienen. Nicht an ihm ſelbſt, ſondern an der „Einſeitigkeit" deſſelben ſollte es liegen, wenn es erklärte, daß ſein „Lehrbuch der Dogmatik" weder evangeliſches noch proteſtantiſches Chriſtenthum, ſondern naturphiloſophiſchen Pantheismus enthalte; daß ſeine „Gnoſis" von gleichem Standpuncte aus im Gebiete des Chriſtlichen „kometenartig" um-

Digitized by Google

umherschweife und nirgends zu einem Geist erleuchtenden und Herz erquickenden Ziele führe; daß sein anonymes Büchlein „Vom Streite der Kirche" sich nicht scheue, der Sache des wiedererweckten Jesuitismus, der Aufrechthaltung des Cölibatswesens und der Fortdauer der lateinischen Kirchensprache unter den Katholiken in sophistischer Weise das Wort zu reden; daß sein „Hutterus" auf ein leeres und trügerisches Allegorisiren schrift- und vernunftwidriger Kirchendogmen hinauslaufe, und daß seine „Kirchengeschichte" außer ihren historischen Unrichtigkeiten mit glänzender Schönrednerei innere Leere verbinde. Um sich nun seines Unwillens hierüber zu entladen, ließ er vornehmlich gegen die Recension des Hutterus und nebenbei gegen mehrere andere Bestreiter seiner wissenschaftlichen Ansichten einen ersten Heft „theologischer Streitschriften" ausgehen, worin er zwar den über jenes Buch ausgesprochenen Haupttadel durch das Geständniß bestätigte, „er habe in ihm ein bloßes Spiel des Geistes getrieben" und die versuchte Begründung und Vertheidigung der altlutherischen Dogmatik „durch mancherlei Sophismen" zu bewerkstelligen gesucht, doch aber auch Alles aufbot, um unter allerlei beleidigenden Persönlichkeiten darzuthun, daß sein christlicher Rationalismus um Vieles höher stehe, als der des Recensenten und der der Krit. Pred.-Bibl. überhaupt. Diesem ersten Hefte theologischer Streitschriften fügte er ganz neuerlich einen zweiten bei, worin er den Versuch machte, nachzuweisen, daß das genannte Blatt den Werth seiner „Kirchengeschichte" nicht nur nicht gebührend gewürdigt, sondern auch geflissentlich herabzusetzen gesucht habe, und hierüber muß die Redaction desselben sich wohl Ein Wort erlauben, sogern sie auch Hrn. D. Hase sich selbst und seinem Schicksale überließe.

Wer das besagte Heft mit unbefangenem Auge liest, der muß es eben so unterhaltend, als bedauerlich finden, daß Hr. D. Hase über den Verfasser der angefochtenen Recension in der peinlichsten Ungewißheit schwebte, weil er sich dadurch außer Stand gesetzt sahe, seinen Aeußerungen über die Sache durch niedrige Ausfälle auf die Person die rechte Würze zu geben. Er war nicht in dem Falle, wie beim Hutterus, den Namen seines Recensenten von diesem selbst in Erfahrung zu bringen, sondern mußte sich mit der unsichern Ausbeute klatschhafter Gerüchte darüber begnügen und konnte daher auch mit sich selbst nicht einig werden, ob er ihn für einen Unwissenden oder Boshaften, für einen ihm für seine Person oder im erkauften Dienste des Herausgebers feindseligen Gegner halten sollte. Diesen Herausgeber selbst war er zwar großmüthig genug, für dieses Mal von der Autorschaft freizusprechen, gestand auch zu, daß er „als ein entschiedener, gelehrter und im Ganzen biederer und frommer Mann" sich in der Regel mit „gelehrten und wahrhaft freisinnigen" Mitarbeitern an seinem Blatte umgeben habe, aber in dem vorliegenden Falle, meinte er doch, sei demselben etwas Menschliches begegnet. Er habe nämlich aus persönlicher „Leidenschaft" gegen den Verfasser der Kirchengeschichte die Recension derselben bei irgend einem Manne „bestellt," den er „gegen denselben erbittert" oder so „von sich selbst abhängig" gewußt hätte, daß dieser bereit gewesen sei, die Winke seines Gönners in de-

fühl, das alles Leidenschaftliche ausschließt. Noch mag hierbei bemerkt werden, daß der Herausgeber die erste Ausgabe des Hutterus aus Mißfallen an dem Inhalte desselben gar keiner Anzeige würdigte und dem Verfasser die für ihn erbetenen Indulgenzen ganz im Stillen angedeihen ließ, daß er sich aber doch zur Anzeige der zweiten Ausgabe entschließen mußte, Theils weil dieselbe die empörendsten Aeußerungen gegen den angeblichen „sittlichen Leichtsinn" des Rationalismus unverändert und sogar mit einer höhnenden Beigabe wiederholte, Theils weil der Herausgeber, wenn auch glücklicher Weise nur in ein Paar einzelnen Fällen, die betrübendsten Erfahrungen über die nachtheiligen Wirkungen eines dogmatischen Systems auf junge Männer machte, welche darum auf Universitäten geschickt werden, daß sie für den erhabenen Zweck ihres künftigen Berufes sich in den Besitz einer gründlichen, exegetisch sichern und wahrhaft christlichen Religionswissenschaft setzen sollen, nicht aber darum, daß sie sich den Kopf durch phantastische Deuteleien von Dogmen verwirren lassen, welche das wohlverstandene Evangelium Jesu und die dreihundert Jahre älter gewordene protestantische Kirche entschieden von sich weist. Was also Hr. D. Hase als angebliche, durch Nichts motivirte, Leidenschaftlichkeit oder gar als ein Bestreben anspricht, „sein wissenschaftliches Ansehn (???) zu untergraben," war nur die Aeußerung eines Innern, dem alle sittliche Zweideutigkeit im höchsten Grade zuwider ist, und das Erzeugniß einer Pflichtliebe, welche für die theologische Bildung einer ganzen Generation christlicher Volkslehrer Gotte, dem Vaterlande und noch der spätesten Zukunft verantwortlich zu seyn glaubt. Es ist sehr möglich, daß Hr. D. Hase sich hierein durchaus nicht finden kann und daher seiner bisherigen Ansicht treu bleibt; es kommt jedoch auch gar Nichts darauf an, indem die Tausende, die sich darein zu finden wissen, den Herausgeber für den Mangel der Zustimmung desselben vollkommen entschädigen.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß Hr. D. Hase auch in diesem Hefte seiner Streitschriften überall den „einseitigen" Rationalismus der Krit. Pr.-Bibl. anstieht und ihm wenigstens stillschweigend seinen vermeintlich vielseitigen, potenzirten und sublimen zur verdienten Beschämung entgegensetzt. Dieser letztere ist schon anderwärts so anschaulich charakterisirt worden, daß es hier nur weniger Worte darüber bedarf. Die philosophisch-theologische Schule nämlich, welcher Hr. D. Hase angehört, hält es ihrer psychischen Anthropologie und ihren wissenschaftlichen Zwecken für angemessen, in der Vernunft nicht dasjenige Vermögen des menschlichen Geistes anzuerkennen, „welches in höchster Potenz alle übrige Vermögen desselben regeln und leiten soll, damit keines derselben bei Entwickelung ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit ein das Gleichgewicht des Ganzen störendes Uebergewicht erhalte." Sie setzt ihr vielmehr das Gefühl und die Phantasie wenigstens zur Seite, damit die Regungen von jenem und die Gebilde dieser ein von Seiten der Vernunft ganz ungehindertes Spiel haben und den ursprünglich unappellabeln Herrscherssprüchen derselben keck entgegentreten können. So wird es dieser Schule leicht, jedem religiösen Widersinne nach Belieben das Wort zu reden, wenn nur

ein

ein das Gefühl und die Phantasie beschäfftigendes Moment sich in demselben auffinden oder in denselben legen läßt, und dazu dient ihr denn die altlutherische Kirchenlehre als ein vortreffliches Medium. Denn wie vernunftwidrig oder exegetisch grundlos viele Dogmen derselben auch an sich selbst seyn mögen, so läßt sich ihnen doch für Gefühl und Phantasie immer eine Bedeutung andichten, wider welche die Vernunft Nichts einwenden darf, weil eben jene im Gebiete der religiösen Ideen die Herrschaft mit ihr theilen. Dieses Verfahren könnten nun freilich die Jünger jener Schule auch bei den Dogmen der katholischen Kirche in Anwendung bringen, wie es denn wirklich von vielen katholischen Identitäts-Theologen bereits in Anwendung gebracht wurde und noch gebracht wird; ja, hätten sie ihren Sitz nicht auf protestantischen Kathedern, sondern auf dem Lehrstuhle eines türkischen Imam's und Mufti's, oder riefe sie ein zweiter Julian zur geistigen Repristination des alten abgestorbenen Heidenthumes auf, so würden sie mit ihrem sentimentalisirenden und phantasirenden Irratio-Rationalismus dem Koran und der griechischen Mythologie dieselben Dienste zu leisten wissen, welche sie der Dogmatik der evangelischen Eintrachtsformel-Männer zu leisten beflissen sind. Da es jedoch der Zufall einmal wollte, daß sie in derjenigen Kirche geboren wurden, welche diese Männer als ihre Glaubenshelden ehrt, und daß ihnen als Theologen dieser Kirche das alte Dogmengebäude, welches die Hand derselben wider Schrift und Vernunft zusammenzimmerte, „als ein in der Zeit Gegebenes" zur gelehrten Manipulation entgegenkommt: so beschränken sie sich auch damit billiger Weise auf dieses allein und drehen, deuteln und allegorisiren an dem Buchstaben desselben so lange herum, bis ihn ein trüglicher Schein von Vernünftigkeit anfliegt, ohne zu fragen, was die im Anfange der christlichen Zeit gegebene Lehre Christi und der Apostel eigentlich war und auf welchen rein vernünftigen Gründen sie zum Behufe ihrer von keiner Zeit abhängigen Gemeingiltigkeit beruhe. Sie selbst sind freilich die Letzten, welche an die Wahrheit ihrer Deuteleien des Kirchenwortes glauben; sie stellen sich aber schon zufrieden, wenn nur Andere daran glauben und ihrer Falschmünzerei das Lob eines Tiefsinnes ertheilen, der auf dem Felde der Wahrheit Ungemeines und Ueberschwängliches zu produciren weiß. Darin besteht ihr Rationalismus, der vielseitige, potenzirte und sublime, wie sie ihn bescheidentlich nennen, in welchem aber Andere nur ein rationalisirendes Mischlingswesen erkennen, welches die lautere evangelische Vernunftwahrheit durch beigemischte Gefühlsingredienzien und Phantasiegebilde bis zur widerlichsten Carricatur entstellt. — Im stolzen Dünkel auf denselben blicken sie aus den Höhen seiner nebelnden und schwebelnden Werkstätte mit Ekel und Mitleid auf den „gemeinen" Rationalismus herab, welcher eben so „einseitig," wie die Magnetnadel nach Norden, nur auf die lautere evangelische Vernunftwahrheit hinweist, weder eine blind dogmatische noch mystische Richtung nimmt und bei wissenschaftlicher Erforschung und Feststellung der ursprünglichen christlichen Heilslehre das Gefühl und die Phantasie in die Schranken zurückweist, deren Ueberschreitung die Oberherrlichkeit, welche der Vernunft über sie zustehet, gefährdet und die religiöse Wahrheit zu

einem

einem leeren, weder den Geist erleuchtenden noch das Herz veredelnden Phantome macht. Mag nun Hrn. D. Hase, wie der ganzen Schule, die „in dem großen Todten" die personificirte Weisheit anbetet, ihr Rationalismus immer hin verbleiben, der Herausgeber der Krit. Pred. Bibl. glaubt dennoch mit dem seinigen unendlich besser zu fahren und erblickt in den Resultaten, welche er für die wissenschaftliche Begründung des lautern Christenthums und dessen praktische Geltendmachung für die sittlichen Bedürfnisse der Menschheit nach sich zieht, ein ganz anderes und vollgiltigeres Zeugniß für die Eigenthümlichkeit desselben, als das des Hr. D. Hase, obwohl sich dieser soweit vergißt, die Großmuth anzupreisen, mit welcher er in seiner Kirchengeschichte „nicht daran gedacht habe, die Macht zu benutzen, die in des Geschichtsschreibers Hand gelegt ist, seine Gegner (mit ihrem Rationalismus) zu treffen." Er möge bei dieser Großmuth nur nicht vergessen, daß es der Kirchengeschichte nicht an andern Schreibern fehlet, welche der Nachwelt die Stelle ganz unparteiisch bezeichnen werden, auf welcher er selbst und alle allegorisirende Neuplatoniker unserer Kirche im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts standen. Ja, sie werden dieß nicht einmal nöthig haben, sondern nur auf Hrn. D. Hase's Kirchengeschichte selbst und auf das Einzige darin verweisen dürfen, daß ihm „der heilige Franz von Assisi, dieser seraphische Fremdling auf Erden, manches vom gemeinen Laufe der Natur Abweichende vollbracht zu haben scheint," um Jedermann zu überzeugen, wie viel er Ursache hatte, sich für seine schriftlichen Leistungen den Maßstab des echten Rationalismus zu verbitten.

Doch mehr als genug! — Der Herausgeber weiß nicht, ob er die Hoffnung fassen durfe, sich mit dem Vorstehenden vor Hrn. D. Hase Ruhe geschafft zu haben, zumal da ihm die neuesten Hefte der Krit. Pr. Bibl. zu einem dritten Hefte theologischer Streitschriften willkommenen Anlaß darbieten könnten. Das aber weiß er, daß er ihn hinführo keines weitern Wortes würdigen wird, wenn es demselben nicht wieder beigeht, die Sache, für die er streitet, nach Art der niedrigsten Polemik mit Persönlichkeiten zu besudeln. Tritt jedoch dieser Fall auf's Neue und in der Maße ein, daß das Publikum zwischen den Betheiligten nicht selbst Richter seyn kann: so wird freilich der Herausgeber abgedrungene Nothwehr üben und darauf denken müssen, Hrn. D. Hase allen weitern Streit für immer zu verleiden. Will er seine Schriften in der Krit. Pr.-Bibl. nicht mehr angezeigt wissen, so kann das deren Herausgeber nur erwünscht seyn, weil er dadurch über die ungehörige Zumuthung hinauskommt, mit seiner Person vertreten zu sollen, was ehrenwerthe, „gelehrte und wahrhaft freisinnige Männer" an den schriftlichen Leistungen desselben zu tadeln finden. Außerdem werden sie das Beßte der Wissenschaft durch freies Aussprechen dieses Tadels in diesem Blatte nach wie vor zu wahren suchen und in getroster Zuversicht auf das Urtheil unbefangener Leser Hrn. D. Hase jede Gegenrede freistellen, so lange dieselbe geziemend und eines ebenbürtigen, die Sache allein in's Auge fassenden Gelehrten würdig ist.

Digitized by Google

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Siebenzehnter Band. Drittes Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

Lehrbuch der Kirchengeſchichte von Joh. Karl Ludw. Gieſeler, Dr. und Prof. der Theol. zu Göttingen. Zweiter Band. Erſte Abtheilung 3te Aufl. Bonn 1831. Zweite Abtheilung 3te Aufl. Bonn 1832. Dritte Abtheilung. Bonn 1829. Vierte Abth. Bonn 1835. 7 Thlr. 20 Gr.

Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung. Die erſtere iſt immer ein Verdienſt, und wenn ſie in dem unſcheinbarſten oder geſchmackloſeſten Aufzuge erſcheint. Der reiche, der vornehme Mann kann den Putz entbehren, und iſt dennoch willkommen. Die letztere aber, wenn ſie nicht von der erſtern hinlänglich unterſtützt wird, iſt nicht nur Nichts werth, ſondern ein poſitives Uebel und Vergehen. Denn ſie verbreitet leichtſinnig oder wiſſentlich Unwahrheit, und wendet verführeriſche Künſte des Scheins auf, ſie einzuſchwärzen. Herr Dr. Gieſeler fürchtet Nichts ſo ſehr als dieß. Ernſt, wie er ſelbſt iſt, fordert er nur ernſte, wißbegierige Leſer, welche nicht durch anderweitige Unterhaltung gefeſſelt zu werden brauchen, ſondern denen es um die Sache, um wahre Kenntniß der Zeiten zu thun iſt. Dieſe gibt er ihnen nun auch ſo unverkümmert, ſeine Forſchungen und in ihnen die bezeichnendſten Züge zu den Bildern der Zeiten liefert er ſo rein von irgend einem Vordrängen ſeiner Perſönlichkeit, daß man ihn ganz vergeſſen würde, wenn nicht zunächſt das ungewohnte Gefühl, aus einem Buche ſo durchgängig immer nur Belehrung zu erhalten, jeden wieder dankbar aufmerkſam machte auf

Digitized by Google

den nicht an sich, sondern an die Zeiten, und an die Bel rung seiner Leser denkenden Berichterstatter. So wollte selbst; daß das Interesse der Forschung überwiegen sollte, u sein Werk behielte seinen Werth, auch wenn die Darstellu weniger gelungen wäre. Das ist sie aber in hohem Gra Nur können wir dieß hier nicht weiter nachweisen und namer lich nicht darthun, wie der Vf. die Mannigfaltigkeit des wide strebenden Stoffes überwunden hat durch Ordnung und Au wahl, weil wir, was den Stoff und die Forschung betrifft von ihm nur zu lernen gewohnt sind.

Was zuerst die Anordnung betrifft, so sind, wie i ersten Bande und wie gewöhnlich, chronologische und Sach ordnung in der Weise verbunden, daß diese jener untergeordn ist, daß größeren oder kleineren Perioden Abschnitte zur Ge schichte einzelner Classen gleichartiger kirchlicher Erscheinunge untergeordnet sind, welche dann wieder, so viel als möglich chronologisch geordnet erscheinen. Die 4 Abtheilungen diese 2ten Bandes umfassen nur eine einzige Hauptperiode, di dritte, von 726—1517. Darüber möchten wir aber mi dem Verfasser streiten. Will man Hauptperioden und kleinere Perioden in der Kirchengeschichte unterscheiden, so taugen doch wohl zur Abgrenzung jener nur solche Epochen, hinter und vo welchen man einen durchgängig veränderten Zustand in allen kirchlichen Verhältnissen bemerkt. Nun sind zwei Epochen in der Kirchengeschichte, welchen sich an Umfang und Bedeutung ihrer Folgen keine andere vergleichen läßt, nämlich Constan tin und die Reformation. Die Zeiten der verfolgten Kirche, die Zeiten der herrschenden Kirche, und die Zeiten der getheilten Kirche, in welche durch sie die Kirchenge schichte zerfällt, sind völlig von einander verschieden, und schnell und allgemein ist die Veränderung, welche überall durch sie eintritt. Freilich ist aber das große Mittelstück der zweiten Hauptperiode, welche so entsteht, vom 4ten bis zum 16ten

Jahr

Digitized by Google

Jahrhunderte Etwas unbequem groß; soll nun darin wieder abgetheilt werden, so geben wir dem Verfasser zwar den Anfang des 8ten Jahrhunderts gern zu, womit er seine dritte Hauptperiode anfängt, denn da fallen mit dem Anfange des Bilderstreits auch die Wirksamkeit des Bonifacius und bald auch die veränderte Stellung der römischen Bischöfe seit Zacharias zusammen, während rückwärts mit dem Monotheletenstreite die Reihe der Streitigkeiten über die Naturen in Christus beendigt ist; und gewiß ist doch das immer ein Vorzug eines gewählten Grenzpunctes, wobei es auf das einzelne Jahr nicht so sehr ankommt, wenn mehrere einflußreiche Begebenheiten auf verschiedenen kirchlichen Gebieten zusammenfallen, und noch mehr, wenn größere eng zusammenhängende Reihen anfangen oder zu Ende sind. Allein dann hätte doch auch die Mitte des 11ten Jahrhunderts zum Grenzpuncte einer Hauptperiode gemacht werden müssen. Diese Zeit ist als Epoche viel bedeutender als der Anfang des 8ten Jahrhunderts. Hier fällt noch mehr zusammen: der Anfang der Wirksamkeit Hildebrands in dem Pontificat Leo's IX., sehr unbequem zu trennen von dem eigenen Pontificat Gregors VII. (1073), welches er durch den Einfluß auf seine Vorgänger so wirksam vorbereitete; ferner die ausgesprochene Trennung der lateinischen von der griechischen Kirche, und endlich auf dem Gebiete der Theologie der Anfang des scholastischen Zeitalters in dem Streite Lanfrancs mit Berengar. Scheute sich Herr Dr. Gieseler, um den Unterschied zwischen Hauptperioden und weniger bedeutenden anzudeuten, nicht vor Annahme einer so großen Periode, wie die ist, welche er vom Anfange des 8ten bis zum 16ten Jahrhunderte abgesteckt hat, so hätte er lieber auch noch die Jahrhunderte vom 4ten bis zum 7ten zu dieser zweiten Hauptperiode mit hinzunehmen sollen, und ihr nur nach Epochen, welche weniger bedeutend sind als Constantin und die Reformation, Unterabtheilungen geben sollen. Wollte er das nicht, und wollte

er

er die Jahrhunderte vom 4ten bis zum 16ten noch in zwei größere Perioden abtheilen, so hätte er sie lieber durch die Mitte des 11ten Jahrhunderts als durch den Anfang des 8ten trennen sollen, damit er ausgedrückt hätte, er halte jene Zeit für eine wichtigere, folgenreichere Epoche, als diese, wie er doch daran gewiß nicht zweifelt. Darin aber stimmen wir ihm vor Allem bei, daß er nicht, wie so viele Bearbeiter der Kirchengeschichte, Schröckh, Henke, Neander u. A. bei Gregor dem Großen oder bei Karl dem Großen abgetheilt hat. Durch die erste Abtheilung wird die Reihe der Streitigkeiten über die Naturen in Christus zerrissen, welche erst mit dem Anfange des 8ten Jahrhunderts zu Ende geht. Noch unbequemer und noch weniger für die Kirchengeschichte motivirt ist die Abtheilung durch Karl den Großen und das Jahr 800, was auch Herr Dr. Hase in seinen Streitschriften (2. p. 16 ff.) dafür sagen möge. Denn was die Geschichte der Theologie betrifft, so bezeichnet jene Epoche für diese keinen Anfang des Fortschritts. Kurz nach Karl trifft man wohl auf mehr und gebildetere theologische Schriftsteller als im 8ten Jahrhunderte, gewiß eine Frucht dessen, was durch ihn für die Klosterschulen und sonst durch Aufmunterung geschehen ist; allein nach der Mitte des 9ten und mit dem 10ten Jahrhunderte tritt hier erst die schlimmste, leerste Zeit ein, und erst mit dem 11ten zeigt sich wieder Fortschritt. Und was die Geschichte der Verfassung und das Papstthum insbesondere betrifft, so ist Karls Verhältniß zum Papste und selbst der Act seiner Krönung nicht erheblich genug verschieden von dem, was schon zwischen Pipin und den römischen Bischöfen bestand und vorging, und daß die Päpste durch diese Kaiserkrönungen (deren Deutung auch erst wirken konnte, wenn man hinlänglich viele aufzuzeigen hatte, um ein Gewohnheitsrecht daraus abzuleiten) noch nicht bleibend in eine von der weltlichen Macht unabhängige Stellung kamen, zeigte sich gerade auch noch kurz vor Gregor un-

ter

ter Heinrich III. am Deutlichsten, als dieser auf Verlangen der Römer selbst wiederholt den römischen Stuhl und noch dazu mit deutschen Bischöfen besetzte.

Seine dritte Hauptperiode, welche diesen Band füllt, hat nun Herr Dr. Gieseler wieder in fünf kleinere Perioden abgetheilt: 1) vom Bilderstreite bis auf Nicolaus I. und Pseudoisidor, 726—858. 2) von Nicolaus I. bis auf Gregor VII., 858—1073. 3) von Gregor VII. bis auf die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon, 1073—1305. 4) vom päpstlichen Exile bis auf die Synode zu Pisa, 1305—1409. 5) vom Concile zu Pisa bis zur Reformation 1409—1517. Der Endpunct des ersten Abschnittes ist für sich betrachtet sehr bedeutend, aber es verhält sich damit beinahe wie mit Karl, Gregor und Leo den Großen oder wie mit Innocenz III. Für sich sind diese sehr bedeutende Gestalten, aber sie eignen sich nicht zu Epochen; denn vorher und nachher finden sich ungefähr dieselben Verhältnisse. Die Päpste nach Nicolaus haben nicht so viel Vestigkeit und nicht so viel Glück als er, und vollends die bis 10ten Jahrhunderts während des berüchtigten Regiments zerstören die Hauptgrundlage der päpstlichen Macht, das Ansehen von höherer Heiligkeit, im Inlande, wo freilich der Prophet niemals Viel galt, wie im Auslande. Eben so ist Pseudoisidor allerdings seit der Mitte des 9ten Jahrhunderts eingeschwärzt und im Gebrauche; aber vor dem 11ten Jahrhunderte, wie Abth. 1. S. 155 selbst sehr genau nachweist, doch noch sehr wenig, und so ist auch in sofern dieser 2te Abschnitt dem ersten noch ähnlich. Zwar wird nun die Abtheilung auch dadurch motivirt, daß seit der Mitte des 9ten Jahrhunderts mit dem Aussterben der Generation, welche von den Theologen Karls gebildet waren, mit den Verwüstungen durch Normannen und Ungarn schlimme Zeiten des Verfalls für Bildung und Bildungsanstalten eintraten, gerade zu einer Zeit, wo im griechischen Reiche, schon seit Bardas und dann unter den

Mace-

Macedoniern Interesse für Wissenschaft selbst Hofton wurde. Allein vielleicht wäre doch Alles übersichtlicher geworden, wenn der 1ste und 2te Abschnitt zusammengeschmolzen wären, wodurch außer geringerer Zerstückelung auch noch der Nebenvortheil erreicht wäre, daß die vier Abtheilungen des Bandes den vier Zeitabschnitten entsprochen hätten. Was sonst den 2ten Abschnitt betrifft, so hätten wir gewünscht, daß die Wirksamkeit Hildebrands nicht zerrissen wäre, daß die Hildebrandischen Päpste mit zum dritten Abschnitte, und daß daher §. 23. S. 196—208 und die entsprechenden Stücke anderer Paragraphen zur 2ten Abtheilung und zum 3ten Abschnitte gesetzt wären. Mit Leo IX. geht die neue Zeit des Papstthums an; Leo IX. ist der erste Papst, dem es gestattet ist, als höchster Visitator die Länder zu durchziehen, Bischöfe anzustellen und abzusetzen u. dgl.; daß der Papst dabei als der ersehnte Reformator, der Befreier von den empörendsten Unordnungen in der Kirchenverfassung, von Laiendespotismus, Nepotismus, Simonie und ihren alle Würdigkeit und alles Ansehen der Geistlichkeit zerstörenden Folgen erscheint, das ist es eben, was sein Ansehen von Heiligkeit wie nichts Anderes in den Völkern begründet, was die Völker gewöhnt, ihn als die sicherste Zuflucht bei jedem Drucke in der Nähe zu verehren. Wie schnell dieß wirkte, zeigt sich auch schon unter Leo in den Gegenbemühungen des Königs von Frankreich und seiner Prälaten gegen diese neuen Anmaßungen des Papstes (Abth. 1. S. 199. 200.), und darin, daß sie im eigenen Lande Trotz aller Umwege nicht Viel gegen den Papst ausrichten. Darum aber bleibt es doch dabei, daß die Periode mit Gregor anfängt. Denn wenn man in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts in der Geschichte des Papstthums Unordnung, Unwürdigkeit und Planlosigkeit wie im 10ten Jahrhunderte bemerkt, dann aber plötzlich Geist, Einheit und Plan in stetigem Fortschritte, bis Gregor endlich selbst Papst wird, und auf alle diese Voranstalten (Visitationen im

Aus-

Auslande schon unter Leo, Emancipation der Papstwahl unter Nicolaus II., strengere Pallienertheilung an die Erzbischöfe und erstrittenes Exemtionsrecht der Klöster unter Alexander II.) seine noch höheren Forderungen gründet, welche das schon unter Leo verwirklichte Papstideal Pseudoisidors noch weit übersteigen: so wird man dadurch ja wohl im Voraus geneigt, anzunehmen, daß es ein und derselbe Geist seyn werde, von welchem dieß Alles herrühre, und das bestätigen die Nachrichten, welche Gregor genau schon von der Stuhlbesteigung Leo's an in den wichtigsten Angelegenheiten neben den Päpsten thätig zeigen. — Gleich die erste Maßregel Leo's, seine Forderung einer zweiten Wahl, als genüge die kaiserliche Ernennung nicht, drückt schon ganz den Entwurf der Emancipation des Papstthums aus, und schon zu dieser (Abth. S. 199.) hatte ihn Hildebrand beredet. Der dritte Abschnitt ist mit Recht nicht, wie in Hr. D. Hasens Kirchengeschichte, bis Innocenz III. abgesteckt, denn er steht in der Mitte zweier Jahrhunderte, in denen das Papstthum sich ziemlich auf gleicher Höhe hielt, und zerrissen werden die Geschichte der Kreuzzüge, der Scholastik, des neuen kanonischen Rechtes, der Waldenser und Albigenser, die Geschichte der Hohenstaufen in ihrem Verhältnisse zu den Päpsten, wenn man Innocenz zum Endpuncte einer Periode macht. Vielmehr erst mit dem 14ten Jahrhunderte, mit Bonifaz und der gleich folgenden Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon beginnt eine neue Zeit in der Geschichte des Papstthums, nämlich die merkliche Abnahme der päpstlichen Macht neben dem Zunehmen der fürstlichen. Nur wäre es vielleicht besser gewesen, eben weil dieß der Grund der Trennung ist, den 4ten Abschnitt schon mit Bonifacius VIII. anzufangen, weil dieser der erste Papst ist, der Trotz des nachdrücklichsten Widerstandes schon die Uebermacht einer weltlichen Macht, und noch dazu auch schon Frankreichs insbesondere erfährt, der erste auch, gegen den ein allgemeines Concil als eine ihm übergeordnete

ordnete kirchliche Behörde gefordert wird. So folgt nun ein 4tes Zeitalter, während dessen, den Päpsten entgegen, Concil und Reform gefordert werden, aber noch nicht zur Ausführung kommen, während dessen aber von dem päpstlichen Ansehen schon so viel zu Grunde geht, einerseits durch die Habsucht und Parteilichkeit der avignonschen und die gegenseitige Anfeindung der zweierlei Päpste während des Schisma's, und andererseits durch den Kampf gegen sie von Fürsten, Gelehrten, Volks- und selbst Mönchsparteien, daß es nun im folgenden 5ten Zeitabschnitte wirklich schon zu Versuchen von Concil und Reform kommen kann, durch welche indessen nicht nur nichts Wichtiges bleibend erreicht wird, sondern welche zu Privatvergleichen und damit zu vertragsmäßigen Zugeständnissen dessen führen, was vorher nur Mißbrauch gewesen ist. So scheidet sich auch dieser 4te und 5te Abschnitt; sie sind Etwas kleiner von Umfange, als die frühern, und weil doch jedem eine ganze Abtheilung des Bandes gewidmet ist, dem 4ten die 3te und dem 5ten die 4te, erst vor Kurzem in der ersten Auflage erschienene, nachdem die beiden ersten schon 3 Jahre früher dritte Auflagen nöthig gemacht haben, so sind sie freilich etwas unsymmetrisch ausgeführt. Allein so wenig wir anderen Bearbeitungen der Kirchengeschichte deßwegen einen Vorwurf machen mögen, z. B. der henke'schen, gegen welche er bis zum Ueberdrusse wiederholt wurde, und in welcher doch gerade die ausführlicheren Theile vom 16ten Jahrhunderte an die früheren weit übertreffen, eben so wenig mögen wir es hier tadeln, vielmehr werden wir bei Gieseler jede größere Ausführlichkeit immer für Gewinn, und jede Beschränkung derselben immer für Verlust halten, auch wo sich nicht, wie gerade hier, aus der zunehmenden Mannigfaltigkeit des Stoffes und aus dem größeren Bedürfnisse einer Bearbeitung dieser Theile der Kirchengeschichte noch andere Gründe für größere Ausführlichkeit ergeben. Sollten wir daher eine Abhilfe der unsymmetrischen Ausführung wünschen,

Digitized by Google

schen, so wäre es nur die, daß Hr. Dr. Gieseler bei einer 4ten Auflage auch für die Geschichte der 7 ersten Jahrhunderte den Reichthum seiner Forschungen weniger zurückhalten, vielmehr den ersten Band auch zu mehreren Abtheilungen erweitern möge, und noch mehr, daß er für die Kirchengeschichte der drei letzten Jahrhunderte sich kein enges Maß setzen, sondern hier, wo Bearbeitung am Meisten fehlt (Zeiten, wo die Buchdruckerkunst erfunden ist, pflegen von den Bearbeitern der Monographieen vermieden zu werden, weil da die Quellen unabsehbar sind), seine Belehrungen auch am Reichlichsten mittheilen, und nicht etwa, wie er hier in der Vorrede zur 3ten Abtheilung droht, nur zwei Theile liefern möge.

Was nun die Sachordnung der einzelnen Zeitabschnitte betrifft, so wäre es vielleicht für ein Lehrbuch zweckmäßiger gewesen, diese in allen Abschnitten noch gleichförmiger zu machen. Gewiß ist es künstlerischer, jedem Zeitalter nach seinem Inhalte eine veränderte Anordnung zu geben, nur daß die Sachordnung in der Geschichtschreibung eigentlich immer unkünstlerisch ist und nur die reinchronologische die sachgemäße, da sie allein die Zeiten wie sie waren wieder unzerrissen abzubilden sucht. Allein eben die Zwecke der Belehrung, der Erleichterung der Uebersicht, für welche man in Lehrbüchern eine Sachordnung hinzunehmen muß, werden durch ein gleichförmiges Fachwerk mehr gefördert. Auch finden wir die Abweichungen nicht immer glücklich. Im ersten Abschnitte mußten zwar, wie im zweiten, griechische und lateinische Kirche geschieden werden, doch wurden nun im ersten unter abendländische Kirche nicht die gewöhnlichen Unterabtheilungen beibehalten: Hierarchie, Theologie u. s. w., sondern Statt der Abschnitte für Ausbreitung, theologische Bildung und Hierarchie drei andere Abschnitte aufgenommen: Deutschlands Bekehrung durch Bonifaz, Geschichte der fränkischen und Geschichte der spanischen Kirche. War es hier nöthig und zweckmäßig, diese beiden Landeskirchen besonders her-

herauszuheben und abzusondern? denn um ihretwillen ist doch wohl vornehmlich die gewöhnliche Ordnung aufgegeben. Der Abschnitt, spanische Kirche, enthält nur eine Erwähnung der Christenverfolgungen in Spanien, also Etwas, was in die Geschichte der Ausbreitung gehörte, in welche man doch am Bequemsten die Beschränkungen und Hindernisse der Ausbreitung mit aufnimmt. Der Abschnitt, fränkische Kirche, aber mußte jetzt Manches aufnehmen, was andere Landeskirchen auch mit anging, z. B. der adoptianische Streit und der Streit über filioque die spanische. Hier scheint also durch die Abweichung von der gewohnten Eintheilung die Uebersichtlichkeit und die Ordnung vermindert zu seyn. Ebenso dadurch, daß nun die Geschichte der Ausbreitung, welche man jetzt an drei Orten, (§. 4. 16. 17.) zusammensuchen muß, zersplittert wurde. Wären die gewöhnlichen Abschnitte beibehalten, so wäre dieß vermieden. Aus den beiden besondern Abschnitten über Bonifacius und die spanische Kirche, und aus dem Paragraphen über die Ausbreitung im fränkischen Reiche hätte der Abschnitt, Geschichte der Ausbreitung, zusammengesetzt, und dann vorangestellt werden können; das Eigenthümliche der fränkischen Kirche hätte in dem gewöhnlichen Abschnitte, Hierarchie der Landeskirchen, erwähnt werden mögen; die Streitigkeiten gehörten in den allgemeinern Abschnitt theologischer Bildung; in diesen beiden Abschnitten hätte sich dann auch zur Erwähnung der englischen Kirche ein Platz gefunden, welche nach der jetzigen Eintheilung unerwähnt bleiben mußte; und endlich wäre auch noch außerdem, daß Gleichförmigkeit der Anordnung mit andern Abschnitten erreicht wäre, die ganze Nebenordnung logischer geworden, als jetzt, wo Papstthum, Bonifacius, fränkische, spanische Kirche, Gottesdienst, Disciplin u. s. w. nach mehr als einem Theilungsgrunde als Unterabtheilungen neben einander stehen. Alles dieß hätte vielleicht auch so erreicht werden können, daß der erste und zweite Abschnitt zusammengeschmol-

schmolzen wären, was auch aus anderen, oben erwähnten Gründen zu empfehlen gewesen wäre. Dabei hätte dann die Anordnung des 2ten Abschnittes im Ganzen beibehalten werden müssen; nur hätte die griechische Kirche vorangestellt werden können, wie jetzt im ersten Abschnitte geschehen ist; das dritte Capitel des zweiten hätte wegfallen, und die Paulicianer (§. 45), deren Geschichte dann auch nicht zerrissen wäre, (jetzt §. 3 u. 45) zur Geschichte der griechischen Kirche, die Manichäer im Occidente (§. 46) zur Geschichte der theologischen Bildung im Abendlande gesetzt werden mögen; und die Geschichte des Mönchsthums als ein Moment der Geschichte der Kirchenverfassung hätte hier schon, wie in den folgenden Abtheilungen, gleich unmittelbar hinter den beiden andern die Kirchenverfassung betreffenden Unterabtheilungen Papstthum und Landeskirchen folgen können. — Indem wir nun hier Gleichförmigkeit mit den übrigen Abschnitten in der Anordnung vermißt haben, bleibt uns über die Anordnung dieser übrigen, welche wir eben damit billigen, Nichts zu sagen übrig. Doch bekennen wir auch überhaupt, daß wir allen diesen so oft überschätzten Verhandlungen über die Anordnung geschichtlicher Gegenstände gerade wissenschaftlich nur eine untergeordnete Bedeutung beilegen, bekennen Nichts zu wissen von einer nothwendigen Anordnung, wenn auch Viel von modernem Mißbrauche des Wortes nothwendig für plausibel, und die einzige Trichotomie, welche wir vorzuschlagen gewußt haben, die Theilung der ganzen Kirchengeschichte durch Constantin und die Reformation in Geschichte der verfolgten, der herrschenden und der getheilten Kirche, ist auch wieder bedroht durch die Hoffnung auf ein Ende des gegenwärtigen Schisma's, nur daß wenn diese wider Erwarten zu nahe rücken sollte, immer noch Constantin aufgegeben werden kann, und dann in den drei Perioden: Urkirche, Entzweiung und gewitzigte Wiedervereinigung eine Trichotomie gewonnen wird, welche eines allgemeinen Beifalles gewiß ist.

Eine

Eine zweite Frage bei der Darstellung nächst der nach der Anordnung des Ganzen oder der größeren Massen ist die nach der Auswahl und Darstellung des Einzelnen. Hier ist die Eigenthümlichkeit der gieselerschen Kirchengeschichte bekannt und anerkannt. Die Zeiten werden geschildert vornehmlich durch charakteristische Einzelnheiten, welche das Allgemeine repräsentiren, und diese sind mitgetheilt in den eigenen Worten der Handelnden selbst, oder der bedeutendsten Quellenschriftsteller. Diese Methode hat, wo es sich um Belehrung und nicht um bloße leidige Unterhaltung handelt, so überwiegende Vorzüge, daß es gar nicht der Mühe lohnt, Mängel davon aufzusuchen. Eine Mosaik ist freilich kein Gemälde, aber, wenn man auch die Zwischenräume der Steine sieht, Edelsteine sind dennoch mehr werth und gehen tiefer als Farben. Die wahre Geschichte muß immer eine Mosaik seyn, weil von allen geschehenen Dingen nur fragmentarische Nachrichten übrigbleiben, und jeder nicht geistlose Beschauer braucht lieber selbst seine Phantasie, aus den disiectis membris zusammenhängende Gestalten herzustellen, als daß er sich von fremder Phantasie die echte Antike restauriren oder gar noch vergolden lassen möchte. Nur höchst selten, nur bei sehr bedeutenden Figuren mischt Herr Dr. Gieseler eigenes Urtheil und Charakteristik ein, und wo er es thut, da geschieht es mit einer Abgemessenheit und Ueberlegung, mit einer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, welche am Beßten zeigt, wie sehr es ihm an der Entschlossenheit fehlt, hingeworfene wenn auch illuminirte Skizzen für fleißige Naturstudien auszugeben. Wie er in solchen Fällen verfährt, wie vest er dabei bleibt gegen die Versuchung, durch Phrasen zum Halbwahren sich fortreißen zu lassen, wie er dabei wählt und sich selbst verbessert in den verschiedenen Auflagen, zeigt sich nicht leicht irgendwo deutlicher als in seinen Bemerkungen zur Charakteristik Gregors VII. Es ist der Mühe werth, ihn in seiner Kürze über diesen Gegenstand, über welchen sich Lob

und

und Tadel so viel nach beiden Extremen hin verbreitet hat, in beiden Auflagen zu hören. „Erwägen wir, heißt es zuerst in beiden, die Folgerichtigkeit dieses Systems" (die dictatus Gregorii sind in der Note mitgetheilt) „aus früher angenommenen Sätzen, und den verdorbenen Zustand der Kirche, welcher aus Nichtbeobachtung jener Ordnung erklärbar schien; so dürfen wir annehmen, daß Gregor von der Gerechtigkeit seiner Sache, auf die er sich so oft beruft, überzeugt war. Wie aber nie, fährt die 2te Auflage fort, eine irrige Ueberzeugung des bloßen Verstandes, welche auf einem unerkannten πρῶτον ψεῦδος beruhend das Sittliche verletzt, zu einer reinen Handlungsweise hinleiten kann, so finden wir auch bei Gregor nicht jenen die Welt verachtenden nur auf Gott schauenden Blick, wie es dem Apostel christlicher Wahrheit geziemt. Denn wenn er auch seine eiserne Festigkeit und seinen unüberwindlichen Muth in gewissen Lagen selbst dafür zu halten scheint, so ist doch sein ganzes Handeln offenbar zu sehr nach den äußern Umständen berechnet, und tritt daher bei denselben innern Verhältnissen zu ungleich, bald in klugem Nachgeben und Uebersehen, bald in starrem Beharren, dann in bedächtigem Zaudern, dann in raschem anmaßlichen Eingreifen hervor, als daß man es im christlichen Sinne groß nennen könnte." Noch gewählter, noch besser gegliedert und schärfer geschieden nach den Grundzügen stellt die dritte Auflage, vielleicht auch unter Einfluß von Stengels Geschichte der fränkischen Kaiser, die Gestalt Gregors dar. „Beurtheilen wir ferner, heißt es hier weiter nach der oben angegebenen Stelle, die Art und Weise, wie er für diese Sache wirkte, bloß nach ihrer Zweckmäßigkeit, so müssen wir dieselbe bewundernswerth finden. Wenn wir ihn aber nicht als Staatsmann, sondern nach dem Charakter, den er allein geltend machte, als Haupt der Kirche Christi und Apostel christlicher Wahrheit betrachten, so fühlen wir uns durch sein bloß staatskluges Handeln entschieden zurückgestoßen. Denn Statt

der

der rücksichtslosen Wahrheit und der allumfassenden Liebe, zu welcher er sich durch sein Verhältniß verpflichtet fühlen mußte, finden wir bei ihm nur eisernen Willen und schlaue Politik, welche die Mittel bloß nach dem Zwecke bestimmt. Daher ist sein ganzes Handeln nach den äußern Umständen berechnet und bei denselben innern Verhältnissen bald klug nachgebend und übersehend, bald starr beharrend, dann bedächtig zaudernd, dann rasch und anmaßlich eingreifend; daher ordnet er selbst seine geistliche Strafgewalt politischen Zwecken unter; daher stürzt und verdirbt er, was sich nicht fügen will. Um diesen Papst, durch welchen der Kirche völlig der Charakter eines weltlichen Staates aufgeprägt wurde, sogar von verschuldeter Selbstverblendung frei zu sprechen, muß man einen unvermeidlichen Einfluß von Zeitvorurtheilen auf die Sittlichkeit selbst ausgezeichneter Menschen in einem solchen Grade geltend machen, daß dadurch die sittliche Natur des Menschen selbst in Zweifel gestellt wird; um ihn groß zu nennen, muß man ihn nach einem Maßstabe beurtheilen, welchen er selbst nicht anerkennen dürfte, nach dem der politischen Tüchtigkeit." Dieß Alles wird dann in den Anmerkungen noch weiter erläutert durch Einzelnheiten aus den Briefen Gregors, besonders charakteristisch z. B. durch seine Versicherung gegen die Spanier, ihr Vaterland sei ex antiquis constitutionibus S. Romanae ecclesiae in ius et proprietatem traditum, nur sei das in der letzten Zeit in Vergessenheit gekommen, eine Behauptung, bei welcher man doch gar nicht annehmen kann, er habe es nicht gewußt, daß er lüge; und Aehnliches behauptet er über Sachsen, Ungarn u. a. Hier sieht man zugleich, wie weit Herr Dr. Gieseler entfernt ist von der sittlichen Parteilosigkeit, welche neuerlich der Geschichtschreibung so oft anempfohlen ist. Er meint noch, daß einer sittlichen Beurtheilung alle Zeiten und Menschen zu unterwerfen seien, meint noch nach Claudius' Ausdrucke, daß „Nichts groß ist was nicht gut ist;" er

läßt

läßt sich nicht durch seltene Kraft und glänzende Erfolge blenden und bestechen, ein Auge zuzudrücken, und er muß sich daher gefallen lassen, von den großartigen Verächtern der „kalten, schalen trocknen Moral als bornirt bemitleidet zu werden. Er hat sich auch nicht, solchen zu gefallen, die kleine Mühe genommen, seiner Darstellung einen Anwurf von einer bestimmten philosophischen Sprache zu geben, und sie werden dafür ihn zwar wohl ausnutzen und sein Metall in ihre leeren Formen gießen, aber ihn doch niemals loben, oder doch niemals anders als mit Herablassung. Andere hingegen werden gerade das für Gewinn achten, daß er weder jene Gleichgiltigkeit, noch diese Verunstaltung sich anzueignen vermocht hat, Alle besonders, welche öfter an sich oder an Andern die Erfahrung gemacht haben, daß es kein größeres Hinderniß gibt, immer etwas Neues zu sagen, als das Gegentheil jener Gleichgiltigkeit, eine veste Gesinnung, und daß das construirende Gerede jedem immer nur in dem Grade unbequemer, entbehrlicher und widriger wird, als seine wahre Sachkenntniß über einen Gegenstand zunimmt, und umgekehrt.

Wir haben schon zu viel Raum verbraucht, als daß wir, wenn wir auch könnten, noch weiter in das Einzelne eingehen dürften. Nur als Druckfehler betrachten wir, daß Abth. 3. S. 144 u. Z. 1. statt Karl VII. zu lesen ist Karl VI., ebendaselbst S. 146 Z. 10 statt 1307 1407, Abtheilung 4. S. 357 Z. 16 statt Innocentius X. Innocentius VIII., ebendaselbst S. 517 Z. 5 statt Mariae Moriae, und S. 546 statt Jacobinis Jacobitis.

Schriften das Reformations-Jubiläum zu Genf betreffend.

In der Nachricht, welche wir vom Jubelfeste der Stadt Genf in diesen Blättern gaben (XVI. Bd. 6. H. S. 1105 ff.),

machten wir uns anheischig, diejenigen Schriften, welche die geistliche Behörde zu Genf selbst nach Beendigung jenes Festes an das Licht treten ließ, den Lesern näher bekannt zu machen, weil der Inhalt derselben für die neueste Kirchengeschichte nicht ohne mannigfaltiges Interesse sei. Wir thun dieß jetzt, beschränken uns aber hierbei auf das Nothwendige und Unerläßliche, um in dieser schon vielfach berührten Angelegenheit nicht die Grenzen zu überschreiten.

Diese Schriften führen zwar den allgemeinen Titel:

Jubilé de la Réformation de Genève — Août 1835. — Genève chès Cherbulliez. (3 Thlr.)

zerfallen aber in drei einzelne Bände, von denen der erste den besondern Titel: *Correspondance* du Jubilè etc. — der zweite den Titel: *Historique et Conferences* etc. — und der dritte den Titel: *Liturgies* et *Sermons* führt, so daß sie alle zusammen von den ersten Vorbereitungen des Festes an einen höchst vollständigen, in's Einzelnste eingehenden Ueberblick desselben geben. Wir wollen aus jedem Einzelnen einiges Bemerkenswerthe zur Erwähnung bringen.

Die „Correspondenz des Jubelfestes" befaßt die sämmtlichen Schreiben, welche auf das Circular, worin die genfer Geistlichkeit die geistlichen Behörden oder auch Universitäten des Auslandes zur Theilnahme an dem Feste einlud, bei derselben eingingen. Sie sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt und nach den theologischen Ansichten derer, welche sie fertigten oder in deren Namen sie gefertigt wurden, sehr verschiedenen Inhaltes. Diejenigen, welche nicht in französischer Sprache abgefaßt waren, wurden hier in dieselbe übersetzt. Im Allgemeinen bemerken wir, daß aus Deutschland von den kirchlichen Behörden zu Hannover, Berlin, Dresden, Gotha und Coburg, Weimar, Eisenach und Stuttgart dergleichen Schreiben eingingen, so wie von den Universitäten

Digitized by Google

ſitäten zu Bonn, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle-Wittenberg, Heidelberg, Jena, Leipzig, Roſtock und Tübingen. Unter ihnen waren einige franzöſiſch, andere deutſch, noch andere aber lateiniſch abgefaßt, z. B. die von Bonn, Göttingen, Heidelberg und Leipzig. — Aus Dänemark findet ſich hier nur von der Univerſität Kiel ein (lateiniſches) Schreiben vor und aus Nordamerika zwei, von der franzöſiſchen Kirche zu New-York und von der unitariſchen Kirche zu Boſton. — Da Frankreich faſt in allen ſeinen Provinzen proteſtantiſche Conſiſtorien oder einzelne geiſtliche Behörden für einzelne proteſtantiſche Kirchen hat, ſo begnügen wir uns hier der Kürze halber mit der allgemeinen Angabe, daß ſich in vorliegender Correſpondenz von nicht weniger als 46 ſolcher Conſiſtorien dergleichen Schreiben vorfinden. — Aus Großbritannien gingen ihrer 6 ein, nämlich Eins von der engliſchen Episkopal-Kirche, zweie von der presbyterianiſchen und unitariſchen Kirche in Schottland und zweie von der presbyterianiſchen- und remonſtrantiſchen Synode Irlands zu Munſter und Ulſter. — Aus Holland kommen von der dortigen Synodal-Commiſſion und General-Synode zwei Schreiben vor; aus Italien (oder von den Kirchen der Waldenſer) Eins und eben ſo Eins aus Schweden. — Die Schweiz beehrte in ihren verſchiedenen Kantons oder auch nur geiſtlichen Diſtricten die genfer Geiſtlichkeit mit ſiebzehn Schreiben, an welche ſich dann noch diejenigen anreihen, welche dieſe Geiſtlichkeit ſelbſt auf Einzelne unter dieſer ganzen Maſſe als Antwortſchreiben ergehen zu laſſen für nöthig hielt. Sie ſind namentlich gerichtet an die Geiſtlichkeit zu Morges, Lauſanne und Vevay, Yverdon und Orbe in der Schweiz, an die presbyterianiſche und unitariſche Kirche in Schottland und an die theologiſche Facultät zu Bonn.

Den Inhalt dieſer Schreiben ſelbſt anlangend, ſo iſt er näher betrachtet ein dreifacher. Er beſteht entweder aus Glück-

Digitized by Google

wünschen zu dem vorhabenden Jubelfeste, welche auf die religiösen Ansichten und Grundsätze derer, von denen sie ausgingen, keinen weitern Bezug nehmen und sich ausschließlich in den Grenzen conventionaler Sitte und Freundlichkeit halten; oder aus Aeußerungen, welche dem echt protestantischen Geiste der genfer Geistlichkeit alle Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren lassen; oder endlich aus inhumanen und unchristlichen Vorwürfen, welche Einzelne oder ganze geistliche Behörden dieser Geistlichkeit über ihren vermeintlichen Mangel an kirchlicher Rechtgläubigkeit bei dem gegebenen Anlasse machen zu dürfen glaubten. Von den erstern kann hier natürlicher Weise nicht die Rede seyn und es reicht die allgemeine Bemerkung hin, daß sie sich schon durch den wohlwollenden Geist, welcher in ihnen herrscht, mit dem liberalen christlichen Sinne jener Geistlichkeit als einverstanden bezeichnen. Unter den Aeußerungen aber, welche dieß offen und absichtlich aussprechen, mögen zu Ehren derer, welche sie thaten, einige einer näheren Andeutung unterliegen. So sagt unter Anderem die theologische Facultät zu Göttingen: „vehementer laetamur felicissimam illam temporum conversionem, qua factum est, ut qui olim non loci tantum ac populi diversitate, sed inimica ecclesiasticae doctrinae mentisque discrepantia ne dicam odio disjunctissimi videbantur, nunc mutuam ecclesiarum reformatarum amicitiam, scilicet innatam illam atque ab ipso evangelio divinitus imperatam animorum concordiam non amplius dissimulare, sed agnoscere, sed profiteri, sed comprobare et declarare dictis factisque didicerint." In dem Schreiben der theologischen Facultät zu Halle heißt es: „Möge der erhabene Regierer der Kirche auch ferner Ihrem ruhmvollen Streben, das reine Evangelium nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geiste der Reformation zu vertheidigen, so wie Ihrem weisen Bemühen, bei großartiger Duldung verschiedener Ansich-

ten

ten im Theoretischen, immer größere Einheit im Praktischen zu fördern und das christliche Religionsinteresse mit den Fortschritten der Wissenschaften und der Civilisation auszugleichen, und den reichsten Segen angedeihen lassen, damit der Ausspruch des Erlösers: Ein Hirte und Eine Heerde! sich immer mehr seiner Erfüllung nahe." — Die Vorsteherschaft der reformirten Kirche zu Havre freut sich mit den Genfern des Sieges „des Lichts über die Finsterniß, der Auctorität der Bibel über menschliche Auctorität, der Glaubens- und Gewissensfreiheit über religiösen und kirchlichen Despotismus" und setzt dann die Worte hinzu: „Die Bibel als einzige Auctorität in Sachen des Glaubens, — die Jedem zustehende Freiheit, dieses heilige Buch zu prüfen und nach Maßgabe seines Verständnisses die in ihm enthaltenen Glaubenssätze aufzufassen, ohne sich dabei der Willkür zu unterwerfen, wie sie andere eben so schwache Menschen, als er selbst ist, auffassen, — die Pflicht jedes Christen, diejenigen seiner Brüder zu tragen, die, in Folge ihrer Prüfungsfreiheit, sich eine andere Ansicht davon machten, als die seinige ist, und Gotte allein die Sorge zu überlassen, diejenigen von der Seligkeit auszuschließen, die seine Gerechtigkeit derselben nicht würdig findet — das sind für Sie, wie für uns die großen Grundsätze, welche die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts vestgestellt hat und welche uns veranlassen, das Andenken der Männer ewig zu segnen, die sie vollbrachten. Wir hoffen, daß diese Grundsätze, welche uns für das einzige Unterpfand der Wahrheit, des Friedens und des Lebens für die christliche Welt gelten, zuletzt über alle Hindernisse siegen werden, welche sich ihnen noch hie und da entgegenstellen." — Eben so schön spricht sich das Consistorium zu Clairac gegen die Genfer aus. Es bedauert, daß das Einladungsschreiben derselben an manchen Orten und von gewissen Menschen nicht gebührend aufgenommen worden sei und versichert, dagegen mußten sich durch ihre persönliche Gegenwart

genwart zu Genf Alle die erklären, „welche im Gefühle ihrer religiösen Unabhängigkeit und treu den wahren Grundsätzen der Reformation keinen andern Glaubensgrund als die Bibel, die Bibel allein, und nicht nach der oder jener menschlichen Glaubensformel erklärt, zulassen, — Alle, welche keinem einzelnen Menschen und keiner religiösen Gesellschaft, und eben so wenig dem Concilium zu Constanz oder der Synode zu Rochelle oder irgend einer andern noch so ehrwürdigen und zahlreichen Kirchenversammlung das Recht zugestehen, für sie zu denken und eine Offenbarung für sie auszulegen, welche sie als vernünftige Menschen und Christen für sich selbst zu erforschen und zu prüfen berufen sind." — Das Consistorium zu Mazamet erklärt geradehin: „Es möge sich der Gleichgiltigkeit oder des bösen Willens nicht theilhaftig machen, welchen die intoleranten Ministerien zu Lausanne, Vevay, Morges, Payerne und die Generalversammlung der schottischen Kirche bei diesem Anlasse an den Tag gelegt hätten. Es versichere vielmehr, daß es an der großen Feierlichkeit, die Genf bevorstehe, das höchste Interesse nehme." — Eben so erklärt das Consistorium zu Saint-Affrique" sich mit den Grundsätzen und Ansichten der genfer Geistlichkeit für völlig einverstanden" und bemerkt, „daß, wenn auch ein unwesentlicher Unterschied darinnen zwischen ihnen Statt finden sollte, es doch nicht dem traurigen und schmachvollen Beispiele eines ärgerlichen Separatismus folgen werde." — Das Consistorium zu Wolfsheim findet in einer vortrefflichen, aber ihrer Reichhaltigkeit halber nicht wiederzugebenden Stelle alle confessionarischen Schranken und Schlagbäume, welche die verschiedenen christlichen Kirchen zwischen sich zu errichten suchten, auf den Grund des reinen Evangeliums verwerflich, will im Geiste desselben die zu seiner Zeit nur angefangene Reformation immer weiter geführt wissen und hofft mit Sicherheit auf ein glückliches Gedeihen dieses Bemühens,

weil

weil „schon seit längerer Zeit die Anhänger von Zwingli, Calvin und Luther sich einander den Friedenkuß gaben und selbst das katholische Deutschland ihnen die Hand entgegenstrecke.“ Es setzt dann hinzu: Die genfer Kirche hat für dieses schöne Ergebniß auf's Würdigste mitgewirkt und sich dadurch um die christliche Kirche großes Verdienst erworben. Wenn einige schmerzliche Erfahrungen seine dießfalsigen Bestrebungen gehemmt haben; so möge es sich mit dem Gedanken trösten, daß auch Leiden den Fortschritt auf dem Wege des Guten fördern.“ — Die Synode der unitarischen Kirche zu Glasgow in Schottland bezeugt ihre Theilnahme am genfer Jubelfeste in einem weitläufigen Schreiben, das vom Geiste des wahren Protestantismus ganz durchdrungen ist. Wir deuten darin nur auf Eine bemerkenswerthe Stelle hin. Sie sagt: Längst schon habe sich ihre Kirche überzeugt, daß die ausschließliche Autorität der heiligen Schrift, das Recht der eignen Prüfung und die unverhohlene Mittheilung seines Urtheils die großen und wesentlichen Grundsätze der Reformation ausmachten und daß es diese Grundsätze vernichten heiße, wenn man den Beitritt zu einer Kirche von der Unterschrift eines menschlichen Glaubensbekenntnisses abhängig machen wolle. Darum habe sich die unitarische Kirche von der presbyterianischen in Schottland getrennt; denn sie hätte nicht Grundsätze aufgeben mögen, durch welche allein das Auflehnen der Väter gegen den römischen Glaubensdespotismus gerechtfertigt werden konnte und durch deren Festhalten das Andenken dieser Väter allein würdig geehrt werden könne. Da das nun auch die Ansicht der genfer Kirche sei, so nehme die Synode den aufrichtigsten Antheil an ihrem Jubelfeste und lasse sich nicht durch die Verleumdungen und Klagen irremachen, welche wegen ihrem angeblichen Abfalle von der Reformation eine intolerante Priesterschaft über ganz Schottland verbreitet habe und welche bei der vorurtheilsvollen und kurzsichtigen Menge leicht Glauben gefunden hätten. Sie solle

ihren

ihren Streit um christliche Glaubensfreiheit nur wacker fortkämpfen, denn unter allen christlichen Völkern gebe es Viele, die ihre Augen auf sie gerichtet hätten und deren Herzen für sie schlügen, wie sehr auch ein bigotter und intoleranter Sinn sie verlästern und verdammen möge. So Etwas sei von der schottischen Nationalkirche nicht zu verwundern, weit mehr würde es im Gegentheile zu verwundern gewesen seyn, wenn die genfer Kirche eine brüderliche Theilnahme von Menschen erfahren hätte, welche die Tradition der römischen Kirche, die 39 Artikel der englischen Kirche und das Glaubensbekenntniß von Westminster weit über das Wort Gottes selbst setzten. — Derselbe Geist weht in dem Schreiben, welches die Synode von Munster in Irland nach Genf erließ. Es sieht die dortige Reformationsfeier als einen bedeutenden Vorschritt zu dem Ziele an, an welchem man „die großen Grundsätze der Reformation, das ausschließliche Ansehen der heiligen Schrift und das Recht eines freien, individualen Urtheils in Glaubenssachen in ihrer vollen Geltung anerkennen werde," und bemerkt, „daß diese Grundsätze allein im Stande seien, aller Verfolgung um des Gewissens willen ein Ende zu machen, dagegen aber Freiheit, Frieden und die Bruderliebe nach sich ziehen würden, welche das eigenthümliche Kennzeichen des Evangeliums Jesu sei." Wir bemerken hierbei, daß auch der würdige Deputirte dieser Synode, Dr. Armstrong, dieselben Grundsätze in Genf selbst vertrat und daß er deßhalb nach der Dublin Evening-Mail vom 30sten März 1836 von Seiten der Synode eine öffentliche Anerkennung nebst einem werthvollen Geschenke zur Erinnerung an seine Anwesenheit in Genf erhielt. — Die reformirte Kirche Hollands erklärte sich im Allgemeinen auf dieselbe Weise, und die der Waldenser in Savoyen sprach ihre herzlichen Glückwünsche mit dem Bedauern aus, „daß die eigenthümliche Lage, in welcher sie sich befinde, ihr nicht gestatte, dieß durch besondere Deputirte an Ort und Stelle

thun

thun zu lassen." — Die überwiegende Zahl der reformirten Kantonal-Kirchen der Schweiz selbst gab Erklärungen von sich, welche mit dem Vorstehenden in vollem Einklange standen, und mehrere unter ihnen meldeten zugleich, daß sie das genfer Jubelfest auch in der Heimath als einen kirchlichen Festtag begehen würden. So hieß es von Appenzell aus: „Die genfer Kirche hat unter unsern reformirten Glaubensgenossen von Jeher einen so ausgezeichneten Rang durch geläuterte Ansichten von unserer heiligen Religion, durch muthige Erhebung über allerlei Zuthat von Menschensatzungen und durch die Wissenschaftlichkeit ihrer Lehrer und Prediger eingenommen; sie hat in den neuesten Zeiten durch ein wundervolles Benehmen bei den Anfeindungen dunkler Gegner den angestammten Ruhm so erfreulich behauptet, daß ihre Jubelfeier für die Geistlichkeit von Außer-Rohden der Gegenstand der lebhaftesten Theilnahme seyn muß." Es wird dann noch hinzugefügt: „Er, unser Herr und Erlöser, rüste Sie und in künftigen Zeiten Ihre Nachfolger aus, als erleuchtete und lebendige Christen Ihre Gemeinden vor aller Erstarrung im geistigen Gebiete, vor befangenen Meinungen verschwundener Jahrhunderte, wie vor ungläubigem und herzlosem Weltdienste zu verwahren und auch einer späten Nachwelt immer zu bleiben, was Ihr großer Calvin dem Zeitalter war, das er mit so herrlichem Erfolge auf die Pfade der Wahrheit geführt hat." — Selbst die baseler Kirche äußerte solche Gesinnungen und will nur die christliche Glaubensfreiheit, welche die Reformation brachte und für die der Genfer Calvin, wie der baseler Oekolampad, der genfer Turretin, wie der baseler Werenfelds so erfolgreich kämpften, von der Anmaßung, welche das Evangelium Jesu selbst verwirft, unterschieden wissen. — Nicht minder ernst erklärt sich die Kirche zu Bern für eine treue Anhänglichkeit an „die Grundsätze der Reformation," an „die Grundwahrheiten des Christenthums," an „die freie Prüfung in religiösen

ligiöſen Dingen," an „die Verwerfung menſchlicher Lehrmeinungen" und an die „chriſtliche Duldung und Liebe gegen diejenigen, welche in Irrthume befangen ſind." Von Glarus, Graubündten, Zürch u. ſ. w. gingen ähnliche Erklärungen ein. —

Einzelne geiſtliche Miniſterien (oder ſogenannte Claſſen) der Schweiz nahmen es ſich aber auch heraus, den Genfern nicht nur die erbetene Theilnahme an ihrem Jubelfeſte zu verſagen, ſondern auch in einem hofmeiſternden oder vielmehr verketzernden Tone ſich über den Abfall derſelben vom rechten Glauben d. h. von dem Dogmenwuſte auszulaſſen, welchen ſie ſelbſt als gelehrige Schüler der in der Schweiz hauſenden engliſchen Methodiſten für die Bedingung der Seligkeit anſehen zu müſſen glaubten. Dahin gehörten beſonders die waadtländiſchen Miniſterien zu Morges, zu Vevay, zu Lauſanne, zu Payerne und Moudon und theilweiſe auch zu Yverdun und Orbe. Wir wollen die Leſer mit ihren Aeußerungen im Einzelnen nicht ermüden oder aufregen; genug, daß ſie alle von großer wiſſenſchaftlicher Befangenheit und einem allen Sectirern eigenen Mangel an chriſtlicher Liebe und Schonung zeugen. Das dürfen wir aber nicht übergehen, daß ſich, wie z. B. in dem Miniſterium von Payerne und Moudon der wackere Prediger zu Conſtantine, Herr Archinard und deſſen Bruder, Prediger zu Avenches, Einzelne fanden, welche gegen die Erklärung dieſes Miniſteriums förmlich proteſtirten, ihre Proteſtation den Genfern in perſönlichen Schreiben mittheilten, ſich darin von den unchriſtlichen Anſichten und Geſinnungen ihrer Amtsbrüder losſagten und die Bitte ausſprachen: Genf möge an dem Jubelfeſte auch für die Verblendeten „beten," welche aus Sectenhaſſe die Theilnahme daran verweigert hätten. — Daß die presbyterianiſche Kirche in Schottland durch ihren Vorgang hierzu das Beiſpiel gegeben hatte, iſt allgemein bekannt, und wir erwähnen von dem auch hier abgedruckten

Digitized by Google

druckten dogmatischen Fehdeschreiben nichts Näheres, weil es bereits in der Allg. Kirch. Zeit. zu seiner Zeit vollständig veröffentlicht wurde. Es zieht sich in diesem, wie in allen übrigen gleichsam nach ihm copirten Fehdeschreiben der mitleidswerthe Irrthum hindurch, die Grundsätze der Reformatoren mit deren Lehrmeinungen zu verwechseln und dadurch die evangelisch-protestantische Kirche mit Etwas anders gestaltetem Dogmensysteme in eine eben solche Glaubens-Zwinganstalt zu verwandeln, als die römisch-katholische war, von welcher sie sich trennte. Derselbe Irrthum klingt auch in einigen Schreiben aus Frankreich, jedoch im Einzelnen mit ziemlicher Milde und Freundlichkeit verwischt an, z. B. in dem vom Consistorium zu Aigues-Vives, zu Luneray (welches unter Anderem die Schrift „nach Maßgabe des [im Voraus vestgesetzten] rechten Glaubens erklärt wissen will), zu Mens (das den Genfern die völlige Ableugnung der Lehren der Reformation zur Last legt und die Vermuthung ausspricht: sie würden, wenn Calvin jetzt wiederkehrte, ihm das Betreten des theologischen Lehrstuhls und der St. Peterskirche untersagen), und zu Mühlhausen (in welchem der Pf. Graf seine völlige Uebereinstimmung mit der schottischen und waadtländischen Kirche ausspricht). — Auch die Synode zu Ulster in Irland hegt in diesem Bezuge Ansichten, welche von denen ihrer schon rühmlich gedachten Schwestersynode zu Munster abweichen und sich mehr denen der schottischen Kirche nähern. —

Höchst interessant ist daher der dieser Correspondenz beigefügte Anhang, der aus den 5 Antwortschreiben besteht, welche die genfer Geistlichkeit an die Ministerien zu Morges, zu Yverdun und Orbe, an die Generalversammlung der schottischen Kirche, an die unitarische Kirche Schottlands (deren Erklärung von der der presbyterianischen so sehr abwich) und an die theologische Facultät zu Bonn ergehen ließ. Mit großer Milde, aber auch mit würdevoller Vestigkeit wird in

den

den 3 ersten den verblendeten Verleumdern der genfer Kirche ihr Unrecht zu Gemüthe geführt und bemerklich gemacht, daß man in Genf keine religiöse Auctorität, als die des wohlverstandenen Evangeliums Jesu und der in ihm enthaltenen göttlichen Offenbarung anerkenne und daher auch die unbedachten und unbrüderlichen Vorwürfe sectirerischer Ketzermacher zurückweisen müsse. In dem Schreiben an die unitarische Kirche Schottlands wird versichert, daß diese eine richtigere Ansicht von der protestantischen Kirche Genfs habe, als die presbyterianische und daß man sich dessen von Herzen freue. Das Schreiben an die theologische Facultät zu Bonn enthält bloß Höflichkeitsbezeugungen, denen nur im Vorbeigehen eine Erwähnung der in Genf herrschenden religiösen Ansichten beigemischt ist. Dieß mochte, wie es scheint, durch einige Aeußerungen der Facultät veranlaßt worden seyn, in denen über das Wesen des christlichen Glaubens nicht eben viel Klarheit herrscht und welche dem historisch-kirchlichen Dogmensysteme dieselbe Giltigkeit beizulegen scheinen, die dem Evangelium Jesu allein gebührt, indem da die Rede von der glücklichen Zeit ist, wo die speculativen und die biblischen Theologen sich in Anerkennung einer „wahrhaft göttlichen" und einer „historischen" Offenbarung vereinigen werden. Der Sachkenner weiß, was eigentlich damit gemeint sei. Die historische Offenbarung ist hier die Kirchenlehre, welcher die angebliche Speculation den trügerischen Anstrich der wahrhaft göttlichen zu geben sucht, ohne darüber Rede zu stehen, warum denn Luther, Calvin und Zwingli nicht auch in dieser Weise über die römisch-katholische Kirchenlehre so gemächlich speculirten und sich dadurch das mühsame Werk der Reformation oder die Vernichtung des menschlichen Irrthums durch die ursprüngliche göttliche Wahrheit ersparten. Die römisch-katholischen Theologen der Identitäts-Schule speculiren auch also, und sind dabei noch in dem Vortheile, einen weit ältern historischen

Stoff

Digitized by Google

Stoff zum Objecte ihrer Speculation machen zu können, als die protestantischen.

Bei Erwähnung des Inhalts vom zweiten Bande (Historique et Conferences) können wir ganz kurz seyn, da das Wesentliche davon schon in unserer eigenen Mittheilung über das genfer Jubelfest in diesen Blättern enthalten ist. — Ueber die erste Abtheilung desselben bemerken wir nur Folgendes: Sie gibt in der Einleitung einen kurzen Ueberblick der inneren Gestaltung der genfer Kirche in den letzten 3 Jahrhunderten, worin das Wichtigste auf die unruhige kirchliche Beweglichkeit, welche im ersten derselben Statt fand, auf die dogmatische Starrsucht, die ihr als Wirkung der dordrechter Synode im zweiten folgte, und auf die Wiedergewinnung echter Glaubens- und Gewissensfreiheit hinausläuft, welche im dritten eintrat, indem im J. 1725 „die heil. Schrift als einzige Regel des Glaubens anerkannt und jedes menschliche Symbol verworfen wurde." — Hierauf werden die Vorbereitungsschritte namhaft gemacht, welche man zur Feier des jetzigen Jubelfestes traf, und wobei man gleich anfänglich die Rücksicht vorwalten ließ, daß dasselbe für Genf selbst und für die übrige protestantische Welt zugleich erwecklich und erhebend werden sollte. Die Kosten, welche sich dazu nöthig machten, wurden aus freiwilligen Beiträgen bestritten und diese Beiträge beliefen sich in kurzer Zeit auf 22,000 fr. Franks, wobei nicht in Anschlag zu bringen ist, was Tausende von Genfern noch nebenbei, z. B. in Uebung einer großmüthigen Gastfreundschaft gegen die eingeladenen Fremden zum Opfer brachten. — Das Uebrige bezieht sich auf die Einladung dieser Fremden selbst und auf die freundliche Weise, wie sie überall aufgenommen wurde, indem unter 122 glückwünschenden Antwortschreiben nur 8 waren, welche sich vom Geiste „eines ausschließlichen Dogmatismus" und einer unchristlichen Gesinnung beseelt zeigten. Bei diesem Anlasse wird zugleich nachgewiesen, daß dieser Geist theilweise

weise von den in Genf selbst angesiedelten Separatisten angeregt wurde und daß z. B. Mr. Mac-Farlane, als Präses der schottischen Generalversammlung, eingeständlich nur Dasjenige gegen die genfer Kirche aussprach, was ihm seine unduldsamen Freunde in Genf selbst vorher eingehaucht hatten. — Der Schilderung der einzelnen Jubelfest-Tage mit ihren ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten geht das namentliche Verzeichniß der 160 auswärtigen Deputirten voran und wie die Schilderung selbst für alle diese die angenehmste Rückerinnerung an das in Genf Erlebte ausmacht, so enthält sie auch für Viele unter ihnen mancherlei Neues, wovon sie nicht persönlich Zeuge seyn konnten und worunter das Wichtigste derjenige Theil der Jubelfeier ist, welcher in jenen Tagen in den 15 protestantischen Landparochieen der Stadt Genf Statt fand. Zuletzt schließt diese Abtheilung mit einer kurzen aber begeisterten Angabe der Folgen und Wirkungen, welche die Jubelfeier für die genfer Kirche nach sich zog und die vornehmlich in einer mächtigen Belebung ihres religiösen Sinnes, in einer erhöheten Innigkeit des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Geistlichen und Laien und in dem vesten Entschlusse Beider bestanden, „die Kälte und Feindseligkeit des Methodismus und die Gewaltthätigkeit des katholischen Klerus," welche, obgleich vergeblich, die Freude des Jubelfestes zu stören suchten, durch die Kraft eines entgegengesetzten Sinnes zu bekämpfen. — Den Inhalt der zweiten Abtheilung (Procès-Verbaux des Conférences ecclesiastiques) machen die Ansprachen und Reden aus, welche während der drei verschiedenen geistlichen Versammlungen im temple de l'auditoire am 22sten, 24sten und 25sten August von den Theilnehmern an denselben gehalten wurden. Sie sind abgedruckt entweder nach den Entwürfen und kürzern Uebersichten, welche die Sprechenden selbst zu den Jubelfestacten zu geben ersucht wurden, oder nach den Concepten, welche die beiden Secretaire der Versamm-

sammlung während des Sprechens niederschrieben. Ref., der, den dritten Conferenztag ausgenommen, von Allem, was hier zu lesen ist, Ohrenzeuge war, ist zwar bei diesem Anlasse auf die Wiedererinnerung daran mit großer Freude eingegangen, kann sich doch aber nicht entschließen, über das in seiner eigenen Nachricht vom genfer Jubelfeste im Allgemeinen darüber Bemerkte hinauszugehen, weil er Theils des Raumes schonen muß, Theils aber auch nach schon bewerkstelligter Angabe des Inhalts vom ersten Bande nicht wußte, was er aus so Vielem besonders hervorheben sollte, um sowohl die aufrichtige Theilnahme, welche die Anwesenden am Jubelfeste offenbarten, als auch den protestantischen Sinn, welchen sie dabei an den Tag legten, lebendig zu veranschaulichen. Er muß daher die Leser bitten, sich an dem Inhalte dessen genügen zu lassen, was namentlich die drei sächsischen Deputirten sprachen und was er bereits der vorhin gedachten Nachricht wörtlich beifügte; wobei er nur noch zu erwähnen hat, daß in seiner hier abgedruckten zweiten Rede sich S. 235 Z. 20 ein Setzfehler eingeschlichen hat, welcher eine grammaticalische Unrichtigkeit bewirkt, indem vor dem Worte „laetari" das Wort „animus" ausgelassen ist. — Uebrigens wird die Angabe, welche Ref. von dem, durch die Verhandlungen über die genfer Separatisten und durch das ungestüm-verdammungssüchtige Verhalten des Mr. Hartly aus England ausgezeichneten, dritten Conferenz-Tage machte, durch die hier darüber mitgetheilten Nachrichten vollkommen bestätiget, und dieß um so mehr, da die bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte desselben nach der von ihm selbst durch den Druck veröffentlichten Fassung zu seiner großen Unehre treulich wiederholt wurden. — Das Ganze schließt mit einem Verzeichnisse der Mitglieder der Vénérable Compagnie des Pasteurs des Staates Genf, welches die Zahl von 48 befaßt, worunter aber nicht Wenige Alters und andrer Umstände halber nicht mehr in wirklichem

Dienste

Dienste stehen. Ein zweites Verzeichniß von 42 Individuen zählt die nicht zu jener Compagnie gehörigen Glieder auf und befaßt Theils bloße Candidaten (Ministres), Theils Hilfsgeistliche, Theils emeritirte Geistliche und Professoren. Auch die Prediger der deutsch-reformirten und lutherischen Gemeinden zu Genf, Herr Pastor Wend und dessen Gehilfe Heyder, und Herr Pastor Lütscher werden darunter gerechnet. Von dem Letztern ging am dritten Conferenztage ein S. 346 mitgetheilter Vorschlag zur Herstellung einer großen kirchlichen Vereinigung aus, die den Zweck haben sollte, in sich selbst den Grundsatz des Protestantismus, die höchste Auctorität der heil. Schrift betreffend, unverrücklich vestzuhalten und nach Außen hin zur Verbreitung und Consolidirung der reformirten Kirche in allen christlichen Ländern mit einträchtiger Kraft zu wirken; ein Vorschlag, der in der Versammlung vielen Anklang fand, von dessen wirklicher Ausführung wenigstens Refn. bisher nicht Näheres bekannt geworden ist.

Im dritten Bande (Liturgies et Sermons) sind die Vorträge zusammengestellt, welche an dem Hauptfesttage (d. 23sten) in den protestantischen Kirchen der Stadt Genf gehalten wurden. Es sind deren 6 und die Mrss. Bourrit, Chenevière, Diodati, Munier, Basset fils und Bedot die Verfasser derselben. Eingeschoben sind noch die für den Service liturgique preparatoire und Service liturgique d'actions de graces entworfenen Formulare, so wie das Formular zum Prière après le sermon bei dem Hauptgottesdienste. — Im Allgemeinen dürfte über diese Leistungen zu bemerken seyn, daß sie sich großen Theils mit dem Geschichtlichen des betreffenden Ereignisses befassen, ohne jedoch die praktische Anwendung desselben aus den Augen zu verlieren, und daß die Begeisterung, welche der Natur der Sache nach in ihnen vorwaltet, sich durch eine rednerische Darstellung kundgibt, welche uns ruhigern Deutschen zwar

hier

hier und da die Farben etwas stark aufzutragen scheint und dadurch dem bekannten Wortpompe der französischen Kanzelberedtsamkeit nahe kommt, die aber doch als das natürliche Erzeugniß südlicher Geistesiebendigkeit und einer Sprache, welche beim Reden durch ein gewisses Pathos die Leichtigkeit, womit sie conversirt, vergessen zu machen sucht, das Ihrige gelten muß. — Mr. Bourrit predigte beim Hauptgottesdienste (um 9 Uhr) im Temple de Saint-Gervais (jenseit der Rhone) über Ps. 116, 12. 13, und machte diesen Text, ohne einen eigentlichen Hauptsatz daraus herzuleiten, gleichsam zum wiederholten Refrain seiner Darstellung der genfer Reformation aus drei verschiedenen Gesichtspuncten. Im ersten Theile schildert er mit großer Wärme die Geschichte der Reformation selbst, als das fortschreitende Werk des Farel, Froment, Viret und Calvin; im zweiten beschrieb er die durch sie hervorgebrachten Veränderungen in der Religion und dem Cultus, in den Sitten und der Erziehung, in den Gesetzen und den Verhältnissen zwischen Kirche und Staate; im dritten Theile gab er die Mittel an, welche zur Ausführung und Erhaltung der Reformation in Bewegung gesetzt wurden, (die Bibel und die von ihr veranstaltete Uebersetzung) und ermahnte zum Schlusse zu weisem und dankbarem Gebrauche dieser kräftigen Waffe gegen die fortwährenden Angriffe des Fanatismus und Aberglaubens. Zu den schönsten Stellen des Ganzen gehört im zweiten Theile die Schilderung der durch das Papstthum in Genf verwilderten Sitten und des Verdienstes, welches sich die Reformatoren Genfs um Hervorhebung und Belebung des sittlichen Geistes des Christenthums erwarben; ein Verdienst, das unsere „kirchlich-philosophischen Dogmatiker" mit der höhnenden Bemerkung abfertigen werden, daß die guten Leute ohne Sinn für die tiefe Bedeutung der Kirchendogmen Alles auf „eine magere Moral" stellten. Ecolampade und Farel sagten dagegen mit Calvin: „Gehe man noch Etwas über das

Digitized by Google

Dogma hinaus; frage man auch nach dem Bethätigen der Lehre! Gute Sitten und ein rechtschaffenes, frommes Verhalten, das ist das Wesentliche. — Wir haben schon Manches gethan, aber das reicht noch nicht hin, und wenn man erwägt, wie weit die Menschen noch von der Sittenreinheit und Unschuld entfernt sind, die unter Christen herrschen soll, so kann man sagen: es gehe sehr schlecht." — „Dem Calvin, setzt der Vf. hinzu, erschien der Glaube und ein sittliches Verhalten, das Wissen und das Thun auf's Innigste vereint. Eine Reformation, welche nur die religiösen Ansichten, nicht aber die sittlichen Grundsätze reinigte, hatte in seinen Augen keinen Werth." — Mr. Chenevière legte seinem beim Mittagsgottesdienste in der Hauptkirche St. Pierre gehaltenen Vortrage Ps. 126, 3 zu Grunde, berührte im Eingange die Schöpfung, die erste Offenbarung Gottes an die Menschen, die Stiftung des Christenthums und die Reformation als die vier großen Epochen, in welchen Gott seine Macht und Gnade besonders kundthat und hielt dann die letztere als den Gegenstand seiner Rede vest. Zuerst sprach er von den allgemeinen Segnungen der Reformation (von der Zurückführung des christlichen Glaubens auf die heil. Schrift, von der Verminderung und Reinigung der kirchlichen Gebräuche, von der Vernichtung der priesterlichen Oberherrschaft über die christliche Welt und von der Wiederherstellung der religiösen Glaubens- und Gewissensfreiheit). Dann hob er die besonderen Segnungen der Reformation für Genf hervor und hielt sich dabei an den chronologischen Verlauf der letztern. Hierauf gab er die Ursachen an, welche dem Erfolge derselben förderlich wurden (Theils die unerträglichen Mißbräuche des Papstthums, Theils die heroisch-christlichen Tugenden seiner Gegner.) Zuletzt knüpfte er daran die stärksten Ermahnungen zu herzlichem Danke gegen Gott und zu treuer Benutzung des wiedergewonnenen reinen Evangeliums. Auch dieser Vortrag ist voll herrlicher

licher Stellen und einer herzergreifenden Beredtſamkeit. So wird am Schluſſe an einen geſchichtlichen Auftritt im Jahre 1536 erinnert, wo die reformirten Genfer in der Kirche St. Pierre mit erhobenen Händen dem Evangelium ewige Treue ſchwuren und dann hinzugeſetzt: „Sie haben ihn gehalten, dieſen Schwur. Wohlan, an dieſem feſtlichen Tage, an derſelben Stelle, heute, in dieſem Augenblicke, vor demſelben Gotte und im Namen deſſelben, erhebet eure Hände, wie unſere Väter! — Laſſet uns verſprechen und ſchwören, nur nach den Grundſätzen der Reformation und des Evangeliums zu leben, in Einigkeit und in Gehorſame! — Sei deſſen Zeuge, Höchſter! Wir aber wollen treu ſeyn! Amen.“ — In der Predigt des Hrn. Diodati, beim Hauptgottesdienſte in St. Pierre gehalten, herrſcht der im Texte, 1 Cor. 2, 2, enthaltene Gedanke vor: daß es die Predigt von Chriſto, dem Gekreuzigten war, welche durch die Reformation geltend gemacht wurde, und der ſie ihren großen Erfolg verdankte. Beides zeigte der Vf. geſchichtlich an Luther's, Zwingli's und Farel's Beiſpiele und der Beweis wird ihm natürlich leicht. Wenn er aber behauptete, daß das Verlangen nach religiöſer Freiheit zu jenem Erfolge Wenig oder Nichts beigetragen habe, und wenn er andere Förderniſſe deſſelben gar nicht erwähnte, ſo wurde er ſehr einſeitig und dieſe Einſeitigkeit zieht ſich dann auch durch die praktiſchen Bemerkungen und Weiſungen hin, welche er damit verband. In ihr liegt auch der Hauptfehler der ganzen Predigt. Denn der Vf. weiß der Reformation Nichts weiter nachzurühmen, als den ſubjectiven Dogmatismus, welchen die Urheber derſelben der katholiſchen Kirche entgegenſtellten, während er die freiſinnigen objectiven Grundſätze, welche ſie zum Heile der Kirche ausſprachen und bethätigten, ganz übergeht. Deſſenungeachtet findet ſich auch in dieſem Vortrage viel Gutes. So iſt z. B. die Hindeutung auf die Glaubenswärme, welche ſich eben jetzt in der proteſtantiſchen Kirche kundgibt,

treffend gewählt, um die Beschuldigung ihrer Gegner zurückzuweisen, daß die Religion ihr nur eine kalte Verstandessache sei, so wie die Warnung, die Freiheit des Glaubens, welche in ihr Statt findet, zum Deckmantel des Unglaubens zu machen und neben den Rechten protestantischer Christen deren Obliegenheiten aus den Augen zu lassen. Den sehr gelungenen Schluß des Vortrages haben wir schon früher beifällig erwähnt. In einer Anmerkung vertheidigt sich der Vf. gegen den ihm gemachten Vorwurf, den Namen Calvins in seiner Predigt auch nicht ein Mal erwähnt zu haben. Die Vertheidigung ist aber sehr auf Schrauben gestellt und würde nicht erforderlich gewesen seyn, wenn der Vf. der gerügten Einseitigkeit in Würdigung der Reformation sich nicht hingegeben und dadurch die Gelegenheit entzogen hätte, das vielseitige Verdienst, das sich jener Mann um sie erwarb, gebührend zur Sprache zu bringen. — Ein ganz andrer Geist weht in der Predigt, welche Mr. Munier beim Mittagsgottesdienste in der Kirche St. Gervais hielt. Er wählte 1 Timoth. 6, 20 zum Texte und zeigte, worin der den Genfern durch die Reformation anvertraute Schatz bestehe und welche Mittel sie zur Erhaltung desselben anzuwenden hätten. Jenen Schatz setzte er in die errungene Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche namentlich für die sittliche und bürgerliche Wohlfahrt Genfs die größten Wirkungen nach sich gezogen habe; als Mittel aber, sich dieselbe zu erhalten, machte er christliche Duldung und einen sittlich bethätigten Glaubenseifer namhaft. Die Durchführung dieser Gedanken zeichnet sich in jeder Hinsicht aus. Sie ist eben so gründlich, als anschaulich und weiß das Allgemeine und Besondere, das Grundsätzliche und Thatsächliche so geschickt in einander zu flechten, daß ein Ganzes daraus hervorgeht, welches dem geistigen Bedürfnisse der Zuhörer in allen Beziehungen entspricht. Dabei richtet der Vf. den Katholicismus, aus welchem der Protestantismus hervorging, mild und billig, ohne

der

der gerechten Sache des Protestantismus irgend Etwas zu vergeben, und wo er von der christlichen Duldung spricht, welche man gegen Andersdenkende zu üben habe, verhehlt er den unlöblichen Mangel daran im ersten Reformations-Zeitalter eben so wenig, als er ihn in dem gegenwärtigen von Seiten fanatischer Sectirer gut heißt. Die ganze Darstellung hält übrigens die richtige Mitte zwischen zu großer Lebendigkeit und Ruhe und ist durchweg kräftig und eindringlich, ohne diese Kraft und Eindringlichkeit in leeren Phrasen zu suchen. Auch der Freimuth, mit welchem der Vf. sich über die übeln Wirkungen des Zeitgeistes in Genf ausspricht, verdient gebührende Anerkennung. „Was, spricht er unter Anderem, was würden sie (die Vorfahren) sagen, sie, die es für weit wichtiger hielten, Genf zu einer gesitteten, als zu einer reichen Stadt zu machen, sie lieber mit den Einsichten, als mit dem Golde der Fremden versehen wollten, ihren Sitten lieber die alte Einfalt, als Glanz und Anmuth zu geben suchten und ein ganzes Jahrhundert hindurch Alles aufboten, sie zu reinigen und zu veredeln, was würden sie sagen, wenn sie jetzt auf ganz entgegengesetzte Bestrebungen bei uns stießen, auf die Bedürfnisse eines Luxus und einer Vergnügungssucht, welche sich nur bei Vernachlässigung der heiligsten Pflichten befriedigen läßt; was würden sie sagen, wenn sie sähen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf die materiale Verschönerung des Landes, als auf die religiöse Verbesserung seiner Bewohner und auf großartige Unternehmungen gerichtet ist, welche nur die Bereicherungssucht veranlaßt und deren ganzer Erfolg von der Fortdauer eines Glückes abhängt, welches an sich selbst uns bethört, uns verweichlicht und uns unsere Volkstugenden raubt?" Zuletzt macht der Vf. mit einer sehr glücklichen Wendung die Anwesenheit der Fremden zu Genf zu einem starken Bewegungsgrunde, die beßten Vorsätze und Entschließungen zu fassen und schließt mit einem eindringlichen Gebete für das Heil der ganzen protestantischen

tischen Kirche. — Der Vortrag, welchen Mr. Basset fils Vormittags im Temple-Neuf hielt, machte Ephes. 5, 8 zu seiner Grundlage, und ging im ersten Theile auf eine lebendige Schilderung der Reformation als Lichtbringerin für die Christen, im zweiten aber auf die Ermunterung aus, das Hauptprincip derselben, freie Erforschung des Evangeliums gegen die gefährliche Einwirkung der Intoleranz und Indifferenz aufrecht zu halten. Obwohl sich der Vf. hierbei in engeren Grenzen hielt, als seine übrigen Amtsgenossen, so führte er doch seine Gedanken trefflich aus und seine Darstellung verdient das Lob großer Nachdrücklichkeit, ohne irgendwie zu übertreiben. Hätten wir Raum genug, Etwas daraus wiederzugeben, so würde der Beweis dafür leicht zu führen seyn. — Denselben Text, den Mr. Basset wählte, wählte auch Mr. Bedot, welcher Vormittags im Temple de la Madelaine predigte. Er ging von diesem Texte unmittelbar aus, um an die Schilderung der traurigen Verfinsterung der heidnischen Epheser die Schilderung des gleichen Zustandes der Christen vor der Reformation und der Maßregeln zu knüpfen, wodurch die Reformatoren ihm abzuhelfen trachteten, und suchte dann durch Angabe der Segnungen, welche daraus für die religiöse Erleuchtung und allseitige Beseligung der christlichen Welt und Genfs insonderheit hervorgingen, die Empfindungen und Vorsätze zu wecken, welche dem Jubelfeste angemessen waren. Auch dieser Arbeit fehlt es nicht an den gelungensten Stellen. — Von den Formularen zum Vorbereitungs- und zum Dank-Gottesdienste, sowie zum Gebete nach der Hauptpredigt mag im Allgemeinen bemerkt seyn, daß sie zweckmäßig, erbaulich und salbungsvoll eingerichtet sind.

Und so mögen denn vorstehende Schriften auch an ihrem Theile zu einem steten Denkmale der Begeisterung dienen, womit die Sache des Protestantismus die Herzen seiner Bekenner im-

immer zu erfüllen pflegt, wenn sie denselben bei einem besondern Anlasse in ihrer innern Herrlichkeit vor Augen tritt.

Die letzten Worte des sterbenden Erlösers. Passionspredigten von Dr. Moritz Ferdinand Schmaltz, Hauptpastor an der Jakobi-Kirche und Scholarch in Hamburg. Hamburg, Herold 1834. SS. 112 in gr. 8. 12 Gr.

Was den Werth der Schmaltz'schen Predigten überhaupt und im Allgemeinen betrifft, so haben die vorliegenden uns von Neuem in der Ueberzeugung bevestiget, daß sie jedenfalls die Linie des Mittelmäßigen bedeutend übersteigen und durch das Geist und Gemüth Ansprechende, das in ihnen liegt, den Beifall erklärlich machen, den sie bei Hörern und Lesern fortwährend finden. Aber auch das Urtheil hat in ihnen eine erneuete Begründung gefunden, daß ihr Vf. seine homiletische Kraft eigentlich doch mehr im Worte als im Gedanken hat, und, was er darbietet, oft mehr schön gesagt, als einfach-wahr, bündig und überzeugend ist. Daß dieß Letztere uns aber das Höhere und Eigentliche sei, dieß könnten wir, auch dem gefeiertsten Kanzelredner gegenüber, weder aufgeben noch bergen, ohne uns selbst untreu zu werden. Wir stellen damit die Predigten von Schmaltz nicht herab. Aber wir würden sie noch höher stellen können, wenn sie in dem Einen, das wir mehr oder weniger vermissen, befriedigender wären, und ganz hoch, wenn die Kraft und Gediegenheit der Gedanken mit der schönen Sprache durchweg auf völlig gleicher Stufe ständen. Wir glauben fast, Schmaltz habe früher höher gestanden. Die schöne Sprache ist ihm geblieben. Aber die Gedanken sind nicht mehr so gediegen und so frisch. Ein fortgesetztes tieferes Studium

aber

aber ist der Born — ein sparsameres Druckenlassen des Bornes Sammlung.

Was nun das vorliegende Bändchen, als einen Complex von Passionspredigten und Vorträgen über die Worte Jesu am Kreuze, insbesondere betrifft, so zeichnen sich dieselben unverkennbar nicht nur durch die gewohnten Vorzüge der Predigtweise ihres Vfs., sondern auch durch eine erhöhetere Wärme und jene fromme, auch der Person Jesu geltende, Liebe und Begeisterung aus, ohne welche in der That Keiner über den Dulder mit der Dornenkrone predigen sollte. Aber auch Das ist hinwiederum nicht zu verkennen, daß der speciale Gegenstand, den sich der Vf. nach Maßgabe seines Textcyklus wählte, für eine fortgesetzte homiletische Behandlung Schwierigkeiten in sich trug, von welchen man wenigstens nicht sagen kann, daß sie von unserem Redner alle glücklich überwunden worden wären. Die sieben Worte Jesu am Kreuze sind in der That ein kostbares Vermächtniß an seine Christenheit. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn fromme Seelen sich vorzugsweise an sie halten, nicht wundern, wenn sie von christlichen Rednern mit Vorliebe behandelt, und auch in gedruckten Sammlungen kirchlicher Vorträge dem größern Publicum wiederholt dargeboten werden. Allein, wie gesagt, der Textcyclus, der sie umschließt, hat wie in seinen einzelnen Theilen, so als ein Ganzes betrachtet, seine homiletischen Schwierigkeiten. Die Erfahrung haben wir Alle gemacht, daß gerade über die schönsten Stellen der heil. Schrift sich oft am Schwersten gut predigen läßt. Man fühlt, die Stelle ist schöner, als die Predigt je werden kann. Und ist ein großer Gedanke gefaßt in ein einziges kurzes Wort, so ist die Aufgabe um so schwerer. Denn das Erhabene verkleinert sich leicht durch den Umbau. Und bei einem und dem andern der sieben Worte dürfte Das eine nicht ungegründete Besorgniß des Homileten seyn, daß das einfach Große nicht durch Auslegung und Anwendung an Einfachheit und

Größe

Größe verliere. Unter jenen Worten am Kreuze finden sich auch solche, die an sich nicht so bedeutend und inhaltsvoll sind, wie die andern. Dem Plane gemäß müssen sie indessen ihr Recht auf eine Predigt auch finden, und nun geschieht leicht, daß der Redner mehr hineinlegt, als darin liegt, oder doch den Ausdruck preßt. Ferner zeugen jene Worte in Jesu Munde alle von gewissen Tugenden und bestimmten Gesinnungen, und darum sind Wiederholungen kaum zu vermeiden, um so weniger, als den Predigten immer nur die eine, einfache historische Grundlage gegeben ist. Und endlich ist es etwas Beengendes, wir möchten fast sagen, Peinliches, diesem homiletischen Plane gemäß, den Erlöser — sechs Wochen lang am Kreuze und sterbend vor Augen zu haben. Natürlicher und dem psychologischen Bedürfnisse entsprechender wäre jedenfalls eine Textes-wahl, die vom Hinaufgehen nach Jerusalem, durch Gethsemane und des Hohenpriesters Palast, durch Verhör und Urtheil auf den Weg zum Kreuze und bis zum Kreuzestode führte. Bieten nun die Predigten von Schmaltz Gelungenes und weniger Gelungenes dar, so wird uns Manches aus der Sache und dem Gegenstande selbst erklärlich. Wir geben aus beiden Rubriken einige Belege.

Am Meisten hat uns Predigt IV über die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, befriedigt. Sie hat zum Thema: Den letzten Kampf des Erlösers, und stellt diesen Kampf dar 1) als einen schmerzlichen, nach Körperqualen und Seelenleiden; 2) als einen siegreichen, denn a) des Kämpfenden Seufzer ist Gebet, b) sein Gebet ist Zuversicht; 3) als einen lehrreichen und ermuthigenden, a) auf die Kämpfe des Lebens uns zu rüsten b) im Kampfe mit Gotte zu überwinden. Die treffliche Schilderung des Seelenleidens Jesu, die wir gern ganz wiedergäben, wenn es der Raum nicht verböte, schließt mit den Worten: „Menschlich hatte Jesus empfunden wie Alle, die seines Geschlechtes sind. Daher

Digitized by Google

her konnte er auch nicht anders als menschlich endigen, und es war ganz unmöglich, daß er leichten Muthes aus einer Welt gehen konnte, welcher er Viel, so unaussprechlich Viel, welcher er Alles seyn wollte. Er wurde von Körper- und Seelenleiden gleich heftig bestürmt." Eben so lobenswerth ist Theil 2 unter b dem Mißverstehen des Ausrufs Jesu vorgebeugt, und, daß „sein Gebet Zuversicht" gewesen sei, über den Zweifel erhoben. „Saget nicht, Das sei eine gewagte oder willkürliche Deutung. Sie ist in dem ganzen Leben und Wesen des Erlösers tief begründet; wird aber auch noch durch einen anderen Umstand vollkommen gerechtfertigt. Er hatte, wie wir wissen, eine sehr vertraute Bekanntschaft mit den heiligen Schriften seines Volkes, überall berief er sich zur Beglaubigung seines göttlichen Berufes auf Moses und die Propheten, und seine letzte Reise nach Jerusalem trat er mit dem Bekenntnisse an: es muß Alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohne. So ist es auch hier ausgemacht und fast allgemein zugestanden, daß er zum Ausdrucke seiner Gefühle nicht seine eigenen Worte, sondern die Worte eines frommen Sängers wählte, die in den Schriften des alten Bundes sich finden. Wie nun jener fromme Gesang mit einem schmerzlichen Seufzer beginnt, um mit dem vestesten und freudigsten Gottvertrauen zu endigen: so dürfen wir auch mit großer Gewißheit voraussetzen, daß der duldende Erlöser mit dem Schmerze des Unglücklichen, dessen Worte er zu seinem Gebete wählte, zugleich auch sein frommes Vertrauen getheilt hat. Von dem Geiste dieses Vertrauens war sein Gebet für die Feinde, war seine trostvolle Verheißung für den bekehrten Sünder beseelt, und auch die letzte Klage seines bestürmten Herzens athmete diesen Geist. Sein Seufzer war Gebet, sein Gebet war Zuversicht." — Auch die letzte Predigt über Luc. 23, 44—48 spricht für sich schon durch ihre Disposition. Sie hat zum Thema: Die Verherrlichung

des

des sterbenden Erlösers in der Stunde seines letzten Gebetes; und weis't 1) die innere Verherrlichung darin nach, daß er im letzten Augenblicke noch betet — mit Freudigkeit und Zuversicht betet — mit seligem Heimathsgefühle betet. 2) für die äußere das Zeugniß Gottes in der Natur — des Hauptmanns Bekenntniß — des Volkes Verstummen. — Und wollten wir einzelne besonders ansprechende Stellen abschreiben, so würde kein Vortrag seyn, der nicht wenigstens einige Ausbeute gäbe.

Allein auch unsere Ausstellungen halten wir nicht zurück. Für das Rednerische, das mehr im Worte als im Gedanken seine Macht hat, müssen wir im Ganzen, wie natürlich, auf die Predigten selbst verweisen, und dem Leser das Urtheil überlassen. Es spricht sich indessen mitunter auch in einzelnen Stellen aus. „Feierliche Stille ruht auf unserer Versammlung, beginnt die Predigt VII, und heiliger Ernst hat Aller Seelen ergriffen, m. christl. Freunde! Wie vom Grabgeläute gerufen sind wir zum Trauerhause gezogen, um einen Sterbenden her schließet sich der Liebenden Kreis, — uns umfängt das Schweigen des Todes. Wie dankbare Kinder das Sterbelager des heißgeliebten Vaters umringen, Zeugen seiner letzten Augenblicke zu werden, und seinen letzten Segen zu empfangen: so stehen wir am Sterbetage des Erlösers unter seinem Kreuze versammelt. Eine schauervoll ernste, feierlich heilige Stätte!" In dieser Weise fährt das Exordium fort und schildert malerisch das Sterben überhaupt, und das Sterben des Erlösers. Abgesehen davon, daß das zu starke Inanspruchnehmen des Hörers in der Enleitung seiner Theilnahme an der Abhandlung selbst nothwendig Eintrag thun muß, hält auch die oben ausgehobene Stelle vor dem unbestochenen Nachdenken nicht Stich. Der Redner mengt nämlich in seinen Bildern den Begräbnißtag und die Sterbestunde unter einander. Das „Grabgeläute" tönt zwar in der Rede. Aber das „Sterbelager des heißgeliebten

liebten Vaters mit den Zeugen seiner letzten Augenblicke und den Empfängern seines letzten Segens," hebt wenigstens bei Dem, dem das Richtige der Gedanken mehr gilt, als das schöne Wort, den beabsichtigten Eindruck auf. Das „Grabgeläute, das uns zum Trauerhause ruft," galt, so lange die Glocken erfunden sind, nie einem „Sterbenden," immer nur einem Gestorbenen. — Aehnliches Bedenken erregt der Anfang der Predigt IV: „Golgatha ist ein schauerlicher Schreckensort, und unheimliches Grauen ergreift uns, m. Br. wenn wir im Geiste hinaufgehen zu der blutigen Schädelstätte, wo das Schwert der Gerechtigkeit den Verbrecher ereilt, und wo der Lasterhafte sein entweihtes Leben endigt. Die bleichen Schädel der Gefallenen rauschen unter unsern Füßen, als wollten sie laut werden, vor der Sünde Verderben zu warnen, und es ist uns, als athmeten wir des Lasters verpestende Luft." Ob das Rauschen der Schädel das rechte Wort sei, ob das Schwert der Gerechtigkeit recht zum Kreuzestode passe, ob überhaupt die Malerei nicht als Etwas zu grell erscheine und ob die ganze Partie nicht an wahrer Wirkung durch die einfache exegetische Erinnerung verliere, daß die Scheu der Juden vor dem Unreinwerden die Hingerichteten schnell begrub, der Hügel Golgatha also kein Anger mit Schädeln und gebleichten Todtenbeinen war, sondern den Namen wahrscheinlich von seiner Schädelform hatte — Solchem und Aehnlichem darf man in sich freilich nicht Raum geben, wenn man dergleichen Stellen so schön finden soll, als sie von Denen, die sich leichter gefangen nehmen lassen, in der That gefunden werden. — Diese Schilderungen, in denen der Vf., wie nicht zu leugnen ist, Gewalt hat, verlieren in dem Buche, als ein Ganzes betrachtet, auch durch den Umstand, daß sie zu häufig wiederkehren. Den meisten Exordien dienen sie zur Basis, eine Sache, die freilich wohl der gehaltenen einzelnen Predigt nicht Eintrag thut, doch aber der Sammlung, in welcher die gehaltenen dem lesenden

Pu-

Publicum dargeboten werden. — Das führt uns zu den Wiederholungen, die, durch die Textwahl veranlaßt, auch in der Ausführung der Hauptsätze gefunden werden. Gewisse Tugenden nämlich und bestimmte Gesinnungen des großen Dulders, sprechen sich, wie wir oben erwähnten, in jedem der von ihm am Kreuze gesprochenen Worte aus. Die Wiederkehr in den einzelnen Vorträgen hätte jedoch der Vf. Etwas sorgfältiger vermeiden können und sollen, als er es gethan hat; wahrscheinlich, weil auch hier die Predigt wie gehalten, so gedruckt, und nicht erwogen ward, wie sie sich als Theil zu einem Ganzen im Buche gestalte. Die Selbstbeherrschung Jesu, oder sein Obsiegen über die Eindrücke, die ihn von Außen her bestürmten, kommt in folgenden Predigten und zwar je als ein Theil vom Thema, wenn auch unter verändertem Ausdrucke doch der Sache nach vor. Pr. I Das erste Wort des sterbenden Erlösers am Kreuze. Aus ihm wird uns offenbar a) seine Seele war stille. „Außer ihm ist Alles in unruhiger Bewegung, rings um ihn her herrscht der Leidenschaften stürmischer Tumult." Dieser wird nun als Gegensatz ausführlich geschildert, und dann fortgefahren: „Den Herrn aber bringt Nichts aus der Fassung. Kein harter Vorwurf — — — dieser stille Gleichmuth der Seele war immer ein Grundzug seines Charakters gewesen." Pr. II Das letzte Wort des sterbenden Erlösers an Die, welche seinem Herzen im Leben am Nächsten standen. Es offenbart sich in ihm a) die Macht der Selbstbeherrschung, welche unter allen Umständen sich gleichbleibt „und sich auch in der stürmischen Aufregung widerstreitender Gefühle behauptet." Er hätte, meint der Vf., bei dem Anblicke seiner Lieben in einen stummen Schmerz versinken können, der immer nahe an Verzweiflung grenze. „Aber nein, die Gewalt des Herrn über sich selbst vermag auch dieser herzzerreißende Anblick nicht zu erschüttern. Er thut mit großer Fassung seinen

Mund

Mund auf, und jedes seiner Worte verräth die Herrschaft über sich selbst, die er behauptet." Weiterhin in dieser Predigt wird die Besonnenheit und Selbstbeherrschung Jesu vornehmlich daraus hergeleitet, daß er nicht gesagt habe: Mutter, siehe, das ist dein Sohn; sondern: Weib! — um nämlich den Umstehenden nicht zu verrathen, daß sie seine so nahe Verwandte sei. Das dürfte kaum haltbar seyn. Auch zu Kana redete er sie mit dem: γύναι an, dem freilich wohl unser: Weib, nicht ganz entsprechen mag. Und sollte denn die Mutter des Hingerichteten wirklich Mißhandlungen von dem Volke zu befürchten gehabt haben, wenn sie demselben als solche bekannt wurde? Das ist nicht glaublich. — Doch weiter im Beweisen unseres obigen Spruches. Pr. III Die Herrlichkeit des sterbenden Erlösers mitten unter den Uebelthätern. Er offenbart c) eine ungetrübte Geistesklarheit, d) eine unbezwingliche Freiheit. Daß er gewußt habe, was im Menschen sei, sei auf der ruhigen Bahn seines Lebens kein Wunder gewesen. „Aber auch in der fürchterlichsten Leidensnacht das Licht des Geistes sich nicht verdunkeln zu lassen, von Körper- und Seelenqualen bestürmt doch diesen ruhigen und hellen Blick in die Herzen der Menschen zu bewahren; das ist eine geistige Größe und Herrlichkeit, vor der wir uns voll tiefer Bewunderung beugen müssen." Dieser Theil aber hätte nicht nur um seiner Verwandtschaft mit schon Gelesenem willen, sondern auch darum wegbleiben können, weil die Geistesklarheit Jesu nur aus seiner Beurtheilung der beiden Missethäter abgeleitet wird — welche zu unterscheiden aber schon die alltäglichste Menschenkenntniß zureichend gewesen seyn würde. Im Theile d) wieder wird die Seelenstärke Jesu herausgestellt, „die durch keine Macht der Umstände gebeugt, reine Freiheit des Wollens, Strebens und Wirkens, die durch keine Erdenmacht bezwungen wird." — Auch die oben schon erwähnte, an sich treffliche, Predigt, leidet in Reihe und Gliede

an

an der gerügten Wiederholung des Einen Gedankens. Der zweite Theil schildert den Kampf des Erlösers als einen siegreichen. „Er hat also, heißt es da S. 58, den innern Sturm beschworen, hat die nöthige Ruhe und Sammlung errungen, um inbrünstig beten zu können." — Das Nämliche kommt wieder in Predigt V über die Worte: mich dürstet, vor. Von der Regung des Bedürfnisses, das der Herr so lange unterdrückt habe, handelt Theil 1. Nicht unnatürlich sei diese Unterdrückung gewesen. „Aber der gottverwandte Geist hatte in ihm das entschiedenste Uebergewicht über die niedere sinnliche Natur, und alle ihre irdischen Regungen mußten schweigen, wo die höheren Anforderungen des geistigen Lebens laut wurden." In der That solche Variationen auf das Thema thun auf dem homiletischen Gebiete nicht die Wirkung, wie vielleicht im Reiche der Töne. Hier will man Gedanken, und frische Gedanken, wenn man nicht ermüden soll. — Die Predigt über das Wort: Es ist vollbracht, ist allerdings sehr ansprechend. Sie findet in jenem Worte: Die letzte Freude des sterbenden Erlösers, und zwar a) an dem überwundenen Leiden, b) an dem gelungenen Werke, c) an dem vollendeten Leben. Daß wir homiletischer Weise diese drei Theile in das rührende, befriedigende Wort: Es ist vollbracht, hineinlegen, ist zwar sehr gewöhnlich und, will man theilen, so kann man fast nicht anders, als der Vf. gethan hat. Und dennoch fragt sich's gar sehr, ob das Alles wirklich beim Aussprechen jenes Wortes in Jesu Sinne und Bewußtseyn lag; oder ob jenes Wort vielmehr nicht einzig und allein Dem galt, was eben von ihm überwunden war, seinem Leiden, seiner Körper- und Seelenqual. Des Einzelnen dieser Theilung ist sich der Sterbende gewiß nicht bewußt gewesen. — Die Aufgabe endlich über das: Mich dürstet, zu predigen, an der sich schon vielfach der homiletische Scharfsinn geübt hat, ist auch von unserem Vf. so gelöst, daß man zwar wohl fühlt, nichts Besseres heraus-

ausbringen zu können, aber doch auch von dem Herausgebrachten dieses Homileten nicht völlig befriediget ist. Die Predigt hat zum Thema: Das letzte Bedürfniß des sterbenden Erlösers; und heißt bedenken a) nicht nur die Regung dieses Bedürfnisses, sondern b) daß er es aussprach, c) wenn er es äußerte, und endlich d) wo und wem und mit welchen Gesinnungen er es kundgab. Dieser letzte Theil urgirt besonders das Vertrauen, das Jesus noch zu dem menschlichen Herzen gehabt habe, man werde nämlich ihn nicht vergeblich bitten lassen. Allein erwägt man, daß der Essig bereit stand, daß die Kriegsknechte befehligt waren, und daß die Gekreuzigten die Erquickung wie ein Recht ansprechen konnten, das ihnen nach Sitte und Gebrauche gewährt werden mußte, so verliert die Beweisführung des Vfs. ihre Kraft. Auf besserer Basis dagegen ruht Theils die Widerlegung des alten dogmatischen Vorurtheils, nach welchem Christus am Kreuze die Sünden-Strafe und Qual für Alle getragen habe: „Obschon nun diese Vorstellung mit allen christlichen Begriffen von Schuld und Strafe, und mit dem Glauben an einen gerechten, heiligen und allliebenden Gott in offenbarem Widerspruche steht, der weder an des Menschen leiblichen Qualen ein Wohlgefallen haben, noch auch über einen Unschuldigen und Reinen die peinlichsten Strafen verhängen kann: so schmeichelt sie doch der sinnlichen Lust und Trägheit der Menschen, welche von Jeher und unter allen Nationen sich abmüheten, irgend ein bequemes Ruhekissen für Sünder zu finden. Darum preisen wir voll Ehrfurcht und Dankes den göttlichen Erlöser, der noch in seiner Sterbestunde diesem gefährlichen Mißverständnisse gewehrt hat. Fraget euch doch, hätte Er selbst seinen Tod also betrachtet, würde er wohl an eine Verminderung seiner Leiden" (wie sie durch die Erquickung des Trunkes eintreten mußte,) „haben nur denken können?" —

Unter den Ausdrücken, die über die populäre Kanzelsprache

che hinausgehen, haben wir uns Grad, Scene und ähnliche, so wie den Ideal-Menschen S. 38, und den Punct angestrichen, „wo sich zwei Welten umarmen.“ Unter den citirten Bibelstellen einige solche, an welchen der Redner in seiner Weise Verbesserungen anbrachte. Mit Anführungszeichen S. 1: „Als sie nun zu diesem grauenvollen Orte kamen, und kreuzigten ihn.“ Bibelwort ist aber nur: „Und als sie kamen an die Stätte“ — mit dem grauenvoll ist der Vf. der Bibel zu Hilfe gekommen. — S. 14: „Der Jünger, welchen der Herr vor Allen lieb hatte.“ Der einfache Satz: welchen der Herr lieb hatte, ist gewiß jedem Bibelfreunde verständlich und bezeichnend genug. S. 72: „Den Willen seines Vaters zu thun, sein Werk um jeden Preis zu vollbringen, und den Gehorsam bis zum Kreuze“ zu beweisen. Als Bibelwort nimmt sich das eingeschmuggelte: um jeden Preis, nicht sonderlich aus; und der Vf. vergesse nimmer, daß die luthersche Sprache ihre Kraft und Geltung vornehmlich durch — ihre Einfachheit errang, und noch behauptet.

Wissenschaftliche Darstellung des geistlichen Berufs nach den neuesten Zeitbedürfnissen entwickelt von Robert Haas, einem nassauischen Geistlichen (zu Gräfenwiesbach). Gießen, in Commiss. bei Ricker. 1. u. 2. Bd. 1834. 227 u. 229 S. in 8. 2 Thlr.

Nach einer allgemeinen Einleitung handelt der Vf. im 1. Bde. von der Ekklesialwissenschaft, d. i. der Lehre von der Kirche; ferner von der geistlichen Pädagogik, d. i. von der Art, wie der Mensch ab ovo zu einem Geistlichen erzogen und gebildet werden solle; sodann von der Epis-

kopalwissenschaft, in welcher die Erfordernisse zur Tüchtigkeit eines Geistlichen aufgeführt werden. Der 2. Bd. enthält die Pastoralwissenschaft, die Katechetik, die Liturgik, und die geistliche Rhetorik.

Wenn nun der große Fleiß, welchen der Vf. auf diese seine erste Schrift gewendet haben mag, die Unbefangenheit, mit welcher er an seine Arbeit gegangen ist, und der Eifer für die Sache, die er treibt, welcher sich in seiner Schrift auf eine erfreuliche Weise offenbart, gebührend anzuerkennen ist, so hätte doch die Frucht seines Fleißes noch mehr Reife bekommen sollen, wenn sie bestimmt war, die schätzbaren Erzeugnisse, welche wir in neuerer Zeit mehreren geachteten Kirchenlehrern verdanken, zu überbieten. Nach dem Prospectus, welchen der Vf. voranstellt, hatte er sich ein sehr weites Feld zur Bearbeitung abgesteckt. Wenn er gleichwohl in zwei kleinen und verschwenderisch gedruckten Bändchen die Arbeit beendigte, bei vielen Capp. viel zu weit ausholt, nicht wenig Ueberflüssiges beibringt, so läßt sich schon um deßwillen nicht erwatten, daß er alle Gegenstände erschöpft und in jeder Rücksicht eine befriedigende Belehrung gewährt haben werde. An literarischen Nachweisungen hat er es fast gänzlich fehlen lassen; wohl aber seine Schrift mit einer Menge Sentenzen und Versen aus deutschen Dichtern versehen, welche an dieser Stelle schwerlich gesucht werden möchten, und der Schrift das Ansehen einer jugendlichen Arbeit geben. Im praktischen Fache bewegt sich der Vf. mit Gewandtheit und Sicherheit und darum hätte er vielleicht wohl gethan, sich vor der Hand auf dieses zu beschränken. Indem er aber sich auf einen höhern wissenschaftlichen Standpunct stellen wollte, sahe er Manches noch im Nebel schwimmen, daher seine Darstellung gesucht, unklar, zerrissen und für den Leser ermüdend ist. — Schon in der Vorrede stößt man an, wenn er, um den Mangel an literarischen Nachweisungen zu entschuldigen, spricht: „Ich kann der außerordentlichen Vielwisserei keine

Lorbeeren (sic!) streuen, wenn sie nicht in dem Leben gekocht, zu einer lebendigen Wissenschaft verschmolzen ist; wenn man sie nicht anzuwenden weiß, nicht zur rechten Zeit die Weisheit in die Furchen der Geschichte und seiner Umgebung streut." Solches und oft noch Unverständlicheres spricht den Leser nicht an.

Alles, was Ref. gegen Einzelnes in dieser Schrift zu bemerken hätte, anzuführen, würde zu vielen Raum erfordern; er will daher nur bei den Hauptsachen stehen bleiben. — In der Ekklesialwissenschaft ist von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate die Rede. Wie wenig hier der Vf. auf festem Boden stehe, beweiset schon seine Definition des Staats, wenn er spricht: „Der Staat ist eine zur Verwirklichung ihres (?) gesammten Lebenszweckes geordnete und thätige Gesellschaft von Menschen;" und in der Erläuterung hinzusetzt: „Der Staat als äußere Gesellschaft ist diejenige Rechtsordnung ꝛc.; als innere — die in jener Rechtsordnung begriffene Gesammtthätigkeit der vereinigten Menschen zur Verwirklichung ihres ganzen Lebenszwecks." Diesem nach ist der Staat bald eine Gesellschaft, bald eine Ordnung, bald eine Gesammtthätigkeit; als ob das Alles einerlei wäre. — Weiterhin weiset nun der Vf. der Kirche ihre Stellung im Staate an, und erklärt sie für Nichts weiter, als ein Institut im Staate zur Beförderung der religiösen Sittlichkeit, welches „höchste Ziel des menschlichen Lebenszweckes (das Ziel des Zweckes!) und demnach (?) auch des Staats" seyn soll. Er betrachtet die Kirchendiener als Staatsdiener, welche vom Staate besoldet werden sollen, will von einem besonderen Kirchengute Nichts wissen, huldigt dem Territorialsysteme, vindicirt dem Landesfürsten die Würde eines summus episcopus, will jedoch eine Synodal-Verfassung, von welcher aber alle Verhaltungsmaßregeln und die kirchliche Gerichtsbarkeit ausgeschlossen seyn soll. Indem der Vf. die Synodal-Verfassung billigt,

muß er auch zugeben, daß die Kirche sich selbst regieren, und ihr Gut verwalten kann; und für ihr Heil gewiß besser sorgen würde, wenn die Sorge ihr überlassen wäre, als wenn die Regierungen sie mit ihren Vorschriften unmuthig und gegen die gute Sache gleichgiltig machen. Die Kirche hebt sich nicht, weil man durch Beknechtung ihre Selbstthätigkeit hindert. Der Vf. hat dieß im Widerspruche mit sich selbst gefühlt, wenn er S. 16 spricht: „Wo aber immerhin das wahre Verhältniß zwischen Kirche und Staate in der Geschichte nicht erschienen ist, da ist in der sklavischen Subordination der Kirche mehr oder weniger ihr Zweck und damit auch der höchste des Völkerlebens noch in Aeußerlichkeit zurückgehalten worden." Wie könnte aber die Kirche aus dieser Subordination herauskommen, wenn die Ansichten des Vfs. geltend würden? — Was er hier zum Beßten der Kirche gesagt hat, hebt er auch wieder auf, wenn er fortfährt: „wo sie aber coordinirt mit dem Staate aus dessen Wohnung getreten ist, da hat sie immer den Thron bestiegen und in dieser Verwechselung der innern mit der äußern Herrschaft auch die Befriedigung irdischer, selbstsüchtiger Interessen bezweckt." Man sehe doch nach den Ländern, wo eine freie Kirchenverfassung besteht, und der Staat sich nicht in die Verwaltung der Kirche mischt, ist wohl daselbst eine Spur von äußerer Herrschaft der Kirche? Hingegen da, wo man eine Staatsreligion haben will, und die Kirchendiener als Staatsdiener und Fürstendiener gelten, da werden diese — und nur diese, nicht die Kirche, welches wohl zu unterscheiden ist — verleitet, nach höherer Würde und größerem Einflusse zu trachten. Es würden niemals schwache Fürsten von schlauen Priestern beherrscht worden seyn, wenn man nicht die religiösen Angelegenheiten zur Staatssache gemacht hätte; und eben so würde nicht der Kirche durch die Dictatur der Fürsten großes Unrecht zugefügt worden seyn, wenn von einem summus episcopus nicht die Rede gewesen wäre. Ein Solcher, möge er auf einem

nem geistlichen oder weltlichen Throne sitzen, hindert die freie Entwickelung der Kirche. Unbegreiflich ist es, wie der Vf. S. 20 behaupten konnte: „Die geistliche Dictatur beim Staatsoberhaupte, dem summus episcopus, ist eben so unvernünftig, als ihre Ausführung unmöglich." Ist das nicht durch unzählige schreiende Beispiele widerlegt? Ist nicht das Unvernünftige nur zu oft möglich geworden? — Wie Wenig kann uns der Trost gelten, welchen der Vf. hinzufügt: Ein guter Staat legt seinem Heiligthume keine zweckwidrigen Fesseln an, noch weniger wird er feindliche Waffen gegen es (dasselbe) gebrauchen und sein eignes Herz durchbohren." Soll denn die Kirche immer warten, bis ein guter Wind im Staate weht? Kann nicht eine sonst gute Staatsregierung manche Fesseln für zweckmäßig halten, die gleichwohl verderblich sind? Haben wir denn nicht des Skandals genug erlebt, der durch Eingriffe des Staats in die Angelegenheiten der Kirche erzeugt worden? — Nach so schwankender Unterlage, welche der Vf. aufgestellt hat, ließ sich von dem Abschnitte, welcher von der Selbstständigkeit der Kirche handelt, im Voraus nicht Viel erwarten. Zwar sagt er: „Als Gesammtheit hat die Kirche das Recht und die Pflicht, die Form ihres kirchlichen Lebens, insbesondere ihren Cultus ihrer fortschreitenden Bildung gemäß zu ändern. Ihr desfallsiges Organ sind die Synoden." (Der Vf. liebt das griechische υ nicht.) Aber bald darauf führt er dieses Recht auf Nichts zurück, wenn er sagt, die Geistlichen sollen die Bedürfnisse ihrer Gemeinden vernehmen, und sie dem Staate berathend vorlegen. Wozu sind dann die Synoden da? Und wie kann der Staat jene Bedürfnisse beurtheilen? Weiter spricht er: „Unbedeutende Veränderungen, in sofern sie nur die Form der Lehrmethode und des Cultus betreffen, sollen daher, wenn auch mit Berichte an seine vorgesetzte Behörde und durch diese doch zuletzt an den sanctionirenden Staat, auch dem jedesmaligen Geistlichen überlassen seyn." Da soll noch von einer Selbstständ-

ständigkeit der Kirche die Rede seyn, wenn der Staat sogar über unbedeutende Veränderungen zu gebieten hat? Nochmals: Wozu sind dann die Synoden da? — Doch genug von der Ekklesialwissenschaft des Vfs., zu welcher sich Ref. nicht bekennen kann, weil nach derselben die Kirche keine veste Stellung hat. Entweder die Kirche ist die Magd des Staats, und hängt von der Laune der Staatsregierung ab; oder sie ist ein freier Verein zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse; und dann gebührt ihr das Recht, unabhängig vom Staate durch ihre Repräsentanten in Presbyterien und Synoden ihr Kirchengut selbst zu verwalten, ihre Kirchendiener selbst zu wählen, und ihren Cultus selbst zu ordnen, ohne sich durch Verfügungen der Provinzialbehörden, der Ministerien und anderer Staatsgewalten hin- und her zerren zu lassen. Endlich muß denn doch entschieden werden, welches von Beiden sie seyn soll; und der Geist der Zeit hat die Entscheidung schon ziemlich nahe gebracht. Man spreche doch nicht, daß, wenn die Kirche nicht als eine Staatsanstalt gelten solle, sie einen Staat im Staate bilden werde. Sie bleibt immer nur ein Verein im Staate zu besondern Zwecken. Der Verein deutscher Aerzte und Physiker, welcher von Zeit zu Zeit Versammlungen hält, ist ein ähnlicher Verein, ganz unabhängig von aller Staatsgewalt, und doch nicht ein Staat im Staate. Wenn diese Gelehrten einen Fond bildeten, irgendwo ein Versammlungshaus bauten, und Verwalter ihrer Anstalt einsetzten, so würden sie sich sehr wundern, wenn die Regierungen ihnen vorschreiben wollten, wie oft sie zusammenkommen, welche Vorträge sie halten, wie lange Jeder reden sollte u. s. w. und wenn die Regierungen Rechnung darüber verlangten, wie stark ihr Geldvorrath wäre, und wie Viel sie bei einer Zusammenkunft aufgewendet hätten. Die Freiheit, welche diese Gelehrten bei ihrem wissenschaftlichen Vereine genießen, hat auch die Kirche als religiöser Verein anzusprechen. Laissez nous faire! ruft sie dem Staate zu. —

Was

Was nun die geistliche Pädagogik des Vfs. betrifft, so ist es höchst unerwartet, daß derselbe in einer Schrift, welche den geistlichen Beruf darstellen soll, sich über Erziehung und Unterricht im Allgemeinen ausgesprochen hat; welches damit nicht zu entschuldigen ist, daß der Geistliche an der Erziehung des Volks Antheil nehmen muß. Will derselbe die Pädagogik studiren, so kann er sich mit der größten Theils magern Belehrung des Vfs. nicht begnügen, in welcher sich überdieß nicht wenig Mißgriffe nachweisen lassen. Nur so Viel konnte von dem Vf. verlangt werden, daß er auf die Vorbereitungen, welche der künftige Geistliche zu seinem Berufe schon in der Jugend und namentlich auf der Schule und Universität zu machen hat, mit gemessenen und kräftigen Rathschlägen hinwies. Dann würde freilich der Titel geistliche Pädagogik, welcher mehr Klang als Sinn hat, entbehrlich gewesen seyn. — Wissenschaftlich will der Vf. Alles begründen; aber wer soll in dem Nebel seiner Gedanken eine Grundlage der Erziehungslehre finden, wenn er seine Pädagogik also einleitet: „Seit der ewigen, wenigstens für den Menschen unbegreiflichen Einigung des göttlichen Princips mit dem irdischen, entfaltete sich der Begriff der Menschheit in eigener Lebensform. Diese Menschheit oder der Mensch äußert sich aber nur in dem einzelnen Individuum; doch ist ein jedes erst in der Gemeinschaft Etwas, weil es nur ein Erzeugniß des Ganzen ist. Der Mensch in seiner Verbindung mit der übrigen Schöpfung tritt dann mit seiner Entwickelung auch verklärend in die Natur ein. Er also ist der Gegenstand der Erziehung und von ihm aus entäußert sich die Offenbarung in das All der Welt. Das göttliche Princip in Erde aufgenommen, ist also der Mensch göttlichen Geschlechts und soll er durch Selbstermächtigung der Natur wieder zu Gott' kommen. Daß er diesem Gewissensdrange folgend durch Herzensreinheit Gott schaue und gottselig werde, ist demnach der Plan Gottes und der letzte Zweck aller Erziehung." Ref.

hat

hat sich die vielen Fragezeichen, welche hierbei anzubringen waren, erspart, weil er versichert ist, daß sie unsere Leser selbst setzen werden. Er will gar nicht in Abrede stellen, daß der Vf. auch manches Wahre über die Erziehung ausgesprochen hat; wer soll aber dasselbe hier aus einer geschraubten, wunderbar verdrehten und zum Theil' unbegreiflichen Rede herausklauben, da man es in unzähligen Schriften klarer und belehrender finden kann? Jene Stelle ist nicht etwa die einzige ihrer Art. Von der Philosophie sagt er S. 83: „Sie trennt sich nur dann von der Religion, wenn diese zur Grenze menschlicher Erkenntniß kommt und sich verliert in das ewige Licht ihres Ur- und Hintergrundes. Dieses soll sich dem Menschen immer mehr aufthun und erhellen und somit die Philosophie vom Glauben zum Schauen bringen. Die Philosophie treibt also das Dunkel des menschlichen Lebens immer mehr vor sich her, während dieses sich in demselben Grade in Gott zurückzieht und dadurch Religion nie aufhören läßt ꝛc." Ref. bekennt, daß er von solcher Philosophie noch nie Etwas vernommen hat. — Recht jämmerlich erscheint dem Vf. der Austritt des jungen Menschen aus dem Studentenleben. S. 98 heißt's: „Aus dieser (akademischen) Welt wird er nun auf ein Mal in eine ganz andere versetzt. (Kommt denn der Student nicht in den Ferien nach Hause?) Die Stille des älterlichen Hauses (bleibt er denn immer im Hause?), die Gewöhnlichkeit der bürgerlichen Verhältnisse (Ist diese anders als die Gewöhnlichkeit des Studentenlebens?) erschüttert gleich von vorn herein die Befangenheit seines Bewußtseyns (das soll wohl heißen: er erschrickt bei dem Eintritte in's älterliche Haus?). Wie aus einem erwachten Traume blickt er zuweilen mit Wehmuth auf die nie wiederkehrenden Tage der Jugend zurück. (Hören denn diese sogleich mit dem Studentenleben auf? Nun wird ja erst der süße Traum von einem Pfarramte und einer hübschen Gattin recht lebendig.) So Viel Ref. weiß, ziehen die jungen Theologen, wenn sie

ein

ein leibliches Unterkommen zu hoffen haben, besonders wenn sie im älterlichen Hause sich versorgt wissen, mit Freuden von der Universität ab.

Doch wichtiger für uns ist, was der Vf. über die praktische Vorbildung des jungen Theologen nach dem akademischen Leben sagt. Er will dieselbe lieber in einem Seminare als im Hause eines Geistlichen vollendet wissen. Die Bedenklichkeiten, welche er gegen Letzteres äußert, haben allerdings Viel für sich, obgleich in einzelnen Fällen der Aufenthalt eines Candidaten in dem Hause eines Geistlichen sehr nützlich für denselben werden kann, wenn der Geistliche die Würde und Weisheit eines Mentors hat, und wenn dessen Familien-Verhältnisse günstig sind. Ref. ist mit dem Vf. darüber einverstanden, daß das Seminar in einer Stadt sich befinden soll, daß in demselben nicht Vorlesungen über theoretische Wissenschaften zu halten sind, hält aber zwei Semester für einen zu kleinen Zeitraum, um die praktischen Wissenschaften zu lehren und die nöthigen Uebungen des jungen Theologen zu vollenden. Er würde auch die Vorlesungen über die praktischen Wissenschaften sehr beschränken. Hat das Seminar eine Sammlung guter Schriften über dieselben, so mögen die Zöglinge diese für sich studiren. Die Hauptsache bleiben immer die eigenen Versuche im homiletischen und katechetischen Vortrage und in praktischer Bibelerklärung, welche von den Lehrern geleitet und berichtigt werden müssen; daher bei der Wahl der Seminar-Directoren weniger auf eine reiche Gelehrsamkeit als auf ein vorzügliches Lehrer- und Rednertalent gesehen werden sollte. Was den Ort des Seminars betrifft, so findet Ref. es am Rathsamsten, dasselbe mit der Universität zu verbinden, wenn eine solche im Lande ist; weil die Seminaristen in der Universitätsstadt die reichste Gelegenheit haben, sich wissenschaftlich auszubilden, und bei der Wahl der Muster und des lehrreichen Umgangs nicht auf ein Paar Directoren beschränkt sind. Wir haben leider unangenehme Erfah-

fahrungen von der einseitigen Richtung mancher Prediger-Seminare gemacht, welche am Sichersten verhütet wird, wenn das Seminar nicht isolirt, in der Gewalt eines einzigen Mannes sich befindet, welcher darauf ausgeht, durch seine Jünglinge sein System in die Welt einzuschwärzen. Denn wenn auch der Vf. S. 108 sagt: „Ferner folge der Lehrer keiner der theologischen Fahnen. Er sei weder ein Rationalist, noch ein Supranaturalist ꝛc. sondern erhaben über alle dogmatische Uniformen ꝛc." so werden sich Diejenigen, welche nun einmal das Heil in ihrem dogmatischen Systeme suchen, dadurch nicht irremachen lassen. — Daß der Vf. den jungen Theologen nach der Seminarzeit das Hauslehrerleben empfiehlt, kann Ref. nur billigen. Denn so viel Lästiges dasselbe auch haben mag, so ist es doch das sicherste, und für manchen jungen Mann einzige Mittel, ihn mit der Welt und dem menschlichen Leben bekannter und für die Welt genießbarer zu machen. Diejenigen Candidaten, welche nach Beendigung ihrer akademischen Studien sich's im Hause ihrer Aeltern bequem machen, oder allenfalls eine scholam collectam halten, wenn es ihnen an Brode gebricht, leiden gewöhnlich an Unbeholfenheit, Mangel an Tacte und feiner Sitte, gewöhnen sich daran, sich gehen zu lassen, und stehen stille, an Statt fortzuschreiten; wenn es gleich auch hierin Ausnahmen gibt. — Die Candidaten vor ihrer geistlichen Anstellung als Lehrer in Volksschulen arbeiten zu lassen, findet der Vf. nicht rathsam; Ref. auch nicht. Die Gefahr, „in die Einseitigkeit des Schulmannes zu fallen," welche der Vf. besorgt, ist nicht das einzige Bedenken. Die meisten Candidaten finden ihre geistliche Anstellung auf dem Lande; sollen aber auf das Land eine reiche Welt- und Menschenkenntniß, einige Verbindung mit der gelehrten und gebildeten Welt und veste Grundsätze mitbringen, wenn sie als Prediger über ihrer Gemeinde stehen sollen. Wirft man sie schon vorher in ein Verhältniß, in welchem fast Alles fehlt, was sie

höher

höher heben, ihren Geschmack läutern und sie an Kunst und Wissenschaft fesseln könnte, so werden sie nicht leicht der Gefahr entgehen, gemein zu werden. Wer ein Hirt werden soll, darf nicht eher mit der Heerde laufen, als bis er weiß, derselben voranzugehen. — In der geistlichen Pädagogik des Vfs. findet sich auch ein Abschnitt über das pädagogische Element der Geschlechtsliebe; doch hat Ref. nichts Pädagogisches in demselben wahrgenommen, obgleich über den Einfluß des Umgangs mit dem andern Geschlechte manch gutes Wort zu sagen war. An Statt dessen füllt der Vf. eine ganze Seite mit dichterischen Brocken aus seinem Collectaneenbuche, und schließt daran die Bemerkung, daß der Candidat sich noch ein Mal an einem weiblichen Ideale ergötzt, und sich dann bescheidet, mit einer gewöhnlichen Hausfrau vorlieb nehmen zu müssen. Eine Probe von der Behandlung dieses Gegenstandes mögen die ersten Worte geben: „Immer mehr nämlich die Welt und in ihr die Menschen in ihrer nackten Wahrheit erfassend, wendet sich Sinn und Herz des jungen Mannes noch ein Mal in himmlischer Begeisterung dem Weibe zu." — Was aber der Vf. über die Fortbildung des Geistlichen während seines Amtes, über Lesezirkel und Conferenzen sagt, ist größten Theils zweckmäßig.

Von der Episkopalwissenschaft des Vfs. müßte wenigstens die Hälfte weggeschnitten werden, wenn sie genießbar seyn sollte. Die überflüssigen, schwülstigen, gelehrtklingenden Einleitungen nehmen fast den meisten Raum ein. Durch diese hat der Vf. vermuthlich seine Lehren wissenschaftlich zu begründen gemeint; sie stehen aber größten Theils in keinem nähern Zusammenhange mit dem, was begründet werden soll, und führen oft ganz ab vom Gegenstande. In dem Cap. von der Rechtgläubigkeit des Geistlichen, hebt der Vf. also an: „Im Anfange war nur Gott, sich aber offenbarend, d. i. äußernd, trat er ein in die Materie (?), womit Zeit und Raum began-

begannen." Man kann denken, auf welchem langen Wege er zu dem, Etwas sonderbaren Resultate gelangt: „In Beziehung auf Gott, dem Alles zeit- und raumlos unmittelbar gegenwärtig ist, der in Allem lebt und webt, ist die Offenbarung immer unmittelbar; in Beziehung auf das menschliche Ich, das in Sinnlichkeit lebt und webt, und dem demnach Alles durch die Sinnlichkeit zukommt, ist die Offenbarung immer mittelbar." Mit diesen leeren Worten will der Vf. den Streit zwischen den Rationalisten und Supernaturalisten entscheiden, und den Glauben an eine wunderbare und übernatürliche Einwirkung Gottes auf die Welt zurückweisen. „Alle wahrhaft große Gotteswirkungen in der Welt, spricht er, die bisher als übernatürliche Offenbarungen und Wunder angesehen worden, möchten daher nach den ewigen Gesetzen der übersinnlichen Welt, aus der höhern Kraft des Menschengeistes ꝛc. mit einem Worte, aus der Begeisterung hervorgegangen seyn." Vorher hatte der Vf. behauptet, daß dem Menschen Alles durch die Sinnlichkeit zukomme; und jetzt läßt er den Menschen die Gotteserkenntniß in seinem eignen Geiste entwickeln. Es konnte nicht fehlen, daß er sich oft selbst widersprechen mußte, da er sich in Untersuchungen einließ, zu denen er nicht gehörig vorbereitet war. Den Rationalisten macht er, so weit man ihn errathen kann, den Vorwurf, daß sie sich gebehrdeten, als ob sie ohne Gott die Wahrheit finden, gleichsam schaffen könnten, was nun wohl keinem Rationalisten in den Sinn gekommen ist; den Supernaturalisten aber — daß sie Gotte zu Viel zuschreiben, und die Vernunft zurückstellen. — Daß Christus der Gottessohn im vorzüglichsten Sinne war, das lag nach dem Vf. in der Erhabenheit seiner Gesinnung. Was hat er aber bei den Worten gedacht: „Damit, daß sich das Göttliche mit dem Menschlichen vermischte, daß der λογος, d. i. Gott, Fleisch ward, entstand nämlich der Sohn Gottes, oder der Mensch, dessen Wesen in jedem einzelnen Menschen sichtbar und daher die Gemeinschaft

Aller

Alles in Einheit bringt." — Der Schluß von dem Allen ist: „So lasset uns nicht mehr das geschichtliche Christenthum als die Norm alles Menschlichen und aller Wahrheit ansehen, sondern vielmehr das Christenthum nach dem Allgemeinmenschlichen prüfen. Der Glaube an Christum besteht also nicht in seiner Vergötterung, sondern in dem selbsterkannten und geprüften Vertrauen, daß er die Wahrheit geredet."

Ueber die Persönlichkeit des Geistlichen in seinen hauptsächlichsten Verhältnissen gibt der Vf. manche gute Winke. Er rathet zur Verheurathung, und das mit vollem Rechte. So unverständig es ist, wenn junge Männer schon die Gattin wählen, ehe sie noch wissen, in welches amtliche Verhältniß sie treten werden; so gefährlich ist es, im Amte unverehelicht zu bleiben, wovon die skandalösen Beispiele zeugen. — Die Theilnahme des Geistlichen an der Jagd findet der Vf. an sich nicht verwerflich; doch glaubt er, daß dergleichen Vergnügen dem Prediger zu viel Zeit kosten möchte. Ref. aber hält das Jagen an sich für den Prediger für unschicklich. Sonntags den Chorrock und in der Woche die Flinte und Jagdtasche, welche Metamorphose! Die Gemeinden wollen nicht einen Jäger zum Seelsorger haben. — Das Spiel erlaubt der Vf. dem Geistlichen nicht; aber das Theater empfiehlt er ihm. Beides ist nicht im Allgemeinen zu verbieten; wohl aber dann, wenn es in ungeeigneter Gesellschaft gesucht wird, und wenn es der Gemeinde anstößig erscheint. Leidenschaftliche Liebe zu Zerstreuungen darf sich der Prediger nicht zu Schulden kommen lassen. Zeigt er sich aber immer würdig und ernst, so wird ihm ein anständiges Vergnügen nicht übelgedeutet werden. — Was der Vf. gegen die Landwirthschaft des Predigers und für die baare Besoldung desselben sagt, will Ref. hier nicht abermals in Untersuchung ziehen, da über dieses Capitel schon so vielfach verhandelt worden ist. Wollen die Geistlichen, wie der Vf. will, Staatsdiener seyn, so mögen sie sich

mit

mit baarem Gelde vom Staate besolden lassen. Refn. gelüstet nicht nach dieser Ehre, wenigstens nicht ohne die erforderlichen Modificationen einer solchen Einrichtung. Von der baaren Besoldung hängt die Realisirung des Wunsches ab, daß die Prediger nicht versetzt, aber in spätern Jahren vermehrte Besoldung erhalten möchten. Ref. kann aber die Versetzungen nicht mißbilligen, da er oft die Erfahrungen gemacht hat, daß Prediger durch Versetzung ein neues Leben gewonnen haben, und daß Gemeinden durch die Erwartung und durch die Ankunft eines neuen Predigers wohlthätig aufgeregt worden sind. Wüßten nur immer die Prediger der Erwartung der Gemeinden zu entsprechen!

Wir wenden uns nun zum 2. Bde; welcher mit der Pastoralwissenschaft eröffnet wird. Sie ist dem Vf. „die Wissenschaft von den rechtbeschaffenen Mitteln der besondern geistlichen Seelsorge im Allgemeinen der Gemeinde." Es handelt sich aber in derselben nicht von Mitteln, sondern von der rechten Art und Weise der Seelsorge. Was hier das Allgemeine der Gemeinde bedeuten soll, versteht Ref. nicht; vielleicht: in Rücksicht auf alle Verhältnisse der Gemeinde? — Gern unterschreibt Ref., was der Vf. in der Einleitung über die Nützlichkeit der besondern Seelsorge, und gegen das Vicariats-Unwesen sagt, welches in manchen süddeutschen Staaten beliebt worden ist. Weniger aber kann er dem Vf. zugeben, daß die eingepfarrten und Filial-Dörfer der Seelsorge zu sehr entbehren müßten, und in Rücksicht auf das kirchliche Leben und den ganzen Bildungszustand denjenigen Dörfern weit nachständen, in welchen ein Geistlicher wohnt. Wenn die Filiale nicht gar zu sehr entlegen sind, so bleibt der Prediger mit denselben in immerwährender Communication. Erscheint er Sonntags und bei Casual-Verrichtungen im Filialdorfe, so wird er als ein lieber Gast empfangen, wenn er sich Achtung und Vertrauen erworben hat. Eben weil ihn die Filial-Gemeinde nicht immer

hat

hat, schließt sie sich inniger an ihn an. Er wird in Kurzem mit jeder Familie in derselben eben so bekannt, als mit denen in seinem Wohnorte, und kann in alle ihre Verhältnisse eingreifen. Ref. weiß, daß es in manchen Filialgemeinden mit dem kirchlichen und sittlichen Leben besser steht, als in den Muttergemeinden, und daß mancher Prediger mit dem Filiale zufriedener ist, als mit seinem Wohnorte. Es ist also nicht nöthig, daß, wie der Vf. wünscht, jeder Ort einen Prediger habe. Möge nur keinem Prediger mehr als ein Filial zugetheilt seyn.

Zur besonderen Seelsorge rechnet der Vf. zuerst die Einwirkung des Predigers auf den ökonomischen Zustand der Gemeinde, welche jedoch von der Seelsorge hätte getrennt und in einem besondern Cap. besprochen werden sollen. Dieser Gegenstand ist nicht ohne Umsicht behandelt worden, doch auch nach des Vfs. Weise mit vielen unnützen Worten und Floskeln. — Eben so die Einwirkung des Geistlichen auf die physische Beschaffenheit der Gemeinde. Unbefriedigend sind die Cap. von dem Wirken durch kirchliche Polizei; von dem Wirken auf Sitten und Gebräuche; auf den Rechtszustand der Gemeinde; zu weit ausgeholt das Cap. von der geistlichen Wirksamkeit auf den allgemeinen politischen Zustand der Gemeinde, in welchen das Meiste dem Zwecke dieser Schrift, die keine Staatslehre geben sollte, fern liegt. — Im 2. Abschnitte kommt der Vf. auf des Geistlichen Wirksamkeit in Beziehung auf das innere Leben, und zwar 1) im eigenen Hause; 2) im Hause einzelner Gemeindeglieder; 3) auf Wegen und Stegen; 4) im Verhältnisse zu dem Schullehrer. In allen den bisher genannten Cap. ist von der besondern Seelsorge gar nicht die Rede; denn diese bezieht sich auf einzelne Menschen in besondern Zuständen, und wird nun erst in der 2. Abtheil. vom Vf. behandelt. Alles, was er bis dahin besprochen hat, kann zwar mehr oder weni-

ger

ger zur Pastoralwissenschaft gerechnet werden, aber nicht zur besondern Seelsorge; daher eine andere Anordnung der Gegenstände zu treffen war. — Der Abschnitt von dem geistlichen Wirken auf die ehelichen Verhältnisse ist sehr weitläufig, enthält aber viel Ueberflüssiges. Es werden sogar Formulare zum Aufgebote und Trauung gegeben, die jedoch von ganz gewöhnlicher Art sind, und in die Liturgik gehören. Aufgefallen ist dem Refn. die Behauptung des Vfs., daß die Copulation eine Familienfeier sei, und in's Haus gehört. Sind denn die geistlichen Amtsverrichtungen häusliche Geschäffte? und soll denn nicht die Ehe durch einen kirchlichen Act die höhere Weihe bekommen? Der Geistliche copulirt ja nicht als Familien-Freund, sondern als Kirchendiener. — In Rücksicht auf Ehestreitigkeiten gibt der Vf. den Geistlichen manche gute Rathschläge; zu Krankenbesuchen leitet er verständig an; auch ist das nicht zu verachten, was er in Rücksicht auf die Behandlung der Geisteskranken sagt, und derer, welche zu einer anderen Confession übergehen wollen. Weniger befriedigt er in dem Abschnitte über des Geistlichen Wirken auf Eidschwörende, wobei eine weit reichere Anleitung zu geben war, zumal da das Geschäfft des Predigers in dieser Rücksicht zu den schwierigsten gehört. Das Cap. von dem Wirken auf Unkirchliche und Religionsspötter ist auch zu mager. Daß es wirklich Ungläubige gar nicht gebe, möchte Ref. nicht behaupten, wenn nämlich die Rede ist von Gott', Vorsehung und ewiger Vergeltung. — In dem Cap. von der Behandlung der Gefangenen und zum Tode Verurtheilten stellt der Vf. die Gründe gegen die Todesstrafen zusammen, was nun in einer Pastoraltheologie nicht nöthig war. Er hat die Grenzen seiner Aufgabe nur zu oft überschritten. Dahingegen konnte er in die Geschäffte des Predigers bei der Vorbereitung der Missethäter zum Tode viel tiefer eingehen. — Zu wenig belehrend ist das Cap. von der Behandlung der Schwärmer.

Was

Was die Katechetik des Vfs. betrifft, so kommt sie nach den trefflichen Vorarbeiten Anderer viel zu spät. Hätte er wenigstens auf diese hingewiesen, damit der Prediger anderwärts sich Rath holen könnte. Aber er hat nun einmal die nöthigen literarischen Nachweisungen verschmäht, und dafür lieber seine Katechetik mit einem Verse von Schiller geschmückt. Er sagt: „Die Katechetik ist die Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit der religiösen Erziehung der Jugend von Seiten der Kirche." Das ist eine unerhörte Definition. Ist denn die ganze religiöse Erziehung Gegenstand der Katechetik? Diese hat ja nur mit der Entwickelung religiöser und moralischer Begriffe zu thun. Wie sonderbar klingt es, wenn der Vf. von der katechetischen Erziehung der Jugend spricht, als ob Unterricht und Erziehung einerlei wären! Nach jener Definition scheint der Schullehrer gar keinen Antheil am Religionsunterrichte nehmen zu sollen. Doch räumt ihm der Vf. im Widerspruche mit seiner Definition das Recht ein, den Religionsunterricht im Allgemeinen ohne Rücksicht auf die Confession zu ertheilen; dem Geistlichen aber bleibe die confessionale Erziehung, aus dem Grunde, weil in der Schule Kinder verschiedener Confessionen beisammen wären. Auf diese Weise wäre dem Schullehrer der beßte Theil zugefallen. — Der Prediger soll mit den Confirmanden in der Kirche katechisiren, um nicht „den Elementargestank der Schulzimmer einathmen" zu müssen. — Einen Landeskatechismus hält der Vf. für zweckwidrig; Jesus und seine Apostel hätten auch keinen geschrieben: jeder Lehrer soll sich selbst einen Entwurf machen, „ein sogenanntes Spruchbuch." Nach mancherlei Theils ungehörigen, Theils unverständlichen und ungeordneten Bemerkungen gibt der Vf. nur eine dürftige Auskunft über die Methode des katechetischen Unterrichts. Aber merkwürdig ist seine Vergleichung des Katechisirens mit dem Acte der Zeugung. So heißt es S. 157: „Schon um leibliches Leben zu schaffen,

dazu bereitet der Leib seine kostbarste und edelste Kraft. Dem lebenszeugenden Acte selbst leiht er den höchsten Schwung. Zur Erzeugung aber selbst gehört ein Princip der Anregung und eins der Empfängniß und daher bei beiderseitigen Geschlechtern leibliche Verständigung. Eben so im geistigen Leben. Auch zur Erzeugung des geistigen Lebens gehört die höchste, geistige Kraft und es soll nicht der Geistliche allein die geistige Frucht hervorbringen, sondern sie in dem Kinde nur anregen. Daher kommt es denn so sehr darauf an, daß er in ihm den rechten fruchtentwickelnden Cipunct trifft."

Liturgik nennt der Vf. „die Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit der Religionsmittel in den öffentlichen Versammlungen der einzelnen Kirchengemeinden:" warum denn nicht deutlicher: die Lehre von den Mitteln zur religiösen Erbauung der Gemeinden? — Auch in diesem Abschnitte ist Vieles überflüssig, Anderes undeutlich, Anderes nicht an seiner Stelle, noch Anderes schief und falsch. Nachdem der Vf. den katholischen Cultus wegen sinnlicher Ueberladung getadelt hat, klagt er den protestantischen also an: „In die andere Einseitigkeit des Cultus gerieth der ultraprotestirende Protestantismus. Indem er die Kunst nur zum Stiefkinde machte, raubte er dem geistigen Elemente des Cultus die weibliche Ehehälfte, und vermag weder durch steife Gebetsformeln und hölzerne Vorlesungen, noch durch einfache Choralgesänge, ja nicht durch eine gute Predigt das etwas nüchterne, unfreundliche Wesen seines Cultus zu verbannen." Wo steht denn geschrieben, daß bei dem protestantischen Gottesdienste die Gebetsformeln steif und die Vorlesungen hölzern seyn müssen? Und will man denn immer noch nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß Alles, was die Sinne beschäfftigt, der nachhaltigen Erbauung hinderlich ist? Diejenigen, welche wirklich erbaut seyn wollen, und für die Erbauung empfänglich sind, begehren keine Schaustücke; darum fühlen sich Viele so wohl in den stillen Conventikeln,

und

und ziehen diese dem Pompe des katholischen Gottesdienstes vor. Gott bewahre uns vor neuen Zierathen an unserem Cultus, nach denen die gaffende Menge ein Mal und zwei Mal schaut, die aber den Zweck des Cultus immer mehr vergessen machen. Wer nicht durch den einfachsten Gottesdienst befriedigt wird, dem nützt überhaupt kein Gottesdienst. — Einen besondern Bet- und Bußtag findet der Vf. nicht für nöthig, weil es sonst nicht an Veranlassung fehlt, Buße zu predigen. Am Bußtage soll aber nicht bloß Buße gepredigt werden, sondern die Gemeinde soll sich im Gefühle ihrer Sündhaftigkeit gemeinschaftlich vor Gotte demüthigen, und ihr Verlangen nach der Gnade Gottes aussprechen. — „Das Todtenfest, spricht der Vf., hat auch keine besondere Würde." Wer versteht aber das, womit der Vf. seine Behauptung rechtfertigen will: „Sein allgemeiner Prüfstein liegt, was den Rückblick auf das Leben und den Tod der Hingeschiedenen betrifft, in dem Erinnerungsfeste an den Tod Christi, mithin im Charfreitage, was den Trost für das Jenseits des Grabes betrifft, in dem Auferstehungsfeste desselben Todesüberwinders." Er scheint die Bedeutung des Todtenfestes nicht richtig aufgefaßt zu haben. Es ist nicht ein Fest des Todes, sondern der Todten. — Den Taufstein will der Vf. aus der Kirche entfernt wissen, weil die Taufe in die Wohnung der Familie, nicht in die Kirche gehöre. Der Täufling wird aber durch die Taufe nicht in die Familie, sondern in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen. — In dem Cap. von der Kleidung des Geistlichen fallen die Bemerkungen des Vfs. in's Kleinliche. Den Chorrock billigt er, welcher in ungeheizten Kirchen auch eine rhetorische Zweckmäßigkeit haben soll. Zu dem Chorrocke setzt er ein weißes Halstuch und einen himmelblauen, weiß eingefaßten Kragen. — Darin, daß das sogenannte Kanzellied wegfallen, und die Abkündigungen nicht auf die Predigt folgen sollen, stimmen wir dem Vf. bei; nicht aber darin, daß nach dem

Segensprechen auf der Kanzel bloß ein schönes Nachspiel den Gottesdienst beschließen solle. Ein solches kann man nicht immer haben; wohl aber einen kräftigen Liedervers, in welchem sich die Gemeinde der Predigt gemäß aussprechen kann. — Daß im Nassauischen noch ein sehr mangelhaftes Gesangbuch im Gebrauche seyn soll, ist befremdend. — Das Gebet soll nach dem Vf. bloß an Gott gerichtet werden, nicht an Christus; wogegen Ref. Nichts einzuwenden hat. — An die eingeführte Agende soll der Prediger gebunden seyn, bis eine neue im Staate besorgt worden; außer in besondern Fällen. Von wem die neue Agende ausgehen solle, hätte wohl besprochen werden sollen. — Die Kindertaufe verwirft der Vf. nicht. Es war aber zu erwähnen, wie sich der Prediger zu verhalten habe, wenn Aeltern die Taufe ihrer Kinder ablehnen, oder zu lange verschieben; welches überhaupt die Frist sei, welche den Aeltern gestattet werden könne, und von wem die dießfalsige Bestimmung abhange. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden dergleichen Fragen sehr dringend werden. — Die Confirmations-Feierlichkeit, wie sie der Vf. empfiehlt, ist ziemlich die gewöhnliche. Das Pfingstfest hält er für den geeignetsten Tag dazu. Die Verbindung des Abendmahls mit derselben billigt derselbe nicht. Ref. meint, daß hierüber sich nicht im Allgemeinen Etwas bestimmen lasse; der Prediger muß auf die besondern Verhältnisse Rücksicht nehmen. — Als Form des Abendmahls will der Vf. „die Austheilung des gebrochenen, schicklicherweise bestimmt geformten Brodes jedes Mal unter zweien und die Hingebung zweier gefüllten Kelche." Warum das Letztere? Der Prediger hat oft Mühe, einen Kelch zu handhaben. Nur ein Mal im Jahre, am grünen Donnerstage soll die Abendmahlsfeier veranstaltet werden, als ein besonderer Gottesdienst. Wie ist das aber möglich bei großen Gemeinden? — Die Beichte soll bloß in einer Ermahnung unmittelbar vor dem Abendmahle bestehen; womit Ref. einverstanden

standen ist. — An der Beerdigung der Verstorbenen soll der Geistliche Theil nehmen. Wenn nur nicht die öffentlichen, feierlichen Beerdigungen zu vielen Aufwand verursachten!

Endlich gelangen wir an den Abschnitt der geistlichen Rhetorik, in welchem der Vf. sich Etwas mehr vor Mißgriffen bewahrt, auch einige Werke anderer Homileten namhaft gemacht hat, die er benutzt zu haben scheint, z. B. Schott's Theorie der Beredtsamkeit. Der Anfang auch dieses Abschnitts ist äußerst gesucht und unklar; weiterhin wird es lichter. Daß die Wahl des Textes frei stehen müsse, ist auch des Refn. Meinung; nicht aber, daß das Thema zuerst, und dann ein angemessener Text zu wählen sei. Wenn man gleich bisweilen durch Umstände und Ereignisse zu einem Thema bestimmt werden kann, so werden wir doch in der Regel durch einen Text, der uns besonders anspricht, auf die Gedanken, welche wir mittheilen wollen, geleitet. Daß alle Texte bloß aus dem neuen Testamente zu nehmen seien, kann Ref. nicht unterschreiben. Manche Stellen des alten Test. greifen sehr tief in's menschliche Gemüth ein; und wir haben uns derselben nicht zu schämen, da das N. T. auf dem alten ruht, und wir vom A. nur so Viel benützen, als sich mit christlichen Ansichten vereinigen läßt. — Wenn der Vf. bloß der synthetischen Predigtform das Wort redet, so setzt er voraus, daß die analytische einen Hauptsatz ausschließt, und der Einheit des Vortrags hinderlich sei. Wenn aber im Texte Einheit ist, warum sollte nicht auch die Behandlung desselben Einheit haben können? — Die Eintheilung der Predigten in philosophische und historische, welche der Vf. aufstellt, hebt er auf der folgenden Seite selbst wieder auf, indem er verlangt, der Prediger müsse „beide Elemente mit einander verbinden." — Was über die Popularität gesagt ist, genügt nicht. Daß man nicht für Stadt- und Landbewohner zugleich passend predigen könne, ist ungegründet. Es gibt genug religiöse und moralische

Ele-

Elemente, welche man beiden Classen genießbar machen kann; und ein einfacher, gebildeter Vortrag befriedigt beide. — Daß der Vf. über Declamation und Action nur Wenig gesagt hat, wissen wir ihm Dank; denn in dieser Rücksicht helfen nicht Worte, sondern ein richtiger Tact und gute Muster. — —

Wir haben lange bei dieser Schrift verweilt, weil der Gegenstand für uns Prediger viel Interesse hat. Was der Vf. geleistet hat, wird aus der vorstehenden Anzeige zur Genüge hervorgehen. Er hat allerdings zu Viel übernommen, sich von den meisten Gegenständen, denen er seinen löblichen Fleiß widmete, noch keine klare Ansicht verschafft, für wissenschaftliche Darstellung den rechten Ton sich noch nicht angeeignet, sich oft mit hohlen Phrasen getäuscht, und an Statt der ruhigen, abgemessenen und gründlichen Durchführung seiner Untersuchungen den Leser oft mit schimmernden Floskeln und unnützen Tiraden ermüdet. Will er uns Geistliche ferner über unsern Beruf belehren, so nehme er uns als prosaische Menschen, welche zwar auch gern dem höhern Fluge großer Geister folgen, aber wenn von einer wissenschaftlichen Erörterung unseres ernsten Berufes die Rede ist, gern auf sicherem Boden stehen.

Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle in der St. Ulrichskirche gehalten von Dr. A. Tholuck. Zweite Sammlung. 1836. 238 S. kl. 8. Hamburg, b. Perthes. 1 Thlr.

In der Vorrede theilt der Vf. Bemerkungen über die Predigt für die Gebildeten in unsern Tagen mit. Er nennt diese Bemerkungen einige Worte; aber sie füllen 27 Seiten, und so sieht man hier, was sich in dem ganzen

Buche

Digitized by Google

Buche bestätigt, daß man es mit Hrn. D. Tholucks Worten nicht genau nehmen darf. Sehr loben muß man es, wenn Prediger, die von Gebildeten gern gehört werden, dieses Thema erörtern, und von dem, was sich bei ihnen in praxi bewährt, die Theorie aufstellen. Ueberhaupt befaßt er sich jetzt auch mit der Theorie der Predigerwissenschaft, wie wir aus seinem literar. Anzeiger sehen. Dort wird von ihm erörtert, was in der neuesten Zeit in Beziehung auf Homiletik und Pastoralwissenschaft geleistet worden, und wir bedauern nur, daß Hr. Th. bei den neuen Benennungen, die er in den Wissenschaften, die er umzugestalten sich beeifert, geltend zu machen versucht, aus dem Grunde in der Regel großes Unglück hat, weil er sich mit dem Lexikon und der Grammatik zu wenig befreundet. So nennt er die Pastoralwissenschaft Pastoralik und man muß gestehen, daß hiernach die verwandten Wissenschaften Homiletik und Pastoralik einander auch im Klange der Endsylbe recht nahe gebracht werden. Aber gibt es denn ein griechisches Wort ποιμαντικός, η, ον, oder ein lateinisches Pastoralicus, a, um? Wenn also Hr. D. Th. diese neue Benennung nicht vielleicht bei seiner umfassenden Kenntniß der verschiedenen Sprachen aus dem Sanskrit zu rechtfertigen weiß, oder aus dem Persischen und Aethiopischen, woraus er schon Manches erläutert hat, so muß Rec. diese neue Benennung für eben so verunglückt halten, als die Benennung der von diesem Gottesgelehrten in der Stelle Röm. 2, 7 zuerst wahrgenommenen Figur Hendiatria. Nämlich Preis, Ehre und unvergängliches Wesen soll in jener Stelle statt die preiswürdigste und ehrenvollste Unvergänglichkeit gesetzt seyn, und diese Figur wird nach der Analogie von ἓν διὰ δυοῖν von Hrn. Th. Hendiatria genannt. Ob die Sache richtig sei, überlassen wir dem Exegeten zu untersuchen. Nur die Benennung Hendiatria müssen wir für Etwas verfehlt erklären, da bekanntlich διά in solchen Fällen den Genitiv erfordert, die

neue

neue Figur also doch wohl ἓν διὰ τριῶν heißen müßte. Solche Wahrnehmungen machen Etwas mißtrauisch gegen das unlängst von Hrn. D. Scheibel (Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche, erstes Heft) über Hrn. Tholuck ausgesprochene Urtheil: „er ist sprachkundig, ermangelt aber gewöhnlich der Logik." Der Zusammenhang unserer Rede gibt, daß wir hier nur die erste Hälfte der Scheibelschen Behauptung in Anspruch nehmen, nämlich die Sprachkunde unseres Vfs., sofern von einer gründlichen Sprachkenntniß die Rede ist: das von dem Mangel an Logik Gesagte begehren wir eben so wenig zu leugnen, als die Beschuldigung, daß Hr. Th. sehr inconsequent sei, welche Scheibel ebenfalls ausspricht. Müßten wir doch diese Anklage als Beurtheiler der uns vorliegenden Predigten zuerst erheben, wenn sie nicht von Scheibel und von vielen Anderen schon erhoben worden wäre.

In der Vorrede nun gibt uns Hr. D. Th. einen Herzens-Erguß über die Kunst, Menschen zu fangen (Halieutik nannte es Hr. Sickel). Das Herz hat ihn beredt gemacht, und er sagt hier manches treffliche Wort. Cum grano salis hält Rec. das meiste Beigebrachte für anwendbar und empfehlenswerth. Daß die Macht des Herkommens in der Form und Abfassungsweise der Predigten ein Grund sei, warum manche nach allen Regeln der Homiletik steif geformte Kanzelvorträge den Gebildeten nicht ansprechen, ist unleugbar. Hr. Th. nennt „das Aschgrau des Abhandlungstones" mancher unserer Prediger mit Recht langweilig, und sehr fein und geschmackvoll können wir's zwar nicht finden, wie er S. XXIII von Predigten spricht, die als Präparate der Studirstuben im langgezogenen Syrupstyle ausgesponnene Abhandlungen wie eine altmodische Schöne auftreten, „in hundert (?) Enveloppen gehüllt, mit dem Fächer in der Hand;" allein wahr ist's doch, daß viele

Pre-

Prediger deßhalb langweilig werden, weil sie sich von den (freilich von ihnen falsch angewendeten) Regeln der Homiletik dergestalt einengen lassen, daß sie nicht sprechen, wie es der Geist, wie es das Herz fordert. Harms hat Recht, wenn er sagt: „die Quelle der rechten Predigt ist der Geist, der heilige Geist, und wer durch ihn predigt, der predigt, wie ich's meine, predigt, wie ich's nenne, durch Zungen." Aber soll darum der Prediger sich, wie man sagt, ganz gehen lassen? Da sei Gott vor! Leider! hat dieß unser Vf., wie wir bald sehen werden, gethan. Hat Harms auch recht, wenn er einschärft: „sechstens, der Prediger spreche nachlässig und incorrect?" Unmöglich, und wir beklagen es sehr, daß Hr. D. Tholuck dieses Gebot des Zungenredners in Kiel, welchen er S. XXIV neben Chrysostomus, Augustinus und Heinrich Müller stellt, doch gar zu treu befolgt hat. Wir werden weiter unten an einigen Beispielen zeigen, daß es Hr. D. Tholuck, als Kanzelredner in der Fertigkeit, nachlässig und incorrect zu sprechen, zur Virtuosität gebracht hat, was freilich für einen akademischen Musterprediger kein sonderliches Lob ist.

Sehr richtig wird ferner bemerkt, daß es Hauptsorge der Prediger seyn sollte, den Zuhörern das Verständniß der heil. Schrift, mit welcher leider! unsere gebildeten Zuhörer so wenig bekannt sind, aufzuschließen. Zeigt denen, die euch hören, die großen Schätze der Weisheit, die in der Bibel enthalten sind, erörtert die zahllosen so interessanten Schriftstellen, und man wird euch mit Vergnügen hören. Ihr werdet um so mehr nützen (wahrhaft erbauen), je besser ihr es verstehet, auf die rechte Weise biblisch zu predigen. Daß zu diesem Behufe das Predigen über längere Abschnitte der heil. Schrift sehr zu empfehlen sei und die Homilie, freilich nur die rechte, welche der Einheit nicht ermangeln darf und die gute Logik eben so nöthig hat, als der synthetische Kanzelvortrag, hohen Werth habe, muß man dem Vf. nicht bloß zugestehen, sondern

Digitized by Google

dern auch rühmen, daß er in allen uns hier vorliegenden Predigten von der Bibel einen trefflichen Gebrauch gemacht hat, wodurch seine Vorträge salbungsvoll geworden sind. Nur sollte des Guten nicht zu Viel geschehen seyn. Bibelstelle an Bibelstelle reihen, dunkele Bibelsprüche ohne alle Erklärung hingeben, wie Hr. Th. oft thut, z. B. S. 215, wo die mehr als dunkeln Worte: „es muß Alles mit Feuer gesalzen werden, gleichwie alles Opfer mit Salze gesalzen wird" ohne einen erklärenden Beisatz angeführt werden, können wir nicht billigen. Rühmen müssen wir aber, daß der Vf. doch auch oft dunkle Ausdrücke durch kurze Einschaltungen recht sehr gut erklärt und zeigt, daß er wohl verstehe, was die Kanzelexegese erfordert.

Auch darin stimmen wir dem Vf. bei, daß Geschichte, Kirchengeschichte insonderheit, kirchliche Formen und Erscheinungen voriger Zeiten, auch wohl Aussprüche heidnischer Weisen (man denke an Paulus), namentlich in Predigten vor Gebildeten, genützt zu werden verdienen. Freilich mit einem Korne Salz und so, daß das kirchliche Decorum nicht verletzt werde. Bei unserem Vf. findet man oft solche Anführungen, die zum Theil' recht zweckmäßig sind, nicht selten sind sie aber anstößig und pöbelhaft. Wer wird auf der Kanzel (s. S. 238) sagen: „in ewigen Zweifeln pampeln," wenn es auch Luther gesagt hat? Wer kann, ohne Anstoß zu geben und unwillkürlich zum Lächeln zu reizen, dem heiligen Chrysostomus (s. S. 91) die Capucinade nachsagen: „der Boden der Hölle wird mit den Schädeln treuloser Priester gepflastert seyn?" Wer solche Citate (und ihrer kommen mehrere vor) rügt, dem sage Hr. D. Tholuck doch nicht, daß ihn (S. XXIII) das Gespenst vom Kanzeldecorum bethöre. Gut wäre es auch gewesen, wenn der Vf. die Männer, die er redend eingeführt, genannt und die Stellen, wo das Angeführte zu lesen ist, in Noten nachgewiesen hätte. Ersteres

geschieht

geschieht nur dann und wann, wie S. 197, wo Spinoza genannt wird: Letzteres geschieht nirgends, was wir um so mehr bedauern müssen, da die Anführungen, welche Hr. Th. in seinem Commentare über das N. Testam. gibt, vielfältig als falsch (mißverstanden, oder, wie man auch gesagt hat, verdreht) sich ausgewiesen haben.

Weiter hat Hr. Th. gewiß das Recht auf seiner Seite, wenn er (S. XVIII) die Forderung aufstellt, daß die aus dem Geiste geborene Predigt den ganzen Menschen ansprechen und zunächst einen Kern der Lehre, Gedanken und Aufschlüsse enthalten müsse. Mit guten Gründen verwirft er das Urtheil von Harms, der geringschätzig von „Lehre und Erkenntnißmittheilung auf der Kanzel spricht und meint, das eigentliche Lehren gehöre in den Confirmandenunterricht. Als ob der Geist nicht täglich wachsen sollte in der Erkenntniß der Heilswahrheiten, und sich der Schul- und Confirmationsunterricht nicht oft nothgedrungen auf die einfachsten Elemente beschränken müßte. Wirklich enthält die Tholucksche Predigt etwas Lehrendes (Didaktisches) und es findet sich hier eine ungleich größere Mannigfaltigkeit mitgetheilter, oft recht guter Belehrungen, als in den Kanzelsermonen der Neuevangelischen, welche nur die Artikel von der Sünde und Satisfaction treiben. Unser Vf. entfernt sich auch als Prediger immer mehr von dieser Partei, ja, er kämpft sogar (S. 191) gegen den „falschen sauersehenden Pietismus," und ruft seinen vormaligen Glaubensgenossen zu: „Ihr, die ihr von dieser finstern Gestalt wisset, o! ihr seid noch nicht in das Heiligthum des christlichen Glaubens eingedrungen." Das glauben wir auch; allein solche und ähnliche Aeußerungen, dergleichen mehrere vorkommen, z. B. S. 150, wo über die Apokalypse recht vernünftig gesprochen und gesagt wird, der Seelsorger könne nicht rathen, dieses Buch vor anderen zum Gegenstande des Nachdenkens zu machen, — wir sagen, solche Aeußerungen müs-

müssen den Parteigenossen des Hrn. D. Th., die ihn zwar noch ihren „Freund und lieben Bruder" nennen, nebenbei aber von „falschen Brüdern sprechen und diese mit vielen andern nicht eben zierenden Epithetis belegen, doch sehr auffallen. Sehr schlimm steht es schon jetzt, denn Hr. D. Scheibel erklärt a. a. O. das Handeln seiner „geliebten brüderlichen Freunde," die ihm in der Lehre vom Sacramente widerwärtig sind (und unsere Leser wissen, daß Hr. Consist. Rath D. Tholuck unter sie gehört) „für das Werk des Teufels, der sich nie mehr als jetzt auch Christen als einen Engel des Lichts darstellt." Nicht „Andersdenkende" kann er sie nennen, sondern, „so fatal es auch klingt, Ungläubige," die mit Jannes und Dambres verglichen werden. Ja, selbst die Benennungen „Ignoranten, Meineidige" müssen die „geliebten brüderlichen Freunde" von Hrn. Scheibel hinnehmen.

Sehr verständig äußert Hr. D. Th. sich S. XIX in kurzen Andeutungen über wahre und falsche Popularität, und unleugbar ist die Forderung, daß der christl. Prediger von dem, was der Rath Gottes zum Heile des Menschen mitgetheilt hat, Nichts verschweigen dürfe. Wir bemerken nur, daß von unstreitigen Geheimnissen des Reiches Gottes, von Lehren, die das Neue Testament unleugbar als allgemein geltende Dogmen auf das Bestimmteste darstellt, die Rede seyn müsse, nicht aber von widerbiblischen kirchlichen Satzungen, nicht einmal von den Lieblingssatzungen der heutigen (nicht immer „sauersehenden") Pietisten, „wir meinen die Erbsünden-Lehre des Augustinus und die anselmische Satisfactionstheorie. Wie es in Beziehung auf beide Puncte jetzt um den Glauben des immer freisinniger werdenden und sich Nichts weniger als gleichbleibenden Hrn. D. Th. stehe, können wir nicht sagen. Daß die Menschen ganz böse seien und die Menschheit einen „verpeste-

pesteten Riesenleib" ausmache, hat er vor nicht gar langer Zeit gelehrt. In dieser Predigtsammlung könnte die Versicherung S. 216: „Alles, was Mensch heißt, trägt einen schwarzen, tiefen Abgrund in sich" allerdings eben so genommen werden; allein in dieser redneriſchen Stelle soll man vielleicht die Worte nicht urgiren, und Hr. Th. kommt bei seiner ungenauen Denk- und Schreibart überall schlimm weg, wenn man es mit seinen (Gedanken und) Worten genau nimmt. Der S. 155 erwähnte vollkommene Gehorsam des Erlösers bis zum Tode könnte möglicher Weise die obedientia Christi *activa* seyn; allein die Stelle ist nicht bestimmt genug und läßt daher auch eine andere Fassung zu. Mit Unrecht mißbilligt aber der Vf. S. XIX die Behauptung „einer immer noch zahlreichen Schule, daß auch der Kreis dessen, was aus dem N. Testam. in den Kanzelvortrag aufzunehmen ist, gar sehr zu beschränken sei." Gibt es denn im N. Testam. gar nichts Temporales und Locales? Mußten diese an einzelne Personen oder Gemeinden gerichteten, vor so vielen Jahrhunderten verfaßten Gelegenheitsschriften nicht Vieles aufnehmen, was nur den nächsten Lesern galt, was in einer spätern, durchaus veränderten Zeit und unter ganz anderen Umständen alle Anwendbarkeit verloren hat, folglich durchaus unpraktisch geworden ist? Gibt es nicht auch im N. Testam. gar manche Stellen, die kein Ausleger, und wäre er, um das Höchste zu sagen, tiefer als ein Tholuck, den Laien verständlich machen kann? Wer nun Alles in unserer Zeit unanwendbar, unpraktisch und unverständlich Gewordene, in seinen Predigten übergeht, sich dagegen an das Allgemeingiltige, Anwendbare und Verständliche hält, der thut sehr wohl. Deßhalb werden die wahren „Mysterien nicht aus dem Buche gestrichen," es wird nicht, wie Hr. Th. nicht eben besonders fein sagt, „das caput mortuum einer sogenannten" (nicht doch, einer wirk-

wirklichen) „einfachen Religion Jesu dem Prediger zu weiterer Breitschlagung übergeben."

Die Predigt, verlangt unser Vf. noch weiter, soll eine doppelte That des Predigers seyn, eine That auf dem Studirzimmer, und abermals eine That auf der Kanzel. Sie soll zwei Mal geboren werden, oder vielmehr erst (auf der Studirstube) gezeugt und dann (auf der Kanzel) geboren. „Es läßt sich nicht aussprechen, schreibt Hr. Th. S. XVI, welch ein Unterschied zwischen der Wirkung einer Predigt Statt findet, welche bloß aus der Erinnerung von der Kanzel herab gesprochen wird — wie trefflich sie auch übrigens seyn mag — und welche dort zum zweiten Male geboren wird in lebendiger Ueberzeugung. — — — Allerdings wäre es wohl zu wünschen, daß Vielen verliehen wäre, des vollständigen Ausarbeitens und Memorirens zu entrathen (? überhoben zu seyn); doch ist dieß nicht durchaus nothwendig. Ist die Predigt ein Mal aus dem Geiste geboren worden in der Studirstube (besser auf der Studirstube, denn diese Stuben sind nur selten par terre), warum soll sie nicht unter des Geistes Anhauche noch ein Mal lebendig entstehen auf der Kanzel? Nur muß freilich die Freiheit bewahrt werden, daß Dasjenige, was, wenn wir, getragen vom Gesammtgefühle, in der Versammlung stehen unter dem Anschauen der andachtsvollen Gemeinde uns nur vom Herrn geschenkt wird, nicht abgewiesen, sondern mit freier Productionskraft eingeordnet werde in die Reihe der früher beschiedenen Gaben. Das bloße Extemporiren bringt überhaupt kein Heil, und am Wenigsten in unseren Tagen vor Gebildeteren. Soll das gesammte Leben und alles Studium Frucht tragen für die Texte, die wir der Gemeinde erklären, wer mag auf die Kraft des Augenblickes so Viel rechnen dürfen, daß alle Mittel, die er besitzt, ihm zu Gebote stehen werden?"

Das zuletzt Gesagte ist gewiß sehr richtig, hebt aber das Vorhergehende größten Theils wieder auf. Eben darum, weil

der

der kenntnißreichste und begabteste Prediger nicht auf die Eingebungen des Augenblicks rechnen darf, weil selbst dem Manne, der mit Zungen redet, in der nicht wörtlich memorirten Rede ein unpassender Ausdruck entschlüpft, haben die größten Kanzelredner das wörtliche Memoriren für unerlaßlich erklärt. Daß es Momente der Begeisterung gibt, wo der Geist treibt, Einzelnes, was nicht in dem Concepte steht, beizufügen, will Rec. nicht leugnen. Ihm kommen auch solche Momente, wo er sich zu Zusätzen getrieben fühlt, aber auch gewiß ist, daß er das Geheimniß der Rede, welches nach Pope's sinnvollem Ausspruche das rechte Wort an der rechten Stelle ist, nicht verfehlen werde. Der akademische Lehrer sollte den jungen Theologen das wörtliche Concipiren und Memoriren zur heiligen Pflicht machen, und das Halten solcher Vorträge nicht, wie hier S. XVII geschieht, eine „Vorlegung abgestorbener Präparate" nennen.

Noch schärft Hr. D. Tholuck (S. XXII) ein: die Predigt sei aus der Gemeinde entstanden, die sonntägliche Predigt sei der Nachhall der Erfahrungen, welche die Wanderungen durch die Gemeinde die Woche hindurch haben machen lassen. „Je mehr die Predigt das Ergebniß hiervon ist, desto individualer, örtlicher, treffender wird sie seyn. Wie sie aus dem Gemeindeleben entstanden ist, so wird sie auch dazu dienen, das Gemeindeleben wieder mehr zu wecken."

Man hat die hier gethane Forderung auch wohl so ausgedrückt: Jede Predigt solle eine Gelegenheitspredigt seyn, und richtig verstanden und auf die rechte Weise angewendet ist hiergegen Nichts einzuwenden. Aber wie leicht ist in diesem Stücke gefehlt, und wie oft, bald aus guter Meinung, bald um Zuhörer herbeizuholen, um Amtsgenossen zu verkleinern, um der rachsüchtigen Erbitterung im Innern Luft zu machen, und was dergleichen unreine Quellen mehr sind? Rec. hat einem Prediger sehr nahe gestanden, dessen Vorträge sämmtlich aus der

der Gemeinde entstanden waren, von welchem man sagte, wer wissen wolle, was die Woche über im Orte vorgegangen sei, brauche nur des Sonntags in die liebe Kirche zu gehen. Die Hausfrau und dienstbeflissenen Freunde und Freundinnen sorgten dafür, daß jede Predigt des wohlwollenden, aber schwachen Mannes recht „individuell, örtlich und treffend" werden konnte. Welche Früchte dieses Abkanzeln getragen, hier Erbitterung, dort Schadenfreude, Hohngelächter, das sich kaum an heiliger Stätte zurückhalten konnte, brauchen wir nicht zu sagen. Die Pfarrklatschen waren im ganzen Dorfe verrufen; honette Leute mieden das Pfarrhaus, um nicht in den Verdacht zu kommen, dieß und das, was in der nächsten Predigt zu einem usus elenchticus dienen könnte, dem Eiferer aus Gott' aber mit Unverstande zugetragen zu haben. Wirklich erschrocken ist nun Rec., S. XXVI das Geständniß unseres Vfs. zu lesen: „Auch sind sie, (diese Predigten) nicht außer der Gemeinde entstanden, sondern aus der Gemeinde. Fast jedes Mal sind die Erfahrungen der vorangegangenen Wochen unter den Gliedern der Gemeinde die Geburtsstätte gewesen, welche die der Predigt zu Grunde liegende Idee erzeugte." Wir sagen Nichts über den verfehlten Ausdruck, Nichts davon, daß die Geburtsstätte als solche nicht die Stätte ist, wo Etwas erzeugt wird, da bekanntlich Zeugen und Gebären zweierlei ist und Unzähliges an ganz anderen Stätten erzeugt wird, als wo es durch die Geburt zum Daseyn gelangt: an solche Dinge stößt sich nicht leicht Jemand, der in den Schriften des Hrn. D. Th. Etwas belesen ist, und der Mensch kann sich an Alles gewöhnen. Nein, wir fürchteten bei dem Lesen dieser Stelle, der Vf. werde in den Fehler des gemeinen Abkanzelns verfallen seyn, er werde diese und jene ihm widerwärtige kirchliche und außerkirchliche Erscheinung seiner Stadt an heiliger Stätte be-

spre-

sprechen, und sich, wie ein verstorbener geistvoller und tiefer Mann zu sagen pflegte, linkhafter Schwenkungen bedienen, um die Prediger und Gottesgelehrten, die das Christenthum nicht nach seiner Weise auffassen, vor der christlichen Universitätsgemeinde zu St. Ulrich als Irrlehrer und gräuliche Wölfe zu denunciren, — vielleicht in der Hoffnung, daß hier Denunciationen mehr Beifall finden, als sie bei der erleuchteten Staatsregierung und bei Recensenten gefunden haben. Leider! hat sich diese Befürchtung nur zu sehr bestätigt, und dieß führt uns zu der häßlichsten Seite dieser Predigten, worüber wir ein ernstes Wort sprechen müssen.

In der sechsten Predigt sucht der Vf. diejenigen zu beruhigen, welche über das ewige Schicksal ihrer nicht im wahren Glauben verstorbenen Angehörigen und Bekannten bekümmert sind. Nach Anlaß der Stelle Luc. 12, 48: welchem Viel gegeben ist ꝛc. wird über diese Materie manches recht Gute gesagt, und man sieht hier unter Anderem, daß Hr. D. Th. nicht schlechthin von dem Himmel ausschließt, sondern die Nathanaelsseelen unter ihnen der göttlichen Barmherzigkeit überläßt. Das ist gewiß das Beßte. Aber so wohl es thut, wenn man liest, wie der Vf. sich hier mit wahrhaft christlicher Milde äußert, so sehr verletzt er im 2ten Theile, wo er von Nathanaelsseelen redet, die unter uns keinen Philippus finden konnten, die das Christenthum nicht selbst erfahren haben. „Von allen solchen Nathanaelsseelen (heißt es S. 90) mit den zum Glauben willigen Herzen, welche sich mitten in der Christenheit nach einem Philippus sehnten, und ihn nicht fanden, wird der Fluch des Unglaubens hinweggenommen und auf euer Haupt gelegt werden, ihr ungetreuen Priester und Lehrer" — so geht denn die Capucinade noch eine Weile fort bis zu der schon oben angeführten Stelle aus Chrysostomus: der Boden der Hölle wird mit den Schädeln treuloser Priester gepflastert seyn, und den Beschluß macht die kräftige Apostro-

phe „und ihr Jünglinge, die ihr Priester des Herrn werden wollet, wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstliches, aber auch ein schwer, schwer verantwortliches Amt. Werdet treue, gläubige Hirten, damit nicht der Fluch aller der Nathanaelsseelen, die ihr an durchlöcherte Brunnen, statt an frische Quellen geführt habt, auf euer Haupt falle!" Wer die ungetreuen Priester und Lehrer sind, sagt der übrige Inhalt dieser Predigt, und aus mehrern andern Stellen dieser Sammlung geht hervor, daß wenn Gott richtet, wie Hr. C.-R. D. Tholuck, mancher Schädel unserem Vf. nahe wohnender Prediger und Theologen zum Pflasterwerke der Hölle dienen wird.

Wie es aber scheint, kommen nicht bloß die Schädel der von dem Vf. hier und anderwärts vorzüglich bekämpften Rationalisten (daß wir uns des viel zu unbestimmten aber einmal recipirten Parteinamens bedienen) zu dieser höllischen Unehre, sondern nach S. 157 scheinen auch die ihrer Meinung nach allein Rechtgläubigen, welche bis dato Hrn. Tholuck noch ihren „geliebten brüderlichen Freund" nennen, nichts Besseres zu erwarten zu haben. Dort heißt es nämlich in einer Predigt über die Lauigkeit im Christenthume: „Lasset es mich gerade heraussagen, es fehlt uns an der Furcht Gottes! Gar manche Prediger theilen das Wort Gottes nicht recht. Sie predigen euch nur die Eine Hälfte. Es wird das Eine Wort Gottes euch gepredigt: Gott ist die Liebe, und das Andere euch verschwiegen: Gott ist ein Licht, in dem keine Finsterniß ist. Es wird das Eine Wort Gottes euch gepredigt: er läßt seine Sonne aufgehen über die Guten und Bösen, und das Andere euch verschwiegen: es ist erschrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Ihr werdet immer nur eingeladen: Kommet, es ist Alles bereitet, und es wird euch nicht zugerufen: Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern. O Freunde, wie zu den Zeiten Ezechiels, des Propheten

pheten, muß der Herr Wehe! rufen über solche falsche Propheten, die da sagen: Friede, Friede, so doch kein Friede ist." So geht es noch fast eine halbe Seite fort. Wer ist hier gemeint? die Rationalisten? Unmöglich, denn wo machten diese sich einer solchen falschen Theilung des göttlichen Wortes schuldig? wo vergäßen sie über der göttlichen Liebe den Ernst Gottes, wo ermahnten sie nicht: Schauet, daß ihr selig werdet? In der Tractätchentheologie aber, in Predigten, wie man sie im Wupperthale hört, auch wohl in manchen Residenzen, da zeigt sich allerdings eine heillose Theilung des göttlichen Wortes, da wird über dem Glauben das Thun vergessen, da findet sich antimoralisches und gotteslästerliches Gewäsch, das den Weltheiland zum Sündendiener herabwürdigt.

In der 13ten Predigt, auf die wir weiter unten noch ein Mal zurückkommen werden, zeigt Hr. Th. die Wahrheit, der Herr ist nicht im Sturme und Ungewitter mit Anwendung auf das Verhalten Gottes zu dem Menschen. Der Redner braust hier S. 182 in folgenden Sturmworten einher: „Und was sind alle Stürme und Ungewitter gegen den Sturm, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen das alte Gemäuer der Kirche anbrauste, daß laut das Hohngelächter erschallte, wenn ein Stein nach dem andern herabstürzte. Nicht war es ein einzelner Theil der Kirche, der hier angegriffen wurde, nicht war es rohe Gewalt, nicht die äußere Drangsal: mitten aus dem innern Schooße der Kirche heraus erhob sich riesenhaft der schrecklichste aller Glaubensfeinde — der Zweifel. Und die zu Pflegern des Heiligthums Bestellten, die waren es, welche die innersten Grundvesten des Gebäudes erschütterten, das 18 Jahrhunderte lang den Pforten der Hölle und dem Sturme der Zeiten widerstanden hatte. Unter den Thronen, unter den Edeln des Volkes, unter den Priestern der Gemeinde Gottes hatte das Werk der Zerstörung seinen Anfang genommen, und in diesen unsern Tagen werdet ihr erst

gewahr, wie es den Weg gefunden hat in die Arbeitsstätte des Handwerkers, in des Landmanns stille Hütte. „Sie hat sich überlebt die Religion des Nazareners" — das war das Losungswort!"

Was doch Hr. Consist.-Rath D. Tholuck für ein Geschichtsforscher ist, was für ein Kritiker auf diesem Gebiete, welche anstaunenswerthe Resultate, bei deren Mittheilung an heiliger Stätte den gläubigen Hörern angst und bange werden muß, weiß er durch das einfache Mittel herbeizuführen, daß er sich an das Pedantische: distingendum est inter — et inter — und abermal: qui bene distinguit, bene docet nicht bindet. Wie er nach S. XXVII das Gespenst der allgemeinen Regeln von Kanzelstyl und Kanzeldecorum gebannt wünscht und (wir haben es schon gesehen und werden es mehr sehen) aus seinen Predigten wirklich verbannt hat, so scheint er auch die Forderungen der richtigen Darstellungen und der gerechten Würdigung geschichtlicher Thatsachen für ein Gespenst zu halten, mit dem er, als mit einem Gebilde des Aberglaubens, im Sturmschritte darauf losgehend, wenig Umstände macht. — Also der Zweifel ist der schrecklichste Glaubensfeind. Jeder Zweifel? auch der aus berichtigter Einsicht und aus einem Zuwachse an gewonnener Wahrheit hervorgeht? Bisher haben wir geglaubt, daß das auf guten Gründen beruhende Zweifeln sehr verständig sei, und daß das Zweifeln mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe zur Wahrheit führe. Welchem Glauben kann denn das Zweifeln reale Nachtheile bringen? Auch dem wohl begründeten? Unmöglich. Eine Glaubenslehre bleibt glaubenswürdig, wenn auch die für sie sprechenden unleugbaren Gründe hier von der Kurzsichtigkeit, dort von dem bösen Willen in Zweifel gezogen werden. Ist es nun gerecht, auf die Zweifler an dem Christenglauben, von welchen hier allein die Rede ist, Sturm zu laufen und ein Ungewitter gegen sie zu erregen, ohne zwischen

Zweif-

Zweiflern und Zweiflern zu unterscheiden? Hatte doch der Aberglaube, der Pietismus und Fanatismus der Männer, die wie unser Vf. im Sturme und Wetter einherbrausten und unter der Firma: Gottes Wort gleichen Unsinn darboten, wie der ist, in welchem die Neuevangelischen alles Heil suchen, und dessen Früchte sich z. B. jetzt zu Königsberg in Preußen zeigen, viele edle Gemüther erst dem Kirchenglauben, dann dem Evangelio selbst entfremdet. „Die zu Pflegern des Heiligthums Bestellten waren es, welche die innersten Grundvesten des Gebäudes erschütterten." Wer hat denn das gethan? Die deutschen Theologen? Diese waren es ja, welche das Heiligthum des Christenthums gegen den von auswärts hereindringenden Unglauben nachdrücklich in Schutz nahmen, was sie freilich nöthigte, Manches, das bisher als ein Heiligthum gegolten hatte, aufzugeben. Und mußten nicht die Fortschritte in den Wissenschaften großen Einfluß auf die Umgestaltung der Theologie haben? Aber wer in der Theologie Etwas aufgibt, das sich im Lichte der in andern Wissenschaften gewonnenen ganz unstreitigen Resultate nun einmal nicht mehr halten läßt, ist der ein Frevler? Gibt er nicht vielmehr der Wahrheit die Ehre und leistet der Gottesgelahrtheit dadurch einen realen Dienst, daß er sie mit der Gesammtwissenschaft aussöhnt? — Solcher Alles unter einander werfenden Anklagen, solcher Verleumdungen und Lästerungen sollte ein Professor der Theologie sich schämen; aber sie sind gar nicht übel als Mittel, der akademischen Jugend den Geist der Unduldsamkeit und des Richtens und Verdammens einzuhauchen.

In der 16ten Predigt sagt der Vf. S. 226 in einer zum Abschreiben zu langen Tirade unter Anderem: „Einst kehrte der Zweifel wohl in das Herz derjenigen ein, welchen die tiefere Kenntniß der heiligen Urkunde verschlossen war, jetzt, o wehe der Zeit! sind die Haushälter (so schreibt Hr. Th. das oft vorkommende Wort immer) der Geheimnisse Got-

Gottes zweifelhaft geworden, ob sie Geheimnisse Gottes zu verwalten haben! Und es kommt wohl der Fall vor, daß der vom Zweifel gequälte Laie, wenn er am Herzen seines geistlichen Hirten die Ruhe sucht, mit zerrissener Brust von Dannen gehen muß." — Also in der guten alten Zeit der Rechtgläubigkeit wußten die Hirten Nichts vom Zweifeln hinsichtlich der Geheimnisse des Reiches Gottes? Aber hat denn Hr. Th. nicht die Klagen Luthers über die ihn plagenden Zweifel, die ihn in Gefahr gebracht, nicht nur Christum, sondern selbst Gott zu verlieren, gelesen? Doch wir können nicht länger bei diesen Zelotenstellen der ungerechtesten und unverschämtesten Verdammungssucht anders Lehrender, als es unser Vf. gut findet, verweilen. Ihrer kommen noch viele vor; wir fragen nur, ob denn Hr. Th. im Ernste glaube, dadurch die Sache des Evangeliums zu fördern, und ob nicht jeder Wohlgesinnte, welchem dogmatischen Systeme er auch zugethan seyn mag, sich durch solche Capucinaden, deren Herold es ganz augenscheinlich darauf anlegt, seine nächsten Amts- und Berufsgenossen um das Vertrauen der Gemeinde zu bringen, verletzt fühlen muß? Mehrere dieser Anklagen, die wir nicht angeführt haben, sehen ganz so aus, als habe irgend Etwas, das ein College gelehrt, irgend eine Aeußerung eines Predigers der Stadt, die Hr. Th. selbst vernommen, oder die ihm zugetragen worden, den Ausfall veranlaßt, und die schon oben angeführte Versicherung des Vf's., daß seine Predigten aus der Gemeinde entstanden, bestätigen diese Vermuthung. An mehrern Orten äußert der Vf. den Wunsch, die Zeiten des Pietismus möchten wieder kommen, z. B. S. 84, wo es heißt: „daß wir Lehrer der Wissenschaft auch ein Vorbild gäben einer echten Frömmigkeit, die in aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht den Ruhm vor den Menschen sucht, sondern die Verherrlichung Gottes und der Wahrheit, daß wir

auch

auch ein Vorbild gäben treuen, gewissenhaften Fleißes, christlicher Liebe unter einander" (die sich, erlauben wir uns hinzuzusetzen, nicht ungebehrdig stellt und die Collegen nicht von der Kanzel herab denuncirt), „hingebender brüderlicher (väterlicher) Liebe zu euch, und daß ihr Jünglinge Timothei wäret, — verbunden — durch Freundschaft im Herrn, durch gemeinsames Ringen nach dem Glauben. Nicht ein leeres Schattenbild stelle ich euch auf, einst war es so unter Lehrern und Lernenden, und zwar gerade an dieser Universität! Kaum liegt ein Jahrhundert zwischen jener schönen Zeit der Kirche und der gegenwärtigen!" Aber war denn in jener schönen Zeit das Verhältniß der hallischen Theologen zu Thomasius, gegen den sie den fiscalischen Proceß einzuleiten sich bemühten, „zu Wolf, dessen Vertreibung aus Halle sie zu bewirken wußten (sie hatten mehr Glück, als gewisse Rechtgläubigkeitshelden anno 1830) wirklich so liebevoll, oder lebt vielleicht Hr. D. Tholuck des Glaubens, es schade der brüderlichen Liebe Nichts, wenn man ad majorem Dei gloriam den leider! irrgläubigen Collegen um seine bürgerliche Ehre und um sein Amt bringt? War es denn christliche Liebe, was in jener schönen Zeit den D. Olearius bewog, in der Kirche zu U. lieben Frauen allsonntäglich die theologische Facultät von der Kanzel zu werfen und das öffentliche Anklagen derselben so tapfer und lustig zu treiben, daß er von dem dermaligen Universitätspfarrer zu St. Ulrich, Hrn. C.-R. D. Tholuck höchstens erreicht, aber doch nicht übertroffen wird? War es denn christliche Liebe, was die Zerwürfnisse in der theolog. Facultät, die besonders Lange veranlaßte, herbeiführte, von denen man auswärts bald Viel erfuhr, was freilich die frommen Männer nicht sonderlich recommandirte? Gab denn Liebe und nichts als Liebe dem ꝛc. Lange die Machinationen gegen Baumgarten ein, von welchen in Semlers Vor-

reden

reden zu Baumgartens Nachlasse zu lesen ist? Und wie benahmen sich denn die Timothei, welche „in jener schönen Zeit der Kirche" zu Halle gebildet worden? Das Anfeinden der Nichtpietisten hatten sie auf der Fridericiana meisterlich gelernt. Die theologische Facultät zu Rostock konnte in dem im Jahre 1704 verfaßten und bald veröffentlichten Bedenken (ob die Pietisterei eine Fabel sei?) unter andern folgende Aeußerungen hallischer Pietisten anführen: „ein Prediger der nicht wiedergeboren und gründlich fromm sei, sei kein wahrer Prediger, sondern ein Wolf und ein Miethling. Seine Gaben zu predigen, zu absolviren und die Sacramente zu administriren, seien nicht von Gotte, sondern von der bloßen Natur, oder wohl gar vom Teufel. Gott habe Nichts mit einem solchen Prediger, er möge so heilig aussehen, als er wolle, zu schaffen; daher sei von seiner Arbeit im Predigen und anderen Amtsverrichtungen kein Segen, sondern lauter Fluch zu erwarten, deßwegen sollte man einen Prediger, von dessen Frömmigkeit man nicht versichert sei, gar nicht hören, sondern wie einen Wolf fliehen und meiden" gerade diese Grundsätze predigt Hr. Th., wenn nicht ῥητῶς, so doch κατὰ τὴν διάνοιαν. Er drückt sich Etwas feiner aus, wie es die Klugheit und jetzige Sprechweise fordert. Aber der Sinn und Geist ist derselbe, und daher ist zu fürchten, daß die echten Jünger dieses Meisters eben solche intolerante Eiferer, eben solche Friedensstörer unter Amtsgenossen, eben solche Sectirer, die Israel verwirren, seyn werden, wie die Timothei, welche in der schönen Pietisten-Zeit zu Halle die Schule gemacht.

Unser Vf. sagt S. 128: „ein großer Theolog unserer Zeit hat den Ausspruch gethan, daß in der Andacht christlicher Gemeinde des Zweifels derer, die draußen sind, auch nicht ein Mal gedacht werden müsse" (müsse? l. dürfe). Das mag wohl Schleiermacher geäußert haben, und Hr. Th. macht gegründete Einwendungen dagegen. Hätte er aber nur von seinem

nun Lehrer (irren wir nicht, so hat die berliner Universität die Ehre, Hrn. Th. gefertigt zu haben) gelernt, sich aller gehäs-sigen Polemik auf der Kanzel zu enthalten, hätte er sich hierin Spenern, der ein ganz anderer wirklich großer Theolog war, als der jetzt oft sogenannte große Todte in Berlin, zum Muster genommen, so würde ihn die Schmach nicht treffen, die Hr. D. Scheibel (Mittheilungen ꝛc. erstes Heft) den Neuevangelischen, welche wider das echte Lutherthum sind, durch die Bemerkung anthut, daß namhafte arge Rationalisten es mindestens in dieser Angelegenheit „an echter evangelischer Gerechtigkeit" nicht haben fehlen lassen.

Ueber die einzelnen Predigten dieser Sammlung unsere Kritik nach anderen Seiten hin zu verbreiten, verbietet der Raum. Wir bemerken also nur, daß große Inconsequenzen und arge Widersprüche in den einzelnen Behauptungen, Gemeinheit, Geschmacklosigkeit, Mangel an Correctheit in der Darstellung dem Leser oft begegnen, und daß der Vf. das Frappante und Paradoxklingende darum zu lieben scheint, weil sich damit Effect machen läßt. Wir thun noch einige Blicke in diese Predigten, um Belege für unsere Behauptung zu finden. Und da brauchen wir nicht lange zu suchen.

Die zweite Predigt hat zum Thema: So viele ihrer verloren gehen, die gehen verloren in der Zeit und Ewigkeit, nicht durch Gottes, sondern durch ihren eigenen Willen. Darüber wird recht viel Gutes gesagt; allein S. 15 liest man: „indem ich nun am heutigen Tage hierüber (über den oben angegebenen Satz) sprechen will, lasset mich voran schicken, daß wahrscheinlich, und zwar möchte ich fast sagen leider! kaum Einer unter uns dürfte gefunden werden, der jenen Glauben (an das absolutum decretum) in allen Stücken theile (theilte), auch unter denen kaum Einer, welche ursprünglich der reformirten Kirche angehören." Was soll hier das „Leider!" da ja die Lehre von dem unbedingten Rathschlusse Gottes in

Be-

Betreff der Erwählung und Verwerfung mit Recht als ein widerchristlicher Irrthum dargestellt wird? Hr. Th. meint, der große und hohe Ernst, die tief im Staube anbetende Verehrung der göttlichen Allmacht, Gerechtigkeit und Weisheit Gottes, die man bei der Mehrzahl der Particularisten finde, sei unsern Zeitgenossen durchaus fremd, darum müsse man wohl leider! sagen, wenn man von dem Verschwundenseyn des Particularismus spreche. Aber hat das Aufgeben dieses gotteslästerlichen Wesens nicht hauptsächlich darin seinen Grund, daß richtigere Begriffe von Gotte allgemeiner verbreitet sind? und hätte das Verschwinden eines Irrthums auch in einer übrigens fehlerhaften Richtung der Zeit seinen Grund, so ist doch dieß etwas Gutes, daß der Irrthum verschwunden ist. Welcher Redner, der sich nicht in einem Odem widersprechen will, darf nun sagen: über einen schrecklichen Irrthum will ich heute zu euch sprechen, der leider (leider, sage ich!) heute zu Tage fast verschwunden ist?!

In der 7ten Predigt wird gezeigt, die Heiligung sei ein Quell (eine Quelle, denn die Heiligung ist ein Feminin) des Friedens auf Erden und ein Quell (eine Quelle) des Friedens im Himmel. Echte herzliche Worte am Anfange eines neuen Semesters, denen es nicht zum Vorwurfe gereichen kann, daß Hauptgedanken in andern bei diesem Anlasse von dem Vf. gehaltenen und gedruckten Predigten sich hier wiederholen. Aber Hr. D. Tholuck wird hier tief und tritt als Reformator auf; und da hat er in der Regel nicht sonderliches Glück, wo sich auch seine reformatorische Thätigkeit, die, wie wir in der allgem. Kirchenzeitung lesen, America anerkennt, äußern mag. Hören wir ihn. Er fragt S. 94: was ist heilig? und antwortet: „Ihr lerntet in euern Schulen, heilig ist derjenige, welcher das Gute liebt und das Böse verabscheuet. Eine ziemlich arme Erklärung, und doch eine gar reiche, wenn ihr sie nur recht versteht.“ Was sollen wir hier-

hierzu sagen? Ist die Erklärung ziemlich arm, so kann in ihr nicht Alles liegen, was in ihr liegen sollte, und dann ist sie unrichtig. Gleichzeitig soll nun aber diese Erklärung eine gar reiche seyn; da muß sie Alles hinlänglich, ja reichlich enthalten, was sich gehört, sie muß vollkommen richtig seyn. Wer kann nun das tholucksche Paradoxon billigen: eure Erklärung ist ziemlich arm (unvollständig, also unrichtig) und dabei eine gar reiche (eine vollständige, also richtige), wenn er nicht den Grundsatz aufgeben will: eine Sache kann nicht zu gleicher Zeit (richtig) seyn und nicht seyn? Aber der Schlüssel liegt in dem Beisatze, „wenn ihr sie nur recht versteht." Wir meinen, das verstehe sich von selbst, und der trefflichsten Definition könnte es nicht zu Vorwurfe gereichen, daß sie nicht befriedigt, wenn man sie nicht recht versteht. Doch der Vf. behauptet, in jener Erklärung liege nicht Alles und redet noch ein Langes und Breites darüber hin und her, was unsere Leser selbst nachlesen mögen, wenn sie an einem Beispiele sehen wollen, was es heiße, in Nichts sagenden Phrasen sich so lange herum zu drehen, bis es den Anschein gewinnt, der Sprecher habe Etwas, ja etwas Rechtes und Tiefes gesagt. — In der Eschatologie scheint der Vf. seine besondern Meinungen zu haben. Wir lesen nämlich in derselben Predigt S. 102: „dieses Auge (das leibliche) wird längst vermodert seyn im Grabe, wenn meine Augen des Geistes den Herrn sehen werden." Also erst dann hofft Hr. Th. zum Schauen Gottes (das heißt doch wohl zur Seligkeit des Himmels) zu gelangen, wenn der Leib vermodert ist? Da stand es doch besser um den Schächer, welchem der sterbende Erlöser die Versicherung gab: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn.

Auffallen muß die im Eingange der 9ten, an einem festlosen (so sagt der Vf.) Tage gehaltenen Himmelfahrtsfestpredigt stehende Aeußerung: „Es ist zu bedauern, daß die Ordnung

nung des Gottesdienstes für dieſe Gemeinde gerade die Feſttage für euch leer ausgehen läßt." Das ſind für Rec. ganz ſinnloſe Worte. Dieſe Gemeinde war doch wohl die, zu welcher der Vf. eben ſprach: wie kann die Ordnung des Gottesdienſtes für dieſe Gemeinde (alſo doch wohl die Einrichtung, daß in dieſer Gemeinde die chriſtl. Feſte gehörig gefeiert werden) die Feſttage für dieſelbe Gemeinde leer ausgehen laſſen? Hier muß ein Druck- oder Schreibefehler ſeyn. Denn von den chriſtl. Feſten überhaupt kann der Vf. nicht ſprechen, da er ja in dieſer Sammlung eine Weihnachtspredigt gibt (es iſt die 12te). Iſt alſo in obiger Stelle nur (wie ſo oft) der Ausdruck verfehlt und wird in der akademiſchen St. Ulrichskirche zu Halle bloß das Himmelfahrtsfeſt nicht gefeiert? So ſcheint es wirklich, da ſich der Vf. genöthigt geſehen, die Himmelfahrtspredigt an einem feſtloſen Tage zu halten. Aber wie kann das der akadem. Kirchenvorſtand, woran es doch bei der preiswürdigen Ordnung im preußiſchen Staate nicht fehlt, dulden? Der Vf. hat den Feſttext Apoſtelgeſch. 1, 1—14 zum Grunde dieſer ſehr gemüthlichen und anſprechenden Predigt gelegt und verweilt bei fünf erquickenden Gedanken, auf welche dieſe Geſchichte leitet, 1) die Stätte ſeines Scheidens, die Stätte ſeines Leidens; 2) verhüllet iſt ſein Anfang, verhüllet iſt ſein Ausgang; 3) der Schluß von ſeinen Wegen iſt für die Seinen Segen; 4) er iſt von uns geſchieden und iſt uns doch geblieben (wo bleibt da der Reim?); 5) er bleibt verhüllt den Seinen, bis er wird klar erſcheinen. Hier iſt alſo das Thema in Reime gebracht, der Vf. zeigt aber, daß er ſich nie und nirgends genirt. Sub 4) hat ſich der Reim nicht finden wollen, und da erſcheint dieſer Theil reimlos, was recht gut dazu paßt, daß der Tag der Feſtpredigt ein feſtloſer war. Oft webt Hr. Th. Liederverſe ein, was wir gar nicht mißbilligen, da ein bekannter kräftiger Liedervers auf die Zuhörer wohl eben ſo wohlthätig

thätig wirkt, als ein Bibelspruch. Mehrere der hier angeführten Strophen sind recht gut, andere dagegen geschmacklose Reimereien und frömmelnder Klingklang, z. B. S. 118. 120.

Originalität zeigt sich in der Weihnachtspredigt (der 12ten), wo über 1 Kön. 19, 1—13 die Wahrheit: der Herr ist nicht im Sturme und Ungewitter, sondern im sanften, stillen Säuseln" mit Bezuge auf die Erscheinung des Heilandes der Welt betrachtet wird, und zwar 1) mit Bezug auf seinen Eintritt in die Welt; 2) mit Bezug auf seinen Durchgang durch die Welt; 3) mit Bezug auf seinen Ausgang aus der Welt. Alles dieß wird sehr kurz behandelt, am Kürzesten (was man auch in mehrern andern dieser Predigten findet) der dritte Theil, der überdieß so wenig, als der zweite, festgemäß ist.

Ueber denselben noch ein Mal in extenso abgedruckten langen Text ist die folgende 13te Predigt gehalten. Es wird darin in Bezug auf die Menschheit und die christliche Kirche im Großen und Ganzen, dann in Bezuge auf jeden Einzelnen gezeigt 1) daß der Herr im Sturme und Ungewitter ist und kommt; 2) daß er eigentlich kommt im sanften Säuseln. Wieder ein Paradoxon, das Effect gemacht haben wird. Hier haben wir ein gewiß und wahrhaftig Statt findendes Kommen des Herrn, das doch zugleich kein eigentliches Kommen ist, sondern nur ein quasi Kommen. Recht gut, daß dem Prediger an heiliger Stätte keine Einrede gemacht werden darf und daß Hr. Th. christgläubige Zuhörer hatte, die an das Schwebeln und Nebeln gewöhnt sind. Ein heidnischer Cotta (s. Cicero de naturâ Deorum I, 26.) hätte sich wohl die Freiheit genommen, zu erklären, daß er sich bei dem Gleichsamkommen des Tholuckschen Gottes nicht viel Mehr denken könne, als bei dem quasi corpus und quasi sanguis heidnischer Gottheiten.

Stellen, wie S. 104: „Auch dort werden wir Kirche halten, ja, dort werden wir erst recht Kirche halten, wer-

werden wir Kirche halten in Ewigkeit, und war in der Kirche des Herrn auf Erden seine Heimath, der wird sie im Himmel finden;" erinnern an Dräseke, andere an Harms, nur daß beide eben genannte Männer sich nicht die sprachlichen Licenzen erlauben, die sich Hr. Th. gestattet. Nach ihm kann man sagen: ich thue Etwas wissen, ich thue Etwas thun u. dergl. Er schreibt S. 211: „Wissen thun sie es freilich Alle, die weithin in der Christenheit wohnen, aber ob sie es auch glauben?" Nach S. 146 gibt es ein Denken in der Hand, denn es heißt dort: „Und die Heilsgedanken sind in starker Hand. In dem Satze S. 142: „Wenigstens ist sie (die Noth) es gewesen, welche die Kunst des Gebets, wenn nicht erfunden, doch mächtig gefördert hat," muß nach „wenn" „auch" eingesetzt werden, oder es wird nicht gesagt, was der Vf. sagen will. Auch flüssige Körper muß man in Halle zerdrücken können, denn S. 138 ist drei Mal von zerdrückten Thränen die Rede. Dort gibt es nach S. 118 ein zerknicktes Leben. Auch gehören die halleschen Särge, die mit ihren vier engen Wänden (S. 113) den Leichnam umschließen, gewiß unter die Merkwürdigkeiten. Haben denn diese Särge nicht auch einen Boden und Deckel? Nach dem Zusammenhange der Stellen scheinen diese Särge bei Beerdigung der Reichen gebräuchlich zu seyn und schon bei Lebzeiten der Todtkranken am Sterbebette zu stehen. Lispelnde Würmer (S. 217) kennt Rec. nicht.

Doch genug. Man kann es nur beklagen, daß Herr Consist.-Rath Tholuck bei seinen Rednertalenten sich zu sehr gehen läßt und in seiner Jugendbildung vernachlässigt worden ist. Was könnte er leisten, wenn es seinen vielseitigen Kenntnissen nicht überall in den Elementen allzusehr fehlte! Das in der Schulbildung Versäumte läßt sich später nur mit großer Mühe unvollkommen nachholen. Da ihn aber bei allem Mangel an Folgerichtigkeit im Denken und an Correctheit in der

Dar-

Darstellung doch, wie es scheint, Viele gern hören, so würde er immer segensreich wirken, wenn er nur das gottlose Richten und Verdammen lassen könnte. Ist er denn in diesem Stücke ganz unverbesserlich?

Epistolam vulgo ad Hebraeos inscriptam non ad Hebraeos, id est Christianos genere Judaeos, sed ad Christianos genere gentiles et quidem ad Ephesios datam esse demonstrare conatur *Eduardus Maximilianus Roeth*, phil. Dr. et AA. LL. M. Frankfurt a. M. bei Schmerber 1836. VIII. u. 208 S. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es würde Recn. zu weit führen, und seinen kritischen Grundsätzen widersprechen, von einer gelehrten Forschung, wie die vorliegende, die zwar einen Etwas schwerfälligen Gang verfolgt, aber dafür sich durch Selbstständigkeit und Gründlichkeit auszeichnet, einen Auszug zu geben, oder sich auf ein gelehrt klingendes Gerede über die verschiedenen Vermuthungen über Ursprung u. s. w. des Hebräerbriefes einzulassen, die neuerdings durch Böhme, D. Schulz, Bleek, Hug u. A. aufgestellt worden sind. Unsere Aufgabe kann vielmehr, wie auch der Vf. S. III der Vorrede und S. 263 am Schlusse des Werkes selbst wünscht, nur seyn, die neue Ansicht, die hier geltend gemacht wird, zu prüfen; und wenn wir in der Hauptsache dieser Ansicht nicht beistimmen können, so soll dieselbe bei einer so verwickelten kritischen Frage, wie die über Ursprung und Zweck des Hebräerbriefes immer bleiben wird, keineswegs als unhaltbar dargestellt, viel weniger der sonstige sehr lehrreiche Inhalt der ganzen Schrift verkannt werden.

Was

Was nun zuvörderst das Endresultat dieser kritischen Untersuchung, wie es schon der Titel kürzlich bezeichnet, anlangt, so hat der Vf. dasselbe am Schlusse seiner Schrift kürzlich in folgenden Worten zusammengefaßt: Epistola vulgo Pauli ad Hebraeos inscripta ab Apollo Ephesiis anno 67 p. Chr. n. Corinthi data est ad confirmandam debilitatam Ephesiorum spem regni Messiani. Es läßt sich von selbst erwarten, daß es, um ein so bestimmtes und umfassendes Resultat zu gewinnen, einer großen Reihe mehrfacher Combinationen bedürfen werde; und wirklich zeigt der Vf. eben so vielen Scharfsinn im Combiniren, als Bescheidenheit im Urtheile, indem er nur von Wahrscheinlichkeit seiner Ansicht spricht, und sie der freien Prüfung anheimgibt. Um nun den Leser von Vorn herein auf dieses Resultat vorzubereiten, sucht der Vf. zunächst die Gründe für die herkömmliche Annahme, daß der Hebräerbrief an Judenchristen und zwar palästinensische, geschrieben sei, zu widerlegen. Rec. theilt diese Ansicht eben so wenig; er hat schon früher die Vermuthung ausgesprochen, und wird an diesem Orte darauf zurückkommen, daß unser Brief seinem Hauptinhalte nach an gewesene Juden und Judenchristen gerichtet sei, welche zu dem freieren Pauliner-Christenthume übergetreten, aber durch mehrere Zweifel veranlaßt im Begriffe waren, zu ihrem ursprünglichen Glauben zurückzukehren. Indem wir daher einer Seits dem Vf. beistimmen, daß die äußeren Zeugnisse für die gewöhnliche Annahme Nichts entscheiden können, und daß daraus, daß Tempel- und Opferdienst hier so ausführlich und noch als bestehend geschildert zu werden scheinen, nicht folge, die Empfänger des Briefes seien Palästinenser oder wohl gar jerusalemische Judenchristen gewesen (denn auch auswärtigen Juden und Judenchristen mußte jener Cultus bekannt seyn, Theils aus dem A. T., Theils aus dem beständigen Verkehre, den sie mit ihrem Vaterlande, insbesondere mit der heiligen Stadt, unterhielten); indem wir

dieß

dieß gern zugeben, leugnen wir anderer Seits eben so entschieden, daß eine so genaue Beziehung auf den jüdischen Tempel- und Opferdienst für geborene Heiden verständlich und zu ihrer Belehrung geeignet gewesen sei. Sonderbarer Weise dreht der Vf. diesen Beweis S. 11 um, und meint, daß aus dieser so ausführlichen Schilderung eher folge, die Leser seien damit noch nicht bekannt gewesen. Allein man darf nur einige jener Stellen, in denen vom Hohenpriester (2, 17 u. a.) u. s. w. die Rede ist, unbefangen ansehen, und man fühlt sogleich, daß der Verfasser dieses Briefes nicht an ein „copiose res illas describere," sondern an eine bloße Anwendung oder Beziehung des so Geschilderten gedacht hat. Wenn Hr. R. ferner bemerkt, daß auch in den übrigen pauliniſchen Briefen häufige Erwähnung jüdischer Vorstellungen sich finde, und man folgerichtig behaupten müßte, auch diese wären ad Hebraeos geschrieben, so übersahe er den wichtigen Umstand, daß die meisten Gemeinden, an welche Paulus schrieb, gemischte Gemeinden waren, d. h. aus Christen bestanden, welche entweder geborene Heiden oder gewesene Juden und solche Judenchristen waren, die das Pauliner-Christenthum angenommen hatten, und demnach mit jenen Vorstellungen bekannt waren; abgesehen davon, daß zwischen einer gelegentlichen Berührung und einer planmäßigen Durchführung gewisser Ideeen, wie erstere sich in den pauliniſchen Briefen, letztere im Hebräerbriefe findet, wohl unterschieden werden müsse. Offenbar irrig ist daher die Meinung des Vfs. S. 13: et tamen epistolae illae (Paulinae) ad gentiles scriptae sunt.

Glücklicher ist dem Vf. der gegen Hug geführte Beweis gelungen, daß unser Brief nicht an eigentliche, am Wenigsten an paläſtinenſiſche Judenchristen gerichtet seyn könne. Er theilt uns zu diesem Zwecke eine sehr lehrreiche, aus den jüdischen Quellen unmittelbar geschöpfte und das bekannte bertholdtische Werk Theils ergänzende, Theils berichtigende Darstellung

Digitized by Google

über die messianischen Vorstellungen der Juden mit, zeigt dann den wesentlichen Unterschied des Juden- und des Pauliner-Christenthums, woraus sich ergibt, daß die Judenchristen, wie bekannt, ihrem jüdischen Cultus völlig treugeblieben waren, und schließt folgerichtig, daß der Brief an Judenchristen, die zum Judenthume hätten zurückkehren wollen, nicht gerichtet seyn könne. Hier stehen wir nun aber an dem Puncte, wo sich die von uns oben angedeutete Vermuthung wie von selbst darzubieten scheint. Bestanden bekanntlich zur apostolischen Zeit die Gegensätze des Judenchristenthums (des strengeren und gemäßigten) und des Heiden- oder Pauliner-Christenthums, so gehörten zu letzterem nicht bloß geborene Heiden, sondern auch Juden, welche die freieren durch Petrus und Paulus geltendgemachten Grundsätze angenommen, und Judenchristen, welche sich später von den strengen Judenchristen getrennt und an die Heidenchristen angeschlossen hatten. Daß nun unser Hebräerbrief im Wesentlichen nach paulinischen Grundsätzen verfaßt, daß dieses Gefühl schon in den ersten Jahrhunderten Veranlassung wurde, Paulus selbst für den mittelbaren oder unmittelbaren Verfasser zu halten, und daß es noch Ursache ist, warum man fast allgemein einen Pauliner als Verfasser annimmt, bedarf nicht erst unserer Erinnerung. Es fragt sich nun erstens, ob der Brief an eigentliche Judenchristen, die zum Judenthume zurückkehren wollten, gerichtet sei, und dieß leugnet Hr. R. mit Recht. Er hätte hier schon als Grund hinzufügen können, daß, da zwischen den strengen Judenchristen und den Paulinern wahrer Parteihaß, zwischen diesen letzten und den gemäßigten Judenchristen aber dauernde Spannung Statt fand, es schon an sich unwahrscheinlich ist, daß der Vf. unseres Briefes, der, wie der Ton des ganzen Schreibens und namentlich die letzten Capitel beweisen, in dem freundschaftlichsten Verhältnisse zu denen, an welche er schrieb, stehen mußte, ein Pauliner, die Empfänger desselben aber Judenchristen gewesen

wesen seyn sollten. Judenchristen, welche bereit waren, in völligen Unglauben zu gerathen (3, 12 ff.), und sich von dem Bekenntnisse Christi loszusagen (12, 25), oder zu dem Judenthume zurückzukehren, nachdem sie lange Christen gewesen waren (5, 12 ff. 6, 4 ff. 10, 32 ff.), würden am Wenigsten von einem Pauliner eine solche Ermahnung angenommen haben; auch würde wohl nicht leicht ein Pauliner in ein solches Verhältniß zu ihnen gekommen seyn, um sich von einem solchen Schreiben einen glücklichen Erfolg, dessen unser Verfasser ganz gewiß zu seyn scheint (12, 1 ff. 13, 22), versprechen zu dürfen. An eigentliche Judenchristen ist also der Hebräerbrief nicht gerichtet.

Es fragt sich nun zweitens, ob derselbe an reine Heidenchristen gerichtet sei. Diese seine Ansicht sucht Hr. R. mit der *lobenswerthesten* Gründlichkeit darzuthun. Im neunten Capitel setzt er weitläufig (S. 149—187) auseinander „epistolae argumentum ordinemque sententiarum," und theilt mehrere feine exegetische Bemerkungen mit; das Resultat ist abermals, daß ein Brief dieses Inhaltes an Judenchristen, die zum Judenthume hätten zurückkehren wollen, nicht könne gerichtet seyn. Der Vf. bringt dabei gelegentlich S. 214 einen Gegenstand zur Sprache, der für uns besonderes Interesse hatte. Rec. hat an einem anderen Orte das Verhältniß der neutestamentlichen Schriften zum Juden- und Pauliner-Christenthume ausführlich zu beleuchten gesucht; er hat namentlich den judenchristlichen Charakter des Evangeliums Matthäi, sowie den antijudenchristlichen, pauliniſchen des Johannes, nachgewiesen. Seltsamer Weise hat unter den höheren Autoritäten, so viel ihm bewußt, nur der redliche Wahrheitsfreund und bedachtsame Forscher, der nun sel. D. Schott, diese Durchführung richtig zu würdigen und gehörig zu benutzen verstanden (in der Isagoge). Auch Hr. R. spricht von dem Verfasser des ersten Evangeliums, als eifrigem Anhänger des Ju-

denchristenthums, er nennt dieses Evangelium geradezu librum insensissimi in Paulinam partem animi plenum, der (wir können die Worte nicht anders verstehen) Jesu antipaulinische Grundsätze in den Mund gelegt, und so die Proselytenmacherei des Paulus (S. 215), so wie seine Lehren von der Ungiltigkeit des mosaischen Gesetzes, der Allgemeinheit des Himmelreiches u. s. w., habe wollen „insensissime perstringere." Seine Ansicht würde sich gewiß anders gestaltet haben, wenn er gewußt oder bedacht hätte, daß das Christenthum mehrere Jahre hindurch nach seiner ersten Einführung reines Judenchristenthum (wie die Apostelgeschichte beweis't) war, und auch nur als solches Eingang finden konnte, daß mithin dieser anfängliche Charakter desselben wirklich auf den Lehren seines Stifters beruhen mußte. Gerade darin erblickt Rec. die unendliche Weisheit Gottes in der Sendung Christi und der allmäligen Ausführung seines Werkes, wie die Parabel vom Senfkorne so schön andeutet. Nach und nach, unter Leitung des göttlichen Geistes, erkennen die Apostel Geist und Zweck der Erscheinung ihres Herrn; sie erinnern sich der anderweitigen, allgemeingiltigen Lehren desselben; das reine Judenchristenthum derselben wird ein gemäßigtes, und dieses besteht im Geiste der christlichen Liebe neben den durch Petrus und Paulus eingeführten freieren Grundsätzen. Hierin bewundern wir die Tiefe und Zartheit des apostolischen Gemüthes; sie dulden die Gegensätze, die vor der Hand nicht zu beseitigen waren, und nur die Intoleranz, die Verführungssucht strengpharisäischer Judenchristen können das liebevolle Gemüth eines Paulus in den heftigsten, aber edelsten Eifer bringen. Möchten doch unsere heutigen evangelischen Zionswächter bei ihrem pharisäischen Zelos für ihre vermeintliche Rechtgläubigkeit sich endlich ein Mal dieses Beispiel unserer großen Apostel zum Muster nehmen! — Ist nun das Evangelium des Matthäus seiner Grundlage nach zuverlässig echtapostolisch, so

kann

kann von einem infensissimus in Paulinam partem animus und dergleichen gar nicht die Rede seyn. Wir kehren jedoch zu unserem Gegenstande zurück.

Einen Hauptbeweis für seine Ansicht, daß der Hebräerbrief nicht an Juden-, sondern nur an Heidenchristen gerichtet seyn könne, findet Hr. R. im Cap. 5, 12 ff., und 6, 1 ff., ferner im Cap. 3, 12. 10, 32 und 13, 9, zu deren Beleuchtung er wiederum seine Zuflucht zu Stellen der Rabbinen nimmt. Wir gestehen zu, daß diese Stellen wirklich mit der gewöhnlichen Annahme nicht wohl vereinbart werden können, und legen unter denselben ein vorzügliches Gewicht auf 6, 1 ff.; allein nur um so mehr scheinen sie für die von uns aufgestellte Vermuthung zu sprechen. Waren nämlich die meisten außerpalästinensischen Pauliner-Christengemeinden gemischte Gemeinden, d. h. in dem von uns eben angegebenen Sinne Gemeinden, welche aus geborenen Heiden und gewesenen Juden und Judenchristen bestanden, und die die freieren Grundsätze angenommen hatten, so gab es in den Gemeinden, an welche unser Brief gerichtet ist, natürlich auch Heidenchristen, die wie die gewesenen Juden und Judenchristen in Zweifel gerathen und schon bereit waren, das Christenthum aufzugeben. Auf solche hatte also auch der Verfasser des Briefes Rücksicht zu nehmen, und er hat dieß wirklich in den genannten und anderen Stellen (z. B. 9, 14) gethan, jedoch so, daß er in seinen Belehrungen und Ermahnungen immer auf die Hauptpartei sein Augenmerk richtete. Wäre es zum Beweise für unsere Ansicht hier nothwendig, so könnten wir leicht ähnliche Beispiele in den übrigen apostolischen, paulinischen und nichtpaulinischen Briefen anführen. Allein es bedarf deren wohl nicht; denn die Hauptschwierigkeit, welche der Ansicht des Hrn. R. entgegensteht, scheint uns nicht gehoben. Es bleibt unbegreiflich, wie der Verfasser des Hebräerbriefes, wenn er an reine Heidenchristen schrieb, so ganz auf jüdisch gelehrte Weise argu-

argumentiren, warum er die hohenpriesterliche Würde Christi, die Aufhebung und Unzulänglichkeit des alten Bundes durch den Opfertod Christi u. s. w. so bedeutsam hervorheben konnte. Es ließe sich dieß nur unter der Voraussetzung denken, daß ganze heidenchristliche Gemeinden, getäuscht in ihren Erwartungen und unter hartem Drucke äußerer Verhältnisse lebend (4, 1. 10, 32 ff. 12, 1 ff.), entschlossen gewesen wären, zu dem Juden- oder Judenchristenthume überzutreten, oder sich vom Christenthume gänzlich loszusagen. Und würde wohl für Solche ein derartiges Schreiben so verständlich und wirksam gewesen seyn? Nehmen wir dagegen an, daß Pauliner-Christen, gemischt aus bekehrten Heiden, aus gewesenen Juden und Judenchristen, die Empfänger des Briefes gewesen, so verschwindet alle Schwierigkeit. Gewesene Juden und Judenchristen lebten mit Heidenchristen in Gemeinschaft; sie hatten schon so viele Trübsale und Verfolgungen erduldet (10, 32 ff.), die Verheißungen einer besseren Zeit (ἐπαγγελίαι), einer Zeit der Ruhe (κατάπαυσις 4, 1 ff., welche die Apostel den Juden verheißen hatten, Apstgesch. 3, 19—22) gingen nicht in Erfüllung; Christus kehrte nicht wieder, sein Reich zu vollenden (10, 25. 37), wie sie gehofft hatten. Wurden unter diesen Verhältnissen viele Heidenchristen bewogen, an der Wahrheit der Lehre der Apostel zu zweifeln und das Christenthum wieder zu verlassen, wie leicht mußten sich den gewesenen Juden und Judenchristen die erheblichsten Bedenklichkeiten darbieten, ob sie nicht unrecht gehandelt, ihren väterlichen Cultus gänzlich aufzugeben, ob sie sich nicht dadurch der Verheißungen der Propheten unwürdig gemacht hätten! Wie nahe lag der Entschluß, zum Juden- oder Judenchristenthume wieder zurückzukehren, zumal da in den paulinischen Gemeinden immer Irrlehrer herumschlichen, welche die Christen zum Abfalle zu bewegen suchten (13, 9)! Und nun lese man den Hebräerbrief, und Alles erscheint in der zweckmäßigsten Beziehung.

Im

Im letzten Capitel tritt Hr. R. ohne Weiteres der von Bleek allerdings mit trifftigen Gründen unterstützten Ansicht bei, daß Apollos der Verfasser des Hebräerbriefes sei. Auch Rec. hält dieß für das Wahrscheinlichste, obschon an einen eigentlichen Beweis nicht gedacht werden kann. Sehr scharfsinnig ist sodann die Vermuthung des Vfs., daß der Brief an die ephesinische Gemeinde abgesendet sei. Er gründet dieselbe auf Apstgesch. 19, 23 ff. verglichen mit Hebr. 10, 33, in welcher letzten Stelle er mit Recht θεατριζόμενοι eigentlich versteht, und das erste Beispiel einer solchen Beschimpfung, welche den Ephesern wirklich widerfahren war, in jenem Berichte des Lukas findet. Er konnte zur Bestätigung dieser Ansicht hinzufügen, daß auch Paulus zu Ephesus eine solche öffentliche und noch härtere Beschimpfung erlitten hatte; denn wenn derselbe 1 Cor. 15, 32 sagt: ἐθηριομάχησα ἐν Ἐφέσῳ, so kann dieß nur eigentlich verstanden werden, und dieses θηριομαχεῖν geschahe bekanntlich ebenfalls an dem öffentlichen Orte, wo die Spiele, Volksversammlungen u. s. w. gehalten wurden, ἐν τῷ θεάτρῳ, war also ein θεατρίζεσθαι. Er hätte noch hinzufügen können, daß auch der Verfasser der Apokalypse den Ephesiern das Zeugniß gibt, allen Kampf standhaft erduldet zu haben und zwar um des Namens Christi willen (2, 2—3); er lobt ihre ἔργα, wie der Vf. des Hebräerbriefs τὸ ἔργον αὐτῶν (6, 10), ihren κόπος und ὑπομονὴ διὰ τὸ ὄνομα αὐτοῦ, ihren frühern Eifer in der Liebe, wie hier (6, 10) der κόπος τῆς ἀγαπῆς ἧς ἐνεδείξασθε εἰς τὸ ὄνομα αὐτοῦ und 10, 32 die πολλὴ ἄθλησις, die sie ertragen (ὑπεμείνατε), gerühmt werden. — Paulus befürchtet schon Apstgesch. 20, 29. 30, daß in Ephesus Irrlehrer auftreten würden, um sich eine Partei zu stiften; an einem anderen Orte (1 Tim. 1, 6. 7) klagt er über solche, welche daselbst den Glauben verlassen und das Gesetz wieder geltend machen wollten; auch der Apokalyptiker erwähnt falsche Apostel, welche die ephesinische Gemeinde

meinde nicht anerkannt habe, und so warnt auch der Verfasser des Hebräerbriefes (13, 9) vor den διδαχαῖς ποικίλαις καὶ ξέναις. — Wenn wir demnach dieser Vermuthung hohe Wahrscheinlichkeit beilegen, so möchten wir doch nicht bloß die Epheser als die Empfänger des Briefes bezeichnen, sondern vielleicht noch andere kleinasiatische Gemeinden, denen der Verfasser befreundet war, und die mit einander in Gemeinschaft standen. Der Mangel der Ueberschrift scheint dafür zu sprechen. Geringere Wahrscheinlichkeit dagegen haben die beiden letzten Annahmen, mit denen Hr. R. sein Werk beschließt, daß besonders wegen der Erwähnung des Todes ihrer Lehrer (13, 7, wo zu den ἡγουμένοις Paulus ganz entschieden gerechnet wird) das Jahr der Absendung 67 n. Chr. und wegen der Stelle 13, 23 der Ort der Absendung Korinth gewesen seyn solle.

Druck und Papier sind ausgezeichnet. S. 2 ist wohl doctrinam etc. N. T. explicare posse, immo *deberi* in der Eile stehen geblieben. Das so häufig wiederkehrende proselyt*as* — proselyt*arum* scheint nicht als Druckfehler entschuldiget werden zu können.

Ueber die Entwickelung und Darstellung der messianischen Idee in den heiligen Schriften des alten Bundes. Ein Beitrag zur biblischen Theologie, von Dr. Joseph Beck, Prof. am Gymnasium zu Freiburg und Mitgliede der histor. Gesellsch. daselbst. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandl. 1835. VIII u. 115 S. gr. 8. 14 Gr.

Der Vf., welcher, wie er in der Vorrede selbst bemerkt, gleich weit entfernt ist von den beiden im Gebiete des religiösen Lebens extrem einander entgegengesetzten Parteien, stellte sich die Auf-

Aufgabe, zu zeigen, wie die Idee vom messianischen Reiche und vom Messias in den heiligen Schriften des A. T. sich entwickelt und in den verschiedenen Perioden des jüdischen Volkes sich dargestellt habe. Nur dann, meint er, wenn wir das Bild kennten, das eine auf Kritik und Geschichte gegründete Exegese des A. T. vom Messias gewähre, ließen sich folgende wichtige Fragen gründlich und genügend beantworten, nämlich: ob und in wie weit die Charaktere des Messias im A. T. auf Christus passen; ob sie wirklich bestimmt und unzweideutig genug sind, um in Christo den vorhergesagten Messias zu erkennen, ob wir also eine besondere, auf göttliche Veranstaltung gegebene Weissagung im A. T. in Bezug auf Christus anzunehmen berechtiget oder vielmehr genöthiget sind.

Auf die Beantwortung dieser allerdings wichtigen Fragen hat sich nun freilich der Vf. selbst nicht eingelassen; er hat nicht einmal alle, sondern nur mehrere der angeblichen oder wirklichen alttestamentlichen Weissagungen, mit Benutzung der älteren und neueren exegetischen Forschungen, Theils durch vorangeschickte Uebersetzung, Theils durch beigefügte erläuternde Anmerkungen, zu beleuchten versucht: und wirklich verdient dieses Verfahren um so mehr alles Lob, als der Vf. gründlich und meist unbefangen erklärt, und daher die Klippe vermieden hat, an welcher größere, oft mit Verschwendung unnöthiger Gelehrsamkeit durchgeführte Untersuchungen der Art (wie die hengstenbergische Christologie) scheitern mußten. Wenn man nämlich früher und zum Theil jetzt noch immer nicht von allen Seiten Wesen und Zweck der alttestamentlichen Weissagung richtig aufzufassen scheint, so liegt der Grund in dem irrigen, aus deutlichen Schriftstellen nie zu rechtfertigenden Glauben an eine übernatürliche und unmittelbare Inspiration wie der heil. Schrift überhaupt, so ganz insbesondere der wirklichen oder angeblichen Weissagungen, welche sie enthält. Hierdurch heben wir das, was die heil. Schrift mit dem

Be-

Begriffe der נְבוּאָה, προφητεία, bezeichnet, und was sie nie auf einen gewissen Zeitraum beschränkt hat, aus dem Bereiche der menschlicher oder vernünftiger Weise möglichen Erscheinungen heraus, und verwickeln uns in zahllose Widersprüche mit den deutlichsten Aussprüchen des A. und N. T. selbst. Erkennen wir dagegen in der Geschichte der besondern Offenbarung Gottes, welche die heiligen Schriften uns aufbewahrt haben, und deren Endpunct mit der Erscheinung Christi, als des letzten und höchsten Gottgesandten, eintrat, das stufenweise fortschreitende Walten der göttlichen Vorsehung, oder wie dieß die heil. Schriften ausdrücken, die Leitung des heiligen, göttlichen Geistes: so bleiben auch die wirklichen oder angeblichen messianischen Weissagungen des A. T. ein sprechender Beweis für die Weisheit des Waltens der göttlichen Vorsehung, Theils hinsichtlich der allmäligen Entwickelung, Theils hinsichtlich der Erfüllung derselben (2 Petr. 1, 20. 21). Wir hätten gewünscht, daß der Vf. von dieser Ansicht ausgegangen wäre, und daß er so die Entwickelung und Darstellung der messianischen Ideeen des A. T. unter einen höheren, religiösen Gesichtspunct gestellt hätte. Dabei sind jedoch sorgfältig die eigentlichen wirklichen oder angeblichen messianischen Weissagungen von den bloßen Verheißungen (ἐπαγγελίαι im N. T.) zu unterscheiden, wie denn überhaupt der Begriff des Weissagens, als eines deutlichen und bestimmten Vorhersagens zufälliger Ereignisse, der heiligen Schrift durchaus fremd ist. Etwas ganz Anderes bedeutet die Prophetie des jüdischen Alterthums; der von und für Gottes Sache, die Sache der Wahrheit, des Rechtes und der Gottesfurcht, begeisterte Mann (ὁ ἅγιος θεοῦ ἄνθρωπος 2 Petr. 1, 21) erhebt sich, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Heiligkeit des Gottes seiner Väter, meist unter dem Kampfe mit der Thorheit der Regenten, der Priesterkaste und des Volkes, zu der frohen Hoffnung, Jehovah werde dennoch sein Volk nicht verlassen, er werde dafür

für sorgen, daß seine Verehrung werde erhalten und weiter ausgebreitet werden, er werde deßhalb einen Nachkommen Davids auf den Thron seines Ahnherrn erheben, der das große Werk der Befreiung seines Volkes von Sünde und Ungerechtigkeit, von fremdem Joche vollenden, und so eine bessere Zeit herbeiführen werde. Was der von heiligem Geiste, dem Geiste der Wahrheit, des Rechtes und der Gottesfurcht, getriebene und von Gotte deßhalb unterstützte Seher in frommer Begeisterung für die heilige Sache des Gottes seiner Väter hoffte und ahnete, das war ihm Wort und Wille Jehovahs, dessen Erfüllung dem Allmächtigen überlassen blieb. Wozu als Merkmal ihrer Wahrheit die Zufälligkeit des erwarteten Erfolges oder der späteren Ereignisse?

Wäre nun der Vf. von dieser Grundansicht ausgegangen, so würde seine Entwickelung der messianischen Weissagungen lichtvoller und der geschichtlichen Wahrheit angemessener erscheinen, wie wir sofort an einigen Beispielen nachweisen können. Daß in den mosaischen Schriften noch keine Spur eigentlich messianischer Weissagung sich finden könne, läßt sich von selbst erwarten; dazu war in der damaligen Lage des Volkes nicht der mindeste Grund vorhanden. Und dennoch sagt der Vf. §. 8: „die ersten deutlichen Spuren messianischer Erwartung finden wir in den Verheißungen Gottes an Abraham und seine nächsten Nachkommen, und zwar zum ersten Male Genes. 12, 1 ff." Wir mögen den Segen Abrahams, verglichen mit dessen Wiederholung Cap. 26, 4, ansehen, wie wir wollen, von messianischer Erwartung ist keine, am Wenigsten eine deutliche Spur vorhanden; wohl aber enthalten jene Stellen die frohe, auf den Glauben, das veste Vertrauen der Patriarchen zu dem Gotte, der Himmel und Erde geschaffen, gegründete Hoffnung (als Verheißung ausgesprochen), daß in späterer Zeit durch die Verehrung dieses Gottes Segen über alle Völker der Erde werde verbreitet werden. Denn mit Recht erklärt

erklärt der Vf. die מִשְׁפְּחוֹת הָאֲדָמָה, mit Beziehung auf das in der anderen Stelle stehende גּוֹיֵי הָאָרֶץ, von den nicht israelitischen oder heidnischen Völkern. Und diese Erwartung der Patriarchen ging durch die Erscheinung Christi in Erfüllung, und sie wird und muß noch ihre Vollendung erreichen: alle heidnischen Völker werden dereinst den Gott der Patriarchen, den Schöpfer Himmels und der Erde, verehren und dadurch Segen empfangen. Mit tiefster Lehrweisheit benutzt daher der Apostel Paulus diese Verheißung, um den jüdisch-pharisäischen und judenchristlichen Particularismus zu widerlegen. — Dagegen bemerkt der Vf. zu der angeblich messianischen Weissagung Deuter. 18, 15 ff. sehr richtig, daß es durchaus dem Zusammenhange der Rede entgegen sei, die Stelle vom Messias zu deuten. Und dennoch bezogen die Juden später dieselbe auf den Messias, und Christus (Joh. 5, 46) selbst konnte nur diese Stelle im Sinne haben, wenn er sagt, Moses habe von ihm geschrieben. Der Grund dieser Beziehung ist einleuchtend: Moses warnt sein Volk vor der Abgötterei der Heiden; er ist der frohen Zuversicht, Jehovàh werde für die Erhaltung seines Wortes sorgen, und seinem Volke aus seiner Mitte Lehrer senden. Personen und Zeiten bleiben in dieser Verheißung unbestimmt, und so durfte mit Recht jeder Nabi, der in sich Beruf fühlte, im Namen Jehovahs für die Verehrung des wahren Gottes zu sprechen, dieselben auf sich beziehen. Um so mehr also Jesus, der als Christus der erhabenste Prophet, an Ansehen dem Moses gleich, recht eigentlich Worte Jehovahs in seinem Namen gesprochen hat!

Der Vf. erläutert darauf den 22. Psalm; das Resultat ist, daß derselbe zwar nicht vom Messias handle, dennoch für messianisch zu halten sei, indem die letzten Verse die Hoffnung aussprächen, daß noch alle Völker zur Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes gelangen würden, welche Hoffnung

zur

Digitized by Google

zur Grundlage der späteren Schilderungen vom messianischen Reiche gedient habe, und so als der Mittelpunct aller messianischen Erwartungen erscheine. Hierin stimmen wir dem Vf. vollkommen bei; es war eine zu willkürliche Ausflucht mancher älteren, und selbst noch neueren Erklärer, welche deßhalb, weil im N. T. der Psalm auf Christus bezogen wird, einen doppelten Sinn annehmen wollten; sie bedachten nicht, daß die messianische Deutung insbesondere der eigentlich davidischen Psalmen längst unter den Juden gewöhnlich war, und daß daher die Apostel, als sie sahen, daß mehrere Umstände, welche dort erwähnt werden, wirklich in Jesu in Erfüllung gingen, die Worte des Psalmisten sehr natürlich auf Jesus als den erwarteten Christus bezogen; keinesweges aber geschahe dieß in der Absicht, um als Exegeten über Sinn und Erklärung des Psalmen zu entscheiden. — Was die Erklärung der einzelnen Worte betrifft, so erlauben wir uns bei dieser Gelegenheit unseren Lesern eine, so viel wir uns erinnern, noch nicht bekannte Erklärung des schwierigen כָּאֲרִי im 17. V. mitzutheilen. Hr. Beck zieht die, durch kritische Zeugnisse, wie er selbst gesteht, weniger unterstützte Lesart כָּארוּ vor, vergleicht damit das arabische كَارَ und übersetzt: Der Bösewichter Rotte umringet mich, umstrickt mir Hände und Füße. Dem Sinne nach allerdings sehr passend; doch sprechen die meisten Codd. für die Lesart der Masora. Rec. glaubt daher auf leichtere Weise die Schwierigkeit heben zu können, indem er nach כָּאֲרִי interpungirt, und die Worte יָדַי וְרַגְלַי mit dem folgenden Verse verbindet. Der Sinn ist dann sehr einfach: sie umstellen mich, wie ein Löwe (der seiner Beute auflauert); an Händen und Füßen zähle ich meine Gebeine. Diesem Gedanken entspricht genau V. 21 und 22 die Bitte, Jehovah möge ihn bald aus der Hand des Hundes, aus dem Rachen des Löwen befreien.

Der Vf. geht darauf zu denjenigen Stellen über, in welchen

chen Verheißung und Erwartung sich schon bestimmter auf eine gewisse Person und einen gewissen Gegenstand zu beziehen anfangen. Obenan wird mit Recht 2 Sam. 7 gestellt; denn wenn auch Nathan mit keinem Augenblicke an Jesus von Nazareth, den Sohn oder Nachkommen Davids, denken konnte, so wird doch durch ihn zuerst die Idee angeregt, daß das Reich Davids unter dem Schutze Jehovahs ewig bestehen werde (*βασιλεία ἀσάλευτος βασ. αἰώνιος* Hebr. 12, 28 2 Petr. 1, 11). Diese Idee des Reiches, wie seines zu erwartenden Stifters aus dem Stamme Isai's (Mich. 5, 1 ff. Jes. 11, 1 ff. Jerem. 23, 5), blieb zwar national; allein gerade unter den eigenthümlichen Schicksalen ihres Volkes erweitert sich der Seherblick der Propheten: durch Geschichte und Erfahrung belehrt, daß Recht und Gerechtigkeit und wahre Gottesfurcht, nicht aber das bloße äußere Werk, Opfern u. s. w., das Wohl der Einzelnen, wie des zerrütteten Staates begründen und wiederherstellen könne, wird ihre frohe Aussicht in die nahe oder ferne Zukunft immer religiös-sittlicher, immer allgemeiner und bestimmter. Der Sprößling des davidischen Geschlechts ist ein Geistgesalbter Jehovas, stehend unter dessen besonderem Schutze (wie auch der Vf. S. 50 ff. die Idee der Propheten sehr richtig verfolgt), ausgezeichnet durch Weisheit, Tugend und Frömmigkeit; Thorheit und Gottlosigkeit wird er vernichten, Recht und Gerechtigkeit aufrecht erhalten, Ruhe, Frieden und Glückseligkeit verbreiten. — Schon auf die Heiden richtet sich der Seherblick der Propheten; hinsichtlich ihres Volkes erkennen sie die Unzulänglichkeit des früheren Bundes, und verheißen einen neuen Bund (Jer. 31, 31 ff.), einen besseren, gottgeweiheten Geist unter allen Menschen (Joel 3, 1 ff.), eine freiere und reinere Gotteserkenntniß (Jer. 31, 33 ff.). Wir müssen staunen, wie tief die Propheten den wahren Grund der Gebrechen ihrer Zeit und ihres Volkes durchschaueten, wie erleuchtet und freisinnig ihre Hoffnungen waren, und wie so

rein

Digitized by Google

rein sittlich und religiös, mithin vollkommen übereinstimmend mit der gottgläubigen Menschenvernunft, das Wesentliche ihrer messianischen Ideeen sich entwickelte. Jes. 11, Jerem. 31, Joel 3 galten uns immer als die Lichtpuncte der hebräischen, messianischen Prophetie, und der Vf. hat diese Stellen mit Recht einer ausführlicheren Erklärung gewürdiget. Was diese Erläuterung des Einzelnen betrifft, so erlauben wir uns einige Zusätze. Zu Jer. 31, 32 werden die Worte בָּעַלְתִּי בָם übersetzt: „mich ekelte ihrer," indem בָּעַל mit בְּ bedeuten soll cum fastidio rejecit. Rec. begreift nicht, warum man im Hebräischen mit Berufung auf die verwandten Dialekte nicht selten die gezwungensten Erklärungen aufstellt, wo das Einfache so nahe liegt. Wie die Wörter, welche herrschen bedeuten, z. B. מָשַׁל u. a., das Object durch בְּ oder עַל bezeichnen, warum nicht auch בָּעַל? Der Sinn ist dann: sie haben mein Bündniß gebrochen, und ich war Herr über dieselben, d. h. ich habe gezeigt, daß ich ihr Herr blieb, indem ich sie gezüchtiget habe. Dazu paßt das Folgende vortrefflich: der neue Bund werde ein anderer seyn; dann werde Jehovah ihrer Sünden nicht mehr gedenken. — Dieselbe Bedeutung gibt auch der anderen Stelle 3, 14 einen guten Sinn. — Zu Jes. 11, 2 hätten (S. 43) die Worte רוּחַ יְהוָה u. s. w. eine recht gründliche Behandlung verdient. Hätte man später in der christlichen Kirche diese eben so einfache, als erhabene Idee von der Persönlichkeit des erwarteten Davidssohnes, mit Beziehung auf die neutestamentlichen Urkunden (Joh. 1, 32. 33. Apstg. 10, 38. Röm. 1, 4 u. a.), richtig aufzufassen gesucht, ohne sich in nutzlose metaphysische Grübeleien über die Natur des Jesus Messias zu verlieren, wie viele Streitigkeiten würden unterblieben seyn! Jahrhunderte, vielleicht um ein Jahrtausend früher, würde man zur richtigen Erkenntniß Christi und seines göttlichen Werkes gekommen seyn. Sehr wahr bemerken

merken die Apostel, daß das Werk ihres Herrn, dessen Durchführung ihnen selbst übertragen sei, auf dem Grunde der Propheten beruhe. Die Propheten hatten ja schon geahnet, der erwartete Sprößling des davidischen Geschlechtes werde ein dauerndes Reich stiften, ein Gottesreich, zur Ausbreitung der Erkenntniß des Einen wahren Gottes, ein Reich des Friedens, der Tugend und Gerechtigkeit, zur Beglückung der Armen und Gedrückten; gesalbt mit Jehovahs Geiste, seiner besonderen Liebe, seines Schutzes theilhaftig, werde er sein Volk erlösen und einen neuen Bund stiften. Indem diese Erwartungen jener gottbegeisterten Männer durch die Erscheinung des Jesus Messias, an den sie freilich nicht hatten denken können, in Erfüllung gingen, erkennen wir in den von uns im Vorigen angeführten prophetischen Schilderungen wahre Weissagungen, und ihre Erfüllung, die nicht zufällig seyn konnte, ist auch für uns ein Glaubensgrund, daß Jesus nach göttlichem Rathschlusse der verheißene Messias, der höchste Geistgesalbte, wirklich war.

Anders verhält es sich dagegen mit mehrern anderen Stellen des A. T., die wir ihrem grammatisch-historischen Sinne nach gar nicht für eigentliche Weissagungen halten können, mögen auch die Verfasser des N. T. auf ihre Erfüllung ein noch so großes Gewicht gelegt haben. Die messianische Erklärung des A. T. war unter den palästinensischen Juden zu Christi Zeit längst gebräuchlich, und die Apostel folgten natürlich derselben, in wiefern sie erkannten, daß durch den Jesus Messias das, was sie nach jener Erklärung erwartet hatten, in Erfüllung gegangen war. Dieß gilt namentlich von dem 110ten Psalm. Hr. Prof. Beck meint (S. 68), daß, da kein anderes Subject für diesen Psalm aus der Geschichte ohne Zwang nachgewiesen werden könne, als der Messias, es immer das Wahrscheinlichste sei, daß ein frommer Sänger, begeistert von der Größe und Würde des erwarteten großen Königs, des Messias, uns diesen in einem Liede besinge, und daß darum

die

by Google

die Abfassung desselben in das Zeitalter der Propheten zu setzen sei. Nichts aber dünkt uns unwahrscheinlicher. Rec. hält diesen Psalm, wie mehrere andere, für das Fragment eines größeren Liedes; der Schluß ist zu abgebrochen, ohne Zurückweisung auf den Hauptgedanken. Dabei können wir durchaus keine Spur entdecken, welche auf einen zukünftigen großen König, geschweige denn auf den Messias hinwiese, und noch seltsamer erscheint es, daß der Prophet, oder wer sonst der Vf. seyn mag, diesen zukünftigen großen König in der zweiten Person anredet. Rec. hält es daher noch immer für das Wahrscheinlichste, daß dieser Psalm gar nicht messianisch, daß vielmehr unter dem אֲדֹנִי David zu verstehen sei. Der Psalmist (vielleicht Nathan) verkündet dem Könige den ganz besonderen Schutz Jehovahs; er verheißt dem David, dem es sein sehnlichster Wunsch war, immer seyn zu können im Heiligthume, im Hause Jehovahs oder vor dessen Angesichte, er werde sitzen zur Rechten seines Gottes, er werde ein Priester desselben seyn, wie Melchisedek; Jehovah werde ihm zur Rechten seyn (V. 5). Nichts ist daher gezwungener, als V. 5. 6 und 7 den König als Subject anzunehmen, wie Hr. B. thut, oder mit de Wette V. 5 und 6 auf Jehovah, V. 7 aber auf den König zu beziehen. In starken Bildern wird Jehovah als der גִּבּוֹר מִלְחָמָה (Ps. 24, 8) geschildert, und Ps. 68, 22 heißt es eben so wie hier von Gotte: אֱלֹהִים יִמְחַץ רֹאשׁ אֹיְבָיו.

So wenig wir den 110. Ps. für eigentlich messianisch halten können, eben so wenig auch die angebliche Weissagung Jes. 52, betreffend den עֶבֶד יְהוָה, welche der Vf. einer besonders ausführlichen Erörterung (S. 69—99) gewürdiget hat. Indem Hr. B. selbst anerkennt, daß in dem ganzen, wie wir glauben, nicht jesaianischen Abschnitte (Cap. 40—66) sich einige wenige Hauptgedanken hindurchziehen, stimmt er mit uns darin überein, daß dieser ganze Abschnitt im innigsten Zusam-

menhange aufgefaßt werden müsse. Dieß vorausgesetzt, ist es uns unbegreiflich, wie man nur auf den Gedanken kommen konnte, Cap. 52 f. auf ein Mal unter dem עֶבֶד den Messias oder wohl gar den Prophetenorden zu verstehen. Cap. 41, 8. 43, 10. 44, 1. 21. 45, 4 bezeichnet עֶבֶד durchgängig das erwählte Volk Jakob oder Israel, im Gegensatze gegen die anderen abgötterischen Heidenvölker — das Volk Jehovahs (עַם) und die Heiden (גּוֹיִם). Wie sollte der Prophet auf ein Mal, ohne weitere Hindeutung, darauf gekommen seyn, Cap. 52, 13 unter dem so oft genannten Ebed den Messias oder den Prophetenorden zu verstehen, da hier Jehovah selbst durchgängig als der Befreier, Tröster, Sammler seines zerstreuten auserwählten Volkes bezeichnet wird? Wir wenigstens finden keine Hindeutung auf einen zu erwartenden großen Erretter des Volkes; vielmehr erklären sich die Schilderungen Cap. 53, 13 ff. weit natürlicher, wenn wir sie auf die in der Gefangenschaft zwar hart behandelten, aber doch ihrem Jehovah getreuen Israeliten beziehen; denn alle diese Bilder sind wirklich dem Zustande eines Gefangenen oder in die Gefangenschaft als Sklaven Verkauften (und Cap. 52, 3 spricht ja dieß Jehovah von seinem Volke) entlehnt.

Behaupten wir demnach, daß die letztberührten Stellen des A. T. durchaus keine messianischen Weissagungen sind, so trugen sie dennoch zur Entwickelung der messianischen Ideeen in späterer Zeit sehr Viel bei; denn aus dem N. T. sehen wir, daß die Juden zur Zeit Christi dieselben auf den Messias wirklich bezogen, und sie gingen auch durch den Jesus Messias in soweit in Erfüllung, als dieß mit der Weisheit der göttlichen Vorsehung übereinstimmte. Was jedoch weiter zu erörtern, hierher nicht gehört.

Digitized by Google

Predigt bei seiner Einführung in die erste Predigerstelle an der Nikolaikirche zu Kiel, von Dr. Harms, zeitherigem zweiten Prediger, Archidiakonus. Kiel, Univ.-Buchh. 1835. 22 S. gr. 8. 3 Gr.

Kann einzelnen Predigten sonst nur eine ganz kurze Anzeige in diesen Blättern verstattet werden, so glauben wir doch bei der vorliegenden Casual-Predigt eine Ausnahme machen zu dürfen, indem dieselbe Theils durch ihren Verfasser, Theils durch ihren Inhalt gerechfertiget wird. Nach dem Tode des bisherigen Hauptpastors Fock zu Kiel, wurde nämlich Herr D. Harms zu dessen Nachfolger ernannt, und diese Predigt enthält das Antrittswort, mit welchem er sich bei der Gemeinde als deren nunmehrigen ersten Prediger einführt. — Unter der seltsamen Ueberschrift: Beigelegt nach Lunden in Norderdithmarschen," ist ein kurzes Vorwort beigefügt, worin er seine erste Gemeinde seiner unveränderten Anhänglichkeit versichert, und den Wunsch ausspricht, sie möge auch bei Lesung dieser Predigt sagen wollen und können: „das ist ja fast Alles eben so, wie da er bei uns war!" Da indessen die Predigt durch den Druck in einen weiteren Kreis hinaus gesendet wurde, so werden auch wir, die wir nicht zu der Lundener Gemeinde gehören, diesen Wunsch auf uns beziehen müssen. Und da können wir denn allerdings nicht in Abrede stellen, daß auch in dieser Predigt wirklich Alles eben so ist, wie in seinen bisher bekannt gewordenen Arbeiten; ja, wir können dieß mit noch viel größerem Rechte sagen, als die lundener Gemeinde. Denn vor dieser wurden die Predigten der Sommer- und Winter-Postille gehalten, von denen H. selbst bei ihrer neuesten Ausgabe sagt, daß sie jetzt, da er nicht mehr auf demselben Standpuncte stehe, nur als Führer von ihm, dem Vorigen, zu ihm, dem Jetzigen, zu betrachten seien. Uebrigens zeichnet sich die

vorliegende Predigt durch dieselben Vorzüge und Mängel, wie die bisherigen, aus; nur daß die Mängel in den Arbeiten der letzteren Jahre sichtbar zugenommen haben, und auch hier stärker, als je, hervortreten. Dahin rechnen wir, um mit dem Aeußeren anzuheben, die immer mehr überhandnehmende Vernachlässigung der Sprache. Die Unklarheit des Ausdrucks und die Verworrenheit der Construction ist oft so groß, daß man den Sinn kaum heraus zu finden weiß. Dahin gehören Stellen, wie S. 7: „Es sind aber diese Worte gewählt von mir deßhalb, weil ich mich erinnerte und Euch, zu verstehen, Einige von Euch erinnern wollte an das Anfangswort, welches es war, als ich meine Antrittspredigt hielt. Wenn ich sage, Ihr wisset's noch, Ihr, so treten hervor, die jenes Anfangswort nennen, sprechen wir denn vor der ganzen Versammlung aus, wie es hieß:" u. s. w. — und S. 16: „Doch auch, doch, in der Gemeinde ist eine Persönlichkeit und in ihr wahrlich ein allgemeiner Lebensgeist, welcher dann dieser seyn kann, ein guter, dann dieser, kein guter." Außerdem begegnen dem Leser nicht selten unedle, fast möchten wir sagen gemeine Ausdrücke: wie S. 16: „dem Selbstruhme bleibt kein Loch, das er finden kann, eh' er todtgeschlagen wird;" S. 21: „O Gott, ich bin auf Dich geworfen von Mutterleibe an, ich habe mich auf Dich geworfen" u. s. w. und S. 22, wo das Vaterunser bezeichnet wird als die heilige Schaale, worin die ganze Christenheit ihre „Sachen" legt. Dazu kommt noch eine oft wiederkehrende, unwürdige Spielerei mit Reimen, die höchstens als Leber-Reime in heiteren Kreisen passiren möchten. Wortspiele und Reimereien, wie S. 15: „Dein Thore sind abgebrochen ...., eben so sind frühere Thorheiten des Unglaubens ... gefallen, und die Sperre des Evangeliums ... ist jetzt außerhalb;" S. 17: „das Gedächtniß wird ein Trichter, ... das Gebet friert ein;" S. 18: „wie seithero, fortan ebenso;" S. 20: „wohin wir gekommen, und zum

Theil

Theil geklommen sind;" S. 21: „den zehrenden Eifer könntest Du machen zu einem nährenden Eifer;" ebend.: „wenn die Bitte hoch gedrungen, geklungen;" erinnern unwillkürlich an Abraham a S. Clara, und die Capucinaden. — Gehen wir von diesen Aeußerlichkeiten zu dem Inhalte der Predigt selbst über, so finden wir den Text, Phil. 1, V 3—11, für diese Veranlassung sehr passend gewählt. Wenn aber S. 9 gesagt wird, daß die apostolischen Textesworte nicht die Predigt regieren sollen, sondern auch bloß „als eine Hilfe bei unseren Worten" genommen werden dürfen: so ist dieß nicht bloß an sich unrichtig, da es bekanntlich als eine Hauptregel gesunder Homiletik gilt, daß der Text nicht bloß als Motto dastehen, vielmehr die Alles durchdringende und belebende Seele der ganzen Predigt seyn soll; sondern es war hier auch gar nicht einmal nöthig, da wirklich der Text, wenn auch nicht ganz erschöpft, doch vielfach auf löbliche Weise in der Predigt benutzt ist. Der Hauptsatz der Predigt: „meine zweite Einführung bei dieser Gemeinde unter dem Gleichnisse einer silbernen Hochzeit betrachtet, wie fromme Gatten sie wohl halten," bedient sich eines Bildes, das zwar außerhalb des Textes liegt, aber bekanntlich ein apostolisches, von der Verbindung Christi selbst mit der Gemeinde gebrauchtes, und darum unverwerfliches ist; nur Schade, daß es demselben hier an Wahrheit gebricht. Denn nicht 25, sondern nur 19 Jahre war H., wie er hier selbst ausspricht, bei der Gemeinde gewesen, und Alles, was er zur Rechtfertigung der Anwendung jenes Bildes anführen kann, läuft auf die matte Bemerkung S. 12 hinaus: „unsere Verbindung mit einander geht ja auch an diese Zahl von Jahren ziemlich hoch hinan." — Die Durchführung des Hauptgedankens selbst ist übrigens natürlich und angemessen. Die einzelnen Gedanken nämlich, die aus jenem Gleichnisse geschöpft werden, sind folgende: I. Wir werden uns heute nicht erst gegeben, das sind wir schon, II. und

sind

sind es seit mehreren Jahren, der Jahre gedenken wir heute. III. Gott ist mit uns gewesen, deß sind wir froh vor ihm. IV. Die künftigen Jahre werden nicht die vergangenen seyn, das wollen wir uns sagen, V. aber Lieb' und Treue uns auf's Neue einander zusagen, und VI. Gott um sein ferneres Mitunsseyn vereinigt anrufen. — Fragen wir endlich nach dem Geiste, sowohl dem religiösen, als dem moralischen, — den diese Predigt athmet, so war hier freilich zu eigentlichen dogmatischen Erörterungen, in denen H. sich sonst am Meisten gefällt, keine Veranlassung. Dennoch konnte er nicht unterlassen, den verbrauchten Gegensatz, auf den er so gern trotzt, auch hier hervorzuheben, indem er S. 13 sagt: „ich erinnere mich der Vorstellung, die mir Jemand im ersten Jahre meines Hierseyns machte: Moral sollte ich predigen, wie er es nannte. Ich habe es nicht gethan, wie Ihr bezeugen müsset, habe von meinem ersten Auftreten an Evangelium gepredigt, Christum geprediget, den Rath Gottes zu näherer Seligkeit durch diesen verordneten Mann, den hohen, heiligen Artikel, wie ihn Luther nennt, von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein, habe ich geprediget." Es würde überflüssig seyn, hier bei der Bemerkung zu verweilen, daß Glaube und Tugend, Christi Evangelium und Moral, durchaus keine Gegensätze bilden, sondern unzertrennlich mit einander verbunden sind; wohl aber möchte es nöthig seyn anzudeuten, daß H., wenn er von sich behauptet, keine Moral geprediget zu haben, nicht die Wahrheit sagt. Denn manche erhebende Moralpredigt hat wohl Mancher von ihm gehört, die ihn in einem weit besseren Lichte zeigte, als in demjenigen, in welches seine dogmatische Einseitigkeit ihn hier stellt. Wie sehr H. indessen nöthig hätte, sich selbst noch Moral zu predigen, davon gibt diese Predigt traurige Beweise; denn der moralische Geist, den sie athmet, ist keineswegs ein lauterer. Wie muß nicht die Eitelkeit und Anmaßung betrüben, welche sich

S. 14.

S. 14. 15 ausspricht, wo es heißt: „das Gläubigwerden, Christwerden, das gute Werk ist angefangen, in dieser Gemeinde, wer kann dawider seinen Mund aufthun? Kiel, die du liegst in einer Niederung, und doch die Stadt auf dem Berge bist, du wirst gesehen im ganzen Lande, wirst angesehen als eine Inhaberin reiner Lehre und als eine Lehrerin schöner Gottesdienste; .... frühere Thorheiten des Unglaubens, der in dir war, sind gefallen, und die Sperre des Evangeliums, die sich vorhin vorfand, ist jetzt außerhalb; freie Wege hat Gottes Wort in dir bekommen; .... wir loben, und Fremde mit uns, das aufgehängte evangelische Licht in dir, den gewiesenen rechten Weg zur Seligkeit, und unsere beiden Gotteshäuser in dir, in welchen sich Gläubige finden und Andächtige. So haben wir es werden sehen, anfangen sehen bei unseren Jahren, dieß gute Werk!" — Wer muß nicht erstaunen, wenn er, unmittelbar nach dieser nur allzu handgreiflichen Behauptung, daß erst durch ihn der rechte Glaube in das zuvor ungläubige Kiel gekommen sei, die Aufforderung lieset: „Sehet her, sehet genau zu, ob Ihr eine Faser findet von einer Wurzel des Eigenlobes!" Und wie widrig ist, außer dieser stolzen Demuth, die Art, wie er seines verstorbenen Vorgängers erwähnt! Das Einzige, was er directe von ihm sagt, da er doch wohl fühlte, daß völliges Stillschweigen nicht schicklich sei, steht S. 13: „Ueber wie Vielen habe ich selbst das Beerdigungswort gesprochen, die mich haben so manchmal das Predigtwort zu ihnen sprechen hören, wie ich jenes Wort gesprochen habe vor ein Paar Monaten erst über den Mann, der mich das erste Mal bei dir einführte, mich dir, theuere Gemeinde, dich mir gab. Seinem Andenken sei dieß Erwähnen geweiht!" — Das ist Alles, was er von dem würdigen Consistorialrathe Fock zu sagen hat, dessen vieljährige Verdienste unvergessen bleiben werden, wenn auch kein glänzendes Rednertalent ihn auszeichnete. Und wie kalt, wie nichtssagend, wie sichtbar ablenkend

lenkend ist selbst dieses Wenige! Wenn es aber S. 17, wo H. den Gedanken: „die künftigen Jahre werden den vergangenen nicht gleich seyn," in Beziehung auf sein kommendes Alter stellt, heißt: „Habe Geduld, doch nicht zu lange! habe Nachsicht, doch nicht zu viel! Das Amt schwebet hoch, persönliche Rücksichten verschwinden unter ihm. Ich möchte doch auch nimmermehr, wie einige Knechte Davids, bloß bei dem Geräthe bleiben zur Hut, und für solchen Dienst gleiches Theil nehmen mit Denen, die hinab nach Ziklag ziehen," — so haben die Zuhörer sich schwerlich dabei des Gedankens an den lange schon alterschwachen Vorgänger erwehren können, den man mit Achtung und Liebe in einem Amte trug, das er vornehmlich deßhalb nicht niederlegte, weil ihm der Gedanke allzu schmerzlich war, einen Mann, der in ihm nur einen Apostel des Unglaubens sahe, noch bei seinen Lebzeiten als seinen Nachfolger zu erblicken. Solche Seitenblicke auch nur zu veranlassen, ist auf jeden Fall höchst tadelnswerth. Mindestens kleinlich müssen wir die Bitte S. 20 nennen, daß die Gemeinde, die H. bisher an den Nachmittagen fleißig besuchte, doch nun künftig auch an den Vormittagen möge „in ihrer Zahl unvermindert bleiben." Aber die Besorgniß, welche dieser Bitte zu Grunde liegt, ist nicht die einzige, die H. ausspricht. Eine weit bedeutendere tritt S. 16 hervor, wo es heißt: „Könnet Ihr Euch nicht aufladen lassen und selbst aufladen Lehrer, die Euch wieder zu den Fabeln zurück führen von der Wahrheit weg? Ich mache ja eine Stätte leer für einen neuen Prediger. Und was wissen wir, durch welche Thüren der Geist des Unglaubens und des Unchristenthumes eindringen kann!" — Daß diese Besorgniß nicht ungegründet gewesen sei, hat der Erfolg gezeigt. Denn die Wahl des neuen Archidiakonus ist auf einen der tüchtigsten und freisinnigsten Prediger Holsteins, den Pastor Wolff in Hemmingstädt, gefallen, und so ist denn endlich für Kiel die Aussicht eröffnet, von der bisherigen

herigen theologischen Einseitigkeit auf den Kanzeln erlöset zu werden. Gewiß wird H. auch dabei ein bedeutendes Publicum behalten, und das wünschen wir auch von ganzem Herzen, da er als Prediger vielfach segensreich wirkt. Aber beklagen muß man das selbstische Wesen, wovon auch diese Predigt Proben genug gibt, und das auf so manche seiner Nachahmer schon übergegangen ist, denen wir durch diese ausführliche Anzeige ein Warnungswort möchten zugerufen haben.

Die Sonntagsfeier, wöchentliche Blätter für Kanzelberedtsamkeit und Erbauung, im Vereine mit protestantischen Kanzelrednern herausgegeben von Karl Zimmermann, Großherzoglich Hessischem Hofdiakonus. Zweiter Band. Erstes bis sechstes Heft. Darmstadt und Leipzig, Druck und Verlag von Karl Wilhelm Leske.

Bereits bei dem Erscheinen des ersten Bandes der gegenwärtigen Sammlung haben wir über Zweck, Tendenz und innere Einrichtung derselben uns ausgesprochen; und wenn wir damals das Unternehmen der Redaction im Allgemeinen nur billigen konnten, indem eine verständige und sorgfältige Zusammenstellung von Predigten und andern homiletischen Erzeugnissen der Förderung christlicher Erbauung und echter Kanzelberedtsamkeit gewiß sehr zuträglich ist, zumal, wenn unter den Verfassern derselben die in dieser Hinsicht geachtetsten Namen unserer Zeit gefunden werden, so dürfen wir uns jetzt mit um so größerem Rechte freuen, daß dem Herausgeber durch eine weit verbreitete Theilnahme an seiner Sonntagsfeier die Fortsetzung derselben möglich geworden ist, je gediegener großen Theils die Beiträge sind, die er nach dem Zeugnisse der vorliegenden

Digitized by Google

genden Hefte von allen Seiten her empfangen hat. Und so liegt uns denn dieß Mal weiter Nichts ob, als daß wir das Erscheinen des zweiten Bandes hiermit zur öffentlichen Anzeige bringen, und den wesentlichen Inhalt der uns mitgetheilten sechs Hefte desselben unter Begleitung einiger beurtheilenden Bemerkungen namhaft machen. —

Das erste Heft beginnt mit einer Predigt von Röhr, in welcher gezeigt wird: Wie die Freude über die Geburt unseres Herrn und Heilandes bei einer unparteiischen Betrachtung ihrer Einwirkung auf unser Geschlecht in Schmerz und Wehmuth übergehe. In vier Theilen — wir erblicken in dem Herrn einen Gesandten des Höchsten, dessen göttliche Größe und Erhabenheit nur selten die rechte Würdigung auf Erden fand — einen Lehrer religiöser Wahrheit, dessen klare und schlichte Lebensworte zu jeder Zeit höchlich mißverstanden und verunstaltet wurden — ein Musterbild himmlischer Seelenreinheit, dessen begeisternde Kraft für Unzählige seiner Gläubigen verloren ging — und einen Begründer des äußeren Heils der Welt, welcher für diesen Zweck vom Anbeginn bis jetzt weit weniger wirkte, als er wollte — zeigt der Vf. die Wahrheit seines Satzes in der an ihm gewohnten Weise. Außer der ihm eigenthümlichen Klarheit und innern Gediegenheit, und außer der rednerischen Gewandtheit und kernigen Sprache, die unwillkürlich anzieht und ihres Eindrucks nicht verfehlen kann, rühmen wir hier besonders die achtungswerthe Freimüthigkeit, mit welcher er über die betreffenden Gegenstände sich ausspricht; und was er von der Thorheit Derer sagt, die Jesum im eigentlichen Sinne zum Gotte machen, ohne zu bedenken, daß sie ihn dadurch seiner eigentlichen Würde und Größe entkleiden, und von der traurigen Verirrung Solcher, die in sein einfaches Wort allerhand nichtige, spitzfindige und selbst verderbliche Menschensatzungen hineingetragen haben, das möchten wir den Vernunftfeinden und starren Buchstabengläubigen unserer Tage wohl zu beher-

zigen

zigen geben, wenn solchen Leuten überhaupt mit dem Lichte klarer Beweise und trifftiger Gründe gedient wäre. — Weniger gelungen scheint uns die 2te Pr. von Schuderoff. Sie ist eine Gedächtnißpredigt; und beantwortet nach Ps. 78, 72 die Frage: Was war uns der verklärte Fürst, und wozu soll uns sein Gedächtniß ermuntern, oder wie haben wir es zu begehen? Abgesehen davon, daß diese Frage kein Thema oder Obersatz seyn kann, indem sie zwei verschiedene Gedanken enthält und nur die beiden Theile namhaft macht, die dann weiter ausgeführt werden, so ist uns der ganze Vortrag allzu einfach vorgekommen, und wir haben durchgängig die Kraft und den Schwung vermißt, die man besonders bei einer solchen Gelegenheit von dem geistlichen Redner, der selbst von seinem Gegenstande ergriffen ist, wohl erwarten darf. Namentlich ist der 2te Theil nicht ausführlich und erschöpfend genug, indem so manches hieher Gehörige übersehen ist, und nur die Freimüthigkeit ist zu loben, mit welcher der Vf. über fürstliche und bürgerliche Angelegenheiten zu Ende seiner Pr. sich verbreitet. — Die dritte Pr. am Osterfeste von dem sel. Zimmermann stellt nach Luk. 24, 13—35 das erfreuliche Licht dar, welches die Geschichte der Auferstehung Jesu über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, nämlich 1) über den Gang des menschlichen Schicksals, 2) über den Sieg der guten Sache, 3) über das Werk der Welterlösung, und 4) über den Zusammenhang der Zeit mit der Ewigkeit verbreitet." Angesprochen hat uns zunächst die treffliche Auseinandersetzung und Benutzung des Textes, und die Wärme und Innigkeit, womit die genannten Gegenstände behandelt sind; die ganze Predigt ist reich an herrlichen und ergreifenden Stellen. Der 1ste u. 2te Theil aber ermangeln des so erbaulichen Eingehens auf einzelne Fälle und Verhältnisse des Lebens, und auch der 4te, so schön er an sich ist, hätte durch das so nahe liegende und so heilsame Individualisiren noch eindringlicher gemacht werden können.

nen.

nen. Und welches ist denn die geheimnißvolle Verbindung, in welcher Jesus nach S. 40 mit seinem himmlischen Vater gestanden haben soll? Wir kennen keine andere, als eine moralische; und diese ist keineswegs geheimnißvoll. — Die vierte Predigt von Klemm in Zittau handelt nach Jes. 60, 1—6 „von der Theilnahme an der Zukunft, die wir nicht erleben," und kann in jeder Beziehung als sehr gelungen bezeichnet werden. Im 1sten Th. wird diese Theilnahme als a) in frommen Wünschen, b) in lebendiger Hoffnung, und c) in freudigem Eifer bestehend nachgewiesen; und im 2ten wird der Werth derselben dadurch gezeigt, daß a) ihr Einfluß auf die Veredelung des Herzens, b) auf die Erheiterung der Seele, und c) auf die Erweiterung unserer Wirksamkeit dargethan wird. Die Sprache ist edel und würdig, die Darstellung klar und lebendig, und was wir überall als ein nothwendiges Bedürfniß einer guten Predigt betrachten, die Rücksichtnahme auf das Besondere, das Hinweisen auf die eigene Lebenserfahrung der Zuhörer, ist hier nirgends übersehen. Uebrigens erinnert diese Predigt an eine andere ähnlichen Inhalts von Tzschirner, und es hat uns geschienen, als sei die letztere von dem Vf. hie und da benutzt worden. — Außer den genannten Predd. enthält das Heft noch fünf Casualreden, von denen wir als besonders gelungen eine „Rede vor der ersten Abendmahlsfeier im neuen Kirchenjahre" von Engel auszeichnen. Auf sehr beifallswerthe Weise knüpft der Vf. die den würdigen Genuß des Abendmahls betreffenden Ermahnungen an die besondere Zeit, wo es gefeiert wurde, und zeigt in einfachen, herzlichen und erbaulichen Worten, wie seine Beichtkinder als gute Kirchenkinder sich beweisen sollen, indem sie a) der Kirche hohen Werth dankbar achten, b) der Kirche heiliges Wort willig hören, und c) der Kirche heiliges Werk freudig fördern. Die Taufrede von Frenkel, so gut sie auch ihrem Inhalte nach ist, ist doch offenbar für eine solche Gelegenheit zu breit und wortreich;

Digitized by Google

reich; und das weitläufige Hinweisen auf die physischen und moralischen Gefahren, denen der Täufling entgegengehen wird, ist uns als nicht hieher gehörig vorgekommen. Auch die Confirmationsrede ist recht gut geordnet, und enthält viel Wahres und Beherzigenswerthes. Aber auch sie leidet an dem Fehler allzugroßer Breite, in der Angabe der Mittel, durch welche die Confirmanden den künftigen Versuchungen glücklich entgehen können, sind vielleicht gerade die wirksamsten übersehen, und gegen das Ende der Rede hat es uns geschienen, als hasche der Vf. mit allem Fleiße nach dem Rührenden und Gefühlvollen.

Das zweite Heft eröffnet eine Landtagspredigt von Ammon, die fast durchgängig den Meister in der Homiletik beurkundet. Nach einem trefflichen Eingange beschäfftiget sie sich nach Hos. 10, 12 „mit einer prüfenden Uebersicht der stufenweisen-Umgestaltung unseres öffentlichen Lebens," und zeigt diese Umgestaltung 1) in ihrer unabweislichen Nothwendigkeit, 2) in ihrer Rechtmäßigkeit, 3) in ihrer Sittlichkeit, und 4) in Beziehung auf die Hoffnung, daß sie der Himmel (?) in ihrem Fortgange segnen werde. Sind auch besonders die drei ersten Theile unter sich nicht streng genug geschieden, und wird auch im zweiten, statt von der gesammten Umgestaltung, meist nur von der Ablösung gewisser Lasten gesprochen, so haben wir doch im Allgemeinen kaum etwas Vorzüglicheres gelesen, als diese Predigt, und gern zollen wir ihrem Vf. wegen seiner homiletischen Kunst, seiner eindringlichen, kräftigen Sprache, und namentlich wegen seiner Gewandtheit unsere Achtung, mit welcher er eine edle Freimüthigkeit mit der seinem Fürstenhause geziemenden Ehrerbietung zu verbinden gewußt hat. Die zweite Pr. von Couard über Joh. 2, 1—11 betrachtet „die vornehmsten Sorgen des Hausstandes," nämlich 1) die Sorgen des Leichtsinnes, 2) die Sorgen der Kinderzucht, 3) die Sorgen der Nahrung, und 4) die Sorgen, welche durch besondere

sondere göttliche Heimsuchungen herbeigeführt werden. Der Eingang ist nicht zu billigen, denn er redet von den Segnungen des Evangeliums im Allgemeinen, und steht also mit dem Thema in allzuloser Verbindung. Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, wenn des häuslichen Glückes im Gegensatze gegen die häuslichen Sorgen gedacht worden wäre? Die Predigt selbst aber ist recht gut gelungen, besonders auch deßhalb, weil der Vf. recht in das Einzelne eingeht, und auf diese Weise praktisch und erbaulich wird. Nur daß die Zuhörer ermahnt werden, in ihren häuslichen Sorgen überall zu Jesu ihre Zuflucht zu nehmen und Hilfe von ihm zu erflehen, würde uns sonderbar vorkommen, wenn wir diese Sonderbarkeit nicht von Predigern, wie Hr. Couard, bereits gewohnt wären. Die dritte Pr. von Dietzsch enthält nach Ephes. 5, 15—21 „Warnungen vor dem Laster der Trunkenheit, „indem dieses Laster 1. als schädlich a) für persönliches, und b) für Familienwohl, und 2. als schändlich a) es raubt dem Menschen seine Würde und b) es macht ihn zu vielen anderen Vergehungen geneigt, nachgewiesen wird. Das Fehlerhafte dieser Disposition sieht der Sachverständige auch ohne unser Erinnern. Denn wenn auch nicht alles Schädliche zugleich auch schändlich ist, so ist doch das Schändliche jeder Zeit auch schädlich, und die beiden genannten Theile fallen deßhalb als einander untergeordnet zusammen, weil die Beraubung der Menschenwürde und die Verführung zu vielen Vergehungen eben als verderbliche Folgen der Trunkenheit dargestellt werden. Sonst ist die Predigt recht gut und praktisch. — Die vierte Pr. von Schröter verdient namentlich deßhalb eine rühmliche Erwähnung, weil sie den ganz besondern Fall, dem sie ihre Entstehung verdankt, auf eine sehr geschickte und gelungene Weise behandelt. Sie wurde veranlaßt durch die Confirmation eines fürstlichen Jünglings, und stellt nach Röm. 12, 15 die Frage auf: Wie die Theilnahme der Unterthanen an diesem Ereignisse

als

als eine würdige und wohlgefällige beschaffen seyn müsse? Fromme Fürbitte, eigenes Fortschreiten in allem Guten und frohe Hoffnungen in Absicht auf die Zukunft werden als die Erfordernisse einer solchen Theilnahme genannt; und was der Vf. in dieser dreifachen Hinsicht sagt, ist uns so wohlmeint, so herzlich und christlich erschienen, daß wir es nicht ohne eigene Erbauung gelesen haben. — Nicht ein gleiches Lob können wir der fünften Pr. von Sell zollen, in welcher nach Joh. 17, 24 der Satz aufgestellt wird: „Es gibt ein Wiedersehen jenseit des Grabes." Denn wenn man zunächst auch den ersten Grund — die unleugbare Sehnsucht des menschlichen Herzens — als einen trifftigen wohl gelten lassen kann, so ist doch der zweite — die Gesetze, welchen die ganze Entwickelung des menschlichen Geistes unterworfen ist — doch nur scheinbar, da der Mensch, ob er auch allerdings, wie der Vf. sagt, sich ohne Liebe in keiner Hinsicht entwickeln kann, in jener Welt doch leicht wieder neue Bande der Liebe anknüpfen könnte, und die kurze Zeit des Erdenlebens gegen die Ewigkeit in dieser Beziehung in gar keine Betrachtung kommen kann. Und könnte man nicht einwenden, daß wohl durch das Wiedersehen mancher Personen auch die Seligkeit des Himmels gestört werden dürfte; oder daß es selbst den Seligen schmerzlich seyn müsse, wenn sie dort erfahren, daß manche hier geliebte, wenn auch im Dienste der Sünde verlorene Menschen auch dort nicht gerettet sind, da der Vf. die Ewigkeit der Höllenstrafen behauptet? Außerdem fehlt es der ganzen Pr., wie schön auch die in ihr herrschende Sprache ist, an aller specialen und praktischen Beziehung; und ganz sonderbar ist es uns vorgekommen, wenn S. 151 gesagt wird: vergib uns Unendlicher, wenn wir vielleicht zu kühne Beweise versuchen auf dem Gebiete der Geisterwelt; oder wenn S. 153 von Menschen die Rede ist, welche „den Vorhang des Allerheiligsten lüfteten, so lange sie noch die Bande der Sterblichkeit trugen." — Neben diesen Predigten

digten finden sich in dem zweiten Hefte wieder fünf Reden, die durchgängig als beifallswerth bezeichnet werden können. Besonders verdient dieß die erste von Stucker bei der Wiedervereinigung zweier getrennten Ehegatten gehaltene, die, wie kurz sie auch ist, doch den ganz specialen Fall auf eine eben so zarte als eindringliche Weise behandelt. Auch die letzte, eine Pfarrereinführungsrede von Schuderoff, in welcher gezeigt wird, daß der Geistliche ein Muster in der Lehre, in gemeinnütziger und edler Thätigkeit, und in äußerlich anständigem und würdigem Verhalten seyn müsse, ist ihres gleich wahren und kräftigen Inhalts wegen einer besondern Auszeichnung werth. —

Das dritte Heft beginnt mit einer Pr. von Schrader, „das Gebet des Christen um den heiligen Geist," welche der Sammlung nicht eben zur Zierde gereicht. In vier Theilen wird 1. der Inhalt, 2. der Grund, 3. die Beschaffenheit, und 4. der Segen dieses Gebetes nachgewiesen. Im 1sten Theile wird dem gemäß gefragt, was denn der heilige Geist eigentlich sei? und darauf geantwortet: es sei Gott selbst, weil es in der Schrift heiße: der Herr unser Gott ist ein einiger Gott; und weil im Reiche der geschaffenen Wesen mit dem Worte Geist ein unsichtbares Etwas verstanden werde, welches den an sich todten körperlichen Stoff belebt, so sei der heilige Geist auch die wunderbare und doch gewisse, die geheimnißvolle und doch in tausendfachen Erscheinungen sich kundgebende Gotteskraft und Gotteswirksamkeit, besonders in den Seelen der Menschen. Wer mag aus diesem sonderbaren und höchst nutzlosen Gerede klug werden? Also der heilige Geist ist erst Gott selbst, dann ein unsichtbares Etwas, und endlich eine Gotteskraft. Ist denn Gott ein bloßes Etwas, oder nur eine Kraft und Wirksamkeit? Warum sagt denn der Vf. nicht gleich mit einfachen Worten: unter dem heiligen Geiste wird Gottes Beistand, dessen der Mensch besonders zur Uebung des Guten bedarf,

bedarf, verstanden, da er endlich selbst auf diese Meinung zurückkommt; obgleich der fragliche Begriff damit keineswegs erschöpft ist, indem der Ausdruck „heiliger Geist" auch wohl noch etwas Anderes bedeutet? Im 3ten Theile heißt es dann weiter: das Gebet um den heiligen Geist muß gläubig seyn. Denn wenn wir es auch nicht begreifen, wie der Geist des Herrn in uns mächtig werden kann, wenn wir auch die zarten Fäden nicht sehen, die unsern Geist mit dem Ewigen verknüpfen u. s. w., so müssen wir uns doch von der Möglichkeit und von der Wirklichkeit eines solchen Zusammenhange überzeugt halten. Dieses Ueberzeugthalten in solchen dunkeln und geheimnißvollen Dingen ist aber nicht Jedermanns Sache; da hingegen die Einwirkung des göttlichen Geistes durch das Mittel des göttlichen Wortes, des Gewissens, der Lebensschicksale u. s. w. als recht natürlich und dem religiösen Sinne begreiflich erscheint; was freilich denen nicht genehm ist, denen „heilig" und „geheimnißvoll" gern synonyme Begriffe sind. Solche und noch manche andere Mängel kleben dieser Pr. an, und wenn sie dazu noch alles Specialen und Individualen entbehrt, so mag unser oben ausgesprochenes Urtheil über dieselbe wohl nicht zu hart seyn. — Die zweite Pr. von Otto ist eine sehr gut gearbeitete Homilie über Offenb. Joh. 22, 11—17. Nach einem etwas ermüdenden Eingange stellt der Vf. die Frage auf: was ruft der Herr am Schlusse des scheidenden Jahres den Gliedern der Kirche zu? und leitet aus der genannten Bibelstelle folgende Gedanken ab: a) die Wahl unserer Worte ist uns selbst überlassen; b) diese aber entscheiden über unser künftiges Loos; c) jede Stunde müssen wir auf die Entscheidung desselben gefaßt seyn; d) es ist nichts Neues, was der Herr auf diese Weise uns zuruft — darum u. s. w. Nicht bloß ihrer kunstgemäßen Form, auch und mehr noch ihres ergreifenden, salbungsvollen und praktischen Inhalts wegen haben wir diese Homilie mit großem Interesse gelesen. Die dritte Pr. von

Digitized by Google

Bretschneider hat nach Jes. 9, 6 u. 7 den Hauptgedanken: daß dem Reiche Christi die höchste Würde vor allen Reichen dieser Welt zukomme, und daß es des Menschen schönster Ruhm und größte Würde sei, in diesem Reiche groß zu seyn. Dieß sucht der Vf. dadurch darzuthun, daß 1. das Reich Christi ein göttliches sei, 2. zur Verherrlichung Gottes und zur Veredelung des menschlichen Geschlechtes, 3. der Seele den innern Frieden bringend, 4. der Welt den äußern Frieden gebend, 5. von unendlicher Dauer und Zeit und Ewigkeit verbindend. Die Ausführung dieser Sätze ist klar und einfach, wenn sich vielleicht auch das Thema tadeln ließe, weil es zwei von einander gesonderte Gedanken enthält. Auch leuchtet nicht wohl ein, wie dem 1sten Theile zu Folge das Reich Christi deßhalb ein göttliches genannt werden müsse, weil sich im A. T. darauf Bezug habende Weissagungen vorfinden sollen; denn diese Weissagungen waren ja doch nur menschliche Wünsche und Hoffnungen, bei denen eine übernatürliche Einwirkung Gottes nicht anzunehmen nöthig ist. Sehr zweckmäßig und erbaulich ist das, was am Schlusse der Pr. über Herzog Ernst den Frommen gesagt wird. — Die vierte Pr. vom Herausgeber „der betende Christ" über Matth. 6, 5—8 ist wohlgerathen, der Christ, heißt es, betet — mit würdiger Geistessammlung — mit Aufrichtigkeit und Wahrheit — mit Ehrfurcht und Demuth — mit kindlichem Vertrauen und gläubiger Zuversicht. Nach einem sehr schönen Eingange wird über diese Gegenstände auf eine Weise gesprochen, daß man dem Vf. gern bis zum Schlusse folgt, wenn er auch wohl da und dort mehr auf einzelne Fälle eingehen und bei jedem Theile hätte nachweisen sollen, wie das Gebet, so verrichtet, auf das Herz und Leben der Menschen segensreich einzuwirken vermöge. Die Sprache ist durchgängig edel und angemessen. — Die vier Reden, welche außerdem das dritte Heft enthält, sind ohne Ausnahme so zweckmäßig und gediegen, daß wir durch

Her-

Digitized by Google

Hervorhebung der einen der andern Unrecht thun würden. Doch machen wir besonders auf die Taufrede von Schütze aufmerksam, die ganz das ist, was eine Casualrede seyn soll.

Das vierte Heft beginnt mit einer Predigt von Hüffell, die, wie sehr sie auch sonst den gebildeten Homileten verräth, doch eben nicht die Billigung jedes Lesers sich wird erwerben können. Sie handelt nach Luk. 16, 19—31 „vom verfeinerten Weltsinne unserer Zeit," und zeigt, was man sich darunter zu denken, und was man von dieser Denkweise zu halten habe. Demnach wird der Weltsinn im Allgemeinen als die vorherrschende Richtung des Menschen auf das Sinnliche und Irdische, die Verfeinerung desselben aber als das besondere Streben bezeichnet, das Erdenleben zu verklären, und alle höhere Zwecke desselben, die der Christ in ein Jenseits setzt, auf die Erde zu verlegen, sonach denn auch Alles, die Gegenwart und die Zukunft, den Himmel und die Hölle auf dieser Erde zu suchen. Diese Erklärung aber scheint uns nicht ganz richtig zu seyn. Denn wenn der Weltsinn überhaupt als die Sucht nach irdischen Gütern und sinnlichen Freuden sich zu erkennen gibt, so ist verfeinerter Weltsinn auch nichts Anderes, als jene feinere Sinnlichkeit, die grobe Excesse vermeidet, mit äußerer Bildung sich umgibt, mit Anstande genießt, und durch kluge Mäßigung den Genuß zu verlängern sucht; und wir sehen nicht ein, warum das Leugnen eines Jenseits der eigenthümliche Charakter desselben seyn soll, da aller Erfahrung gemäß beide, der grobe und der verfeinerte Weltsinn, den Glauben an eine andere Welt ihrer Natur nach weder verwerfen noch ausschließen müssen. Nach dieser, wie uns dünkt, irrigen Voraussetzung des Vfs. ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn man im 2ten Theile auf manche Behauptungen stößt, die der ruhigen Prüfung als unhaltbar erscheinen müssen. Denn wenn es heißt, jener Weltsinn entbehre allen sichern Boden, er hebe alle Sittlichkeit und Gottesfurcht auf, und vollende

damit das Unheil der Zeit, so sind dieß Früchte des Unglaubens, nicht aber des Weltsinnes an sich, welcher letztere vielmehr als eine Folge der ersteren zu betrachten ist. Auch sind es offenbare Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, wenn z. B. S. 237 gesagt wird: es ist ein schöner Glaube, auf alles persönliche Interesse Verzicht zu leisten, und nur für Andere zu leben; aber auf meine ganze Persönlichkeit dabei Verzicht zu leisten, ist Unglaube, Sünde und Thorheit in Einem u. s. w.; heißt das nicht, der feinern Selbstsucht das Wort reden? Bewundern wir nicht an Jesu eben dieses Verzichtleisten am Meisten? Doch wir halten uns bei dieser zu lange auf, und fügen deßhalb nur noch hinzu, daß sie auch alles erbaulichen und praktischen Eingehens auf besondere Lebensfälle entbehrt. — Die folgende Pr. von Tischer „Jeder kann aus seinem gesellschaftlichen Umgange sich selbst kennen lernen" (Sprichw. 13, 20) nämlich 1. aus der Absicht, warum man Umgang sucht; 2. aus der Wahl der Personen und des Orts; 3. aus der Dauer; und 4. aus dem Nutzen des Umgangs — ist ganz in der bekannten Manier des Vfs. geschrieben, und verräth die gereifte Lebenserfahrung und die tiefe Herzenskenntniß desselben unverkennbar. Aber so viel Lehrreiches und Praktisches sie auch enthält, so hat sie uns doch deßhalb nicht recht angesprochen, weil ihr, wir möchten sagen, die religiöse Weihe und Salbung, jenes christliche Princip mangelt, nach welchem das Glauben und Leben des Menschen in steter Beziehung zu einander stehen müssen. — Die dritte Pr. von Röhr hat nach Luk. 23, 46—53 zum Gegenstande: den Gekreuzigten, als den Erlöser der Welt von der Sünde, — und beantwortet die beiden Fragen: wie und wodurch er das wurde, und welche Frucht diese Ueberzeugung bringen müsse? Der 1ste Theil — der Gekreuzigte bekämpfte durch sein Wort die Gewalt und Herrschaft der Sünde — er stellte durch sein Leben die Vermeidlichkeit derselben dar — und er machte durch seinen Tod

die

die Abscheulichkeit der Sünde recht sichtbar — zeugt von des Vfs. unbefangener und vernunftgemäßer Ansicht der durch Christum bewirkten Erlösung; und der 2te Theil — wir müssen dem Verdienste, welches der Gekreuzigte auf diese Weise sich um die Welt erwarb, die gebührende Werthschätzung angedeihen lassen — wir müssen uns warnen lassen, ein falsches Vertrauen auf seine Erlösung zu setzen — wir müssen endlich nach immer größerer Freiheit von der Sünde streben — beurkundet den sittlichen Ernst und die eindringliche Kraft, womit er zu seinen Zuhörern zu sprechen versteht; und wenn man dazu den wahrhaft schönen und gefühlvollen Eingang nimmt, so muß auch diese Arbeit als ein Muster in dieser Hinsicht bezeichnet werden. — Auch die vierte Pr. von Lorberg ist in jeder Beziehung ausgezeichnet zu nennen. Sie stellt nach Philip. 2, 5—13 die Frage auf: Was ist es vorzüglich, was an dem leidenden Erlöser sich uns zur Nachahmung darstellt? In dieser Hinsicht wird geantwortet: 1. die Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters, mit welcher Christus seine Leiden übernahm; 2. die Liebe gegen die Brüder, welche auch in den bittersten Leiden sich bewährte; 3. die Vestigkeit in der Erfüllung seines Berufes, worin er sich durch kein Leiden wankend machen ließ. Wir rühmen an diesem Vortrage besonders die textgemäße Bearbeitung desselben, die wahrhaft christliche Sprache, die in ihr herrscht, und die praktische durchaus erschöpfende Darstellung, der zu Folge nichts hieher Gehöriges übersehen und das allgemein Wahre immer auf einzelne Fälle, Pflichten und Verhältnisse des menschlichen Lebens angewendet ist. — Die in diesem Hefte enthaltene Traurede von Simon ist an sich nicht übel, aber im Verhältnisse zu ihrer Kürze zu weit angelegt, als daß sie auf das Prädicat der Ausführlichkeit Anspruch machen könnte. Recht herzlich und angemessen ist dagegen eine bei einer goldenen Hochzeitsfeier gehaltene Rede von Zimmermann. Trefflich, geistreich und höchst anspre-

chend

chend ist ferner eine Beichtrede von Engel; und auch die letzte Beichtrede von Steinmetz, würde als wohl gelungen bezeichnet werden können, wenn sich nicht irrige und störende Aeußerungen in derselben fänden, z. B. ihr sehet hier das Brod und den Trank des ewigen Lebens und seiner Seligkeit — was soll das heißen? —

Die erste Pr. des fünften Heftes von Kleberger „die Empfindungen meines Herzens beim Abschiede von dir, geliebte Gemeinde," also eine Abschiedspredigt über Apostelg. 20, 31 u. 32 ist ein einfacher, wohlgemeinter Herzenserguß in einer recht herzlichen Sprache, voll praktischer Beziehungen, besonders im 3ten Theile; wenn sie auch auf die Eigenschaften homiletischer Kunst und rednerischer Gewandtheit verzichten muß. Die durch das Thema angedeuteten Empfindungen sind — Wehmuth — Dank — und herzliche Wünsche. Etwas weniger Selbstlob würde den Vortrag noch ansprechender gemacht haben. — Weniger als diese hat die 2te Pr. von Lomier unsern Beifall finden können. Sie ist am kirchlichen Jahresfeste der Bergleute zu Saalfeld gehalten, und beschäfftiget sich nach Ps. 130, 1 mit dem Gedanken: daß sich die vorzüglichsten Erweckungsmittel zur Andacht in dem Berufe des frommen Bergmanns finden. Zu diesen Mitteln werden gerechnet 1. die Nacht, 2. die Einsamkeit, und 3. die Gefahr. In dieser Pr. ist zunächst der Uebergang vom Texte zum Thema tadelnswerth, denn Alles dreht sich hier darum, zu beweisen, was die Ausführung selbst am Besten bewiesen haben würde, daß nämlich die genannte Bibelstelle nicht unpassend gewählt sei. Dann ist die Disposition fehlerhaft, indem die Begriffe „Nacht" und „Einsamkeit" wenigstens in den Bergschachten wohl gleichbedeutend sind. Endlich finden sich auch mehrere nicht zu billigende Einzelnheiten. So heißt es z. B. gleich im Anfange: ein alljährlich nur ein Mal wiederkehrendes Fest, das Bergfest u. s. w. Welches andere Fest wird denn aber jährlich zwei Mal gefeiert?

Im

Im Uebergange behauptet der Vf.: die größten religiösen Erhebungen hat der Bergmann vor allen Menschen voraus. Ist das nicht eine offenbare Uebertreibung? S. 318 ist unter andern Unschicklichkeiten von den größten Dichterwerken die Rede. Was aber wissen wohl arme Bergleute von diesen Werken, und wie kann die Erwähnung derselben zu ihrer Erbauung beitragen? — Die folgende Pr. ist eine Schulpredigt von Fiedler, und führt nach 1 Petr. 2, 21—25 den Gedanken aus: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage; indem auf sehr beifallswerthe Weise gezeigt wird, dieß gereiche dem Menschen 1. zur Gründlichkeit in seinem Wissen, 2. zur Bescheidenheit in seinen Ansprüchen, 3. zur Festigkeit in seinem Dulden, und 4. zur Sittlichkeit in seinem Verhalten. Nur der 2te und 4te Th. ermangeln einer sorgfältigen Ausführung; sonst ist Alles, was der Vf. sagt, eben so erfahrungs- als zeitgemäß, und besonders die beiden erstern Theile dürften wohl von denen zu beherzigen seyn, die die Kinder Alles spielend lehren wollen, und von einem großen Theile der heutigen Jugend, die sich für hinlänglich gereift hält, wenn sie kaum der Schule entwachsen ist. — Auch die vierte Pr. von Welker über Matth. 8, 23—27 „das Meer, ein Bild des menschlichen Lebens" ist gut geordnet und erbaulich ausgeführt. Es werden vier Vergleichungspuncte aufgestellt: 1. so wie auf dem Meere, so wechseln im Leben Stille und Stürme, so sind 2. Stille und Stürme wohlthätig, so gebietet 3. Gott über beide, und 4. ein sicherer Hafen nimmt nach unsicherer Fahrt den Reisenden auf. Der 2te Theil ist besonders praktisch, und der 4te vorzüglich schön und erhebend. — Die fünfte Pr. von Schott am Bußtage über Ps. 51, 19 hat das sehr anziehende und speciale Thema: Selbst bei Empfindungen der Reue haben wir manche Verirrungen zu vermeiden. Die Ausführung ist, wie sie sich von dem Vf. erwarten läßt. Besonders gelungen ist der 1ste Theil — man muß die Furcht

vor

vor künftigen Sündenstrafen, oder die Wehmuth über die gegenwärtigen von dem reinen Gefühle der sittlichen Reue unterscheiden; und wenn auch die drei übrigen — man muß nicht zu Viel von den Empfindungen der Reue erwarten, die flüchtig vorübereilen — dabei den selbstgefälligen Wahn vermeiden, diese Empfindungen an sich selbst schon für etwas Verdienstliches zu halten — und endlich an sich selbst und an der Möglichkeit der sittlichen Besserung nicht verzweifeln — vielleicht durch ein sorgfältigeres Eingehen auf das Einzelne noch erbaulicher hätten gemacht werden können, so ist doch die ganze Pr. reich an trefflichen, psychologischen und praktischen Bemerkungen, und verdient deßhalb mit Auszeichnung genannt zu werden. — Das Letztere gilt auch von einer Trau- und Grabrede dieses Hefts von Schatter und Stücker und von einer Einführungsrede von Otto, welche die Worte 2 Korinth. 5, 20 zum Gegenstande hat, und diesen Ausspruch durch folgende Sätze weiter ausführt — Gott vermahnt durch uns — das gibt dem Geistlichen Vertrauen und Muth zu seinem Werke — das fordert die Gemeinde auf, ihm mit Vertrauen entgegen zu kommen — zu hören, was ihr von Gotte befohlen ist — dazu sich um so williger zu entschließen, da es der Geist der Liebe ist, mit dem an ihr gewirkt wird — und den nachzuahmen, der das Licht des Lebens ist. Der Beruf des Geistlichen, und das gegenseitige Verhältniß, in dem er und die Gemeinde zu einander stehen, sind hier auf eine Weise geschildert, daß man nur wünschen kann, es möchte überall seyn, wie es in dieser Rede ausgesprochen ist.

Das sechste Heft endlich beginnt mit einer Pr. von de Wette, die Etwas allgemein gehalten, und in einer, wir möchten sagen, zu gelehrten Sprache abgefaßt ist, als daß sie uns durchgängig hätte ansprechen können. Sie betrachtet nach Matth. 5, 14—16 „die Pflicht des Christen, durch Lehre und Beispiel zu nützen," und zeigt dabei 1. das allgemeine

Be-

Bedürfniß, durch Lehre und Beispiel geleitet zu werden; 2. die allgemeine Verpflichtung, so auf Andere zu wirken; 3. die Bedingungen, unter denen man wirken; und 4. den Zweck, auf welchen man dabei hinarbeiten soll. Diese Gedanken werden zwar in strenger Ordnung und auf eine klare und überzeugende Weise durchgeführt, und was darüber gesagt wird, ist Alles wahr und beherzigenswerth. Aber nur der 2te Th. ist recht eigentlich praktisch, indem er auf das Einzelne Bezug nimmt; da hingegen besonders der 3te und 4te Th. bei Weitem nicht special genug behandelt sind, um dem Zwecke der Erbauung ganz angemessen zu seyn. — Die zweite Pr. ist eine Synodalpredigt von Marks über Joh. 15, 4 u. 5, und zeigt, daß wir nur dann viel Frucht in der Kirche Christi bringen, wenn wir in ihm bleiben. Im 1sten Th. wird die Forderung, welche in den Textesworten liegt, und im 2ten die Frucht näher bezeichnet, die wir bringen, wenn wir dieser Forderung nachkommen. Der ganze Vortrag ist gut geordnet, und enthält viel Treffliches und Beherzigenswerthes. Im Ganzen hat es uns doch geschienen, als sei die Darstellung zu wenig klar und anschaulich, (die Ausdrücke z. B. — in ihm — durch ihn — mit ihm — Er Alles in Allem — sind nicht näher erklärt) und erst am Ende wird der Vf., was wir praktisch nennen. — Noch weniger können wir der dritten Predigt von Wolkhardt über Joh. 7, 37—40 „was bringt ein armes Menschenherz zur Ruhe" unsern Beifall geben. Zuerst liegt das Thema dem Texte ziemlich fern, und die Disposition — die Welt kann es nicht — auch der sorgenden Liebe Tröstungen reichen nicht aus — auch der bußfertige Sinn gnüget nicht — nur Christus ist es, der das arme Herz zur Ruhe bringt — ist deßhalb fehlerhaft, weil erst der letzte Theil die Frage des Hauptsatzes, und auch dieser nicht deutlich und ausführlich genug beantwortet. Dann hätte gleich im Anfange gesagt werden müssen, daß von dem durch die Sünde beunruhigten

digten Herzen allein die Rede seyn solle; denn ohne diese nähere Bezeichnung erscheinen der 1ste und 2te Theil als offenbare Uebertreibungen, und warum ein wahrhaft bußfertiger Sinn ein solches Herz nicht beruhigen könne, ist gar nicht abzusehen. Auch in stylistischer Hinsicht stellt sich diese Pr. manchem Tadel bloß, z. B. in der Wiederholung gewisser Hauptworte mit hinzugefügtem Beiworte — ein Herz, ein armes Herz — eine Wunde, eine klaffende Wunde; oder in allzulangen Perioden; und selbst auf einzelne psychologische Unrichtigkeiten oder nur halbwahre Behauptungen sind wir hin und wieder gestoßen. So wird z. B. S. 443 gesagt: je genauer wir uns mit Gotte und den reichen Segnungen seiner Liebe bekannt machen, je inniger wir uns durch täglichen Umgang mit ihm befreunden u. s. w., je (um so, oder desto) tiefer drückt sich der Stachel in die Brust, je lebendiger äußert sich unsere Reue, je größer wird die Unruhe und der Schmerz. Bei Weitem gelungener ist die 4te Pr. von d'Autel, ein schöner, kräftiger, tief in das sittliche Leben des Menschen eingreifender Vortrag. Nur die Disposition können wir nicht billigen, und in den drei ersten Theilen hätte der Vf. wohl Veranlassung finden sollen, sich mehr auf das Individualisiren einzulassen. Das Thema heißt nach Röm. 11, 33—36. „Es ist eine trostvolle Wahrheit, daß Gott der Erzieher des menschlichen Geschlechts ist. Der erste Theil — das Menschengeschlecht bedarf der Erziehung — der Erzieher des Menschengeschlechts muß ein höheres Wesen seyn — überall im Erdenleben hat er Erziehungsstätten für den Menschen angelegt — enthält zwar lauter Wahrheit, liegt aber eigentlich nicht im Thema, dessen Richtigkeit erst im 2ten Theile näher nachgewiesen wird. Doch ist dieß, wie gesagt, nur ein kleiner Flecken an diesem trefflichen Vortrage, und wird durch die vielen Vorzüge desselben weit aufgewogen. — Unter den Reden dieses Heftes zeichnet sich eine Grabrede von Schrader als gut gedacht

und

und gefühlvoll durchgeführt rühmlich aus, indem die übrigen, eine Taufrede etwa ausgenommen, von keiner besondern Bedeutung sind. Namentlich ist die Rede am Geburtstage des Königs von Rienäcker, wenn auch ihrem Inhalte nach nicht übel, doch hinsichtlich ihrer Form ziemlich verfehlt, und ist auf eine Weise stylisirt, daß sie uns besonders in dieser Hinsicht ganz gleichgiltig gelassen hat. —

Fassen wir nun unser Gesammturtheil über die gegenwärtigen sechs Hefte des zweiten Bandes in wenige Worte zusammen, so ist das Streben des Herausgebers unverkennbar, nur Gutes und Gediegenes zu liefern; und wenn nicht alle Mittheilungen als solches bezeichnet werden können, so lag die Schuld wohl nicht an ihm, sondern vielleicht an der unzureichenden Anzahl von geeigneten Beiträgen. Muß man aber schon dieses Streben rühmen, so ist die Tendenz dieser Sammlung noch lobenswerther, indem bis jetzt Alles von ihr ausgeschlossen blieb, was der mannigfachen verkehrten Richtung unserer Zeit in religiöser Hinsicht angehört, und nur solche Arbeiten aufgenommen wurden, welche das Gepräge einer vernunftgemäßen Ansicht des Christenthums an sich tragen. Möge die Redaction dieses doppelte Streben auch fernerhin sich angelegen seyn lassen.

Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwickelung, von Dr. C. G. H. Lentz, Pastor zu Halchter und Linden im Herzogthume Braunschweig. Zweiter Theil. Helmstedt, Verlag der Fleckeisenschen Buchh. 1835. IV u. 409 S. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn wir bereits den ersten Theil dieser Dogmengeschichte eine willkommene und verdienstliche Arbeit nennen durften (s.

krit.

krit. Pred.-Bibl. Jahrg. 1834. Hft. 5.), so trifft dasselbe Urtheil, doch noch in höherem Grade, die Bearbeitung dieses zweiten Theiles. Denn wenn wir auch im Allgemeinen gerade keine wichtigen neuen Entdeckungen antreffen (und das ist es ja auch nicht, worauf es wesentlich ankommt), so verdient doch die klare Darstellung und die pragmatische Entwickelung vorzügliches Lob. Man sieht es, daß der Vf. mit den wichtigsten Quellen vertrauter war, als bei dem ersten Theile, und freut sich, insbesondere in der Schilderung der neueren protestantischen Theologie, den Mann von unbefangenem Urtheile und gründlicher Kenntniß der dießfalsigen Literatur zu erkennen. Weßhalb wir wiederholt diese Dogmengeschichte Studirenden angelegentlich empfehlen; sie werden dieselbe für ihren Endzweck mit mehr Nutzen gebrauchen, als andere neuere Werke der Art, in welchen unter einer Masse aphoristisch hingeworfener gelehrter Notizen die Geschichtsdarstellung selbst wie verkümmert erscheint. Dazu kommt, daß, wie die Dogmengeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, so die wesentlichen Abschnitte, welche dieser zweite Theil mit umfaßt, gerade für den Zustand, in welchem sich in unserer Periode die Läuterung der evangelischen Glaubenslehren befindet, von der größten Wichtigkeit sind, und daher mit Recht von dem Vf. besonders hervorgehoben werden. Wir rechnen hierher die Geschichte der Entstehung unseres kirchlichsymbolischen Lehrbegriffs, mit Rücksicht auf den Inhalt der symbolischen Bücher unserer Kirche, und bleiben sofort bei diesem Gegenstande einige Augenblicke stehen.

Nachdem nämlich der Vf. die fünfte Periode: vom Ende des 11. Jahrh. bis zum Jahre 1517, oder von der Ausbildung der Scholastik bis zum Anfange der Reformation, in zweckmäßiger Kürze (S. 1—84) dargestellt, umfaßt die sechste Periode die Geschichte vom Anfange der Reformation bis zur Vollendung des protestantischen Lehrbegriffs durch die Concordienformel. Was die frühere Periode betrifft, so haben wir

wir uns nur gewundert, daß der Vf. den sogenannten Mystikern des 14. und 15. Jahrhunderts keinen besonderen Abschnitt gewidmet hat. Sie verdienten dieß um so mehr, als in ihnen die christlichen Glaubenslehren, im Gegensatze zur scholastisch-hierarchischen Grübelei, weit einfacher und für das christliche Leben bedeutsamer aufgefaßt und immer auf die heilige Schrift zurückgewiesen wird. Und dann ist bekannt, daß das frühzeitige Studium dieser Schriften auf Luther's Bildung von dem größten Einflusse war. Dieser Einfluß hätte S. 95 nicht bloß angedeutet, sondern näher geschildert werden sollen: denn wenn auch Luther, wie Wernsdorf längst erwiesen, in späterer Zeit weniger Werth auf jene Schriften legte, so hatte er doch früher bekanntlich von der „deutschen Theologie" u. a. versichert: secundum biblia et sanctum Augustinum nullus in manus meas incidit liber, ex quo plura didici et didicisse volo, quid sit Deus, quid sit Christus, homo et omnia. Dabei war es Recn. immer eine interessante Bemerkung, daß gerade jene Mystiker zur Erlangung des christlichen Heils das größte Gewicht auf das Beispiel Christi legen, (wir brauchen nicht an die Schrift de imitatione Christi zu erinnern), und daß erst in neuerer Zeit der christliche Rationalismus in der evangelischen Kirche diesen Grundsatz wieder geltend gemacht hat, während unsere symbolischen Bücher doch gänzlich davon schweigen, und die Concordienformel höchstens in der Lehre de obedientia activa et passiva Christi eine verkehrte Anwendung davon macht. — Desto besser ist dagegen dem Vf. in der Einleitung zur 6. Periode die Schilderung gelungen, wie Luther nach und nach zur Erkenntniß und Feststellung derjenigen Glaubensgrundsätze gelangte, welche alsbald von ihm und seinen Collegen als die Grundlage des neuen Lehrbegriffs dem römischen Katholicismus entgegengestellt wurden. Nicht als ob er gerade neue Aufschlüsse darüber mitgetheilt hätte; vielmehr liegt der Werth dieser Schilderung

rung in der eben so einfachen, als geschichtlich wahren Herleitung des obersten Reformationsgrundsatzes, von welchem endlich unser großer Luther durchdrungen wurde (S. 101), daß nur die Schrift und ihr untrügliches Ansehen den christlichen Glauben bestimmen könne, und daß die Vernunft keine andere Norm des Glaubens, als Gott in der Offenbarung, anerkennen dürfe, daß demgemäß alle Artikel aus dem Kirchenglauben ausgemärzt werden müssen, für welche kein Grund in der Schrift gefunden werden könne. Hr. L. bemerkt sehr richtig, daß dieser Grundsatz das eigentliche Lebensprincip des Protestantismus bilde, welches für alle Zeiten unantastbar stehen bleiben müsse, also Vernunft und Schrift nach richtiger, unbefangener Auslegung. In keiner Zeit aber ist es nothwendiger, daß der Kirchen- und Dogmenhistoriker für den Zweck der praktischen Anwendung der Resultate des geschichtlichen Studiums die unumstößliche Wahrheit dieser und ähnlicher Hauptgrundsätze in dem klaren Lichte der Geschichte hervortreten lasse, als in der unsrigen, wo man mit dem Apostel so manchen ἄρχοντες τοῦ αἰῶνος τούτου abermals, wenn sie die heilige Schrift, sowie die Schriften der Reformatoren, lesen, zurufen möchte: ἀλλ' ἐπωρώθη τὰ νοήματα αὐτῶν. Bald verloren in ihrem gelehrten Wuste, bald durch Parteiinteresse geblendet, und durch pharisäische Selbstsucht gehindert, der Stimme der Wahrheit allein Gehör zu geben, behandeln sie die Geschichte wie eine Mumie, um nur von neuen Standpuncten, wissenschaftlichtiefen Forschungen, neuen philosophischen Ansichten u. s. w. reden zu können; und dabei entflieht ihnen der wahre Genius der Geschichte, ihre Anwendung auf das wirkliche Leben durch Vesthaltung und Fortbildung der aus ihr gewonnenen unumstößlichen Grundsätze; bleibt es die unleugbarste, durch Luthers eigene Geständnisse und den Gang seiner Bildung erwiesene Wahrheit, daß dieser große Reformator, dessen Namen wohl jeder evangelische Christ und Theolog mit Verehrung aussprechen wird,

in

in der Auffassung der Lehren der heiligen Schrift nicht selbstständig und unbefangen zu Werke ging, daß vielmehr der liebe Augustin ihn als Dogmatiker befangen hielt, während derselbe Mann da, wo es Leben und Handeln galt, als wahrer evangelischer Held auftrat; darf man hinzufügen, daß gerade diese Auffassung des evangelischen Lehrbegriffs für die damalige Zeit die geeignetste war, den Uebergangspunct zu bilden und die Grundpfeiler des katholischen Aberglaubens und Unwesens zu erschüttern: so ist es Nichts als die ärgste Täuschung, die unverzeihlichste Versündigung an der sonnenklaren geschichtlichen Wahrheit, wenn man entweder die lutherische Dogmatik für die reinevangelische halten, oder die wesentlichen, von Luther beibehaltenen Dogmen durch eine neue angeblich philosophische Verbrämung wieder aufstaffiren, oder ihr in zweideutiger Gesinnung Apologieen schreiben will. Sehr wahr spricht der Vf. das Resultat der Geschichte über die Entstehung unseres kirchlich-symbolischen Lehrbegriffs S. 102 dahin aus: „Daß sich die Untersuchung auf eine gewisse Summe von Dogmen beschränkte, daran ist vornehmlich der Umstand Schuld, daß sie unter Streitigkeiten geboren und von diesen geleitet wurde. Auf die Dogmen von der Trinität und der Person Christi führten jene Streitigkeiten nicht; daher blieben dieselben in der alten Form. Zu der alten Kirche wollte man ja zurückkehren; was diese vestgesetzt hatte, schien ohne Frevel nicht angetastet werden zu dürfen u. s. w. Natürlich aber hatte das Ansehen des Mannes, dem die ganze alte Kirche so hohe Verehrung zollte, und dessen Lehren dem Reformator in seinem Ringen nach Wahrheit das erste tröstliche Licht aufgesteckt hatten; natürlich hatte Augustins Auctorität in der Veststellung des Lehrbegriffs, insbesondere der Heilsordnung, das meiste Gewicht; daher denn auch seine Farbe unverkennbar durchschimmern mußte." Entfernen wir nun, wozu uns Schrift, Vernunft und Geschichte nicht bloß berechtigen, sondern selbst verpflichten, den Augu-

Augustinismus aus dem Lehrbegriffe unserer Kirche, so wird der so gereinigte Lehrbegriff in den Artikeln von der Sünde, Gnade, dem Glauben, den guten Werken u. s. w. mit den Lehren der heiligen Schrift in vollkommener Uebereinstimmung erscheinen. — Hierin sind uns die unitarischen Brüder oder Socinianer, deren Lehrbegriff S. 175 ff. eben so geluugen von dem Vf. geschildert wird, längst mit Glücke vorangegangen. Wenn auch, wie S. 183 in einer Note sehr richtig bemerkt wird, die Exegese, namentlich des jüngeren Socin, oft ganz „willkürlich und überkünstlich" war, so war sie doch in den meisten Fällen weit glücklicher und unbefangener, als die der völlig dogmatisirenden Gegner; und man muß sich wundern, wie Socin, der selbst im Angesichte eines seiner Gegner (in dem Respons. ad defens. Franc. Puccii p. 49) ganz offen gesteht: graecos fontes, ut egomet omnibus dico, leviter admodum degustavi; hebraeos vixdum attigi — doch immer die trifftigsten Schriftgründe den kirchlichen Dogmen entgegenzusetzen weiß; wie er schon das praktisch-sittliche Princip vesthielt, und danach über Wesentliches und Außerwesentliches in den Glaubenslehren entschieden wissen wollte. Wir können nicht umhin, hier eine der schönsten Stellen aus der ebengenannten Schrift (auf welche Hr. L. keine Rücksicht genommen zu haben scheint) wörtlich mitzutheilen. Omnia dogmata (heißt es daselbst S. 50), sine quibus fides in Christum et conservatio mandatorum Dei constare nequit, ad salutem adipiscendam cognitu prorsus esse necessaria, et eam ob causam ab omnibus retineri debere. Rursus omnia dogmata, quibuscum fides in Christum et conservatio praeceptorum Dei constare non potest, salutem, si retineantur, penitus eripere et ob eam causam omnino ab omnibus respuenda esse etc. Itaque de his non ita anxie laborandum esse, nisi ejusmodi sint, ut sine eorum vera cognitione aegre admodum

modum possit quis Christo fidem habere et Deo, quam a nobis requirit, obedientiam praestare; vel nisi jam appareat, ex iis quae inde deducuntur, fiduciam in Christum et vitae sanctimoniam paulatim convelli vel labefactari etc. Schon dieser leitende Grundsatz der socinianischen Dogmatik läßt bedauern, daß die Verstocktheit der Gegner ihm damals keinen Einfluß auf Verbesserung und Vereinfachung ihres Lehrsystems gestattete, und daß es erst der neuesten Zeit von Seiten der Bessergesinnten vorbehalten blieb, dem Socinianismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (S. 190), obschon es selbst noch unter uns genug gibt, die durch das Prädicat socinianisch Andersgesinnten den Ketzerstempel aufzuprägen sich nicht scheuen. Nur Eine Lehre der socinianischen Christologie hat der Vf. S. 183 unerwähnt gelassen, nämlich von der ersten Himmelfahrt oder dem Seyn Christi bei Gott vor der Johannestaufe. Auch hätten wir gewünscht, daß hier, so wie bei der Darstellung anderer Lehrsysteme, die hauptsächlichsten Bibelstellen, auf welche sie begründet wurden, angeführt worden wären. Wenn übrigens der Vf. am Schlusse des Abschnittes über die Unitarier S. 190 bemerkt, daß der Socinianismus in seiner ehemaligen Bedeutung untergegangen, aber nicht spurlos an dem Reiche wissenschaftlicher Aufklärung vorübergegangen sei, so können wir die Richtigkeit oder vielmehr den Sinn des ersten Satzes nicht wohl begreifen, da es ja bekanntlich in Siebenbürgen noch blühende Gemeinden der Unitarier gibt, die treu an den Grundlehren ihrer Stifter vesthalten.

Nachdem der Vf. in der siebenten Periode: von der Vollendung des protestantischen Lehrbegriffs durch die Concordienformel bis zur Bildung der neuen protestantischen Theologie, oder vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh., im ersten Abschn. die Geschichte des lutherischen Lehrbegriffs (die synkretistischen Händel, den Pietismus und die Brüdergemeinde),

nebst der Geschichte der lutherischen Dogmatik, im zweiten die Geschichte des reformirten und im dritten die des römisch- und griechisch-katholischen Lehrbegriffs dargestellt, kommen wir an die so wichtige achte Periode: von der Bildung der neuen protestantischen Theologie bis auf die neuesten Zeiten. Zuvörderst wird in der Einleitung über Zustand und Fortschritt der Philosophie gesprochen, und daß hier dem unsterblichen Kant S. 323—326 eine ausführlichere Betrachtung gewidmet wird, zeugt von des Vfs. richtigem Urtheile. So faßlich er jedoch die Hauptlehren des Kriticismus, so weit dieselben hierher gehören, angegeben hat, so hätten wir gleichwohl größere Ausführlichkeit sowohl hierin gewünscht, als in der Darstellung und Herleitung der fichteschen, schellingschen und hegelschen Philosophie in ihrem Verhältnisse zu der kantischen, und gewiß hätte neben diesen und den bloß im Allgemeinen angeführten Namen eines Jakobi, Köppen, Bouterweck, Gerlach, Krug u. s. w. auch der tief und christlich philosophirende Kantianer Fries eine besondere Stelle finden sollen. Hören wir nämlich in unseren Tagen von so manchen Seiten her die vornehm klingende Aeußerung, daß der Kantianismus im Wesentlichen sich überlebt habe, und daß der, wenn auch auf anderen Wegen vorbereitete, doch durch Kant zur Reife gediehene, auf seine Grundlagen philosophischer Seits sich stützende theologische Rationalismus nur ein Durchgangspunct gewesen sei, nur eine Entwickelungsstufe der neueren, zu höherer wissenschaftlicher Vollendung fortschreitenden Theologie bezeichnen könne: so dürfen wir wohl von dem Dogmenhistoriker der Jetztzeit erwarten, daß er durch seine geschichtliche Darstellung im Voraus das Voreilige solcher Entscheidungen bemerklich mache. Kant hat sich noch lange nicht überlebt, wird sich auch nach der Grundlage, welche er der Philosophie gegeben, nie überleben, vielmehr wird (wie neuerdings Krug vortrefflich gezeigt) das Mißlingen aller philosophischen Speculationen, die das kantische

tische Princip schon jetzt erschüttert zu haben oder erschüttern zu können glauben, es wird der Kampf, den sie gegen den gesunden Menschenverstand, gegen Geschichte und Erfahrung beginnen, es wird der innere Zwiespalt, in den sie selbst mit einander gerathen, und in dem sie sich gegenseitig aufzureiben drohen, dieß wird recht bald darthun, daß, um wieder vernünftig (d. h. mit Anerkennung der Ideeen in uns, die nicht in der Phantasie, nicht im Begriffe liegen) zu philosophiren, man zu dem kantischen Principe werde zurückkehren müssen. Der Theolog kann zwar diesem Kampfe der neuesten Philosophie ruhig zusehen; mit der guten Wehr und Waffe heiliger Schrift in der Hand, hat er Nichts zu befürchten. Allein gleichgiltig darf er dabei nicht bleiben; er hat das Evangelium zu vertreten, und darf nie zugeben, daß die Religion des Glaubens und der Liebe in ein todtes Formel- und Dogmenwesen, in neumodische Schulweisheit verwandelt werde. Würde der tiefdenkende Paulus, der schlichte Johannes in einer schellingischen oder hegelisirten Dogmatik die Worte des ewigen Lebens wieder erkennen? Hr. Lenz ist über diesen Theil der neuesten Dogmengeschichte etwas flüchtig hinweggegangen; als Dogmenhistoriker hätte er sich nicht bloß mit Angabe der wichtigsten Literatur und ganz allgemeiner Schilderung, die allerdings als solche gelungen, begnügen, er hätte die Gestaltung der christlichen Dogmen im Besonderen nach den einzelnen theologisch-philosophischen Schulen nachweisen sollen. So gibt er uns mehr eine Geschichte der neuesten Theologie und Dogmatik, als der Dogmen selbst.

Was endlich die Geschichte des theologischen Rationalismus und des zeither entgegengesetzten Supranaturalismus betrifft, so deutet auch der Vf. darauf hin, daß durch Kant die nothwendige innige Verbindung zwischen dem Moralischen und Religiösen zur Anerkennung gebracht, und für die Theologie eine verständige Unterscheidung zwischen dem Historischpositiven,

welches als durch die Zeit und Umstände modificirt hervortrete, und dem Rationalen, welches sich der Vernunft als bleibend und allgemeingiltig darstelle, begründet worden sei. Allein es wird nicht recht klar, wie sich seit und durch Kant vorzüglich die wissenschaftlichen Gegensätze des theologischen Rationalismus und Supranaturalismus weiter ausgeprägt und fortgebildet, und dann in der Auffassung und Darstellung aller einzelnen Glaubenslehren, der biblischen so gut als der bloß kirchlichen, von einander abgewichen sind. Der Vf. fühlte dieß selbst, und sucht sich S. 355 damit zu entschuldigen, daß eine Nachweisung, wie sich der christliche Rationalismus oder Supranaturalismus in den einzelnen Lehren des dogmatischen Systems ausprage und diese modificire, die Dogmengeschichte zu weit in das Feld der eigentlichen Dogmatik würde geführt haben. Und doch war dieß die eigentliche Aufgabe des Dogmenhistorikers, wie der Vf. bei der Schilderung der Hauptlehren des so vielgestaltigen Mysticismus S. 359—361 ihr wirklich entsprochen hat. Was nun die Durchführung dieser Aufgabe in Beziehung auf rationalistische und supranaturalistische Behandlung der biblischen oder kirchlichen Glaubenslehren betrifft (die Principien beider Denkweisen sind S. 352 ff. vortrefflich aus einandergesetzt), so ist es nicht ohne Interesse für die pragmatische Darstellung der neueren Dogmengeschichte, zu sehen, wie der Rationalismus, obschon an sich auf unerschütterlichem Grunde beruhend und neuerdings mit vollem Rechte als die wahre Fortbildung des evangelischen Protestantismus bezeichnet, doch in seiner ersten Entwickelung sich in philosophischer Hinsicht von dem Principe der kantischen Religionsphilosophie entfernte. Kant gab zwar dazu Veranlassung; allein wäre er selbst nur als gelehrter Theolog mit dem Wesen und Zwecke des einfachen christlich-biblischen Lehrbegriffs genauer bekannt gewesen, er würde auch diese Klippe glücklich umsegelt haben. Kant konnte, nach seiner Ansicht von der Erscheinungswelt (die Krug durch

seinen

seinem transcendentalen Synthetismus am Richtigsten aufgefaßt und durchgeführt hat), weder die Möglichkeit der Wunder, noch einer auf außerordentliche Weise der Menschheit mitgetheilten Offenbarung Gottes leugnen; nur darauf bestand er mit vollkommenem Rechte, daß ein solcher Glaube den Anforderungen unserer sittlich-vernünftigen Natur entsprechen müsse. Und dieser Grundsatz, der unumstößlich ist, wenn wir anders hoffen dürfen, daß das Christenthum über alle andere angebliche Offenbarung dereinst siegen werde und müsse, bezeichnet, auf die christliche Theologie angewendet, das Wesen des christlichen Rationalismus: aller religiöse Glaube muß auf vernunftgemäßen Gründen beruhen; ist er geschichtlich gegeben oder positiv, so muß er demgemäß der Vernunft-Prüfung unterworfen werden. Die Wahrheit dieses Grundsatzes leugnen, heißt geradehin die Vernunft selbst verleugnen. Und darum ist es baare Unvernunft zu behaupten, der Rationalismus bezeichne nur eine Entwickelungsstufe der Theologie zu ihrer höheren wissenschaftlichen Vollendung. Natürlich trat der Rationalismus in seinem ersten Erscheinen gegen alle angeblich christliche Glaubenslehren auf, für deren Wahrheit und Nothwendigkeit sich keine hinreichenden Gründe in unserer sittlich-vernünftigen Natur nachweisen lassen: Dreieinigkeit, die Erscheinung eines Gottmenschen, Erbsünde u. s. w. mußten der Vernunftkritik weichen; und sind denn diese Dogmen christliche Glaubenslehren? Ja, fürwahr der auf Gott und sein in heiliger Schrift geoffenbartes Wort vertrauende christliche Rationalismus hat noch einen härteren Kampf zu bestehen. Wie einst der große Luther, auf seine „herzallerliebste" heilige Schrift vertrauend, das Hierarchenthum stürzte, so kann und wird der Rationalismus nur durch den Sturz (nicht der Theologie, sondern) des Theologenthums vollkommen siegen, auf daß mit ihm das Wort dessen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben war, aufs Neue verherrlicht werde. Rec. wurde zu dieser Expectoration durch

durch die Note des Vfs. S. 363 über die hallische Denunciationsgeschichte veranlaßt. Möge die wackere Schrift viele Leser und Beherziger finden! —

Die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältnisse zu Offenbarungslehren, mit Rücksicht auf die Ansichten von Windischmann, Schmitt und Ritter, betrachtet von P. F. Stuhr. Berlin, 1835. Verlag von Veit u. Comp. VI und 109 S. 8. 14 Gr.

Wenn von der einen Seite noch immer das Bestreben sich zeigt, alle höhere, wissenschaftliche Principien auf Offenbarungslehren, und, bei einiger Consequenz in diesem Streben, auf eine Veroffenbarung zurückzuführen, so fehlt es auf der anderen Seite auch nicht an Solchen, die dadurch der Wissenschaft ein selbstständiges Gebiet zu sichern meinen, daß sie, freilich inconsequenter, als Jene, nicht nur wo dieselbe angesprochen wird, eine Offenbarungsperiode vor der Philosophie im Leben der Völker gestatten, sondern auch alle dem logischen Schema nicht genau anzupassende Momente geistiger Anschauung aus dem Gebiete der Philosophie in das des Glaubens zurückweisen. Beide im Grunde auf demselben Irrthume beruhende Ansichten haben sich namentlich an den älteren Systemen indischer und sinischer Weisheit mehrfach geltend gemacht, seitdem jesuitische Missionäre nicht nur China, sondern auch Europa zu belehren suchten, die Quelle der Lehre des Confucius sei keine andere, als eine der Offenbarung des Alten Testamentes gemeinschaftlich zu Grunde liegende Uroffenbarung, Tiedemann aber namentlich zuerst, und nach ihm viele Andere den

Be-

Begriff der Philosophie so eng begrenzten, daß sie sich berechtigt halten konnten, dem ganzen Kreise alt-morgenländischer Weisen alle Philosophie abzusprechen, und ihren Lehren keinen Platz in der allgemeinen Geschichte der Philosophie einzuräumen. Der jesuitischen, neuerlichst auch von Windischmann und Schmitt vertheidigten Ansicht tritt der schon durch andere Untersuchungen über indische und sinische Philosophie bekannte Vf. in der ersten der im Vorliegenden mitgetheilten beiden Abhandlungen entgegen, indem er sich hauptsächlich darauf beschränkt, zu erweisen, daß weder der Begriff des Schangti, des chinesischen Himmelsgottes, dem Begriffe und Wesen Jehovahs, noch die göttliche Dreiheit der Chinesen, die sie in dem Geiste des Himmels, der Erde und des menschlichen Geschlechtes verehren, irgendwie der christlich-kirchlichen Idee der Dreieinigkeit entspreche. Schangti sei nämlich allerdings als eine geistige Kraft zu denken, die sich als höchste Vernunft und ewige Ordnung in den geregelten Bewegungen des Himmels und seiner Erscheinung abspiegele, ja in dem sichtbaren Himmel selbst als Grundwesen der Welt angeschaut werde. Allein nicht minder göttlich werde die Erde demselben zugesellt; so daß Beide, in dem Gegensatze von Männlich und Weiblich die urgöttlichen Mächte der Chinesen sind und als Vater und Mutter aller Dinge gleich ewig gedacht und verehrt werden. Da überdieß den alten Chinesen das Leben der Natur, wie das ganze Weltall von geistigen Mächten erfüllt und belebt erscheint, die sie als besondere, obgleich mit dem Wesen der Gottheit vereinte Kräfte ansehen und verehren, so läßt sich wohl nicht verkennen, daß die Vorstellung der Chinesen vom Schangti einer Periode angehört, in welcher die Reflexion sich noch keineswegs zu einem klaren und bestimmten Begriffe des Gegensatzes zwischen Geist' und Materie erhoben hatte, wie derselbe in der alttestamentlichen Idee Jehovahs auf's Bestimmteste ausgeprägt erscheint. In der Mitte zwischen Himmel und Erde,

oder

oder als Mittelpunct beider steht der Geist des Menschengeschlechtes, oder das dem Einzelnen zur Anstrebung vorgehaltene Urbild der Menschheit, dem der sittliche Mensch in selbsterrungener Weisheit und Tugend so nahe tritt, daß er als Träger des Weltalls und als werkthätig ordnendes Glied in Gemeinschaft mit Himmel und Erde Theil nimmt am Schaffen der Dinge, sie in ihrem Daseyn erhält und beschützt, während durch die Sünde des Menschen, das ist durch sein Abweichen von der rechten Mitte, auch das Gleichgewicht im Leben des Weltalls gestört wird. Dieses ist die göttliche Dreiheit der Chinesen, von der es einfach und klar bei Confucius heißt: „Himmel und Erde sind der Vater und die Mutter aller Dinge; der Mensch ist unter allen Wesen das einzige, welches Verstand zur Unterscheidung hat.“ Es bedarf wohl kaum einer Andeutung, daß zwischen dieser Dreiheit und der christlich-kirchlichen Dreieinigkeit keine andere Verwandtschaft, als die der Zahl Statt finde. Dasselbe muß von den späteren Lehren des Lao-dsö und der Lao-fzö gelten, deren Systeme sich durch Aneignung fremdartiger Bestandtheile und durch Vermischung des Alten mit dem Neuen in mancher Beziehung zwar reicher und tiefsinniger gestalteten, in ihrem rein heidnischen Charakter aber den religiösen Vorstellungen der Israeliten, wie den später christlichen gleich fremd blieben, erstere sogar in speculativer Betrachtung der Natur und des im Weltall sich offenbarenden Lebens weit übertreffen, so daß jenem Offenbarungsprincipe zu Folge mit dem Vf. behauptet werden müßte, Jehovah habe in dieser Rücksicht das chinesische Volk weit reicher bedacht, als sein auserwähltes Volk Israel.

Allgemeiner, aber nicht weniger irrig ist die zweite der oben bezeichneten Ansichten, von der Ritter wenigstens in sofern frei geblieben, daß er in dem alt-indischen Volke ein bereits erwachtes wissenschaftliches Bewußtseyn anerkennt, mithin der indischen Philosophie und deren Entwickelung eine Stelle in

der

der allgemeinen Geschichte der Philosophie einräumt. Es kann auch in der That nur als Zeugniß einer großen Unbekanntschaft mit dem Geiste und Inhalte der indischen Systeme gelten, wenn noch in unseren Tagen, nachdem so Vieles zur Aufhellung der inneren und äußeren Geschichte von Indien und China geschehen ist, die Behauptung Tiedemann's als entscheidende Auctorität angeführt wird, wo er sagt: „Von der Philosophie dieser Völker haben wir kein Recht zu reden, noch in einer Geschichte der Philosophie solche Lehren aufzustellen." ꝛc. Denn wovon zeugen die verschiedenen nach einander hervorgetretenen rechtgläubigen und ketzerischen Systeme der indischen Lehre anders, als von einem gewissen „Nichtbefriedigtseyn durch das im Volksglauben bereits Vorgefundene" und von einem Streben, sich in wissenschaftlicher Weise die Fragen: „wodurch, woraus und in welchem Zusammenhange das Seyn der Dinge im Weltall bestehe," zu beantworten, was selbst bei engster Begrenzung des philosophischen Gebietes „als der wahre, innere Beruf zum Philosophiren" anerkannt werden dürfte. In die Lehre des Vedanta ist freilich, wie auch der Vf. einräumt, der Begriff einer freien, selbstbewußten Erkenntniß, die ihre Kraft aus Gründen der Vernunft ableitet, noch gar nicht eingegangen, da es vielmehr anerkannter Grundsatz der Anhänger desselben ist, daß man nicht durch Vermittelung von Vernunftgründen, sondern nur durch Hilfe überlieferter Lehren im Glauben zum Schauen des Wahren gelangen könne. Dagegen ist dieser Gedanke der polemischen Tendenz des Systemes der Sankhya und dem vermittelnden Streben des Niaya schon wesentlich, wie in letzterem überhaupt Metaphysik, Logik und Dialektik überwiegt, und die Syllogistik desselben in mancher Hinsicht der aristotelischen nicht nachstehen dürfte. Wie der Niaya die Gesetze des Denkens zum Gegenstande hat, so bilden dagegen die Formen der Erscheinung den Gegenstand des Waiseschika's, deren Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der wissenschaft-

schaftlichen Betrachtung unterzogen werden. Im Allgemeinen aber läßt sich der Charakter der indischen Philosophie in den Haupterscheinungen derselben mit dem Vf. wohl dahin bestimmen, daß sie sich in zwei Hauptbestrebungen bewegt habe, von denen die eine darauf gerichtet erscheine, die im Volksglauben in bildlich dichterischer Form lebenden religiösen Vorstellungen in allgemeiner Gedankenform zum Begriffe zu erheben, die andere aber, die verschiedenen Religionssysteme, wie sie sich in geschichtlicher Entwickelung gebildet hatten, entweder gegen einander zu vertheidigen oder mit einander zu vermitteln.

Die weitere Darlegung der Grundgedanken indischer Weisheit nach den verschiedenen Systemen derselben muß als ein dankenswerther Beitrag zur richtigeren Würdigung dieser Lehren, wie zur Kritik der einzelnen Quellen derselben angesehen werden, obwohl die Darstellung selbst zu häufig den organischen Gang der Entwickelung aufgibt, weil der Vf., wie es scheint, seine Erörterungen, selbst ohne es ausdrücklich einzugestehen, hauptsächlich als Berichtigungen fremder Ansichten mittheilt. Auch lag es wohl außer den Grenzen dieser Andeutungen, auf die schon frühe Entwickelung der einzelnen Wissenschaften bei den Indiern, besonders der reinen und angewandten mathematischen, der Naturwissenschaft nach allen ihren Zweigen, besonders der Astronomie und der Heilkunde, sowie des animalischen Magnetismus hinzudeuten, die auf dem Grunde jener Urlehre zu einem großen Reichthume und zu einer bewundernswürdigen Tiefe in eigenthümlicher Weise entwickelt wurden, bei allseitiger Würdigung aber nicht nur das Anerkenntniß, daß allerdings von einer indischen Philosophie die Rede seyn dürfe und müsse, sondern auch das Was? und Wie? derselben zu vollkommener Evidenz zu bringen geeignet seyn dürften.

Pre-

Digitized by Google

Predigten und Reden größten Theils bei besonderen Veranlassungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gehalten von Karl Christian Schreiner, evangelischem Pfarrer zu Traben an der Mosel. Ritter des rothen Adler-Ordens. Nebst einem Sendschreiben des Herrn Consistorial-Directors D. Augusti zu Bonn an den Verfasser. Köln am Rheine, bei Johann Peter Bachen, Hof-Buchhändler und Buchdrucker. 1835.

Die vorliegenden achtzehn Predigten gehören verschiedenen Zeiten an, indem, wie aus den Ueberschriften erhellt, die erste derselben im Jahre 1796, die letzte im J. 1831 gehalten worden ist. Aber auch ohne daß dieß der Vf. bemerkt hätte, könnte der aufmerksame und sachkundige Leser leicht gewahr werden, daß sie kaum während eines kurzen Zeitraumes gearbeitet seyn können, da sie fast in jeder Hinsicht einander sehr unähnlich sind, und in ihrer Reihenfolge ein fortgesetztes Studium, eine immer weitere Bildung, eine immer größere Uebung von Seiten ihres Vfs. unverkennbar verrathen. Nicht ohne besondere Erwartung nämlich gingen wir an ihre Beurtheilung, weil sie in dem als Vorrede sie begleitenden Sendschreiben als tüchtige Arbeiten dem Publicum empfohlen werden, und wir freueten uns im Voraus, ein Mal wieder auf etwas recht Gelungenes zu treffen, da uns unser Recensentengeschäfft auch manches homiletische Product in die Hände liefert, was dieses Geschäfft eben nicht zu einem angenehmen machen kann. Doch gleich die Durchsicht der ersten Pr. stimmte unsere Erwartung ziemlich weit herab. Der Styl erschien uns nicht leicht und fließend genug; die Sprache kam uns gedehnt und schleppend vor; es dünkte uns, als gäbe sich der Vf. viele Mühe, gemüthlich

und

und gefühlvoll zu seyn; und wenn wir das Thema „von der Wichtigkeit der Auferstehung Jesu" als offenbar zu weit, und die Disposition — die Auferstehung Jesu ist ein feierlicher Beweis seiner Unschuld und Größe — und eine unentreißbare Stütze der Hoffnung unseres Erwachens aus des Grabes einsamer Enge — als nicht erschöpfend erkennen mußten, so wunderten wir uns zugleich, daß im 2ten Th. nicht von der Auferstehung, sondern von der Unsterblichkeit überhaupt geredet wurde; und neben einigen verfehlten Bildern fanden wir zugleich, die Ausführung des bezeichneten Gegenstandes sei bei Weitem nicht special und praktisch genug. Auch die nächstfolgenden Predigten tragen noch dieselben Fehler mehr oder weniger an sich. So schildert z. B. der Vf. in der 2ten Pr. das allmälige Fortschreiten des Menschen zum Bewußtseyn seiner höheren Bestimmung S. 12, indem er sagt: „Froh und ganz in Wonne zerflossen hebt er zum ersten Male an einem heitern Frühlingsmorgen sein Auge gen Himmel, der sich so majestätisch über ihm wölbt, und dann zur Sonne, die ihn so sanft und wohlthätig erwärmt, zum Monde, (an einem Frühlingsmorgen?) der ihm in dunkler Nacht seinen Weg erleuchtet, dann auf sich selbst, und von süßem Schauer durchbebt, verliert er sich in dunkeln Ahnungen eines Etwas, welches sich in seinem Herzen immer deutlicher ankündiget, das aber sein Mund nicht auszusprechen vermag. Von solchen Gefühlen durchdrungen, geht er auf seinem abgemessenen Pfade fort, und lernt im Laufe der Zeit, die ihm mit Mühe und Freuden lohnt, an der unsichtbaren Hand des großen Unbekannten mancherlei Versuche machen u. s. w." Was sollen dergleichen übertriebene und wenigstens dem gemeinen Manne ganz unverständliche Schilderungen? So wird in der 3ten Pr. nach Ephes. 4, 29—32 die Frage aufgeworfen: Warum entfernt die Art des bei uns herrschenden geselligen Umgangs uns von unserer Bestimmung zur Tugend und höhern Würde? Wer aber kann es billigen,

wenn

wenn im 1sten Th. einige dahin einschlagende Ursachen namhaft gemacht werden, im 2ten aber ganz von dem Thema abgewichen und der Zweck des Umgangs vestgesetzt wird, der uns vorschweben muß, wenn derselbe unsere und Anderer Veredelung befördern soll? In der 6ten Pr. Röm. 12, 1—6 „von der Beschaffenheit der christlichen Selbstschätzung" wird zunächst in dem sogenannten Uebergange der Predigt selbst vorgegriffen, indem hier schon von allen Denen die Rede ist, die sich selbst nicht richtig schätzen. Die einzelnen Theile aber — wer seinen Werth richtig schätzt, der wird äußern, zufälligen Vorzügen einen weit geringern Werth beilegen, als den selbsterworbenen innern Vorzügen des Herzens — er wird äußere Güter und innere Vorzüge der Seele nur in dem Grade schätzen, in welchem sie es verdienen und nicht vergessen, daß Alles seinen Werth nur von der Tugend erhält — er wird auch nicht vergessen, sich nach dem Maße von Kräften, die ihm Gott mittheilt, richtig zu beurtheilen — und er wird auch fremde Vorzüge im Gegensatze der seinigen nie herabsetzen — sagen entweder ein und dasselbe, oder sie sind einander als Grund und Folge nicht bei- sondern untergeordnet. — Wäre demnach der Vf. durch den ganzen vorliegenden Band sich gleich geblieben, und hätten wir nicht in dem weitern Verfolge seiner Vorträge ein augenscheinliches Fortschreiten zum Bessern wahrgenommen, so würde unser allgemeines Urtheil darüber nicht eben ein günstiges haben seyn können. Aber je weiter wir lasen, um so mehr sahen wir uns befriediget; die gerügten Mängel der ersten Predigten verschwanden immer mehr; immer fühlten wir uns angesprochen; und wir legten das Buch endlich nicht aus der Hand, ohne eine aufrichtige Hochachtung gegen den Vf. gewonnen zu haben. Nach und nach wird sein Styl freier und fließender; die Sprache erscheint gedrängter und körniger; das vielleicht auch nur scheinbare Haschen nach Gemüthlichkeit verschwindet; und selbst in logischer Beziehung sind die letzten Predigten

digten fast mängellos. Was ihnen aber insgesammt zum Lobe gereicht, ist zunächst die echt biblische und christliche Tendenz, die sich in ihnen unverkennbar ausspricht. Hier findet man kein eitles Gerede über eine nur durch das Blut des Lammes zu erlangende Sündenvergebung, über einen stellvertretenden Gehorsam oder genugthuenden Opfertod; sie sind rein von jenen oft seltsamen Irrthümern, welche die Kirchenlehre über den göttlichen Erlöser und sein großes Werk aufgestellt hat, und wissen Nichts von den Verunstaltungen, die sein Evangelium durch menschliche Spitzfindigkeit nur allzuoft hat erfahren müssen; sie spielen nicht mit unaussprechlichen Gefühlen oder ergehen sich in Nichts sagenden Phrasen und hohlen Redensarten; sie sind mit einem Worte frei von allen den beklagenswerthen Sünden, welche so vielen Predigten unserer Zeit zu gerechtem Tadel gereichen, und verdienen biblisch in der rechten Bedeutung des Wortes genannt zu werden, weil sie das einfache Bibelwort lehren und von dem sittlich-religiösen Geiste der Bibel durchdrungen sind. Und eben deßhalb sind sie auch wahrhaft christlich. Denn mögen sie trösten und beruhigen, oder belehren und ermahnen, oder warnen und strafen, immer tragen sie das Gepräge der Religiosität an sich; und eben das religiöse Moment ist ja das eigenthümliche des Christenthums, in dem es alle Wünsche und Bestrebungen, alles Thun und Lassen, alles Glauben und Hoffen des Menschen auf Gott, den weisen und heilgen Vater im Himmel, zurückführt, und ihn in jeder Beziehung zu einem echten Kinde desselben zu bilden sucht. Kein Glaube ohne Tugend und keine Tugend ohne Glauben — das könnte man den Wahlspruch des Evangeliums nennen; und nimmer soll der christliche Prediger das Eine von dem Anderen trennen, wenn er im Sinne seines Meisters und nach dem Muster der Apostel predigen und erbauen will. Hat sich darum der Vf. unverkennbar bemüht, diesen religiösen Geist seinen Vorträgen einzuhauchen, so gereicht ihm dieß zu um so

größe-

größerem Lobe, je schaler und gehaltloser ohne denselben eine Predigt ist, und je seltener ein solcher namentlich in der früheren Periode seines amtlichen Lebens gefunden wurde. Der Raum gestattet uns nicht, das eben Gesagte durch Beispiele zu begründen; aber wir versichern gern, daß wir besonders in dieser Hinsicht die vorliegenden Predigten nicht ohne eigene Erbauung gelesen haben. Daneben verdienen sie auch noch von einer anderen Seite empfohlen zu werden. Die meisten derselben sind nämlich sogenannte Gelegenheitspredigten, von denen der Sachverständige wohl weiß, daß sie gerade nicht die leichtesten sind. Die 5te Pr. z. B. ist eine Gedächtnißpredigt auf einen verstorbenen Geistlichen, und beantwortet nach Apostelg. 20, 37. 38 die Frage: wie feiert eine christliche Gemeinde den Tod eines geliebten Religionslehrers auf eine würdige Weise? Die 7te Predigt wurde im Jahre 1811 gehalten, in welchem bekanntlich ein Komet sichtbar war, und zeigt nach Matth. 16, 1—4 „wie der Christ seinen erleuchteten Sinn bei der sichtbaren Erscheinung eines Kometen am Himmel äußern solle." Die 9te Pr. ist eine Huldigungspredigt und hat nach Sprichw. 20, 28 zum Gegenstande: das Glück der Unterthanen unter einem guten Fürsten. Die 10te Pr. zum Andenken an die in dem heiligen Kriege Gefallenen verbreitet sich homilieenartig über 1 Makkab. 9, 10 und Jak. 5, 11, indem sie zeigt, 1. wer als Christ für das Vaterland stirbt, 2. den preisen wir selig. Die 11te Pr. wurde am Geburtstage des Königs von Preußen über 1 Tim. 2, 1—3 gehalten und handelt „von der schuldigen Fürbitte christlich gesinnter Unterthanen für das Wohl ihrer Regenten. Die 12te Pr. ist eine Jubelpredigt zum Gedächtnisse der Reformation, und redet nach Joh. 8, 32 „von den großen Verdiensten der Kirchenverbesserung um die Wiederherstellung der christlichen Freiheit;" und die 13te Pr. ist gleichfalls eine Jubelpredigt zum Andenken an die Uebergabe der augsb. Conf., und zeigt nach Ps. 119, 46—50, „mit wel-

welchen Gefühlen und Entschließungen der evangelische Christ sein Confessionsfest würdig feiern müsse." Daß die genannten Predigten das Prädicat des Textgemäßen verdienen, zeigt schon eine Vergleichung ihrer Hauptsätze mit den zu Grunde liegenden Bibelstellen, und wir fügen hinzu, daß sie auch in den Dispositionen so viel wie möglich auf eine ungezwungene Weise an die Textesworte sich anschließen, ohne eben gegen die Regeln der Logik zu verstoßen. Mehr aber noch, als diese Eigenschaften, gereicht ihnen der Umstand zum Lobe, daß es ihr Vf. wohl verstanden hat, die genannten Gegenstände so zu behandeln, wie sie behandelt werden müssen, indem er überall den religiösen Gesichtspunct festhält, nur von diesem aus den gegebenen Fall, und in dem Allgemeinen das Besondere so zu begreifen weiß, wie es der Zweck des Erbauens nöthig macht. Wenn er dabei zugleich sich frei bewegt, und von niederer Schmeichelei eben so, wie von nutzloser und unpassender Tadelsucht fern hält, so brachte dieß allerdings schon die Würde seiner Stellung mit sich; mag aber schon deßhalb nicht ganz verschwiegen werden, weil wohl auch in dieser Hinsicht der Geistliche hin und wieder vergißt, was er seinem Amte, und der Sache, der er dient, schuldig ist. Ausgezeichnet ist aus diesem Grunde die bereits genannte Pr. am Geburtstage des Königs, und neben ihr die ebenfalls schon angeführte zum Gedächtnisse der im heiligen Kampfe gefallenen Krieger. Auch in sofern endlich verdienen die Arbeiten des Vfs. gerechte Anerkennung, in wiefern sie, namentlich die einer spätern Zeit angehörigen, durch ein specialeS Eingehen auf das Einzelne, und durch ein zweckmäßiges Individualisiren den Zuhörern erbaulich zu werden suchen. Zwar können wir nicht eben sagen, daß dieß oft genug und überall geschehen wäre, wo es die Gelegenheit an die Hand gab; ganz versäumt aber hat es der Vf. nirgends, und wo er es thut, geschieht es auf eine eben so zweckmäßige als gewandte Weise. Wir machen in dieser Beziehung

ziehung besonders auf folgende Stellen aufmerksam: 4te Pr. 1ster Thl. — 8te Pr. 2ter und 3ter Thl. — 14te Pr. 1ster Thl. S. 131. — 16te Pr. 1ster Thl. S. 145. — 17te Pr. S. 155. Außer den bisher angezeigten Predigten enthält der vorliegende Band noch neun sogenannte Casual-Reden, die, wenn nicht gerade ausgezeichnet, doch insgesammt gut und zweckmäßig sind. Besonders ansprechend, gut geordnet und kräftig gehalten ist die erste am Tage der Gedächtnißfeier der Leipziger Schlacht. Sie knüpft sich an Ps. 50, 15, und verbreitet sich über die Worte: 1. rufe mich an in der Noth; 2. ich will dich erretten; 3. du sollst mich preisen. Wer sollte nicht wünschen, daß alle hier ausgesprochene Hoffnungen in Beziehung auf deutsche Redlichkeit und Gottesfurcht und auf eine heilbringende Umgestaltung der öffentlichen Angelegenheiten erfüllt worden wären, oder noch erfüllt werden möchten! Eben so zweckmäßig ist die 2te bei derselben Gelegenheit gehaltene Rede. Zwar ist sie nicht streng geordnet, wie jene; aber auch in ihr zeigt sich der Vf. als einen Mann, der seine Zeit begriffen hat, und mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge hält. Die übrigen sind Theils Leichen-, Theils Trauungsreden, und haben das Gute, daß sie auf den gegebenen Fall auf erbauliche Weise eingehen, wenn sie auch, besonders die letzteren, wohl noch specialer und praktischer seyn konnten, indem sie meist zu kurz sind, und z. B. mit den ehelichen Pflichten und der rechten Art, sie zu erfüllen, zu wenig sich beschäfftigen. Besser ist die 7te, welche bei der Einführung neuer Kirchenvorsteher gehalten ist, und in sehr verständigen und verständlichen Worten zeigt, was der Kirchenvorstand eigentlich bedeute, wozu er angeordnet sei, und wie er seinen Obliegenheit nachkommen müsse. — Und so scheiden wir denn von dem Vf. mit der nochmaligen Versicherung unserer aufrichtigen Hochachtung und mit dem herzlichen Wunsche, daß es auch seinem Alter nicht an Kraft gebrechen möge, länger noch so segensreich fortzuwir-

Digitized by Google

ken, wie er es nach dem Zeugnisse der hier mitgetheilten amtlichen Arbeiten bisher gethan hat.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung derselben, entworfen von Dr. Friedrich Rehm. Marburg, 1835. Druck u. Verlag von N. G. Elwert. VIII u. 363 S. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn schon die allgemeine Berührung der einzelnen Wissenschaften, wie sie durch den Verein der sogenannten Facultäten mit Recht als unveräußerlicher Vorzug der deutschen Universitäten anerkannt wird, die gleichmäßig freie und universale Entwickelung der Einen, ganzen Wissenschaft und aller ihrer Theile wesentlich fördert, so kann es im Allgemeinen nur als ein erfreuliches Zeichen angesehen werden, wenn Männer von wissenschaftlichem Ernste und geistiger Befähigung sich auf nächstverwandten Gebieten unmittelbar die Hand reichen. Die Theologie wenigstens wird es, sofern sie sich selbst begriffen hat, nur mit Danke erkennen, wenn namentlich Philologen und Geschichtforscher ihre, vorwaltend dem Profanen bestimmten Kräfte und Studien dieser umfang- und inhaltreichsten Wissenschaft zuwenden. Denn sollte dabei auch fortwährend erkannt werden, daß sich weder die biblischen Schriften ohne die den Philologen in der Regel abgehende Kenntniß des biblischen Sprachgebrauches und Ideenkreises nach den bloßen Regeln des classischen Sprachgebrauches erklären, noch die Geschichte der auf diesen Grund sich stützenden kirchlich-religiösen Gesellschaft ohne eine tiefere Kenntniß des inneren Entwickelungsganges des religiösen Lebens selbst richtig würdigen und darstellen lasse: so werden doch selbst die Ergebnisse solcher Untersuchungen sicher manches Einzelne zu größerer Klarheit bringen und durch mehrfache Anre-

Anregung auch dem Ganzen förderlich werden. Diese allgemeine Bemerkung gilt im Besonderen auch von vorliegender Schrift. Es bedurfte daher keinesweges der Entschuldigung des Verfassers, daß er die Geschichte der christlichen Kirche von einem anderen, als dem dogmatischen Hauptgesichtspuncte aus, vielmehr mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Verfassung dieser, durch ein religiöses Band verknüpften Gesellschaft und ihres Verhältnisses zum Staate zu betrachten und darzustellen versuchte. Dagegen wird der Vf. auch auf seinem Standpuncte anerkennen, daß eben dieses religiöse Band der Grund der äußeren Entwickelung des kirchlichen Lebens ist, dessen Betrachtung vom rein politischen Standpuncte nicht minder einseitig, als vom dogmatischen aus seyn kann, über denen auf theologischem Standpuncte allein eine wahre Geschichte der christlichen Kirche möglich seyn dürfte.

Dem Plane des Vfs. gemäß wird durchgehends die Entwickelung der kirchlichen Gesellschaftsverfassung, das Verhältniß der Kirche zum Staate, überhaupt die äußere Geschichte der Kirche vorwaltend berücksichtigt, während der innere Zustand derselben selten mehr, als nur vorübergehend angedeutet wird. Nach den gewöhnlich in der Einleitung vorausgeschickten Andeutungen über Wesen und Begriff der Kirchengeschichte, kirchliche Geschichtschreibung, Quellen und Literatur der Kirchengeschichte wird der ganze Stoff in sechs Bücher, denen eben so viele Perioden entsprechen, vertheilt. Die erste Periode umfaßt den Zeitraum von der Verkündigung des Christenthumes bis zur Erhebung desselben zur Staatsreligion oder von Jesus Christus bis auf Constantin den Großen 1—337. Die zweite Periode: Von der Erhebung des Christenthumes zur Staatsreligion, und dem Anfange des arianischen Streites bis zum entschiedenen Siege des Katholicismus über den Arianismus im Abendlande, und der Trennung der Nestorianer und Monophysiten von der morgenländischen Kirche 325—616.

Die dritte Periode: Von dem Pontificate Gregors des Großen ꝛc. bis zur völligen Spaltung der griechischen und lateinischen Kirche ꝛc. und der Thronbesteigung Gregors VII. 590—1073. Die vierte Periode: Von dem Anfange des Investitur-Streites und der Kreuzzüge bis auf die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon 1073—1305. Die fünfte Periode: Von der Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon bis auf die Kirchentrennung 1305—1517. Die sechste Periode: Die Zeiten der Kirchentrennung, 1517 bis jetzt. Wir bemerken bei dieser Eintheilung Folgendes. Ohne sich ausdrücklich darüber zu erklären, deutet der Vf. durch das Uebergreifen namentlich der ersten drei Zeiträume sehr richtig darauf hin, daß sich die gewöhnlich angenommenen Perioden der Kirchengeschichte keinesweges so streng abscheiden, wie wenn die epochemachenden Veränderungen in Verfassung, Cultus, Sitte und Lehre mit Einem Schlage und auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens zu gleicher Zeit erfolgt wären; vielmehr lassen sich in der Regel mehrere, auch der Zeit nach verschiedene Momente in der Geschichte nachweisen, die allmälig den Inhalt einer neuen Periode hervorriefen und zur Erscheinung brachten. Ob aber die vierte und fünfte Periode nicht richtiger als Unterabtheilungen der dritten zu betrachten seyn dürften, darüber ließe sich mit dem Vf. rechten. Ref. wenigstens würde anstehen, in dem Zeitraume von 1073—1517 zwei, den übrigen an Bedeutung und Selbstständigkeit entsprechende Perioden anzunehmen.

Gehen wir auf Inhalt und Darstellung des Buches selbst über, so muß Ref. offen bekennen, sich mit der Idee eines Grundrisses oder Compendiums, wie sie der Vf. in vorliegender Schrift ausgeführt hat, keinesweges befreunden zu können. Die nächste Bestimmung eines solchen Compendiums ist allerdings für die Zuhörer, als Leitfaden bei Vorlesungen; doch ist es gewiß keine unbillige Forderung, daß ein solcher Leitfaden

Etwas

Etwas mehr, als ein dürres Skelett von Namen und meistens ohne alle Andeutung des inneren Zusammenhanges hingestellter Facta sei, daß er nicht nur überhaupt auch ohne die ergänzenden Vorlesungen des Verfassers verständlich, sondern zugleich auch schon das Urtheil und die eigene Ansicht desselben im Allgemeinen erkennen lasse. Wenn wir nun aber behaupten müssen, daß der Vf. diese Anforderungen nur in sehr untergeordnetem Grade berücksichtigt habe, so zweifeln wir, ob durch vorliegende Schrift das erreicht worden, was der Vf. wohl zu leisten vermocht hätte. Auch für den Geschichtkundigen und selbst für den Kirchenhistoriker vom Fache wird es, wollte er dieses Compendium derartigen Vorlesungen zu Grunde legen, nicht leicht seyn, diese vereinzelte Masse zu beleben: ob im Sinne des Vfs., steht gar nicht zu erwarten. So läßt sich denn auch im Grunde wenig über das Buch selbst sagen; die Namen und Facta stehen bestimmt genug da, das Wie? bleibt dem Leser überlassen. Doch ließen sich wohl einige Unrichtigkeiten im Materiale nachweisen, die indeß weder an sich, noch im Ganzen so bedeutend sind, daß sie hier besonders namhaft gemacht zu werden verdienten. Auch darf manches Einzelne, was übergangen scheinen könnte, vielleicht eben deßwegen nicht geradezu unter die Unrichtigkeiten gezählt werden, weil der Vf. demselben in der äußeren Geschichte der Kirche nicht die Bedeutung einräumen mochte, die dasselbe im inneren Leben der Kirche behauptet. Ref. glaubt wenigstens bei gänzlichem Schweigen des Vfs. sein Urtheil darüber zurückhalten zu müssen. — Die beigefügte Literatur dürfte reicher und mit sorgfältigerer Auswahl gegeben seyn. Druck und Papier sind lobenswerth; doch verdienen die vielen, nicht angezeigten, oft sehr unangenehmen Druckfehler, zumal in der ersten Hälfte der Schrift, noch besondere Rüge.

Niko-

Digitized by Google

Nikodemus, die Entwickelung des Glaubens an Jesus Christus, durch das lebendige Anschauen seiner Herrlichkeit. Ein Gemälde aus der Zeit des Herrn. Von J. A. Gustav Teschendorff, 2. Prediger an St. Joh. und Nikol. zu Stettin. Zum Beßten des Altars der zu restaurirenden St. Johanniskirche in Stettin. Berlin, b. Schlesinger 1835. 277 S. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Vf. dieser Schrift gedachte das Leben und die erfolgreiche Wirksamkeit Jesu mehr zur Anschauung zu bringen, und die Hochachtung gegen Jesum in manchen Gemüthern zu wecken, oder zu erhöhen, wenn er den Nikodemus als einen Augenzeugen in Briefen an einen Demetrius Nachricht geben läßt von Allem, was Jesus gethan und geredet hat, und was mit ihm geschehen ist, so wie von dem wachsenden Eindrucke, welchen die Erscheinung Jesu auf sein, des Nikodemus, Herz gemacht hat. Derselbe beklagt im 1. Briefe das Elend seines Volks, und äußert sein sehnliches Verlangen nach der Hilfe, welche der Messias bringen sollte; erzählt dann in den folgenden Briefen die Erscheinung Johannis des Täufers, und die darauf folgende Wirksamkeit Jesu, wobei kein wichtiger Umstand übersehen seyn möchte, wenn auch nicht alle Wunderthaten Jesu mitgetheilt, und nicht alle Reden desselben wiedergegeben sind. Die Aussprüche Jesu sind zum Theil durch Umschreibung erläutert. Der Vf. hat durch seine Darstellung eine löbliche Bekanntschaft mit der heiligen Geschichte und mit der Zeit, in welcher die christliche Kirche ihren Anfang nahm, so wie einige Gewandtheit in der Sprache offenbart, so daß dieser erste schriftstellerische Versuch gewiß eine gute Meinung von ihm erwecken wird. Ob aber nicht gleichwohl sein Unternehmen

men ein verfehltes genannt werden möchte, will Rec. nicht entscheiden. Es ist doch nichts Anderes, als eine Biographie Jesu, dem Nikodemus in den Mund gelegt. Wird aber das Leben Jesu anschaulicher, wenn es Nikodemus erzählt, als wenn es die Evangelisten erzählen? Sollten aber die Nachrichten der Letztern im Zusammenhange wiedergegeben werden, und in einer übersichtlichen Anordnung, war dabei die Briefform nicht mehr eine lästige als eine erbauliche Zugabe? — Der Vf. meinte vermuthlich, daß, wenn Nikodemus seinem Freunde schildert, wie nach und nach sein Vertrauen zu Jesu gewachsen sei, auch das Herz des christlichen Lesers eine stufenweise Steigerung der Hochachtung gegen Jesum in sich wahrnehmen werde. Aber der christliche Leser steht auf einem andern Standpuncte, als Nikodemus; er überschauet die ganze Reihe der Thatsachen, welche das Leben Jesu verherrlichen, und wird nicht mehr durch jede einzelne überrascht, wie Nikodemus, der sie zum ersten Male erlebt, oder erzählen hört. Nur dadurch kann eine Lebensbeschreibung Jesu für uns anregender werden, wenn ein Mann von Geiste die einzelnen Situationen dieses Lebens in ein neues, helleres und erfreulicheres Licht stellt; was aber ohne die Form, welche der Vf. gewählt hat, noch besser geschehen kann, da Nikodemus die Thatsachen doch nur von seinem Standpuncte anschauen konnte, und, wenn man ihn darüber hinausgehen läßt, die Darstellung unnatürlich wird. Letzteres ist nur zu oft der Fall in der vorliegenden Schrift.

Wenn Rec. nach dem Eindrucke urtheilen soll, den dieselbe auf ihn gemacht hat, so muß er dieselbe in die Classe der historischen Romane rechnen; und diese sind ihm von Jeher widerlich gewesen. Da er aber weiß, daß es denselben nicht an Freunden fehlt, so mag er nicht über den Werth dieser Schrift absprechen. Es kann seyn, daß Manchen die Reden des Nikodemus anziehen, wenn er gleich weiß, daß Nikodemus nicht also gesprochen hat; und daß Manchem die Ausmalung man-

mancher Scenen behagt, wenn er sich gleich fragen muß: woher weiß denn der Vf. Dinge, von denen kein Wort in der Bibel steht? — Wenn man nun vollends bedenkt, daß die heilige Geschichte nicht bloß zur Unterhaltung dienen soll, und daß man bei der Beschauung des Lebens Jesu auf vestem Boden stehen muß, um nicht falsche Ansichten zu bekommen, so erscheint jede Zuthat zur wahren Geschichte Jesu sehr bedenklich. Wollte Jeder hier nach seiner Weise malen, an Statt getreu zu copiren, so möchten uns mancherlei Gestalten begegnen, und manche in einem ganz unpassenden Colorit. Die Leser dieser Biblioth. mögen aus einigen Proben dieser Schrift selbst abnehmen, ob dieselbe ihrem Geschmacke zusage.

Nachdem Nikodemus seinem Freunde Viel von den Verhandlungen im Sanhedrin wegen des Täufers Johannes erzählt hat, berichtet er, daß er diesen selbst in der Wüste gesehen habe, und beschreibt ihn S. 17. 18 folgendermaßen: „Sein ganzes Ansehen war das eines Menschen, der einen tiefen, innern Schmerz in sich verschließen möchte, aber durch einen gewaltig ihn erfassenden Geist ihn aussprechen muß. Ein großer, starker Mann stand vor uns, von breiten Schultern und gewaltigem, das Gewöhnliche überschreitendem Körperbaue, der durch die bestandenen Mühseligkeiten etwas gebeugt war (?), nur zur Nothdurft mit einem groben Gewande von Kamelshaaren bekleidet. Hervortretende Muskeln, denen die Anstrengung die Rundung und Fülle genommen hatte, gaben seiner Gestalt das Ansehen einer bedeutenden Stärke, während auf seinem Gesichte der Ausdruck der gebrochenen Kraft lag (??); das tiefliegende Auge sahe matt (?) unter den mächtigen Augenbrauen hervor und das dunkle, reiche Haar des Haupts und des Barts ließen im starken Gegensatze die vorstehenden Backenknochen, tief gebräunt von der Sonne (die Knochen?) hervortreten, während die bleichen Lippen (?) und die Dürre und Spitzheit der starken Nase einen fast krankhaften Zustand vermuthen

muthen ließen. Nur auf der hoch und breit gewölbten, ebenmäßig ausgebildeten Stirne ſchien ein Geiſt der Freiheit zu thronen (und doch die Augen matt und der Körper gekrümmt?); doch auch ſie mußte in ihren Furchen, und das um ſo mehr, da der Mann kaum über 30 Jahre hinaus zu ſeyn ſchien, den ſchwermüthigen, ja ſchmerzhaften Ausdruck der ganzen Erſcheinung vermehren helfen. So habe ich mir den gewaltigen Elias vorgeſtellt, nur daß in dieſem Augenblicke das Feuer des Elias fehlte. Aber das ſchien nur ſo: bald erhob er ſeinen Körper zu ſeiner vollen Höhe und winkte mit der Hand. Alles wurde ſtille und ein tiefes Staunen ergriff die Menge: ein zweiter Moſes ſchien erſtanden zu ſeyn, ſo gebietend und veſt ſtand er da; die Muskeln des Geſichts zogen ſich noch dunkler zuſammen (?), die Augen begannen zu blitzen, hierhin, dorthin ſchoß ein zuckender Strahl, und dann erhob ſich der Donner ſeiner gewaltigen Stimme: Thut Buße ꝛc. — Klingt das nicht wie eine verfehlte Zeichnung nach Walter Scott? — Neben dieſen vierſchrötigen, furchtbaren Johannes, welcher faſt einem Räuberhauptmanne gleicht, ſtellt der Vf. Jeſum in einem lieblichern Porträte.“ Wem kann es aber wohlthun, einen Mann, dem der Glaube eine himmliſche Glorie zutheilt, vor ſich anatomirt zu ſehen? Der bildende Künſtler kann uns Jeſum ganz darbieten, wie ihn ſeine Phantaſie ſchaffen kann; will der redende Künſtler ihn zeichnen, ſo darf er nur mit wenigen Zügen auf die Größe ſeines Gegenſtandes hindeuten, daß der Leſer mit ſeiner Phantaſie den ganzen Jeſum anſchaue, nicht Stück vor Stück. Die Evangeliſten geben das beßte Bild von Jeſu in den Worten: Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Neben dieſer Zeichnung die Beſchreibung von Jeſu Stirne, braunen, reichlichen, langen Haaren, dunkeln, ſchön gewölbten Augenbraunen, nicht zu vollen und friſchen Wangen, zart gebogener und fein

gebil-

gebildeter Naſe, Lippen mit ihrem keuſchen Rothe u. ſ. w. zu leſen, das ſtört das gläubige Anſchauen des Erlöſers auf eine unangenehme Weiſe: man glaubt vor ſich einen Adonis zu ſehen, an welchem der ſchöne Körper Alles iſt. Welcher Chriſt verlangt denn, in Jeſu einen ſchönen Mann zu finden?

Als Beleg ſeiner Behauptung, daß wir in dieſer Schrift einen hiſtoriſchen Roman vor uns haben, führt Rec. die Erzählung des Vfs. von der Auferweckung des Jünglings zu Nain, und von der Heilung des Kranken bei Bethesda an. Von der erſtern wollen wir nur den letzten Theil wiedergeben, um zu zeigen, wie der Vf. die bibliſche Geſchichte erweitert. S. 58 heißt es: „Alsbald richtet ſich der Todte auf, und iſt erſtaunt über das Volk, das um ihn ſteht, und das, was mit ihm vorgeht, bis ihm Einer ſagt, was ſich zugetragen hat. Da verſinkt er in tiefes Staunen, dann ſteigt er hernieder von der Bahre, wirft ſich Jeſus zu Füßen, Thränen in ſeinem bleichen Antlitze ſind der ſtumme Dank, den er darbringen kann, und die Mutter iſt einer Ohnmacht nahe. Jeſus aber tritt hin zu ihr und ſpricht freundlich zu ihr und legt den Sohn in ihre Arme. Das Volk iſt zu Boden gefallen ꝛc.“ Noch weit reicher ergießt ſich die Phantaſie des Vfs. bei Erzählung von dem Kranken bei Bethesda, welche 5 Seiten einnimmt. Manche Chriſten, welche dieſelbe leſen, könnten zu dem Argwohne verleitet werden, daß ihre Bibel nicht vollſtändig ſei, weil ſie in derſelben nicht finden, was in dieſer Schrift enthalten iſt.

Im Ganzen genommen iſt der Vf. in der Behandlung ſeines Gegenſtandes dem kirchlichen Lehrbegriffe treu geblieben. Die Wunder Jeſu rechtfertigt er als ſolche auf gewöhnliche Weiſe S. 59. 60; die Weiſſagungen des A. T., welche den Meſſias betreffen ſollen, werden im 7. und 8. Briefe vollſtändig aufgezählt, und als giltig anerkannt; die Nachrichten des Lukas von der Geburt Jeſu, und alle übrige, welche im mythiſchen

Digitized by Google

thischem Gewande erscheinen, werden als wahre Geschichte genommen. Eine freiere Ansicht offenbart er, indem er S. 56 auf einen geheimen, aber sehr genauen Zusammenhang hindeutet, in welchem Joseph von Arimathia vom Anfange an mit Jesu gestanden haben soll; und indem er über die höhere Natur Jesu sich S. 251 also ausspricht: „Für mich liegt der vollständige Beweis seiner höhern Natur in seiner unendlichen, überschwenglichen Herrlichkeit. Doch, wie gesagt, bestimmt in Worte fassen möchte ich diese Natur nicht, und ich bin überzeugt, daß es auch Niemand kann, zumal da er selbst darüber nur Andeutungen, nicht Erklärungen gegeben hat." Ref. meint, der Vf. hätte besser gethan, diesen Punct gar nicht zu erwähnen, als auf diese Weise denselben in's Ungewisse zu stellen, was ihm seine Leser schwerlich danken werden. Da er doch sonst so Viel erklären will, z. B. die Himmelfahrt Jesu, welche S. 230 also ausgemalt wird: „Als er auf die Höhe des Oelbergs kam, sank er nieder und betete, und immer herrlicher war er anzuschauen und immer leuchtender und verklärter sein Antlitz. Die ganze Natur feierte diesen Augenblick; ein großer Friede war über sie ausgegossen; fern ab das Wogen und Treiben Jerusalems, was wie Meeresbrandung dumpf herübertönte; nur in den Bäumen regten sich die Blätter kaum merklich — rein und glänzend der Himmel. (Wo bleibt aber Lukas Wolke?) Die Sonne war ihrem Untergange nahe; schon war von Jerusalem nur noch der Tempel mit seiner Pracht sichtbar. Da stand er auf! Da schaute er auf uns hin! Da erhob er seine Hände und segnete uns! O werthe Worte, wie mächtig, wie ahnungsreich! Jetzt war er wie von einem Lichtstrome umflossen! Alles lag in großem Staunen und tiefer Erwartung auf der Erde. — Er wurde unsern Augen entrückt! Es war, wie wenn er in dem Lichtmeere hinaufgetragen würde zu den Höhen des Himmels! Schon lange waren die letzten Strahlen der Sonne von der Erde entschwunden, da sahen wir noch, wie der Lichtglanz höher und höher stieg, bis er endlich unsern Augen entschwand." Die beiden Männer, welche nach Lukas den Aposteln nach der Entfernung Jesu Anweisung bringen, hat der Vf. in sein Gemälde nicht mit aufgenommen; er läßt die Freunde Jesu selbst wissen, wie die Sachen stehen.

Noch ein Wort über die Ansicht, welche der Vf. von dem Zwecke des Evangeliums hat. Er spricht S. 247: „Was nun die

die eigentliche treibende Kraft in dem Evangelium sei, ist deutlich: es ist die Vergebung der Sünden durch Jesus." Der Vf. meint nun zwar nicht, daß Jesus diese Vergebung der Sünden erworben, sondern nur, daß er sie im Namen Gottes verkündigt und diese Verkündigung durch seine Aufopferung gleichsam versiegelt habe; und daß die ertheilte Versicherung der Gnade Gottes Muth zur Besserung mache; aber wir können ihm nicht zugeben, daß es die Hauptabsicht Jesu gewesen sei, Vergebung der Sünde anzubieten. Er bot sein Reich an als Messias; denen aber, welche in dieß Reich treten wollten mit Glauben und gebessertem Sinne, sollten die vorigen Sünden vergeben seyn. Ungebesserte Menschen sollten gar nicht in das Reich aufgenommen — und wenn sie sich in der Folge doch als Ungebesserte auswiesen, nicht in demselben geduldet werden. Lebten sie aber in einem neuen Leben, so sollte ihr voriges Leben vergessen seyn. Jesus wollte nicht Sündenbüßer seyn, sondern Herr einer heiligen Gemeinde. Die Vergebung der Sünden war eine Gnade für die Geheiligten. Es ist daher nur mit Beschränkung wahr, was der Vf. hinzufügt: „Kehrt einmal die alte Lust zur Sünde wieder, so steht auch wieder Vergebung bereit." Nicht dann, wenn jene Lust wiederkehrt, sondern dann erst, wenn die Lust besiegt ist, läßt sich Vergebung hoffen. Eben das ist der Betrug eines falschen Glaubens, daß man auch im Dienste der Sünde sich für begnadigt halten will, gegen welchen Betrug alle Prediger des Evangeliums mit Ernste kämpfen sollten, damit die Christen nicht das Wort vergessen: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn ꝛc.

Sollte nun auch die jugendliche Phantasie des Vfs. ihn zu einer Verirrung hingerissen haben, indem er meinte, Jesum durch Ausschmückung der heiligen Geschichte zu verherrlichen, so hat er doch durch seine Schrift ein nicht gemeines Talent offenbart, und wir hoffen von ihm männlichere Arbeiten zu bekommen.

Theolo-

Digitized by Google

Theologisches Notizenblatt

1836.

No. III.

Schleiermacher, Hegel und Schelling

oder

das Abhängige und Nichtabhängige

(aus dem Convers.-Saale und Geisterrevue, 1ste Lief.)

„Zwischen zwei Extremen schwebt und flattert seit einigen Decennien der philosophische und mit ihm der theologische Zeitgeist. Hegel und Schelling suchten und sahen Alles im Absoluten, das ist, wenn wir es Deutschen deutsch sagen wollen, im Unabhängigen. Schleiermacher dagegen baute alle Religiosität und daher auch die Lehre von der Religion auf ein allgemeines Gefühl der Abhängigkeit, also der Nichtabsolutheit des Menschen. Das sind Excentricitäten, weil sie das Centrum jedes Menschen, das geistige Ich, überspringen und entweder zu hoch fliegen oder zu niedrig herabsinken."

„Die erste Frage bei diesem Zwiespalte muß seyn: wovon fühlen wir uns abhängig? — Vom Körperlichen, von der äußern Natur, und von der Geisteskraft, die in uns selbst ist, das heißt, von der innern Natur, die nicht mehr und nicht weniger ist, als sie eben ist. Aber ob diese äußere und innere Natur von etwas Anderem, als von ihrem eigenen Daseyn, ob sie von Gotte abhängig sei, davon hat kein Mensch ein unmittelbares Bewußtseyn oder ein Gefühl. Nur durch mancherlei Schlüsse erschließen sich die Meisten die Ueberzeugung, daß nicht ein ewiges Seyn aller

Arten

Arten von Kräften und ein ewiges Werden ihrer Zusammensetzungen, sondern vielmehr ein allmächtiges Wissen und Wollen zu denken sei, durch welches alles unvollkommene Seyn immer werde und fortdaure. Baute demnach Schleiermacher alle Religion darauf, daß man die Abhängigkeit — nicht bloß von der Natur, sondern — von einem Urheber der Natur, von Gotte, fühle, so baute er auf Das, was nicht ist. Ein Gefühl der Ursache, des Urhebers ist in keinem Menschengeiste. Ursachen werden gedacht, Sachen, Dinge, welche da sind, werden gefühlt. Ob sie Ursachen oder solche Dinge sind, durch welche das Seyn anderer Dinge anfängt, entdecken wir nur durch Denken. Die Abhängigkeit der Natur von Gotte kann Niemand fühlen, sondern Vernunft und Verstand des Menschen strengen sich an, um Gott und um ein Werden der körperlichen und geistigen Naturkräfte durch Gott nach Schlüssen zu denken, nach Schlüssen, durch welche alsdann Empfindungen der Bewunderung und der Andacht entstehen, die aber, wenn die Schlüsse nicht streng richtig und rein (oder auch nicht umfassend genug) sind (und z. B. nur einen allmächtigen Urheber der äußern Naturordnung, nicht aber einen heiligen und gerechten Urheber der sittlichen Weltordnung erschließen) nicht Religions- sondern Afterglauben hervorbringen. Gefühle haben zu allen Zeiten mehr Stoff zum Aberglauben, als Ideeen zu gottes würdiger Religiosität gegeben."

„Ueberdieß ist das Gründen der Religiosität auf ein allgemeines Abhängigkeitsgefühl gar zu nahe mit dem Servilismus verwandt. Menschen können fordern, daß man ihr Knecht sei, wenn man schlechthin von ihrer Macht abhängt. Aber der vollkommenste Geist müßte die verachten, die ihn nicht wegen seiner Vollkommenheit anbeteten und verehrten, sondern deßwegen vor ihm sich beugten und in sein allmächtiges Wollen sich resignirten, weil sie, was sie sind, nur durch die Ab-

Abhängigkeit vor ihm zu seyn sich bewußt wären. Nach Schleiermachers Reden über die Religion an ihre Verächter sollte die Religion selbst des Pantheisten darin bestehen, daß er sich der Ordnung des All mit Resignation ergebe. Aber bin ich nur um solcher Abhängigkeit willen religiös oder gottergeben, so wäre dieß nur auf den Gedanken gegründet: Ich lasse mir gefallen, was ich nicht ändern kann. Auch der Sklave hätte diese Art von Religiosität, wenn er sich in das Wollen seines Herrn ergibt, weil nun einmal seine Existenz davon abhängt und weil er diese höchstens dadurch leidlich zu verbessern hoffen kann, daß er den Herrn tiefabhängigst an die Weisheit und Güte erinnert, die er ihm devotest zutraut." (Der wirkliche Pantheist hat aber gar keine Religion und Religiosität, weil er nur an die Natur, an das All glaubt, von dem er abhängig ist, und sucht er sich dabei zu trösten, wie es eben geht, und sein Daseyn, so weit er kann, von seiner fröhlichen Seite zu nehmen, so läuft seine Religion und Religiosität auf bloßen epikuräischen Naturalismus hinaus).

„Auch die Bibel, selbst der Althebräer, setzt die Religiosität nicht in ein Abhängigkeitsgefühl, vielmehr darein, daß der Mensch als Bild oder Repräsentant Gottes die Erde und was darin ist, von sich abhängig mache oder daß er sich zum Herrn der äußeren Natur erhebe. (Genes. 1, 26—29). In seiner inneren Natur soll aber der Christlichreligiöse, wie der Philosoph, alles Sinnliche und Leidenschaftliche von seiner Vernunft, als der Denkerin dessen, was um der Vollkommenheit willen seyn und werden soll, abhängig machen und gewiß seyn, daß er Gott wahrhaftig verehre, das ist, mit Gotte in geistiger Harmonie stehe, wenn er durch den Geist alles Andere regiert und durch Rechtwollen vollkommen und gottesswürdig zu machen strebt."

„Der schleiermacher'schen Abhängigkeits-Religion hat dem-

demnach Hegel mit vollem Rechte widerstrebt und sogar auf dem Katheder offen den Krieg gemacht, ungeachtet man gerade sein Philosophiren nicht selten eines Abhängigkeitsgefühls anderer Art, einer Abhängigkeit nicht vom Beständigen, sondern vom Bestehenden, von den Phänomenen des Hof- und Staatswesens, beschuldigt hat. Wir lassen dieses Individuale unentschieden, bemerken aber, daß Hegel und Schelling sich, auf dem entgegengesetzten Extreme, in's Absolute (Unabhängige) schwingen. Sie meinen, Alles als dort gegründet, als einen Abfall von Dort, als ein Ausgehen (Emaniren) vom Absoluten erklären zu können, als ein Ausgehen sogar, welches dennoch immer im Absoluten bleibe (immanire) und dahin immerfort zurückgehe. Ist denn aber durch die Ueberschwinglichkeit (Transcendenz) in's Absolute Etwas gebessert? Wird nicht auch bei diesem Extreme endlich klar, daß die deutsche Sprache Recht hatte, wenn sie längst vor dem „Uebersliegenseyn" warnte?"

„Nach der Erfahrung hat der Absolutismus in der Philosophie offenbar am Wenigsten Heil gebracht. Seit die Naturphilosophen sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie die Natur in den Geist und Beide zusammen in's Absolute hineinschoben, ist's mit dem Schwunghaften in unserem deutschen Philosophiren aus. Der Großhandel unter der Firma: Absolutes Wissen hat sich selbst sein Ende bereitet und der Markt verläuft sich. Denn seine letzte Antwort lautet immer: Dieß Alles ist so, weil es im Absoluten so ist! — Der Artikel: Absolute Philosophie ist das Vacuum ohne Lebensluft, worin nur etliche Frösche, ihre Stickluft an sich haltend, aufschwellen und in der Aufgeblasenheit zerplatzen."

„Das Publicum sieht dem Experimente ruhig zu. Man läßt Philosophieen geschrieben seyn, so unverständlich und also tiefsinnig, wie die Sub- und Objectivitäten sie irgend im Absoluten,

soluten, als dem Chateau d'Espagne, construiren können. Man versichert einander, daß die letzte die sublimste, endlich und endlich auch die wahrhaft absolute sei. Nur was sie sei oder wie sie „als Wirklichkeit Wahrheit" sei, sagt Keiner dem Andern, aus dem absoluten Grunde, weil Jeder selbst nur die Wirklichkeit der Worte weiß und weil das Absolute unaussprechlich ist."

„Wie sublim und absolut erst die allerletzte seyn wird!? die noch bevorstehende, seit 1834 geweissagte, in der Hauptsache letzte Umänderung der Philosophie überhaupt!? — Sie ist, aber sie ist noch nicht da, und wenn sie seyn wird, so wird das Seyn und Nichtseyn Einerlei seyn, in dem Einen, dem Absoluten. — Dieß wissen wir aber Alle schon im Voraus und können uns diese Philosophie schon selbst machen, ohne daß sie uns im Absoluten, wo wir nicht sind, noch ein Mal vorgemacht wird. Sie will nicht vom Seyn, sondern vom Seienden anfangen, s. v. Schellings Anti-Cousin S. XVIII. — Vom Dinge, vom ens existens, vom cogito, ergo sum, haben indeß Alle angefangen, die einen Boden haben wollten, worauf sie stehen. Aber von dem unbekannten Absolutseienden anzufangen, ist nur Denen bequem, welche dann Alles und Alles dort hineinschieben und wieder heraus holen. „Der wahre Gott soll Ihr, sagt sie selbst, nicht das bloße allgemeine Wesen, sondern selbst zugleich (zugleich?) ein besonderes und empirisches seyn." Sie wird also das Besondere und Empirische, wie der Taschenspieler seinen Hokuspokus, in das Absolute hineinzaubern und sodann klüglich von dort herausbringen, das Alles so seyn muß, weil es im Absoluten ist." —

„Das Absolute, Deutschen deutsch gesagt, soll seyn das Unabhängige. Wo finden wir denn aber etwas Unabhängiges? Und was haben wir, wenn wir Statt des hoch- und fremdtönenden: Absolut, das verständliche: Unabhän-

gig ſetzen? Nichtabhängigkeit iſt Nichts, als eine Negation, ein Verneinungsbegriff. Davon, was das Nichtabhängige — ſei, wird durch ihn Nichts geſagt, weil durch Negiren Nichts zu denken iſt. Selbſt ob ein Nichtabhängiges ſei, iſt nicht nachzuweiſen. Das Nichtſeiende wäre am Ende das Unabhängigſte. Denn das abſolute Nichts wäre gewiß ſchlechtweg von Nichts abhängig. — Wer mag ſich in dieſes Labyrinth des Abſoluten einführen laſſen?"

„Was hilft's, daß Andere rufen: Das Abſolute iſt Gott und Gott iſt die Wahrheit! Ihr ſprechet Viel von Gotte. Als wenn ihr nicht vorerſt dadurch nur ein Wort hättet, ein Prädicat, wovon das Philoſophiren erſt zeigen ſoll, daß es zugleich ein Subject iſt und zwar gerade das objectivſte Subject. Wiſſen wir erſt, daß, Statt des Abſoluten, das Vollkommengute iſt, und daß alſo Gott iſt, ſo iſt dieſer Gott gewiß und wahrhaftig auch die Wahrheit. — Aber was hilft es Euch, Abſolut-Philoſophen und Abſolut-Theologen! daß die Wahrheit iſt in dem vollkommen guten Gotte? — O, daß ſie in Euch wäre und daß ſie durch Euch uns gegeben werden könnte, da Ihr ſo Viel davon ſprechet, daß Alles Euch gegeben ſei und daß Ihr Nichts hättet, wenn es euch nicht gegeben wäre in Eurem chriſtlich-philoſophiſchen Bewußtſeyn, worin Ihr Alles aufgeſpeichert findet, was Ihr zuvor wie Ameiſen oder Raubbienen (aus einer vor dem Forum der Vernunft und des Gewiſſens antiquirten Kirchenlehre) hineingeſtoppelt habt, was aber das Abſolute oder unabhängig Wahre nicht ſeyn kann, in ſofern Ihr es dadurch nur von Euch und Euren Autoritäten, nicht aber von abſoluten Gründen, — abhängig machen möchtet."

Die

Die Doppelehe
des
Grafen Ernst III. von Gleichen.

Die erste Nachricht von dieser vom Papste Gregor IX. genehmigten Doppelehe, vermöge welcher der Graf von Gleichen, Ernst III., neben seiner rechtmäßigen Gemahlin, Ottilie v. Kefernburg, eine zweite nicht minder rechtmäßige in Melechsala, die ihn als Tochter eines Sultans von Aegypten zur Zeit des Kreuzzuges Friedrichs II. aus der Gefangenschaft ihres Vaters befreite, zu gleicher Zeit besaß, gab der Prior des Benedictiner-Klosters auf dem Petersberge zu Erfurt, Nikolaus v. Sighen († 1493), in seinen lateinischen Annalen. Sie wurde ihm von andern Geschichtschreibern, von Sagittarius, Olearius, Becherer und Vinhart, Peckenstein, Galetti u. A. als vollkommen glaubwürdig nacherzählt und fand auch in der in Thüringen allgemein darüber umgehenden Volkssage eine gewisse Bestätigung. Katholischer Seits wollte man jedoch die Glaubwürdigkeit derselben in Anspruch nehmen, weil es für die Ehre des heiligen Vaters zu Rom ziemlich bedenklich zu seyn schien, daß er, jedem Falls für einen namhaften Beitrag zum päpstlichen Schatze, zu einer gleichzeitigen Doppelehe die förmliche Erlaubniß gegeben haben sollte. Den Anfang dazu machte Gudenus in seiner Hist. Erfurt.; ihm folgte ein H. v. Falkenstein in einer besondern Schrift darüber und zuletzt bot der Abt des Peters-Klosters zu Erfurt, Placidus Muth, in seiner disquisitio historico-critica in bigamiam Comitis de Gleichen 1788 Alles auf, um durch Leugnung dieser Thatsache die verletzte päpstliche Ehre wieder herzustellen. So wurde die alte Sighensche Nachricht wenigstens zweifelhaft und auch protestantische Schriftsteller, wie Adelung in seinem Directo-

Digitized by Google

rium und Gottschalk in seinen Ritterburgen ꝛc. erlaubten sich, sie als Fabel zu bezeichnen. Neuerlich erklärte sich aber Justi in seiner Geschichte der h. Elisabeth S. 93 f. auf's Neue für die Wahrheit derselben und legte den kirchlichen und sonstigen Gründen, welche die Leugner derselben gegen sie vorbrachten, ein sehr geringes Gewicht bei. Jetzt scheinen nun alle diese Zweifelsgründe mit einem Male durch eine kleine Schrift widerlegt zu werden, welche den Titel führt:

Beschreibung des Grabes und der Gebeine des Grafen Ernst III. von Gleichen und derer seiner beiden Weiber. Nebst Bemerkungen von Dr. G. H. Thilow, Medic. Rathe und Prof. der Anatomie auf der ehemaligen Universität Erfurt. — Gotha u. Erfurt b. Hemings 1836. 33 SS.

Sie bildet den Anhang zu einer andern Schrift, welche unter dem Titel: Der Graf v. Gleichen ꝛc. von D. Heinr. Döring, Erf. 1836 die Geschichte desselben in dem Gewande der gewöhnlichen Volkssage erzählt, die man mit manchen dichterischen Ausschmückungen schon im fünften Bande der Volksmährchen von Musäus unter dem Titel Melechsala findet. In diesem Anhange wird nun Folgendes berichtet.

Hr. D. Thilow hatte an dem Grabsteine, welcher sich ehedem in der Benedictiner-Kirche auf dem jetzt zur Vestung eingerichteten Petersberge zu Erfurt vor dem gleichenschen Altare befand, stets ein großes Interesse genommen, weil derselbe nach der allgemeinen Annahme die Gebeine des „gleichenschen Kleeblatts" bedecken sollte. Dieser Grabstein war 9 Fuß lang, 6½ Fuß breit und 1½ Fuß stark und stellte in der Unvollkommenheit eines Kunstwerkes aus dem 13ten Jahrhunderte den Grafen von Gleichen, nebst dessen Wappen, einem gelöwten Leoparden, zwischen seinen beiden Weibern dar, der deutschen, welche ein schmales, mit Schlössern versehenes

Buch

Buch in der Hand hielt, und der türkischen, die mit einer Königskrone geziert war. Die Sage, daß die Letztere in der unter dem Steine befindlichen Todtengruft eine goldene Krone auf ihrem Haupte trage, mochte im Jahre 1813 den Franzosen, welche damals Erfurt innehatten, den Gedanken eingegeben haben, diese Gruft öffnen und den Inhalt derselben genau untersuchen zu lassen. Der damalige Regier.-Rath von Faber wurde damit beauftragt, und brachte mit Hilfe der nöthigen Arbeiter und eines französischen Pionniers zunächst aus einem ovalrunden Loche am Fuße der Gruft zwei Todtenköpfe und andere Gebeine, dann aus der Gruft selbst einen linken Unterschenkelknochen nebst Knochen anderer Art zum Vorscheine. Da jedoch bei dem von ihm angestellten Versuche, diese Knochen zu Skeletten zusammenzusetzen, sich zeigte, daß dazu noch eine namhafte Anzahl derselben fehle, so meldete er die Sache Hrn. D. Thilow und dieser vermochte ihn, die Untersuchung der Gruft am 18. Sept. 1813 in seinem eigenen Beisein zum zweiten Male vornehmen zu lassen. Hier fand sich nun, daß die Gruft selbst 10½ Fuß Tiefe, 9 Fuß Länge und 5 Fuß Breite, die ovalrunde am Ende derselben befindliche Höhle aber 6 Fuß Tiefe und 7 Fuß Umfang hatte, und daß aus beiden noch eine Menge größerer und kleinerer Knochen zusammengebracht wurden. Die Knochen selbst waren größten Theils gut erhalten, weil sie in der Gruft in trockner Dammerde und in einem krumigen, mit klarem röthlichen Katzensande gemischten Kiese lagen, und weil die Gruft selbst durch das Kirchengebäude vor dem Eindringen aller zerstörenden Feuchtigkeit geschützt war. Auf diese Weise wurde es Hrn. D. Thilow möglich, alles Vorgefundene, bis auf einiges wenige Fehlende, zu Skeletten zusammenzusetzen, unter welchen das des Grafen von Gleichen selbst die Länge von sieben Fuß einnahm und so die Volkssage von der kolossalen Größe dieses Mannes vollkommen bestätigte. Die einzelnen Knochen selbst waren überdieß von einer

ner so großen Vestigkeit, daß bei Durchbohrung derselben zum Behufe ihrer skelettartigen Verbindung mit Kraft auf sie eingewirkt werden mußte. Auch gaben sie durch andere Eigenthümlichkeiten zu erkennen, „daß derjenige Körper, welchem sie ehemals angehörten, seine Lebenszeit in rastloser Thätigkeit und großen Strapatzen zugebracht hatte."

Die übrigen, in der ovalrunden Grube am Ende der Gruft vorgefundenen, Knochen erwiesen sich durch ihre Eigenthümlichkeiten als weibliche. Besonders aber waren die dazu gehörigen beiden Köpfe und Schädelknochen im höchsten Grade charakteristisch. Der Eine dieser Köpfe bezeichnete sich vermöge seiner kugelrunden Gestalt und seiner übrigen Bildung als asiatisch, der andere aber vermöge seiner Abweichungen von ihm als europäisch und alle Dimensionen derselben führten nach den anerkanntesten Grundsätzen der Schädellehre zu demselben Resultate. „Und so lösten, wie Hr. D. Thilow spricht, die verschiedenen Vergleichungen der weiblichen und männlichen, in jenem Grabe gelegenen Gebeine nicht nur den über die Geschichte des Gr. v. Gleichen bisher immer noch gezogenen Schleier, welcher das Wähnen und die Wahrscheinlichkeit in Ungewißheit hielt, sondern sie führten auch zur vollen Gewißheit, daß die Gebeine dem Grafen von Gleichen und dessen beiden Weibern angehörten." —

Zur Begründung dieses Ergebnisses zieht Hr. D. Thilow noch andere Umstände an, welche hier nur flüchtig berührt werden können. Er bemerkt, daß die geschichtliche Mittheilung von einem nur um zwei Monate von einander getrennten Todestage der gräflichen Frauen und von einem 16jährigen Ueberleben Beider von Seiten des Grafen spreche und daß damit der in der Gruft vorgefundene Thatbestand vollkommen übereinstimme, indem während dieser 16 Jahre die weiblichen Leichname, so vollkommen verwest seyn mußten, daß man die Knochen derselben beim Beerdigen des Grafen selbst im Jahre

Digitized by Google

1264 sammeln und zu den Füßen desselben in einer besondern Grube beisetzen konnte. Er weis't ferner darauf hin, daß in jenen Zeiten nur Frauen und Herren von hohem Stande auf eine Grabstätte in der betreffenden Klosterkirche Anspruch machen durften und daß die gräflich-gleichensche Familie andern geschichtlichen Thatsachen nach mit dem Peterskloster in sehr nahem Verhältnisse stand. Dann thut er dar, daß die von Manchen bezweifelte Nachricht, als sei die Klosterkirche bis auf unsere Zeit herab im Besitze gewisser von den Händen der Sarazenin gestickter geistlicher Gewänder und eines silbernen Beckens von orientalischer Arbeit gewesen, vollkommen in der Wahrheit beruhe, weil er diese Sachen mit seinen eigenen Augen gesehen und in seinen Händen gehabt habe. Denn bei einem in Gesellschaft von Freunden dieser Kirche gemachten Besuche habe zwar der Abt Placidus Muth das Daseyn derselben abgeleugnet; als es aber zur Oeffnung eines großen eisernen mit drei Schlössern verwahrten Kastens gekommen sei, habe sich allerdings eine gestickte Bischofskappe und ein Meßgewand, beide mit einer ungeheuren Menge der größten orientalischen Zahlperlen und Edelsteinen besetzt und mit orientalischer Blumenstickerei geziert, so wie jenes silberne Becken wirklich vorgefunden. Endlich beruft er sich auf das Daseyn anderer Gegenstände, welche für die Vermählung des Grafen von Gleichen mit einer Sarazenin sprächen. So sei es archivalisch gewiß, daß in dem Nachlasse der letzten im Jahre 1633 verstorbenen Gräfin von Gleichen ein auf 175 Thlr. 12 Gr. taxirtes Kleinod und ein „kristalinenes Kreuz," taxirt auf 70 Thlr., welche Beide „der Türkhin als gräfl. Gleichischen Gemahlin bei ihrer Taufe vom Papste verehrt wurden," befindlich waren; daß außer ihnen an andern Orten ähnliche Denkmäler z. B. Teppiche, welche die Ankunft und den Einzug der sarazenischen Prinzessinn in das Schloß Gleichen darstellen, und Bildnisse derselben vorhanden waren; daß auf dem Schlosse

Glei-

Gleichen selbst das dreischläfrige Bette des Grafen und seiner Weiber bis auf die Zeit seiner Vernichtung durch französische Bivouaks aufgestellt war, und daß die Benennung einzelner Oertlichkeiten in der Umgegend des Schlosses, z. B. der Türkenweg und das Freudenthal das Andenken an den Einzug und an das Daseyn der Sarazenin daselbst noch immer erhalte.

Uebrigens wurde der sonst auf der gräflichen Gruft in der Klosterkirche befindliche Grabstein, den Grafen mit seinen zwei Frauen darstellend und mit dem Jahre 12 u. 27, als dem Jahre des damals beginnenden Kreuzzuges, bezeichnet, in neuerer Zeit in die Domkirche zu Erfurt gebracht und daselbst an der Mittagsseite aufgestellt; die Gebeine der gräflichen Familie selbst aber, mit denen Hr. D. Thilow zu thun hatte, wurden vermöge einer Verfügung der königl. preuß. Regierung vom 8. Mai 1832 in eben dieser Kirche beigesetzt und aufbewahrt.

Kann nun Niemand die Wahrheit der vorstehenden Angaben des Hrn. D. Thilow durch entgegengesetzte Thatsachen in Anspruch nehmen, so dürfte die Doppelehe des Grafen von Gleichen wohl über allen Zweifel erhoben seyn und das Bestreben katholischer Schriftsteller, die päpstliche Curie außer den Verdacht zu stellen, als habe sie sich zu den außerordentlichsten Dispensationen bereit finden lassen, wenn ihr Vortheil dabei im Spiele war, als ein vergebliches erscheinen. Dieses Bestreben muß an dem mehrgedachten Abte Placidus Muth besonders befremdend dünken, da nach dem Beigebrachten eben Er die sichersten Beweise vom Gegentheile vor Augen hatte und nicht nur allen Privatpersonen, die an die gräfliche Doppelehe glaubten, diesen Glauben als grundlos auszureden suchte, sondern auch öffentlich dagegen schrieb. Irrt Ref. nicht, so kommen auch in der Geschichte der schweizerischen Kirche ein Paar Fälle solcher von den Päpsten genehmigten Doppelehen vor; nur ist er nicht im Stande, die Schriften nachzuweisen,

weisen, worin er einst die Erwähnung derselben fand, und er könnte wohl wünschen, daß irgend ein kirchlicher Geschichtsfreund sich hierdurch veranlaßt sähe, eine bestimmtere Notiz davon öffentlich mitzutheilen. Ein oder zwei solcher Fälle mehr würden dann für die Wahrheit des gleichenschen Falles nicht nur eine starke geschichtliche Analogie geben, sondern auch Viel dazu beitragen, die Härte des Unglimpfes zu mildern, womit man katholischer Seits unserem Luther und Melanchthon darüber begegnete, daß sie sich unter Umständen, welche auch den Besonnensten rathlos machen konnten, verleiten ließen, in Bezug auf die bekannte im Jahre 1539 mit Bewilligung seiner rechtmäßigen Gemahlin eingegangene Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen der Ansicht zu werden, es sei besser, dem Bedürfnisse desselben, welches Eine körperlich nicht sehr anziehende und nur aus Convenienz geheurathete Gemahlin nicht befriedigen konnte, in einer zweiten gleichzeitigen Ehe, als durch Ausschweifungen genugzuthun, welche das Glück und die Ehre anderer Familien vernichteten.

Die Schrift, von welcher die des Hrn. D. Thilow den Anhang ausmacht, ist übrigens mit einem Titelkupfer versehen, welches den Grafen von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen nach Originalgemälden zu einer schönen Gruppe vereiniget darstellt.

Berichtigende Erklärung

über

einen Punct des Aufsatzes:

„Die Muckerei in Königsberg"

im 1sten Hefte des XVII. Bandes Krit. Pred. Biblioth.

Als die Redaction dieser Zeitschrift den Hauptinhalt des allbekannten lithographischen Schreibens über die Muckerei in Kö-

Digitized by Google

Königsberg zu seiner Zeit in dieselbe aufnahm, erklärte sie in der Vorerinnerung dazu, daß sie „für die volle Wahrheit der Mittheilung nicht stehen könne noch wolle," daß sie aber gemeint sei, „den vor der christlichen Welt so schwer Beschuldigten Anlaß zu geben, die etwa darin enthaltene Unwahrheit zu widerlegen." — Sie sieht sich schon jetzt in den Stand gesetzt, die Hand dazu zu bieten, indem sie von dem Hrn. Verfasser des nachstehenden Aufsatzes ersucht wurde, denselben in diese Blätter aufzunehmen. Das geschieht mit dem angelegentlichen Wunsche, auch von andern Seiten her ähnliche Berichtigungen in einer Sache zu erhalten, deren theilweise oder gänzliche Falschheit dem Freunde der Religion und Menschheit nicht anders, als erfreulich seyn könnte. — Der Aufsatz ist von Herrn Ernst Heinrich Bruno, evang. Pfarrer zu Crünhayn bei Königsberg, datirt vom 27. Mai dieses Jahres und lautet wörtlich so:

„Ueber das Wesen und den Zweck der beiden mit der gleichen Benamung „Mucker" bezeichneten Frömmler-Secten, welche schon seit mehrern Jahren in Königsberg bestehen sollen, weiß ich freilich nichts Gründliches anzugeben, weil ich, (ein Feind alles Sectirens), nie irgend einer Secte, oder einem andern, als dem Christen-Orden angehört habe. Nur über die Prediger-Conferenzen, welche auch mit dem Namen der Muckerei belegt worden sind und über den Superintendenten D. Wald, welchen ich schon seit 28 Jahren kenne und der seit 20 Jahren mein Schwager ist, kann ich Berichtigendes sagen, da ich sein häusliches Leben genau kenne und auch von ihm mit dazu bewogen worden bin, zween Prediger-Conferenzen, und zwar zuerst im Hause des Herrn Professor D. Olshausen (am 22sten und 23sten Januar 1833) und der zweiten im Hause meines Schwagers Wald (am 11ten und 12ten Juni 1833) beizuwohnen. In dem Zwecke dieser Conferenzen konnte ich, als unbefangener Beobachter, durchaus nichts Anstößiges finden

finden, nur das Mangelhafte, welches ich bereits öffentlich und vor der hohen Behörde angegeben habe, daß nämlich manche Mitglieder der Conferenz die Schriftstelle 2 Corinther 6, V. 15—17 vielleicht Etwas voreilig und zu allgemein und liebelos in Anwendung zu bringen schienen und wodurch ihre Tendenz allerdings ein separatistisches Ansehen erhält, möchte ich entfernt wissen, weil Eitelkeit, Stolz und Lieblosigkeit die vornehmsten Feinde alles wahren Christenthums in uns und außer uns sind. Im Uebrigen darf ich nicht leugnen, daß ich für mein Theil in den beiden Conferenzen, welchen ich beigewohnt habe, im Ganzen sehr gute Eindrücke empfangen, wackere Männer kennen gelernt und nach dem Rathe des Apostels 1 Thess. 5, V. 21 für mich recht Viel des Guten behalten habe. Im Wesentlichen kam das Meiste auf die in Richard Baxters evang. Geistlichen dargelegten Grundsätze heraus und man müßte an allem Heiligen verzweifeln, wenn man annehmen sollte, daß einige und zwanzig Geistliche und mit ihnen der Herr Professor D. Olshausen, welche den Ruf christlichen Strebens und unbescholtenen Wandels meines Wissens doch auch bisher bewahrt haben und welche sämmtlich in der rühmlichen Absicht einmüthig versammelt waren, sich gegenseitig zu treuer und gewissenhafter Verwaltung ihrer Aemter zu ermuntern, — lauter scheinheilige Heuchler gewesen seyn sollten. Ueber jeden Einzelnen zu urtheilen vermag ich freilich nicht, auch mag ich unberufen nicht Blößen aufdecken und richten; dagegen setze ich gern das Beßte von Jedem voraus, bis ich vom Gegentheile gründlich überzeugt werde, wie ich überhaupt bei Allen, die mit mir verschiedenen Glaubens und abweichender Meinung sind, immer das Gutgemeinte hervorheben mag.

Als Freund der Wahrheit muß ich jedoch gewissenhaft bezeugen, daß von einer gemischten Geschlechtsgesellschaft und einem Zeitvertreibe durch religiöse Liebesmysterien, weder in den Prediger-Conferenzen, noch im Hause

Hause meines Schwagers Wald, je die Rede gewesen, noch ein Gedanke an Sittenlosigkeit bemerkbar worden sei; nur von feierlicher Vollziehung der Copulations- und Taufhandlungen war bei Besprechung über praktische Pfarr-Amts-Verwaltung die Rede. — Sollte auch dieses entstellt seyn?

Was die religiösen Uebungen der, mit dem Namen Waldenser Bezeichneten betrifft, so gehört, so viel ich weiß, allerdings auch das Gebet dazu; dieses dürfte aber als schriftgemäß, wenn es nur nicht übertrieben und die Arbeit darüber unterlassen wird, eben nicht zu tadeln seyn. Ich darf gestehen, daß mein Schwager Wald etwa 8 bis 10 Tage vor der zweiten Prediger-Conferenz durch Gebet und manche gewiß gut gemeinte Vorstellung, eben so wie die Conferenzen selbst, mich heilig angeregt, ja begeistert haben und es ist auch seit jener Zeit wenigstens mein redliches Streben geblieben, für das Reich Gottes auf Erden mit den Kräften, die Er mir verleihen würde, in Jesu Namen auch ferner treu zu arbeiten; aber düster-mystische Religionsbegriffe hat mir weder ꝛc. Wald, noch irgend ein Anderer dabei mitgetheilt und eingeflößt, auch bin ich, (seit dem 18. Juni 1813 bereits im Amte), jetzt 47 Jahre alt, an möglichst klare Darstellung religiöser Wahrheiten gewöhnt, weder geeignet, noch geneigt, mich in Religionssachen von allerlei Wind der Lehre wie ein schwankendes Rohr hin und her werfen zu lassen; jedoch mag ich gern immer noch lernen und glaube nicht, das Vollkommene schon ergriffen zu haben, sondern jage ihm nach, ob ich es ergreifen möchte. Dabei halte ich mich an die klaren Aussprüche der Schrift und folge der Vernunft, welche es nicht verschmäht von einem höhern Geiste erleuchtet zu werden. Luk. XI, V. 13.

Wie es aber auch jetzt noch besonderer Vorsicht bedarf, wenn man sich genau nach den Vorschriften unseres göttlichen Meisters richten will, habe ich erfahren und war gewisser Maßen

sen darauf durch einen mir von ꝛc. Wald Anfangs Juni 1833 mitgetheilten Brief eines Herrn Baron von Kottwitz in Berlin vorbereitet worden, welcher nämlich darauf hindeutete, die Aerzte würden einen Begeisterten bald für einen Wahnsinnigen erklären und als solchen behandeln. ꝛc. Wald selbst sagte mir damals lachend: „sie werden dich baß peinigen, wie den armen Let in Sodom; aber halt' nur aus." Was er sich dabei gedacht habe, weiß ich nicht; vielleicht kam es ihm lächerlich vor, daß man auch mich zu den Muckern zählen würde; eben so wenig weiß und mag ich glauben, daß das, was mir später von den liebloſen Aeußerungen meines Schwagers über mich, gesagt worden, Alles wahr sei — doch befremdete es mich, als ich etwa 10 bis 14 Tage später seine und des Herrn von Kottwitz Vorhersagung in Erfüllung gehen sahe.

Als nämlich meine, (des in der Prediger-Conferenz besonders Begeisterten) Reden, von Manchen nicht verstanden, meine bestimmten und ernstern Bewegungen in meinem Amte mißgedeutet und entstellt wurden, hieß man mich einen Geisteskranken und Wahnsinnigen. — Der herbeigeholte, von meinen Hausgenossen vorher mit übertriebenem Berichte versehene Arzt irregeleitet, verschrieb ohne selbst genau zu untersuchen und weil auch ihn vielleicht Furcht ankam, Mittel wider den Wahnsinn; namentlich

am 14. Juni 1833 Rad. hellebori nigri ʒiij
am 17. Juni 1833 Rad. hellebori nigri ʒβ
Extr. hyoscyam gr. vj, ich erhielt später ebenfalls auf ein Attest eines 2ten Arztes von einem 3ten verschrieben am 27. Juli 1833 Extr. stramonii gr. iv
am 28. Juli 1833 Extr. stramonii gr. vj.

Diese Gifte verfehlten ihre Wirkung nicht, welche durch meine individuale Lage und körperliche Constitution wohl noch mehr befördert seyn mag; es zeigten sich ganz ähnliche Symptome, wie sie in Johann Samuel Halle's deutschen Giftpflan-

Digitized by Google

gen, Berlin 1784, Theil I pag. 50—52. pag. 54—56 und pag. 1000 und in ꝛc. Wilmsen's Naturgeschichte Theil III pag. 303 beschrieben sind, nur mit dem Unterschiede, daß ich in den auf die Medicin erfolgenden Paroxismen fast immer mit Worten des Heilandes, oder anderer Schriftstellen sprach. — Am 5ten Tage meines Erkrankens wurde ich jedoch schon nach der königl. Irren-Heil-Anstalt zu Königsberg gebracht, wo ich in den Händen des liebevollen Inspectors der Anstalt Herrn Lieutenant von Kózik und des Herrn Medicinal-Raths D. Unger und ꝛc. D. Bernhardi bald wieder genas. Nach vier Wochen von da entlassen, wurde ich jedoch schon nach 10 Tagen auf ein zweites Attest von einem Arzte, der mich gar nicht behandelt hatte und gewiß nichts Arges von mir weiß, als ein Mann, der der öffentlichen Sicherheit gefährlich sei, wieder in die Irren-Heil-Anstalt geführt, wo ich nun, am 27. und 28. Juli 1833 die vorhin genannten Giftgaben erhielt und noch 3 Monate in der Anstalt verweilen mußte. Ueber mein ruhiges und unschädliches Verhalten daselbst, meine nützliche Beschäfftigung und, daß man nicht nöthig gehabt, irgend ein Zwangs-Mittel gegen mich anzuwenden, könnte ich glaubwürdige Zeugnisse beibringen. Nur muß ich erwähnen, daß das Extr. stramonii meine Augen auf mehrere Stunden blendete und mich unter den fürchterlichsten Kopfschmerzen auf Augenblicke der Besinnung beraubte. Zeugen waren der Herr Inspector von Kózik, ein junger Pharmaceut August von Tilly und der Aufwärter Friedrich Metschulat.

Am 21. October 1833 durfte ich endlich, (nachdem ich schon am 3. October die Erlaubniß erhalten hatte, die Irren-Heil-Anstalt zu verlassen), froh wieder in den Kreis meiner lieben Familie und der mir anvertraut gewesenen Gemeinde eintreten; doch mußte ich nach hohem Befehle von allen Dienstgeschäfften noch entfernt bleiben, bis endlich die Verlegenheit von 110 zur Einsegnung versammelten Confirmanden und 134 Communicanten am 26. October 1834 mich bewog, in des Herrn Namen selbst einzuschreiten und dieser Schritt auch von der hohen Regierung und dem hochwürdigen Consistorio zu Königsberg unter dem 31. October 1834 genehmigt wurde. So bin ich nun seit jenem Tage wieder glücklich und zufrieden in meiner amtlichen Wirksamkeit, unerschütterlich vest gemacht in mei-

meinem Glauben an Gottes allwaltende Fürsorge, welcher mich auch in den schwersten Leiden nicht verlassen, und endlich Alles zum Beßten gelenkt hat.

Was ferner die Andeutung des Berichterstatters betrifft, daß der heilige Geist der Gesellschaft der Waldenser besonders nahe seyn solle, und diese seine Nähe vorzüglich in bedrängten Lagen durch plötzliche, zum Theil sehr bedeutende Geldgeschenke kundgegeben habe, so dürfte hier Folgendes zur Erläuterung dienen, und wird ebenfalls beweisen, wie die Wahrheit oft entstellt werden könne.

Meine Frau, (Mutter von 5 Söhnen, unter denen die 4 jüngstgeborenen noch leben), hatte sich eines Skirrhus wegen am 3. April 1833 die rechte Brust abnehmen lassen müssen, und fand im Hause unseres Schwagers ꝛc. Wald, während der Zeit der Operation und bis zur völligen Genesung die liebevollste Aufnahme und durch die Liebe ihrer zärtlichen Schwester die treueste Pflege, welches auch hier dankbar anzuerkennen, ich mir nicht versagen kann.

Natürlich mußten nach Beendigung der Cur (am 11. Juni 1833) die Aerzte und die Medicin bezahlt werden. Meine Pfarrstelle in Grünhayn gewährt bei den vielen Ausfällen von Stol-Gebühren und andern ungünstigen Verhältnissen, nur ein sehr mäßiges baares Einkommen, welches die Erziehung von 4 Söhnen allein schon hinnimmt; so fand ich, der ich kein Vermögen besitze, mich in nicht geringer Verlegenheit und bat daher in meinem stillen Gebete meinen Gott und Vater, der ja meiner kranken schwächlichen Frau so wunderbar aus Todesgefahr geholfen hatte, daß er auch in dieser Noth mich nicht verlassen möchte. Ich erhielt noch an demselben Tage von meiner in Königsberg wohnenden Schwiegermutter, welche ja meine Lage wohl kannte, einen Brief, in welchem sie mir 100 Rthlr. eben empfangenen Erbantheils gegen 5 pro Cent Zinsen zum Darlehn offerirte, welches ich dankbar annahm. Diese 100 Rthlr. sollen wahrscheinlich auch eins von den bedeutenden Geldgeschenken seyn, welches die Sage dem heiligen Geiste zugeschrieben hat. Freilich verdanke ich jene Hilfe vor Allen dem großen und heiligen, väterlich waltenden Gottesgeiste, welcher Alles in der Welt, auch die Gedanken und den Willen

der

der Menschen zum Beßten derer zu lenken weiß, die Ihn lieben; — doch ist die Sache sehr natürlich und ohne Wunder zugegangen.

Was man sonst sich vor Jahren schon von der Muckergesellschaft für nicht allzuehrenvolle fleischliche Begebenheiten erzählt haben mag, ist mir nicht bekannt; jedoch scheint hier eine Verwechselung mit den sogenannten Ebelianern vorgegangen zu seyn, weil, so viel man vernimmt, der Prediger D. Ebel und ꝛc. Diestel, (welcher Letztere zwar auch der Prediger-Conferenz beiwohnte), wegen bezeichneter Begebenheiten ab officio suspendirt seyn und in Untersuchung stehen sollen; so viel ich weiß, ist aber bei ꝛc. Wald und seinen Anhängern von solchen skandalösen Dingen und einer Untersuchung nicht die Rede gewesen. Hat meine durch äußere Gewalt herbeigeführte Anstoß gebende Krankheit dazu Veranlassung gegeben, so ist wenigstens ꝛc. Wald daran unschuldig, auch hat die Prediger-Conferenz keinen Theil daran.

Daß in Preußen übrigens nichts Gutes so leicht unterdrückt wird, hat sich auch dadurch wieder bestätigt, daß das Hochwürdige Consistorium zu Königsberg das Nützliche, welches die Prediger-Conferenzen haben konnten, durch eine neuerlichst wiederholte Anordnung und Empfehlung der Synoden sicher gestellt hat.

Da der Arzt, welcher mich zuerst behandelte, ein naher und lieber Verwandter von mir, gewiß nur aus Unbekanntschaft mit einem Zustande, wie damals der meinige war, gefehlt hat, überdieß nicht alle Familienangelegenheiten vor das große Publicum gehören, so habe ich auch über das mir Wiederfahrene nie klagen oder öffentlich sprechen mögen, weil ich allen meinen Beleidigern und Gegnern, wie vielmehr denen, die aus Irrthum fehlten, von Herzen verziehen, und selbst, als ich hart gebunden, gleich einem Verbrecher, nach der Irren-Heil-Anstalt geführt wurde, meinen himmlischen Vater gebeten habe: „Vergib ihnen, sie wußten nicht was sie thaten.“ Auch an Herrn Professor Olshausen schrieb ich erst da öffentlich, als er ein freundlich beruhigendes Privatschreiben vom 6. Juli 1833 nicht beachtet, sondern mich in seinem Worte der Verständigung öffentlich für einen Wahnsinnigen ausgegeben hatte, ohne mich auch bis jetzt einer Antwort gewürdigt

zu

zu haben, weil es am Leichtesten scheint, Jemanden, den man mißversteht, für wahnsinnig auszugeben und dann, ohne sich weiter auf Beweise einzulassen, einen solchen bürgerlich Getödteten als nicht mehr existirend zu betrachten, uneingedenk des Ausspruches Jesu Matth. 5, V. 22.

Aus dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß man wenigstens hinsichtlich der Veranlassung meiner Krankheit dem Superintendenten ꝛc. Wald und ꝛc. Professor D. Olshausen unrecht gethan, wenn man ihnen den Verlust meines Verstandes beigemessen hat; es wäre denn, daß diese Männer oder ihre Anhänger vielleicht die Ersten gewesen wären, welche mich noch vor der ärztlichen Behandlung für wahnsinnig ausgegeben und auf diese Weise mittelbar (durch ihre Einwirkung auf den Arzt), mein wirkliches Erkranken herbeigeführt hätten, was ich jedoch nicht weiß, auch nicht annehmen mag. Die hohen Behörden waren inzwischen von Allem unterrichtet, haben eine genaue gerichtliche Untersuchung nicht genehmigt, daher auch ich ruhig seyn und nicht vor der Zeit richten, sondern warten will, bis der Herr komme, welcher auch wird an's Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren. Vielleicht kann dann noch Manchem von denen, die jetzt hart beschuldigt sind, von Gotte Lob widerfahren." —

Suum cuique!

In der kritischen Prediger-Bibliothek Bd. 16. Heft 4. S. 617 ist die Fortsetzung der Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung „aus dem Nachlasse Victor Keller's, 1832 u. 1833 — angezeigt. In dieser Fortsetzung findet sich ein starkes Plagiat, was Hr. Rec. übersehen zu haben scheint. Es heißt bei Keller: „Religion sei nicht tödtender Buchstabe. Sie werde es aber, wenn sie in Ceremonieendienst oder in übertriebene Anhänglichkeit an von Menschen erfundene, zum Wesen der Religion nicht gehörende Gebräuche, oder in bloßes Gedächtnißwerk, in übertriebene Anhänglichkeit an Worte und Formeln, in ein bloßes Wiederholen gewisser Lehrsätze, die man sich mechanisch eingeprägt habe, ohne daß man sie verstehe und zu benutzen wisse, oder in Geheimnißsucht, in übertriebene Anhänglichkeit an das Dunkle und Unbegreifliche, an das Uebernatür-

natürliche und Wunderbarscheinende, oder endlich in Kleinigkeitseifer, in übertriebene Anhänglichkeit an Nebendinge ausarte, die ihrer Natur nach etwas Zufälliges und Gleichgiltiges sind." — Dasselbe sagt aber Marezoll in der Predigt: Buchstabe und Geist in Beziehung auf Religion (Einige Lehren und Warnungen für unser Zeitalter. Koppenhagen 1801.) Es heißt bei ihm: „die Religion wird tödtender Buchstabe, 1) wenn sie in Ceremonieendienst ausartet, in übertriebene Anhänglichkeit an kirchliche Gebräuche, (kurz vorher) die nicht zum Wesentlichen, nicht zum Nothwendigen gehören; 2) wenn sie in Gedächtnißwerk ausartet, in übertriebene Anhänglichkeit an erlernte Worte und Formeln, in ein bloßes Wiederholen gewisser Lehrsätze, die man sich mechanisch eingeprägt hat, ohne daß man sie versteht und zu beurtheilen vermag; 3) wenn sie in Geheimnißsucht ausartet, in übertriebene Anhänglichkeit an das Dunkle und Unbegreifliche, an das Uebernatürlich- und Wunderbarscheinende; 4) wenn sie in Kleinigkeitseifer ausartet, in übertriebene Anhänglichkeit an Nebendinge, die ihrer Natur noch etwas sehr Zufälliges und Gleichgiltiges sind."

In der Betrachtung: „Aufklärung nähert sich ihrem Ziele langsam" finden sich ebenfalls starke Anklänge von den genannten Predigten Marezolls. Eben so findet sich in der Betrachtung: „Es ist nicht gleichgiltig zu erfahren, auf welchem Wege der Geist Jesu komme" eine wörtliche Wiederholung der marezollschen Predigt: was es mit der Zukunft des Geistes der Wahrheit, welcher in alle Wahrheit leitet, für eine Bewandtniß habe.

Da in der Prediger-Bibl. nur die behandelten Sätze angeführt werden und die Fortsetzung der Stunden der Andacht nicht in meinen Händen ist: so bin ich außer Stand gesetzt die weitern Plagiate, die sich vielleicht vorfinden möchten, anzugeben. — Wie hoch auch Victor Keller wegen seiner Freisinnigkeit stehen möge, so steht doch Marezoll, der sich wörtlich Seiten lang abschreiben lassen mußte, um die Fortsetzung der Stunden der Andacht an's Tageslicht zu bringen, nicht tiefer und darum schien es mir nöthig, ihm bei diesem Anlasse sein Eigenthum zuzuweisen. —

M. Kriebitzsch
Pred. zu St. Stephan zu Zeiz.

Druckfehler. S. 435 Z. 7 v. u. lies in einigen Exemplaren: Ricker Statt Ritter.

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Siebenzehnter Band. Viertes Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Entwickelung des pauliniſchen Lehrbegriffes. Von Auguſt Ferdinand Dähne, der Phil. Dr., der Theol. außerordentl. Prof. zu Halle u. ſ. w. Halle bei C. A. Schwetſchke und Sohn. 1835. XII und 211 SS. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Daß eine neue Darſtellung des pauliniſchen Lehrbegriffs oder richtiger der pauliniſchen, die Moral ausſchließenden Glaubenslehre ein entſchiedenes Bedürfniß ſei, wird man dem Verf. des anzuzeigenden Buches gern zugeben. So viel Gutes hierin auch Andere und namentlich Neander in ſeiner „Geſchichte der Pflanzung und Leitung des Chriſtenthums durch die Apoſtel" auch in Betreff der pauliniſchen Theologie geleiſtet haben, ſo gibt doch namentlich Letzterer nur die allgemeinen Grundzüge, nicht aber eine erſchöpfende und umfaſſende Darſtellung derſelben. Weniger können wir mit dem Verf. einverſtanden ſeyn, wenn er über Uſteri's Werk bemerkt, daß daſſelbe in ſeiner vierten Auflage ſichtbar verloren, weil es ſich „einer mehr ſubjectivirenden Richtung ergeben habe, welche dem geſchichtlich und dogmatiſch Vorhandenen gegen gewiſſe, mit Liebe im Voraus erfaßte Anſichten über Geſchichte und Dogmatik ſein natürliches Recht verkürze." Denn dieſes läßt ſich ganz in demſelben Maße ſchon von den drei erſten Auflagen dieſes Werkes behaupten, in welchen Uſteri an Paulus Alles durch die Brille der ſchleiermacher'ſchen Dogmatik anſchaute, die er in der vierten mit der marheineck'ſchen vertauſchte. Demungeachtet war Uſteri's Auffaſſung und Dar-

stellung des pauliniſchen Lehrbegriffes in der vierten Auflage, im Ganzen genommen, doch bei Weitem unbefangener und philologiſch-hiſtoriſch treuer, als in den drei erſten; — offenbar eine Folge des Verhältniſſes, in welches ſich die hegelſche Theologie zur Schriftlehre geſtellt hat, nach welchem ſie zuerſt zwar der grammatiſch-hiſtoriſchen Erklärung ihr volles Recht widerfahren laſſen will, dann aber in den nach dieſer Methode gewonnenen „Vorſtellungen die hegel'ſchen Begriffe" und „Ideeen" nachzuweiſen ſucht, worüber ſich Rec. ſchon ein Mal in dieſer Zeitſchrift, 1834. 4. Heft S. 595 ff., ausgeſprochen hat.

Verſuchen wir zuerſt ein allgemeines Urtheil über vorliegendes Werk aufzuſtellen, ſo läßt es ſich nicht verkennen, daß ſich der Verf. im Allgemeinen durch Fleiß, Genauigkeit und Scharfſinn und vor Uſteri insbeſondere durch einen unbefangenen, durch kein dogmatiſches Syſtem getrübten Blick in das Einzelne und Ganze des pauliniſchen Lehrbegriffes vortheilhaft auszeichne. Dagegen bleibt er in anderen Beziehungen hinter Uſteri zurück. Letzterer nämlich ging, namentlich in den drei erſten Auflagen, nicht ſelten echt pſychologiſch in die Gemüthsverfaſſung des Apoſtels ſelbſt ein und beurtheilte nach ihr einzelne Behauptungen und Lehren deſſelben, oder wies deren Zuſammenhang mit dem allgemein religiöſen Bewußtſeyn nach; auch iſt ſeine Darſtellung friſch und lebenskräftig. So ſehr er daher auch in Auffaſſung einzelner Vorſtellungen des Apoſtels irrte und ſie im Intereſſe ſeiner Dogmatik darſtellte: ſo hatte er doch ungemein viel Anregendes, und wußte für ſeinen Gegenſtand Liebe und Begeiſterung zu erwecken. Dagegen leidet Hrn. Dähne's Schrift ſchon in formaler Beziehung an Gebrechen, welche die Lectüre eines Buches leicht unangenehm machen. Denn ſeine Darſtellung iſt etwas ſteif, trocken und langweilig, auch in Folge allzu langer Perioden (S. 96. findet ſich ein Satz von 21 Zeilen, S. 100 einer von 29 Z.)

ſchwer

ſchwer verſtändlich. Auch hat er die für hiſtoriſche Erörterungen höchſt unzweckmäßige Methode der Paragraphen befolgt, welche dann in langen Noten erläutert werden, denen nicht ſelten wieder Anmerkungen unter dem Texte beigegeben ſind. Dadurch aber wird die Erörterung viel zu ſehr geſpalten und der Ueberblick erſchwert; denn Hrn. D's. Paragraphen ſind keineswegs von der Art, daß ſie die Quinteſſenz einer nachfolgenden, in ſich zuſammenhängenden Erörterung in wenig Worten vorausſchicken, ſondern ſind meiſtens ganze Seiten lang. Will man nun gleich die noch weit umfangreicheren Noten mit dazu leſen, ſo wird man in der Ueberſicht des Paragraphen unterbrochen. Lieſt man aber Noten und Paragraphen für ſich, ſo iſt man, um die Noten zu verſtehen und deren Erörterung im Zuſammenhange zu folgen, immer wieder auf den Paragraph zurückgewieſen. Dieſer Uebelſtand rührt jeden Falls daher, daß die Schrift aus Vorleſungen entſtanden iſt, welche der Verf. über dieſen Gegenſtand zu Halle hielt; in dieſen war das Dictiren von Paragraphen und deren mündliche Erläuterung gewiß ſehr zweckmäßig; aber für's größere Publicum mußte der Verf. mehr thun, als ſeine Collegiendictate durch Noten zu erweitern. — Wie weit zweckmäßiger, anregender und für ein gedeihliches Studium des betreffenden Gegenſtandes erfolgreicher würde es geweſen ſeyn, Paragraphen und Anmerkungen in Ein Ganzes zu verweben und nach der genetiſch entwickelnden Methode das pauliniſche Lehrſyſtem vor den Augen der Leſer organiſch entſtehen zu laſſen! Daß der Verf. hierzu vollkommen befähigt war, hat er ja durch ſeine ſchätzbaren Unterſuchungen über die alexandriniſche Religionsphiloſophie bewieſen. Eben dieſelben erweckten aber auch in anderer Beziehung in uns die beßten Hoffnungen rückſichtlich dieſer Darſtellung des pauliniſchen Lehrbegriffs noch vor deſſen Erſcheinen, welche Hoffnungen aber leider nicht ganz erfüllt worden ſind. Wir erwarteten nämlich eine echt pragmatiſche

sche Entwickelung. Ist nämlich die biblische Theologie, zu welcher die Untersuchung des paulinischen Lehrbegriffs gehört, eine historische Wissenschaft, so kann sie als solche des Pragmatismus nicht entbehren; sie hat demnach immer auf die inneren und äußeren Entstehungsgründe der einzelnen Lehransichten zurückzugehen, sonach ihren Ursprung entweder in der damaligen jüdischen Glaubenslehre, oder in dem Einflusse des Geistes Jesu, oder endlich in der eigenen Individualität der einzelnen Apostel nachzuweisen; sie kann daher auch des psychologischen Momentes in der Untersuchung nicht entbehren, sie muß in den innern Gemüthszustand der apostolischen Schriftsteller einzudringen suchen und bei allen einzelnen Stellen fragen, wie kam der Apostel dazu, hier gerade so und nicht anders zu reden. Gerade ein solches Verfahren gibt uns den richtigen Maßstab zur Beurtheilung einzelner Stellen und Lehren, es zeigt uns, welche Vorstellungen in engerem und organischem Zusammenhange mit dem christlich-religiösen Leben der Apostel standen und welche hinwiederum nur eine fernere Beziehung zu demselben hatten; wir werden hierdurch sowohl vor einseitigem und leichtsinnigem Absprechen über einzelne apostolische Ansichten als auch vor Ueberschätzung derselben bewahrt. Wie sehr aber durch eine solche Art der Entwickelung die biblische Theologie der Dogmatik vorarbeite, liegt am Tage. Unser Verf. hat aber dieser Anforderung nicht entsprochen, sondern stellt die einzelnen Vorstellungen gewöhnlich ganz nackt hin, wie er sie aus den Schriften des Apostels herausgefunden zu haben glaubt. Wie ganz anders verfuhr er dagegen in seiner Geschichte der alexandrinischen Religionsphilosophie! Fast möchten wir glauben, sein eigner dogmatischer Standpunct, über den er sich nirgends ausspricht, sei der einseitig supranaturalistische, auf welchem freilich, sobald man sich consequent bleiben will, von historisch-psychologischen Deductionen der Schriftlehren nicht mehr die Rede seyn kann; oder es habe

ihn,

ihn, selbst bei liberalerer Denkweise, in gegenwärtigem Buche eine gewisse ängstliche Scheu, der Würde der heiligen Schrift zu nahe zu treten, von jenem historisch-psychologischen Pragmatismus abgehalten, weil in demselben sehr oft zugleich das Urtheil über den dogmatischen Werth der einzelnen Lehren mitgegeben ist. Bloß von der apostolischen Erwartung einer sehr nahe bevorstehenden sichtbaren Wiederkunft Christi weist der Vf. den Grund in einem Mißverständnisse einiger Aussprüche Christi nach. — Sehr lobenswerth ist dagegen das Streben unseres Verfs., durch eine naturgemäßere Ordnung den innern geistigen Zusammenhang der paulinisch-religiösen Richtung in die leichtere Verbindung zu stellen, die schon als solche (?) eine Bürgschaft für die Wahrheit ist." Nur hätte in dieser Beziehung in der Einleitung die Vorfrage gestellt werden sollen, in wie weit und in welchem Sinne bei den Aposteln überhaupt und bei Paulus insbesondere von einem Systeme die Rede seyn könne. Im engern und streng wissenschaftlichen Sinne gewiß nicht. Denn obgleich Paulus unter allen neutestamentlichen Schriftstellern derjenige ist, bei welchem ein dialektisch-verständiges Element hervortritt, so hatte er doch damit die populäre Denkweise nicht aufgegeben und war zu seiner christlich-religiösen Ueberzeugung nicht durch wissenschaftliche Speculation, sondern auf dem Grunde jüdischer Erziehung und Denkweise durch tief religiöse Anschauung, durch innere sittlich-religiöse Lebenserfahrung gelangt. Wohl aber war es von einem für die Sache des Evangeliums so begeisterten Apostel zu erwarten, daß seine religiösen Ansichten in einem bestimmten Kreise, um einen bestimmten, vesten Mittelpunct sich bewegen würden, daher demjenigen, der den Lehrbegriff des Apostels darstellt, die Pflicht obliegt, diesen innern, lebendigen Zusammenhang zu ermitteln und zu reproduciren, und als ein System im weitern und freiern Sinne des Wortes darzustellen. Nur ist hierbei eine doppelte Vorsicht nöthig, 1) nämlich da, wo sich

in

in Folge des so eben genannten eigenthümlichen Wesens der paulinischen Religionsanschauung ein solcher Zusammenhang nicht ermitteln läßt, denselben nicht willkürlich erkünsteln zu wollen; 2) aber da, wo sich auf eine leichte und ungezwungene Weise vermittelnde Gedanken erschließen und aus vorhandenen Daten verborgene Fäden auffinden lassen, die zur innern Verknüpfung einzelner, vom Apostel deutlich ausgesprochener Gedanken dienen, solche als Mittelglieder dienende Gedanken nicht ohne Weiteres als paulinisches Raisonnement hinzustellen, ohne den Leser mit dem wirklichen Stande der Sache vertraut zu machen, weil man doch immer Gefahr läuft, dem Apostel eine Ansicht beizulegen, die dieser nicht wirklich hatte, oder die ihm wenigstens in solchem Zusammenhange nicht zum Bewußtseyn gekommen war. Gegen diese Anforderung aber hat Hr. D. hie und da verstoßen, wie wir bei Darlegung des Inhalts der Schrift im Einzelnen zu zeigen Gelegenheit haben werden. — Da endlich dieselbe auch mit und vielleicht gar vorzugsweise zum Gebrauche der studirenden Jugend bestimmt zu seyn scheint, so müssen wir als einen wesentlichen Fehler den fast gänzlichen Mangel an Literaturangaben rügen, welche doch, sofern sie nur in die Noten verwiesen wurden, selbst bei reichlicherer Berücksichtigung, das Buch wohl kaum um zwei Bogen vergrößert haben dürften. Der Verf. läßt sie der Exegese im Einzelnen anheimfallen. Rec. ist gerade entgegengesetzter Meinung; denn wie viele Monographieen gibt es nicht, in denen einzelne wichtige Puncte des paulinischen Lehrbegriffs besprochen werden, ohne daß sie gerade in ausführlichere exegetische Erörterungen sich einlassen, die aber, weil sie das Ganze eines Gegenstandes behandeln, am betreffenden Orte der biblisch-theologischen Untersuchungen erwähnt werden müssen!

Indem wir nun den Inhalt der einzelnen Abschnitte dieser Schrift angeben, um den mit ihr noch nicht bekannten Lesern zu zeigen, in welchen Zusammenhang Hr. D. den pauli-

nischen

liniſchen Lehrbegriff gebracht hat, werden wir zugleich Gelegenheit haben, wichtigere Ausſtellungen anzubringen (minder wichtigerer, deren freilich nicht wenige ſind und von denen die meiſten auf die Erklärung einzelner Stellen ſich beziehen, müſſen wir uns enthalten, um den uns vergönnten Raum nicht zu überſchreiten). In der Einleitung (S. 1—16.) handelt der Verf. „über Paulus nach ſeiner Individualität, ſeinen Lebensverhältniſſen (§. 1.) und ſeinen Schriften (§. 2.), in wiefern durch ſie ſeine geiſtige Richtung beſtimmt oder dargelegt iſt. Der Vf. iſt der ganz richtigen Anſicht, daß ſich aus den Schriften des Apoſtels kein Beweis für nationalgriechiſche Bildung deſſelben entlehnen laſſe. Wenn aber S. 5. behauptet wird: „daß Paulus ſelbſt mit der (jüdiſch) alexandriniſchen Bildung vertraut geweſen ſei, kann durch mehre Spuren in ſeinen Schriften zu hoher Wahrſcheinlichkeit oder vielmehr zur Gewißheit gebracht werden:" ſo würde wenigſtens Rec. ſich Etwas anders ausgedrückt haben, um Mißverſtändniſſe zu vermeiden. Denn das Weſen der alexandriniſchen Philoſophie iſt ja bekanntlich in theoretiſcher Beziehung Speculation und Theoſophie, in praktiſcher Asketik; Paulus Denkweiſe dagegen lag aller Speculation fern, ſie war religiös-praktiſcher Natur, mit der chriſtlichen Freiheit vom Geſetze, die er faſt in allen ſeinen Schriften predigt, iſt eine ängſtliche, knechtiſche Askeſe unverträglich, die er daher auch im Koloſſerbriefe ebenſo, wie die Speculation über die Geheimniſſe des Geiſterreichs ausdrücklich verwirft. Die allegoriſche Erklärung des A. T., welcher Paulus huldigt, kann gar Nichts beweiſen; denn dieſe hat ſich unter den paläſtinenſiſchen Juden wahrſcheinlich ganz unabhängig vom Alexandrinismus gebildet, wie wir ſie überhaupt überall da finden, wo, bei einem ſtrengern Inſpirationsbegriffe, wie er ſich in der Zeit nach dem Exile unter den Juden bildete, der Inhalt in früheren

heren Tagen verfaßter heiliger Schriften in eine beſtimmte Beziehung zu den ſpäteren Zeitbedürfniſſen geſetzt werden ſoll. Nachdem nämlich nach der Zeit des Exils unter dem israelitiſchen Volke an die Stelle der lebendigen religiöſen Begeiſterung todtes Formenweſen getreten, nachdem ſomit auch die Stimme der Propheten verklungen war, gleichwohl aber das Volk die Meinung von ſeinem beſonders nahen Verhältniſſe zu Jehovah feſthielt und dieſelbe in ſeinen fortwährenden politiſchen Bedrängniſſen höher ſteigerte: was war da natürlicher, als daß man nun die Anſprache Gottes, die man früherhin durch das lebendige Wort der Propheten vernommen hatte, nunmehr in deren Schriften ſuchte, auch auf dieſe die Unterſtützung des göttlichen Geiſtes ausdehnte und in ihnen heilige Orakel und Aufſchlüſſe über ſpätere Zeitverhältniſſe fand; was war nach der Bildung des Kanon natürlicher, als daß man die genannte Eigenſchaft auch den außerprophetiſchen Schriften zuerkannte und daß man nur mit Hilfe der allegoriſchen Erklärung eine ſolche Beziehung auf die ſpäteren Bedürfniſſe und Verhältniſſe vermitteln konnte und nun auch namentlich den Kreis der meſſianiſchen Stellen willkürlich vermehrte? Daher finden wir ja auch die allegoriſch-meſſianiſche Erklärung bei den übrigen neuteſtamentl. Schriftſtellern, obſchon ſie bei Paulus dialektiſcher und künſtlicher erſcheint, was aber wiederum als Folge ſeiner rabbiniſchen Bildung betrachtet werden kann. Das Bedürfniß, aus welchem in Paläſtina die allegoriſche Erklärung entſprang, war ſonach ein praktiſches, während es in Aegypten ein rein theoretiſches war, nämlich die roheren, anthropomorphiſtiſchen Vorſtellungen des A. T. mit einer durch griechiſche Philoſophie geläuterten Denkweiſe in Einklang zu bringen. Was aber des Paulus Kenntniß der alexandriniſchen Logologie und deren Anwendung auf die Chriſtologie anlangt, ſo hat er dieſelbe 1) gar nicht conſequent feſtgehalten und 2) bemerkt der Verf. S. 117. ſelbſt ſehr richtig, daß der Apoſtel damit nicht

zugleich

zugleich auch die philosophische Basis dieses Theologumenon anerkannt habe. Weit richtiger drücken wir uns daher wohl so aus, Paulus habe eine mehr nur populäre Kenntniß einiger Ideen der alexandrinischen Theosophie (so außer der Logosidee auch der anthropologischen Trichotomie) gehabt, wie sie wohl unter den gebildeteren Palästinensern verbreitet war, wie denn überhaupt jeder Zeit allgemeine Sätze und Ideen einflußreicher Philosophieen Gemeingut der Gebildeten werden, ohne daß diese deßhalb mit der Basis und dem Zusammenhange derselben im Systeme bekannt sind, oder wohl gar eine genauere und tiefere Kenntniß des letztern haben. — Ganz in Irrthume ist auch wohl der Verf., wenn er S. 13. meint, Paulus leite selbst seine Kenntniß geschichtlicher, das Christenthum betreffender Gegenstände, wie 1 Kor. 11, 23 ff., seine Kenntniß von der Einsetzung des heil. Abendmahls, von unmittelbarer, außerordentlicher Offenbarung ab. Wenn er nämlich im ersten Theile des Briefes an die Galater irgend einen menschlichen Unterricht über das Evangelium empfangen zu haben entschieden leugnet und Alles von göttlicher Offenbarung ableitet, so haben wir das wohl nur von seiner selbstständigen, individualen Auffassung des Evangeliums, seiner tiefern Einsicht in das Wesen desselben, namentlich in das Verhältniß zur mosaischen Religionsanstalt, keineswegs auf historische Umstände, auf einzelne bestimmte Vorschriften, oder auf den Buchstaben der von Christus gehaltenen Reden zu beziehen. Der Offenbarungsbegriff des Paulus, im Sinne des Verfs. aufgefaßt, würde doch gar zu sonderbar seyn und von dem kirchlichen Inspirationsbegriffe kaum sich unterscheiden, dagegen dem ganzen Geiste des apostol. Christenthums überhaupt und des paulinischen insbesondere widerstreiten. Es hindert uns aber durchaus Nichts, anzunehmen, daß Paulus in den Stellen 1 Kor. 7, 10 ff. (παραγγέλλω, οὐκ ἐγώ, ἀλλ' ὁ κύριος, vergl. mit dem Ausspruche Jesu bei Matth. 5, 32. 19, 9.) und 1 Kor. 11,

23.

23. (ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ κυρίου) von einer ihm durch die evangeliſche Tradition zu Theil gewordenen Kenntniß rede, wie ja ſchon das ἀπό (nicht ὑπό) nur einen mittelbar vom Herrn herrührenden Unterricht bedeuten kann. Unſer Vf. wendet zwar hiegegen ein, „daß die falſchen Anſichten und der falſche Gebrauch des Abendmahls, welchen Paulus in der zweiten Stelle beſtreite, doch jeden Falls von Solchen hergerührt habe, die ihre Lehre auch von den Apoſteln und mithin mittelbar vom Herrn hatten, wo alſo Auctorität gegen Auctorität geſtanden wäre.“ Allein es iſt ja in der Stelle gar nicht von falſchen Lehren und Anſichten über das Abendmahl, ſondern von Mißbräuchen die Rede, welche ſich bei der Feier deſſelben eingeſchlichen und in Leichtſinne und Stolze (vgl. V. 21 und 22.) ihren Grund hatten, welche ſchwerlich Jemand mit der Auctorität eines Apoſtels oder Jeſu ſelbſt vertheidigt haben wird. — Uebrigens wäre es gewiß zweckmäßig geweſen, in der Einleitung zugleich auch einen Paragraphen über Weſen und Zweck des Chriſtenthums vorauszuſchicken, um daraus begreiflich zu machen, wie ſich, bei aller Einheit des Geiſtes, ſchon unter den erſten Bekennern Jeſu verſchiedene Lehrtypen bilden konnten.

Rec. wendet ſich nun zu der von Hrn. D. gegebenen Darſtellung des pauliniſchen Lehrbegriffes ſelbſt. Derſelbe hat den ganzen Stoff in zwei Abſchnitte getheilt, von welchen der erſte (§. 3—8. S. 17—69.) überſchrieben iſt: „Der Menſch bedarf zu ſeiner Seligkeit einer Rechtfertigung von Gott aus Gnade. — Zu dieſem Reſultate führt ſchon der erſte Paragraph und die nächſtfolgenden ſind dann nur weitere Ausführung. Wir geben den Inhalt ſo kurz als möglich an: Bedingung zur Seligkeit iſt, daß der Menſch vor Gotte gerecht erfunden werde, d. h. daß der Menſch ſelbſt nach ſeinem beßten Wiſſen und Vermögen dem göttlichen Willen im weiteſten Sinne des Wortes genüge. Niemand leiſtet dieſer

dieſer Anforderung Gnüge; Jeder erſcheint demnach als ungerecht vor Gotte, wofern ihn dieſer nicht aus Gnade als gerecht anerkennt und behandelt. Daß Alle der eignen Gerechtigkeit ermangeln, wird als pauliniſcher Gedanke §. 4. in Bezug auf die Heiden und §. 5. in Bezug auf die Juden nachgewieſen. Hinſichtlich der Juden werden §. 6. zwei Einwände widerlegt, deren einer vom Nationalvorzuge derſelben, der andre von der Göttlichkeit des Geſetzes hergenommen war, woran ſich die pauliniſchen Anſichten über das Weſen und den Zweck des moſaiſchen Geſetzes ſchließen. — §. 7. Allgemein trauriges, irdiſches und geiſtiges, Loos der Menſchen (Tod), ſo lange ſie außerhalb einer Rechtfertigung durch Gott ſelbſt ſtehen, in nothwendiger Folge ihrer allgemeinen Ungerechtigkeit. — Hr. D. verſteht Röm. 5, 12 ff. das θάνατος vom leiblichen Tode allein, bringt aber für dieſe Erklärung nur ſehr ſchwache Gründe vor; daher wir auf Das verweiſen können, was wir hierüber, ſowie über den Sinn der ganzen berühmten Stelle in dieſer Zeitſchrift, bei Gelegenheit der Anzeige des de Wette'ſchen Commentars zum Römerbriefe, bemerkt haben. Jedoch geſteht Hr. D. ſelbſt ein, daß der Apoſtel in anderen Stellen als Folge der Sünde den geiſtigen Tod nenne, wie Röm. 8, 6. 20.; Epheſ. 2, 1. In Beantwortung der Frage, was wir unter dieſem geiſtigen Tode zu denken haben, erklärt er ſich zwar mit Recht gegen Uſteri's Deutung: „völlige geiſtige Corruption," in welcher des Menſchen geiſtige Kräfte ſo vernichtet ſeien, wie die phyſiſchen im körperlichen Tode, weil „in dieſem Falle das Princip des Edlern, der Keim aller möglichen Rettung, untergegangen geweſen wäre." Wenn er aber nach 2 Kor. 7, 8 ff. den geiſtigen Tod definirt als „den unſeligſten Zuſtand des menſchlichen Geiſtes, in welchem er unwürdig genug iſt, ſinnlicher Luſt zu ſeinem Wohlergehen zu bedürfen und elend genug, ſelbſt dieſer entbehren zu müſſen:" ſo iſt dieſe Definition

tion offenbar zu enge und verwischt das Tertium comparationis. Richtiger wird jeden Falls der Sinn des θάνατος in tropischer Bedeutung aus dem Gegensatze ζωή bestimmt. Wie diese die auf das Höhere und Göttliche gerichtete Gesinnungs- und Handlungsweise und die daraus hervorgehende Seligkeit bezeichnet: so ist θάνατος das Erstorbenseyn dieses höhern Lebens (d. h. das Nichtvorhanden- oder Verschwundenseyn,) ohne daß deßhalb der Keim des Edlern zugleich mit vernichtet wäre und das damit verbundene Elend, welche Erklärung auch auf die vom Vf. urgirte Stelle 2 Kor. 7, 8 ff. paßt. Im achten Paragraphen handelt der Vf. von der Ursache der allgemeinen Sündenhaftigkeit der Menschen und wird dadurch veranlaßt, die anthropologische Lehre des Apostels in Untersuchung zu ziehen. Dieser Paragraph enthält die dem Buche eigenthümlichste Ansicht, in welcher der Verf. großen Scharfsinn beurkundet. Indessen hat derselbe uns doch nicht überzeugen können, daß der Apostel wirklich eine so scharf markirte anthropologische Theorie und Terminologie gehabt habe, als nach der hier gegebenen Darstellung der Fall seyn soll. Hr. D. stimmt zwar in Erklärung der 3 Theile des menschlichen Wesens, σῶμα, ψυχή und πνεῦμα mit der gewöhnlichen Ansicht überein; dagegen möchte es ihm schwer werden, aus den Schriften des Apostels selbst den Beweis zu führen, daß dieser die ψυχή nicht nur als das sämmtliche animalische Lebensprincip, sondern zugleich auch in weiterer Bedeutung als „das menschliche Gesammtbewußtseyn, welches Geist und Leib vereinige (als Gesammtbewußtseyn müßte es ja das πνεῦμα schon in sich fassen), gedacht habe. Auch läßt der Verf. ganz unbeachtet, daß sich die trichotomische Eintheilung des menschlichen Wesens nur in den früheren Briefen, 1 Thess. 5, 23.; 1 Kor. 15, 44., vergl. mit 2, 14 ff., finde, in den späteren dagegen immer nur zwei Principe der menschlichen Willensbestimmung, σάρξ und πνεῦμα, unterschieden werden, was doch gewiß

gewiß höchst auffällig seyn müßte, wenn die anthropologische Trichotomie in dem Lehrbegriffe des Apostels eine so wesentliche Stelle behauptet und denselben ganz und gar durchdrungen hätte. Viel wahrscheinlicher ist es daher, daß Paulus von dieser philosophischen Unterscheidung nur einen populären Gebrauch gemacht, später aber sie nicht weiter beachtet habe, gerade wie heut' zu Tage Solche, die keinem bestimmten philosophischen Schulsysteme zugethan sind, in ihren Bestimmungen und Bezeichnungen der menschlichen Geistesthätigkeiten ebenfalls sich nicht immer gleich bleiben. Hr. D. gesteht ja S. 66. selbst zu, daß auch der ψυχή das geistige Element zugeschrieben und dieselbe als geistigdenkend (gibt es hiervon einen Gegensatz: körperlich denkend?) und handelnd eingeführt werde, daher er eben genöthigt ist, ihren Begriff in möglichst weiter Bedeutung zu fassen. Man begreift aber kaum, wie Paulus bei consequenter Besthaltung der Trichotomie den Begriff der ψυχή in so weitem Sinne fassen konnte, in welchem sie sich mit dem πνεῦμα ganz identificirt.

Zweiter Abschnitt. Dem Menschen wird zu seiner Seligkeit eine Rechtfertigung vor Gotte aus Gnade im Christenthume geboten (§. 9—15.). §. 9. „Letzte Ursache einer Rechtfertigung des Menschen vor Gotte aus Gnade in der göttlichen Barmherzigkeit. Nothwendigkeit einer doppelten Vermittlung zwischen dem ungerechten und strafwürdigen Menschen und der gnädigen Ertheilung der Gerechtigkeit und Seligkeit an ihn durch Gottes Barmherzigkeit, wie diese im Christenthume vorliegt." — Hierauf wird §. 10—12. Folgendes entwickelt: „Die Vermittlung der an sich unwürdigen Menschen und der ihnen durch göttliche Gnade zu ertheilenden Seligkeit geschieht im Christenthume ohne Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit durch die in ihm vorliegende Aufstellung einer neuen Bedingung der Seligkeit für jene im Glauben an Jesum Christum. — §. 10. „Nothwendigkeit der Auf-

Aufstellung einer neuen Bedingung zur Erlangung der Seligkeit für den Menschen um der göttlichen Gerechtigkeit willen überhaupt. Höchste Freiheit (unbedingter Rathschluß Gottes) bei deren Bestimmung." — Sehr richtig bemerkt hier (S. 78 ff. vergl. mit §. 6., Anm. 4.) der Verf., daß die Stelle Röm. 9, 6 ff. nur aus Galat. 3, 3 ff. zu erklären sei und sonach der unbedingte Rathschluß Gottes keineswegs ein Act der Willkür sei, vermöge deren er Einige beselige, Andere verwerfe, sondern eben darin bestehe, daß er nur die Gläubigen beselige. — Hieran schließt sich §. 11. die sehr gelungene Erörterung des Wesens der so oft gemißdeuteten und doch so rein vernunftgemäßen πίστις. Nur hätte dieser Paragraph erst später folgen sollen. Denn bevor vom Glauben an Jesum Christum die Rede seyn konnte, mußte erst über dessen Sendung, Person, Natur und Würde gesprochen seyn, um eben jenen Glauben als Pflicht von Seiten des Menschen zu rechtfertigen. Sehr richtig wird aber S. 84 der Glaube definirt als „die zweifellose Ueberzeugung, daß eben im Christenthume den Menschen durch Gott ein neuer Weg zum Heile geöffnet worden sei," und darauf weiter bemerkt: „Dieser Glaube bezieht sich mithin, als auf sein Object, nicht etwa auf ein einzelnes Moment im christlichen Institute, als wie auf die Lehre, die Person, das Leiden und Sterben, sondern umfaßt alles darin Gebotene auf gleiche Weise und besteht sonach in einer vollkommenen Hingabe an Jesum, in einer innigen Vereinigung mit ihm und geistigen Nachfolge desselben, in welcher der Mensch sein früheres Ich aufgibt und als eine neue Creatur hervorgeht, wie im Erkennen und Empfinden, so auch im Handeln." Zuletzt wird in dem Paragraphen noch von den Sacramenten gehandelt als den Symbolen und Verpflichtungsacten zum rechtfertigenden Glauben; jedoch übersieht der Verf. zwei wesentliche Bedeutungen des Abendmahls, offenbar weil ihm in Folge seines Strebens nach möglichst

lichſt ſtrenger Syſtematik in Darſtellung ſeines Gegenſtandes eine unmittelbare Beziehung derſelben zum rechtfertigenden Glauben ſich nicht darbot. Die eine Bedeutung liegt in den Einſetzungsworten ſelbſt: τοῦτο τὸ ποτήριον ἡ καινὴ διαθήκη, in welchen Jeſus (und folglich auch Paulus) ſeinen Tod offenbar als Bundesopfer darſtellt, d. h. als das Mittel, durch welches das neue durch ihn zwiſchen Gotte und Menſchen zu vermittelnde Verhältniß, das ganze Werk der Erlöſung, beſiegelt, bekräftigt und beveſtigt werden ſollte. Der Vf., um dieſer gewiß natürlichſten, und auch ſelbſt allgemein angenommenen Erklärung zu entgehen, behauptet dagegen, in den fraglichen Worten werde „die Annahme der Gläubigen an der Gerechten Statt" gelehrt. Wie er aber dieſe unbewieſen gelaſſene Erklärung zu rechtfertigen vermöge, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Die andere ſymboliſche Bedeutung des Abendmahls, welche der Apoſtel mit Recht annimmt, iſt die der Einheit und geiſtigen Gemeinſchaft der Chriſten unter einander, vgl. 1 Kor. 10, 17: εἷς ἄρτος, ἓν σῶμα οἱ πολλοί ἐσμεν. οἱ γὰρ πάντες ἐκ τοῦ ἑνὸς ἄρτου μετέχομεν. Man ſieht hieraus deutlich, daß das Abendmahl ſeiner ſymboliſchen Bedeutung nach zugleich auch eine Beziehung zur Kirche hat, daß es mithin nicht allein die Stelle im pauliniſchen Syſteme einnimmt, welche ihm unſer Vf. anweiſt. — Sehr reichhaltig iſt der 12te Paragraph: „Möglichkeit und Beförderungsmittel dieſes Glaubens für Menſchen begründet und niedergelegt im chriſtlichen Inſtitute ſelbſt." Rec. hebt nur einige der wichtigſten Momente aus. Zuerſt wird ein Einwand berückſichtigt, welcher von dem, durch die genannte Behauptung begründeten, Verderben derer hergenommen iſt, die ohne ihre Schuld mit dem Chriſtenthume unbekannt geblieben ſind. Hr. D. hätte hier bemerken ſollen, daß Paulus dieſe Frage nirgends berühre, wahrſcheinlich darum nicht, weil ihm näher als ſolche Frage die ſittliche Rettung der in Sünden — ver-

sunkenen lebenden Menschen lag, und daß es sich folglich nur darum handeln könne, wie die Frage im Geiste des Apostels zu entscheiden sei. Wir stimmen Hrn. D. völlig bei, daß bei den Nichtchristen „ein vollkommen gläubiges Hingeben an die jedem Einzelnen in seinen Verhältnissen zugestandenen religiösen Ideeen" die Stelle des Glaubens an Christum vertrete, weil der Apostel Röm. 4, 1 ff. Galat. 3, 6 ff. dem Abraham einen dem christlichen analogen seligmachenden Glauben beilegt. — Ferner wird in dem Paragraphen von der Natur und Würde der Person Jesu gehandelt. Unter den neutestamentlichen Stellen, welche von der vollkommensten Offenbarung des göttlichen πνεῦμα in der Person Jesu reden, hat der Vf. auffallender Weise drei der wichtigsten übergangen Joh. 3, 34: (οὐκ ἐκ μέτρου δίδωσιν ὁ θεὸς τὸ πνεῦμα); Apostelgeschichte 10, 38 (ἔχρισεν αὐτὸν ὁ θεὸς πνεύματι ἁγίῳ); 1 Tim. 3, 16 (ἐδικαιώθη ἐν πνεύματι d. h. wurde durch das in ihm wirksame πνεῦμα als höherer Gesandter gerechtfertigt). Auch hätte nicht unerwähnt bleiben sollen, daß schon die Palästinenser dasselbe von ihrem Messias erwarteten. Wenn ferner der Vf. in seinem Streben, Systematik in die paulinischen Vorstellungen zu bringen, den Zusammenhang dieser Ansicht mit der von der höheren göttlichen Natur in Christus so angibt: „es habe Christo das göttliche πνεῦμα in so vollendetem Maße eingewohnt, daß er sich hierdurch selbst als ein Wesen göttlicher Natur erwies — als den göttlichen Logos" — so können wir ihm darin schwerlich beistimmen; denn die Stelle Röm. 1, 4 beweist Nichts, da hier πνεῦμα ἁγιωσύνης am Richtigsten selbst von der höheren Natur erklärt wird. Vielmehr dachten sich die Palästinenser das πνεῦμα immer nur an Menschen mitgetheilt; als Logos aber wohnte in Christus, wenn wir die Sache streng fassen, schon von Anfange an die Fülle des göttlichen Wesens, und er bedurfte einer besonderen Geistesmittheilung nicht. Richtiger nimmt

man

man daher wohl an, daß Johannes und Paulus, fern von aller dogmatischen Speculation, in ihrer populären Denkweise und religiösen Gefühlsanschauung an eine Ausgleichung dieser ihrer Vorstellungen von Jesu, weil solche kein religiös-praktisches Moment hatte, gar nicht dachten. Aus demselben Grunde ist es zu erklären, daß Paulus Kolossf. 1, 13. 14 von Jesus als historischem Individuum spricht und ihm als solchem unmittelbar darauf V. 16 die Weltschöpfung, eine That des λόγος ἄσαρκος, beilegt, wodurch sich die Stelle auffallend von Joh. 1, 1 ff. (wo gleichsam 2 Stadien des λόγος, seine Existenz als ἄσαρκος und seine Menschwerdung unterschieden werden) unterscheidet. Der Vf. hat auf diesen Umstand nicht aufmerksam gemacht, und doch war derselbe so wichtig, daß durch ihn Schleiermacher veranlaßt wurde, die Stelle Kolossf. 1, 15 ff. von einer moralischen Schöpfung durch Christum zu verstehen (s. Studd. und Kritiken 1832 3. Heft und gegen ihn Lücke Progr. de loc. Colos. 1, 24 Gött. 1833 S. 1—3), welche Erklärung aber von unserem Vf. gänzlich übergangen ist, ungeachtet sie so viele Anhänger zählt. Hr. D. scheint ferner S. 117 der Ansicht zu seyn, daß die johanneisch-paulinische Vorstellung von einem übermenschlichen Wesen in Jesu nicht erst durch die alexandrinische Logologie erzeugt, sondern nur die Terminologie der letzteren, soweit sie entsprechend (von beiden Aposteln) beibehalten worden sei, um die Gebildeteren darauf aufmerksam zu machen, wie selbst die menschliche Speculation in der damals meist herrschenden philosophischen Methode zu einem ähnlichen Resultate geführt habe," unterläßt es aber, nachzuweisen, durch welche anderweite — psychologische oder historische — Prämissen jene apostol. Vorstellung sich bildete und entwickelte; was zu zeigen doch unumgänglich nöthig war, sofern wir dieselbe nicht aus übernatürlicher, wunderhafter Offenbarung ableiten wollen. — Andere Ausstellungen, die wir zu machen hätten, bei Seite lassend, geht Rec.

zu §. 13 über. Der Vf. ſpricht in demſelben von der zweiten „Vermittelung des an ſich ſtrafbaren Menſchen und des Erlaſſes der Strafe aus göttlicher Gnade ohne Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit," welche „im Chriſtenthume durch die in ihm vorliegende Uebertragung jener Strafe auf Jeſum geſchehe." Es iſt mithin von der erlöſenden Kraft des Todes Jeſu die Rede. Sehr auffällig war es uns, wie der Vf. nur die Eine Anſicht des Paulus vom Tode Jeſu als Eines ſtellvertretenden Sühnopfers herausgreifen und die mehrfachen andern wahrhaft praktiſchen und erhebenden Geſichtspuncte, aus welchen der Apoſtel den Tod Jeſu betrachtet, namentlich den, der Tod Jeſu ſei eine mächtige Aufforderung, der Sünde abzuſterben, gleichwie Chriſtus leiblich ſtarb, auf daß wir mit ihm als neue Menſchen auferſtehen (Röm. 6, 1—13. Koloſſ. 3, 3 u. a. St.) ſo gänzlich übergehen konnte. Die Anſicht vom Tode Jeſu als ſtellvertretendem Sühnopfer aber hat der Vf. viel zu grell, äußerlich und dogmatiſch gefaßt, wovor er vielleicht bewahrt worden wäre, wenn er den Urſprung dieſer, den jüdiſchen Erwartungen vom Meſſias fremden, Vorſtellung hiſtoriſch und pſychologiſch zu ermitteln geſucht hätte — §. 14. Ueber die Vorherbeſtimmung zum Heile oder über Prädeſtination — §. 15. Die letzten Dinge. Auch hier gibt der Vf. wieder einen Zuſammenhang mit dem Vorigen an, wie ihn Paulus ſich ſchwerlich gedacht hat: „Mit dem Eintritte des Chriſtenthums ſeien die nothwendigen Entwickelungsſtufen für die menſchliche Heilsökonomie vollendet geweſen." — — „So konnten um die letzten Zeiten das Ende der gegenwärtigen irdiſchen Zeitgewirre und der Anfang der künftigen unverweilt eintreten." Aber bei Paulus iſt gar nicht von einem baldigen Eintretenkönnen, ſondern einem Eintretenwerden der letzten Dinge die Rede. Wir haben uns die Sache vielmehr ſo zu denken: Mit der erſten Erſcheinung Jeſu auf Erden

den war noch nicht Alles in Erfüllung gegangen, was die jüdiſche Chriſtologie vom Meſſias erwartete, namentlich nicht die Todtenerweckung, das Weltgericht und die feierliche, ſichtbare Aufrichtung des meſſianiſchen Reiches; die Erfüllung dieſer Hoffnungen wurde daher von den Apoſteln in die Zukunft verlegt. Anlaß zur Entſtehung dieſer Erwartung ſcheint auch wohl Jeſus ſelbſt dadurch gegeben zu haben, daß er in ſeinen Weiſſagungen bei den Synoptikern von der Zerſtörung Jeruſalems und dem durch ſie bedingten Siege des Evangeliums, deßgleichen in ſeinen Reden von dem zukünftigen Gerichte und der Vergeltung nach dem Tode ſich altprophetiſcher Bilder bedient hatte, um durch ſolche die Sache ſeinen Jüngern anſchaulicher zu machen. Denn bei Erklärung des Entſtehungsgrundes dieſer apoſtol. Hoffnung müſſen wir doch jedenfalls, wie es auch Uſteri, unſer Vf. aber nicht, gethan hat, auf die Reden des Herrn bei Matth. 24 u. 25; Mark. 13. Luk. 21 zurückgehen; die Berückſichtigung der letzten Reden bei Johannes reicht hierzu keineswegs aus.

Zuletzt haben wir noch zu rügen, daß in der Darſtellung des Vfs. mehrere weſentliche pauliniſche und allgemein chriſtliche Ideeen entweder gar nicht hervortreten, oder doch nicht die gehörige Berückſichtigung gefunden haben. Dahin gehört die Lehre von der Kirche, dem göttlichen Reiche und dem Weſen der chriſtlichen Gemeinſchaft, für welche §. 12 der paſſendſte Ort geweſen wäre. Auf die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* kommt Hr. D. erſt im letzten Paragraphen zu reden, indem er darunter lediglich das von Chriſto erſt nach ſeiner Paruſie zu begründende Reich verſteht. Aber in dieſer Zeit ſoll das Reich Gottes nicht erſt begründet, ſondern vollendet werden; daſſelbe hat ſchon jetzt begonnen, wie wir namentlich aus den begeiſterten Schilderungen des Apoſtels in dem Briefe an die Epheſer und Koloſſer ſehen. Allerdings wird von der chriſtlichen Anſtalt in der gegenwärtigen Erſcheinung

nung häufiger ἐκκλησία gebraucht, während dieſelbe in der Idee und zukünftigen Vollendung βασιλ. θεοῦ heißt, doch kommt der letztere Ausdruck auch ſchon von der Gegenwart vor: 1 Kor. 4, 20. Koloſſ. 1, 13. Röm. 14, 17 u. a. St. Richtiger und dem pauliniſchen Geiſte weit angemeſſener wäre daher der letzte Paragraph „von der Vollendung des göttlichen Reiches" überſchrieben worden. Eben ſo wenig iſt von der mit der Idee vom göttlichen Reiche in ſo enger Beziehung ſtehenden chriſtlichen Lehre von Vater, Sohne und heiligem Geiſt die Rede, während doch aus vielen Stellen erhellt, daß Paulus auf dieſe Dreiheit der Principien aller Segnungen im göttlichen Reiche ein beſonderes Gewicht legte, 1 Kor. 12, 4—6; Eph. 2, 21; 5—7; Tit. 3, 5. 6; Röm. 15, 30. Völlig unberührt gelaſſen iſt die Vorſtellung von Chriſtus als Fürbitter, Röm. 8, 34; von dem Beiſpiele Jeſu Phil. 2, 5 ff. Röm. 8, 17; 2 Kor. 1, 17 (mit Chriſtus leiden) Eph. 5, 2, obſchon ſich hiefür aus den johanneiſchen Schriften und dem erſten Briefe Petri noch weit mehr Momente entlehnen laſſen; endlich die Vorſtellungen des Paulus von der höheren Geiſterwelt, welche er doch in eine Beziehung zum göttlichen Reiche geſetzt ſich denkt, namentlich in den Briefen an die Epheſer und Koloſſer; wie hiſtoriſch und dogmatiſch wichtig muß aber nicht die Frage ſeyn, in welchem Zuſammenhange zu dem übrigen pauliniſchen Lehrganzen die Vorſtellung von Satan und Dämonen ſtehe?

Wir glauben nicht, daß der Vf. unſere wohlgemeinten Ausſtellungen für unweſentlich und bei einer zweiten Auflage des Buches ganz unbeachtet laſſen werde.

Eine vorausgeſchickte detaillirte Inhaltsanzeige, deßgleichen zwei ausführliche Regiſter erleichtern den Gebrauch des Buches.

Die

Digitized by Google

Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden bei Grimmer. 1834. 92 S. 8. 12 Gr.

Ref. hat sich Mühe gegeben, die Bedeutung ausfindig zu machen, welche das dem Titel der vorliegenden Schrift beigegebene Motto, Joh. 3, 18 im Sinne des Vfs. haben möchte. Obgleich die Schule Hegels ihre Philosopheme gern mit biblischen Worten zu schmücken sucht, und dadurch die Laien, auch die hochgestellten, zu der Meinung verführt hat, als sei die hegelsche Philosophie eine neue und gewaltige Stütze des Christenthums, so daß man hier und da glaubte, alle Lehrer und Schüler in dieselbe einweihen zu müssen, so ist doch klar, daß Herr Weiße die Worte: Ὁ πιστεύων εἰς αὐτὸν κ. τ. λ. nicht im Ernste auf Christum bezogen haben kann, weil Derjenige, welcher an Hegel glaubt, nicht auch an Christum glauben kann, da z. B. Hegel von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums Nichts wissen wollte, wie Hr. W. unumwunden eingesteht. Man muß daher annehmen, das αὐτός sei der große Meister Hegel; und wir Alle, die wir nicht zu seiner Fahne geschworen haben, sind als abgethan zu betrachten; es wäre denn, daß die Stelle, Matth. 19, 25. 26, mit welcher die Rückseite des Titels geschmückt ist, für uns Ungläubige einen Trost enthalten soll.

Ref. ist Nichts weniger als ein Feind der Philosophie, auch nicht der hegelschen. Er ist nicht so befangen, zu begehren, daß der Philosoph vom christlichen Standpuncte ausgehen und denselben nie verlassen dürfe. Alle Philosophie müßte aufhören, wenn der Philosoph an etwas Gegebenes gebunden wäre. Hegel hatte als solcher völlig freie Hand, und es mußte ihm völlig frei stehen, die Ergebnisse seines Forschens offenbar zu machen, um so mehr, da jedes gründliche philosophische

sophische System, wenn es auch als solches sich nicht lange halten sollte, doch als Durchgangs-Philosophie der Wahrheit nützlich werden wird. Wenn aber unsre neuen Philosophen und namentlich Hegel die Welt überreden wollen, als ständen sie aufrichtig auf dem christlichen Standpuncte, und wenn sie biblische Worte verdrehen, um sie ihrer Philosophie anzupassen, somit das Christenthum, welches mit der Philosophie Nichts zu schaffen hat, zu einer Mißgestalt herabwürdigen, so ist das eine ärgerliche Täuschung, und die Art, wie sich manche Behörden dieser Täuschung hingaben, und für alle Lehrstellen in Kirchen und Schulen die Gläubigen Hegels aufsuchten, in der Meinung, die Gläubigen Christi zu vermehren, ist eine sonderbare Erscheinung unserer Zeit. Transeat cum ceteris.

Herr W. hatte es sehr übel genommen, daß Herr Richter die Worte einer seiner Recensionen in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik benutzt hatte, ihn als einen Leugner der persönlichen Unsterblichkeit auszuschreien. Die Sache ist auch durch diese Blätter bereits zu sehr bekannt geworden, als daß sie hier mit Mehrerem zu erwähnen wäre. So wenig nun Hr. W. seine Worte, nach welchen das Nichtfortbestehen des Individuums ein Geheimniß der Schule seyn soll, ableugnet, und so wenig es ihm gelingen konnte, dieser seiner Erklärung einen weniger auffallenden Sinn unterzulegen, so beschuldigt er doch Hrn. Richter eines Frevels, daß derselbe in seiner Schrift: Die Geheimlehre der neuern Philosophie, das Geheimniß dem größern Publicum verrathen habe, indem er S. 9 spricht: „Es wäre kein Frevel, diese Vorstellung, deren Vorhandenseyn in den Seelen der Menschen nicht menschlicher Betrug oder Irrthum, sondern so zu sagen eine göttliche Täuschung, wenn überhaupt eine Täuschung ist, diesen schönen Wahn, dessen seligmachende Kraft wenigstens, wie unwiderleglich die Geschichte zeigt,

kein

kein Wahn ist, mit kaltem Blute, oder gar mit leidenschaftlichem Fanatismus, zu zerstören, ohne das Höhere, was allein entschädigen kann, dafür bieten zu können?" Das heißt: Wer in die hegelsche Philosophie eingeweiht ist, bedarf nicht des Glaubens an eine persönliche Fortdauer; er hat etwas Höheres. Was dieß Höhere sei, wird in vorhergehenden Worten angedeutet: „Nur die Philosophie, so mochte Hegel, und mit ihm gewiß Viele, denken, macht den Menschen stark genug, den Untergang seiner Persönlichkeit zu ertragen, und doch an dem geistig Wahren und Guten nicht zu verzweifeln." Weil nun aber die Laien für dieses Höhere noch nicht empfänglich sind, so darf ihnen die göttliche Täuschung nicht genommen werden. Ref. wundert sich aber, daß Hr. W. die Geheimlehre in einer Zeitschrift, welche in manches Laien Hände kommt, selbst verrathen, und nun noch deutlicher und weitläufiger in der vorliegenden Schrift aller Welt vor Augen gelegt hat. War ihm an der göttlichen Täuschung, an dem schönen Wahne so Viel gelegen, so mußte er sich nicht in einen Kampf mit Hrn. Richter einlassen. Dessen Schrift wäre von den meisten Laien übersehen worden, wenn nicht Hr. W. durch seine Gegenschrift die Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt hätte. Doch Hr. W. will Alles wieder dadurch gut machen, daß er die Welt zu überreden sucht, mit der hegelschen Philosophie könne doch der Glaube an eine gewisse Unsterblichkeit vereinigt werden, wie wir weiterhin sehen werden. Er verheißt nämlich der hegelschen Philosophie eine künftige größere Verklärung, und gedenkt selbst zu derselben beizutragen; denn er rühmt S. 6 „die hohe und lautere Religiosität, mit welcher Hegel, über den Buchstaben seiner Lehre hinausgreifend (?), derselben einen Geist einzuhauchen wußte, der unfehlbar früher oder später ihren Körper durchbrechen und einen andern Körper für sie bauen wird, einen solchen, der auch mit den objectiven Forderungen

der

der wahren Religion besser als der gegenwärtige, übereinstimmt." Wir müssen nun abwarten, ob dabei die Philosophie, oder die wahre Religion Mehr verlieren werde. Vor der Hand bleibt es in Hegels Schule noch dabei, wie der Vf. S. 24 ausdrücklich sagt, „nicht das Denkende, als einzelnes, dinghaftes Substract der Eigenschaften des Denkens, sondern das Denken, als die Substanz und das Allgemeine, welches in allen jenen Einzelheiten sich gleich und Eines und Dasselbe bleibt, für das allein Ewige und Unsterbliche zu erklären." Es ist keine kleine Aufgabe, solchem Geiste einen Körper zu bauen, der mit der „wahren Religion" mehr übereinstimmt. Gott mag aber wissen, was Hrn. W. wahre Religion sei.

Der Vf. macht nun einen Anfang, diese große Aufgabe zu lösen, und schickt sich dazu mit den Worten an, S. 26: „Ich glaube es jetzt allerdings an der Zeit, was ich damals, einstweilen auf Hegels eigenen Standpunct mich stellend (manche Philosophen können sich stellen, wie man es haben will), für unzeitig erklären mußte: mit Beiseitesetzung aller durch das Verhältniß, in das sich jene Lehre zur Religion gestellt hat, gebotenen Rücksichten, offen und unumwunden nachzuforschen, ob dieselbe nicht, unbeschadet der großen und unwiderleglichen Wahrheit (nämlich, daß das Denkende nicht ewig sei, sondern nur das Denken), die in ihr enthalten ist, dennoch eine Wendung zulasse, ja vielleicht sogar sie fordere, aus der entweder jetzt oder dereinst ein anderes Resultat für den Glauben an persönliche Unsterblichkeit hervorgehen kann." Das klingt nun freilich nicht erbaulich; und es scheint fast, als ob es bei dieser Wendung der großen und unwiderleglichen Wahrheit auch wieder auf eine göttliche Täuschung abgesehen sei. Denn es ist nicht abzusehen, wie aus jener unwiderleglichen Wahrheit ein anderes Resultat hervorgehen könne, als daß der Glaube an persönliche Unsterblichkeit,

an

an die Fortdauer des denkenden Individuums eine Thorheit sei. Die Hoffnung auf ein anderes Resultat wird auch noch dadurch geschwächt, daß uns der Vf. auf ein „dereinst" vertröstet, und daß er seine Versuche, ein solches Resultat vorzubereiten, mit der Erklärung abbricht, er könne hier die Sache nicht weiter verfolgen. Nach dem, was dem Vf. zu geben beliebt hat, ist Ref. auf eine Fortsetzung gar nicht begierig. H. W. nimmt, um zu einer neuen Ansicht der Unsterblichkeitslehre zu gelangen, den sonderbaren Weg, daß er als entschieden voraussetzt, Jesus habe nicht allen Menschen das Himmelreich — eine Unsterblichkeit versprochen, sondern nur den geistig Wiedergebornen; der natürliche Mensch sei nicht fähig der Unsterblichkeit. Aber ist denn die christliche Lehre vom Himmelreiche Eins mit der philosophischen Lehre von der Unsterblichkeit? Wie kann die letztere auf die erstere gestützt werden? Und wenn Jesus dem natürlichen Menschen das Himmelreich abspricht, so spricht er es doch dem geistigen, dem aus Geiste geborenen Menschen, den Personen, nicht dem absoluten Geiste zu, und spricht nicht von einer weißeschen, sondern von einer persönlichen Unsterblichkeit. Gleichwohl spricht der Vf. S. 86. „Der wissenschaftliche Streitpunct über die Frage nach dem Seyn oder Nichtseyn unserer Persönlichkeit nach dem Tode liegt mir einzig in der philosophischen Lehre von dem absoluten Geiste; da ich die Unhaltbarkeit der Annahme einer Unsterblichkeit des Individuums nach seiner bloß subjectiven Geistigkeit als durch die gesammte Entwickelung der Philosophie unserer Zeit erwiesen betrachte. Nicht mehr so wird diese Frage fernerhin zu stellen seyn: ob der menschlichen Persönlichkeit und Individualität Unsterblichkeit, sondern vielmehr so, ob dem Unsterblichen menschliche Individualität und Persönlichkeit zukomme. Darin eben besteht das nicht genug zu schätzende Verdienst der neuern, ausdrücklich vielleicht erst der hegel'schen Philosophie, um den Unsterblich-

lich-

lichkeitsglauben selbst, den sie zu verleugnen scheint, daß sie das Vorhandenseyn eines Unsterblichen überhaupt in dem Geiste des Menschen zu klarem, wissenschaftlichem Bewußtseyn gebracht, und so wenigstens die Möglichkeit, dieses Unsterbliche auch in der Gestalt der menschlichen Ichheit, falls (!) ihm diese wirklich zukommen sollte, gleichfalls mit wissenschaftlicher Strenge und Evidenz zu erfassen, eröffnet hat." Wer in solcher Unsterblichkeitslehre einen Trost finden kann, den will Ref. nicht beneiden; er seiner Seits hat kein Interesse an der ewigen Fortdauer des absoluten Geistes, wenn sein eigner Geist in demselben untergehen soll, indem er seine Persönlichkeit verliert.

„Ich verwerfe, sagt Krug (im: Neuen Pythagoras S. 144 f.) unbedenklich und unbedinglich die neuerlich mit der pantheistischen Weltansicht beinahe modisch gewordene Vorstellung von einer unpersönlichen Unsterblichkeit, und zwar um so mehr, weil 1) eine solche Unsterblichkeit mit der sogenannten papiernen fast auf gleicher Linie steht und nur noch weniger praktischen Werth hat, da der Gedanke des Nachruhms doch den Menschen zum Guten begeistern kann, der Gedanke der Unpersönlichkeit aber höchst unfruchtbar ist und für die Vernunft etwas Widerliches hat; weil 2) ein solche Unsterblichkeit nicht bloß mit dem Buchstaben des Christenthums, sondern auch mit dem Geiste desselben, der die Vernunft selbst ist, im schreiendsten Widerspruche steht; weil es sich 3) überhaupt nicht begreifen läßt, warum, wie und wodurch ein geistiges d. h. vernünftiges und freies, also auch persönliches Wesen, das einmal mit vollem Bewußtseyn seines Selbst existirte, aufhören soll, so zu existiren, sei es durch absolute Vernichtung, die kein anderes Beispiel in der gesammten Natur hat, oder durch eine Art von chemischer Auflösung in ein anderes geistiges Wesen, die sich kaum denken läßt; und weil endlich 4) die Philosophie

losophie sich nur verhaßt macht, wenn sie dem Menschen seinen beßten Trost für Leben und Sterben raubt, ohne ihm irgend eine Entschädigung dafür zu bieten, wofern nicht der dürre Gedanke einer blinden Nothwendigkeit sein leidiger Tröster seyn soll, und verächtlich, wenn sie auf Paradoxieen ausgeht, ohne sie mit irgend einem haltbaren Grunde zu unterstützen, wofern nicht etwa ein dunkles und erkünsteltes Gerede als Weisheit gelten und so den majestätischen Thron der Wissenschaft einnehmen soll." —

Uebereinstimmend mit dem Vorigen fährt der Vf. S. 52 und 53 fort: „Es ist vollkommen richtig gesagt, wenn man, wie von Jeher die philosophischen Lehren thaten, die man des Pantheismus zu beschuldigen pflegt, nur die göttliche Substanz der Welt für das Unsterbliche, Alles dagegen, was zwar aus dieser Substanz, aber nicht die Substanz selbst ist, für vergänglich und vorübergehend erklärt. Aber der durch den Geist der Gottheit wiedergeborene Mensch ist nicht bloß aus der Substanz, sondern in Wahrheit die Substanz selbst, wenn auch nicht die ganze Substanz. (Wenn nun der Geist des Menschen erst durch die Wiedergeburt ein Theilchen der göttlichen Substanz wird, so ist er vorher gar Nichts. In welchem Grade der Wiedergeburt wird er nun zu einem Theilchen der göttlichen Substanz, da diese Wiedergeburt successive zu erfolgen pflegt?) Dieß eben ist der geheime Sinn der großen Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von dem Leiden und Tode, und von der Auferstehung dieses Sohnes: daß Gott sein eignes Selbst, sein zweites Ich (was ist ein zweites Ich?), in dem er sich vor der Schöpfung der Welt, als in einem ewigen Spiegel beschaute, an die creatürliche Welt dahingegeben hat, um sich fortan nicht mehr außer der Welt, sondern in der Welt zu schauen und zu empfinden. Diese Hingabe, die Geburt Gottes in die Welt, ist zunächst der Tod dieser zweiten göttlichen Persönlichkeit, das heißt das

Auf-

Aufgehen derselben in eine unpersönliche Allgemeinheit, die als göttliche Substanz, gleichsam als das Fleisch und Blut (um auch dieses höchste Mysterium wenigstens im Vorübergehen zu berühren) des getödteten Gottes, von den geschaffenen Geistern genossen werden muß, damit in diesem Genusse dieselben des ewigen Lebens theilhaftig werden. Aber in jedem Gläubigen, der von dem Strome dieses Wassers trinkt, welches in das ewige Leben quillt, feiert der Menschensohn seine Auferstehung, das heißt sein Wiederauftauchen aus der Nacht der selbstbewußtlosen Substanz und Objectivität zu dem Tage der unsterblichen Subjectivität und Persönlichkeit." — Hier haben wir in nuce das Christenthum der Hegelianer. Ob in demselben ein Sinn zu finden sei, mag Gott wissen. Wie man aber in solcher Philosophie und in solchem abgeschmackten Spiele mit biblischen Worten eine Stütze des Christenthums hat finden können, ist nur daraus erklärlich, daß man Nichts davon verstanden hat, und sich durch den Klang der vom Christenthume entlehnten Ausdrücke täuschen ließ. Aehnliche Erscheinungen werden wir erleben, wenn Schelling mit seiner Vollendung der Philosophie hervortritt.

Casualpredigten und Reden bei besondern Vorfällen und Veranlassungen in der Kirche und im Staate, während einer sieben und zwanzigjährigen Amtsführung gehalten von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, geh. Oberconsistorialrathe, Generalsuperintendenten und Oberpfarrern zu Gotha. Beckersche Buchhandlung daselbst. 1834. SS. 360 in gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Den Werth dieser Sammlung werden wir in's rechte Licht damit am Beßten stellen, daß wir zunächst die zehnte Pre-

Predigt aus der Mitte herausheben und dem Leser zur geistigen Anschauung bringen. Denn wenn die Betrachtung eines einzelnen dieser Vorträge, welcher es auch sei, an sich schon hinreichen dürfte, an die edle Form zu erinnern, durch welche die homiletischen Arbeiten des trefflichen Bretschneider bekannt und ausgezeichnet sind: so ist es bei dem genannten zugleich auch der Inhalt, der uns zur Würdigung der übrigen auf den Standpunct hebt, von welchem aus sie ein erhöhetes Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nehmen. Denn es sind Zeitpredigten, mit denen wir es hier zu thun haben, und in der That eine merkwürdige bewegte Zeit führt uns der Vf. vorüber. „In den Zeitraum meines Predigtamtes zu Annaberg in Sachsen, heißt es in der Vorrede, fiel der für Sachsen so verhängnißvolle Krieg von den Jahren 1812—1815; und in meine Amtsführung in Gotha fielen die inneren Beunruhigungen Deutschlands seit dem Jahre 1819, die Juliusrevolution mit allen ihren Folgen, die Jubiläa der Reformation, der augsburgischen Confession, des hiesigen Gymnasiums und der hiesigen Stadtkirche, endlich auch das Absterben zweier Regenten, das Erlöschen des herzoglich gotha-altenburgischen, und der Antritt eines anderen stammverwandten Fürstenhauses." Und was, abgesehen von diesen Hausfällen, jene allgemeineren politischen Ereignisse betrifft, so feierte sie der Vf. nicht bloß an den Kirchentagen, die ihnen öffentlich geordnet waren, sondern er fühlte sich durch das Außerordentliche, das in ihnen lag, oft auch „von selbst aufgefordert, sich auf der Kanzel über sie auszusprechen, und also Casualpredigten zu halten, auch wenn keine anbefohlen waren." Die genannte Predigt nun, sagten wir, gebe uns den rechten Standpunct zur Würdigung der übrigen. Und so ist es in der That, wenn wir insbesondere jene allgemeineren Inhaltes darunter verstehen. Sie hat nach Philipp. 1, 3—11, wo im Uebergange von der Stiftung und Einführung des Christenthums unter Anderem

sehr

sehr beziehungsreich gesagt wird: „es war auch ein Krieg, der seine Helden haßte, und in welchem Ströme von Blut flossen," das Thema: Für uns muß es von hohem Werthe seyn, daß wir in der Mitte der großen und zerstörenden Ereignisse unserer Zeit gelebt haben. „Wohl werden sie einst in Schriften lesen, heißt es im ersten Theile, was Außerordentliches in unseren Tagen geschahe; aber was ist dieses schwache durch Worte dargestellte Bild gegen die Wirklichkeit, die mit aller erschütternden Kraft der Gegenwart auf unsere Sinne wirkte? Wohl werden ihnen einst Worte die berühmten Männer schildern, welche die Geschichte dieser großen Zeit leiteten, die Schaaren fremder Völker beschreiben, welche das Land bedeckten, die Schlachten erzählen, von deren Donner unsere Länder erbebten. Aber was ist dieß gegen die Wirklichkeit? Wir sahen sie, jene Männer, die in dieser großen Zeit im bösen und im guten Sinne unsterblich wurden; wir sahen sie mit eigenen Augen die Völker von Osten und Westen, von Süden und Norden, mannigfaltig an Sprache, Gestalt, Sitten und Waffen; wir hörten die Donner des Sturms dieser Zeit; wir standen in seinem Wirbel; wir durchlebten die Tage der Erniedrigung und Schmach, aber wir empfanden auch das Wonnegefühl des Siegs und der Erhebung. Uns folgt die lebhafteste Erinnerung an diese Zeit bis in den Tod." Diese Freuden des Siegs und der Erhebung schildert der zweite Theil ausführlicher; der dritte erinnert an die Verdienste, welche die Mitlebenden sich, aufgefordert durch das menschliche Elend in seiner ganzen erschütternden Größe, durch Barmherzigkeit, Liebe und Muth erworben hätten; und der vierte stellt den Gewinn an Weisheit und heilsamen Erfahrungen an's Licht, den uns jene Zeit gebracht habe. Aus dem dritten dieser Theile heben wir noch eine kurze Stelle aus: „Wahrlich Tausende haben in jener Zeit schweren Jammers christliche Tugenden geübt, deren Erinnerung ihnen bis an das

Ende

Digitized by Google

Ende ihres Lebens erquickend seyn, und welche Gott, der gerechte Vergelter, nicht unbelohnt lassen wird. Und endlich als es galt, das Vaterland zu retten und die Früchte des grossen Sieges zu sichern, da war Allen eine Bahn des Verdienstes aufgethan. Der Eine brachte seinen kräftigen Arm, sein muthiges Herz, der Andere seine Habe, der Eine seinen Rath, seine Hilfe, seine Dienstleistung, der Andere seine begeisternde Rede und Ermuthigung." Und wie das Wort auch eine That ist, setzen wir hinzu, so muß es auch dem trefflichen Redner, dessen Vorträge wir vor uns haben, heute noch eine erhebende Erinnerung seyn, wie er im Strome der Zeit als ein Held bei den Seinen gestanden, und weder Freimuth noch christliche Besonnenheit jemals verleugnet hat. Das aber fühlt auch der Leser durch diese Vorträge durch. — Der Freimuth des Vfs. spricht sich besonders in der Predigt nach der Zurückkunft des gefangenen Friedrich August und der Zerstückelung Sachsens aus. In einer Vorbemerkung sagt der Vf., daß er längere Zeit zweifelhaft gewesen sei, ob er diese Predigt der Sammlung einreihen solle, oder nicht. In heftiger Gemüthsaufregung sei sie gehalten worden. „Ob ich aber, heißt es weiter, als Prediger die Aufgabe hatte, ein treuer Spiegel des gekränkten Gefühls der Sachsen zu seyn, oder ob ich nicht vielmehr dieses Gefühl in stille und ruhige Ergebung gegen Gottes höhere Schickung aufzulösen hätte versuchen sollen, ist eine andere Frage." Er entscheidet sie selbst dahin, daß ihm das Letztere obgelegen habe, die Predigt aber diesem Zwecke nicht entspreche. Sie dürfe daher seinen jüngern Amtsbrüdern eine nicht überflüssige Erinnerung an die nothwendige Regel der geistlichen Beredtsamkeit seyn, daß der Prediger auch in außerordentlichen Fällen sich nicht von dem Stoffe und seinen subjectiven Gefühlen, wie ihm hier geschehen sei, hinreißen lassen dürfe, sondern daß er Beides nothwendig beherrschen müsse. Wir haben indessen das Maß nicht allzusehr überschrit-

ten gefunden. Und wer mag dem Patrioten bei der Wunde seines Landes den Schmerz und Wehelaut verargen? — Politisch allgemeiner und in jeder Weise musterhaft ist die Predigt zum Dankfeste nach der Einnahme von Paris gehalten. Wahrhaft den religiösen und christlichen Standpunct veststellend heißt es in der Einleitung: „Dieß Ereigniß ist so wichtig und in seinen Folgen so entscheidend, daß es allerdings eine herzliche und aufrichtige Feier verdient. Diese Feier aber dürfen wir nicht als einen Triumph der Eitelkeit betrachten; sie soll nicht den Kitzel befriedigter Rache in unseren Herzen erwecken; sondern erwecken soll sie in uns, daß wir uns in Demuth beugen vor dem Allmächtigen, von dem aller Sieg kommt, und ihn durch Gerechtigkeit, Gehorsam und Vertrauen verehren." So wird denn aus diesem religiösen Gesichtspuncte die Einnahme der Hauptstadt des Feindes dargestellt als eine Begebenheit, die uns seyn müsse a) eine nachdrückliche Erinnerung an die Eitelkeit aller irdischen Größe b) ein wichtiger Beweis dafür, daß Klugheit ohne Gottesfurcht und Macht ohne Gerechtigkeit weder Heil noch Sicherheit gewähren, c) ein merkwürdiges Beispiel der in den Weltbegebenheiten herrschenden strengen Wiedervergeltung, und so eine kraftvolle Aufforderung zu froher Hoffnung und freudigem Danke gegen Gott. Besonders glücklich ist hier die Bibel benutzt, und man staunt fast vor dem Reichthume der kräftigsten Aussprüche und Schilderungen, die einst durch den Mund der Propheten gingen und auf den Eroberer unseres Jahrhunderts und die Babel der neueren Zeit ihre sprechende Anwendung leiden. So schon der Text aus Jes. 14, 3—7: „Wie, ist's mit dem Treiber so gar aus, und der Zins hat ein Ende? Der Herr hat die Ruthe der Gottlosen zerbrochen, die Ruthe der Herrscher, welche die Völker schlug im Grimme ohne Aufhören, und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruhet doch alle Welt, und ist stille und jauchzet fröhlich." Dann das

Wort,

Wort, dem übermüthigen glaubenslosen Tyrannen in den Mund gelegt: Ich habe durch meiner Hände Kraft ausgerichtet, und durch meine Weisheit, denn ich bin klug. Ich habe die Länder anders getheilet und ihr Einkommen geraubt, und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen. Und dann von Gotte, der Gewalt übet mit seinem Arm', und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne; der die Gewaltigen stößet vom Stuhl, und den Kriegen steuert in aller Welt! Solche und ähnliche Bibelstellen sind ein Schmuck dieser kräftigen Rede. Man fühlt das Wahre daran, das Schlagende, die Justification gleichsam aus Gottes Worte. — In anderen Predigten herrscht freilich mitunter das Abhandelnde und Historische vor dem Oratorischen und das Politische theilweise vor dem Religiösen vor, wie im Bezug' auf das Letztere namentlich in der fünften, die am Dankfeste wegen der Befreiung des Königreichs Sachsen von den Franzosen am Feste M. Reinigung, über das Ev. von dem in eine bessere Zeit blickenden Simeon, gehalten ward. Allein wenn man auch bei Aufzählung der Noth und der Leistungen Sachsens — „denn Menschen und Geld sind das Oel, das die Flamme des Kriegs ernähren muß" — ein Wenig vom Elemente des Religiösen abgekommen wäre, so sind doch die Theile selbst auf das Evangelium basirt, und in frommer Stimmung entläßt auch heute noch den Leser das schöne Gebet: „Dank dir, allwaltender Gott, daß du uns das Morgenroth eines besseren Tages hast erblicken lassen. Führe sie immer herrlicher herauf in ihrem ganzen Glanze die neue frohere Zeit und beschütze und befördere das große Werk, das du unter uns angefangen hast. Laß Friede und Freiheit die Völker auf's Neue beglücken! Laß die frühere glücklichere Zeit für Sachsen und seinen König wiederkehren, daß die zerbrochenen Städte und Dörfer wieder gebaut, die verwüsteten Fluren

wieder gesegnet werden, der Wohlstand auf's Neue erblühe und Alle, Hohe und Niedere, deine Gaben in Frieden genießend mit freudigem Danke zu dir rufen können: Gelobet sei der Herr unser Gott! denn er hat besucht und erlöset sein Volk und uns errettet von unsern Feinden und von der Hand Aller, die uns hassen. Ihm, dem allein weisen, dem ewigen Könige voll Gnade und Gerechtigkeit, sei Ehre, Preis und Anbetung in Ewigkeit. Amen." — Wir wenden uns nun zu den Predigten aus der Zeit, von welcher der Vf. sagen mußte: „Friede ist ringsum an Deutschlands Grenzen, aber in seinem Innern ist unruhige Bewegung. Zwietracht, Mißtrauen, Furcht haben sich gleich düsterem Gewölke über das Land gelegt, und verdunkeln die nach blutigem Kampfe und Siege so schön über uns aufgegangene Sonne des Friedens und Glücks." Die erste ward zur Zeit der demagogischen Umtriebe und der Karlsbader Beschlüsse über das Evangelium vom Zinsgroschen gehalten. Während damals Mancher schwankte, während jener Gemüthsmann Dräseke in seiner freien Stadt das Gleichgewicht verlor und sich den Widerspruch seiner Predigten, als er nachmals königlich worden war, nachweisen lassen mußte, blieb sich unser Redner völlig gleich, und es ist ein nicht geringer Vorzug dieser in so wechselnder Zeit gehaltenen Vorträge, daß sie alle von derselben vernünftig gediegenen Ansicht Zeugniß geben und mitten unter den bewegten Zeitfragen das nämliche Gepräge christlicher Besonnenheit und christlichen Freimuthes tragen. Was hat der Christ zu thun und zu bedenken bei drohenden bürgerlichen Unruhen? Zu thun liegt ihm ob a) sich von aller Theilnahme an den Umtrieben der Parteien frei zu halten, und b) alle Vorschriften, welche das Christenthum den Unterthanen und Obrigkeiten gibt, um desto heiliger zu halten. Von der Captatio im Evangelio: „Meister wir wissen, daß du wahrhaftig bist," macht der Vf. auf die demagogischen Werber der Zeit eine überraschende An-

wen-

wendung zu charakteristischer Schilderung derselben: „So geht die Verführung gern auf Nebenwegen zu ihrem Ziele. Dem Ehrsüchtigen eröffnet sie Aussichten auf Ehre, Macht und Einfluß; dem Geldgierigen verheißt sie Reichthümer; dem Eitlen kitzelt sie mit dem Ruhme, den er sich erwerben werde; dem Unzufriedenen gibt sie in seinem Murren Recht und stachelt seinen Mißmuth; den vom Staate scheinbar oder wirklich Verletzten bezeigt sie Theilnahme und Bedauern und sucht ihn zur Rache zu entflammen; dem Freunde des Vaterlandes spiegelt sie die Rettung der gemeinen Wohlfahrt vor; dem Gewissenhaften sucht sie ihre Unternehmungen als ein heiliges Werk, zu dem das Gewissen verbindet, darzustellen." So kannte der Vf. seine Zeit; und wie seine Predigten durchweg factisch zu erkennen geben, daß über den Unterthanen gleichwie über den Herrschern als Richtschnur und Warnung das Wort Gottes stehe, so erinnert er hier unter b) Regierte wie Regierende und die letzteren mit den stärksten Aussprüchen der heiligen Schrift an das: Reizet eure Kinder nicht zum Zorne, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. Aber auch, wie die Fürsten und Obrigkeiten diese Gebote, die ihnen immer heilig seyn müßten, in unruhiger Zeit mit verdoppelter Sorgfalt zu üben hätten; so ermahnt er sie auf der andern Seite, da, „wo sie sich genöthiget sähen, gegen die Uebelwollenden einzuschreiten, die von Gotte ihnen verliehene Gewalt als eine gerechte und gesetzmäßige gegen die Bösen um so gerechter zu gebrauchen, und erhaben über Zorn und Furcht die öffentliche Ruhe kräftig zu schirmen." Der zweite Theil lehrt, was der Christ in solcher Zeit zu bedenken habe, nämlich a) daß das Heil der Völker mehr von ihren Tugenden als von ihren Verfassungen abhänge, und b) daß es eine Vorsehung gebe, welche das Loos der Völker bestimme und welcher wir Alle verantwortlich seien. Trefflich ist unter Anderem hier gesagt: „So wenig der Einzelne glücklich

lich wird durch Verstand, Kenntnisse oder Reichthümer, wenn er nicht sittliche Kraft hat, dieß Alles recht und heilsam zu gebrauchen, so wenig wird ein Volk durch Verfassungen glücklich, wenn es nicht die sittliche Kraft hat, dieselben treu zu halten. Statt also das bürgerliche Leben zu erschüttern, müsse es vielmehr unser Streben seyn, dasselbe sittlich zu bessern." Gegen die Form dieser Predigt bemerken wir, daß es natürlicher gewesen seyn würde, wenn wie im Thema so in der Ausführung das Bedenken dem Thun vorweggestellt worden wäre. Denn wenn auch das: Vorgethan und Nachbedacht hier nicht gerade in Schaden gebracht hätte, da der Redner selbst das wohl bedacht hatte, was er seine Zuhörer thun hieß; so würde doch auch hier die Ansicht die rechte Unterlage für das Verhalten, die Theorie die rechte Basis für die Praxis gewesen seyn. — Wir dürfen hierher auch die beiden Landtagspredigten vom Jahre 1829, zur Eröffnung und zum Schlusse gehalten, rechnen. Die erstere stellt dar: Den wohlthätigen Einfluß des unverfälschten Christenthums auf die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft. Es gründe und erhalte die bürgerliche Eintracht, es lehre die bürgerliche Weisheit, es heilige das bürgerliche Recht; Eintracht aber, Weisheit, und Gehorsam gegen die Gesetze seien in der That die drei Hauptpfeiler des Tempels der bürgerlichen Wohlfahrt. Nicht ohne Grund sagt der Vf., spreche er vom unverfälschten Christenthume, und meint damit diejenigen Lehren und Grundsätze, welche Jesus und die Apostel allein und ohne alle menschliche Zusätze vorgetragen haben. „Denn, wie Alles, und das Vortrefflichste am Meisten, der Verunstaltung und dem Mißbrauche in der Hand des Menschen unterworfen ist, so hat auch das Christenthum bei manchen Abtheilungen seiner Bekenner eine Gestalt angenommen, wo die vorhin gedachten wohlthätigen Wirkungen geschwächt, ja selbst verhindert, oder wohl auch ganz entgegengesetzte

gesetzte Wirkungen auf's bürgerliche Leben bewirkt werden." Die zweite hat zum Thema: Dankbarer Hinblick auf die bürgerliche Wohlfahrt unseres Landes. Wie billig stellt der Vf. hier wieder unter den Mitteln zur Wohlfahrt eines Landes eine auf erleuchtete Kenntniß in der Religion vestgegründete Sittlichkeit dar. „Es ist ein schweres und großes Uebel, wenn in einem Staate in der Religion Aberglaube und Glaubensschwärmerei, und in der Kirche Ehrgeiz und Herrschsucht das Ueberwiegende sind. Wohl aber dem Volke, in welchem eine erleuchtete Erkenntniß der Religion herrschend ist und die religiöse Wahrheit frei erforscht und bekannt werden darf. Da wird die Religion ihr für das Wohl der Völker segensreiches Geschäfft kräftig ausrichten." — Die drei letzten Vorträge der Sammlung gelten den Ereignissen im Jahre 1830. „Wenn es gleich nicht zu leugnen ist, heißt es in der ersten, daß die neuesten Auftritte in Frankreich unsere Bewunderung in Anspruch nehmen, wenn wir auch wahrscheinlich finden, daß sich aus ihnen heilsame Folgen in der Zukunft entwickeln werden: so dürfen wir doch nicht verkennen, daß sie in den Vorschriften des göttlichen Wortes durchaus keine Billigung finden." Dieß anscheinende Paradoxon führt der Vf. im ersten Theile bis zur Evidenz und basirt darauf das Bedauerliche jener Ereignisse um so mehr, als er die in manchen Orten Deutschlands ausgebrochenen Unruhen als „eine unverständige und strafbare Nachahmung eines Beispiels bezeichnen mußte, das unter ganz anderen Umständen Statt fand." Aber auch für die bessere Seite jener Dinge im Nachbarlande ist er nicht blind, und erkennt den Fortschritt christlicher Aufklärung und Gesittung in den letzten vierzig Jahren dort an. Eine geistreiche Parallele der Julirevolution mit der früheren thut das in trefflichen Gegensätzen dar und läßt in der „Mäßigung mitten im tödtlichsten Kampfe, in der schnellen Beruhigung nach dem heftigsten Sturme"

me," wie wir sie im Jahre 1830 gesehen hätten, auf eine Verbesserung des Geistes der Nation schließen. Auch, sagt er in dieser Beziehung, ist es für den Freund des Evangeliums ein erfreuliches Zeichen, daß eine der Ursachen, aus denen jene große Bewegung in Frankreich entstand, der Widerwille gegen einen Priesterorden war, den die Regierung begünstigte, der mächtige Wurzeln schlug, der Erziehung sich bemächtigen wollte und seinen Einfluß selbst in Deutschland sichtbar machte. Dieß ist der Orden der Gesellschaft Jesu, der aber von Jesu nur den Namen, nicht den Geist hat." Vom unschätzbaren Werthe einer aufgeklärten evangelischen Religiosität ist auch in dieser Predigt und zwar in Bezug auf das, was unsern Ländern zum Frieden diene, wieder die Rede, und wahr genug heißt es S. 324: „Nur zu lange hat man die wahre Frömmigkeit in der Beobachtung äußerlicher Gebräuche, in der Erniedrigung des eigenen inneren Menschenwerthes, in Lippengebeten und der frommen Gebehrde, Statt in thätiger Pflichterfüllung finden wollen; nur zu lange hat man sich mehr an Jesum als Hohenpriester, der die Schuld der Sünden tilgt, gehalten, als in ihm das Licht der Welt gefunden, das die Menschen zur Erkenntniß des Wahren und Guten erleuchten und durch Lehre und Beispiel von der Herrschaft der Sünde im Leben erlösen soll." — Die vorletzte hat das Thema: Ueber das pflichtmäßige Verhälten des Christen bei den Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft; die letzte: Wie zeigt sich der Christ in seinem Verhältnisse zu den Reichen dieser Welt. Hier vornehmlich werden die Fragen: Sind die Könige von Gotte oder von dem Volke; hat der Gehorsam der Unterthanen eine Grenze oder keine? besprochen und was das Christenthum darüber sagt und nicht sagt, in der gewohnten gediegenen Weise des Vfs. vorgetragen. — Die durch die Jubiläen der Reformation und einiger städtischen Stiftungen veranlaßten Predigten,

so

so wie diejenigen, welche dem Fürstenhause des Vfs. galten, müssen wir dem Leser selbst überlassen, da wir fast schon zu ausführlich geworden sind.

Nur noch sei uns im Dienste unserer Sprache eine Bemerkung erlaubt. Der Vf. hat in seinen Vorträgen Worte, wie: Interesse, Lazareth, Diadem, Kabale, repräsentiren, Politik, Peräquation, Rekruten, patriotisch, Integrität, und ähnliche. Wir geben zu, daß manche dieser Ausdrücke von der Zeit hervorgerufen und auch in der Zeit selbst vom Untersten im Volke verstanden wurden. Allein andere wären zu vermeiden, diese wohl auch zu umschreiben gewesen. Oder sollen wir vielleicht durch die Franzosen erst, wie jetzt durch die deutsch redenden Söhne Ludwig Philipps in den höheren Zirkeln geschahe, so auf dem Felde der christlichen Volksrede lernen, daß unsere Sprache eine herrliche ist? Wer aber wäre zur Reinhaltung und Fortbildung derselben aus sich selbst heraus mehr geeignet und berufen als Männer, die so wie der Vf. das edle Wort in der Gewalt haben?" Er ist ein Redner deutsch an Gesinnung und Geiste, sei er auch in der Sprache durchweg deutsch. —

Evangelisches Gesangbuch, oder neubearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch(e). Halle b. Schwetschke 1835. 524 S. 8.

Ordner und Bearbeiter dieses Gesangsbuchs ist Hr. Rudolph Stier, Pfarrer zu Frankleben bei Merseburg, welcher in einer 40 enggedruckte Seiten füllenden Ankündigung, die von der Verlagshandlung gratis ausgegeben wird, über dieses mit großen Ansprüchen und Hoffnungen hervortretende Unternehmen Auskunft gibt. Der evangelischen Christenheit in allen Landen deut-

deutscher Zunge wird hier ein Liederschatz, wie er seyn soll, ein echt evangelischer dargeboten, christlichen Amtsbrüdern insonderheit, „die mit ihren Gemeinden unter der bleiernen, den Aufschwung des Gottesdienstes gewaltig niederhaltenden Last schlechter Gesangbücher seufzen," auch (und wohl besonders) „den Behörden, die das Bessere anstreben und seine Entwickelung, sie komme auch, woher sie wolle, nicht hemmen, sondern fördern wollen" (Ankünd. S. 40). Aus einem Vorrathe von gewiß wenigstens 80,000 Gesängen hat Hr. St. 915 echt christliche und classische ausgewählt, und zu diesem höchst schwierigen Unternehmen war er vollkommen befähigt durch die Reinheit und Echtheit seines Glaubens, durch die Tiefe seiner Theologie und durch seine poetische Gabe. Von seinem Dichtergeiste schreibt er S. 23: „daß mir die poetische Gabe, die zu Umarbeitungen fast noch nöthiger seyn möchte, als zu neuen Dichtungen, nicht ganz mangelt, haben mir Kenner zugestanden, und ich glaube es selbst in mir zu erfahren, seit ich den angebornen Dichtertrieb einem höhern Berufe für Gottes Wort und dem ernsten Dienste der Kirche mit Bewußtseyn und Kampf unterworfen habe." Daher hat der Vf, der, wie gesagt, nur Classisches gibt, auch von sich gegen 8 Lieder aufgenommen (es sind die Nummern 62. 315. 322. 385. 443. 465. 576 und fast ganz 268), die er aber aus Bescheidenheit (S. 17) keinesweges für trefflich erklärt haben will. Er ist bei dieser Gesangbuchs-Arbeit wie aus einem Gusse (S. 35) eben so unparteiisch als consequent zu Werke gegangen, und das ganze Buch (S. 30) soll „in seiner Consequenz und streng gehaltenen Einheit, wie es den Unbefangenen ansprechen wird, Zeugniß geben für oder wider sich." Alle bisher erschienene Gesangbücher befriedigen nicht, stehen mindestens insgesammt unter diesem „evangelischen" und Hr. Stier, der das Beßte gegeben hat, sagt S. 40: „Wüßte ich unter dem bis jetzt Vorhan-

handenen, etwas Besseres, als ich zu bieten wage, so wäre ich wohl daheim geblieben. Ein solches großartiges Unternehmen mußte die Verlagshandlung zu nicht gemeinen Erwartungen stimmen. Nach der außerordentlichen Wohlfeilheit des Preises (8 gGr. pro Exemplar) muß die Auflage sehr stark seyn und der Absatz für sehr gesichert gehalten werden. Als Rabatt wird jedes 25ste Exemplar frei gegeben. Auch erbieten sich die Verleger, gebundene Exemplare zu liefern und des zu sehr civilen Preises (ein schwarzer Lederband kostet nur — 5 Sgr. — und bessere Einbände besorgen die sehr dienstfertigen Verleger „zu dem kostenden Preise."

Wir haben die Ankündigung und das Gesangbuch sehr sorgfältig mit einander verglichen und wollen nun über das Wollen und Vollbringen des Vfs. Bericht erstatten. Die Tendenz ist, wie unsere Leser zum Voraus erwarten, das Alte zu repristiniren. Hr. Stier nennt S. 20 selbst sein Gesangbuch ein solches, „das größten Theils zum Alten zurückführen will." Was er daher von neuern Liedern aufgenommen, hat vielfältige „Rückbildung" (S. 32) erfahren müssen. Um es kurz zu sagen, alle Lieder sind ausgelassen worden, „wo Sündenfall und Erlösung, Reich Gottes in Christo nicht den Grundton ausmachen." Rec. findet dieß sehr natürlich, da es ja bekannt genug ist, daß die sogenannten Evangelischen (Pietisten, Separatisten) in die Lehren von dem Sündenfalle und der Versöhnung ihre ganze Theologie setzen; allein consequent hat der Vf. diesen Grundsatz nicht durchgeführt, denn mehrere alte Lieder, in denen, was nach der eben angeführten Bemerkung den Grundton ausmachen sollte, nur leise berührt wird, sind aufgenommen worden. Rec. führt z. B. das Nr. 351 abgedruckte: Nun danket all' und bringet Ehr' ꝛc. von Gerhardt (Hr. Stier schreibt S. 29 falsch Gerhard) an, wo kein Wort vom Sündenfalle, von der Erlösung und dem Reiche Gottes im

Geiste

Geiste vorkommt, sondern bloß V. 4 daran erinnert wird, daß Gott die Straf' erläßt, die Schuld vergibt. Ob um Christi willen? wird nicht gesagt. Hätte dieses Lied einen neuern Vf., so würde Hr. Stier hier Heterodoxie, Rationalismus vielleicht und Naturalismus (denn Beides nimmt er [m. s. S. 5] für synonym) gewittert, oder er würde diesen Vers „zurückgebildet" haben, wie er es nach S. 34 mit vielen ganzen Liedern hat machen müssen.

Rationalistische Lieder, „diese Geburten der neuen Vernunft- und Tugend-Religion," mußten hier ausgeschlossen werden. „Auch das dichterisch Beßte dieser unheiligen Gattung habe ich (schreibt der Vf. S. 5) mir nicht, wie manche Christen gethan, durch Umarbeitung gleichsam zu heiligen erlaubt, was doch immer eine bedenkliche Operation bleibt. Wo sich dagegen die geistliche Dichtung auf christlichem Grunde bewegt, und nur von der neuen Religionssprache hier und da angesteckt, oder von dem Einfluß(e) der neuen Halbheit überhaupt niedergedrückt erscheint, da ist durch nachbessernde Bearbeitung manche gute Gabe der Gemeinde nach Verdienst erhalten worden." Auch nicht consequent durchgeführt, denn manches vortreffliche neuere Lied hätte nach diesem Grundsatze unverändert aufgenommen, oder durch Hrn. Pfarrer Stier nachgebessert werden müssen. Wo ist denn z. B. in dem Funkischen: die auf der Erde wallen ꝛc. rationalistischer Sauerteig? Lautet nicht V. 4: hilf, Todesüberwinder, hilf mir in solcher Angst, für den du, Heil der Sünder, selbst mit dem Tode rangst? Aber kein Lied von Funk ist von Hrn. St. evangelisch befunden worden. Doch wir müssen die weitere Erörterung des in Rede genommenen Kanons hören. Es heißt S. 5: „wo also von der schönen Natur auf profane Weise, den Fluch des Verderbens durch die Sünde und die künftige Erneuerung ignorirend, wo von Gottes Daseyn und Vorsehung naturalistisch (?), als könne

erste-

ersteres aus unsern Gedanken behauptet werden, und als sei letztere allein schon der rechte Trost des Sünders, die Rede ist; wo die Vernunft und der Menschenwerth gepriesen, — wo etwa die Herrschaft über das Vieh als noch jetzt vorhandenes Ebenbild Gottes betrachtet wird, — wo nur von Unsterblichkeit, Tugend und guten Werken, meinetwegen nach Jesu Lehre und Beispiele, von vernünftiger Selbstliebe — von weisem Genusse der Lebensfreuden ꝛc. die schönen Worte klingen: — da sind Lieder für Freimaurerlogen, — aber in christl. Kirchen hätten sie wahrlich nie gesungen werden sollen.

Hiergegen sind uns doch einige Bedenklichkeiten aufgestiegen. Allerdings ist es evangelisch im berliner Kirchenzeitungssinne, daß die Natur vor dem Sündenfalle viel schöner gewesen, als jetzt, worüber im ersten Theile der classischen Christologie des Hrn. D. Hengstenberg das Weitere nachzulesen ist. Auch hat uns ein sehr glaubwürdiger Mann versichert, ein anderer tiefer Gottesgelehrte in Berlin behaupte, seit Adams Falle sei alles Wasser auf der Welt (nicht bloß auf der Erde) verflucht gewesen, der Fluch aber durch die Taufe des Erlösers am Jordan davon weggenommen worden. Aber wir fragen Hrn. St., ob er den biblischen Beweis dafür besser zu führen vermag, als bis dato von den Berlinern geschehen ist? Das mag er (etwa in Tholucks lit. Anzeiger) doch ja bald thun, denn Rec. versichert, daß ihm noch kein Mensch vorgekommen, der daran glauben gewollt. — Naturalistisch findet es Hr. St., wenn man sagt, das Daseyn Gottes könne aus unsern Gedanken behauptet werden, dieß soll wohl heißen, durch die Vernunft lasse sich Gottes Daseyn beweisen. Aber ist dann nicht Paulus, der Apostel, ein Naturalist, der ja Röm. 1, 19 ausdrücklich sagt, Gott habe den Heiden sein Daseyn geoffenbaret, und wodurch wäre dieß anders geschehen, als durch die Vernunft? Was aber Paulus so bestimmt lehrt, das sollte nicht in ein christlich kirchliches Lied gehö-

gehören? — Dulden will es unser Reformator nicht, daß in einem Kirchenliede die Vernunft und der Menschenwerth gepriesen werde. Nun hat Rec. zwar noch im guten Andenken, was Hr. Harms schon im Jahre 1817 für ein Manifest gegen die Vernunft hat ausgehen lassen. Aber da fällt uns wieder Paulus ein, welcher Apostelgesch. 17, 28. 29 versichert, wir sind göttlichen Geschlechts. Sind wir das, so muß doch wohl den gottverwandten Menschen und ihrer Vernunft, die sie eben zur Verwandtschaft mit Gotte erhebt, eine Art von Werth zukommen. Nicht? Ueberraschend war es uns, daß Hr. St. die Herrschaft über das Vieh (über die Thiere, sagt die Schrift) nicht als noch jetzt vorhandenes göttliches Ebenbild betrachtet wissen will. Also wäre diese Herrschaft durch den Sündenfall verloren gegangen? Wo steht das geschrieben? Noch mehr, wenn das andere, dem ersten völlig gleiche christliche Hauptgebot der Liebe auch die Selbstliebe involvirt, so sollte ein Lied von der vernünftigen Selbstliebe unchristlich und unkirchlich seyn, verwerflich auch jeder Gesang, in welchem nur von Jesu Lehre und Beispiele die Rede ist? Das kann Rec. nimmermehr glauben, oder er müßte alle die Schriftstellen auch verwerfen, in welchen ebenfalls nur hiervon die Rede ist. Was würde dann mit der Bergpredigt? Doch wir wollen mit Hrn. Stier nicht disputiren, sondern es sollte nur bemerklich gemacht werden, warum wir ihm nicht beistimmen können. Er wird uns vielleicht antworten, daß das rechte Christenthum in allen ihm entgegengesetzten neutestamentl. Stellen nicht enthalten sei, ja, daß es nach Hrn. Harms überhaupt in den Evangelien nicht gesucht werden dürfe. Darauf können wir nur erwidern, daß hiermit eine Verschiedenheit der Lehre Jesu und der Apostel angenommen wird, die ja eben die unserem Auctor so verhaßten Rationalisten urgiren.

Consequent ist Hr. St. aber auch hier nicht geblieben.

Er

Er nennt uns S. 6 eine ganze Liederreihe, die, ob sie gleich „in den bisherigen schlechten Gesangbüchern seit Diterich" (S. 31) stehen, aus dem angegebenen Grunde hier ganz hätten wegbleiben müssen. Darunter mehrere, die gar nicht in diese Kategorie passen. Wir erwähnen nur das: Schuf mich Gott für Augenblicke ꝛc. von dem sehr bibelgläubigen Cramer, wo der 9te Vers im Urtexte (und in mehrern Gesangbüchern, z. B. dem leipziger pauliner G.-B.) lautet: „Dank't es Jesu, Gotteskinder, daß euch keine Zukunft schreckt; daß des Todes Ueberwinder einst auch unsern Leib erweckt. Wenn ihr sterbet, führt er gleich eure Seelen in sein Reich, und will selbst ein bess'res Leben euern Leibern wiedergeben." Hier ist also von Unsterblichkeit keineswegs bloß nach Jesu Lehre die Rede, sondern der Erlöser wird als Geber der Unsterblichkeit dargestellt. In manchen Gesangbüchern ist freilich dieser Vers umgebildet worden. In Niemeyers Gesangbuche für höhere Schulen und Erziehungsanstalten lauten die im Drucke ausgezeichneten Worte so: „daß des Todes Ueberwinder sel'ge Hoffnung in euch weckt. Euch empfängt, seid ihr ihm gleich, wenn ihr sterb't, ein himmlisch Reich, und ein unvergänglich Leben will Gott seinen Treuen geben." Unserm Gesangbuchs-Redacteur konnte dieser also lautende Vers freilich nicht anstehen. Kritisch verfahrend hätte er aber doch den Urtext befragen sollen, was er nicht bloß hier, sondern auch bei vielen andern Liedern versäumt hat, weil außerdem schwer zu begreifen ist, wie er so manchem trefflichen Liede die Aufnahme hätte versagen können. Einleuchten will es uns auch nicht, warum Hr. St. die Passionslieder: Ach sieh ihn dulden, bluten ꝛc. — An deine Leiden denken wir ꝛc. — Ach, endlich, Dulder, findest du ꝛc. — Das Osterlied: Wenn der Gedanke mich erschreckt ꝛc. — und die Himmelfahrtslieder: Mit allen Engeln beugen wir ꝛc. —

Der

Der Herr schwingt sich mit Glanz und Pracht ꝛc. ausgeschlossen hat. Er gibt S. 6 als Grund an, weil diesen Liedern die Hauptsache des Festes und der kirchlichen Zeit fehle und dafür Ungehöriges eingemischt sei. Aber die Hauptsache ist ja doch in allen diesen Liedern Hauptsache. Die Passionslieder handeln von dem Leiden und Sterben des Erlösers, woran, wie sich's doch wohl gebührt, Ermunterungen und Tröstungen geknüpft werden. Auch das sündetilgende Verdienst des Herrn wird ausdrücklich erwähnt. Oder liegt es, was das zuerst genannte Lied betrifft, nicht in den Worten: — „der so, wie er, für Sünder sterben kann — wie quoll das Blut aus deinen Wunden, und ach, es floß zum Heil' und Trost' für mich?" Man muß sehr argwöhnisch seyn, wenn man hier eine Abweichung von der Kirchenlehre wittern kann. In dem 1ten Passionsliede ist hiervon V S. 4. 5. 6 — „den großen Trost von unserm Gott, bringt uns, Geopferter, dein Tod" ebenfalls die Rede: und wenn das herrliche niemeyersche: Ach endlich, Dulder, findest du ein stilles Grab zu deiner Ruh ꝛc. bloß den Gedanken ausführt: endlich fand der Welterlöser im Grabe die wohlverdiente Ruh; möchte auch meine Ruhe im Grabe wohlverdient seyn! so kann nur scholastische Verblendung dieß in einem Charfreitagsliede unpassend finden, wer aber an dem Schlusse: „daß — auch ich von edlen Thaten ruh, auch Ruh verdiene, Herr, wie du!" Anstoß nimmt, der kann Pauli Spruch: ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, unmöglich recht erwogen haben. — In dem Osterliede: wenn der Gedanke mich erschreckt ꝛc. bezieht sich Alles darauf, der Herr ist erstanden, mein Heiland lebt, und das wäre nicht österlich? Eben so festmäßig sind die ausgeschlossenen Himmelfahrtslieder, und wenn Hr. Stier consequent verfahren wollte, so durfte er manches von ihm aufgenommene Fest- und Zeitlied, in welchem die Fest- und Zeitmaterie nicht mehr hervortritt, als in

den

den Besprochenen, nicht aufnehmen. Unter den aufgenommenen sind mehrere treffliche, aber auch manche, die nur Hr. St. classisch finden kann. Oder wäre das Osterlied Nr. 215 wirklich classisch? Weil es kurz ist, mag es hier stehen: „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du vom Tod erstanden bist, hast ganz zerstört des Todes Macht, und uns das Leben wiederbracht: Hallelujah! Wir bitten dich, durch deine Gnad nimm von uns unsre Missethat, und hilf uns durch die Güte dein, daß wir dein' rechte Jünger seyn. Hallelujah! Gott Vater in dem höchsten Thron sammt seinem eingebornen Sohn, dem heil'gen Geiste gleicherweis in Ewigkeit sei Lob und Preis: Hallelujah!

Rühmen müssen wir aber, daß Hr. St. es sich zum Gesetze gemacht hat, auch alte Lieder, die Schwärmerisches, Falschmystisches, Frevelhaftfrommes, also Unbiblisches und Unchristliches enthalten, auszuschließen, namentlich das meiste eigentlich Herrnhutische. Nur scheint er uns hierin zu wenig gethan zu haben, da doch manches Frömmelnde und Anstößige stehen geblieben ist, was wir aber, durch den Raum beschränkt, nicht nachweisen können.

Ferner sind hier ausgeschlossen die bloß lehrenden Katechismuslieder, „die etwa noch in's Schulgesangbuch passen (aber wird denn nicht auch in der Kirche katechisirt?), die bloß betrachtenden Leselieder, die Predigten in Liederform und vor allen Dingen die trocknen Morallieder. Leselieder nennt Hr. St. z. B. die über die Eigenschaften Gottes, wie: „Herr, du erforschest mich ꝛc." Als Grund ihrer Verwerfung führt er S. 9 an: „denn sie erzählen dem lieben Gotte nur vor, was er ist." Dieß weiß Gott freilich wohl besser, als jeder Betende; allein Rec. hat denen nie beistimmen können, welche jedes Gebet mißbilligen, in welchem Gotte Etwas erzählt werde. Weiß doch Gott ohnehin Alles, und kann doch eben darum kein Gebet verrichtet werden, in wel-

chem nicht zur Sprache käme, oder, wie man auch sagen kann, Gotte nicht erzählt würde, was er unendlich besser weiß, als wir Alle. Nein, je andächtiger ich bete, je mehr ich mein ganzes Herz vor Gotte gleichsam ausschütte, desto mehr werde ich meinem Vater im Himmel vorerzählen, bald, wie groß, wie gut ꝛc. er sei, bald, was er an mir gethan, bald, was mein Herz bekümmert ꝛc. Wer darf also Lieder, in denen die einzelnen Eigenschaften Gottes besungen werden, für ungehörig an heil. Stätte halten? — Predigten in Liederform soll besonders „der Etwas poetisch geschwätzige" Gellert gegeben haben und derselbe leider! auch „Hauptmeister in trockenen Moralliedern" gewesen seyn, weßhalb denn von ihm nur Wenig aufgenommen worden. — An unseres Auctors Stelle würde Rec. es doch für etwas sehr Bedenkliches gehalten haben, sich also über Gellert äußern zu müssen. Sollte deine Ansicht die richtige seyn, würde er sich gefragt haben, da du dich in Opposition gegen den gewiß eben so rechtgläubigen, als wahrhaft frommen und (wie man's heute zu Tage ausdrückt) tiefchristlichen Gellert erblickst, dessen Lieder seit 50 Jahren in tausend Kirchen zur wahrhaften Erbauung der Gemeinden gesungen worden sind? Wir fürchten, daß schon dieser Umstand von Vorn herein nicht Wenige gegen dieses „evangelische" Gesangbuch einnehmen werde. Aber Hr. St. findet nun einmal Lieder wie: dein Heil, o Christ nicht zu verscherzen ꝛc. — Soll dein verderbtes Herz ꝛc. — Willst du die Buße noch ꝛc. — Wer Gottes Wege geht ꝛc. nicht nach seinem Geschmacke, und noch weniger mag er trockne Morallieder leiden. Aber kann man denn die gellertschen also nennen, trennt Gellert die Sittenlehre von der Glaubenslehre? Wenn dieß die Verfertiger mancher anderen Lieder gethan haben, so mag Rec. es nicht gut heißen; aber absolut verdammen kann er es auch nicht. Ist denn nicht ein Hauptgebot des Christenthums: Alles, was ihr wollet, daß euch

die

die Leute ꝛc. eine von jedem Glaubenssatze völlig unabhängige Forderung, und wer bloß diesen Ausspruch in einem Liede commentirt, wie z. B. in dem: Fern sei mein Leben jeder Zeit von aller Ungerechtigkeit ꝛc. geschieht, der sollte ein nicht christlicher Sänger seyn? Das können doch nur Leute sagen, denen Augustin und Anselm mehr gilt, als das eigene Wort des Erlösers. Freilich, wenn Hr. Harms Recht hat, daß das Evangelium aus den Evangelien nicht herausgepredigt werden könne, weil es nicht darin liege, so mag die Sache wohl disputable seyn.

Wo möglich noch bedenklicher hätte es Hrn. St. machen sollen, daß ihm Klopstocks Liederweise nicht ansteht. Zwar ist er, wie wir bereits bemerkt haben, nach seiner Versicherung ein „geborner" Dichter; aber mit dem Dichterfürsten Klopstock zerfallen zu seyn, das ist doch gewiß sehr schlimm. Und womit hat es denn der Sänger des Messias bei dem Hrn. Pfarrer in Frankleben und Runstädt versehen? Antwort — K. ist der Repräsentant des modern Sentimentalen und Pathetischen, das dem gemeinen Manne, auch den geistlich Geweckten, Theils unverständlich, Theils unerbaulich ist, und höchstens den sogenannten Gebildeten in jetzigen Gemeinden angemessen erscheint. Hiernach hat Hr. St. als der kirchlichen Sprechform ermangelnd durchaus verworfen: Auferstehn, ja, auferstehn ꝛc. — Einst reift die Saat ꝛc. — Er kommt, er kommt, der starke Held ꝛc. — Herr, welch Heil kann ich erringen ꝛc. — Preis ihm! Er schuf und er erhält ꝛc. und viele andere diesen ähnliche, in welchen sich „Bücherdeutsch" befindet. Daß Hr. St., der S. 20 ff. die Nothwendigkeit zugesteht, daß das Lied, welches verständlich und erbaulich seyn soll, sich nach unserer gegen die sonstige sehr veränderten Sprechweise richten müsse, auch hier nicht eben große Consequenz zeigt, leuchtet ein.

Endlich (und das ist ein großer Hauptpunct) hat der Sammler dieser Lieder auch alles nicht „Gemeindemäßige

und allgemein Gottesdienstliche," alles nicht „öffentlich Liturgische" so vortrefflich es auch seyn mag, ausschließen zu müssen geglaubt. So versichert er S. 11; aber in der Ausführung ist er auch diesem Principe nicht treu geblieben, denn er gibt hier 29 Abendlieder. Können diese in der Kirche gesungen werden? Er gibt 7 Lieder (Nr. 742 bis 749) für Sterbende. Aber diese können ja nicht mehr im Heiligthume erscheinen. Doch wir können den Grundsatz, „in das Kirchengesangbuch gehört nur das in der Kirche Singbare" durchaus nicht billigen. Warum soll hier nicht für die häusliche und Privaterbauung gesorgt seyn? Sagt uns Hr. St. S. 16, dieß gehe schon um der einfältigen Pfarrer willen nicht, die keine Auswahl zu treffen verständen, denn es gebe Prediger genug, die Alles singen ließen, was im Gesangbuche stehe, wohl gar der Reihe nach!! so können wir uns nicht genug darüber wundern. Ein so schwacher Bruder unter den Amtsbrüdern ist uns doch nirgends vorgekommen. Die Hauptsache ist nach unserem Dafürhalten, daß das Gesangbuch vielen Tausenden das einzige Erbauungsbuch ist. Warum sollen sie nun hier nicht auch zur beliebigen Auswahl finden, was ihnen bei Hausandachten erwünscht ist? Doch Hr. Pastor Stier hat einen tiefen Grund, warum das Hausgesangbuch ein ganz anderes seyn müsse, als das Kirchengesangbuch. Hören wir ihn.

In ein Kirchengesangbuch, sagt er uns S. 11 „gehört nur, was kirchlich ist nach seinem innern christlichen Standpuncte und seiner geistlichen Stufe und Stimmung, deutlicher: was gemeindemäßig und allgemein gottesdienstlich ist, so daß es, mit einiger Wahrheit wenigstens, als Ausdruck der allgemeinen Gesinnung und Empfindung aus dem Munde einer sehr gemischten, großen Theils im innern Leben nicht weit geförderten Gemeinde vor Gott' ertönen kann. Wo das bei dem größten Theile der Anwesen-

wesenden voraussichtlich unmöglich bleibt, was ist der Gesang, sei der Sinn seiner Worte auch noch so christlich tief, anders als ein Lippenwerk, Unwahrheit, Heuchelei vor dem Herrn? — Bedenkt man nun, daß bei der traurigen Beschaffenheit unserer jetzigen Gemeinden in der Regel wenig gefördertes Christenthum vorausgesetzt werden darf, so leuchtet ein, daß ein in die jetzige Wirklichkeit zeitgemäß, anregend, hinaufziehend eingreifendes Gesangbuch dieselben nicht als Versammlungen Wiedergeborner betrachten, ihnen also nicht in den Mund legen kann, was nur solche mit Andacht und Wahrheit singen. Nein, tiefere Christenthumslieder, welche die Gewißheit des eigenen Gnadenstandes bei dem Sänger voraussetzen, oder sie gar bezeugen, welche nur in Bekanntschaft mit den innern Wegen der Wiedergeburt verständlich sind, nur bei einer so engen Gemeinschaft der Singenden, wie sie unter den Besuchern einer Kirche als solcher nie Statt findet, einen Sinn haben, oder gar den Gegensatz der Singenden als Kinder Gottes mit der unerweckten Menge der übrigen Gemeinde aussprechen: „man mag sie auch mystische, oder separatistische Lieder, versteht sich im guten Sinne, nennen: deßgleichen die hoheliedartigen Jesuslieder und die, welche eine Verachtung und Verleugnung der Welt, eine Sehnsucht nach himmlischer Seligkeit mit heiliger (?) Ungeduld aussprechen, Stimmungslieder endlich, d. h. solche, welche reine Schilderungen individualer persönlicher Zustände und Stimmungen enthalten, — alle diese Lieder hat Hr. Stier ausgeschlossen und vor der Hand, bis eine bessere Zukunft die Erlaubniß bringt, „mit dem Kirchengesange wieder etwas tiefer in's Heiligthum einzudringen," in das Hausgesangbuch verwiesen. Eine Definition vom Hausgesangbuche steht S. 13, wo wir erfahren, darunter sei „eine Sammlung zu verstehen, nicht bloß für die Haus- und Familienandacht im engern Sinne, sondern überhaupt für Nach-

oder

oder Beiversammlungen (ἐπισυναγωγάς, Hebr. 10, 25.), *ecclesiolas in ecclesia*, trauliche Kreise eng im Glauben Verbundener."

Mit einem andern Worte sind das Conventikel, welche Hr. St., ob er es gleich nicht ausdrücklich sagt, wie man aus seiner ganzen Darstellung sieht, billigt, ja, für nothwendig hält. Aber wo dürfte ein Gesangbuch für christliche Nach- und Beiversammlungen, für *ecclesiolas in ecclesia*, kurz für Conventikel die Censur passiren? Ist denn eine ecclesiola in ecclesia etwas Anderes, als ein status in statu, sind denn die Conventikel nicht in den meisten Ländern, und vor Kurzem auch auf's Neue in Preußen, streng verboten, und würde nicht ein Gesangbuch für sie, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, mit einem Gesangbuche für Demagogen auf gleicher Linie stehen? Nicht einmal unter dem Titel: Liedersammlung für trauliche Kreise eng im Glauben Verbundener, wie unser Auctor die Conventikel euphemistisch nennt, dürfte so ein Buch das Imprimatur erhalten, da jede gottesdienstliche Privatversammlung, die etwas Anderes ist, als eine Familienandacht, das Gesetz wider sich hat. Sehr recht hat Hr. St. allerdings, wenn er S. 16 bemerkt, daß es jetzt leicht genug sei, für enger geschlossene Privatandacht mit überall gebotenen Hilfsmitteln sich nach Belieben zu versehen. Die Tractätchenverfertiger und Vertheiler sorgen schon dafür, daß es den Conventikeln hieran nicht fehle, und dieses Unwesen hat bis jetzt Duldung und Schutz gefunden. Ob dieß so fortgehen wird, da es sich in Sachsen, in Pommern und in den königsberger Gräueln und Schändlichkeiten zeigt, wohin das Conventikelwesen und das Ausstreuen von Schriften und Schriftchen im Geiste des unduldsamsten und revolutionären Obscurantismus führe, muß die Zeit lehren. Recn. ist das christl. Hausgesangbuch von Karl August Döring, Pfarrer zu Elberfeld (das. 1821) bekannt

gewor-

geworden. Ein namhafter Verbreiter solcher Tractätchen aus Berlin beschenkte auf einer Missionsreise Frauen damit, und auch die Frau des Recn. war so glücklich, ein Exemplar zu erhalten. Ob nun das döringische Hausgesangbuch den Anforderungen entspricht, die Hr. Stier an ein solches Buch macht, wissen wir nicht, zweifeln jedoch daran.

Consequent verfährt Hr. St. aber auch hier nicht. Ausgeschlossen hat er z. B. wie wohl ist mir, o Freund der Seelen ꝛc. — Der am Kreuz ist meine Liebe ꝛc. — Jesu, meines Herzens Freud ꝛc. — und mehrere ähnlichen Inhalts, die in unsern Kirchen oft gesungen werden und den Gemeinden lieb geworden sind; dagegen hat er kein Bedenken gehabt: Wer ist wohl, wie du ꝛc. — Herr Jesu Christ, du höchstes Gut ꝛc. — Mein Jesu, dem die Seraphinen ꝛc. — Meinen Jesum laß ich nicht ꝛc. — Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr ꝛc. und viele andere der Art aufzunehmen. Hier kann Rec. nur regellose Willkür entdecken, denn in den aufgenommenen Jesusliedern spricht sich die Liebe zum Heilande eben so innig aus, als in den ausgeschlossenen.

Die Bearbeitung der Lieder anlangend äußert Hr. St. sich S. 20 ff. sehr verständig über die Nothwendigkeit, in alten Liedern das Harte, das Breite, das Sprachwidrige zu tilgen. Er widerlegt die Freunde des Alten, welche alte Kernlieder völlig unverändert haben wollen, mit schlagenden Gründen. „Soll denn, fragt er unter Anderem, das Unschöne und Mangelhafte gerade in der Kirche sich forterben, zum ärgerlichen Contraste mit der weltlichen Herrlichkeit draußen? Oder nicht eigentlich sich forterben, denn das ist nicht geschehen, weils nicht möglich war, vielmehr mit Gewalt sich wieder aufdringen und Allen, die jetzt schon in der Elementarschule gelernt haben, was grammatisch falsch, oder reichlich in den Büchern der profanen Literatur empfunden, was poetisch schön ist,

aber

aber noch keinen Sinn für den innersten Lebensgrund der heiligen Lieder mitbringen, fortwährend Anstöße der Andacht in den Weg werfen? — Hiernach sind da vielfältige Verbesserungen eingetreten, wo sich das Versmaß holperig bewegt und überflüssige Sylben mit eingesungen, oder wider allen Wohlklang und jetzt entschiedenen Sprachgebrauch elidirt werden müssen. Dieß ist oft trefflich gelungen, wie wir, wenn der Raum es gestattete, mit vielen Beispielen belegen würden. Nur vermissen wir auch hier die Consequenz, denn auf Bunsen's Auctorität gestützt erkennt Hr. St. unter andern folgende, wie er behauptet, wohlklingende und natürlich entstehende Elisionen an: behüt st. behütet, gerüst, gestift, gericht, veracht st. verachtet, tracht, leucht, kein Trost st. keinen Trost, Versöhner der, die warn verlorn, dein Barmherzigkeit. In seinen eigenen Liedern schreibt der Vf. reine st. rein (Nr. 315, 8.), alleine st. allein (Nr. 322, 4.). Aber lernen denn jetzt die Kinder nicht in den Elementarschulen, daß dergleichen unrichtig ist? Was Hr. St. sich a. a. O. erlaubt, das verdammt er S. 24 ausdrücklich, wo er mit Recht erinnert, daß bloße Noth- und Flickreime, die durch sprachwidrig angehängtes e zu Stande gekommen, jetzt den guten Geschmack beleidigen. Aber ist denn alleine st. allein weniger ein Flickreim, als Herre st. Herr?

„Halbe, schlechte Reime, sind überall zu ändern, wo sie einem gebildeten Gefühle widerstreben," heißt es S. 24. Gleichwohl wird geduldet, daß in ganz alten Liedern bloße Alliterationen und Assonanzen ferner für Reime gelten, z. B. Stimme — Zinne; Kost — Lust; offen — verschlossen; würden — Sünden; Thorheit — Wahrheit; Glauben — vertrauen; Gunst — umsonst; Waffen — betroffen; loben — Gaben; Glanz — hast. Als Grund wird angegeben, der Klang sei hier doch einfach und edel, — allein Rec. hat sich

sich umsonst abgemüht, das Edle im Klange dieser schlechten Reime zu finden. — Weiter lesen wir S. 25: „wirkliche Sprachfehler sind überall ausgemünzt worden." Hierher rechnet Hr. St. auch das gerochen st. gerächt, was aber doch die Auctorität der kirchlichen Bibelübersetzung für sich hat und auch von neuern Dichtern, namentlich von Klopstock, gebraucht wird. Wenn unser Auctor das: Wie Maria thät ꝛc. als einen noch in den Bibeln vorhandenen Archaismus stehen läßt, so ist nicht abzusehen, was das „thät" vor dem ebenfalls alterthümlichen „gerochen" voraus habe, und wenn unser Kritiker die ehedem sehr häufige Paraphrase des Verbums durch thun (z. B. geliebte Freund, was thut ihr so verzagen ꝛc.) unbedingt verwirft, so müssen wir ihm zu bedenken geben, daß Hr. Consist.-Rath D. Tholuck diese Redeweise wieder in Gang zu bringen sucht. In dieses Redners neuester Predigtsammlung heißt es irgendwo: „wissen thun sie es wohl." — Auch völlig veraltete Wortformeln und Ausdrücke sollen hier entfernt seyn. Aber ist denn stahn nicht veraltet? Dennoch ist es in Luthers: „das Wort sie sollen lassen stahn" stehen geblieben. Und aus welchem Grunde nennt der Kritiker du willt — du sollt — vor st. zuvor — geschicht st. geschieht unverwerfliche Archaismen, die er, an Statt sie zu tilgen, bei Veränderungen eher von Neuem anwendet?

Noch weiter sind Fremdwörter, welche die gereinigte Sprache der neueren schönen Literatur ausgestoßen hat, mit Recht getilgt worden. Aber wie kann Hr. St. das „Studiren" hierher rechnen, oder „Phantasei," was neuere Dichter oft brauchen, oder Regiment (was jedoch in dem: „er hat noch niemals was versch'n in seinem Regiment" stehen geblieben ist)? und wenn er „Nationen" als eingebürgert duldet, so fragen wir, ob das von ihm verworfene kirchlich sanctionirte „Communicanten" nicht ebenfalls eingebürgert ist? —

Nie-

Niedrige, gemeine, jetzt anstößige Ausdrücke durften ebenfalls nicht geduldet werden. Sie sind größten Theils entfernt. In Nr. 315. Eins ist Noth! ꝛc. ist jedoch der Koth im letzten Verse stehen geblieben und die Stelle nicht eben sehr glücklich (denn die Urlesart schließt sich näher an das Bibelwort an) so abgeändert worden: „Hier ist Alles doch nur Koth." Wir fragen nur, ob jeder Ausdruck edel und unanstößig ist, weil er in der Bibel vorkommt? Und wenn das Bibelwort gegeben werden sollte, wie es in der lutherischen Uebersetzung lautet, so müßte in dem in Rede genommenen Falle salva venia Dreck an Statt Koth gesetzt seyn.

Nur billigen können wir's, daß unpassende Bilder und verfehlte Vergleichungen, Spielereien mit Ausdrücken und Bildern aus vielen Stellen (denn durchgängig ist es doch nicht geschehen) entfernt worden sind, und daß Hr. St. bemüht gewesen ist, auch im alten Liederschatze dogmatisch falsche und unbiblische Stellen und Ausdrucksweisen zu berichtigen. In Beziehung auf den zuletzt angegebenen Punct hätte freilich ungleich mehr geschehen müssen, wenn die in diesem Gesangbuche ausgesprochenen Lehren durchweg für biblisch und für christlich, d. h. mit dem Neuen Testam. zusammenstimmend gelten sollten. So wird an nicht wenigen Stellen Jesu beigelegt, was nach der Schrift Gottes Sache ist. Nur ein Beispiel. In Nr. 742 heißt's V. 1: „die Zeit geht an, die Jesus hat bestimmt, da alles Leid bei mir ein Ende nimmt ꝛc. Die Bibel lehrt, daß unsere Tage in Gottes Hand stehen. Dennoch hat Rec. sich gewundert, daß Hr. Stier manche Ausdrucksweisen, die nach seinem Systeme ganz untadelig sind, nicht dulden will, und daß er als arger Ketzer erscheint, wenn man ihn nach unsern symbolischen Büchern, namentlich nach der Concordienformel, richtet. Wir müssen hierüber noch Einiges bemerken. Gegen die Erwähnung des Zornes Gottes in Liedern, sagt er uns S. 28, gegen die Drohung ewiger

Höllen-

Höllenqual, gegen die Anerkennung der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes, gegen die Behauptung unseres tiefen natürlichen Verderbens und die Erwähnung des Satans „wo er hingehört" ꝛc. habe er Nichts; „wohl aber gegen jene grasse durchaus nicht mit dem Schriftworte zu belegende Darstellung der Versöhnungslehre, z. B. der mein Gottversöhner ist — er verachtet alle Noth, Gottes Zorn zu stillen — das schwere Gesetz für mich erfüllt, dadurch des Vaters Zorn gestillt ꝛc. Ein Rechtgläubiger, in dessen Systeme mehr Consequenz ist, als Hr. St. zeigt, wird dieses Aergerniß ein genommenes nennen. Auf das Schriftwort, wird er sagen, komme es hier nicht an, sondern die Frage sei nur, ob der ausgesprochene Gedanke schriftmäßig sei. (Wie kann doch ein tiefer Schriftforscher an dem Buchstaben der Bibel vesthalten!). Ist die Welt durch den Mittlertod des Erlösers mit Gotte ausgesöhnt worden, warum soll der Herr nicht unser Gottversöhner genannt werden können? Zwar legt man oft ein Gewicht darauf, daß in der Schrift gesagt werde, Christus habe die Menschen mit Gotte, nicht aber Gott mit den Menschen versöhnt; allein darauf ist Nichts zu geben, und wenn die Menschen mit Gotte versöhnt worden sind, so ist eo ipso Gott auch mit den Menschen versöhnt worden. Wenn ferner die Frucht der Versöhnung unsere Begnadigung ist und der mit uns versöhnte Gott uns unsere Sünden nicht zurechnet (2 Cor. 5, 19.), so ist nicht abzusehen, warum nicht gesagt werden könnte, unser Versöhner habe den Zorn Gottes gestillt. Ist denn unter dem zürnenden Gotte etwas Anderes zu verstehen, als der strafende Gott? Ist also nicht durch des Mittlers Verdienst der Zorn Gottes gestillt worden, wenn, wie Paulus a. a. O. ausdrücklich sagt, unsere Versöhnung mit Gotte bewirkt hat, daß uns die Sünden nicht zugerechnet werden, d. h. daß der Zorn Gottes

tes nicht über uns komme? Eph. 5, 6. — Nimmt unser Auctor an den Worten: das schwer Gesetz für mich erfüllt ꝛc. — Anstoß, so zerfällt er mit der Concordienformel, die den thuenden Gehorsam Christi sehr bestimmt lehrt. Verdammt er, wie wir a. a. Orten weiter lesen, jenes: — „Wie uns eine fremde Schuld in Adam all verhöhnet, also hat uns fremde Huld in Christo all versöhnet" — als sehr ungenau und mißverständlich, so ist nicht abzusehen, was denn hier ungenau und mißverständlich sei. Wird doch nichts Anderes gesagt, als daß durch Adams Fall eine übergroße Schuld und ein tiefes Verderben über uns gekommen sei, welches durch Christi Gerechtigkeit getilgt worden. Wer es, wie Hr. St., mit Augustin und Anselm hält, wird mit sich selbst uneins, wenn er dergleichen Aeußerungen nicht dulden will. Allerdings ist es nicht bloß sehr mißverständlich, sondern noch Etwas mehr, daß wir nach dieser Lehre fremde Schuld tragen müssen und durch ein fremdes Verdienst von dieser Schuld frei werden. Allein nach Hrn. Stiers Glauben kann hierin kein Anstoß liegen. Unbegreiflich ist es auch, daß er die Stelle: — „Hätt' ich nicht auf mir Sündenschuld, hätt' ich kein Theil an deiner Huld; vergeblich wärst du mir geborn, wenn ich nicht wär' in Gottes Zorn" gestrichen hat. — Falsche Uebertragungen auf Christi (?) Menschheit will er auch nicht dulden, z. B. das berühmte: O große Noth, Gott selbst liegt todt. Wir wollen darüber nicht streiten, noch weniger zur Vertheidigung dieser Stelle das Argument geltend machen, dessen sich einst ein Landmann bediente, der auf die Frage seines Predigers: sollte denn Gott sterben können? treuherzig antwortete: o ja, bei Gott' ist kein Ding unmöglich. Aber verschweigen können wir nicht, daß ein gewiß sehr tiefer Theolog, Hr. Oberconsist.-Rath D. Marheinecke unlängst in den classischen berliner Jahrbüchern diese Stelle in Schutz genommen hat. Allerdings sei die Aeußerung

rung Etwas stark (gewiß!), aber der Gedanke (Gott selbst liegt todt!) sei doch so groß, so tief, daß mindestens Hr. Marheinecke nicht das Herz zu haben versichert, ihn in einem solchen Kernliede zu tilgen. Hr. Pfarrer Stier ist also beherzter. Aber warum will er die allbekannte Schulterminologie: Ein Wesen, drei Personen — Dreieinigkeit (z. B. „da ich werde alle Zeit schauen die Dreieinigkeit") nicht dulden, wenn, wie er versichert, die kirchliche Trinitätslehre in der Bibel gegründet ist? und gehören diese Terminologieen nicht in ein Gesangbuch, mit welchem Rechte führt da eine ganze Rubrik (S. 180 ff.) die Ueberschrift: von dem dreieinigen Gotte? — In Luthers Abendm.-Liede hat Hr. St. die Worte gestrichen: — „sein Leib zu essen verborgen im Brod so klein." Was werden die echten Lutheraner dazu sagen? Fast scheint es, als ob Hr. Stier selbst ein solcher sei, denn er versichert S. 33 (und die Sache verhält sich wirklich so), der strengste Lutheraner finde hier Lieder, die dem Sacramente sein volles Recht thun. Das heißt doch wohl, nur nach dem lutherischen Lehrbegriffe geschieht dem Sacramente das volle Recht. Daneben gibt er aber auch „unverwerfliche reformirte Lieder, die nicht in das eigentliche Dogma, aber dennoch tief in den Genuß und die Frucht des Sacraments eindringen." Ei, ei! wie kann ein echter Lutheraner reformirte Abendmahlslieder aufnehmen, sie sogar „unverwerflich" nennen? Wie können diese Lieder tief in den „Genuß und die Frucht des Sacraments eindringen, wenn sie die Hauptsache, das in, mit und unter nicht ausdrücklich bezeugen und dem Nachtmahle nicht das volle Recht zugestehen? Wir fürchten sehr, daß die Brüder hier über Synkretismus und Religionsmengerei schreien werden, und auch Hr. Stier pflegt sich, wie wir oben angeführt haben in casu simili über „Halbheit" sehr hart auszulassen. Warum hat er denn

denn den reformirten Unrath nicht mit gleicher Sorgfalt entfernt, mit welcher er (S. 33) alle Anflüge des Nationalismus zu entfernen bemüht gewesen ist? Wie er bei Handhabung der antirationalistischen Kritik zu Werke gegangen, mögen unsere Leser in dem Buche und in der Ankündigung selbst nachsehen. Wir können nur Einiges anführen.

Entsetzlich findet es Hr. Stier, daß in Borchwardt's (nicht doch, in C. F. Neanders, unrichtig wird auch S. 9 das von Weiße gefertigte: Allen Christen und auch mir ꝛc. als ein Gellertsches angeführt): Unwiederbringlich schnell entfliehn ꝛc. wir armen Sünder singen sollen: Wenn unser Herz von Schuld befreit, sich mancher guten That erfreut! Aber es heißt ja gleich darauf: „weß war die Kraft, wer gab Gedeihn? dem Herrn gebührt der Ruhm allein," folglich wird dem Herrn im Himmel, der da Beides in uns wirkt, das Wollen und Vollbringen alles Guten nach seinem Wohlgefallen, die Ehre gegeben, und wenn das von Schuld befreite Herz erwähnt wird, so fällt es dem Sänger nicht ein, die menschliche Sündhaftigkeit zu leugnen, sondern er redet von dem Falle, daß uns in der Kraft des Herrn gute Thaten gelungen sind, und sofern dieß der Fall ist, sind wir allerdings von Schuld befreit. Niemeyer hat diese Strophe so abgeändert: „Dank ihm! Wenn itzt voll Freudigkeit das Herz sich guter Thaten freut! ꝛc. Hr. Pastor Stier hat (Gesangb. Nr. 128) das Lied von dem rationalistischen Anfluge durch folgende Veränderung zu säubern gesucht: „Wenn auch manch fromme Liebesthat dein Aug an uns gesehen hat: dein war die Kraft, du gabst Gedeihn, dir, Herr, gebührt der Ruhm allein." Wir sagen Nichts über das harte manch und Aug, dergleichen doch Hr. Stier, wie wir schon gesehen haben, sonst mißbilligt, sondern wir fragen nur, ob denn nun der Vers etwas Anderes aussagt, als was in der Urlesart liegt? Sieht das Auge Gottes an uns fromme Liebesthaten, so kann

und

und soll sich doch unser Herz dieser Thaten erfreuen, und sofern wir eine fromme Liebesthat vollbracht haben, sind wir allerdings von Schuld befreit, mag übrigens unser natürliches Verderben noch so groß seyn. Dogmatisch hat der Vers also durchaus Nichts gewonnen, und ästhetisch hat er verloren, weil das im Urtexte fragweise Ausgedrückte durch den assertorischen Ausdruck matter geworden ist. Gewiß hat auch V. 7 wo an Statt: „die unser Loos entscheiden soll" gelesen werden soll: „daß unser Geist abfahren soll," durch diese Abänderung nicht gewonnen. — Gleich kleinlich und an dem biblischen Buchstaben hangend ist es, wenn unser Kritiker da, wo in neuern Liedern von Besserung und Tugend, von der Tugend Pfade, von dem Reichwerden an guten Thaten die Rede ist, Gerechtigkeit und Heiligung hinein emendirt, an Statt (des rationalistischen?) Fehler lieber Sünden sagt und sogar das biblische straucheln mit sündigen vertauscht. Wahre Onomatolatria, wie der selige (? man denke an Spener, vor dessen Namen die allein Rechtgläubigen das b. (beatus) nicht dulden wollten), Henke es nannte, und noch dazu ganz inconsequente, da selbst das Wort der Schrift nicht geduldet wird, wenn es mit dem Augustinismus in Conflict zu gerathen scheint.

In demselben Geiste hat der Kritiker da nachgeholfen, wo der matte und flache Gellert und seines Gleichen es an dogmatischer Tiefe fehlen ließen. Man weiß schon, was das bei den Neuevangelischen sagen will. Die Lehren von Gotte, dem Unendlichen und Allervollkommensten, von der Schöpfung der Welt aus Nichts, von der Erhaltung und Regierung der Welt durch das Wort dessen, der bloß spricht, und es geschieht, bloß gebeut und es steht da, von des Menschen Geschaffenseyn zur Unvergänglichkeit, von dem Vorbilde des Herrn, den Niemand einer Sünde zeihen konnte, — alle diese Lehren sind gewaltig flach und ermangeln der rechten Christlichkeit. Tief

und

und ganz christlich ist nur die Lehre von unserem grenzenlosen Verderben durch Adams Fall und von unserer Aussöhnung mit Gotte durch Christi Blut und Gerechtigkeit. Nach diesem Principe hat Hr. Stier den flachen dritten Vers in Gellerts: Meine Lebenszeit verstreicht ꝛc. — Nr. 730 also vertieft: „Nur ein Herz, das Jesum liebt, ein durch ihn versöhnt Gewissen, deß der Geist dir Zeugniß gibt, wird einst deinen Tod versüßen; wer gelebt hat seinem Herrn, der stirbt selig, der stirbt gern.“ Das Lied hat noch mehrere andere Veränderungen erfahren, die aber schwerlich viel Beifall finden werden. In Gellerts: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. wird V. 1 an Statt: „Hier übt die Tugend ihren Fleiß“ (das biblische Wort Tugend Phil. 4, 8 mögen die allein Rechtgläubigen unserer Zeit nun einmal nicht leiden) eingesetzt: „Hier übt der Kämpfer (!) seinen Fleiß,“ und V. 11, der, wie unser Auctor recht gut weiß, Vielen sehr gefällt (da ruft, o möchte Gott es geben! vielleicht auch mir ein Sel'ger zu: Heil sei dir, denn du hast das Leben, die Seele mir gerettet, du), ist geradezu gestrichen, weil nach des Hrn. Pfarrers Gefühle (S. 34) hier sehr unschicklich dem Herrn, der droben allein als Seelenretter gepriesen werden wird, zu nahe getreten und einer gewissen Selbsterhebung Vorschub gethan ist. — — — Rec. hält es hier doch lieber mit dem freilich rationalisirenden Jakobus, obgleich dessen Epistel nicht bloß flach, sondern sogar strohern genannt worden ist, als daß er das Gefühl des Hrn. Pfarrers für richtig anerkennen sollte. Und Jakobus schließt seine Epistel mit folgenden Worten: „Lieben Brüder, so Jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und Jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß, wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthume seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen.“ Und wer einer Seele vom Tode geholfen hat, sollte sich dessen in der Ewigkeit nicht freuen dürfen,

Digitized by Google

sen, und der vom Tode Errettete sollte seinem Retter nicht danken? — Schon das Streichen dieses Verses ist ein Raub an der Erbauung derer, die sich dieses Gesangbuchs bedienen, und welche Versündigung an Gellert, der da, wo er sich völlig schriftmäßig äußert, zu einem, dem Welterlöser zu nahe tretenden und der Selbsterhebung Vorschub leistenden Ketzer gemacht wird.

Was S. 35 über die Rücksicht auf die Melodieen gesagt wird, ist sehr beifallswerth. Mit Recht hat sie Hr. St. auf eine mäßige Anzahl reducirt. Bei den hier gegebenen 915 Liedern kommen im Ganzen 130 Melodieen vor. Um Irrungen zu vermeiden, ist für die Cantoren ein recht zweckmäßig eingerichtetes Melodieenregister beigefügt. Auch fehlt ein Gebetsanhang nicht, welcher „Kerngebete von Männern Gottes für alle die Zeiten, Gelegenheiten und Fälle, für welche dem gewöhnlichen Kirchenchristen zunächst der Gebetstrieb erwacht." Sie sind wirklich größten Theils recht erbaulich und salbungsvoll, und ansprechender als die Gebetsanhänge an manchem andern Gesangbuche, obgleich in ihnen hin und wieder Anstößiges vorkommt, z. B. S. 500: „— ich begehre keine Wollust als die gnadenreiche Beiwohnung des heil. Geistes." Und wird es den Eifer, der Heiligung nachzujagen, beleben, wenn in den Sündenbekenntnissen die Schuld auf die nun einmal verderbte Natur und des Teufels Trug und List geschoben wird, wie z. B. S. 501: „Und bitte dich, du wollest mir alle meine Sünden, so ich heute diesen Tag aus Schwachheit meiner verderbten Natur und Anreizung des bösen Geistes gethan habe? Zu stark drückt sich gewiß Hr. St. aus, wenn er sagt, daß die kirchlichen Gebetsanhänge neuerer Art einer totalen Reformation bedürfen, und wohl noch mehr, als die Gesangbücher.

Nach dem bisher Gesagten müssen wir dieses Gesangbuch für sehr verfehlt erklären. Die dogmatische Befangenheit und

das, wie es scheint, sehr starke Selbstgefühl des Sammlers und Bearbeiters hat eine übergroße Menge der herrlichsten alten und neuen Lieder Theils ganz ausgeschlossen, Theils ihrer schönsten Stellen beraubt. Dagegen ist viel Kraft- und Saftloses aufgenommen und aus der wohlverdienten Vergessenheit wieder hervorgesucht worden, weil es doch einen rechtgläubigen Klang gibt. Nur die großen Ansprüche, mit welchen dieses Buch auftritt, nur die Anmaßung, mit welcher hier die gefeiertesten Liederdichter unserer Nation auf mehr als eine Art gemißhandelt werden, hat uns bewegen können, so ausführlich zu werden.

Predigten, zum Theil bei besondern Veranlassungen gehalten von Dr. Ernst Gottfried Adolph Böckel. Hamburg, 1828 bei Meißner. SS. 355. Zweiter Band, Hamburg 1834. SS. 270.

Unter den vierzig Predigten dieser beiden Bände machen die in ihnen zerstreut gefundenen sieben Vorträge, bei Amtsveränderungen gehalten, eine nicht unbedeutende Partie des Ganzen aus. Wir glauben nichts Unzweckmäßiges zu thun, wenn wir sie zunächst dem Leser vorüber führen. Denn wie sie die Predigtweise des Vfs. überhaupt charakterisiren, so dürften sie neben dem äußern Leben und Wirken desselben, auch in seinen innern homiletischen Bildungsgang einen Blick werfen lassen, und ihm das ehrenwerthe Zeugniß sichern, daß er in dem bedeutenden Zeitraume seiner amtlichen Jahre an rednerischer Gediegenheit zunahm, seine homiletischen Grundsätze jedoch nicht änderte und mit seiner theologischen Denkweise nicht wechselte. Die letztere aber ist die des christlichen Rationalismus, die ersteren gehören der Partei derer an, welche, die Griffe der Kunst verschmähend, in dem Einfachen und Natürlichen das Rechte finden,

finden, und die Erbauung auf dem Wege suchen, der durch den Verstand zu Herz und Gemüthe führt. Und wenn Antritts- und Abschiedspredigten von Jeher Prüfsteine waren, auf welchen sich nicht Jeder bewährte, so bieten die in Rede stehenden nicht nur überhaupt schon manches Musterhafte dar, sondern sie zeugen insbesondere auch von dem Reichthume des Vfs., der bei so oftmaliger Wiederkehr derselben Situation dennoch, die rein unvermeidlichen Stereotypen abgerechnet, immer wieder Neues gab. — Nach einer Anmerkung unter der ersten war der Vf. Landprediger zu Borchersdorf, ungefähr zwei Meilen von Königsberg, wo er studirt hatte, als er den Ruf in seine Vaterstadt Danzig erhielt. Die im Jahre 1809 daselbst über Phil. 3, 12 gehaltene Antrittspredigt hat das Thema: wie glücklich unsere Verbindung seyn wird, wenn wir redlich nach Vervollkommnung streben. Erstens: was zu einem solchen redlichen Streben nach Vervollkommnung gehöre. Zweitens: wie viel es zum Segen unserer Verbindung beitragen müsse. Zunächst bemerken wir, daß „glücklich" im Thema nicht glücklich gewählt war, wie denn auch der Vf. selbst das Glück in Segen bei Anführung des zweiten Theils mit Recht verwandelt hat. Sodann sieht der Leser, daß das Thema nur einen Theil von beiden deckt. Endlich aber zeigt auch die ganze Predigt das Verfahren des Anfängers, der noch der Schule näher steht als dem Leben. — Ganz in anderer Kraft dagegen bewegt sich die Predigt, mit welcher er nach eilfjährigem Wirken von Danzig schied. In milder, herzbewältigender Beredtsamkeit handelt sie nach den Textesworten: wir haben hier keine bleibende Stadt; sondern die zukünftige suchen wir, von den Trennungen auf Erden, und stellt dieselben a) als unvermeidliche Ereignisse, b) als Veranstaltungen Gottes, c) als wohlthätige Veränderungen, und als solche dar, denen d) die Hoffnung eine unauflösliche Wiedervereinigung verbürgt. Besonders gefreut haben wir uns

der edeln Offenheit, womit der Vf. sich über die Gründe seines Uebergangs in ein anderes Amt ganz vor den Seinen ausspricht — ein Punct, in welchem die Hörer von den Redenden leider oft genug getäuscht werden. „Kann es — sagt er S. 200 — für den menschlichen Geist eine höhere Seligkeit geben, als die Seligkeit des Gedankens, Gott würdige ihn, in einem ausgedehnteren Wirkungskreise seine Kräfte zu üben und mehr Beiträge zum Wohle seiner vernünftigen Mitgeschöpfe zu liefern? Und darf ich den wohlthätigen Einfluß dieser Veränderung auf meine äußere Lage undankbar übersehen? Soll ich nicht Gott preisen, daß ich in den Verhältnissen meines neuen Amtes die Sorge für die Erhaltung meiner Familie weniger fühlen werde, daß ich, selbst wenn der Tod mich in den Jahren der Kraft überrascht, die Meinigen nicht ganz hilflos und von fremder Güte abhängig verlassen darf? Ihr habet mir zu viel Beweise der Liebe und des Wohlwollens gegeben, ihr habet mich durch zu viel Proben eurer Theilnahme noch in den letztverflossenen Tagen erfreut, als daß ich einen Augenblick zweifeln könnte, ob ihr den Schritt, den ich thue, gut heißet oder nicht, ob ihr mich mit Vorwürfen oder mit Segenswünschen begleitet." — Unsere Verbindung ist für die Ewigkeit geschlossen, war, nach dem vorigen Texte, das Wort, mit welchem der Vf. seine neue Gemeinde in Greifswald im Jahre 1820 begrüßte. Die Richtigkeit dieses Gedankens weist er nach a) an den Wahrheiten, die sie gemeinschaftlich zu erwägen hätten, b) an den Ansichten des irdischen Lebens, die sie hier auffassen lernen, und c) an den Bestrebungen, zu denen sie sich hier ermuntern sollten. Die Wichtigkeit jener Ueberzeugung aber drückt der Vf. so aus: wir werden, wenn sie uns beseelt, unsere Verbindung mit ernsthafter Ueberlegung eingehen, b) mit redlicher Treue pflegen und c) einst, wenn Gott über uns gebeut, mit seliger Hoffnung auflösen. Die Predigt, als in einer Universitäts-Stadt gehalten,

ten, nimmt einen etwas höhern Gang, und selbst Worte wie Harmonie S. 310 und Interesse der Völker und Staaten S. 309 kommen vor. Gleichwohl sind auch hier im Ganzen die Grenzen der Popularität nicht verlassen, und noch Viel weniger hat sich der Redner den Anforderungen eines verbildeten Geschmackes unserer Tage bequemt. Offen und ehrlich ruft er den Versammelten zu: „Vergesset es nicht — daß die Wahrheiten, die ich euch an's Herz legen, die Pflichten, zu denen ich euch ermuntern, die Hoffnungen, die ich in euch beleben soll, viel zu erhaben und wichtig sind, als daß sie des (falschen) Schmuckes der Einkleidung oder Darstellung bedürften. Die innere Kraft des Evangelii zur Erleuchtung und Veredlung der Menschen ist so groß, und die Sprache der innigen Ueberzeugung findet so sicher den Weg zum Herzen, daß ich diesen Ort entheiligen würde, wenn ich den ohnehin vergeblichen Versuch machen wollte, den himmlischen Glanz ewiger Wahrheiten durch den Schimmer menschlicher Beredtsamkeit zu erhöhen, oder mehr für eine angenehme Unterhaltung, als für bleibende Eindrücke zu sorgen." — Im Jahre 1826 schied der Vf. wieder mit dem Worte des Apostels: „Ich wußte Nichts, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Denn auf Jesu Unterricht — Beispiel — Verheißungen habe er die Seinen unabläßig hingewiesen. Darum dürfe er sich heute damit trösten, daß er nicht umsonst gearbeitet habe — daß ihre Verbindung noch fortdaure — daß sie selbst für den Himmel bestehen werde. Die Predigt ist ruhig, aber würdig. — Antrittspredigt in Hamburg im October 1826 über Joh. 21, 15—17. Daß von dem Lehrer des Evangelii Nichts weiter gefordert werden dürfe, als daß er Christum aufrichtig liebe. Der Vf. disponirt: „wer Jesum aufrichtig liebt, der ist eifrig in der Erforschung und Verbreitung evangelischer Wahrheit — und in der Uebung und Beförderung christlicher Tugend — er ist von dem Geiste der

De-

Demuth und des Friedens beseelt — er begehrt keinen irdischen Lohn für seine Thätigkeit — sondern richtet seine Blicke stets dorthin, wo der vollendete Erlöser thront." Ob das Alles im Begriffe der Liebe liege, und wiederum, ob damit der Begriff der Liebe gegen Christum erschöpft sei, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Daß man aber bei dem Vf. jenen Bedenklichkeiten nicht Raum zu geben habe, welche bei gewissen Leuten an ihrer Stelle sind, wenn sie nur von der Liebe zu Christo reden, dafür bürgt unter andern wieder die Stelle S. 350, wo er sich über seine Predigtweise sehr treffend also ausspricht: „Erwartet nicht, daß ich durch überraschende Neuheit bei der Wahl der Gegenstände, die ich behandle, durch rednerische Darstellung derselben, durch glänzenden Schmuck, durch kühne Wendungen, durch unerwartete Bilder, durch künstliche Ueberredung nach zweideutigem Beifalle haschen werde;" und noch unzweideutiger eine andere, wo er sich über das Predigen der lauteren christlichen Wahrheit ausspricht: „Ich erkenne es zu deutlich und fühle es zu tief, welch ein unendlicher Abstand zwischen dem Evangelio und den Lehren und Behauptungen auch der ausgezeichnetsten Geister sich findet, als daß ich sie mit einander vermischen und ihnen ein gleiches Ansehen beilegen sollte. Selbst die Schriften der Apostel unterscheiden sich von den Reden des Herrn dadurch, daß sie die Farbe ihrer Zeit und ihres Volkes an sich tragen, daß sie überall besondere Umstände und Verhältnisse berücksichtigen und, was sie gar nicht verhehlen, auch eigenthümliche Ansichten und persönliche Meinungen nicht ohne Schüchternheit vortragen; während die Reden des Herrn ihrem Inhalte und ihrer Einkleidung nach über die Beschränkungen der Zeit und des Orts so hoch erhaben sind, daß bei der fortgeschrittenen Bildung, bei den veränderten Sitten, bei dem ganz umgeschaffenen häuslichen und öffentlichen Leben ihre Kraft und Schönheit nicht nur nicht geschwächt ist, sondern immer herrlicher und göttlicher hervorstrahlt. So lange

die

die Erde von Menschen bewohnt seyn wird, werden sie die unverkennbaren Merkmale ewiger und untrüglicher Wahrheit an sich tragen und die Versicherung des Herrn bestätigen: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." — In Hamburg scheint der Vf., außerhalb seiner Gemeinde, nicht ohne Anfechtung geblieben zu seyn. Die Abschiedspredigt im Jahre 1833 über 1 Thess. 1, 2—5 gehalten: die heiligen Bande, welche uns auch nach der unvermeidlichen Trennung verknüpfen, deutet darauf hin. „Genug, du, meine theuere Gemeinde, hast mir nur wohlgethan" — und wieder S. 195: „oft wenn ich von irgend einer unangenehmen Erfahrung schmerzlich berührt, durch die Vereitlung einer schönen Hoffnung gebeugt, wohl gar durch persönliche Angriffe verletzt, unfähig, jede herbe Erinnerung aus der Seele zu verbannen, an dieser Stätte erschien, erquickte mich eure Nähe; ihr waret dieselben geblieben, davon überzeugte mich Alles, und es fehlte mir weder die Stimmung noch die Weihe, nach der ich mich sehnte." Freilich durfte er auch von dieser Gemeinde sagen: „Bei den sich von allen Seiten darbietenden Mitteln, bekannt zu werden mit den abweichenden Vorstellungen über manche Gegenstände des Glaubens, und bei dem Ernste, den ihr an den Tag legtet, in der Erkenntniß zu wachsen, durfte ich den Kampf der Meinungen, der unsere Zeit bewegt und die Ausbreitung der evangelischen Wahrheit auf mannigfache Weise erschwert, nicht versuchen vor euch zu verbergen. Ich durfte und mußte mich offen und frei über die Erscheinungen aussprechen, die ihr zum Theil selbst zu beobachten Gelegenheit hattet. Ohne Rückhalt habe ich in eurer Mitte meine Ueberzeugung an den Tag gelegt, denn nicht bloß Milch durfte ich euch geben, wie den Anfängern in christlicher Erkenntniß, ihr erwartetet stärkere Speise." Ueber die theologische Denkart, die ihn dabei leitete, spricht er sich noch bestimmter S. 198 aus: Meine Bildung fiel in die glückliche

Zeit,

Zeit, wo die Verschiedenheit der Vorstellungen über Gegenstände, welche außerhalb des Gebiets der Erfahrung liegen, als etwas ganz Unvermeidliches betrachtet, und Niemandem das Recht verkümmert ward, Alles zu prüfen und das Gute zu behalten; und unter dem Einflusse dieser glücklichen Freiheit bereitete ich mich vor auf den Beruf, den ich mit Liebe umfaßte. Es wäre traurig, wenn ich im Laufe der Zeit nicht Gelegenheit gefunden hätte, meine Einsichten zu berichtigen, zu erweitern, zu bevestigen; aber den Grundsätzen, zu denen ich mich gleich Anfangs nach sorgfältiger Prüfung bekannt habe, bin ich nie untreu geworden — — und das sei euch meine Bürgschaft, daß ich der Eure bleibe im Glauben. Wenn ich euch als protestantischen Christen zurufe: ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte; so lege ich zugleich das Gelübde in eure Hand, der erkannten Wahrheit treu zu bleiben bis in den Tod." — Sein Amt in Bremen endlich trat der Vf. im Mai 1833 mit dem Vortrage über 1 Cor. 4, 1. 2 an: wie freudig und getrost der Lehrer des Evangelii sein Amt verwalten kann, wenn er sich das Zeugniß geben darf, daß er ein treuer Haushalter sei über Gottes Geheimnisse. Erstens: was dazu gehört, ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse zu seyn; Zweitens: wie das Bewußtseyn dieser Treue dem Lehrer Freudigkeit gibt und getrosten Muth. Die Partition leidet an dem nämlichen Fehler, den wir an der ersten Predigt rügten; und im Thema würden wir das „freudig" auf das „getrost" haben folgen lassen, an Statt daß es bei dem Vf. wider das Gesetz der Gradation jenem vorhergeht. Uebrigens aber ist auch dieser Vortrag des Vfs. würdig, und wenn er S. 227 sagt, „daß ein Mann, der bereits fünf und zwanzig Jahre der Kirche des Herrn gedient habe, es sich nicht verhehlen dürfe, wie seine Sonne sich zum Untergange zu neigen anfange, und gefaßt darauf seyn müsse, von jüngern kräftigern, muthigern, Män-

Männern verdunkelt zu werden;" so ist an der Rede selbst nicht zu merken, daß der Redner alt geworden sei, und kein Grund bemerkbar, der ihn als Nachfolger Dräseke's besorgt machen dürfte. Denn gerade das ist ein, oft unerkannter, Segen der ruhigen, besonnenen, christlich-soliden Beredtsamkeit, welcher der Vf. huldigt, daß sie ihren Freunden auch bei höherer Geistesreife und bis ins Alter treu und zu eigen bleibt; während die Priester ihrer poetischen, hochgemüthlichen, nach Effecten haschenden Stiefschwester in der Regel frühe altern, und gewöhnlich schon des Abends alle Pfeile verschossen haben. Die Freunde der wahren christlichen Beredtsamkeit haben, wie das Gesetz der Natur des menschlichen Geistes für sich, so das lautere Vorbild ihres Strebens und die unversiegbare Quelle ihres Reichthums in der heiligen Schrift. „Obgleich ich, sagt in dieser Beziehung der Vf., seit ich meinen Beruf mir wählte, meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Erforschung dessen gerichtet habe, was den eigentlichen Inhalt der Offenbarungen Gottes durch Christum ausmacht: so hat mich doch die Erfahrung überzeugt, daß dem, der treu und unermüdet forscht, ein immer größerer Reichthum sich entfaltet, und, so wie eine Dunkelheit nach der andern schwindet und ein scheinbarer Widerspruch nach dem andern sich löst, das Licht des Evangelii immer herrlicher und göttlicher hervorstrahlt." — Unter den übrigen der Sammlung bemerken wir zunächst die achte Predigt des ersten Bandes, über welche, als sie einzeln erschienen sei, Leute einer gewissen Farbe, laut Vorrede, den Stab gebrochen hätten. Freilich handelt sie auch, nach Matth. 22, 15—22 und als Vorbereitung auf das Reformationsfest, von der Wichtigkeit des Vernunftgebrauchs in der Religion. Die Vernunft ist nach dem Vf. die Bedingung aller religiösen Erkenntniß — die Erfinderin religiöser Wahrheiten — unentbehrlich, um die heilige Schrift nur zu verstehen — unentbehrlich, um das Göttliche in ihren Offen-

Offenbarungen zu erkennen — unentbehrlich endlich, um die Wahrheiten des Evangelii von den Zuthaten des Wahns und Aberglaubens zu befreien. Wir haben an dieser Predigt allerdings auch auszustellen, daß von einer Apellation nur an den gesunden Menschenverstand im Texte der Uebergang zum Gebrauche der Vernunft in religiösen Dingen genommen wird, und daß zu der Schilderung S. 117 noch gehöre, daß die Vernunft das Vermögen der Ideeen sei und eben so auch die Kraft zu glauben in sich trage. Aber das Gute, Treffende und Wahre ist bei Weitem überwiegend, und sichert dem Vortrage einen bleibenden Werth. Da wo die Vernunft als Erfinderin religiöser Wahrheiten geschildert wird, heißt es unter Anderem: „Und jene einst so blühenden, durch Wissenschaft und Kunst geadelten Völker der alten Welt, woher hatten sie denn Alles, was sie von Gotte und seinem Willen, von der Natur und Bestimmung des Menschen, von Unsterblichkeit und Vergeltung mit größerer oder geringerer Wahrheit und Sicherheit erkannten? Jene berühmten und bewunderten, über ihre Zeitgenossen hoch hervorragenden Geister im heidnischen Alterthume, wodurch gelangten sie denn zu der geläuterten und würdigen Erkenntniß des Ewigen, zu den reinen und erhabenen Erwartungen von der Zukunft jenseit der Gräber? Die Vernunft war es, das Licht, das in den Menschen ist, wie der Erlöser es ausdrückt u. s. w." Dann wieder S. 123 eine treffliche Nachweisung, daß die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung nur mit Hilfe der Vernunft erkannt und geschätzt werden könne: „Wollten wir uns dabei beruhigen, meine Zuhörer, daß wir das Christenthum als göttliche Offenbarung von unsern Vätern ererbt haben, und von Jugend auf gewohnt sind, es so zu betrachten? O, es gibt keine Gestalt des Aberglaubens und religiöser Schwärmerei, keine Gräuel des Heidenthums, die nicht, wenn solch ein Beweis befriedigend wäre, für ehrwürdig ausgegeben werden könnten. Oder

sollten

sollten wir das Christenthum ohne weitere Prüfung schon darum für göttlich halten, weil der Stifter desselben sich einen Gesandten Gottes nennt? Dasselbe haben sich alle Religionsstifter, selbst die Verkündiger der widersinnigsten Thorheiten, erlaubt. Oder können wir uns etwa bei dem Zeugnisse der Schüler Jesu beruhigen? Auch falsche Propheten haben sich Anhänger zu verschaffen gewußt, die für ihre Sache lebten und starben. Oder soll uns die schnelle Ausbreitung des Christenthums eine Bürgschaft für seinen göttlichen Ursprung seyn? Ach, weit schneller und glücklicher, als die Boten des Evangelii durch die Predigt desselben, hat Mahomed mit seinem Schwerte in der Faust Schüler und Anhänger gewonnen, so daß die Menge derer, welche sein Aberglaube beherrscht, weit größer ist, als die Zahl derer, welche dem Evangelio huldigen. Wollen wir uns nicht selbst täuschen, und Statt eine klare, beruhigende und dauerhafte Ueberzeugung zu erlangen, uns bei einem dunkeln Gefühle, oder einem auf fremdes Ansehen gegründeten und eben daher leicht erschütterlichen Glauben beruhigen, so müssen wir uns des Mittels bedienen, welches der Herr selbst empfiehlt, wenn er spricht u. s. w." — Wunder hat uns die zwölfte Predigt des zweiten Bandes mit ihrem Thema genommen: daß es am Gerathensten sei, die Leiden unserer Nebenmenschen als unverschuldete Prüfungen, die Leiden aber, welche uns treffen, als wohlverdiente Strafen zu betrachten. Mit einem Fuße also steht der Vf. doch auf der Seite derer, welche, wie jener Berliner, predigen: alles Leiden ist Strafe, und insbesondere, während die Cholera herrschte, von Nichts, als von Strafgerichten Gottes, wußten. Er ist aber, das fühlt man wohl, mit sich selbst in dieser Predigt nicht recht eins geworden. Schon das „am Gerathensten" im Thema zeugt von einem Mangel an Entschiedenheit. Und in dem Vortrage selbst nehmen die drei Vorbemerkungen: „es gibt

Un-

Unfälle, die man unmöglich für etwas Anderes halten kann, als für nothwendige Folgen der Sünde — aber man kann auch oft, ohne sich zu täuschen, die Widerwärtigkeiten, mit denen man selbst kämpft, für unverschuldete Uebel erkennen — und endlich, gibt es auch allgemeine Drangsale, die schon darum, weil sie Gute und Böse ohne Ausnahme und mit gleicher Härte treffen, unmöglich für Strafen der Sünde gelten können," nicht nur den bedeutendsten Raum ein, sondern sie widerlegen auch schon im Voraus Beides, was die Predigt beweisen will. Wir können uns den Mißgriff des Vfs. nur dadurch erklären, daß er, während der Cholera und an einem Bußtage sprechend, die Betroffenen vor lieblosen Urtheilen schützen, die Sicheren aber zur Buße leiten wollte. So aber, wie er es that, stellte er sich seine Ziele auseinander und traf, beide fehlend, mitten durch. — Besser in's Schwarze trifft dagegen die Bußtagspredigt von 1833, wo er es über 1 Joh. 1, 8. 9 mit der gefährlichen Gewohnheit, seine Verschuldung zu leugnen, zu thun hat. Jene Gewohnheit wird näher bezeichnet als das Bemühen, unsere unleugbaren Fehler für unbedeutend auszugeben — oder unsere guten Eigenschaften als eine hinreichende Entschuldigung darzustellen — oder die Schuld auf Andere zu schieben — oder gar die Anklage gegen Gott selbst zu richten. Das Gefährliche aber findet der Redner darin, daß jene Gewohnheit den traurigsten Selbstbetrug zur Folge habe — eine Verletzung der Ehrfurcht gegen Gott sei — unfähig mache zur wahren Besserung unseres Herzens — und unwürdig der Vergebung unserer Sünden. — Sehr ansprechend ist die Predigt am Erscheinungsfeste, welche die Kinder als rührende Beweise der göttlichen Vorsehung darstellt, und zwar a) nach den Anstalten, die ihren Eintritt in die Welt vorbereiten, b) nach den Einrichtungen, durch die ihnen

ihnen Gott das Leben erhält, c) nach den Anlagen und Kräften, welche er in ihre Seelen legte, und endlich d) nach der Bestimmung, zu welcher er die Kinder berief. Wir vermissen hier noch Eins: die Mittel und Wege, durch die er sie dieser ihrer Bestimmung entgegenführt; was an dem Beispiele des h. Kindes im Texte recht gut nachgewiesen werden konnte. Die Verpflichtungen, welche der Vf. daraus herleitet, sind: frommer Dank gegen den, der sich auch in unserer Kindheit verherrlicht hat; weisen Gebrauch unseres Lebens und unserer Kräfte; frommes Arbeiten an der Kinderwelt, um die Absichten Gottes mit ihnen zu fördern; und die freudigste Hoffnung des Besserwerdens in Zukunft. — Wenn wir im Allgemeinen zu Obigem noch bemerken, daß der Vf. seine Texte in der Regel gründlich auslegt und mit Fleiß' erläutert, daß er das Bibelwort lieb hat, es häufig zu bündigem Beweise anwendet und in untergesetzten Anmerkungen die einzelnen Stellen sogar und gewissenhaft, citirt; so glauben wir dem Leser ein ziemlich treues Bild von der ernsten, soliden und treubiblischen Predigtweise desselben gegeben zu haben. Wir erwähnen nur noch einige Themata, die, an sich ansprechend, auf die gelungene Ausführung schließen lassen. Am Gründonnerstage: Daß der kein wahrer Christ seyn könne, dem das Bedürfniß fehlt, das Abendmahl Jesu zu genießen. Am Charfreitage: Daß unser Abschied von der Erde nur dann glücklich seyn könne, wenn wir mit aufrichtiger Achtung gegen unsere irdischen Verbindungen erfüllt sind. Nach der Hinrichtung eines Raubmörders und Brandstifters über Joh. 15, 26 — 16, 4. Ueber die Verwandtschaft der Laster. Am 1. S. n. Epiphanias: Die Gewohnheit, da Andern Vorwürfe zu machen, wo wir uns selbst anklagen sollten. Orgelweihpredigt über Joh. 4, 24. Die sinnlichen Beförderungsmittel der Andacht. Im zweiten Bande zeichnen wir

wir folgende aus: Am Neujahrstage 1832 über Hiob 14, 1—4: Der Ernst des irdischen Lebens. Am Jubelfeste 1830 über Joh. 18, 37: Das Gelübde der treuen Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit. Am S. Oculi: Daß die wahre Gemeinschaft mit dem Erlöser auf der Befolgung der göttlichen Gebote beruht. Am S. Jubilate: Wie Gott Aeltern sorgen erleichtert und belohnt. Am 10. S. n. Tr.: Die Ermunterungen, welche der frühe Tod guter Menschen uns darbeut. Casualpredigt, nach einem Jubelfeste in der Gemeinde über Ps. 90, 10: Das glückliche Alter.

Der Vf. scheint auch Dichter zu seyn. So schließt er z. B. gleich die erste Neujahrspredigt des zweiten Bandes metrisch. Auch das Vater Unser hat sich einer metrischen Umformung unterwerfen müssen. Es lautet in ihr:

Unser Vater im Himmel, geheiliget werde dein Name;
Zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe auf Erden,
Wie er im Himmel geschieht; gib gnädig das tägliche Brod uns;
Und vergib uns die Schuld, wie wir den Brüdern vergeben.
Führ' in Versuchung uns nicht, erlös' uns mächtig vom Bösen,
Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit ewiglich. Amen.

Die christliche Religionslehre. Zur Anregung und Unterweisung für Schüler der ersten Classe auf Gelehrtenschulen. Ein Versuch von H. E. Schmieder, evangel. Pred. und Prof. an der königl. preuß. Landesschule Pforta. Leipzig 1833, bei Vogel. 8 Gr.

Die vielen Bemühungen, welche in der evangelischen Kirche neuerlich auf Abfassung angemessener Religionslehrbücher für den Schulgebrauch verwendet worden sind, sind einer Seits

ein

ein erfreuliches Zeichen des Werthes, welchen man der religiösen Bildung wieder ziemlich allgemein beilegt, anderer Seits aber auch ein Beweis, daß diese Bücher, sollen sie dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechen, eine der schwierigsten Aufgaben schriftstellerischer Thätigkeit sind. Am Meisten stellen sich diese Schwierigkeiten freilich bei der Abfassung eines auf die Volksschulen und den Confirmandenunterricht, so wie auf die kirchlichen Katechisationen berechneten Religionslehrbuchs heraus, und unter vielen zum Theil sehr rühmlichen Versuchen dieser Art ist doch bis jetzt kein Katechismus zu Tage gefördert worden, der sich des ungetheilten Beifalls sachkundiger Beurtheiler zu erfreuen hätte und der allgemeinen Einführung in der evangelischen Kirche Deutschlands würdig erachtet werden könnte. Ein solcher sogenannter Katechismus ist aber ohne Frage das wichtigste Volksbuch, da er nicht allein eine Grundlage für den Jugendunterricht abgeben, sondern auch als treues, das ganze Leben begleitendes Hand- und Erinnerungsbuch für das christliche Volk dienen muß. Er muß nicht bloß in formaler und methodischer Hinsicht allen billigen Anforderungen genügen und sich in diesem Bezuge durch richtiges Maß, lichtvolle übersichtliche Anordnung, Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe und Erklärungen, Verständlichkeit und Eindringlichkeit des Ausdrucks, Reinheit, Kraft und Behaltbarkeit der Sprache u. s. w. auszeichnen, sondern auch seinem Inhalte nach sowohl dem Stande der allgemeinen Bildung unserer Zeit, als den Fortschritten der theologischen Wissenschaft und der Bibelforschung insbesondere entsprechen. Dem steht nun aber der Mangel eines den wirklichen christlichen Glauben der Gegenwart darstellenden kirchlichen Lehrbegriffs hemmend entgegen. Denn dasjenige Lehrsystem, welches seinen Hauptbestandtheilen nach aus dem durch die Scholastiker aufgestellten dogmatischen Gebäude der katholischen Kirche in Folge der im Reformationszeitalter noch in ihrer Kindheit und im Zustande der Unfreiheit befindlichen Wissenschaft

senschaft der biblischen Exegese, in die symbolischen Bücher der lutherischen und der reformirten Kirche übertragen worden ist, hat durch die Ergebnisse der neuern theologischen Forschungen sein Ansehen und seine Geltung thatsächlich verloren. Hätte es aber auch noch einer anderen Antiquirung des alten symbolischen Lehrbegriffs bedurft, so wäre diese durch die Union der beiden protestantischen Kirchen, deren öffentliche Lehrurkunden in wenigstens theilweisem Widerspruche mit einander stehen, unverkennbar bewirkt worden. Da nun gleichwohl ein allgemeines Religionslehrbuch für das Volk und die Volksschule der Sanction der Kirche bedarf, gegenwärtig aber allgemein anerkannte Normen fehlen, nach welchen dieselbe ertheilt oder verweigert werden könnte: so scheint zur Einführung eines allgemeinen Katechismus für die evangelische Kirche die Zeit noch nicht gekommen zu seyn, und es läßt sich auch noch gar nicht voraussehen, wann sie kommen wird, da ein Zusammentreffen mehrfacher für die Kirche günstiger Umstände zu ihrer Herbeiführung erforderlich ist. Wahrscheinlich wird der jetzige interimistische, weder für die Bewahrung der kirchlichen Einheit, noch für die Förderung des kirchlichen Lebens vortheilhafte Zustand noch geraume Zeit fortdauern, so daß hier der alte luther'sche oder heidelbergische Katechismus oder ein anderes älteres Lehrbuch beibehalten, dort aus der Unzahl neuerer Schriften dieser Art eine ausgewählt und nach den oft sehr subjectiven und einseitigen Ansichten einer Consistorialbehörde ohne Weiteres zu einem Landeskatechismus gestempelt, dort endlich durch gegenseitiges Mäkeln und Accordiren zwischen Rationalismus, Supernaturalismus und Mysticismus ein sogenannter Katechismus der Uebereinstimmung erzielt wird, mit dem eigentlich Niemand übereinstimmt, sondern der als ein Gemisch von Licht, Zwielicht und Finsterniß weder das wahre Bedürfniß der Zeit, noch auch die eigenthümlichen Ansprüche der verschiedenen Parteien zu befriedigen vermag.

Weit

Weit wenigeren Schwierigkeiten unterliegen die für die höhere Jugendbildung bestimmten Religionslehrbücher, weil sie an sich schon die Religion als einen Gegenstand reifern Nachdenkens und tieferer Prüfung behandeln müssen und sich daher an die Resultate der wissenschaftlichen Bestrebungen, die Lehren der Kirche zu ihrer Reinheit und Klarheit zurückzuführen, besser anlehnen können. Die Wichtigkeit auch dieser Schriften bedarf keines Beweises und muß in demselben Grade Anerkennung finden, als man in neuerer Zeit dem Religionsunterrichte an den obern Gymnasialclassen größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet hat.

Unleugbar ist die im Ganzen noch immer herrschende Kälte und Gleichgiltigkeit des Zeitalters gegen Religion und Kirche von den gebildeteren Ständen auf die untern Volksklassen übergegangen. Eine Folge des der Religion abgewandten Sinnes unter den Gebildeten und zugleich eine Ursache der unter ihnen verbreiteten Unkirchlichkeit und Irreligiosität war die Vernachlässigung der religiösen Bildung auf den höhern Schulen. Diese ging in der That so weit, daß nicht nur der Religionsunterricht neben den historisch-linguistischen Lectionen mit offenbarer Geringschätzung behandelt, sondern auch durch Wort und Beispiel der Lehrer der religiöse und kirchliche Sinn in den Schülern mehr abgestumpft und ertödtet, als geweckt und ausgebildet wurde. Welche Folgen dieser Umstand für das bürgerliche Leben der gebildeteren Jugend haben mußte, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Als nun, in Folge einer gegen unsere Gymnasialbildung gerichteten und deren Werth überhaupt in Zweifel ziehenden Kritik, eine Revision der bestehenden Gymnasialeinrichtungen nothwendig wurde, konnte neben andern Mängeln die eben angedeutete Schattenseite in Betreff der religiösen Bildung um so weniger verborgen bleiben, als die Zeit das Bedürfniß der Religion wieder lebhafter zu empfinden angefangen hatte. Man

ist daher wenigstens hier und dort ernstlich auf größere Sorgfalt für die religiöse Bildung der Gymnasialjugend bedacht gewesen, und dieser Zweck wird unseres Erachtens um so gewisser erreicht werden, je mehr folgende Erfordernisse Berücksichtigung finden: 1. Der Religionsunterricht muß auf Gymnasien neben den übrigen Lehrfächern die ihm nach seiner Wichtigkeit gebührende Stelle einnehmen, aber zugleich in einem Geiste ertheilt werden, der mit den Resultaten der übrigen Gymnasialstudien nicht in Widerspruche, sondern in Einklange steht, und die Religion nicht als etwas Aeußerliches, Starres, in Passivität zu Empfangendes, sondern als das Höchste, Innerlichste, Lebendigste, Freieste und Geistigste im Menschen erkennen, das Christenthum aber als die vollkommenste, unter göttlicher Leitung den Menschen zu ihrem Heile von Gotte mitgetheilte religiöse Lehre und Anstalt ehren und sich aneignen lehrt, wobei jedoch der Kern von der Schale, das Wesen von der Hülle, die Form der Mittheilung und Einführung vom bleibenden Geiste unterschieden werden muß. — 2. Es ist im Allgemeinen bei Weitem vorzuziehen, daß der Religionsunterricht in Gymnasien nicht einem der Anstalt nicht ganz und zunächst angehörenden Geistlichen übertragen, sondern von dem Hauptlehrer einer jeden Classe ertheilt werde. Wird diesem der Religionsunterricht genommen, so wird ihm damit das beßte Mittel und die schönste Gelegenheit entzogen, sich zu seinen Zöglingen in ein innigeres Verhältniß, als das gewöhnliche des Lehrers zu seinen Schülern ist, zu setzen, kräftig und allseitig auf sie einzuwirken und eine wahrhaft harmonische Ausbildung bei ihnen zu vermitteln. Freilich muß aber bei der Anstellung eines Classenlehrers an obern Abtheilungen der Gymnasien darauf gesehen werden, daß derselbe mehr als ein geschickter Philologe und Kritiker sei; er muß nicht bloß ein praktisch-, sondern auch ein wissenschaftlich-religiöser Mann und namentlich mit der neutestamentlichen Exegese nach ihrem gegen-

gegenwärtigen Standpuncte vertraut seyn. Vermuthlich ist dieses auch der Gedanke, welcher einer neuern preußischen Verfügung, daß die Prüfung der Schulamtscandidaten, welche Gymnasial-Oberlehrer werden wollen, sich auch auf Bekanntschaft mit dem biblischen Grundtexte erstrecken soll, zu Grunde liegt. — 3. Zur religiösen Bildung der Zöglinge einer höhern Schulanstalt gehören außer den Religionsunterrichtsstunden auch Religionsübungen. Es ist in der Ordnung, daß jedes Schultagewerk von den versammelten Classen mit feierlichem Gesange und Gebete eröffnet werde, zu welchem Behufe es jetzt mehrere gute Sammlungen von Gesängen und Gebeten gibt (Fritzsche, Kästner, Küchler u. A.). Aber zweckmäßig wäre es auch, zu Anfange und am Schlusse der Schulcursus und bei anderen Veranlassungen religiöse Schulfeierlichkeiten anzustellen, bei denen denn eine den Umständen und dem Bildungsgrade der Schüler angemessene Rede eines Lehrers ihres Eindrucks auf die Gemüther gewiß nicht verfehlen würde. Daß die den kirchlichen Versammlungen angehörigen und dem Geistlichen als Liturgen zustehenden Verrichtungen und Gebräuche hier keine Anwendung finden können, bedarf keiner Erinnerung. — 4. Da indessen solche Religionsübungen einer Schulanstalt begreiflich nur das ersetzen können und sollen, was einem wohlgeordneten Familienkreise seine häuslichen Andachtsübungen sind, so muß eine christliche Bildungsanstalt, die diesen Namen verdienen will, auch darauf Bedacht nehmen, daß sich ihre Zöglinge in Zeiten als Mitglieder der christlichen Kirche erkennen und fühlen lernen. In der Jugend schon muß sich ein kirchlicher Gemeinsinn den empfänglichen Gemüthern einpflanzen, der weit davon entfernt ist, das Werk todter Gewohnheit oder äußern Zwanges zu seyn. Ueber Bedeutung, Nothwendigkeit und Segen der christlichen Kirche müssen die Begriffe aufgeklärt und für die christliche Gemeinschaft, deren Anstalten, Versammlungen, Heiligthümer, Feste ꝛc. müssen die Herzen er-

wärmt werden. Wirksamer als Lehre und Ermahnung wird auch in diesem Puncte für die Jünglinge sich Sinn und Verhalten ihrer Lehrer erweisen.

Um dem erstgenannten dieser Erfordernisse, der Ertheilung eines angemessenen Religionsunterrichts in den obern Gymnasialklassen, zu genügen, dazu kann der Gebrauch eines zweckmäßigen Lehrbuchs Viel beitragen. Da an Lehrbüchern dieser Art noch keineswegs ein Ueberfluß vorhanden, wohl aber zu wünschen ist, daß es den betreffenden Anstalten und Lehrern möglich sei, unter denselben nach ihren Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten eine Auswahl zu treffen: so nahmen wir die oben erwähnte Schrift mit Vergnügen zur Hand, weil wir in derselben eine dankenswerthe Bereicherung dieses Theils unserer Literatur zu finden hofften. Wir wollen nun sehen, welche Stelle dieselbe unter ihren ältern Schwestern einzunehmen berechtigt ist.

Es war ein unbestreitbares Verdienst, welches sich der verstorbene Kanzler Niemeyer zu einer Zeit, da man erkannt hatte, wie ungeeignet eine tractatio theol. dogmaticae und theol. moralis nach dem alten Zuschnitte für den Gymnasialunterricht sei, und da man beinahe Lust zu haben schien, den Religionsunterricht von dem Lehrplane der Gymnasien ganz auszuschließen durch Herausgabe seines „Lehrbuchs für die obern Religionsclassen in Gelehrtenschulen" erwarb. Konnte dasselbe diesem Unterrichtsgegenstande auch nicht überall das ihm gebührende Ansehen sichern, so trug es doch Viel dazu bei, eine gänzliche Vernachlässigung desselben zu verhüten und den Weg zu zeigen, auf welchem er allein für die eine wissenschaftliche Bildung erstrebenden Jünglinge angemessen und fruchtbar eingerichtet werden kann. Wie sehr dieses Buch zeitgemäß war und ein wirkliches Bedürfniß befriedigte, erhellt aus seiner fast allgemeinen Einführung und aus der Menge von Auflagen, welche es erlebt hat. Dasselbe schließt sich in seinen historischen,

wie

wie in seinen systematischen Theilen an die Ergebnisse der neuern wissenschaftlichen Theologie an, vermeidet die wahrhaft abstossenden altscholastischen Terminologieen und Distinctionen der kirchlichen Dogmatik und hebt, die philosophischen und christlichen Elemente der Religionslehre verbindend, in lichtvoller Anordnung und Darstellung die Geist und Herz erhebenden, wahrhaft praktischen Momente derselben hervor. Wenn nun denkende Lehrer gleichwohl lange schon bemerkt haben, daß das niemeyersche Lehrbuch nicht mehr allen Anforderungen der Gegenwart entspricht, so kann dieß wenig auffallen, wenn man an die Zeit seiner Abfassung und an die Fortschritte denkt, welche die Religionswissenschaften sowohl als der Gymnasialunterricht seitdem gemacht haben. Gleichwohl hat dieses Lehrbuch von den meisten seiner mit ihm concurrirenden Nachfolger nicht zu fürchten verdrängt zu werden. — Dieß gilt namentlich von dem ebenfalls für obere Classen der Gymnasien bestimmten „Lehrbuche des christlichen Glaubens und Lebens, Berlin 1823" von Marheinecke, in welchem ein für unsere durch das Mark altclassischer Studien genährten Gymnasien ungenießbares, mit Hegelismus stark versetztes Christenthum in dem Gewande des altkirchlichen Lehrbegriffs und in einem für diesen Unterricht ganz ungeeigneten antithetischen Tone aufgetischt wird. Es war ein Zeichen des unter den deutschen Gymnasiallehrern und höhern Schulbehörden herrschenden gesunden Urtheils, daß dieses Lehrbuch nach einer sein Wesen richtig würdigenden Anzeige in der Allgem. Lit. Zeit. von ihnen fast allgemein verschmäht wurde und auf geradem Wege der Vergessenheit entgegenging. — Dasselbe Schicksal müssen wir, wenigstens hinsichtlich ihrer Bestimmung für Gymnasien, einer neuern Arbeit des Seminardirectors Harnisch verkündigen, welche unter dem Titel: Vollständiger Unterricht im Christenthume. Geschichte und Lehre mit Erbauung, für höhere Volksschulen, Bürgerschulen, Berufsschulen, Schullehrerseminarien

und

und Gymnasien, so wie für den häuslichen Gebrauch bearbeitet. Halle 1831, erschien. Man weiß in der That nicht, ob man sich mehr über das kecke Selbstvertrauen des Hrn. H. oder über die pädagogische Verkehrtheit wundern soll, durch ein und dasselbe Buch gleichmäßig für die religiösen Bedürfnisse aller möglichen Schulanstalten, von der Volksschule bis zum Seminare und Gymnasium, und noch obendrein des häuslichen Lebens sorgen zu wollen. Eine gute Predigt muß den Hochgebildeten, wie das Volk ansprechen und befriedigen; ein Religionslehrbuch aber wird in der Regel um so vollkommner seyn, je bestimmter es ausschließlich auf eine besondere Classe von Lernenden berechnet ist. Ueberhaupt muß dem Hrn. H. der Beruf zur Abfassung von Religionsschriften abgesprochen werden. Er hat um Jugendunterricht und Volksschulwesen unleugbar einige Verdienste; aber durch seine Religionslehrbücher hat er denselben kein neues hinzugefügt. Er fürchtet sich vor dem Lichte, welches die neuere Theologie über den starren Auctoritätsglauben verbreitet hat; er fühlt sich heimischer in seinem Nebel und Helldunkel. Mag das bei ihm immerhin der Fall seyn; möge er nur seine vergeblichen Versuche sparen, auch bei Andern das Licht, das sich einmal Bahn gebrochen hat, wieder zu verdrängen. Möge er einsehen lernen, daß er bei aller Mühe, die er sich gibt, geistreich und gemüthvoll zu schreiben, in seinen Religionslehrbüchern doch mehrentheils nur breit und oft läpplich ist, und möge er nicht verkennen, daß er, wie in seinem Commentare über den luther'schen Katechismus neben Dinter, so in dem obigen Lehrbuche neben Niemeyer, Bretschneider u. A. doch nur als ein ohnmächtiger Zwerg erscheint. — Das beste Religionslehrbuch für die obern Classen der Gymnasien ist neben dem niemeyerschen ohne Frage das von einer gewissen Schulbehörde, die sich gern die Förderung der deutschen Intelligenz nachrühmen läßt, verworfene von Bretschneider, (2te Aufl. 1827). Die wichtigsten

sten Vorzüge desselben, auch vor dem niemeyerschen, möchten folgende seyn: 1. Es hat im Allgemeinen eine höhere wissenschaftliche Haltung; 2. Es berücksichtigt auf angemessene Weise die durch neuere theolog. Forschungen gelieferten Ergebnisse; 3. es enthält eine der christlichen Religionslehre vorausgeschickte, in vieler Hinsicht zweckmäßige philosophische Begründung; 4. es stellt den biblischen Religionsinhalt in seiner fortschreitenden Entwickelung dar und unterscheidet sonach zweckmäßig eine patriarchalische, eine mosaisch-prophetische und eine christliche Periode, wobei jedoch zu beachten ist, daß die erste, wie wir sie aus dem A. T. kennen, sicher eine starke Färbung von der zweiten erhalten hat; 5. es behandelt mehrere wichtigere, von Niemeyer nicht genug berücksichtigte, Puncte ausführlicher und angemessener, wohin wir namentlich die Lehre von der christlichen Kirche und ihren Anstalten rechnen. Dagegen wollen wir auch Dasjenige nicht verschweigen, was praktische Schulmänner an Bretschneiders Lehrbuche mit Fug auszustellen finden dürften. 1. Es ist nur für die oberste Abtheilung der Gelehrtenschulen passend, für die zweite ist es zu hoch gehalten, und wo es dort gebraucht wird, fehlt es hier an einem geeigneten Lehrbuche, während das niemeyersche auch für die zweite Classe gleichsam zu einem vorläufigen Cursus geeignet ist. 2. Dadurch, daß der Vf. eine besondere philosoph. Elementarlehre und eine philosoph. Religionslehre vorausgeschickt hat, hat er sein Buch für diejenigen Lehrer, welche in ihren philosoph. Ansichten oder auch nur in ihrer philosoph. Methode von ihm abweichen, mehr oder weniger unbrauchbar gemacht. 3. Der Vf. hat einige seiner eigenthümlichen Meinungen, in denen er von den meisten Anhängern der neuern wissenschaftlichen Theologie abweicht, mit zu vielem Gewichte hervorgehoben, wohin namentlich seine Offenbarungstheorie gehört. 4. Daß die Sittenlehre mit der Religionslehre verbunden ist, läßt sich im Allgemeinen in einem Buche dieser Art nicht tadeln,

deln, zumal wenn sie in der letztern, wie hier, die möglichst schickliche Stelle gefunden hat; aber zu leugnen ist auch nicht, daß dadurch die Sittenlehre, wie ebenfalls hier geschehen, auf zu engen Raum beschränkt wird, da ihr doch für das Bedürfniß von Jünglingen, welche bald, sich selbst überlassen, eine ausführlichere Behandlung zu wünschen ist. Auch führt diese Anordnung nothwendig Inconvenienzen mit sich, wie diejenige im br. Lehrbuche ist, daß eher von den Pflichten gegen die Kirche, als von der Kirche selbst und ihren Anstalten die Rede ist. 5. Endlich würde die Abhandlung des in diesem Lehrbuche enthaltenen Lehrstoffs bei den gewöhnlichen zwei wöchentlichen Religionsstunden wenigstens einen dreijährigen Cursus erfordern und somit die regelmäßige Aufenthaltszeit der Schüler in der obersten Classe übersteigen. — Ob die von D. Steudel in Tübingen 1831 im Namen einer Gesellschaft unter Aussetzung eines Preises erlassene Aufforderung zur Abfassung eines neuen Lehrbuchs der Religion für obere Gymnasialclassen einen glücklichen Erfolg gehabt hat, ist uns nicht bekannt geworden.

Wir haben bei den vorhandenen Religionslehrbüchern für obere Gymnasialclassen so lange verweilt, eines Theils um zu zeigen, daß durch dieselben noch nicht alle Wünsche und Bedürfnisse befriedigt sind, und andern Theils um nur die anzuzeigende schmieder'sche Schrift um so besser prüfen zu können, in wiefern sie die gerügten Mängel vermeide und die gerühmten Vorzüge in sich vereinige.

Der Vf., Prediger und Religionslehrer an der Landesschule Pforta, gibt in der Vorrede den Gang an, welchen er bei seinem Religionsunterrichte in den verschiedenen Abtheilungen der Anstalt, durch drei Bildungsstufen fortschreitend, befolgt. 1. Stufe. Zergliederung des Kirchenjahres, der kirchlichen Liturgie und der Predigt, mit beständiger Rücksicht auf sonn- und festtäglichen Gottesdienst — hierauf: Durchlesen und Durchsprechen eines biblischen Hauptbuchs — dann: Geschichte

schichte des Reiches Gottes nach dem A. und N. T. (die christliche Religions- und Kirchengeschichte scheint demnach vom Plane des Vfs. ganz ausgeschlossen zu seyn). 2. Stufe. Lectüre des N. T. im Grundtexte mit gleichmäßiger Rücksicht auf Sprache und Inhalt — Einleitung in die h. Schrift — Einleitung in die symbolischen Bücher. 3. Stufe. Systematische Religionslehre. Der Cursus für jede Stufe ist auf zwei Jahre berechnet.

Seine Schrift soll ihm nun bloß für die dritte und letzte Stufe, durch welche die religiöse Schulbildung ihre Vollendung erhält, zur Grundlage dienen. Sie schließt daher den historischen Lehrstoff, welchen die Bücher von Niemeyer und Bretschneider enthalten, aus und umfaßt nur die eigentliche Religionslehre. Die Sittenlehre hat Hr. Schm. gar nicht aufgenommen; denn was in 2 §§. über Tugend und Besserung gesagt ist, wird Niemand für eine genügende Behandlung der christlichen Tugend- und Pflichtenlehre anerkennen können. Da nun die Moral im ganzen Religionslehrcursus des Vfs. keine Stelle gefunden hat, so würde es kein übereilter Schluß seyn, daß dieselbe überhaupt in seinem Christenthume tief im Hintergrunde stehe. Sein Buch aber wird wegen dieses Mangels unbrauchbar für alle Lehrer werden, welche erwägen, daß die Lehre Jesu ihrem Wesen nach sich auf Sinn und Leben der Menschen bezieht, also Moral ist, und daß ein guter Vortrag der christlichen Tugend- und Pflichtenlehre für gebildetere Jünglinge, welche dem Alter der Selbstständigkeit nahe sind, eben so sehr Bedürfniß ist, als er seines Eindrucks und seiner segenvollen Wirkungen sicher nicht verfehlen wird.

Welcher Geist nun in dieser neuen Religionslehre wehe, werden unsere Leser daraus erkennen, daß der Vf. (§. 15) den Naturalismus mit dem Atheismus gleichstellt, den Rationalismus aber „einen verblümten Naturalismus" nennt und behauptet, „nur die Inconsequenz ihres Systems oder ihres Herzens

zens könne die Rationalisten mit der Religion versöhnen." Der Vf. geht also hier in seiner gehässigen Beurtheilung der wissenschaftlichen Theologie noch einen Schritt weiter, als selbst die evangel. Kirchenzeitung und ihre Gleichgesinnten gegangen sind, indem er ihr nicht bloß, wie diese, Unglauben in Bezug auf das historische Christenthum, sondern mit dem Naturalismus geradezu völligen Unglauben in Bezug auf Religion überhaupt, Atheismus, Schuld gibt. Obgleich nun diese unsinnige Beschuldigung eine um so stärkere Rüge verdiente, da sie nicht in einer für gelehrte Theologen, sondern für die Jugend bestimmten Schrift vorkommt, so halten wir es doch für überflüssig, die jedem Kundigen von selbst in die Augen springende Abgeschmacktheit derselben hier näher in's Licht zu stellen, und wollen es vielmehr dahin gestellt seyn lassen, ob Unwissenheit oder Leidenschaftlichkeit, ob die Verkehrtheit seines Systems oder seines Herzens den Vf. sich so auszulassen vermocht hat.

In der 5 Abschnitte umfassenden Einleitung handelt der Vf. von den gewöhnlichen Prolegomenen zur christlichen Religionslehre, von Religion, Glaube, Offenbarung, Christenthum und heiliger Schrift. Das Innere der Religionslehre, wie es der Vf. nennt, beginnt im 1. Abschnitte mit der Lehre von Gotte, in welcher uns besonders aufgefallen ist, daß dem höchsten Wesen (§. 32) eine neue Eigenschaft beigelegt wird, nämlich die freiwillige Selbstbeschränkung. Durch Annahme dieser neuen Eigenschaft, welche wir als eine Vollkommenheit unmöglich anerkennen können, will der Vf. die in der Bibel erzählten Erscheinungen Gottes und die ihm in derselben beigelegten menschlichen Glieder und Gemüthsbewegungen rechtfertigen. So weit geht also die Verblendung! Man will lieber die Gottheit herabwürdigen und ihr offenbare Unvollkommenheiten beilegen, ehe man einräumt, daß die in der Bibel vorkommenden Anthropomorphismen aus morgenländischem Sprachgebrauche und aus der

Natur

Natur unserer Erkenntniß von Gotte, welche nur eine analogische seyn kann, erklärt werden müssen. Zuweilen bemüht sich auch der Vf. seinen Darstellungen scholastischer Dogmen einen philosophisch-demonstrativen Anstrich zu geben, wobei denn die Blößen des Systems, dem er dient, nur um so offenbarer hervortreten. So heißt es §. 33: „Da aber in Gotte Alles Geist, mithin Bewußtseyn ist, so liegt in der göttlichen Einheit die Möglichkeit unendlich vervielfachter Persönlichkeit: es können mehrere Personen in der einen Gottheit vereinigt seyn." Lösen wir diese Schlußfolgerung in ihre regelrechte syllogistische Form auf, so wird sie so lauten: Wenn ein Wesen ganz Geist ist, so können unendlich viele Personen in ihm bestehen; Gott ist ganz Geist, ergo etc. Aber proba majorem muß man hier dem Vf. zurufen; denn der Obersatz ist falsch quoad materiam. Sahe denn der Vf. nicht den groben Widerspruch, der in diesem einen §. seines Lehrbuchs liegt, in welchem er Gott eben als ein persönliches Wesen bezeichnet hat? Was ist ein persönliches Wesen oder, was dasselbe ist, eine Person? Es ist ein Individuum, ein geistiges, selbstständig denkendes und wollendes Wesen, das sich als solches bestimmt von allen andern unterscheidet; Gott ist eine Person: ergo können in Gotte nicht mehrere Personen seyn. Hätte doch der Vf. die Dreieinigkeit oder auch nur die Möglichkeit mehrerer Personen in Gotte wenigstens nicht aus Vernunftgründen beweisen, vielmehr mit Reinhard aufrichtig bekennen wollen, „daß ein solcher Beweis unmöglich gelingen könne, da alle Vernunftwahrheiten zu dieser Conclusion keine Prämissen liefern." S. Reinhards Vorles. über die Dogmat. §. 39. Nein, irrational ist und bleibt die kirchliche Trinitätslehre und nichtig sind alle Versuche, sie mit der Vernunft zu versöhnen. Wie es mit der Exegese des Vfs. und den Beweisen, die er für seine Lehren aus der Bibel entnimmt, bestellt ist, wollen wir hier ebenfalls an einem Beispiele Statt vieler

vieler zeigen. Er sagt gleichfalls §. 33: „Daß dieß in der That der Fall ist (daß mehrere Personen in der Gottheit seien), davon belehren uns viele Aussprüche Gottes und seiner Propheten in der heil. Schrift." Und als solche Aussprüche werden nun angeführt „die Stellen a) wo der plural. majestat. vorkommt אֲדֹנַי, אֱלֹהִים, b) wo Gott von sich in der ersten Person des Plurals spricht, z. B. Gen. 1, 26; 11, 6. 7. c) wo Elohim mit Adjectiven im plur. verbunden wird; d) wo andere Gottesnamen, die selbst im singul. stehen, mit dem plur. des Beiworts oder Prädicats verbunden werden; e) wo Jehovah von Jehovah als einem von dem Redenden selbst verschiedenen spricht." Sollte man, wenn man dieses liest, nicht darin eine Ironie auf das Verfahren der alten Dogmatiker zu finden glauben? Oder wer hätte es noch für möglich gehalten, daß in unsern Tagen ein Theologe mit solchen Stellen des A. T., mit solchen hebräischen Idiotismen die Trinität werde beweisen wollen? Ist es doch, als ob Hr. Schm. ein großes Verdienst darin suchte, die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Sprachforschung und Auslegungskunst zu verleugnen. Aber in welchem Lichte muß Hr. Schm. seinen Schülern erscheinen, wenn diese durch den Unterricht eines weniger in dogmatischen Vorurtheilen befangenen Lehrers, als er ist, oder auch mit Hilfe einer neuern Sprachlehre oder eines Wörterbuchs der hebräischen Sprache das richtige Verständniß jener Stellen und Wortformen sich angeeignet und einsehen gelernt haben, daß dieselben Nichts weniger beweisen, als was Hr. Schm. mit ihnen beweisen will! Hätte doch Hr. Schm. auch hier die Stimme des großen Reinhard beachten wollen, welcher ausdrücklich sagt, „daß die Stellen des A. T. in der Trinitätslehre zum Beweise gar nicht zu gebrauchen seien." Vorles. über d. Dogm. §. 39. Wie oberflächlich und verworren der Vf. selbst bei Entwickelung dieser seiner Beweise verfährt, dafür wollen wir nur Folgendes bemerklich machen. Er

nennt

nennt אֱלֹהִים selbst einen plur. majestaticus und doch will er damit eine Mehrheit der Personen in der Gottheit beweisen. Nun ist es aber entweder wirklich ein plur. majest., und dann ist es nur eine enallage numeri und bezieht sich in der That auf eine einzige Person, gleichwie ein Fürst von seiner Person im Plural zu reden pflegt; oder es ist ein wirklicher auf mehrere Personen sich beziehender Plural, in welchem die gelehrtesten Theologen aus guten Gründen einen Ueberrest des alten Polytheismus erkannt haben. In beiden Fällen aber beweist jener Plural nicht das Geringste für die Wirklichkeit oder Möglichkeit einer mehrfachen Persönlichkeit in der Gottheit. Und eben so verhält es sich mit der Gründlichkeit vieler andern Beweisführungen des Vfs. So kann es denn auch kaum noch befremden, wenn §. 34. mit Beziehung auf eine Menge altest. Stellen gelehrt wird, die zweite Person der Gottheit führe die Namen „Engel des Herrn, Engel des Bundes, Antlitz Gottes" u. s. w., und wenn §. 35 das gegenseitige Verhältniß der göttlichen Personen, gleich als ob es sich so von selbst verstehe, nach dem Symbol. Athanas. bestimmt wird. Daß „Dreieinigkeit" und „Person in Gott" unbiblisch sind, und auf welche wahrhaft unchristliche Weise das Trinitätsdogma im 4. Jahrh. zur Kirchenlehre erhoben worden ist, darüber schweigt unser Vf. klüglich.

In dem 2. Abschn. wird die Lehre von der Schöpfung und dem Urstande des Menschen, meist nach dem Wortsinne der Genesis, vorgetragen, hingegen die erhebende und für die praktische Frömmigkeit so wichtige Lehre Jesu von der göttlichen Vorsehung ganz übergangen. Vermuthlich ist sie dem Vf. zu rational vorgekommen. Mit mehr Aufmerksamkeit wird hier die Lehre von den Engeln, deren Amt' und Dienste behandelt, und hinsichtlich ihrer Namen und Ordnungen zwar zugegeben, „daß diese, außer Cherubim und Seraphim, den Israeliten erst während oder nach der babylon. Gefangen-

fangenschaft bekannt geworden," gleichwohl aber ohne beigefügte Gründe behauptet, „daß das, was die Schrift davon aufgenommen habe, durchaus nicht als fremdartiger Zusatz zu der Offenbarung Gottes zu verwerfen sei."

In dem 3. Abschn., welcher die Lehre von der Sünde überschrieben ist, wird zuerst die Geschichte und Personalbeschreibung des Satans geliefert. Daß der Vf. den Teufelsglauben haben und lehren werde, konnte nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft seyn; aber auffallen muß es dennoch, daß er seine sonst eben nicht preiswürdige Consequenz hier so weit treibt, so widersinnige, der Bibel zuwiderlaufende und sittlich-schädliche Lehren in unsern Tagen ernstlich zu vertheidigen, als z. B. das Böse sei durch den Abfall des Satans entstanden; Gott habe dem Satan und den andern unreinen Geistern noch immer große Macht gelassen ꝛc. Wie schlimm muß es doch um das Ansehen dieses Lehrers und um den Erfolg seiner Lehrbemühungen stehen, wenn seine Schüler mit weniger befangenem Sinne die Bibel lesen, als sie es in seiner Schule gelernt haben, und dann den Satz bestätigt finden: De satana literae sacrae tradunt, non praecipiunt, oder wenn ihnen über kurz oder lang ein Buch wie Ammons Fortbildung des Christenthums in die Hände fällt! Es wird kaum noch der Bemerkung bedürfen, daß die Lehre von der Sünde ganz augustinisch aufgefaßt ist. Der Vf. behauptet u. A., die Sünde habe nicht bloß den ganzen innern und äußern Zustand des Menschen verändert," sondern auch „den Fluch zugleich über die ganze ihn umgebende Schöpfung gebracht." §. 51. 52. Ist es nicht, fragen wir, eine wahre Blasphemie, von den Werken Gottes zu behaupten, daß ein Fluch darauf ruhe? Konnte die Allmacht, konnte die ewige Weisheit, Liebe und Heiligkeit Gottes wohl zulassen, daß seine Schöpfung von einigen seiner Geschöpfe mit einem Fluche beladen werde? — Wenn der Vf. den biblischen Ausdruck Fleisch und den alt-

dogma-

Digitized by Google

dogmatischen Erbsünde ohne Weiteres für identisch nimmt, so ist dieß nur ein neuer Beweis von der höchst tadelhaften Willkür und dogmatischen Befangenheit seines exegetischen Verfahrens.

Der 4. Abschn. enthält die Lehre von der Gnade, worunter der Vf. die göttlichen Veranstaltungen, das gefallene Menschengeschlecht durch Jesus Christus zu erretten, versteht

5. Abschn. Lehre von Christi Person. Das Wesen Jesu besteht dem Vf. in „der vollkommnen und innigen Vereinigung der rettenden Gottheit und der leidenden Menschheit in einer und derselben Person." Die ihm beigelegte Unsündlichkeit (im Sinne des non potuit peccare) soll nur „die folgerichtige Fortwirkung seiner unbefleckten Empfängniß" seyn. Daß bei solchen Ansichten von der Person Jesu, von seiner menschlich-sittlichen Größe und von der durch sein reines und kräftiges Wollen in ihm bewirkten Verklärung des Menschlichen zum Göttlichen nicht die Rede seyn konnte, versteht sich von selbst. Dagegen findet die bekanntlich erst im 17. Jahrh. aufgekommene Lehre von dem doppelten Stande hier ihre Stelle.

6. Abschn. Lehre von der Erlösung. Hier wird lediglich das veraltete, selbst den symbol. Büchern, sowie Luthern und Melanchthon fremde, später von Hutter, Gerhard u. A. in die lutherische Dogmatik eingeführte Dogma von dem sogenannten dreifachen Amte Christi und dessen erlösender Kraft abgehandelt und bei dem hohenpriesterlichen Amte namentlich die loci de morte Christi vicaria, de satisfactione, de obedientia activa et passiva etc. berührt. Daß von dem Leben Jesu als dem Bilde des von der Sünde frei gewordenen Menschen und von seinem Sinne und Wandel als Muster für seine Gläubigen nicht die Rede ist, ist ganz consequent; denn nach seinen Ansichten von der Person Jesu kann der Vf. eine erlösende d. h. seine Gläubigen von der Sünde frei-

frei machende und zur Nachfolge ermunternde Kraft des Lebens d. i. des ganzen sittlichen Seyns und Wirkens Jesu nicht anerkennen. Es wird hierin gleichwohl ein durch Nichts gut zu machender Mangel dieses Lehrbuchs von allen Lehrern gefunden werden, welche den erhebenden und bessernden Einfluß einer angemessenen Darstellung des Charakters Jesu auf Herz und Leben der Menschen und auf die jugendlichen Gemüther insbesondere zu würdigen wissen. Ueberdem zeigt eine Vergleichung mit Bretschneider zur Genüge, wie ungleich richtiger und praktischer im Jugendunterrichte und namentlich bei obern Gymnasialclassen die Lehre von der Erlösung behandelt werden kann.

7. Abschn. Lehre von der Kirche. Dieser Theil hat uns am Meisten angesprochen, da das hier Gesagte großen Theils richtig und angemessen ist und diesem Capitel diejenige Wichtigkeit beigelegt wird, die ihm gebührt, aber nicht immer in ähnlichen Lehrbüchern neuerer Zeit zu Theil geworden ist. Richtig wird §. 77 bemerkt, wie nach der Absicht Jesu und der Apostel „die Verfassung der Kirche nicht auf alle Zeiten hin bestimmt seyn, sondern frei nach den Bedürfnissen der verschiedenen Orte und Zeiten unter fortwirkender Mitwirkung des h. Geistes (dem Geiste des Christenthums gemäß, würden wir sagen) sich ausbilden und umwandeln sollte." Zu dem Berufe und den Befugnissen der Kirche rechnet der Vf. §. 80 mit vollem Rechte die Gewalt, „Symbole des Glaubens zu gründen, zu bewahren, zu deuten und zu ändern, so wie durch Reformation und Regeneration die entstellte Gemeinde Gottes zu reinigen." Nun hätte aber auch in den Anmerkungen angedeutet werden sollen, daß jetzt für die evangelische Kirche die Zeit zur Erneuerung ihrer Grund- und Glaubenssätze gekommen sei, weil nach den Ergebnissen der Bibelforschung und nach dem gegenwärtigen Standpuncte der wissenschaftlichen Geistesbildung überhaupt die symbolischen Schrifturkunden derselben weder mit der richtig verstandenen heil. Schrift, noch mit

der

der Ueberzeugung der denkenden Mehrzahl der evangel. Christen der Jetztzeit, noch auch endlich unter sich selbst, sofern sich nämlich in vielen Ländern die lutherische und die reformirte Kirche zu einer evangelischen Gesammtkirche vereinigt haben, übereinstimmen. Ein solches Bedürfniß ist unverkennbar vorhanden, obgleich die äußern Verhältnisse der protestantischen Kirche eine Abhilfe vielleicht auf lange Zeit noch nicht gestatten werden. Auch das sogenannte jus liturgicum vindicirt der Vf. ausschließlich der Kirche selbst.

8. Abschn. Lehre von den Gnadenmitteln. Will man auch gegen des Vfs. Unterscheidung zwischen allgemeinen und kirchlichen Gnadenmittel Nichts einwenden, obgleich von den erstern nicht hier, sondern in dem vergessenen Capitel von der Vorsehung die Rede seyn sollte: so ist doch die zweite Unterscheidung zwischen menschlichen und göttlichen Gnadenmitteln der Kirche weder ganz richtig noch auch zweckmäßig. Zu den ersten werden der christliche Cultus (mit Ausschluß der Sacramente), die Feste ꝛc. gerechnet werden müssen; zu den zweiten rechnet der Vf. göttliches Wort und göttliche Werke oder Sacramente. Sichtbar hat auf diese Unterscheidung des Vfs. Ansicht von Inspiration der h. Schrift, vermöge deren er in derselben wenigstens theilweise unmittelbare und eigentliche Aussprüche Gottes findet, und von der Person Jesu als Gottheit Einfluß gehabt. §. 89 heißt es: „Die h. Schrift bewahrt uns die reine Lehre des Wortes Gottes vor der Verfälschung durch die mündliche Ueberlieferung der Menschen und durch den Dünkel falscher Weisheit; darum soll Jeder die klarsten und wichtigsten Sprüche der Schrift wissen und ohne Deutelei bei dem Worte bleiben.“ Wohl! Da es nun aber über die Dogmen von der Dreieinigkeit, den zwei Naturen in Christo, der Erbsünde im augustinischen Sinne, der stellvertretenden Genugthuung des Opfertodes Jesu ꝛc. durchaus keine klaren Aussprüche der Schrift gibt und ebendaher die, auf welche man

sich dabei beruft, bei genauerer Beleuchtung das schlechterdings nicht beweisen, was man mit ihnen beweisen will, überhaupt aber auch nicht zu den wichtigsten Sprüchen der Schrift gehören: so sollte man endlich zu der Anerkennung sich vereinigen, daß jene Dogmen lediglich auf Verfälschung des göttlichen Worts durch menschliche Ueberlieferung und durch den Dünkel falscher Weisheit beruhen, und somit zur reinen, einfachen Lehre Jesu, welche uns in den klarsten und wichtigsten Aussprüchen der ganzen Bibel aufbewahrt vorliegt, zurückkehren.

9. Abschn. Lehre von den christlichen Bundeshandlungen. So werden nämlich hier die beiden Sacramente der evangel. Kirche genannt, obgleich diese Benennung auch für andere Gebräuche der christlichen Kirche vielleicht passend erscheinen möchte. Bei der Lehre von der Taufe erhebt sich der Vf. zu etwas freiern Ansichten, indem er nur den Nutzen, nicht aber die Nothwendigkeit derselben zur Seligkeit behauptet und sogar die Abschaffung der Kindertaufe unter gewissen Bedingungen für räthlich und heilsam zu halten scheint (§. 94). Damit ist es denn freilich auch um des Vfs. Uebereinstimmung mit der lutherischen Kirchenlehre, an die er sich sonst namentlich auch in der Abendmahlslehre genau anzuschließen beflissen ist, und sonach um die Consequenz seines ganzen Systems geschehen. Denn die augustinisch-lutherische Ansicht von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur und von der Erbsünde bedarf zu ihrer Ergänzung und zur Verminderung ihrer praktischen Schädlichkeit nothwendig der augustinisch-lutherischen Ansicht von der Taufe, wonach die Erbsünde mit ihren Folgen durch die Taufe hinweggenommen wird.

10. Abschn. Lehre von der christlichen Heilsordnung. Der Vf. geht hier ganz von der weder biblischen, noch erfahrungsmäßigen Voraussetzung aus, daß der Zustand des Menschen durch den Sündenfall Adams ein ganz anderer gewor-

geworden sei und daß die durch jenen Fall verlorene Gerechtigkeit und die Begnadigung bei Gott' einzig durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo d. h. hier, durch gläubige Annahme der in dem Opfertode Jesu liegen sollenden Versöhnung und stellvertretenden Genugthuung zu erlangen sei.

11. Abschn. Lehre vom christlichen Wandel. Daß hier kein, wenn auch kurzer Abriß der christlichen Tugendlehre zu finden sei, ist bereits bemerkt worden. Von dem pflichtmäßigen Sinne und Verhalten gegen Gott und Menschen, von der Liebe, welche der Kern und die Grundlage alles wahren, thätigen Christenthums ist, ist nicht die Rede, sondern es stehen hier (§. 107—111) eigentlich nur Aphorismen über Gebet, Tugend, Besserung, Erziehung, Hoffnung. Meinte der Vf. mit diesen dürftigen Andeutungen von der christlichen Ethik so viel in seine Schrift aufgenommen zu haben, als in ein Religionslehrbuch für die oberste Gymnasialclasse gehört, so kann man sich nur wundern, wie er die wahren Bedürfnisse der Jünglinge, für die er geschrieben hat, so gänzlich verkennen konnte. Wollte er aber die christliche Tugend- und Pflichtenlehre von seinem Buche ausschließen, um sie etwa abgesondert mit gebührender Ausführlichkeit zu behandeln (welches jedoch nach der Vorrede das Unwahrscheinlichere ist), so mußte dieser Abschnitt ganz wegbleiben und ein Theil seines Inhalts in andern Abschnitten seine Stelle finden.

12. Abschn. Lehre von der Zukunft nach dem Tode. Hier sind die Lehren des Vfs. in der Kürze folgende: Der Tod, eine Folge und Strafe der Sünde, scheidet Leib und Seele, ohne daß das Daseyn der letztern durch diese Trennung gefährdet wird, welche vielmehr unsterblich ist. Hierauf geht die Seele in ein Todtenreich (Hades) ein, in dem es verschiedene Zustände und Wohnungen gibt, in welche die Seelen nach einer gleich mit dem Tode eintretenden vorläufigen Entscheidung ihres Schicksals versetzt werden. Diese Entscheidung

ist nicht das letzte Gericht, welchem vielmehr unzählige vorläufige Gerichte vorausgehen, so wie auch die allgemeine Auferstehung der Todten, welche darin besteht, daß der Geist des Herrn die schlummernde Kraft der abgeschiedenen Seelen (im Hades) neu erweckt, vermöge welcher Kraft sodann eine jede Seele sich mit einem ihr angemessenen Leibe umgibt. Dann kommt der jüngste Tag, das letzte und allgemeinste Gericht, wo der Sohn nach des Vaters Willen richten wird. Mit demselben geht eine große Veränderung in der ganzen Schöpfung vor, Himmel und Erde werden wiedergeboren in lauterer Herrlichkeit. — Welch ein Gemisch von Biblischem und Unbiblischem, von kirchlicher Orthodoxie und offenbarer Heterodoxie! Daß der natürliche Tod für alle Menschen eine Strafe der Sünde sei, hat Jesus nicht gelehrt und konnte es nicht lehren, weil es ein Unsinn ist. Die Annahme eines Zwischenzustandes nach dem Tode, eines Hades, in welchem sich die Seelen in einem Schlafe oder einer Betäubung befinden, aus der sie bei der allgemeinen Auferstehung erwachen sollen, stimmt weder mit der Vernunft, noch mit der Lehre des N. T. (der Vf. weiß sich nur auf ein Paar Stellen des A. T. zu beziehen, unterläßt aber zu bemerken, daß die alttestamentlichen Vorstellungen über die Zukunft nach dem Tode überhaupt höchst dunkel, schwankend und unvollkommen sind), noch auch mit der Kirchenlehre überein, von welcher letztern diese Annahme vielmehr ausdrücklich verworfen wird. Eben so verhält es sich mit der Annahme mehrerer verschiedenen Gerichte. In der Auferstehungslehre weicht der Vf. ebenfalls von dem symb. Lehrbegriffe ab, nach welchem die erweckten Seelen nicht einen Körper überhaupt, sondern ihren im Tode verlornen Erdenkörper, der Substanz nach, nur mit geistigeren Eigenschaften versehen, wiederempfangen, nicht, wie Hr. Schm. will, selbst sich damit umgeben werden. Endlich soll nach der symb. Kirchenlehre am jüngsten Tage nicht eine Veränderung der

Schö-

Schöpfung Statt finden, wie der Vf. lehrt, sondern ein Verbrennen der Erde, ein völliger Weltuntergang und die Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Je weniger aber der Vf. selbst dem alten Lehrbegriffe treubleibt, desto vorsichtiger und billiger hätte er in seinen Urtheilen über die seyn sollen, welche eben so wie er und noch in dem einen oder andern Puncte weiter von der altkirchlichen Dogmatik abweichen. §. 115 behauptet der Hr. Vf., daß die biblische Lehre von der Auferstehung der Todten und vom allgemeinen Gerichte durchaus nicht als bildliche Einkleidung des Glaubens an die Fortdauer der Seele und an ein belohnendes und strafendes Gewissen (sollte heißen: an eine gerechte Vergeltung), sondern als Weissagungen von Ereignissen und Zuständen, die nach dem unwiderruflichen Rathschlusse Gottes zu bestimmter Zeit und in bestimmter Ordnung eintreten müssen, zu betrachten seien. „Man kann, fügt er hinzu, jene Lehre nicht verwerfen, ohne zugleich die h. Schrift, ja Jesum und die Apostel zu verwerfen. Jedoch die Sadducäer aller Zeiten und Orte werden sie stets weder verstehen noch glauben, weil ein gottgeweihtes Herz und ein demgemäß (wemgemäß?) erleuchteter Geist dazu erfordert wird." Wenn der Hr. Vf. die in der Bibel vorkommenden Beschreibungen der Auferstehung und des Weltgerichts eigentlich und buchstäblich versteht, so muß er nothwendig leugnen, daß Jesus und die Apostel je uneigentlich gesprochen haben; so muß er glauben und lehren, daß bei dem Weltgerichte Christus leibhaftig auf einem weißen Stuhle sitzen und daß dazu von den Engeln mit einer Posaune werde das Zeichen gegeben werden; so muß er es auch in buchstäblichem Sinne nehmen, wenn es Luk. 16, 22 heißt, daß der arme Lazarus von den Engeln in Abrahams Schooß getragen worden sei; so muß er endlich auch an eine leibhaftige Wiederkunft Christi auf Erden glauben und lehren. Nein, hat der Herr je in Bildern und Gleichnissen geredet, so that er es, da er eine

Auf-

Auferstehung vom Tode und ein letztes Gericht verkündigte. Diese unter den damaligen Juden, in Folge des seit dem Exile nachzuweisenden ägyptisch-chaldäischen Einflusses auf ihre Religionsbegriffe, schon bekannten und namentlich in den Pharisäismus übergegangenen sinnlichen Vorstellungen mußten ihm als die nothwendige Hülle dienen, in welche er seine reinern Ideeen von Unsterblichkeit des Geistes und gerechter Vergeltung nach dem Tode einkleiden mußte, wenn er ihnen Eingang in die Gemüther seiner Zeitgenossen verschaffen und sichern wollte. Dafür spricht die ganze Lehrweise Jesu, dafür die Art, wie er die messianischen Erwartungen seiner Jünger auf sich anzuwenden und für seine höhern Zwecke zu benutzen pflegte, dafür endlich auch eine Vergleichung jener bilderreichen Schilderungen von Auferstehung und Weltgericht mit solchen Aussprüchen, wo er die Lehre der Unsterblichkeit und Vergeltung mit einfachen Worten und ohne Hülle verkündigte. Diese richtige und allein Jesu würdige allegorische Auslegung jener Verkündigungen wird auch ohne Zweifel ihr Recht und Ansehen behaupten, wie auch die Pharisäer aller Zeiten und Orte sich ereifern mögen, den Geist der Lehre Jesu unter die blinde Gewalt des Buchstabens gefangen zu nehmen.

Die Anordnung des Lehrstoffs der Religionslehre in dieser Schrift ist aus den angegebenen Ueberschriften der einzelnen Abschnitte ersichtlich, und wir glauben unsere Leser nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, wie Viel sich in logischer Hinsicht dagegen einwenden läßt. In der Einrichtung ist unser Vf. in sofern Bretschneider gefolgt, daß er jedem §. Erläuterungen, Bibelcitate ꝛc. als Anmerkungen beigegeben hat, nur daß eine Vergleichung mit Br., dessen Anmerkungen weit mehr wissenschaftlichen Gehalt haben, auch hier zum Nachtheile des Vfs. ausfällt.

Wir sind in der Anzeige dieser kleinen Schrift so ausführlich gewesen, weil uns in Rücksicht auf ihre Bestimmung

daran

daran lag, unsere Leser und unter ihnen insbesondere die Religionslehrer an Gymnasien mit derselben genauer bekannt zu machen, und bedauern nur, daß Diejenigen, welche sich von ihr einen willkommenen Gewinn für den Religionsunterricht an obern Gymnasialclassen versprochen haben, mit uns in ihren Erwartungen getäuscht worden sind; denn schwerlich wird sich ein denkender Lehrer oder eine erleuchtete Schulaufsichtsbehörde entschließen, das niemeyersche oder bretschneidersche Lehrbuch mit dem vorliegenden zu vertauschen.

Kurze Erklärung des Briefes an die Römer. Von Dr. W. L. M. de Wette. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 159 SS. gr. 8. 1 Thlr.

Rec. hat bei seiner neulichen Anzeige von Köllners Commentare zum Römerbriefe (kr. Pr.-Bibl. Bd. XVI, H. 3. S. 424 ff. bereits elf in den letzten eben so viel Jahren erschienener neuer Commentare zu diesem Briefe aufgezählt, welche Zahl in der Zwischenzeit in dem ebenfalls von uns in dieser Zeitschrift schon angezeigten vierten Theile des schraderschen Werkes um einen vermehrt worden ist. Demungeachtet muß der jetzt zu beurtheilende Commentar, als von Hrn. Dr. de Wette herrührend, ein günstiges Vorurtheil für sich erwecken, welches bei genauerer Einsicht in das Werk genugsame Bestätigung findet. Rec. erinnert sich, schon vor einigen Jahren im Weidmann'schen Meßkataloge die Ankündigung eines neuen, vom Hrn. Vf. zu fertigenden, exegetischen Handbuches zum N. T. gelesen zu haben. Hr. D. de Wette liefert in gegenwärtigem Commentare „das erste Stück desselben," indem „es in den Umständen gelegen habe, daß die Erklärung des Briefes an die Römer zuerst fertig geworden sei," welcher nun zunächst

zunächst die des Evang. des Matthäus und Johannes folgen soll. Vor Allem zeichnet sich dieses Handbuch durch eine solche Kürze aus, welche der Vf. mit Recht als ein Bedürfniß anerkennt. „Nicht nur dem angehenden Theologen und demjenigen, welcher mit der so fruchtbaren neuern theologischen Literatur nicht Schritt halten könne ꝛc.; selbst der Mann vom Fache werde gern ein Mal, wenn ihn das Studium der weitläufigen Werke eines Fritzsche, Rückert, Reiche und Anderer ermüdet habe, bei einer fruchtbaren, gehaltvollen Kürze ausruhen." Und in der That befriedigt der Vf. dieses Bedürfniß. Denn bei seiner wahrscheinlich durch die Verfassung seiner Compendien sich angeeigneten Präcision des Ausdruckes faßt er oft in wenig Worten eben so Viel zusammen, als andere Ausleger bei einer wässerigen Breite auf halben Seiten. Aber auch die äußere Anordnung des Druckes war ganz dazu geeignet, auf einem kleinen Raume einen verhältnißmäßig bedeutenden Stoff abzuhandeln, indem bei kleinem und sparsamem, jedoch dem Auge keineswegs lästigem Drucke in größerem und breiterem Octavformate die Seite 46 Zeilen umfaßt. Innerhalb dieser Grenzen nun, bemerkt der Vf. ferner, habe er sich alle mögliche philologische Genauigkeit und Schärfe zum Gesetze gemacht und eben so der Sacherklärung und Andeutung des Wesentlichsten zu genügen gesucht. Wirklich hat auch der Vf. im Ganzen genommen dieses Ziel glücklich erreicht, obschon wir bei ihm weder die grammatische Gelehrsamkeit eines Winer oder Fritzsche, noch auch, was bei einer so ungeheuern Menge von Vorarbeiten über den Brief kaum zu erwarten war, wesentlich neue Erklärungen angetroffen haben. Desgleichen hat der Vf. auch auf die Texteskritik die nöthige Rücksicht genommen, in welcher Beziehung er innerhalb der ihm gesteckten engen Grenzen sogar mehr gibt als weitläufigere Ausleger z. B. Rückert oder Köllner. Besonders aber, bemerkt der Vf. ferner, habe er sich in Betreff der Geschichte

der

der Exegese oder der Rücksichtnahme auf die frühern Erklärer enge Grenzen ziehen müssen ganz gegen die neuerdings herrschend gewordene Lieblingssitte, die Meinungen der ältern und neuern Ausleger anzuführen und zu classificiren. Doch seien gerade in dergleichen Angaben eine Menge Unrichtigkeiten eingeflossen. Es sei oft gar nicht möglich, eine Auslegung unter einen bestimmten Begriff zu bringen, ohne dabei mit Willkür zu verfahren, gewiß eine Bemerkung, die Jeder, welcher sich mit dergleichen Studien abgibt, durch eigne Erfahrung bestätigt finden wird. Rec. hat sich schon öfters über diesen Punct in dieser Zeitschrift ausgesprochen und glaubt, sowohl die Nothwendigkeit, in ausführlicheren Commentaren auch die frühern Ausleger berücksichtigen zu müssen, gezeigt, als auch auf die richtige Mitte bei diesem Verfahren im Gegensatze zu dem Studium male sedulum neuerer, namentlich dogmatisirender Erklärer hingewiesen zu haben, daher eine ausführliche Besprechung des Gegenstandes an dieser Stelle unnöthig ist. Hr. D. de Wette aber hat in seinem Commentare auch hierin bei Weitem mehr geleistet, als man bei einem Werke von so geringem Umfange erwartet; er hat bei den wichtigern Stellen in bewundernswerther Kunst Kürze mit Genauigkeit und Klarheit zu verbinden gewußt; auch bemerkt er, manche irrige Angaben fremder Ansichten, so weit seine Hilfsmittel reichten, stillschweigend verbessert, jedoch ohne eine durchgängige Revision vorgenommen, noch auch Vollständigkeit beabsichtigt zu haben. Endlich bemerken wir noch, daß sich der Vf. auch von einem solchen Fehlgriffe neuerer Erklärer, nämlich die apostolischen Lehransichten nach der Norm einer bestimmten Philosophie oder Dogmatik zu prüfen und in ihnen den normativen Gehalt nachzuweisen — einem Geschäffte, welches dem Exegeten als solchem gar nicht zusteht, im Gegentheile in die Erklärung nur Verwirrung bringen kann und daher passender dem biblischen Theologen und dem Dogmatiker zugewiesen wird, oder auch

wohl

wohl in Monographieen über einzelne Stellen gebilligt werden kann, — gänzlich fern gehalten hat, wie er denn auch am Schluſſe der Vorrede den Wunſch äußert, daß ſeine Arbeit dazu beitragen möge, die neuteſtamentl. Exegeſe vor zwei Abwegen zu bewahren, auf welche ſie ſich in der neueſten Zeit zu verirren drohe, nämlich vor der philologiſchen Kleinmeiſterei der Einen (?) und dem neuaufgeputzten Dogmatismus der Andern.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen fügen wir noch einige ſpeciale über Einzelnes bei. Der Vf. hat die wichtigſten zur Einleitung gehörigen Momente unter der Aufſchrift „zur Einleitung in den Brief an die Römer" vorausgeſchickt, S. 1 bis 6, wobei er ſich um der Kürze willen auf ſein Lehrbuch der Einleitung in's N. T. beruft. Dann folgt die Auslegung ſelbſt. Bei C. 1, 4 ſtreitet der Vf. wohl mit zu vieler Entſchiedenheit gegen die gewöhnliche Erklärung der Worte πνεῦμα ἁγιωσύνης von der göttlichen Natur Jeſu. Allerdings iſt dieſe in dem Ausdrucke an und für ſich betrachtet nicht begründet; derſelbe kann im Gegenſatze zur σάρξ, dem leiblich-ſinnlichen Weſen Jeſu, ganz einfach das geiſtige Weſen deſſelben mit der Eigenſchaft der Heiligkeit bezeichnen. Da aber nach andern Stellen der Apoſtel ſich dieſes geiſtige Weſen als ein höheres, göttliches, ja ſogar präexiſtirt habendes denkt und zwar ſchon vor Abfaſſung des Römerbriefes (1 Cor. 8, 6): ſo mußte es ihm auch in unſerer Stelle ſehr nahe liegen, in den Worten zugleich mit an dieſe Eigenſchaft Jeſu zu denken, obſchon, in weit er ſolches gethan habe, dahin geſtellt bleiben muß. — S. 17 hätte bei Erklärung von C. 1, V. 17 nicht geradezu geleugnet werden ſollen, daß δικαιοῦν gerecht machen bedeute, denn nach Analogie der übrigen von Nominibus, namentlich von Adjectiven gebildeten Worte, wie δουλοῦν, ἀξιοῦν, τελειοῦν, φανεροῦν u. dergl. (ſ. Dav. Schulz: chriſtl. Lehre vom Glauben, 2. Aufl. S. 144 ff.) muß die

Bedeu-

Bedeutung „zu Etwas machen" geradezu für die erste und ursprüngliche gehalten werden. Nun aber kann das Gerechtmachen auch ein bloß ideales seyn = für gerecht erklären, welche Bedeutung sowohl nach dem Sprachgebrauche, als auch nach dem Zusammenhange, in welchem es bei Paulus vorkömmt, die gewöhnliche ist. — S. 16 wird zu Cap. 1, V. 17 bei Erklärung des Begriffs der πίστις behauptet, dieselbe bezeichne besonders das Vertrauen auf den Versöhnungstod Jesu. Allein für diese Bedeutung möchte sich außer Röm. 3, 25 kaum eine Beweisstelle auffinden lassen; vielmehr bezeichnet das Wort in seiner specialen auf Jesum bezogenen Bedeutung sonst immer nur die Ueberzeugung von dessen Messianität; das Vertrauen auf das durch Gottes Gnade in Christus und seinem Reiche der Welt erschienene Heil und eine von dieser Ueberzeugung durchdrungene Gesinnung. — S. 1, V. 18 versteht der Hr. Vf. mit frühern Auslegern die Worte ἀποκαλύπτεται γὰρ ὀργὴ θεοῦ ἀπ' οὐρανοῦ wie V. 17 von der Enthüllung der göttlichen Strafgerechtigkeit im Evangelium. Allerdings hat diese Erklärung viel Empfehlendes, indem durch sie ein Gegensatz zu dem Vorigen gebildet wird: Wie im Evangelium die δικαιοσύνη θεοῦ in Betreff der πιστεύοντες (denn dieses bedeutet εἰς πίστιν in V. 17, wie auch der Vf. richtig erklärt): so auch dessen ὀργή in Betreff der ἀδίκους. Nur würde dann der Beisatz ἀπ' οὐρανοῦ nicht recht passen; und da ἀποκαλ. ohne irgend einen weitern Beisatz gesagt ist, so scheint damit auf etwas überall Sichtbares, von der Erfahrung hinlänglich Documentirtes hingedeutet zu werden. Wir nehmen daher keinen Anstand, mit Usteri und Köllner das Wort von dem in dem ganzen damaligen elenden Zustande der Welt sich manifestirenden göttlichen Strafgerichte zu verstehen. Was der Vf. dagegen einwendet, daß dieser elende Zustand ja erst durch das Evangelium zum Bewußtseyn gekommen sei, scheint nicht hinreichend, um unsere Ansicht

zu

zu entkräften, vielmehr setzte die Sehnsucht nach Erlösung, von welcher die damalige Welt getrieben dem Evangelium sich anschloß, eben jenes Bewußtseyn schon voraus. — Zu den Worten τῶν τὴν ἀλήθειαν ἐν κακίᾳ κατεχ., welche den Gedanken ausdrücken, daß Unsittlichkeit die Erkenntniß der religiösen Wahrheit hemme, hätte Rec. gern Joh. 7, 34; 1 Cor. 1, 14; Weish. 1, 2—5. 2, 21 und Stellen aus Philo verglichen gesehen, bei welchem letztern derselbe in speculativer Form erscheint. — Cap. 3, 7 kann ἀλήθεια nicht so Viel als δικαιοσύνη seyn, denn dieses Wort weist auf θεὸς ἀληθής, so wie ψεῦσμα auf ἄνθρωπ. ψεύστης zurück, dort ist aber ἀληθής unverkennbar so viel als verax. — S. 38 bei der Bemerkung über Cap. 3, 25, kann zum Beweise, daß ἱλαστήριον für sich schon, ohne daß θῦμα supplirt wird, Sühnopfer bedeute, auch das Wort ἐξιλαστήριον angeführt werden, welches beim Scholiasten zum Apollon. Rhod. II. p. 487 in derselben Bedeutung vorkommt, deßgleichen Symmachus Uebers. von 1 Mos. 6, 14 s. Winzer's Diss. de Rom. III, 21—28. Lips. 1829 Part. II. p. X. — Auch verwirft Hr. D. de Wette die gewöhnliche Verbindung des πίστις mit ἐν τῷ αἵματι, Rec. glaubt aber die dagegen erhobenen Bedenken schon in der Anzeige von Köllners Commentare genügend beseitigt zu haben. Uebrigens bemerkt der Vf. zu der Stelle mit Recht, daß in ihr „die anselmische Genugthuungstheorie einen Anknüpfungspunct habe, der sie aber in ihrer grob anthropopathischen Ausführung nicht rechtfertige." Rec. fügt hinzu: am Wenigsten deßhalb, weil sie bei Anselm im engsten Zusammenhange mit dem Dogma von den beiden Naturen in Christus steht, von einem solchen Zusammenhange aber bei Paulus sich nicht die entfernteste Spur zeigt. Auch ist für die rechte Würdigung der paulinischen Lehre zu beachten, was der Vf. beifügt: „Man muß sich an den Begriff der ἔνδειξις halten: Gott wollte für die Menschen seine

seine Gerechtigkeit zeigen, nicht aber in sich selbst die Eigenschaften der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in's Gleichgewicht bringen." Dagegen muß es mindestens dahin gestellt bleiben, ob der Apostel auch daran gedacht habe, was der Hr. Vf. ferner hinzufügt, wenigstens besagen die Worte der Stelle Nichts davon: „der Tod Jesu sollte zwar die Menschen vom Gefühle der Schuld befreien, aber dieses vorher in seiner Tiefe aufregen, indem sie erkennen sollten, welches Elend die Sünde mit sich führe, da selbst der Gerechte demselben als schuldloses Opfer erlag." — Cap. 4, 17 faßt auch unser Vf. das Wort καλεῖν in der, allerdings im hebräisch-griechischen Sprachgebrauche vorkommenden, Bedeutung: in's Daseyn rufen; allein auch er kommt, wie alle Anhänger dieser Erklärung durch das folgende ὡς ὄντα in's Gedränge; denn dann würde man übersetzen müssen: „der das Nichtseiende wie Seiendes in's Daseyn ruft;" dieses würde aber keinen Sinn haben, da ja das schon Seiende nicht noch ein Mal in's Daseyn gerufen werden kann. Zwar nimmt der Vf., um solchem Einwande zu entgehen, nach dem Vorgange Anderer eine ungenaue Kürze an Statt εἰς τὸ εἶναι ὡς ὄντα, allein eine solche Annahme ist rein willkürlich. Richtiger faßt man daher das Wort ähnlich, wie Koppe, dem auch Wahl Clav. min. unter d. W. beizustimmen scheint, in der Bedeutung zum Auserwählten bestimmen, das Heil eines beschließen. Wie der Vf., ohne weitere Gründe anzuführen, diese Bedeutung unpassend nennen konnte, ist durchaus nicht einzusehen, da durch sie sich folgender dem Zusammenhange sehr angemessener Sinn herausstellt: „Abraham brachte den Isaak freudig zum Opfer dar, da er ja wußte, daß Gott das (noch) nicht Seiende gleich wie Seiendes zu segnen beschließe; daß dieses mithin auch von Isaak und seinen Nachkommen gelte und er folglich, um seinem Heilsbeschlusse nicht untreu zu werden, den aus der Opferung des Sohnes entspringenden Schaden wieder ausgleichen

chen werde. — Cap. 4, 19 möchte sich die von Lachmann gebilligte Auslassung des οὐ vor κατενόησε in einigen Handschriften wohl rechtfertigen lassen; es entsteht nämlich dann keinesweges, wie der Vf. meint, die Schwierigkeit, daß μή mit zu κατενόησε zu ziehen sei, sondern der Satz ist so zu verstehen: Nicht schwach im Glauben, d. h. mit Glaubenskraft betrachtete er seinen abgelebten Körper = die Kraft seines Glaubens ließ ihn denselben betrachten, ohne durch ihn an Gottes Verheißung irre zu werden. Auch erklärt sich die Einsetzung des οὐ weit leichter als dessen Auslassung. — Sehr gespannt war Rec., des Vfs. Ansichten von der berühmten Stelle Röm. 5, 12 ff. kennen zu lernen, muß aber gestehen, seine Erwartungen nicht befriedigt gefunden zu haben, was uns um so mehr Wunder nahm, als man glauben sollte, es müsse sich nach den in den letzten Jahren von mehrern unserer bedeutendsten Theologen angestellten Untersuchungen über die biblische Lehre von der Sünde und von der moralischen Natur des Menschen unter den Unbefangenen endlich die richtige Ansicht vestgestellt haben. Rec. glaubt daher, es der bedeutenden Auctorität, welche de W. im theologischen Publicum behauptet, schuldig zu seyn, diesen Punct etwas ausführlicher zu besprechen, selbst auf die Gefahr hin, nur längst Gesagtes zu wiederholen. Zuerst über die Partikel ὥσπερ in V. 12. Der Vf. sucht die Schwierigkeit, welche nach der gewöhnlichen Ansicht entsteht, daß nach ὥσπερ das zweite Vergleichungsglied fehle, dadurch zu umgehen, daß er die Worte ὥσπερ bis θάνατος selbst als zweites Vergleichungsglied faßt, indem Paulus das erste verschwiegen habe, „wie wenn wir sagen würden: demnach so wie, und es werde dem Leser überlassen, aus dem einen Vergleichungsgliede das ganze Vergleichungsverhältniß zu entnehmen (gerade so stehe ὥσπερ Matth. 25, 14)." Allein das Gekünstelte einer solchen Beseitigung der Schwierigkeit springt in die Augen und die angeführte

führte Stelle Matth. 25, 14 ist nicht ganz passend. Denn hier wird ein Gleichniß, das mit einem ebenvorher aufgestellten ganz gleichen Sinn hat, beigefügt; man hätte sonach ein demonstratives Adverbium erwartet. Um aber die Rede mit dem vorhergehenden enger zu verknüpfen, wählt der Evangelist das Relativum ὥσπερ. Ganz anders verhält sich die Sache in unserer Stelle, wo P. von den beseligenden Folgen der von Jesu ausgegangenen Erlösung gesprochen hatte und nun V. 12 das gerade Gegentheil davon anführt. Auch im Deutschen würde in diesem Falle Niemand fortfahren mit „demnach so wie," nach welchen Worten man im Gegentheile gleichfalls ein zweites Vergleichungsglied erwarten würde. Weit richtiger bleibt daher die gewöhnliche Annahme eines Anakoluthes, dergleichen sich ja viele in Paulus Briefen finden und aus seiner geistigen Lebendigkeit sich hinlänglich erklären, die Annahme, daß er durch das ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον veranlaßt worden, eine genauere Bestimmung zum ersten Vergleichungsgliede beizufügen und dadurch von der regelmäßigen Construction abgekommen sei, nach welcher er so hätte fortfahren müssen: οὕτω διὰ τοῦ ἑνὸς χριστοῦ ἡ χάρις καὶ διὰ τὴν χάριν ἡ ζωή, wozu denn noch der Umstand kam, daß der Apostel in V. 15, welcher dem Sinne nach den zweiten Vergleichungssatz enthält, bedachte, wie in der Parallele zwischen Adam und Christus und in den von Beiden ausgegangenen Zuständen zugleich auch eine Ungleichheit Statt finde, indem der von Christus ausgegangene Einfluß weit stärker und nachhaltiger gewesen sei, als der von Adam, wie schon Calvin ganz richtig annahm. — Anlangend das Folgende, so versteht der Vf. διά ganz richtig von der Ursache und fügt S. 57 hinzu: „Ueber dieses Ursachverhältniß erklärt sich der Apostel nicht, allein es ist kein Zweifel, daß er es in die Fortpflanzung gesetzt hat, wie ja offenbar der Tod, d. i. die Sterblichkeit (?) auf diese Weise sich den Nachkommen mitgetheilt hat. Fortgepflanzt

gepflanzt konnte nur die erste Sünde dadurch (besser: die erste S. nur dadurch) werden, daß sich durch Wiederholung ein Hang zur Sünde vestsetzte und durch Gewohnheit und Zeugung (?) den Nachkommen mittheilte. Dieß wäre die eigentliche Erbsünde. Allein in der Fortpflanzung erscheint die ursprüngliche ideale Gleichheit der Menschen, in welcher sowohl die erste Sünde als auch alle folgende ihre Wurzel haben und wahrscheinlich hat der Apostel (?) an diese Gemeinschaftlichkeit der Sünde mitgedacht." In diesem Satze ist Wahrheit und Irrthum in auffallender Weise vermischt. Allerdings hat Paulus einen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Sünde Adams und der seiner Nachkommenschaft angenommen, es ist dieses unzweideutig in διά angedeutet uud die bisweilen vorgetragene Erklärung Adamus *initium* peccandi fecit ist philologisch falsch. Da nun aber der Apostel über die Art und Weise jenes Zusammenhanges sich mit keinem Worte erklärt: so hätte der Exeget als solcher zunächst wohl auch nicht nöthig, sich in weitere Untersuchungen hierüber einzulassen. Demungeachtet erheischt es das wissenschaftliche Interesse, durch Vermuthung den Gedanken des Apostels genauer zu ermitteln. Eine solche Vermuthung kann nun entweder an dem Zusammenhange der Gedanken des Schriftstellers selbst oder an ähnlichen Vorstellungen seiner Zeitgenossen einen Anhaltepunct finden. Nun aber findet sich bei keinem vor Paulus oder mit ihm gleichzeitigen Schriftsteller die Meinung von einer durch Zeugung fortgepflanzten Sünde. Eben so wenig findet solche Ansicht in dem Gedankenzusammenhange eine Bestätigung. Nach einer bekannten hermeneutischen Regel sind die Gegensätze nach gegenseitiger Analogie zu erklären. Nun aber ist das von Christus Ausgegangene, nämlich Gnade, Leben und Seligkeit keinesweges etwas durch Zeugung Vermitteltes und Fortgepflanztes, folglich kann es auch nicht dessen Gegensatz, Sünde und Tod seyn. Wenn aber P. an die in der Fortpflanzung erscheinende ideale Gleichheit und die

auf

auf letztere sich gründende Gemeinschaftlichkeit der Sünde gedacht hätte, so hätte er ja die eben ausgesprochene Behauptung von einem Ursacheverhältnisse wieder aufgehoben, er hätte die Sünde als etwas in der menschlichen Natur Begründetes angenommen; Adam hätte mithin nicht als Urheber des Sündenelendes dargestellt werden können, sondern einzig und allein die gemeinsame Menschennatur. Nun bemerkt aber der Vf. ganz richtig, ἁμαρτία in V. 12 sei nicht Sündhaftigkeit, sondern die Sünde als Princip und Macht, und eben so richtig erklärt er εἰσῆλθε durch: herrschend wurde. Halten wir dieses vest, so ist wohl das Wahrscheinlichste, daß sich der Apostel den Zusammenhang zwischen der ersten und der nachfolgenden Sünde durch den Einfluß bedingt dachte, welche die Sünde auf den Geist des Menschen übt, er scheint sich dieselbe als eine Macht zu denken, welcher es, als sie einmal da war, leicht wurde, bei der Sinnlichkeit des Menschen ihre Herrschaft zu behaupten; er personificirt sie gleichsam wie C. 7, V. 15 ff. Diese Erklärung wird auch dadurch bestätigt, daß auch sonst im N. T. die Begriffe βασιλεία und δουλεία von dem Verhältnisse der Sünde zu dem Menschen gebraucht werden, vgl. C. 7, 15 ff. Hebr. 12, 1. — Ganz richtig erklärt Hr. D. de W. das Wort θάνατος mit den meisten neuern Auslegern vom leiblichen und geistigen Tode zugleich; nur scheint Recn. die letztere Bedeutung des Wortes in unserm Abschnitte überwiegend vorzuwalten, Erstens, weil dieselbe in den nächstfolgenden Capiteln des Briefes allein herrscht, s. C. 7, 10. 11. 13. C. 8, 2. 6. 13; und Zweitens, weil Paulus dem θάνατος nicht, wie es 1 Cor. 15, 53 ff. geschieht, ἀθανασία und ἀφθαρσία, sondern ζωήν entgegensetzt. Auch hat der Vf. nicht angegeben, in welchem Sinne doch auch wegen 1 Cor. 15, 21 ff. und wegen offenbarer Rücksichtnahme auf Genes. C. 3 die Beziehung auf den leiblichen Tod nicht ganz auszuschließen sei. Die Antwort scheint in

1 Cor. 15, 56 gegeben zu seyn, wo der Apostel den leiblichen Tod τὸ κέντρον τοῦ θανάτου nennt. Daraus ergibt sich denn die Richtigkeit der von Lücke, Schott, Neander und Andern angenommenen Bedeutung von θάνατος in unserem Abschnitte als gesammtes Sündenelend, d. h. vorzugsweise der Verlust des höhern geistigen Lebens, dann aber auch derjenige Zustand des Menschen, in welchem ihm der leibliche Tod von seiner trüben Seite, nicht aber als höhere Lebensentwickelung erscheint. — Ueberhaupt aber haben wir die zur rechten Würdigung des ganzen Abschnittes nothwendige Nachweisung vermißt, wie der eigentliche Zweck des Apostels die Schilderung des durch Christum Gewordenen sei, zu dessen Realisirung seinem von der Herrlichkeit des Evangelium und seiner Segnungen tief ergriffenen Gemüthe jene, zweifelsohne unter den damaligen Juden nicht ungewöhnliche Parallelisirung Adams und des Messias wie von selbst sich aufdringt, gerade wie dieses auch 1 Cor. 15, 21 ff. der Fall ist, wo er diese Parallele wieder zu einem andern Zwecke zieht, nämlich um zu zeigen, wie die Christen mit dem ersten Stellvertreter der Menschheit in Rücksicht ihres sterblichen und gebrechlichen Leibes, mit dem zweiten aber darin verwandt seien, daß in ihnen derselbe Gottesgeist wirksam sei, der Jesum von den Todten auferweckt habe und daher dereinst auch sie zu einem neuen Leben auferwecken werde. Hieraus erhellt aber, daß der Apostel von jener jüdischen Lehrform nur zur Veranschaulichung seiner Gedanken Gebrauch macht (jedoch sich keineswegs bloß accommodirt). Hätte er dagegen eigentlich dogmatische Belehrungen über den Ursprung der Sünde geben wollen, wäre die hier vorgetragene Ansicht von dem ursachlichen Zusammenhange der adamitischen Sünde mit den nachfolgenden ein Fundamentalartikel seiner Lehre gewesen, so wäre es doch in der That auffallend, warum er sonst in seinen Briefen nirgends auf diesen Gegenstand zurückkommt, überhaupt aber nur noch

in

in zwei Stellen des Sündenfalles und zwar bloß beiläufig und beispielsweise gedenkt, nämlich 1 Cor. 11, 8 und 1 Tim. 2, 14.

Der Mangel an Raum verstattet uns nicht, unsere Bemerkungen auch über andere Stellen abzugeben. Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, daß durch vorstehende Bemerkungen dem Werthe des trefflichen Buches nicht der geringste Eintrag geschehen soll. Vielmehr halten wir dasselbe zur Beförderung einer reinhistorischen und doch wahrhaft christlichen Exegese ganz geeignet und freuen uns, wenigstens in dem Kreise unserer Wirksamkeit bemerkt zu haben, daß dasselbe unter der studirenden Jugend recht viele Verbreitung zu finden beginnt.

Pastoral-Spiegel, oder Musterbild eines evangelischen Geistlichen in besonderer Bezugnahme auf die Bedürfnisse und Forderungen unserer Zeit. Ein Wegweiser für Geistliche und Candidaten. Aus den Papieren eines bejahrten Geistlichen. Herausgegeben von Dr. Joh. Friedr. Theod. Wohlfahrt, Pfarrer zu Kirchhasel bei Rudolstadt, und Dr. Moritz Wilh. Gotthard Müller, Pfarrer zu Berka an der Ilm. Weimar, 1836. Voigt. SS. VIII. und 372 in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wie Einer die Geschichte seiner Zeit aus Zeitungen, Tagsberichten und ähnlichen Quellen schreiben kann, ohne sich damit auf den Namen eines Historiographen ein Recht zu erwerben; so mag wohl auch eine Pastorallehre aus Journalen, Magazinen besprochener Zeitfragen, praktischen Predigerzeitun-

gen, einigen gangbaren Pastoralwerken und eigener Zuthat geschaffen werden können, ohne daß die Vff. damit den Ruhm selbstständiger und bedeutender Bearbeiter des Fachs erlangten. Und wie hinwiederum Geschichtswerke der bezeichneten Genesis und Art gleichwohl ihren Nutzen haben und ihr Publicum finden: so dürfte auch Pastoralwerken ähnlicher Herkunft und ähnlichen Gepräges weder die Brauchbarkeit abgesprochen, noch der Leserkreis, den sie suchen, ihnen prophetisch verschlossen werden. Wir glauben das Gesagte auf den vorstehenden Pastoralspiegel mit Recht anwenden zu können. Auf den Namen selbstständiger und bedeutender Pastorallehrer machen die Vff. wohl selbst keinen Anspruch. Aber als eine Sammlung anderwärts verhandelter und hier überarbeiteter Pastoral-Zeitfragen, als ein Resumé der praktischen Tagesliteratur wird das Buch willkommen seyn. Wem Harms als mehr witzig denn wahr, als mehr blendend denn überzeugend nicht zum sichern Führer geeignet seyn mag, und wem Häffell zu ausführlich und leider zu theuer ist; der mag sich einstweilen den Wohlfahrt-Müllerschen Spiegel kaufen, und drin sehen, wie Er gestaltet ist, oder sich vielmehr zu gestalten habe. Namentlich den jüngeren Amtsbrüdern, welchen die Pastoral-Verhandlungen der letzten Jahrzehnte, als vor ihrer Zeit dagewesen, fremd sind, dürfte er das Bild derselben in ziemlich kenntlichen Umrissen entgegenhalten. Was wir Aelteren im Werden sahen, das sehen sie hier geworden. Was wir zum Theile selbst mit verhandelten und besprachen, das kommt ihnen hier entgegen probehaltig entweder, oder von der Zeit gerichtet und verworfen, Manches freilich auch noch unentschieden und schwebend.— Die Beiträge der beiden Vff. haben wir nicht genau zu unterscheiden vermocht. Denn wie sie die Theile so ziemlich zu einem, wenn auch nicht vollständigen, Ganzen fügten, so erscheinen sie auch nach Ansicht und Meinung geistesverwandt. Selbst die Form ist ähnlich, und insbesondere scheint die literärische

Prak-

Praktik, welche ganze Stellen Dessen, was Andere gesagt haben, abschreibt und in den Text aufnimmt, so sehr sie schon an dem Einen gerügt ward, jetzt auch die Manier des Andern geworden zu seyn. Vielleicht aber, daß das Verfahren hier noch am Wenigsten verdammlich ist. Denn dadurch wird der Spiegel zum Zeitspiegel, und wo die Kraft der Vff. nicht ausreicht, mag es immerhin willkommen seyn, sich durch gediegenere Männer reichlich entschädigt zu sehen. Wenigstens geben die Inserate von der Belesenheit ihrer Aufnehmer Zeugniß, und ein gut zusammengefügtes Mosaik hat auch seinen Werth, wie seinen Reiz.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster eine Biographie, deren anderer in acht Capiteln Zugaben enthält, welche als eine weitere Ausführung Dessen, was die Biographie nur andeutungsweise und historisch gab, betrachtet werden dürfen. Erziehung im Vaterhause, Vorbereitung auf Schule und Universität, erste Predigt, Eintritt in's Predigtamt, weitere Schicksale, Tod des Seniors, Eintritt in dessen Amt, Weiterbeförderung, Vertauschung des ländlichen mit dem städtischen Wirkungskreise und Aehnliches bilden den Aufzug, in welchen zum Theil mit idyllischer Schilderung, doch immer so, daß Verstand und nüchternes Urtheil über Phantasie und Dichtung die Oberhand behalten, das ansprechende bunte Gewebe der Pastoral-Schicksale und Erfahrungen biographisch eingetragen wird. Dergleichen Darstellungen liest man immer gern. Und was das Feuer der Begeisterung betrifft, mit welchem der junge Arbeiter in den Weinberg tritt, wärmt immer wieder, auch wenn der nämliche aus spätern Tagen bekennt, daß er Weniger wirkte, da er Alles wirken wollte, und mehr erlangte, als er seine Bestrebungen weise selbst ermäßigte. Die Erklärung der Herausgeber, daß „dem Publicum es gleichgiltig seyn könne, ob die in Frage stehende Biographie wirklich auf ein lebendes

bendes Original sich beziehe oder nicht," möchten wir indessen anfechten. Gleichgiltig ist das dem Publicum nicht. Denn der Gedanke, daß das Dargestellte Wahrheit sei, würde auch der Sache selbst eine höhere Geltung verleihen, während die Dichtung, auf die man hier zu schließen hat, das Ganze um so mehr oft nur als ein Gemachtes erscheinen läßt, als die Biographie nicht ganz frei von Anachronismen ist, und die Vff. ihren Helden nach einer Amtswirksamkeit von einem halben Jahrhunderte meist gerade so sprechen lassen, als man es an ihnen selbst gewohnt ist. Auch sonst fehlt es an kleinen Verstößen nicht. Der Geburtsort des greisen Helden „lag wie er sagt, in einer wahrhaft schönen, romantischen Gegend. Das freundliche Thal, in dessen reichen Fruchtfeldern und Wiesengründen der silberklare Strom bald durch steile Felsenschluchten, bald durch sanfte Niederungen dahinströmte, die lieblichen Rebenhügel in bunter Abwechselung mit zahlreichen Obstpflanzungen, die zahlreichen Heerden, die heimischen Lauben — diese Lage der Stätte, da er das Licht der Welt erblickte, mit ihren lieblichen Umgebungen hätten frühzeitig seinem Geiste die eigenthümliche Richtung auf das Höhere gegeben, welche nur ein frühzeitig geweckter Sinn für die Schönheiten der Natur geben könne." Das unterschreiben wir gern, und finden die Schilderung höchst anziehend, welche der Veteran von dem Paradiese seiner Kindheit macht. Aber wenn dabei steht: „obgleich unser Wohnort vier Meilen von der nächsten Stadt entfernt war;" so dürfte eine solche Entfernung in Deutschland wohl nur selten, höchstens in der Lüneburger Haide, gewiß aber nicht in einer so gesegneten Gegend gefunden werden, als der Selbstbiograph seine heimathliche schildert. An Stromgebieten mit Rebenhügeln liegen die Städte nicht sechszehn Stunden auseinander, was hier der Fall gewesen seyn müßte, wenn das Dörflein der Biographie vier Meilen bis zur nächsten gehabt hätte. So Etwas aber, so geringfügig es an sich seyn mag,

stört die Illusion. Modern klingt auch die erste Predigt des Helden, wenn sie nach dem Verse: „Wir geh'n durch Nacht zur Sonne, wir geh'n durch Schmerz zur Wonne, wir geh'n durch Tod zum Leben," disponirt ist. Denn mag dieser Spruch auch ältern Ursprungs seyn, unserer Generation ist er als Motto des vielgelesenen Romans, der Zauberring von Fouqué, erst geläufig geworden. Und wenn das Lied von Kotzebue: Wir sitzen so fröhlich beisammen ꝛc. in der pfarrlichen Familie angestimmt worden und es dem Vater stets schwer auf das Herz gefallen seyn soll, wenn die Strophe anhub: Doch es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond'; so kennen wir das Geburtsjahr des Gesanges zu wenig, um den Vffn. einen Anachronismus nachweisen zu können, aber Erstens paßt das: Doch es kann ja ꝛc. nicht in das Versmaß, und Zweitens fängt das Lied auch nicht mit dem: Wir sitzen so fröhlich beisammen, an; sondern: Es kann ja nicht immer so bleiben, ist der Anfangsvers, der ihm bis heute seinen kenntlichen Namen verlieh. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch einiger lateinischen Anführungen, worin es die Grammatiker und Philologen bekanntlich noch genauer nehmen. S. 62 ist aus Cicero die Stelle citirt: Quo grandior sit atque excelsior (orator), ne Physicorum quidem ignoreum volo. Dieß ignoreum ist in dem Druckfehlerverzeichnisse in ein ignorum verwandelt. Allein auch dieses ist falsch, da ignorus, so viel wir wissen, nicht vorkommt. Ignarus ist das rechte. S. 83 spielt der Vf. auf das: Bene qui latuit bene vixit an. Allein wenn er dabei von einem „allzutiefen se latuisse" redet, so möchte er es wieder mit den Philologen zu thun bekommen. Dergleichen Ungenauigkeiten zeugen mindestens von einer Eilfertigkeit, die nirgends gut ist, und leicht den Schluß auf das Ganze hervorruft. Unangenehm berührt hat uns auch ein gewisses Streben nach lutherischer

Kraft

Kraft und Körnigkeit im Ausdrucke, das aber in der That hie und da zur Gemeinheit führte. Da wo von dem Verhalten des Geistlichen gegen Höhergestellte und Vorgesetzte die Rede ist, heißt es S. 353: „Der Katzenbuckel des gemeinen Höflings muß vor Allem dem Manne schlecht passen, der kein eitler Menschenknecht seyn, der Männerstolz vor Königsthronen beweisen soll." Gleich darauf ist von Landedelleuten die Rede, „welche nichts Höheres kannten, als Bauern schinden." S. 344 heißt es: „Ich meine nicht, daß die Geistlichen, wie gewisse Aerzte, mit desperaten Mitteln zwischen die Krankheit und die Patienten gleichsam mit Knitteln einschlagen sollen." S. 343 ist von dem „Pantoffel der theueren Ehehälfte" die Rede. Ueber Erziehung der Töchter lautet es: „Du aber sollst nicht Dorfgänse ziehen, die für weiter Nichts, als für Küche und Keller taugen. Unsere jungen Männer wollen gebildete Frauen." Und zur Ausführung desselben Thema's lesen wir S. 209: „Bereits hat der Vater die Freude, daß die Tochter, wie man sich in der Gegend ausdrückt, einige Kerls, der Sohn ein Mensch hat, mit der er zu Kirmestänzen geht." Die Vff. sollten es nicht vergessen, daß sie zu gebildeten Lesern reden, denen das Gemeine einer Sache fühlbar wird, ohne es gerade mit den gemeinsten Ausdrücken, die gefunden werden können, sich dargestellt zu sehen. Und Schiller sagt: „Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." — So Viel über die Form. Auch von dem Inhalte einige Proben. Von dem grammaticalischen Verfahren beim Sprachunterrichte wird S. 21 behauptet, daß es den Kindern das Studium der classischen Sprachen verleide. „Lehret sie euere gelehrten Sprachen sprechen, lehret sie in bestimmten Stunden lateinisch und griechisch lallen, stammeln, und sie werden bald auch zu reden anfangen. In dieser Weise betrieb mein Vater mit uns Kindern den Unterricht in der lateinischen, griechischen und französischen, späterhin, gegen das zwölfte Jahr, der hebräischen

bräischen Sprache, und wir wurden frühzeitig lebendige Pentaglotten." Wir wollen von dieser Methode keinen Seiten- oder Rückblick auf die, dem Helden der Biographie oben zur Last gelegten, lateinischen Ungenauigkeiten thun. Aber daß der gepriesene Erfolg derselben mehr dem Reiche der Dichtung als dem der Wahrheit angehören möge, können wir auszusprechen uns nicht versagen. — Die erste Predigt wird anziehend geschildert. Aber es hätte in einem Pastoralspiegel die Bemerkung nicht vergessen werden sollen, daß es immer etwas Gewagtes sei, dieselbe in der Heimath zu halten, und daß der junge Theologe den ersten Versuch am Sichersten da machen möge, wo er weder kennt noch gekannt ist. Befriedigend ist, was über das Hauslehrerleben und dessen weise Benutzung für den theologischen Zweck gesagt wird; die Annahme jedoch eines Predigtamtes bei einer höchst verwilderten und verschrieenen Gemeinde erinnert zu sehr an die bekannte Schrift des ehrwürdigen Planck, als daß die Situation und die Reflexionen darüber den Reiz der Neuheit haben könnten. Man fühlt, dort sei das Alles besser gesagt, — früher in seinem Walddorfe, als er das Leben noch als eine Idee genommen, habe er, nämlich der Held der Biographie, sich einmal gegen die alte Sitte der öftern Versetzung der Geistlichen erklärt. „Ich nahm jetzt, nachdem die Erfahrung meine Ansichten geläutert hatte, jenes voreilige Votum zurück. Durch Nichts kann das kirchliche Leben mehr von Neuem angeregt werden, als wenn eine Gemeinde einen neuen Geistlichen empfängt. Der Geistliche in der evangelischen Kirche, welcher der äußerlichen Ermunterungsmittel so sehr entbehrt, würde in dem Bestsitzen an einem Orte der (?) kräftigsten geistigen Anregung missen. Es liegt für Pfarrer und Gemeinden ein eigenthümlicher Reiz in dem Amtswechsel. Die Idee der Kirche und des geistlichen Amtes geht Beiden in höherer Klarheit wieder auf. Um den fremden Mann ruht ein Heiligenschein, den der nimmer haben kann, der

der viele Jahre derselben Gemeinde vorstand und sich allmälig, ohne daß er's wußte, von ihr in ein bestimmtes Gleis herabziehen ließ. Dem neu antretenden Geistlichen gelingen leicht Verbesserungen, die dem Vorgänger unmöglich waren." Der Besonnene fühlt hier wohl, daß es eben keine große Aufgabe seyn würde, mit Aufwand einiger Beredtsamkeit das Herrliche des Gegentheils, das Heilbringende einer dauernden Verbindung des treuen Hirten mit seiner Heerde herauszustellen; und fast scheint der Vf. der Biographie hier den Spieß nur deßwegen umgekehrt zu haben, um der Welt zu zeigen, wie sich eine Sache von beiden Seiten bald so und bald wieder so vertheidigen lasse. — Das erste Capitel des zweiten Abschnitts hat Wesen, Beruf, Wichtigkeit und Würde des evangelischen geistlichen Amtes zur Ueberschrift, handelt aber in der That mehr vom Namen und der rechten Benennung der Diener göttlichen Wortes. Den Pastor, oder Hirten verwirft der Vf., „weil bei uns ein Hirte eine der niedrigsten Personen sei," obgleich er zugesteht, daß Christus sich den guten Hirten nannte, und der Sänger des 23. Psalms sogar Gott einen Hirten nennt. Noch mehr hat es uns gewundert, es „als ein gutes Zeichen der Zeit genommen zu sehen, daß man neuerdings die Benennung Priester wieder vorgeschlagen hat. Marheineke's Grund, daß unsere Religionslehrer geistige Opfer darbringen sollen, sei sinnig, und was der viel angefochtene Harms in seiner Pastoraltheologie darüber sage, verdiene wohl erwogen zu werden." Wir wollen denn doch froh seyn, daß die Zeit des Priesterthums vorüber ist, und das omen wie das nomen in gleicher Entfernung von uns halten. Und was hilfe es uns, uns mit Salbung wieder Priester zu nennen? Die katholische Kirche erkennt uns doch nicht an. — Das Urtheil der Vff. über Memoriren und Extemporiren dürfte weder ganz unzweideutig noch ganz unverführerisch seyn. Sie wollen weder dem

dem strengen Memoriren, noch dem eigentlich sogenannten Extemporiren das Wort reden. Das genaue Einlernen eines vorher ausgearbeiteten Vortrags aber nennen sie ein „schülerhaftes," und behaupten, das Predigen darnach „bleibe ein bloßes Hersagen mit, im beßten Falle, erkünstelter Begeisterung. Denn die erste, schönste Begeisterung, jener Frühlingshauch, worein die Idee bei ihrem Hervorblühen gekleidet gewesen wäre, sei nun doch durch das Einstudiren abgewischt, und das Wort könne so wenig als ein Wort aus dem Herzen gesprochen und vernommen werden, als es ein solches wirklich nicht sei. Dagegen hätten, versteht sich nach vorhergegangener gehöriger Sammlung, extemporirte Predigten durch ihre Herzlichkeit und natürliche Kraft, da sie eben nicht ein Ausfluß des bloßen Gedächtnisses seien, durch ihre Einfachheit (?) und Popularität, bei allen Verstößen gegen die Gesetze der Rhetorik (!) Vieles vor ihren reifern Schwestern voraus, wie Jeder, dem das Extemporiren nicht ganz mißlinge, leicht erfahren könne." Die Vff. schließen nun zwar mit einem: Medio tutissimus ibis. Dasselbe aber läßt der Ab- und Seitenwege immer noch so viele offen, daß es wohl Noth thäte, sie sendeten ihm eine berichtigende, offene Erklärung nach, wie jener extemporirende und das Extemporiren empfehlende Bischof seinen Synodalrathschlägen eine solche nachzusenden sich bald genug gedrungen sahe. Wir unsern Theils werden der wörtlichen Ausarbeitung, so wie der, selbst bis auf Form und Periodenbau sich erstreckenden, Aufnahme der h. Rede in das Gedächtniß das Wort reden, so lange wir können, und finden das Bedenken, daß es nach solcher Vorbereitung um alle Begeisterung beim Halten geschehen seyn müsse, sogar lächerlich. Arbeite nur mit Begeisterung aus. Und hast du pflichtgetreu die Mühe daran gewendet, das mit klarem Selbstbewußtseyn und mit der beßten Kraft deines Geistes Geschaffene nach Inhalt und Form in dich aufzunehmen, so tritt dann, wenn die

Stunde

Stunde kommt, getrost hinaus. Die Begeisterung kommt auch. Denn was müßte das für eine Predigt seyn, die Andere begeistern sollte, und an dir selbst nicht diese Kraft bewährte? Aber mächtig bleibst du, in sichrer Vorbereitung ihrer Herr geworden, deiner Sache, das schöne Maß wird nicht überschritten, und der Eindruck auf deine Zuhörer ist ein nachhaltig befriedigender, während die geistlichen Improvisator-Genies, denen die Vff. nach S. 275 Alles gestatten zu müssen glauben, gerade auf ihren Glanz- und Höhepuncten ihrer selbst und der Sache nicht mehr mächtig sind, das Maß verachten und übersehen, und alles Andere wirken, nur nicht die edle Frucht und Blüthe jener Erbauung, die durch den Verstand zum Herzen, aus consequenter Ueberzeugung in's Gewissen dringt, und allein den Namen der christlichen verdient. Dem aber stimmen wir unbedenklich bei, was die Vff. über das Predigtablesen sagen, darin sie etwas so Widernatürliches finden, daß man das Gefühl des Mißstandes nicht überwinden könne, wenn gleich die vortrefflichste Predigt auf die meisterhafteste Weise gelesen werde. Wir setzen hinzu, daß es in den Ländern, wo es nicht autorisirte oder wohl gar gesetzlich bestimmte Sitte ist, durch den Betrug, den manche lesende Prediger an der Stätte der Wahrheit spielen, durch die Absicht, das Publicum über den Gebrauch des Concepts zu täuschen, der Kanzel ganz und gar unwürdig, ja zur empörenden Kanzelsünde wird. — Noch Eins hat uns an den sonst so warm begeisterten Pastorallehrern unseres Spiegels befremdet, daß sie nämlich die Entscheidung der Frage, ob der Geistliche bei ansteckenden Krankheiten verbunden sei, die Kranken, die an solchen leiden, zu besuchen oder nicht, so kühl gegeben haben. Als Grundsatz, „der selbst mit aller Dialektik nicht wankend zu machen sei," stellen sie S. 302 auf: „Bei ansteckenden Krankheiten und bei Kranken, welche an solchen darnieder liegen, kann dem Geistlichen der

Be-

Besuch derselben nicht zugemuthet werden. So wurden sehr weise und im echt christlichen (?) Sinne zur Zeit des Lazarethfiebers 1815—1817 von mehreren Regierungen, von manchen aber auch erst dann, als mehrere Geistliche offenbar oder nach höchster Wahrscheinlichkeit als Opfer solcher Krankenbesuche gefallen waren, diese von der Pflicht derselben dispensirt und den Gemeinden befohlen, die Geistlichen in allen diesen Fällen mit der Bitte um ihren persönlichen Zuspruch unbehelligt zu lassen. Die Meinung von einer unbedingten Pflicht zum Krankenbesuche ist ein abergläubiges Phantasma, das noch aus der römischen Kirche und ihrem Dogma von der letzten Wegzehrung und letzten Oelung herüberstammt, das aber der evangelischen Kirche um so angelegentlicher benommen werden muß, als der Glaube an Buße auf dem Sterbebette und die Wunderkraft des heil. Abendmahls zur Seligkeit einer der allergefährlichsten Feinde christlicher Tugend ist." Mag mit „aller Dialektik" dieser Dialektik nicht beizukommen seyn; wir glauben, eine andere Entscheidung ganz einfach in dem natürlichen Pflichtgefühle, in dem Gewissen eines jeden treuen Hirten zu finden. Würdest du dem kranken Freunde den Sehnsuchtswunsch deiner Nähe unerfüllt lassen, auf die Möglichkeit hin, daß er dich anstecken könnte? Und solltest du deinem Beichtkinde einen solchen Wunsch nach dir unbefriedigt lassen? Ist es denn nur der Aberglaube, der uns da rufen kann? Vindiciren die Vff. nicht selbst den Krankenbesuchen ihren Werth, wenn sie S. 300 sagen: „Anderer Seits ist es aber doch auch wahr, daß der Mensch nie mehr der Tröstungen und der Kraft der Religion bedarf, als in seinen letzten Nöthen, und wo soll er diese gewisser suchen, als bei dem Diener des Heiligen?" Ist aber das Eine wie das Andere etwa nur bei Krankheiten, die nicht anstecken, der Fall? Und soll der Arzt, soll der Wärter den Kranken auch verlassen, wenn er sieht, daß der Pfarrer sich dispensirt, der Pfarrer, dessen

dessen ermuthigende Einwirkung auf den Kranken nicht nur, sondern auch auf die ihn Umgebenden in Zeiten allgemeiner Noth und Gefahr und Verzagtheit am aller Nöthigsten ist? Napoleon war vielleicht in keinem Augenblicke mehr ein Held, als da, wo er ruhig durch die Gemächer der Pest-Kranken ging, die Kranken tröstend, Aerzte und Wärter ermuthigend und still an ihre Pflicht erinnernd. Soll der Diener dessen, der sein Leben für die Schaafe ließ, nicht so viel moralischen Muth haben, als jener sonst unmoralische Held des Jahrhunderts? Mag der Staat von Krankenbesuchen dispensiren, der rechte Pfarrer dispensirt sich nicht. Dem Aberglauben mag er in gesunden Tagen wehren. Aber wenn nun auch der Glaube des Beistandes in der Noth bedarf, wenn der Kranke sich nach Glaubensstärkung sehnt, wenn der Sterbende nach seinem Pfarrer ruft — das wäre ein Miethling, der der Dispensation des Staates folgte und den Verlangenden ohne Gottes Wort und Tröstung ließe. Vom Kranken-Abendmahle und den Störungen dabei sagen die Vff.: „Nur der, dessen Brust ein wahres lebendiges Berufsgefühl füllt, vermag unter so niederschlagenden Situationen sich aufrecht zu erhalten; dieses Berufsgefühl wird ihn aber auch unter allen und jeden Umständen kräftigen, so daß er mit eben derselben Umsicht, Ruhe und Salbung spricht, wie an heiliger Stätte." Das Nämliche aber mag ihn auch in das Haus des ansteckend Kranken führen. Und wahrlich es hält die Furcht vor der Ansteckung und somit die Ansteckung selbst zurück. Heiter im Berufe thut der Treue seine Pflicht, ruhig geht er dem eigenen Schicksale entgegen, und hat selbst als das Opfer seiner Liebe und seines Amtes, Gotte und Menschen vertrauend, kein anderes Wort, als das des Helden: Tröstet mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet. — Im Uebrigen bilden allerhand, zum Theil sehr praktische, Bemerkungen über das häusliche Leben des Geistlichen

lichen, Ehe und Kinderzucht, über Oekonomie, Selbstbetreibung derselben, Verpachten, Verbauern, über Fortbildung und Predigervereine den Inhalt des zweiten Abschnitts; dessen letzte Capitel den Geistlichen als Prediger, als Liturgen und Seelsorger, und endlich als Katecheten, Schulaufseher, und im Umgange mit der Welt darstellen. Wir wiederholen, daß manche brauchbare Winke hier niedergelegt sind, und daß namentlich für junge Geistliche Nützliches aus dem Buche zu lernen ist. Und könnte unsere mitunter, wir wollen es zugeben, Etwas in's Kleine gehende Kritik das bewirken, daß die Vff. fortan Etwas weniger schnellfertig schrieben, und mit der Feile es genauer nähmen, so wäre sie ihnen nicht nur, sondern in der That auch dem Publicum von Nutzen gewesen, das von der Industrie derselben, wenn auch weiter keine Spiegel, doch wahrscheinlich noch manches Andere zu erwarten hat.

Mittheilungen von Ph. Güth, bisherigem Pfarrer zu Kirchähr in der Diöcese Limburg, aus dem Resultate seines Forschens im Gebiete der Religion zur Rechtfertigung des Uebergangs aus der römischen Kirche in die evangelische. Auf Kosten des Verfs. Frankfurt a. M. In Commission bei Streng. 1833. SS. 138 in 8. 16 Gr.

Vorweg stellt der Vf. mit dem Bekenntnisse, daß in Allem und um so mehr in der höchsten Angelegenheit des Menschengeistes, nach Ueberzeugung zu streben und zu leben, frühzeitig schon sein höchster Grundsatz gewesen sei, eine Reihe allgemeiner Erörterungen über die Hauptgegenstände im Gebiete der Religion. Die Capitel Religion, Religionslehren

lehren, Religionsgebräuche, Kirche und deren Geschichtliches liegen diesen Erörterungen ordnunggebend unter, und wir dürfen sagen, daß sich in ihnen ein gründliches Denken und, bei guter Kenntniß des Christenthums und seiner heiligen Urkunden, ein gesundes Urtheil offenbart. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Vf. die Gegenstände erschöpft habe, noch habe erschöpfen wollen. Er gibt versprochener Maßen nur „Mittheilungen aus dem Resultate seines Forschens auf dem Gebiete der Religion," und wir können um so mehr auch bei unserer Anzeige nur Einiges zur Kenntlichmachung herausheben, ohne den Zusammenhang des Ganzen genau nachzuweisen. Kenntlich aber dürfte den wackern Vf. schon die Bemerkung S. 5 machen: „Ueber Verstand und Verständiges geht noch Vernunft und Vernünftiges; was aber über die jetzigen Grenzen der Vernunft völlig hinaus liegt, ist uns jetzt auch weder erreichbar noch mittheilbar, weder faßlich noch anwendbar." So sehr ihm aber Vernunft mit Inbegriff von Willensfreiheit und Gewissen die unzerstörbare Grundlage der Religion ist, so wenig verkennt er die Anregungen, die ihr von Außen her durch die Natur, durch den Einfluß des Menschen auf den Menschen und durch ein höheres Gotteswalten kommen. In Bezug' auf das Letztere meint er, obgleich bei dem Glauben, daß Gottes Geist das ganze Weltall regierend durchdringt, weder von Mangel an Offenbarung noch von „sich selbst überlassener Vernunft" die Rede seyn könne, so sei doch ein höheres Walten Gottes zur Leitung in der Religion eben so wenig zu leugnen, als genau zu bestimmen. Eingebung und Begeisterung, Erleuchtung und Stärkung, Gnade und Segen seien dafür die gangbarsten Ausdrücke. „Aber hüten wir uns, daß wir nicht dunkele Gefühle und bunte Phantasieen damit verwechseln, und uns darin nicht täuschen und täuschen lassen." — Eben so besonnen ist seine Erklärung über Religionslehren. Selbst in dem Falle, daß das Religiöse, das eine Lehre bezeichne,

zeichne, sich als wirklich und als ewig geltend herausgestellt habe, so sei doch, selbst von der nach Individualität und Standpuncte bleibenden Verschiedenheit der An- und Einsicht wie von der davon abhangenden Wortwahl abgesehen, in den Sprachen überhaupt wie in einzelnen Wörtern und deren Bedeutungen zu große Veränderlichkeit, als daß es zu unveränderlichen Lehrsätzen kommen dürfe. „Am Allerwenigsten ist die Religion in ihrer über's Erdenleben erhabenen Vollendung in Dogmensystemen und Gesetzestafeln zu erschöpfen, darin einzuengen und dann das ganze Machwerk durch Auctorität geltend zu machen, daß es zum Seelenheile mehr darauf ankomme, Alles unbezweifelt anzunehmen und vestzuhalten, als darauf, was dabei gedacht, gethan und empfunden wird. Ja, Glaubens- und Gewissensfreiheit ist in dem Wesen der Religion wie in der menschlichen Natur so begründet, daß es gotteslästerlicher Fanatismus oder satanische Politik ist, sich dagegen auf Gottes Willen und Gottes Auftrag zu berufen." — Im Capitel von den Religionsgebräuchen wird sehr richtig bemerkt, daß der Cultus der Culturstufe entsprechend aus- und fortgebildet werden müsse, und daß es nimmer dahin kommen dürfe, daß Religionsgebräuche für Religion gelten. „Wo jene verkehrten Ansichten herrschen, da haben Pharisäer und Pfaffen gut wohnen. Sie erzeugen und erhalten sich wechselweise." — Unter den Kirchen ist dem Vf. diejenige in dem Grade die seligmachende, in welchem sie die heiligmachende ist. Was aber den Ursprung betrifft, auf den manche stolz, wie auf alten Adel zurückschauen, so sagt er S. 24: „Je älter alle diese Vereine sind oder seyn wollen, desto mehr Unbestimmtes, Geheimnißvolles und Wunderbares waltet darüber in ihren Sagen und Schriften. Am Schlimmsten ist es, wenn damit eine mangelhafte oder gar fehlervolle Kirchenform als Gotteswerk sanctionirt wird. Reges Leben und Streben nach dem Ideale, das ist der heilige Geist,

der in jeder Religionsgesellschaft walten soll." — In dem Abschnitte aus der allgemeinen Religions- und Kirchengeschichte gibt der Vf. eine kurze aber gut charakterisirende Schilderung der drei Hauptgestaltungen des Religiösen und Kirchlichen, des Heidenthums, des Judenthums und des Christenthums, und sagt von dem Historischen aller Offenbarung und dem der christlichen insbesondere: „An dem Allgemeinen der Religion in uns muß sich alles Geschichtliche, als Aeußerung darüber und Anregung dazu, bewähren. Je mehr dieses Besondere mit jenem Allgemeinen harmonirt und zu dessen Anregung, Ausbildung und Wirksamkeit geeignet ist, desto mehr ist darin Gotteswort und Gotteswerk anzuerkennen und dankbar zu benutzen; beim Gegentheile muß es sich Trotz allem Vorgeben und Bezeugen anders damit verhalten. Das ist mir gleichsam ein ariadnischer Faden, ohne den man in dem Labyrinthe heiliger Schriften und Traditionen, Mythologieen und Legenden endlos herumirrt und nicht herauskommt." Mit diesem hat der Vf. denn auch als Grundideeen des Christenthums nicht das ursprüngliche Verderben der menschlichen Natur, nicht die Genugthuung durch ein Opfer, nicht die absurden Dogmen einer sittenverderblichen Bluttheologie gefunden, sondern das ist ihm zum Heile und zur Erlösung der Welt die Hauptsache: „Jesu unübertreffliche Belehrung über Gott, demgemäßes höheres Lebensgesetz, und daraus entspringende über's Grab hinüber gehende Hoffnung der Glückseligkeit. Nächstdem dient ganz vorzüglich sein erhabenes und erhebendes Leben, Thun und Lassen, Wirken und Genießen zur Bestätigung und Bekräftigung seiner weisen Lehren, wie zum erbaulichen Ideale der Menschheit. Ueberdieß hat er sich dem Einen, was Noth thut, der Menschenverbesserung von Innen heraus, der Menschenbeglückung durch Menschenveredlung ganz und gar gewidmet, ja wahrhaft sich selbst dafür aufgeopfert." „Welch ein Mensch, welch eine Fülle des Göttlichen!" ruft

der

der Vf. aus beim weitern Ausführen der Ideeen vom Gottesreiche, vom Evangelium, das allen Völkern geprediget werden sollte, vom Geiste Gottes, der in Lehren und Gebräuchen walten und an Christenherzen fort und fort seine Kraft erweisen sollte und erweist. Aber freilich so einfach und herzbewältigend sei das Christenthum nicht geblieben. Man sei vom Heilswege verderblich abgewichen, und es gebe überall eine Mischung von Geistes- und Buchstabenchristen. „Während die Einen im Geiste Jesu denken, reden und handeln, zimmern und schnitzeln die Anderen aus einzelnen Schriftstellen allerhand verschnörkelte Lehrgebäude. Man kann aber dabei eben so wenig gleichgiltig bleiben als zweifelhaft seyn, womit man es zu halten habe." —

Von diesen, im allgemeinen Theile seiner Untersuchungen dargelegten Ansichten, ist der Schluß auf das Urtheil des Vfs. über die römische Kirche leicht zu machen. Er bezeichnet den nun folgenden Abschnitt mit der Ueberschrift: Aussetzungen an der römischen Kirche. Das Etwas ungewöhnliche Wort ist von aussetzen, wie das gewöhnlichere Ausstellungen von ausstellen, gebildet. Hat man aber den Abschnitt selbst gelesen, so möchte man jenes Wort fast in einen: Aussatz der römischen Kirche verwandeln, so unerbittlich deckt der Vf. als ein mit dem Naturelle derselben Wohlvertrauter, den Schaden Josephs auf, so gründlich sondirt und drückt er ihre Eiterbeulen. Sie sind der unverblendeten christlichen Welt bekannt, und wir haben hier mehr nur die Art, wie der Vf. verfährt, als die Sache, gegen welche er verfährt, zu bezeichnen. Sein Scharfsinn geht aber mit Spott und Satire Hand in Hand; und das ist bei allen den Dingen gut, die mit bornirtem Frommthun oder mit schlau angenommener Einfalt festgehalten werden, und von denen das Wort nun gilt: Difficile satiram non dicere. Schon die angebliche Stiftung der römischen Kirche von Jesu Christo selbst gibt dem Vf. Ge-

legenheit. S. 45 sagt er: „Und so hat sich denn auch die Kirche unerachtet ihrer außerordentlichen Auctorität bequemen müssen, auf eigentliche Begründung einzugehen und dazu allerhand Apologie und Polemik zu versuchen. Am Wenigsten hat sie mit der freien Vernunft ausrichten können. Die ist daher unter den Glauben gefangen genommen und außerdem für vogelfrei erklärt worden. Denn in jenem Käfige ist sie ein gar schöner Sing- und Lockvogel — auf dem Heerde nämlich der römischen Idealistiker — während sie im Freien ein gar garstiger Raub- und Lockvogel ist.“ — Im Capitel von der Verfassung nennt der Vf. die Scheidung in Klerisei und Laien „ein stehendes Verhältniß der Anmaßung und Herabwürdigung,“ das die Geistlichkeit dem Pharisäismus im ganzen Umfange des schlechten Wortsinnes unvermeidlich entgegenführe. Roms Bischof hat dabei den beßten Theil erwählt und als Papst sklavische Huldigungen und Zulassungen der Bischöfe trefflich benutzt, während zwischen diesen und den Pfarrern ein Aehnliches geschehen ist. Die Pfarrer sind in der That, bei aller Erhabenheit über die Laien, in der Geistlichkeit Nichts, als unterthänigst vollziehende Knechte, denen noch dazu in Missale, Agende, Katechismus Alles so vorgeschrieben ist, daß sie in dessen Ausführung eher einem an seine Rolle gebundenen Schauspieler, als einem gleichthätigen Arbeiter im Weinberge des Herrn gleichen, und in dieser Hinsicht die tüchtigen Geistesmänner gerade am Wenigsten zu Pfarrern taugen, wie sie papistische Bischöfe verlangen.“ — Zweck der Kirche. Selig machen, aber allein. „Extra ecclesiam nulla salus prangt anziehend und fesselnd über dem stolzen Portale.“ Der Vf. citirt die Stelle aus dem Katechismus romanus: „Qui salutem aeternam consequi cupiunt, Ecclesiam tenere et amplecti debeant non secus ac qui arcam, ne diluvio perirent, ingressi sunt. Selbst das Fegefeuer ist Andern versagt, fährt der Vf. fort, Nichts, als ewige unermeßliche

meßliche Marter im Höllenpfuhle bleibt ihnen übrig. Himmlischer Vater — und nur der kleinste Theil befindet sich in jener Sicherheits- und Rettungsanstalt?" Doch setzt er mildernd hinzu, daß auch eine gewisse „römisch-kirchliche Seelenbeschaffenheit" allenfalls die nicht Gestempelten noch selig machen könne; und „daß es derlei Seelenbeschaffenheiten außer der römischen Kirche nicht wenige gebe, davon, sagt eine Anmerkung, lieferte die Tagesgeschichte in Preußens Agendenangelegenheit, im halleschen Theologenstreite und Anderem traurige Belege. Herr H.... (wir wissen nicht, wen der Vf. mit diesem H mit seinen vier Puncten meint) könnte Papst, ja Großinquisitor werden." — Wir übergehen das, was der Vf. über die bunten Glaubenslehren der römischen Kirche sagt, um zu dem Abschnitte über die Sittenlehren derselben Einiges zu bemerken. Der Punct nämlich, wie die römische Dogmatik auf die Moral dieser Kirche sowohl in Thesi als in Praxi wirke, hätte noch eine gründlichere Erörterung und beredtere Darstellung verdient, als sie unter der Feder des Vfs. gefunden hat. Denn hier ist eigentlich der faule Fleck dieser Kirche. Der Vf. redet zwar von einer pharisäischen Gerechtigkeit, zu der man hier geleitet werde, von der christlichen Rechtschaffenheit, die Statt aus der Frömmigkeit hervorzugehen, in der Frömmelei untergehe, von der Verachtung der Welt und den Irrthümern der Selbstquälerei und von der Schlechtigkeit, die aus bezahlter Sündenschuld erwachse. Allein wo ist hier der Unsegen, der aus dem Grundsatze der Verdummung des gemeinen Christenvolkes kommt, geschildert? Wo ist der Fluch, der aus dem Dogma von der Alleinseligmachenden sich in Intoleranz, in Verketzerung und Verfolgung der Andersdenkenden offenbart? Wo sind hier die Gräuel, die man mit dem Ablasse in der Tasche, und die Morde, die man nach empfangener Absolution beging? Diese und ähnliche Puncte durften nicht unerörtert bleiben,

ben, und der Unverstand, der zur Rache endlich für geistige Niederhaltung gegen Gesetz und Obrigkeit sich empört, die fromme Gemeinde, die um Ausrottung der Ketzer zu dem Gotte der Liebe betet, die Sancta simplicitas, die das Scheit gläubig zum lodernden Scheiterhaufen legt, die römische Räubergruppe, die vor dem als Kreuz aufgestellten Dolchgriffe die Absolution nimmt und dann mit gutem Gewissen mordet. — Solches und Aehnliches hätte der Vf. als Brandlichter und Schlagschatten füglich benutzen sollen, um sein Gemälde zu jener Wahrheit und Lebendigkeit zu erheben, vor welcher jedes unbefangene Gemüth unwillkürlich, aber mit vollem Rechte zurückschaudert. Daß übrigens der Vf. solche Bilder zeichnen kann, das hat er in dem Abschnitte von den evangelischen Rathschlägen für den vollkommenern Christen bei aller Kürze bewiesen, wo er unter Anderem von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens sagt: „Ein wahres Glück, daß nur wenige Menschen so vollkommene Christen werden können und wollen; sonst würde es sonderbar zugehen unter den Menschen und Alles bald ein Ende nehmen;" zu dem Gelübde der Armuth die Bemerkung macht: „Uebrigens haben die Herren Bettelmönche in ihrer Armuth ein Wohlleben geführt, wie es wenig Reiche führen;" und über die Pflicht, außer Gotte irgend Jemandem unbedingten Gehorsam zu leisten, sich ausläßt: „Das ist ein wahrhaft satanischer Rath, den die schlechtesten Geheimgesellschaften der Räuber und Mörden zu ihrem Grundsatze machen." — Das Ganze der römischen Religionsgebräuche glaubt der Vf. so ziemlich bezeichnet zu haben, wenn er es „eine unwürdige Nachbildung jüdischen und heidnischen Tempelwesens nenne." Die einzelnen Stücke des Messelesens, der Wallfahrten, der Processionen, der Salz-, Wein- und Wassersegnungen, des Klingelns, des Räucherns bis zur letzten Oelung werden durchgenommen, und wir dürfen dem Leser das Prognostikon stellen, daß er, auf

der

der Höhe angekommen und das in den Nebelthälern des frommen Unsinns Wahrgenommene noch ein Mal überschauend, mit dem dort bewanderten Vf. ausrufen werde: „Welche Entartung! Wie wahrhaft religiöse, gebildete Menschen auch nur dabei aushalten, geschweige denn mit Erbauung dabei andächtig seyn können, ist ohne die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit oder äußerer Nöthigung schwer zu begreifen.“ Und ob das jemals in dieser Kirche werde anders werden? Der Vf. gesteht, daß er eine Zeitlang einer „jugendlichen, sanguinischen Partei katholischer Christen“ hoffend angehört, aber von ihr Abschied genommen habe. Diesen Abschied feierte er mit einem Liede, das, ohne gerade großen poetischen Werth zu haben, die Erwartungen jener Zeit und Partei als ein treuer Spiegel wiedergibt, aber resignirend mit dem Worte schließt: Die römische Kirche preiset sich und ist in der That — unverbesserlich.

Somit war denn dem Vf. natürlich genug der Austritt aus der geschilderten Kirche und der Uebertritt zu der unsern zur Herzens- und Gewissenssache geworden. Nicht als wenn die letztere die absolut vollkommene, sondern weil er sie für die relativ vollkommene und, was mehr als das sei, für die zur Vollkommenheit strebende halten dürfe. Zu keiner besseren habe er überzugehen gewußt, als zu derjenigen, welche sich nach den Principien der allbekannten Männer des sechszehnten Jahrhunderts durch dem gemäße Protestation und Reformation zur heutigen evangelischen Kirche entwickelt habe und fortwährend der Vervollkommnung beflissen sei, um in Allem stets näher zu kommen dem hohen Ideale der allgemeinen Kirche, dem alle besondere Kirchen zu möglichster Harmonie und endlicher Vereinigung nachzustreben hätten. „Vernünftige Auffassung und Anwendung des Evangeliums ist mir als Grundcharakter, als würdiger und annehmlicher Grundcharakter

charakter dieser, eben deßwegen evangelisch genannten zum Allgemeinen emporstrebenden Kirche deutlich gewiß geworden." Kurz spricht er sich, nach der im vorigen Abschnitte beobachteten Ordnung, über Glauben und Sitten, über Cultus und Gebräuche, über Verfassung und Disciplin unserer Kirche aus. Er verbirgt sich nicht, daß noch Manches darin anders und besser werden müsse; und wir theilen mit ihm diese Ueberzeugung. Aber indem er, nach den Erklärungen ihrer Stifter selbst, Schrift und Vernunft als die alleinigen Quellen des christlichen Glaubens und Lebens anspricht und sich an den Vorbehalt derselben auf dem Reichstage zu Augsburg hält, daß sie „nicht Willens wären, sich die Hände binden zu lassen, wenn sie künftig noch Etwas zu bessern fänden," ist er in den von ihm, nach einer zwangvollen, beengenden Galeerenfahrt, heiß ersehnten Hafen der mit freier Schriftforschung und Lehrfreiheit unzertrennlich verbundenen evangelischen Glaubens- und Gewissensfreiheit eingelaufen, und wird da Frieden finden, in so weit überall derselbe dem ringenden und strebenden Menschengeiste hienieden von seinem Schöpfer beschieden ist. Welche Leute übrigens dabei der freisinnige Vf. nicht für die Inhaber und Träger der evangelischen Kirche anerkennt, so sehr sie rufen und schreien, sie wären es, sie allein — das geht aus seiner ganzen Schrift zu Genüge hervor. Natürlich. Er verließ eine Kirche der alleinseligen, der alleinrechtgläubigen Dogmenmänner und Ketzerrichter, und wollte nicht einen Irrthum mit dem andern vertauschen.

Predigten und Reden von Samuel Gottlob Tscheggey, Doctor der heiligen Schrift, Pastor Primarius, Inspector sämmtlicher Kirchen und Schu-

Schulen, und königlicher(n) Superintendent(en). Eine freundliche Gabe an seine Zuhörer bei der dritten Secular-Feier des augsburgischen Bekenntnisses, und ein Vermächtniß an seine Freunde. Breslau 1830, bei Graß, Barth und Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Die vorliegende Sammlung kirchlicher Vorträge verräth in dem Vf. derselben einen Mann, der seiner amtlichen Aufgabe als Kanzelredner wohl gewachsen ist; und mit gutem Rechte können wir die Arbeiten, welche er hier mittheilt, wenn nicht den beßten, doch den bessern dieser Art zur Seite stellen, indem sie nach Form und Inhalt meist nur lobenswerthe Eigenschaften an sich tragen, wenn sie auch nicht von allen Mängeln frei gesprochen werden können. Eine nicht ganz gewöhnliche Auffassung des Textes, dessen verschiedene Gedanken im Laufe des Vortrags selbst so viel wie möglich benutzt werden, eine in der Regel logisch richtige Theilung des Thema, verbunden mit einer auf dem vorgezeichneten Wege streng gehaltenen Durchführung desselben, eine warme, kräftige Darstellungsweise, und eine edle, gebildete, höchst anziehende Diction, das sind die Vorzüge, die wir von diesen Predigten hinsichtlich ihres äußern Gewandes zu rühmen haben; und nur auf einige derselben sind wir gestoßen, wo sich der Vf. in dieser Beziehung zu verleugnen scheint, so wie uns überhaupt seine Sprache zu hoch, hin und wieder selbst zu gelehrt vorgekommen ist, als daß sie der Fassungskraft eines gemischten Publicums immer hätte angemessen seyn können. Denn fordert es auch der fortgeschrittene Geschmack unserer Zeit und besonders die Würde der Sache und des Ortes, daß sich der Prediger stets einer gehobenen und gewählten Ausdrucksweise bediene, so darf er doch auch die verschiedenen Bildungsstufen seiner Zuhörer nie aus den Augen verlieren, da natürlich auch der schönste

und

und geistreichste Vortrag zweck- und erfolglos bleibt, wenn er nicht leicht und ganz verstanden wird. Betrachten wir sodann den Inhalt der in dem gegenwärtigen Bande enthaltenen Predigten rücksichtlich seiner Tendenz und des in ihm herrschenden Geistes, so zeigen sie sich auch in dieser Hinsicht in der Regel als beifallswerth. Sie sind biblisch, in sofern ihnen nicht nur eine Bibelstelle zu Grunde liegt oder Bibelsprüche in ihnen vorkommen, sondern hauptsächlich, weil der religiös-sittliche Geist der Bibel überall in ihnen vorwaltet, und keine Glaubens- oder Tugendlehre in trockener Allgemeinheit oder als philosophisches Raisonnement abgehandelt wird. Sie sind vorzugsweise christlich, in wiefern sie alles Glauben und Hoffen, alles Handeln und Dulden der Menschen nach Jesu Lehre und Vorbilde darstellen, und es nirgends übersehen, daß in christlichen Tempeln eben Jesus Christus geprediget werden soll. Sie sind praktisch und erbaulich, weil sie immer das Leben, wie es gewöhnlich erscheint, berücksichtigen, und nicht, wie es in Predigten so oft geschieht, auf eine Weise idealisiren, daß die Zuhörer in dem aufgestellten Bilde unmöglich sich selbst finden und erkennen können. Aufgefallen aber ist es uns, daß der Vf., der sich doch sonst als einen wissenschaftlich gebildeten Mann beurkundet, in manchen religiösen Ansichten sich nicht von mancher Befangenheit hat frei machen können. So redet er z. B. in seinen Reformationspredigten, die überhaupt zu seinen geringsten Leistungen gehören, von der heiligen Schrift als der alleinigen Quelle des christlichen Glaubens, ohne zu bedenken, daß dieß überall nur die richtig verstandene Schrift seyn kann, da es in der christlichen Welt kaum einen religiösen Wahn und Irrthum gegeben hat, der nicht mit falsch gedeuteten Schriftstellen vertheidiget worden wäre. Soll die Bibel auch in unsern Tagen noch ihr sogenanntes normatives Ansehen behaupten, so ist durchaus nöthig, daß nicht ihr Buchstabe, sondern vor Allem ihr Geist geltend gemacht und das

Gött-

Göttliche in ihr von dem Menschlichen gesondert werde, indem der unbefangene Interpret in ihr wohl Manches findet, was als zeitlich und örtlich, oder als individuale Auffassung der heiligen Schriftsteller die Prüfung einer religiös-erleuchteten Zeit nicht mehr bestehen kann. So bekennt er sich ferner offen zu dem Glauben an die übermenschliche Natur Christi, und nennt ihn Gott, weil ihm, nach seiner Meinung, auch die Apostel das Prädicat der Gottheit beigelegt haben sollen. Hätten sie dieß aber auch gethan, obschon die dahin gehörigen Ausdrücke auch leicht eine andere Deutung zulassen, so wäre dieser Irrthum ihrem von Dank, Liebe und Bewunderung gegen den erhabenen Meister erfüllten Herzen wohl zu verzeihen gewesen. Ihnen nachzuirren aber kann durch die Achtung, welche wir diesen Männern zollen müssen, unmöglich entschuldiget werden, da die Annahme eines zweiten Gottes neben dem allein wahren Gotte nicht nur aller gesunden Vernunft widerstreitet, sondern selbst einen Hauptnerv des Christenthums in sittlicher Hinsicht zerschneidet, indem dadurch die moralische Kraft des Vorbildes Jesu verlorengeht. Auch haben wir in den meisten Predigten des Vfs. das für den Zweck der Erbauung so unerläßliche Individualisiren vermißt. Wahr und beherzigenswerth ist zwar auch in praktischer Hinsicht Alles, was er sagt; der aufmerksame Zuhörer, dem es um Erleuchtung und Besserung wirklich zu thun ist, kann nach solchen Vorträgen wohl sein inneres und äußeres Leben messen und richten, und wir gestehen gern, daß uns der größte Theil derselben recht erbaulich angesprochen hat. Aber die eigene Erfahrung muß doch auch jeden um eine fruchtbare Amtsführung besorgten Prediger lehren, daß es nicht hinreiche, über irgend einen Gegenstand aus dem Gebiete der Glaubens- oder Sittenlehre nur im Allgemeinen zu reden; sondern daß es unumgänglich nöthig sei, die abstracte Wahrheit an concreten Beispielen anschaulich zu machen, die Zuhörer immer auf das eigene Herz und Le-

ben

den zu verweisen, und ihnen ein lebendiges Bild zu entwerfen, in dessen besondern Zügen sich Jeder selbst mehr oder weniger wiederfinden muß. Das aber hat, wie gesagt, nach unserer Meinung der Vf., wenn nicht immer, doch sehr oft versäumt, und so scheint uns der Tadel nicht ungerecht, den wir in dieser Beziehung über seine Predigten ausgesprochen haben. Haben wir nun so unser allgemeines Urtheil über den äußern und innern Werth derselben zu erkennen gegeben, so bleibt uns noch übrig, die Richtigkeit desselben an einzelnen Beispielen unsern Lesern darzulegen. Wir redeten zunächst von einer nicht ganz gemeinen Auffassung des Inhaltes der zu Grunde liegenden Bibelstellen, die der Vf. an den Tag lege, und geben dafür folgende Belege. Die 2te Pr. zeigt nach Matth. 18, 23—35. „Wie wichtig es sei, daß wir auch bei eigenem Unglücke das Herz für fremde Noth stets offen erhalten." Die 3te Pr. handelt nach Matth. 25, 31—46. „Von dem Glauben an eine unsichtbare und höhere Ordnung der Dinge, der in der Brust jedes bessern Menschen wohnt." Die 8te Pr. hat nach Luk. 14, 1—11 zum Gegenstande „die Entschiedenheit eines reinen und frommen Herzens." Zwar sind diese und ähnliche Hauptsätze nicht neu; aber in ihrer Ausführung beurkundet der Vf. eine so geschickte Benutzung des Textes und eine solche Gewandtheit in der Behandlung seines Stoffes, daß der geistreiche und geübte Homilet nicht zu verkennen ist. Wir rühmten ferner die meist logisch-richtige Anordnung der Gegenstände und glauben dieß durch nachstehende Beispiele beweisen zu können. In der 7ten Pr. wird von dem Segen gesprochen, womit die Religion ihren würdigen Priester (?) an seinem Jubelfeste krönt, und von diesem Segen behauptet: 1. er sei in dem innern, verborgenen Menschen desselben, 2. in dem Werke, dem er gelebt, 3. in seinem äußern Leben und in der Verknüpfung seiner Schicksale, und erwarte ihn 4. endlich in noch herrlicherem Maße einst, wenn sein irdisches Tagewerk beschlossen ist.

Die

Die 16te Pr. beantwortet nach Hebr. 4, 9—11 die Frage: Wie wir auf eine würdige, dem Geiste des Christenthums angemessene Weise das Gedächtniß unserer frommen Entschlafenen begehen sollen; und es wird dem gemäß gezeigt, es müsse dieß geschehen — mit stiller Wehmuth — mit frommer Ergebung — mit Liebe und Dankbarkeit — mit heiligen Vorsätzen — und mit seligen Hoffnungen. In der 19ten Pr. wird nach Mark. 8, 1—9 „die Bibel dargestellt als das Himmelsbrod für uns in der Wüste des Lebens," und im 1. Th., welcher den Beweis dafür liefert, gezeigt, wie die Bibel a) den hungernden Geist nährt, b) das schmachtende Herz erquickt, c) den schwankenden Willen stärkt, und d) den ganzen innern Menschen für ein höheres Leben bildet und tüchtig macht. Der 2. Th. gibt die Anwendung — wir sollen Gotte danken, daß er uns die Schrift gegeben hat — wir sollen ihn bitten, daß er sie uns rein und unverfälscht erhalte — wir sollen sie recht gebrauchen — und dafür sorgen, daß sie auch unsern Brüdern das Brod des Lebens werde. Die 29ste Pr. ist eine Jubelpredigt und handelt nach Zachar. 18, 19. „Von der zwiefachen Aufforderung, welche das 300jährige Jubelfest an uns ergehen läßt: Liebet Wahrheit und liebet Frieden!" 1. Liebet die Wahrheit, denn a) aus der Wahrheit ward die evangelische Kirche wiedergeboren, b) durch die Wahrheit hat sie unter allen Kämpfen und Stürmen der Zeit sich erhalten, c) und nur die Wahrheit wird für uns und unsere Nachkommen eine Quelle des Heils und des Segens bleiben. 2. Liebet den Frieden, damit es a) nicht scheine, als sei der Geist unserer Kirche ein Geist der Zwietracht, damit sie b) in ihrem Innern sich desto vester und glücklicher erbaue, und c) damit wir desto zuversichtlicher auf die Erfüllung der großen Verheißung hoffen dürfen: es wird ein Hirte und eine Heerde werden. Anlangend endlich die Diction und Darstellungsweise des Vfs., so erlaubt es der Raum dieser Blätter nicht, daß wir durch

beson-

besondere Citate aus seinen Vorträgen unsere oben ausgesprochene Meinung bekräftigen. Doch machen wir auf folgende vorzüglich gelungene Stellen in dieser Beziehung aufmerksam. 2te Pr. 2ter Th. S. 35. 3te Pr. 2ter Th. S. 52—54. 7te Rede S. 116. 9te Pr. 1ster Th. S. 148. „Auf welch' eine Höhe u. s. w." 15te Pr. 2ter Th. besonders S. 265. 19te Pr. 1ster Th. S. 332—33. 30ste Pr. 1ster u. 2ter Th., namentlich S. 542. Trefflich und schön ist in dieser Hinsicht, so wie in jeder andern, besonders die 10te Pr. „die Grenzsteine des menschlichen Lebens," die wir unbedingt für die gelungenste der Sammlung erklären. Wir haben sie nicht ohne wahren, geistigen Genuß gelesen, und bedauern, unsern Lesern keine Proben davon geben zu können, wie erbaulich und ansprechend der Vf. hier zu reden weiß. Mitunter sind wir jedoch auch auf Hauptsätze gestoßen, die entweder dem Texte ziemlich fern liegen, oder deren Disposition verfehlt ist. So ist z. B. in der 2ten Pr. „Wie wichtig es sei, auch bei eigenem Unglücke das Herz für fremde Noth stets offen zu erhalten" der 2te Th. Nichts weiter, als die speciale Anwendung des ersten, wie gut praktisch dieselbe sonst auch seyn mag. Auch redet der Vf. nur von dem pflichtgemäßen Verhalten gegen Unglückliche überhaupt, ohne den Zusatz „bei eigenem Unglücke," worauf es doch hauptsächlich ankam, festzuhalten. Eben so ist die Disposition der 3ten Pr. „der Glaube an eine unsichtbare und höhere Ordnung der Dinge, der in der Brust des bessern Menschen wohnt" deßhalb fehlerhaft, oder doch sehr unbestimmt ausgedrückt, indem, wenn die Gründe dieses Glaubens als trifftig und zureichend erscheinen, die Nothwendigkeit desselben sich von selbst ergibt. Statt „Nothwendigkeit" hätte also lieber „heilsame Wirkungen" gesagt werden sollen. Zugleich hat es der Vf. versäumt, auf die Einschränkung „der in der Brust des bessern Menschen wohnt" Rücksicht zu nehmen, indem er von jenem Glauben nur im Allgemeinen redet;

so

so wie wir auch eine besondere Nachweisung dessen, was unter einer unsichtbaren und höhern Ordnung der Dinge zu verstehen sei, vermißt haben. Der 11ten Pr. einer Abzugspredigt, liegt zum Grunde der für diese Gelegenheit gewiß sonderbare Text: Jes. 7, 10—16, und der Vf. hat aus dieser Stelle das Thema abgeleitet: das letzte Wort des scheidenden Lehrers an seine theure Gemeinde. Scheint es nicht, als habe er hier das Thema eher gewählt, als den Text? dasselbe gilt von der 16ten Pr. über Hebr. 4, 9—11 „die Gedächtnißfeier unserer frommen Entschlafenen;" denn wie richtig und erschöpfend auch die bereits angegebene Disposition dieses Gedankens seyn mag, so ist doch in der genannten Bibelstelle offenbar nur die Rede von der Ruhe, zu welcher die Verstorbenen gekommen sind, nicht aber von der Wehmuth, der dankbaren Liebe u. s. w., mit welcher wir ihrer gedenken sollen. Die 25ste Pr., am Denktage der Kirchenverbesserung zu Breslau gehalten, handelt „von dem Verdienste Luthers um die kirchliche Andacht." Was darüber gesagt wird, ist wahr und gut; aber die Disposition ist darum fehlerhaft, weil der 3te Th. — Luther hat versucht, das Ganze der kirchlichen Andacht zu seiner ursprünglichen Reinheit, Würde und Bedeutung zurückzuführen — die beiden ersten — er hat die Predigt des göttlichen Wortes zum Mittelpuncte der kirchlichen Andacht erhoben — und den rechten und wahren Kirchengesang eingeführt — in sich faßt. Wenn wir es ferner tadelten, daß der Vf., wie edel und ansprechend auch im Ganzen seine Diction sei, doch nicht selten zu hoch und zu gelehrt rede, als daß er allgemein habe verstanden werden können, so können wir diesen Tadel zwar nicht mit einzelnen Beispielen belegen, wenn wir unsere Beurtheilung seiner Arbeiten nicht über die Gebühr ausdehnen wollen. Beweise dafür finden sich aber fast in jeder Predigt, und wir haben uns, indem wir sie lasen, von Neuem überzeugt, wie nothwendig es sei, daß der Prediger nach dem Vorbilde des großen Meisters

von

von göttlichen Dingen auf würdige, zwar aber doch immer auf einfache, auch dem ungebildeten Verstande faßliche Weise rede, weil das natürlich nie erbauen kann, was entweder gar nicht, oder nur halb und falsch verstanden worden ist. Man lese unter anderen nur die 3te Pr., die in dieser Beziehung um so mehr als verfehlt bezeichnet werden muß, da der ohnehin nicht leicht zu behandelnde abstracte Gegenstand derselben auf eine Weise aufgefaßt und dargestellt ist, daß nur der wirklich gebildete Leser dem Vf. zu folgen im Stande ist, geschweige daß dem ungebildeten Hörer das klar und deutlich hätte werden können, was flüchtig an seinem Ohre vorüberging. Auch die 8te, 15te und 18te können als besonders auffallende Beispiele dieser Art bezeichnet werden. Endlich rügten wir noch, daß der Vf. in seinen Vorträgen zu wenig individualisire, um seinen Zuhörern die allgemeinen Wahrheiten an besondern Beispielen und Lebenserfahrungen zur gehörigen Anschauung zu bringen, obschon dem größten Theile derselben das praktische und erbauliche Moment nicht geradezu abgesprochen werden könne. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die in dem vorliegenden Bande enthaltenen acht Reformationspredigten aus. Daß sie sämmtlich der geschichtlichen Veranlassungen gedenken, und auf die Ursachen der Reformation so wie auf den die evangelische Kirche tragenden und stützenden Grund hinweisen, ist allerdigs recht und zweckgemäß, obschon die stete Wiederholung des schon oft Gesagten wenigstens den Leser ermüden muß. Tadelnswerth aber muß es genannt werden, daß fast nirgends an die geschichtlichen Erinnerungen die betreffenden praktischen Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen geknüpft sind; und so gern wir sonst dem Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so leid thut es uns, namentlich seine Reformationspredigten für höchst trockene und sterile Arbeiten erklären zu müssen. Trotz dieser Ausstellungen jedoch haben wir, wie gesagt, in ihm den geist- uud gedankenreichen Mann, den

gebil-

gebildeten Homileten und den wackern Kanzelredner erkannt, als welchen er sich in seinen Predigten und Reden mehr oder weniger zwar, aber doch unverkennbar zeigt; und wie die Form derselben im Allgemeinen allen Beifall verdient, so athmen sie auch in ihrem Inhalte den echten Geist des Christenthums, wenn wir auch in manchen oben bereits gerügten religiösen Ansichten (man sehe unter andern die 20ste Pr. „Was dünket euch um Christo, weß Sohn ist er?) mit ihm nicht einverstanden seyn können. Druck und Papier sind übrigens lobenswerth, und nur der erstere ist durch manche Fehler des Setzers da und dort verunstaltet.

Die Mutter und Wittwe im Umgange mit Gott bei den wichtigsten Veränderungen ihres Lebens. Zur Erbauung für gebildete Frauen von M. Karl Gottlob Willkomm, Pfarrer zu Herrwigsdorf bei Zittau. Leipzig, bei Ernst Christian Kollmann. 1829. SS. 410 in 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein dankenswerther Beitrag zur ascetischen Speciallitera-tur ist diese Schrift. Sie faßt ziemlich vollständig die wichtigsten Veränderungen im Leben der Mütter und der Wittwen auf und stellt bald im Tone des Gebets, bald im Selbstgespräche frommer Reflexion, bald endlich in der anredenden Form der Belehrung die Situationen und Verhältnisse, durch welche das Leben der bezeichneten Frauen möglicher Weise führt, mit geschickter und sicherer Hand unter den Gesichtspunct der Religion und christlicher Lebensweisheit. Der Vf. ist gleichweit von mystischer Ueberspannung wie von erkältender Verständelei, gleichweit von faber Sentimentalität, wie von jener Derbheit,

welche das weibliche Gemüth verletzen würde, gleichweit von ermüdender Breite entfernt, wie von oberflächlicher Kürze. Er weiß vielmehr das rechte Maß zu halten und den rechten Ton zu treffen, vereinigt mit einer vernünftigen Religionsansicht Zartheit der Empfindungen, und erschöpft in edler, einfacher, frischer Sprache den Gegenstand, dem es gilt, ohne weit auszuholen noch lang zu dehnen. Und wie sich ein vernünftig-frommer Sinn überall bei dem Vf. ausspricht, so verleiht auch seine Vorliebe für das Bibelwort und für biblische Beispiele und Belege seinen Arbeiten einen besondern Schmuck und Werth. Selbst die Erzeugnisse der frommen Dichtkunst sind nicht verschmäht, und mancher Abschnitt findet seine Recapitulation in einem guten Ausspruche zum Theil bekannter, zum Theil unbekannter Dichter, deren Namen der Vf. dankbar nennt. Die ersten 45 Nummern gelten den Verhältnissen der Mutter und man muß es dem Vf. zugestehen, daß er nicht nur weniger bearbeitete Situationen auffaßte, sondern auch die gewöhnlichen in lobenswerther Weise behandelte. Wir wollen in einigen Ueberschriften dem Leser andeuten, was er hier finden werde, und sodann eine Probe der Darstellungsweise geben. Daß der Tag der Geburt — der Tauftag — der Kirchgang — die Mutter an der Wiege des Säuglings — am Krankenbette — am Grabe des Kindes, und Aehnliches seine Berücksichtigung werde gefunden haben, versteht sich von selbst. Aber auch über Kinderwerth — über die Sorge bei Vermehrung der Familie — über Weckung des religiösen Gefühls und frühe Anleitung zum Gebete — über die Gefahren der mütterlichen Vorliebe gegen einzelne Kinder — über die nothwendige Einheit der Grundsätze beiderseitiger Aeltern bei der Erziehung der Kinder — über das Verhalten bei ungleich begabten Kindern — über das frühe Hinüberziehen der Kinder in die Welt der Erwachsenen — über die Grenzen der Vertraulichkeit zwischen Mutter und Kindern, u. s. w. vernimmt man in dieser Schrift

das

das bedachte Wort frommer Lebensweisheit. Nicht weniger Ansprechendes ist unter den Ueberschriften gegeben: Christliches Verhalten gegen Stiefkinder — die Schwiegermutter — Gebet beim Uebergange eines Sohnes in die Welt — Kummer über ausgeartete Kinder — die Annäherung der Jahre, die uns nicht gefallen — gerechtes Urtheil über die veränderte Mitwelt — die Großmutter. Befremdet hat uns, daß der Vf. den Confirmationstag, und die erste Feier des Abendmahls mit einem Kinde ganz unberücksichtigt gelassen hat. Eine Probe der abhandelnden Art geben wir aus dem Abschnitte: Kinderwerth Seite 30. „Wie innig die Liebe zu Kindern mit der weiblichen Natur verwebt ist, so scheint es doch bisweilen, als ob die Beschwerden, welche mit der Erziehung und Pflege derselben unvermeidlich verbunden sind, die Gefahren und Schmerzen, unter denen sie getragen und geboren werden, in manchen Gattinnen eine Gleichgiltigkeit gegen den Besitz der Kinder erzeugte, welche mit frühern Wünschen sowohl, als mit der Bestimmung des Weibes in geradem Widerspruche steht. Natürlich ist eine solche Gleichgiltigkeit in keiner Hinsicht und noch viel weniger ist sie christlich; und wenn auch der Israelit aus mehrern andern Nebenursachen einen besondern Werth auf den Besitz der Kinder legte, so ist sein Beispiel doch für manche Mutter unserer Tage beschämend und das Urtheil eines David Ps. 127, 3 in jedem Falle belehrend, wenn er spricht: Kinder sind eine Gabe von Gott und Leibesfrucht ist ein Geschenk! Welch eine erhabene Ansicht, welche der Mann Gottes von diesem Geschenke des Himmels erfaßt! Alles, was die Sinnlichkeit hierüber einflüstern, womit sie Herz und Mund verunreinigen könnte, geht in derselben unter. Das Kind steht hier nicht als ein zufälliges, oder vom menschlichen Willen bloß abhängiges, sondern als ein durch höhere Mitwirkung und Veranstaltung in der Zeit erschienenes Wesen da, umkränzt, wenn ich so sagen darf, mit der

Gnade Gottes. Es ist ein Ankömmling aus einer unbekannten Welt, sich an die Wesen anschmiegend, die ihm von Oben herab zu diesem Behufe angewiesen sind, die in ihm das Verwandte, das Ihrige mit einer Liebe erkennen, die sie keinem Anderen in dem Maße zu schenken im Stande sind. Mit Recht erklärt sie daher die Schrift für einen Segen des Herrn, wenn es in dem lieblichen Gemälde Davids heißt: also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet." — Sodann heißt es weiter: „Siehe die Thränen der Gattin, deren sehnlichste Wünsche von einer Zeit zur andern unerfüllt bleiben; bemerke den Schmerz, den ihre Blicke verkünden, wenn sie kinderreiche Mütter sich entgegentreten sieht; achte auf das drückende Verhältniß, das nicht selten unter den Verbundenen dadurch entsteht, und das Leben des Einen wie des Andern zur Pein macht: und der Werth der Kinder, als ein Gnadengeschenk des Himmels, wird dir einleuchten." In dieser Weise führt der Vf. die Betrachtung noch auf einigen Seiten fort, hebt die Freuden, welche Kinder gewähren, hervor, macht bemerklich, daß Kinder für ihre Aeltern selbst eine Schule des Lebens werden und schließt mit dem Gedanken, daß man die Kinder nicht bloß für sich, sondern für die Welt und Nachwelt erziehe: „Wenn sie einst als brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft sich anreihen, als Männer und Frauen mit segensreicher Wirksamkeit auftreten, wenn sie Wohlthäter ihrer Zeit und Mitwelt werden; dann fällt auch ihren Bildnern die Thräne des Dankes, und der Himmel freut sich über den Zuwachs, welcher ihm zugeführt wird." — Auch die reflectirende Sprache und der Gebetston des Vfs. sind einfach, wahr und herzlich. Dafür einen Beleg aus dem Gebete der Mutter beim Uebergange eines Sohnes in die Welt: „So ist denn die Stunde da, auf die ich mich längst gefreut, und die ich doch auch schon in der Ferne gefürchtet habe. — Mir ist zu Muthe, wie einst der Mutter deines Sohns auf Erden

seyn

seyn mochte, als sie den Wiedergefundenen und Wohlaufgehobenen doch mit den Worten anredete: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! — Wird die neue Umgebung ihn so ansprechen, wie ihn hier am Orte seiner Geburt in älterlicher und geschwisterlicher Nähe Alles so freundlich ansprach; oder wird er lange die treuen Herzen vermissen, von denen er hier umgeben war? — Wird eine liebreiche Hand, ein theilnehmendes Herz sich finden, wenn seine Gesundheit bedroht ist oder sein Unterhalt ihn mit Sorgen bestürmt? — Wird sein Herz so unverdorben bleiben, als wir es zu erhalten suchten, oder wird er, der älterlichen Ermahnungen uneingedenk, sich Jedem ungeprüft hingeben, was seinen Sinnen entspricht? Wird er zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei dir und den Menschen, oder die köstliche Zeit vergeuden und ärmer am Geiste werden, als wir ihn verließen? Ja, werden wir ihn wiedersehen, oder wird ein fernes Land sein Gebein decken, ehe die Nachricht von der drohenden Gefahr unser Herz und Ohr erreicht? — Welch eine Menge von Fragen, welche die Sorge um mein Kind mir eingibt! Ich würde sie vor dir, mein Vater, nicht laut werden lassen, wenn ich nicht wüßte, daß du solche Eröffnungen verstattest, wenn ich nicht so oft schon erfahren hätte, daß mein Herz weit ruhiger und stiller, weit gefaßter und ergebener wurde, wenn ich dir mein Anliegen vertrauensvoll eröffnet hatte. Du erhöreſt Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir." — Gefaßter erhebt sich zum Schlusse das Mutterherz: „Ich übergebe ihn dir, nicht der Welt, und was in deiner Hand ruhet, ist ja am Beßten aufgehoben. Dein Auge ruhe auf ihm, wenn sein Auge das unsrige nicht mehr erblickt, deine Hand führe ihn, wenn er sich der unsrigen entrissen hat, dein heiliger Rath und Troſt stehe ihm zur Seite, wenn ihm Beides von Nöthen ist." — — „Und hätteſt du es beschlossen, ihn rauhe

Wege

Wege zu führen, sollten schwere Prüfungen über ihn kommen; so laß ihn auf dem stürmischen Meere dieses Lebens nicht sinken, sondern stärke seinen Glauben; heilige ihn in deiner Wahrheit! Soll diese Trennung wohl gar eine Trennung für immer in der Zeit seyn, soll uns hier kein fröhliches Wiedersehen erquicken, rufst du uns zur Verantwortung, ehe er in unsere Arme wiederkehrt, oder reift er früher für deinen Himmel: so tröste ihn, wenn unseres Todes Kunde zu ihm dringt, oder drücke ihm das Auge unter seligen Vorgefühlen und himmlischen Tröstungen deiner Religion zu, wenn die jugendliche Bitte: Nimm mich nicht hinweg in der Hälfte meiner Jahre, deinem unerforschlichen Rathe nicht entspricht, und laß ihn uns dort, wo Alles, was sich wahrhaft liebt, sich wiederfindet, einst mit einer Freude wiedersehen, die Niemand von uns nehmen wird." —

Die zweite Abtheilung umfaßt die Verhältnisse der Wittwe, und ist nicht weniger reichhaltig. Arme und reiche Wittwen, junge und bejahrte, kinderlose und kinderreiche finden ihre Berücksichtigung. Hier nur einige Ueberschriften. Die Wittwentrauer — Einfluß des verschiedenen Alters auf Lage und Verhältniß der Verwittweten — Entwerfung eines neuen Lebensplans — das Bild einer christlichen Wittwe — die Erwählung männlicher Berathung — Todtenfeier des entschlafenen Gatten — weises Verhalten bei der Aussicht auf die zweite Ehe — Mittheilungen über die zweite Ehe — Sehnsucht nach der ewigen Heimath. Ganz einverstanden sind wir mit dem Vf., wenn er in dem vorletzten Abschnitte sagt: „Religiöse Bedenklichkeiten stehen der zweiten Ehe nicht entgegen. Was in diesem Falle einzelne kirchliche Parteien oder Secten behauptet haben, ist nicht in der Schrift gegründet, höchstens aus mißverstandenen Aeußerungen derselben gefolgert. Kirchliche Behauptungen sind nicht immer religiöse;" aber befremdet hat uns die Aeußerung auf S. 396: „Nur Verirrung würde ich es nennen können, wenn die Wahl der christlichen Wittwe

auf

auf eine geſchiedene Perſon fiele, mag ſie der ſchuldige oder unſchuldige Theil ſeyn.“ Warum aber die Unſchuldige in eine Claſſe mit der Schuldigen werfen? Wohl heißt es bei Matth. 5, 32: Wer eine Abgeſchiedene freiet, der bricht die Ehe. Aber der Vf. läßt es ſelbſt nur von dem gelten, der eine Gattin zur Scheidung der beſtehenden Ehe verleitet und dann ſie freiet. — Ein Fehlgriff im Ausdrucke findet ſich in der erſten Abtheilung in dem Gebete nach erfolgter Niederkunft, wo der Vf. die Wöchnerin ſagen läßt: „Meine Traurigkeit iſt in Freude, meine Schwachheit in Kraft, meine Angſt in Wonne, mein Jammergeſchrei in lauten Jubel verwandelt worden.“ Der „Kraft“ aber, deren die Wöchnerin ſich rühmt, ſteht der Anfang des Gebets entgegen, wo es in treuer Wahrheit heißt: „Mein Leib iſt müde von ſchwerer Arbeit, mein Gebein zittert, noch vermag ich nicht die Stätte des Kampfes zu verlaſſen“ — und den „lauten Jubel“ würde der Arzt verbieten.

Wir ſcheiden von dem wackern Vf. mit dem Gefühle der Hochachtung und dürfen verſichern, daß Freunde und Freundinnen vernünftig-frommer Erbauung an ſeinem Buche keinen Fehlkauf thun werden. Auch das Aeußere entſpricht ſeiner Beſtimmung für gebildete Frauen.

Unfruchtbarkeit der von den Proteſtanten zur Belehrung ungläubiger Völker unternommenen Miſſionen. Dargethan aus den eigenen Berichten der Miſſionäre. Eine Abhandlung von Nicol. Wiſemann, Rector des engliſchen Collegiums, und Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Rom, Mitglied der Akademie der kath. Religion daſelbſt und der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften

ten zu London ꝛc. Nach dem italieniſchen Originale treu überſetzt. Augsburg 1835. Kollmann. SS. VIII u. 119 in 8. 10 Gr.

Allerdings iſt es der ſtockkatholiſche Standpunct, von welchem aus die Abhandlung ihr Thema anſieht und ihren Gegenſtand behandelt. Mit den Ketzern kann nicht der Segen Gottes ſeyn; daher darf man ſich auch von den Miſſionen der Proteſtanten keinen Erfolg verſprechen! Das iſt der Schluß, den wir, auch auf Anderes angewendet, oft ſchon vernommen haben. „Ich dachte bei mir, ſagt der Vf. vorredend, daß es ein ſtarker Beweis gegen die proteſtantiſchen Secten ſei, wenn man ſieht, wie ſie mit unfruchtbarem Eifer ſäen und ſich vergeblich bei dem Bekehrungswerke abmühen; wie ſie Schätze zuſammenbringen, Miſſionäre in ganzen Zügen ausſenden, mit verſchwenderiſchen Händen Bibeln und Schriften austheilen, bald ſich des ganzen Einfluſſes und der Unterſtützung der weltlichen Behörden bedienen, bald durch Liebkoſungen und Freigebigkeit anzuziehen ſuchen; wie ſie ſich auf der einen Seite an die Sklaven der americaniſchen Colonieen wenden, und auf der andern bei den unabhängigen Völkern Aſiens Verſuche anſtellen; wie Einige die finſtern Dogmen des Puritanismus, und Andere die mildern Lehrſätze der Herrnhuter predigen; wenn man hört, wie ſie überall ſich rühmen, hoffen, verſprechen, und wenn man ſie am Ende geſtehen hört, daß unerachtet aller dieſer Anſtrengungen es ihnen nicht gelungen ſei, irgend einen Erfolg zu erhalten, gleichſam als hätte der Herr ſie mit Unfruchtbarkeit geſchlagen! Wahrlich eine ſolche war die Verheißung nicht, welche er der wahren Religion that.“ Auch gegen das Ende hin kommt der Vf. wieder darauf zurück und erklärt: „Der Herr hat nur für die Ausbreitung eines einzigen Glaubens ſeine Mitwirkung verheißen, nämlich des Glaubens der Apoſtel. Nur zu Denjenigen, die ſich in die einzige Arche ge-

geflüchtet hatten, ſprach er: crescite et multiplicamini! Unſere Gegner haben durch ihre Verſuche vollkommen bewieſen, daß nicht ſie die Erben dieſer Verheißungen ſeien, ſondern daß dieſe allein der katholiſchen Kirche vorbehalten ſind.“ Das Einſeitige, ja Engherzige dieſes Standpunctes gibt wohl jeder Unbefangene zu; und hat wirklich der katholiſche Glaube auf dem Felde der Heidenbekehrung jene großen Aernten gehalten, welche dem proteſtantiſchen gegenüber der Vf. rühmt, ſo dürfte die Glanzſeite dieſer Erfolge gar ſehr trübe anlaufen von dem Hauche des einen Wortes: Weil die katholiſche Kirche nach Lehre und Cultus, in Anbetung der Heiligen, in Opfern und Gebräuchen dem Heidenthume ſo nahe verwandt iſt, darum gewinnt ſie Heiden! Ihre Bekehrten verwechſeln nur einen Irrthum mit dem andern.

Allein da der Vf. gleichwohl in der Miſſionsliteratur ſehr bewandert iſt, da er mit Thatſachen redet, deren Quellen er ſorgfältig citirt, da er die eigenen Berichte proteſtantiſcher Miſſionäre vorzugsweiſe dazu benutzt, und da endlich in unſerem Miſſionsweſen in der That und leider Manches gefunden wird, was von beſonnenen und freiſinnigen Theologen unſerer Kirche ſchon lange mit Mißfallen betrachtet, zum Theil' auch enthüllt und in ſeiner Blöße dargeſtellt worden iſt: ſo ſind wir unſern Leſern wenigſtens eine Inhaltsangabe des Antimiſſionsbüchelchen ſchuldig, und müſſen es dabei ihnen ſelbſt überlaſſen, wie Viel ſie von den darin enthaltenen Bemerkungen auf das Schiefe des bezeichneten Standpunctes rechnen wollen, ſo wie den Miſſionsleuten unſerer Kirche ſelbſt, wie Viel oder Wenig ſie von den Anklagen des katholiſchen Miſſionsfreundes in Wahrheit und mit Recht zurückweiſen können. — Der Vf. beginnt mit einer Nachweiſung der von der proteſtantiſchen Kirche für die Bekehrung der ungläubigen Völker angewandten Mittel, und erzählt von der erſten Miſſion an, welche von der genfer Kirche ſchon im Jahre 1536, wiewohl ohne Erfolg unternommen ward,

ward, kürzlich die Geschichte der übrigen, wobei namentlich die Versuche auf dem großen Festlande von Indien seit 1706 mit den ausgezeichneten Namen von Ziegenbalg, Schultze und Schwartz ihre Erwähnung finden, und mit den seit 1800 gestifteten Missionen der anglicanischen Kirche geschlossen wird. Zu den sechs Gesellschaften für Ausbreitung der christlichen Religion, welche allein in Großbritannien gefunden werden, rechnet der Vf. die in Frankreich, Deutschland, Holland, in der Schweiz, in den nordischen Reichen und gewinnt die Zahl neunzehn. Von Hilfsgesellschaften unterstützt besitzen diese Vereine zusammen, mit ihren Directoren, Secretären, Büreaus für Correspondenz, Journalen, Einkünfte, die nach einer detaillirten Berechnung auf die Summe von 750,000 Pfd. St. steigen, und verwenden fortwährend 3000 Individuen zu dem Werke der Bekehrung. „Wer sollte nicht glauben, schließt der Vf. diesen Abschnitt, daß mit solchen Hilfsmitteln und solchen Vortheilen nach dreißigjährigen ununterbrochenen Anstrengungen diese Gesellschaften, wo sie ihre Missionen errichtet haben, Kirchen gestiftet, ganze Völkerschaften bekehrt, alle Abgötterei und den Glauben Muhameds und jede Sittenlosigkeit ausgerottet hätten? Wir wollen den Erfolg sehen." Dieser Erfolg wird nun in den beiden folgenden Abschnitten geschildert. Der Vf. geht die Geschichte einzelner Missionen, namentlich der anglicanischen in Ostindien, der Wiedertäufer und Unabhängigen daselbst, aller Secten in Indien und Australien, derer in America bei den Wilden sowohl als bei den Sklaven, derer im mittelländischen Meere, und endlich derer bei den Kalmucken durch, aus den hier zusammengestellten einzelnen Klagen und Eingeständnissen der Theilnehmer selbst das Resultat gewinnend, daß bei aller Arbeit überall nur Wenig oder Nichts erlangt worden sei. „Diese Gesellschaften, sagt er, können mit Recht ausrufen: Quae regio in terris nostri non plena laboris! Jedoch nur arbeitsvoll. Denn sie selbst gestehen ein, daß

sie

ſie weder einzeln noch zuſammengenommen nicht nur irgend Etwas gewirkt hätten, das mit ihren großen Einkünften und dem Heere von Miſſionären, die ſie beſolden, im Verhältniſſe ſtände, ſondern dieſes nicht einmal hinreichend ſei, einiges Aufſehen, oder einigen Effect zu machen." — Da indeſſen doch dieß Aufſehen- und Effectmachen ganz in der Ordnung von ihnen verſucht werde, ſo gibt Abſchnitt V eine ſehr gründliche Anweiſung, den Werth der von den Journalen der Miſſionen angegebenen Bekehrungen zu beſtimmen, ſo wie überhaupt die Hyperbeln der ſo oft vernommenen Miſſionärſprache weiſe zu ermäßigen. Erſtlich ſagt der Vf. muß man nicht, wie ſo oft geſchieht, den guten Fortgang der Bekehrungen nach der Zahl der Bibeln berechnen, die zu Tauſenden ausgetheilt werden. „Dieſe Miſſionäre, ſagt der Geſchichtsſchreiber der Feldzüge gegen die Mahratten und Pindarren, General Hiſlop, glauben, daß die Austheilung des Evangeliums in chineſiſcher, ſanskrit, hindoſtaniſcher und malayiſcher Sprache bei dieſen Völkern genug ſei, um ihre Abſichten zu erreichen; und da ſie dieſe Bücher an die engliſchen Agenten und Magiſtrate in verſchiedenen Gegenden ſchicken, ſo berechnen ſie die Zahl ihrer Neubekehrten und die Früchte ihrer Arbeiten nach dem Verhältniſſe der vertheilten Exemplare. Ich ſelbſt habe mehrere Reſidenzen von Agenten der oſtindiſchen Compagnie gekannt, wo kaum ein Schiff ohne eine Kiſte oder Ballen von Bibeln in chineſiſcher Sprache ankam, die vertheilt werden ſollten. Der Agent verſandte dieſelben zu Hunderten nach allen Seiten. Die Chineſen ſahen ſie an und ſagten, daß ſie ſchönere Geſchichten in ihrer Literatur beſäßen, da ſie nicht wußten, ob dieſelben zu ihrer Unterhaltung oder ihrem Unterrichte geſandt worden waren; und nachdem ſie dieſelben geleſen, warfen ſie ſolche auf die Seite, und der Reſident hatte keine mehr auszutheilen." Noch Schlimmeres erzählt der apoſtoliſche Vicar von Siam, der freilich den Bibeln für's Volk conſequenter

ter Weiſe nicht hold ſeyn konnte, in einem Schreiben an ſeinen Vorgeſetzten: „Alii illis (bibliis) utuntur ad fumandum tabacum, alii ad involvenda dulciaria, quae vendunt, alii denique tradiderunt nostris, qui ad me detulerunt tanquam inutiles. Numerant isti biblistae libros sparsos et postea scribunt in Europam, dicentes, tot esse gentiles factos christianos, quot sunt libri sparsi. At ego, qui sum testis ocularis, dico, ne unum quidem factum christianum." — Eben ſo wenig dürfe man aus der Anzahl Derjenigen, welche die Miſſionsſchulen beſuchen, auf die Zahl der Neubekehrten einen ſichern Schluß machen. Nur ihr zeitliches Fortkommen hätten, wie ein Bericht aus Calcutta von Karl Luſhington ſagt, die Aeltern der dahin geſendeten Kinder im Auge. Und wie zahlreich auch dieſe nach einem beſſeren Erziehungsplane eingerichteten Schulen beſucht würden, ſo bewähre ſich dieß doch nur ſo lange, bis der Schüler hinlänglich leſen, ſchreiben und rechnen gelernt habe, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, indem er ſich in die zahlreiche Zunft der Schreiber und Rechner (sircars) aufnehmen laſſe. Noch Schlimmeres kam dem Biſchofe Heber vor, der in Benares einen Knaben aus der Kaſte der Braminen, der beim chriſtlichen Examen ſich ausgezeichnet hatte, im Tempel des Siva wiederfand, und da die Befürchtung ausſprechen mußte, daß in den Miſſionsſchulen vollkommene Hypokriten gebildet werden möchten, die hier die Chriſten, dort die Anhänger Brama's ſpielten. — Ferner dürfe man, bemerkt der Vf., nicht aus den Berichten ſchließen, welche von den vielen Congregationen und von der Menge der Zuhörer bei den Predigten der Miſſionäre ſprechen, wären es auch Tauſende, und lauter Eingeborne. Denn auch hier hätten Neugierde und fremdartige Intereſſen viel Antheil. Dieſe ſpecialen Vorſichtsmaßregeln, den Kern der Wahrheit aus der Hülſe zu wickeln, ſchließt der Vf.

mit

mit einer allgemeinen exegetischen Bemerkung, indem er sagt: „Eine gewisse Uebung im Lesen dieser Berichte wird den nur Etwas vorsichtigen Beobachter bald belehren, daß solche Ausdrücke im Munde der Missionäre nicht nach gemeinem Sprachgebrauche verstanden werden dürfen." Daher halte er dafür, daß selbst durch diese Documente nicht immer wirkliche Bekehrungen erwiesen wurden, um so mehr, als selbst der Ausdruck „Christwerden" in Asien und Africa etwas ganz Anderes zu bedeuten scheine, als in unserem Europa. — Schwer ist der Vorwurf, daß die Proselyten der protestantischen Missionäre größten Theils Personen seien, die nicht den beßten Ruf unter ihren ehemaligen Glaubensverwandten genießen, und die auch nach ihrer Bekehrung zu keinem beßern Rufe bei ihren neuen Mitbrüdern gelangten, ja daß sie oft zu jenem Christenthume sich hingezogen fühlten, um einer weniger strengen Moral unterworfen zu seyn, als ihre heidnischen Lehrer von ihnen forderten. Der Name Reischristen deute, wie er allgemein sei, so auf die gewöhnlich niedrigen Motive hin, daß man nur um des lieben Brodes willen sich bekehrt habe, und der in Ostindien gesetzliche Ausschluß der Neubekehrten von obrigkeitlichen Aemtern stimme im Capitel von der Werthschätzung derselben mit dem geringen Vertrauen ganz überein, das die Missionäre selbst zu ihnen hätten. Endlich würden die Missionäre selbst nicht allemal von dem rechten Geiste getrieben und bewogen, und von manchen Missionsgesellschaften müsse man wohl mit Klaproth sagen, „daß ihre Niederlassungen Speculationen sind, die damit endigen, keine Schulen für neubekehrte Christen, wohl aber Leinwand-Manufacturen zu werden." — Die Abhandlung geht nun zu den Sandwichinseln über, und hat es mit den Siegen der Missionen daselbst um so mehr zu thun, als dieselben am Augenfälligsten gewesen und auch am Meisten gerühmt worden wären. Darum habe der Vf. die Erwähnung bis zuletzt aufgehoben.

gehoben. „Wo traf ein Miſſionär je einen günſtigern Boden für die ſchönſten chriſtlichen Tugenden an? Wo fand ein Lehrer der Religion Jeſu Chriſti lenkbarere Gemüther, oder vorurtheilsfreiere Schüler?" Nicht den proteſtantiſchen Miſſionären, ſondern der eigenen Empfänglichkeit der Einwohner ſo wie den Bemühungen ihrer Fürſten hätte man den blühenden Anfang des Chriſtenthums auf jenen Inſeln zu danken gehabt. „Aber wenden wir das Blatt, fährt der Vf. fort, und ſehen wir, was man den Miſſionären ſchuldig ſei und was in ihren Händen aus dieſem ſchönen Anfange geworden iſt. Sie ſind eine Geißel jener friedlichen Gegenden geweſen, und haben zu ihrer Zerrüttung, wenn auch nicht zu der gänzlichen Zerſtörung beigetragen." Es werden nun dieſelben Thatſachen ausführlich dargelegt, wie ſie unſern Leſern früher ſchon in dieſen Blättern mitgetheilt worden ſind, und zwar wohl von einer Seite her den Verſuch ihrer Widerlegung, nicht aber die Widerlegung ſelbſt hervorgerufen haben. Wir dürfen das hier auf ſich beruhen laſſen, und geben nur noch den bei höchſter Ernſthaftigkeit doch höchſt naiven Schluß des Verfaſſers. „In Wahrheit, ruft er aus, was haben dieſe Herren auf jenen Inſeln Anderes hervorgebracht, als Faulheit, Ungehorſam, Fanatismus und Hemmung jener Fortſchritte in der Civiliſation, die ſchon während des Heidenthums angefangen hatte, und zu deren völligen Ausbildung es nur einer klugen Leitung, einer richtigen Moral und einer wahren Religion bedurft hätte? Nach dieſer Erzählung, die zu gleicher Zeit Unwillen und Thränen hervorbringt, bleibt uns ein einziger Troſt, nämlich die Hoffnung, daß die franzöſiſchen — katholiſchen Miſſionäre, die dort ſeit Kurzem gelandet ſind, dieſem Verderben einen Damm entgegenſetzen und jene ſchönen Gemüther für die Religion Jeſu Chriſti gewinnen werden." Man erzählt von einem Irrenhauſe, in welchem ſelbſt ein Irrer die Fremden herumführte. Er wußte ihnen die fixe Idee und den Irrthum eines Jeden ſehr

ver-

vernünftig anzugeben. Endlich beim Letzten sprach er: „Der glaubt, er sei Gottes Sohn? Der Narr, das müßte ich doch besser wissen, denn ich bin Gott der Vater." Hier merkten die Fremden, woran sie mit ihm wären. Aber er hatte sie demunerachtet durch ein Irr·nhaus und zwar instructiv geführt. —

De evangelii Marci origine dissertatio, quam — pro venia theologiam docendi — die XVIII. Novembr. MDCCCXXXI publice defendit auctor, *Augustus Knobel*, Philos. D., Th. Lic. (jetzt außerord. Prof. der Theol. in Breslau) Vratislaviae typis Kupferianis. 58 SS. 8.

Der Vf. dieser durch Fleiß und Scharfsinn ausgezeichneten Habilitationsschrift, welcher sich seit der Zeit ihres Erscheinens auch noch durch andere Schriften dem theologischen Publicum rühmlich bekannt gemacht hat, sucht in derselben die besonders durch Griesbach, Saunier, Theile und Andere fast allgemein gangbar gewordene Ansicht, daß Markus sein Evangelium größten Theils aus Matthäus und Lukas geschöpft habe, zu entkräften und dagegen zu erweisen, daß ihm außer der allgemeinen mündlichen evangelischen Tradition auch noch speciale Quellen zu Gebote gestanden haben. Nach einer vorausgeschickten kurzen Vorrede gitt er §. 1, „de trium evangeliorum priorum origine" (S. 3 — 15) eine kurze Kritik der verschiedenen Ansichten über die Entstehung des Verwandtschaftsverhältnisses der drei synoptischen Evangelien, sowohl der von einem gemeinsamen, entweder schriftlichen oder mündlichen Urevangelium, als auch der von einer gegenseitigen Benutzung des einen Evangelisten durch den andern. Er zeigt,

und

und Rec. glaubt, ganz richtig, daß letztere Annahme nicht nur der Beschaffenheit der Evangelien, sondern auch der apostolischen Individualität völlig widerstreite (apostolos, heißt es in dieser Beziehung S. 12, ad libros perscrutandos, dijudicandos, exscribendos parum idoneos fuisse, quod nimirum cum doctiorum sit, de Livio facilius dixeris, quam de evangelistis), und daß sich die gegenseitige Uebereinstimmung aus der Benutzung der gemeinsamen mündlichen Tradition hinlänglich erkläre. Darauf gibt Hr. K. §. 2 Vermuthungen über die specialen Quellen des Markus, denen wir jedoch nicht durchgängig beistimmen können. Er gedenkt zuerst der Mutter des Markus, welche zu Jerusalem gelebt und mit den Aposteln selbst in Verkehr gestanden (Apostg. 12, 12), ja wohl Jesum selbst gekannt habe. Allein diese Behauptung läßt sich nur mit großer Einschränkung halten; denn abgesehen davon, daß wir gar nicht wissen, seit wie langer Zeit diese Frau Christin war, kann dieselbe als Augenzeugin gewiß nicht gelten, da sie zu Jerusalem lebte, die Erzählung des Markus aber sich innerhalb des allgemeinen Traditionscyklus bewegt und sich deßhalb größten Theils auf die Begebenheiten in Galiläa beschränkt. Wenn also die Mutter des Markus Kunde von der evangelischen Geschichte hatte, so hatte doch die mittelbare Auctorität dieser Frau erst in der unmittelbaren der Apostel ihren Grund, und der Vf. mußte daher beide Auctoritäten als eine, nicht aber als zwei von einander getrennte aufführen. — Wenn derselbe weiter bemerkt, Markus habe ferner auch von den in der evangelischen Geschichte erwähnten Frauen, Maria, Magdalena, Salome und andern, Unterschiedliches erfahren können, so hat er hiefür nicht das geringste Zeugniß der Geschichte, abgesehen davon, daß die Relationen dieser Frauen zuletzt doch nur mit zur allgemeinen, wenn auch ursprünglichsten Tradition zu rechnen wären. Es bleibt immer etwas Mißliches und Gewagtes,

sich

Digitized by Google

sich da, wo es an allen geschichtlichen Haltpuncten fehlt, zu weit in positive Bestimmungen einzulassen. Viel größere Wahrscheinlichkeit hat dagegen, weil auf historischem Grunde ruhend, was der Hr. Vf. von dem Verhältnisse des Markus zu den Aposteln Paulus und Petrus, namentlich zu dem letzteren, bemerkt. Auch Rec. hat schon früher in der krit. Pred.-Bibl. Jahrg. 1835, 1. H., bei Gelegenheit der Anzeige von Fritzsches Commentare zu Markus, gezeigt, wie wir keineswegs berechtigt seien, in das uralte Zeugniß des Presbyter Johannes, eines Mannes aus der apostolischen Zeit, welches uns Papias bei Eusebius KH. III, 39 überliefert hat, Mißtrauen zu setzen, nur hätten wir gewünscht, daß der Vf. dieses einfache Zeugniß von den späteren, sich selbst widersprechenden Ausschmückungen desselben schärfer geschieden und deren Ursprung aus dem dogmatischen Interesse der Kirchenväter nachgewiesen, endlich auch darauf aufmerksam gemacht hätte, daß wir uns jener Relation des Papias zu Folge (*Μάρκος μὲν ἑρμηνευτὴς πέτρου γενόμενος, ὅσα ἐμνημόνευσε ἀκριβῶς ἔγραψεν*) den Einfluß des Apostels Petrus auf die Abfassung des zweiten kanonischen Evangeliums mehr als einen mittelbaren und entfernteren zu denken haben. — Wenn Hr. K. ferner, um das engere Verhältniß des Markus zu Petrus auch aus dem N. T. zu erweisen, sich mit vielen anderen Theologen auf 1 Petr. 5, 13 beruft, wo Petrus seinen Sohn (*υἱός*) Markus erwähnt, so haben wir ebenfalls in der krit. Pred.-Bibl. a. a. O. die augenscheinliche Unrichtigkeit dieser Erklärung nachzuweisen gesucht, und können nicht glauben, daß die daselbst von uns angegebenen Gründe durch Hr. Ks. Berufung auf den hebräischen Sprachgebrauch, nach welchem die Lehrer ihre Schüler Söhne nannten, umgestoßen werde, zumal da in sämmtlichen Stellen des N. Ts., die deßhalb gewöhnlich und auch von unserem Vf. angeführt werden, nicht *υἱός*, sondern immer *τέκνον* gebraucht ist. — Zuletzt

macht der Vf., und gewiß nicht mit Unrecht, auch auf das leibliche Verwandtschaftsverhältniß und den Verkehr des Markus mit Barnabas aufmerksam, um auch daraus Jenes Kenntniß der evangelischen Geschichte zu erklären.

Nach diesen Auseinandersetzungen wird dann §. 3—9 das Verhältniß des Markus zu den beiden andern Synoptikern erörtert und sowohl die Uebereinstimmung mit ihnen, als auch die Verschiedenheit von denselben nachgewiesen, Alles zu dem Zwecke, darzuthun, wie dieses Verhältniß keineswegs zu der Annahme einer Abhängigkeit des Markus von Matthäus und Lukas nöthige, vielmehr die Selbstständigkeit des Ersten wahrscheinlich mache. — Logisch und dem Titel der Abhandlung entsprechend ist deren von uns so eben referirte Eintheilung gewiß nicht; denn nach ihr erscheint die, ohnehin den größeren Umfang einnehmende, Abtheilung über das Verhältniß des zweiten synoptischen Evangelium zu den beiden übrigen als Hauptzweck der Abhandlung, während diese doch de *origine* evang. Marci überschrieben ist. Der Vf. mußte daher wohl die umgekehrte Ordnung befolgen und aus der Beschaffenheit unseres Evangelium, so wie dessen Verhältnisse zu den übrigen dessen Selbstständigkeit wahrscheinlich machen, und, nachdem so die Hauptsache vorbereitet war, seine Vermuthungen aufstellen über die specialen Quellen, welche dem Markus neben der allgemeinen evangelischen Tradition zu Gebote standen.

Im Wesentlichen hat der Vf. zwar nichts Neues gegeben; ja selbst die Anregung zu der Untersuchung hat er wahrscheinlich von seinem würdigen Lehrer, Hr. D. David Schulz, erhalten, dem auch das Schriftchen dedicirt ist, indem dieser sich in einer Abhandlung gegen die Echtheit des Evang. Matthäi, die als Beilage zu der ersten Auflage seiner Schrift vom Abendmahle erschien, sich ebenfalls gegen die gewöhnliche Ansicht vom Markusevangelium erklärte: dennoch haben wir die Abhandlung wegen ihres Fleißes und ihres umsichtigen Urtheils

theils mit Vergnügen gelesen, schätzen sie als Beitrag zur Einleitung in's N. T., und stimmen ihrem Resultate bei. Dabei erlaubt sich Rec., noch auf einen vom Vf. nicht berührten Umstand aufmerksam zu machen. Bedenken wir nämlich, daß nach Apostgsch. 1, 22. 10, 37 die evangelische Tradition mit der Erzählung von der Taufe des Johannes begann (vgl. hierüber auch Kuhn: „über den schriftstellerischen Charakter der Evangelien im Verhältnisse zu der apostolischen Predigt," in den von der theolog. Facultät zu Gießen herausgegebenen Jahrbüchern für Theologie und Philosophie. 1836. S. 44 ff.), und daß auch Markus sein Evangelium erst mit dieser Begebenheit anhebt: so möchte es so unwahrscheinlich nicht seyn, daß er dasselbe zu einer Zeit geschrieben habe, in welcher die Sage noch nicht geschäfftig war, auch über den Eintritt des Herrn in's irdische Leben bestimmtere Nachrichten zu bilden, mithin vor Matthäus und Lukas geschrieben habe, da der Vf. des jetzigen Matthäusevangelium (das, wie es mit Recht herrschende Meinung zu werden anfängt, so wie es jetzt vorliegt, nicht aus der Hand des Apostels hervorgegangen seyn kann) und Lukas die indeß in Umlauf gebrachten, mythisch ausgeschmückten Erzählungen von der Geburt Jesu der eigentlichen apostolischen Ueberlieferung vom öffentlichen Leben und Wirken desselben vorauszuschicken für nöthig hielten; vgl. unsere Recension über Fritzsche a. a. O.

Das Latein, in welchem der Vf. geschrieben hat, ist Etwas schwerfällig und hart. Auch hie und da findet man Verstöße, wie S. 2 inquirere *de* origine statt *in* originem. — S. 3 ist educere in der Bedeutung des deutschen aufführen absolut gebraucht; im Lat. aber mußte das Wort einen Zusatz erhalten, etwa in conspectum. S. 12, *nimirum* für nämlich, das Wort hat aber nicht diese Bedeutung, sondern gemäß seiner Zusammensetzung (nisi mirum) ist es eine

Versicherungspartikel, unser allerdings. — S. 45 quod si *vero*.

Christiani Friderici Fritzschii, Ph. et Scr. S. Doct. Theol. Prof. P. O., Soc. Hist. Theol. Lips. Sod. *Narratio de Michaele Webero*, primo nuper Halensi Theologo. Halis Sax. formis Gebaueriis. MDCCCXXXIV. 23 SS. gr. 4. (Osterprogramm der Universität zu Halle.)

Diese in classischem Lateine verfaßte Schrift ist in mehr als Einer Beziehung sehr interessant. Da sie wie die meisten akademischen Gelegenheitsschriften nicht in den Buchhandel gekommen ist, so dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, unsere Leser auf dieselbe aufmerksam zu machen. Sie ist nämlich dem Andenken des am 31. Juli 1833 zu Halle verstorbenen ersten Professors der Theologie, Michael Webers, geweiht, eines Mannes, der als gelehrter Theoleg Alles in sich vereinte und repräsentirte, was eine frühere, nunmehr entschwundene Bildungsperiode, auf welche jetzt Viele in armseligem Dünkel mit vornehmer Verachtung herabblicken, Gutes darbot, ohne daß er darum in starrer Abgeschlossenheit der neuen Zeit und Bildung fremd geblieben wäre; eines Mannes, der zwar nicht, wie so Manche, ein weithin schallendes Geräusch um sich verbreitete, desto nachhaltiger aber und erfolgreicher in einer 46jährigen Wirksamkeit als Lehrer an drei Universitäten in der studirenden Jugend wahre Wissenschaftlichkeit und christlichen Sinn zu wecken bemüht war, an dessen Andenken in den Herzen seiner, namentlich in Sachsen lebenden Schüler fort und fort dankbare Erinnerungen sich knüpfen werden.

Das Schriftchen zerfällt in zwei Theile. In dem ersten schil-

schildert Hr. D. Fritzsche Webers ausgebreitete Gelehrsamkeit in den meisten Fächern der Theologie, namentlich aber in der Exegese, deßgleichen das Interesse, welches er an der praktischen Theologie nahm, und seine dahin einschlagenden Leistungen. Diese theologische Durchbildung hatte einen tüchtigen Grund in der Philologie; denn Weber war auch ausgezeichneter Grammatiker, und im Latein-Schreiben und Sprechen besaß er eine solche Gewandtheit, Correctheit und ciceronianische Eleganz, daß er unbedenklich den beßten Latinisten der neuesten Zeit beigezählt werden kann. Es ist aber dieser Vorzug um so höher anzuschlagen, als derselbe heut' zu Tage immer seltener wird, und Viele durch Herabsetzung einer solchen Fertigkeit ihre eigene Schwäche zu bemänteln suchen. Der Vf. sagt in dieser Beziehung ein sehr wahres Wort, S. 6: Haud raro invenies nostra aetate, eosque in ipsis partim Academiis, qui dici haberique docti viri velint, sed ab usu sermonis latini (qui et adhuc fuit sermo eruditorum, et erit posthaec) tamquam a re, si non perabsurda, at inutili tamen, inter docendum et scribendum justissimis de causis, quas omnium optime ipsi norunt, abstinendum esse dicant; plures etiam, qui dura necessitate ad latine loquendum compulsi, tum denique balbutiunt potius, quam loquuntur, qui miserum Priscianum misere illudunt ac potius contumeliosissime tractant!

Im zweiten Theile erzählt der Vf. Webers Lebensumstände mit besonderer Nachweisung derjenigen Verhältnisse, welche auf dessen Entwickelung und Bildung besonderen Einfluß hatten; und da, wie gesagt, diese Entwickelung und Bildung einer früheren Zeit angehören: so sieht sich der Vf. öfters genöthigt, jene früheren Zustände genauer zu charakterisiren und vergleichende Reflexionen in Bezug auf die Gegenwart anzuknüpfen. — Weber war nämlich am 8. Dec. 1754 zu

Grö-

Gröben zwischen Zeiz und Merseburg geboren. Seine Aeltern waren zwar schlichte Landleute, ließen aber die religiös-sittliche Bildung ihres Sohnes sich besonders angelegen seyn. So schlecht auch die Ortsschule war, so machte doch in ihr Weber in den Elementarkenntnissen sehr schnelle Fortschritte, und da in damaliger Zeit in den sächsischen Landschulen die Knaben eine Menge von Bibelsprüchen und Liedern nebst dem größten Theile des dresdner Katechismus auswendig zu lernen hatten, so legte W. schon damals den Grund zu seiner nachherigen Bibelvestigkeit, in Folge deren er in seinen Vorlesungen, öffentlichen Disputationen und Candidatenprüfungen nur selten nöthig hatte, die in Rede kommenden Bibelstellen nachzuschlagen. Seine gelehrte Bildung erhielt derselbe seit dem J. 1768 auf dem Stiftsgymnasium in Zeiz, wo zugleich auch seine Bibelkenntniß erweitert wurde, indem damals in den sächsischen Gymnasien die täglichen Lehrstunden mit Bibellesen begannen, und die Dicta classica auswendig gelernt werden mußten. Im J. 1774 bezog W. die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Die berühmtesten Theologen waren daselbst Crusius und Ernesti. Die Bildung beider Männer war sich ganz entgegengesetzt, indem Letzter bekanntlich großer Philolog war, während Erster als Philosoph sich auszeichnete, ohne eben der Alterthumswissenschaft großen Werth beizulegen; dieser Gegensatz konnte nicht ohne Einfluß auf die Theologie Studirenden bleiben, die sich in Crusianer und Ernestianer theilten. Weber gehörte keiner dieser Parteien ausschließlich an. Es war natürlich, daß er bei seiner auf der Schule erworbenen hohen classischen Bildung von Ernesti sich vorzüglich angezogen fühlte; durch ihn wurde er zum tüchtigen Exegeten gebildet; durch Crusius dagegen wurde sein Scharfsinn geübt, ihm verdankte er seine dialektische Gewandtheit und Fertigkeit im Disputiren, welche ihm schon frühzeitig einen nicht unbedeutenden Namen verschaffte.

schaffte. — Nach vollendeten Studien suchte W. beim Leipziger Stadtrathe um ein geistliches Amt nach. Zwei Mal abgewiesen habilitirte er sich im J. 1778 als Privatdocent der Theologie zu Leipzig. Hier bricht Hr. Fr. seine Relation über Webers Leben ab, was uns etwas Wunder genommen hat; er bemerkt nicht einmal, wenn W. nach Wittenberg versetzt worden sei, eben so wenig, welchen Eindruck die Verpflanzung der dortigen Universität nach Halle auf denselben gemacht habe, was doch zur Beurtheilung seines Charakters höchst wichtig und interessant gewesen wäre. Der Vf. fügt nur noch einige Bemerkungen über Webers theologische Richtung und Grundsätze bei. Derselbe war nämlich entschiedener Supranaturalist, zeigte aber stets eine wahrhaft christliche Milde gegen Andersdenkende. „Secus vero sentientium, heißt es in dieser Beziehung von ihm S. 20, opiniones refutavit; at neque quemquam damnabat, et ab istorum fastu, insolentia, stultitia, nequitie, qui heterodoxis aqua et igne interdicendum dicunt, vel potius lugubri sono taediique pleno vociferantur, longissime semper abhorrebat." Sein Supranaturalismus war jedoch rein biblisch, weßhalb er mehrere der symbolischen Hauptdogmen als der h. Schrift zuwider, nämlich das Dogma von der Trinität, von der Erbsünde und von der realen Gegenwart Christi im Abendmahle, ausdrücklich verwarf. Ueber seine Meinung in Betreff der neuerdings wegen des zuletzt genannten Dogma ausgebrochenen Streitigkeiten und Spaltungen berichtet Hr. D. Fr. S. 21 Folgendes: Quin etiam quum impia vox ejusmodi, qua conjunctio Reformatorum cum Lutheranis pro sacrilegio plane habita esset, pridie, quam moreretur, me praesente ad aures ejus accidisset, tum vero: bone Deus, exclamavit, in quae tempora nos reservasti! ignosce illis, pater coelestis, tuque, qui patri assides dexter, nesciunt enim, quid agant; deinde addidit germanice:

manice: Sie eifern um Gott, aber mit Unverstande (Röm. 10, 7). Daß er in der Exegese als eifriger Schüler Ernesti's bloß die Grundsätze der philologisch-historischen Erklärungsmethode für die einzig richtigen hielt, läßt sich schon im Voraus erwarten, und er hat es durch eine Menge exegetischer Schriften hinlänglich bewährt. Was W. von einer gewissen neueren Richtung in der Exegese hielt, berichtet Hr. Fr. S. 21 in Folgendem: „Quemadmodum vero *Ernestius* vanitatem philosophandi, quos interpretari deceret, graviter castigaverat, ita *Weberus* nobiscum vanum illud *Profundi* studium risit, quod nunc maxime jactant non satis docti et Grammaticae minus gnari interpretes. Talia enim satis quidem pie dicta esse, vel potius habere aliquem pietatis tinnientem sonum (ipse frömmelnden Klingklang appellabat), sed praeterea nihil, ita ut non modo refutatione sed ne commemoratione quidem digna esse videantur." — Zuletzt folgen noch einige Bemerkungen über Webers häusliches Leben, und über seinen Charakter als Mensch, besonders über seine ungeheuchelte wahrhaft christliche Frömmigkeit.

Die eingeflochtenen Reflexionen des Vfs. besonders über frühere Zustände im Elementar- und Gymnasialunterrichte im Vergleiche mit der Gegenwart sind nicht nur interessant, sondern enthalten auch viel Wahres. Nur übertreibt derselbe bisweilen sein Lob der früheren Zeit, z. B. wenn er es S. 16 rühmt, daß in den höheren Classen der sächsischen Gymnasien *Hutteri* Compendium auswendig gelernt werden mußte. Allerdings stimmt auch Rec. dem Vf. darin bei, daß es eben so wahr als beklagenswerth sei, daß heut' zu Tage gar nicht selten selbst akademische Lehrer einer gründlichen Kenntniß der kirchlichen Dogmatik ermangeln; aber ein solches Mittel, dieselbe zu fördern, war doch gar zu geisttödtend und abgeschmackt.

S. An-

S. Anselmi, Archiepiscopi Cantuariensis, *Cur Deus homo?* Libri duo. Ad D. Gabr. Gerberonis editionem Anselmi operum alteram denuo typis accurate excusi. Erlang. apud Carol. Heyderum. MDCCCXXXIV. 159 SS. kl. 8. 12 Gr.

Man ist wohl ziemlich allgemein darüber einverstanden, daß außer gesunder philosophischer Bildung vorzüglich, ja, wir möchten sagen, noch weit mehr gründliche exegetische und dogmenhistorische Bildung das Mittel sei, die Unhaltbarkeit der kirchlich-orthodoxen Dogmatik zu erkennen, und daß namentlich mit Jak. Sal. Semler durch genauere Untersuchung und Nachweisung des allmäligen Entwickelungsganges der kirchlichen Dogmen eine neue Epoche christlicher Theologie begann. Wenn nun im Abendlande durch Augustin im 4ten und 5ten Jahrhunderte die dogmatische Anthropologie, im Morgenlande dagegen nach einer langen Reihe von Streitigkeiten auf dem sechsten ökumenischen Concile zu Constantinopel die kirchliche Christologie ihre Ausbildung und Vollendung erhielt: so muß es von ganz besonderem Interesse seyn, eine quellenmäßige Kenntniß zu besitzen, wie Anselm von Canterbury († 1109) diese beiden Theile der Dogmatik durch Vollendung der Soteriologie zu einem harmonischen Ganzen verknüpfte, indem er zeigte, wie zur Sühne der unendlichen Schuld des Menschen nur durch den Gottmenschen Genugthuung habe geleistet werden können. Anselm führte diesen Gedanken bekanntlich in der Schrift aus: Cur Deus homo, und zwar mit einem solchen Scharfsinne und einer so großen scholastischen Verstandeskraft, daß, sobald es nur mit den Prämissen von einer unendlichen Schuld und von einer Beeinträchtigung der göttlichen Ehre durch die Sünde seine Richtigkeit hätte, gegen Anselms Resultat nicht leicht Etwas einzuwenden seyn dürfte.

Lei-

Leider aber sind jene Prämissen so gehaltlos und das ganze Räsonnement auf so grob-anthropopathische Vorstellungen von Gotte gegründet, daß es nur als eine der mitleidswerthesten Verirrungen des menschlichen Denkens noch ein historisches Interesse hat. Dieses Interesses halber sei nun hier der vorliegende Abdruck der anselmschen Schrift empfohlen. Sie war bisher nur in der Gerberonschen Gesammtausgabe von Anselms Werken (Paris 1675. — ed. II. 1721 fol.) zu finden und daher denjenigen Theologen, welchen nicht größere öffentliche Bibliotheken zu Gebote stehen, unzugänglich. Die Verlagshandlung verdient daher allen Dank, daß sie dieselbe nach der zweiten gerberonschen Ausgabe zugänglicher gemacht hat. Die Druckfehler bei Gerberon, deren gegen 70 sind, sind verbessert, und diejenigen, welche leicht als abweichende Lesart gelten können, am Ende angezeigt. Das Aeußere derselben ist ansprechend; der Druck nett und das Papier vorzüglich.

Wir verbinden damit die Anzeige, daß in demselben Verlage auch eine, uns jedoch nicht zu Gesichte gekommene, deutsche Uebersetzung dieses Werkchens erschienen ist.

Theo-

Google

Theologisches Notizenblatt

1 8 3 6.

No. IV.

Mein

Uebertritt zur katholischen und mein Rücktritt zur evangelisch-lutherischen Kirche.

Von

Wilhelmine Schlotter.

Wenn ich die gegenwärtigen Nachrichten der Oeffentlichkeit übergebe, so erkläre ich im Voraus, daß ich dazu weder durch eigennützige Nebenabsichten verleitet, noch durch eine unedle Rache getrieben werde, sondern daß mich der innige Wunsch beseelt, Andere, die vielleicht mit einer lebhaften Phantasie begabt sind, zu warnen, die evangelische Kirche zu verlassen, um ihnen dadurch unangenehme Erfahrungen und bittere Täuschungen zu ersparen. Zugleich verpflichte ich mich, die reine Wahrheit des Gesagten, Theils durch die erforderlichen schriftlichen Beweismittel zu belegen, Theils, wo nöthig, durch einen rechtskräftigen Eid zu bestätigen.

Im Jahre 1819 lebte ich mit meinen Aeltern in P...., einem kön. sächsischen Lustschlosse bei D...., wo mein Vater kön. Oberbereiter war und stand als ein unschuldiges Mädchen in dem Alter, in welchem, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, die Phantasie ihre Fittige zu schwingen und den Unerfahrnen und nicht gehörig über sich Wachenden zu verderblicher Schwärmerei zu verleiten beginnt. Auf den einsamen Spaziergängen, welche meine Mutter und ich oft in den reizenden

zenden Umgebungen unternahmen, lernten wir einen alten würdigen katholischen Geistlichen J.... P.... kennen, welcher Beichtvater der Königin war. Unsere Unterhaltungen bezogen sich meist auf religiöse Gegenstände, und der ehrwürdige Greis wurde mir durch belehrende religiöse Bücher, die er mir zuweilen lieh, immer achtbarer, die katholische Religion aber nach und nach weit theurer, wie meine eigene — die lutherische. Ich besuchte daher fleißig den katholischen Gottesdienst, betete dabei mit voller, durch die äußern sinnlichen Ceremonieen immer mehr erhöheten Andacht, und legte, ohne mich darüber meinen Aeltern zu entdecken, zuletzt an einem festlichen Tage in der königl. Kapelle in P..... mir selbst im Stillen das feierliche Gelübde ab, der katholischen Kirche hinfort ganz anzugehören. Zwei Tage darauf ging ich, unter dem Vorwande, eine Freundin zu besuchen, zu meinem alten würdigen Freunde, dem Pater P..... und gestand ihm mein Gelübde mit der Bemerkung, daß mich Nichts mehr von der katholischen Kirche trennen würde. Er bezeugte unverhohlen eine große Freude darüber, und gab mir ein Gebetbuch von dem würdigen Pater S....., in welches er Folgendes schrieb:

Zum frommen Gebrauche der Demoiselle Wilhelmine S..... von ihrem Freunde Joseph P..... 1819.

Bete und arbeite, so wird dich Gott segnen.
Wer Gott und seinen Nächsten liebt,
Und sich im Glauben thätig übt,
Nur der hat lang und gut gelebt.

Ich verließ den Pater P..... mit dem herzlichsten Danke und fühlte damals nicht, wie unrecht ich handelte, diesen wichtigen Schritt ohne Vorwissen meiner Aeltern zu thun und der evangelischen Kirche untreu werden zu wollen. Indessen verzögerte sich der wirkliche Uebertritt, Umstände halber, noch mehrere Jahre. —

Im Jahre 1820 besuchte ich in Begleitung meiner Mut-

ter

ter die Stadt T..... in B....., wo wir eine geachtete Familie aus P... kennen lernten, nämlich den Herrn von N..... nebst Gemahlin, welche eine Schwester des verstorbenen Superior Sch.... in D.... war. Sie kamen von D..... zurück, wo sie ihren Bruder besucht hatten, und waren auf der Rückreise nach P... begriffen. P... war größten Theils der Gegenstand unserer Unterhaltung, und bald waren wir mit Herrn und Frau von N.... so bekannt, daß sie ein Mal äußerten, sie würden sich sehr freuen, wenn, sofern wir P... zu sehen wünschten, wir sie dorthin begleiten wollten. Wir nahmen diesen freundlichen Vorschlag um so lieber an, da sie mit ihrem eigenen Wagen fuhren. Heiter und vergnügt kamen wir nach P..., wo es mir ungemein gefiel, zumal da ich durch die Familie von N...., in kurzer Zeit mehrere achtbare Familien dort kennen lernte. Die Tochter der Frau v. N....., welche damals eine Mädchenanstalt in P... hatte, gewann mich lieb und durch vieles Bitten ließ sich meine Mutter bewegen, mich drei Vierteljahre in diesem Institute zu lassen. Bald fühlte ich mich ganz heimisch in P..., und mein einziger Wunsch war, diese Stadt nicht wieder verlassen zu dürfen. Indessen konnte ich den schon gefaßten Entschluß meines Uebertrittes zur katholischen Religion, der mein ganzes Glück ausmachte und worin ich durch meinen längern Aufenthalt in P..... nur noch mehr bevestiget worden war, nicht eher ausführen, als nach dem Tode meines Vaters. Zwar wurde ich öfters von einem Priester zum Uebertritte aufgefordert, weil mir die katholische Religion so theuer sei und weil das Gebot des Christenthums vorliege, um der Religion willen Vater und Mutter zu verlassen. Allein die Ruhe meines Vaters war mir viel zu heilig, als daß ich diesen Vorstellungen hätte Gehör geben sollen. Meiner Mutter waren meine Gesinnungen bekannt, und aus Liebe für mich war sie bereit, mir jedes Opfer zu bringen, ja, sogar selbst

mit

mit mir zur katholischen Religion überzutreten, weil auch sie dieselbe hochachtete.

Jetzt schlug die entscheidende Stunde. Im Jahre 1832 starb mein guter Vater und so stand unserem Vorsatze von dieser Seite nun Nichts mehr hindernd im Wege. Allein da wir erfahren hatten, daß nach einem in unserem Vaterlande seit 1827 geltenden Gesetze jeder von einer Confession zur andern Uebertretende sich zuvor bei dem Pfarrer der seinigen zu melden und von diesem einen vierwöchentlichen Unterricht zu genießen habe, bevor ihm der Entlaßschein gegeben werden und die gegenseitige Kirche ihn aufnehmen könne: so wünschten wir dieser Förmlichkeit auf irgend eine Weise überhoben zu seyn. Durch eine Freundin wurden wir bei dem katholischen Hofprediger D..... in D..... eingeführt, welcher schon von unserem Besuche unterrichtet war und uns liebevoll entgegenkam. Dieser wußte bald Rath zu schaffen, denn er fand für gut, uns so schnell als möglich und zwar heimlich mit einem Empfehlungsschreiben nach M..... bei T..... in B..... zu schicken und auf diese Weise das bestehende Gesetz zu umgehen. — Wir verließen D....., gingen nach M..... und erhielten dort von dem Pater M....., nachdem wir ihm einen Brief von dem katholischen Hofprediger D..... übergeben hatten, einen sechswöchentlichen Religionsunterricht. Nach Beendigung desselben legten wir den 19. Juli 1832 nach der Frühmesse im Stillen bei dem Herrn Propst R.... im Beiseyn zweier Zeugen, nämlich des Herrn Hauptmann K..... und Herrn Kaufmann T.... aus M..... unser katholisches Glaubensbekenntniß ab. Hierauf mußten wir uns Beide in das dortige Kirchenbuch einschreiben. Dem Herrn Propst sowohl, als dem Herrn Pater M.... gaben wir für ihre Mühverwaltung einige unserem Stande und unseren Verhältnissen angemessene Geschenke, was ich hier absichtlich erwähne, um dem Verdachte zu entgehen,

Digitized by Google

als seien wir aus irdischen Rücksichten übergetreten, z. B. in der Hoffnung, von katholischer Seite Unterstützung zu erhalten, deren wir nicht bedurften. Nachdem wir den Uebertritt vollzogen hatten, kehrten wir auf einige Wochen nach D..... zurück und übersiedelten uns dann nach M.....

Die Einsamkeit, nach welcher sich unser Gemüth sehnte, machte uns glücklich. Aber ach! wie bald wurden wir durch die traurigen Erfahrungen, die wir in M..... machten, gestört, da wir die Priester von einer Seite kennen lernten, welche wir nicht erwartet hatten. Ich will dieß hier gleich durch ein Beispiel beweisen. Zur Zeit der Cholera im Jahre 1832 erkrankte ein Bauer in K.... bei T.... Der Geistliche des Orts ward geholt, um ihm das heil. Abendmahl und die letzte Oelung zu geben. Wie erstaunten aber die Anwesenden, als er dem Bauer Statt einer, drei Oblaten reichte. Man fing an, ihn zu schimpfen: er flüchtete so schnell als möglich; man verfolgte ihn und würde ihn getödtet haben, wenn er sich nicht in einem Keller verborgen hätte. Es ging nämlich damals das Gerücht von Vergiftung durch die Communion. Dieß erzählte kurz darauf meine Mutter dem Dechant zu T....., welcher meinte, die Sache mit den drei Oblaten wäre wahr, aber die Vergiftung erlogen; der Geistliche habe die Oblaten gegeben, weil er keine wieder hätte wollen mit nach Hause nehmen. — Auch unser Beichtvater, der Pater M....., gehörte mit zu den Menschen, welche eben so gefährlich, als verachtungswürdig sind. Da es uns nicht mehr in M..... gefiel, so zogen wir nach drei Vierteljahren nach T..... Die dortigen Geistlichen, der Herr Dechant und seine zwei Kaplane machten uns kurz nach unserer Ankunft ihren Besuch. Der jüngste Kaplan wiederholte seinen Besuch öfters, welches uns bisweilen sehr unangenehm war. Denn seine Zudringlichkeit und seine Aeußerungen verriethen uns bald seine innern Gesinnungen. Eines Tages brachte er

mir

mir ein Buch mit „Glaubenskraft und Liebesgluth," dessen Inhalt die Liebesgeschichte eines Priesters war. Der Kaplan wollte bei der Zurückgabe dieses Buches mein Urtheil über dasselbe hören und ich sagte ihm: „ich betrachte es als einen Roman und mithin kann ich Ew. Hochwürden versichern, daß ich mir das Gute zur Nachahmung und das Böse zur Warnung nehme." „Gut gesagt," war seine kurze Antwort. Er schrieb auch verschiedene Briefe, deren Inhalt uns sehr mißfiel, und auffallend war sein Erstaunen, als wir ihm einst eröffneten, T..... mit P..... zu vertauschen. Wir führten unsern Entschluß aus und gelangten glücklich in P..... an.

Hier erhielten wir bald einen Brief von lieben Verwandten aus der Ferne, welche den Wunsch aussprachen, meine Mutter oder mich ein Mal zu sehen. Diesen Wunsch zu erfüllen, war ich sehr gern bereit, da auch ich mich nach meinen Verwandten sehnte und zugleich hoffte, meiner Mutter, die eine kleine Pension bezog, welche sie im Auslande verzehren durfte, dadurch eine Erleichterung zu verschaffen, daß ich vielleicht bei meinen Verwandten den Plan zu meiner künftigen Lebensexistenz bilden und ausführen könnte. Vor meiner Abreise wünschte ich noch ein Mal die heilige Communion zu empfangen. Wir, meine Mutter und ich, meldeten uns daher bei einem Priester in der Garnisonkirche zur Beichte und wurden auch vor der heiligen Messe dazu gerufen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir keinen Beichtstuhl sahen, sondern bloß einen in der Sacristei — auf einen Stuhl ganz nachlässig hingeworfenen Priester mit einem weißen Taschentuche in der Hand, welcher mir, da ich allein beichtete, durch eine Bewegung des Kopfs zu erkennen gab, daß ich dicht an seiner rechten Seite knieen sollte. Nach vollendeter Beichte sagte er ganz gelassen zu mir: „mein gutes Kind, wenn Sie mir weiter Nichts zu sagen wissen, brauchen Sie nicht wieder

zu kommen." Dasselbe sagte er auch zu meiner Mutter. Solche Erfahrungen waren nicht geeignet, unsere Anhänglichkeit an die katholische Kirche zu bevestigen. —

Ich reiste nun mit der Eilpost nach M.... und in L....., wo die Pferde gewechselt wurden, ward ein katholischer Priester, Pater B..... aus L..... mein Reisegefährte. Ich hätte damals nicht geahnet, daß die Bekanntschaft mit diesem Manne die Hauptveranlassung werden sollte, daß mir später die Augen aufgingen und daß der Vorsatz in mir reifte, wieder in den Schooß der verlassenen evangelischen Kirche zurückzukehren!

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Um mir auf der Reise die Zeit zu vertreiben, und jedem Gespräche auszuweichen, las ich in einem Buche. Nach kurzer Zeit aber redete mich der Pater B..... mit folgenden Worten an: „mein Fräulein, Sie werden sich die Augen verderben," und da ich in einem Gebetbuche las, so fragte er mich: was lesen Sie denn? worauf ich erwiederte: „In Eckartshausens Gebetbuche." Darüber freute er sich und ließ sich mit mir in ein religiöses Gespräch ein. Wir kamen auf zwei merkwürdige Träume zu sprechen, welche er für Visionen erklärte. Im Verfolge des Gesprächs machte er mir zur dringenden Pflicht, mich in M..... firmeln zu lassen, indem er die Bemerkung hinzufügte, daß in meiner Bestimmung das Klosterleben liege und er gern erbötig sei, mir in dem Kloster, in welchem er früher Beichtvater gewesen sei, eine Stelle unentgeldlich zu verschaffen, welches Anerbieten ich durch die Aeußerung zurückwies, daß ich noch eine Mutter habe. Ehe wir in M..... anlangten, gab mir der Pater B..... noch einige Addressen mit, unter welchen für mich die wichtigste die an den Herrn Domdechant Dr. H..... war, mit welchem der Pater B..... nähere Bekanntschaft hatte und der zugleich der Freund des Herrn Erzbischofs war. Zugleich ver-

sprach mir Pater B....., meinethalben mit dem Herrn Dr. H..... selbst zu sprechen, welches Versprechen er auch wirklich erfüllte.

Einige Tage nach meiner Ankunft in M..... ging ich zu dem Dr. H....., welcher mich auf die Empfehlung seines Freundes, des Pater B..... aus L...,. sehr freundlich empfing und mir sagte, er wolle mit seinem Freunde, dem Herrn Erzbischofe sprechen; meiner Firmelung in M....., würden keine Schwierigkeiten im Wege stehen, er würde mich selbst besuchen und unterrichten. Da trat plötzlich und ganz unerwartet einer meiner Verwandten aus A.... in mein Zimmer, und machte mir die bittersten Vorwürfe, indem er sagte: „Mein Gott! warum haben Sie doch von dem Herrn Dr. H.... Geld geborgt, da Sie doch, wenn Sie der Unterstützung bedurft hätten, sich an uns wenden und Sie wohl überzeugt seyn konnten, daß wir Ihnen gern gedient haben würden" Ich war vor Erstaunen außer mir, äußerte unverhohlen meinen Unwillen und zeigte ihm meine Kasse, um ihm zu beweisen, daß ich ein ganzes Jahr, wo nicht noch länger, anständig in M..... leben könnte. Als ich hierauf in ihn drang, mir seine räthselhafte Sprache zu erklären, so erfuhr ich von ihm Folgendes. Der Obercommissär der Polizei war ein Freund meines Verwandten und hatte zu ihm gesagt: „Ich muß Ihrer Fräulein Cousine den Paß zur Rückreise nach B..... unverzüglich überschicken." Mein Verwandter fühlte sich darüber beleidigt und fragte nach Veranlassung und Grunde dazu, worauf ihm der Obercommissär antwortete: „Ihre Cousine lebt mit ihrer Mutter von geistlicher Unterstützung, der Herr Dr. H.... ist selbst persönlich bei mir gewesen und hat mich darum ersucht, den Rückpaß für Fräulein W... Sch..... so schleunig als möglich zu besorgen." Mein Verwandter, welcher wünschte, daß ich M..... nicht verlassen möchte, stellte Caution für mich. Da aber mein besseres Gefühl

fühl mir nicht erlaubte, unter solchen Verhältnissen daselbst zu bleiben, so reiste ich so schnell als möglich mit der Eilpost zu meiner Mutter zurück. Mein Verwandter, dem meine Ehre so theuer war, wie die seinige, äußerte noch gegen mich: Bieten Sie, liebe Cousine, Alles zu Ihrer Ehrenrettung auf; auch ich werde die Sache nicht leugnen; da ich um ihretwillen den Freund verrathen mußte, so werde ich zur Rettung ihrer Ehre auch dann als Mann zu handeln wissen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte. Auf diese Weise war mein Wunsch, einige Zeit in M..... zu verweilen und auch die Gräber theurer Menschen, das meiner Tante, des Prälaten R..... und meines Onkels, des Superintendenten R. B..... zu besuchen, durch niedrige Verleumdungen und schändliche Intriguen vereitelt.

Unter diesen Umständen stiegen mannigfache Zweifel in mir auf und beunruhigten mein Inneres, jedoch blieb jetzt der Gedanke vorherrschend, alles Mögliche zu thun, um das Gewebe jener Intriguen zu entdecken. Ich eilte in die Arme meiner Mutter, und bald ward es mir klar, daß ich durch zu große Aufrichtigkeit gegen dieselbe mir geschadet hatte. Ihr hatte ich nämlich Alles genau geschrieben, sie hatte es den Geistlichen in T..... erzählt, und es war ihr nicht unbemerkt geblieben, daß der jüngere Kaplan sehr aufmerksam zugehört und noch Manches durch Fragen zu erforschen gesucht hatte. Dieß Alles führte uns zu der Vermuthung, daß er der Verleumder sei und im Namen des Dechanten nach M.... geschrieben habe, um mich dadurch zu zwingen, wieder zurückzukehren. In dieser Vermuthung wurde ich durch die Aeußerung des Dechanten bestärkt, es sei um der Religion willen für mich besser in B..... als in M..... zu seyn, weil hier französische Grundsätze herrschend wären. Um mich in meiner Ueberzeugung noch mehr zu bevestigen, überschickte ich ihm eines Tages seine Briefe mit der Bemerkung, ich wisse

wohl, daß er die Ursache meiner schnellen Rückkehr sei, ich wolle jedoch nicht so unedel seyn, wie er, ich verzeihe ihm Alles, und gäbe ihm zum Beweise davon alle seine Briefe zurück, obwohl ich durch sie große Vortheile hätte erlangen können, da sie alle mit seiner Namens-Unterschrift versehen wären.

Ich schrieb hierauf an den würdigen Pater B..... und klagte ihm mein Unglück. Vorzüglich bemerkte ich, daß ich den Herrn Dr. H..... um weiter Nichts gebeten hätte, als um das heilige Sacrament der Firmung und um Vorbereitung auf dasselbe; daß ich nicht geahnet hätte, daß der hochgestellte Priester zu Lügen und Verleumdungen seine Zuflucht nehmen und Statt mit dem Herrn Erzbischofe zu sprechen, auf die Polizei gehen würde, um mich dort verdächtig zu machen. Herr Pater B.... antwortete mir, er hätte mit seinem Freunde, dem Dr. H..... gesprochen, es hätten fremde Einflüsterungen Statt gefunden, und ich möchte diese menschliche Bosheit und Intriguen mit dem Schleier der christlichen Liebe bedecken, auch er hätte um seinen Herrn und Meister unbeschreiblich Viel gelitten. Auch dieser Brief befindet sich in meinen Händen, nachdem ich ihn nach vieler Mühe wieder von dem Hofprediger D..... in D....., welchem ich denselben zur Durchsicht überschickt hatte, zurückerhalten habe.

Ehe ich in der Erzählung meiner Lebensschicksale fortfahre, will ich hier zum Beweise, daß es eine geheime geistliche Polizei in der katholischen Kirche gibt, einige Thatsachen anführen. Einst klagte meine Mutter dem ersten Kaplan in T....., wo wir uns aufhielten, unsere Leiden hinsichtlich meiner und äußerte, daß der Herr Dr. H..... ihrer Tochter Geld und Ehre, die Achtung der Verwandten und den Seelenfrieden geraubt habe. Hierauf erwiederte der Herr Kaplan: „Sie hat vielleicht von Politik gesprochen." „Das ist durchaus nicht der Fall" entgegnete meine Mutter, „meine Tochter bekümmert sich

um

Digitized by Google

um Nichts weniger, als um Politik; sie hat nach des Herrn Pater B..... geistlichem Rathe wegen Vorbereitung zu dem heiligen Sacramente der Firmung täglich in der Allerheiligen Kirche drei heilige Messen gehört und gebetet." Hierauf antwortete der Kaplan: „Wenn der Herr Dr. H..... ein freisinniger Mann ist, so hat ihm das Beten verdrossen." — „Aber, mein Gott! — was hat er mit der Polizei zu thun?" — „Das wissen Sie freilich nicht, daß der Dr. H..... bei der geheimen kirchlichen Polizei angestellt ist." — „Das ist sehr traurig! gibt es denn auch geistliche Polizei?" entgegnete meine Mutter. — „Ja! ja!" — war seine Antwort. — Eines Tages gingen wir in P.... zu St. Joseph in's Kloster zu dem Superior, Pater A....., bei dem wir 9 Species als eine Schuldforderung an Madame W. für das Kloster abtraten und der Kirche schenkten. Als wir in sein Zimmer traten, unterrichtete er eine junge Preußin, welche sich aber entfernte, da die Stunde beendiget war. Meine Mutter fragte den Pater: „Es treten wohl Viele zur katholischen Kirche über?" „Ja, meinte er, es würden noch mehrere übertreten, wenn die Priester nicht so schlecht wären!" Kurz darauf kam sein Vetter, ein Oberforstmeister, um ihn zu besuchen. Unsere Unterhaltung lenkte sich bald auf einen damals vielbesprochenen Schriftsteller. Da trat plötzlich eine lange Gestalt mit auffallender Physiognomie in's Zimmer, machte sich kleine Beschäfftigungen daselbst und schien uns immer mit forschenden Blicken zu beobachten. Wir ahneten Nichts und setzten unser Gespräch fort. Allein der Oberforstmeister schwieg und nachdem sich der Mann entfernt hatte, lispelte er uns zu: „Um Gotteswillen sprechen Sie nicht, wenn jener Mann da ist, er ist ein Glied der geheimen geistlichen Polizei, ich kenne ihn." Der Superior erröthete und schwieg, wir aber empfahlen uns. — In späterer Zeit wollten wir in P.... ein Mal zur Communion gehen und hatten dieß einem hochgestell-

stellten Priester eröffnet, welcher uns den wohlgemeinten Rath gab: „Gehen Sie ja nur dahin, wo man Sie nicht kennt, unser schwarzes Regiment ist groß und gefährlich, Sie könnten sonst leicht eine Beute der Bosheit werden." —

Die bittern Erfahrungen, welche wir in B..... machten, hatten uns in eine so traurige Gemüthsstimmung versetzt, daß wir den Entschluß faßten, in unser Vaterland zurückzukehren. Diesen Entschluß konnten wir jedoch nicht sogleich ausführen, da meine Mutter auf einem Hause in M..... Geld stehen hatte, welches erst aufgekündiget werden mußte. Sobald wir dasselbe nach vieler Mühe und vielem Verdrusse erhalten hatten, säumten wir nicht, so schnell als möglich B..... zu verlassen. Wir betraten den Boden unseres theuren Vaterlandes mit dem vesten Vorsatze, wieder in den Schooß der verlassenen evangelischen Kirche zurückzukehren, in welchem Vorsatze uns das Anerbieten des Herrn Propst zu M...., es solle mir durch seinen Freund, den Bischof M..... eine Pension werden, nicht wankend machen konnte. Wir meldeten uns daher einige Zeit nach unserer Ankunft in D..... bei der dasigen evangelisch-protestantischen Kirchenbehörde zum Rücktritte. Da man uns aber darauf aufmerksam machte, daß wir nach dem bestehenden Gesetze einen Entlassungsschein aus der katholischen Kirche beibringen müßten, so entschloß ich mich, so unangenehm mir es auch war, dem Herrn Superior F..... einen Besuch zu machen. Derselbe kam mir sehr artig entgegen, und auf seine Frage, was ich wünschte, entgegnete ich ihm ganz bescheiden: „Ich bitte Ew. Hochwürden um unsern Entlassungsschein aus der katholischen Kirche." Hierauf erwiederte der Herr Superior: „Was hat Ihnen denn die Religion gethan?" „Mit Nichts, erwiederte ich, hat die Religion mich beleidiget, aber die mir von Priestern bereiteten Prüfungen waren von der Art, daß sie kein Mensch aushalten kann." Nun wollte mich der Herr Superior zu einem

vier-

vierwöchentlichen Religionsunterrichte überreden. Allein ich entgegnete ihm: „daß ich des Religionsunterrichts nicht bedürfe; nur die Priester hätten mir zum katholischen Bekenntnisse alles Vertrauen geraubt; die ich kennen gelernt, verachte ich aus der tiefsten Tiefe meines Herzens, die ich aber nicht kenne, wünsche ich auch nicht kennen zu lernen, indem ich Bosheit des Herzens und Intrigue an jedem Menschen verabscheue; da ich überdieß im Stillen und ohne Unterricht eines lutherischen Geistlichen aus meinem Taufbunde getreten sei, so wünsche ich auf gleiche Weise wieder in die lutherische Kirche einzutreten. Hierauf versprach mir der Herr Superior F....., uns in vier Wochen unsern Schein, da auch meine Mutter wieder zurücktreten wollte, zu überschicken. Dieses Versprechen erfüllte er nun zwar, aber in dem Scheine selbst, sowohl in dem meinigen als auch in dem meiner Mutter, hatte er bemerkt: N. N. ꝛc. „welche in B..... katholisch geworden seyn soll," obgleich er sehr wohl wußte, daß der Uebertritt wirklich in B..... geschehen war. Den Tag darauf, nachdem ich mich zum Rücktritte in die lutherische Kirche gemeldet hatte, mußte ich von dem Pater M..... eine große Kränkung erfahren. Als ich auch ihm meldete, daß ich wieder in die lutherische Kirche übertreten würde, that er folgende Aeußerung: „Ach mein Gott, was denken Sie denn? So lassen Sie sich doch von dem schauderhaften Abgrunde zurückhalten und sehen mich als Ihren rettenden Engel an, welcher Ihnen zuruft: Wollen Sie auch für die Ewigkeit verloren seyn, und auch das Loos haben, was alle verdammte Lutheraner Jenseits haben, nämlich das Angesicht Gottes nie schauen zu dürfen!" Diese Aeußerung empörte mich tief, und als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, schrieb ich sogleich ein Billet an den Herrn Superior F..... des Inhalts: Was ich so eben von einem katholischen Priester vernommen, müsse jedem besseren Menschen im Innersten wehe thun;

thun; ich wisse wohl, daß keine Religion ohne Diener derselben bestehen könne, die katholischen Priester hätten mir aber Glauben und Vertrauen geraubt, vorzüglich auch deßwegen, weil die hochgestellte Geistlichkeit im geheimen Dienste der Polizei stehe, was ich früher nicht gewußt, und darum könne ich den Augenblick nicht erwarten, wo ich der katholischen Kirche nicht mehr angehörte. Der Herr Superior F..... ließ begreiflich mein Schreiben unbeantwortet. — Eines Tages erzählte ich dem Pater M..... Einiges von dem, was mir widerfahren war. Darauf gab er mir die Antwort: „Das ist noch Nichts gegen das, was die heiligen Märtyrer um der Religion willen gelitten, bis zum Gassenk..... muß der Mensch herabgewürdiget werden; nur dann ist er Gotte wohlgefällig, an solchen Menschen hat Gott den größten Wohlgefallen!" „Ich danke Ew. Hochwürden, gab ich zur Antwort; wenn ich mich Gotte auf keine andere Art wohlgefällig zu machen weiß, dann ist es sehr traurig und weit gekommen."

Da der Herr Dr. H..... in M..... mit die Hauptveranlassung meiner Sinnesänderung wurde, so möge der Brief wörtlich folgen, welchen ich ihm unter dem 14. Octbr. 1835 von L.... aus recommandirt übersendete. „Es wird Ew. Hochwürden überraschend seyn, nach so langer Zeit ein Schreiben von mir zu erhalten. Da es früher nicht in unsern Verhältnissen lag, B..... verlassen zu können, wir uns jedoch jetzt wieder so glücklich fühlen, uns in D..... zu befinden, so säume ich nicht, Ew. Hochwürden zu fragen, was Sie bestimmen konnte, gegen mich so zu verfahren, wie Sie gethan, da ich von Ew. Hochwürden doch weiter Nichts gewünscht, als das heilige Sacrament der Firmung zu empfangen. Ew. Hochwürden versprachen mir, mit Ihrem Freunde, dem Herrn Erzbischofe zu sprechen, allein Statt dessen waren Sie auf die Polizei gegangen und hatten Lügen und Verleumdungen angewendet, um mich verdächtig zu machen und mir den Retourpaß nach B..... ausfertigen zu lassen. Ich erkläre Ew. Hochwürden, von der B..... Geistlichkeit auf folgende Art getröstet worden zu seyn, daß ich Gott danken solle, M..... verlassen zu haben, weil dort französische Grundsätze herrschten, die mich für die Folge sehr unglücklich gemacht haben würden; überdieß müsse der Herr Dr. H..... ein sehr frei-

freisinniger Mann seyn, weil ihn das Beten verdrossen habe, und daß er auf die Polizei gegangen sei, wäre eine sehr natürliche Folge, da er ein geheimes Glied der geistlichen Polizei sei. Ich würde Ew. Hochwürden schon früher von alle Dem benachrichtiget haben, wenn ich von der Bosheit der B..... Geistlichkeit, welche Ew. Hochwürden hintergangen und getäuscht hat, und welcher Ew. Hochwürden unbedingt geglaubt haben, nicht neue Intriguen gefürchtet hätte." Auch auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort.

Damit man uns, meine Mutter und mich, endlich nicht beschuldigen möge, als habe die Aussicht auf irdischen Vortheil uns sowohl zum Uebertritte zur katholischen, als zum Rücktritte in die evangelische Kirche bewogen, so führe ich noch Folgendes an: Von geistlicher Unterstützung in B..... haben wir nicht gelebt. Oefters hat uns der Herr Propst in M..... gesagt: „Wenn ich durch Empfehlung oder irgend Etwas dienen kann, so wenden Sie sich an mich." Der Herr Pater F..... in T..... sagte zu mir: „Auch ich habe einen Wirkungskreis, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen, so werde ich mich freuen, Ihnen dienen zu können." Der Herr Superior Pater A..... in P..... sagte mir eines Tages: „Ich mache mir's zum Vergnügen, Sie in dem fürstlich L..... Hause, Ihrem Stande angemessen, zu placiren." Von allen diesen Anerbietungen habe ich keinen Gebrauch gemacht, zum Beweise, daß nicht Interessen meine Handlungen geleitet haben. Im Gegentheile sehe ich mich genöthigt, hierdurch zu erklären, daß jene geistlichen Herren sehr ansehnliche Geschenke von uns erhalten haben, welche ich von M..... mitbrachte, weil ich früher nicht ahnete, daß die B..... Geistlichen die Ursache der mannigfachen Kränkungen waren, welche ich erdulden mußte. Ihr jesuitisches Benehmen war der Dank für unsere Aufopferungen. Die Anerbietungen derselben, welche ich zurückwies, damit sie nie sagen durften, ich habe um Etwas gebeten, wurden mir wahrscheinlich als Ersatz dafür geboten. Aber diese Anerbietungen konnten mir für das entschwundene Erdenglück, und für den Verlust, mit meinen theuren Verwandten in engern Banden vereint zu seyn, keinen Ersatz gewähren. Mein Verwandter, der Buchhändler N. N. in A.... bot mir seine Hand an; ich

wies

wies auch dieses Anerbieten zurück, da schon der Vorsatz in mir gereift war, in die evangelische Kirche zurückzutreten.

Wirft nun der Leser auf diese der strengen Wahrheit gemäße Darstellung meiner Schicksale einen unparteiischen und unbefangenen Blick, so wird er es uns, meiner Mutter und mir, nicht verdenken, daß wir uns innig freuen, wieder in unserem theuern Vaterlande zu seyn, in welchem das Licht des reinen Evangeliums leuchtet; daß wir der Vorsehung aufrichtig danken, die uns wieder auf den rechten Weg geführt hat; daß wir die Stunde nicht erwarten können, die uns wieder in den Schooß der evangelischen Kirche aufnimmt; und daß wir mit heißer Sehnsucht dem Augenblicke entgegensehen, in welchem wir das heilige Abendmahl nach der Einsetzung unseres Herrn und Erlösers selbst feiern können. Möge unser Beispiel die mit einer zu lebhaften Phantasie Begabten und zur Schwärmerei Geneigten ermuntern, stets über sich zu wachen, die Wankenden aber bevestigen, daß sie dem Bekenntnisse derjenigen Kirche treu bleiben, welche ihren Bekennern kein eisernes Joch geistiger Sklaverei auflegt, durch ihre Lehren und Gebräuche, durch ihren einfachen, aber erhebenden Gottesdienst gleich wohlthätig auf Verstand und Herz zu wirken sucht, von aller Proselytenmacherei weit entfernt ist und deren Diener nicht verlangen: „das müsset ihr glauben," sondern vielmehr Allen zurufen: „Prüfet Alles und das Beßte behaltet." — (Geschrieben im December 1835.)

Nachschrift.

Am 19. Februar 1836, Morgens 9 Uhr, empfingen wir in der Sacristei der Kreuzkirche zu D.... das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise zum ersten Male wieder. Der würdige Herr Diakonus M. Z.... wußte dabei durch eine kräftige und gehaltreiche Anrede unser frommes Gefühl für die reine Lehre der evangelischen Religion auf's Kräftigste zu entflammen. Ich empfing jenes heil. Mahl auch auf die Ueberzeugung, daß Alles, was ich im Vorstehenden niedergeschrieben, die reinste Wahrheit sei.

Digitized by Google

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

VI.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Genßler, Dr. W. A. F., geistliche Reden bei verschiedenen Amtsverrichtungen. gr. 8. (13 Bogen.) 18 Gr.

Herabgesetzter Preis.

Entwurf der hebräischen Alterthümer von Dr. Heinrich Ehrenfried Warnekros. Dritte gänzlich umgearbeitete und durchgängig verbesserte Auflage von Dr. Andreas Gottlieb Hoffmann. gr. 8. 1832.

Dieses mit ausgezeichnetem Fleiße gearbeitete Werk, welches gewiß allen Theologen von großem Nutzen ist, und im Ladenpreise 2 Thlr. 21 Gr. kostet, hat Unterzeichneter, um den Ankauf desselben zu erleichtern, auf 1 Thlr. 8 Gr. herabgesetzt; zu diesem außerordentlich billigen Preise ist es durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im Septbr. 1836. A. F. Böhme.

Bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt worden:

Die Bedeutung des Todes Jesu aus dessen eigenen und der Apostel Zeugnissen entwickelt und für denkende Verehrer Jesu dargestellt von Christ. Gottfr. Ficker. gr. 8. in Umschlag geheftet. 12 Gr.

Han

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Declamatorik,

oder

vollständiges

Lehrbuch der deutschen Vortragskunst

von

C. Fr. Falkmann,

Fürstl. Lipp. Rathe und Lehrer am Gymn. Leop. zu Detmold.

Erster oder: theoretischer Theil.

Erster Band.

gr. 8. 1836. 1⅓ Rthlr.

Auch unter dem Titel: **Praktische Rhetorik u. s. w.**

Zweite Abtheilung.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. füllt durch die Herausgabe dieses ersten vollständigen Lehrbuchs des mündlichen Vortrags eine nicht unbedeutende Lücke in unserer pädagogischen Literatur aus. Es ist dasselbe nicht nur für alle Jünglinge bestimmt, die sich irgend einem Berufe widmen, der sie künftig unter die Gebildeten der Nation stellt, (denn hier wird Lesen, hier wird Sprechen gelehrt und Nichts vorausgesetzt als Kenntniß der Muttersprache,) sondern das Werk bildet durch seine lebendige und reichhaltige Vielseitigkeit und durch die geistvolle Behandlung der Sprache ein gründliches und praktisches Lehrbuch für alle diejenigen, deren Amt und Wirksamkeit die Gabe des Vortrags erheischt oder künftig fordern wird, es sei für die Kirche, für die Schule, für den Gerichtssaal, für die Stände-Versammlung oder auch, als schöne Kunst, für die Bühne. Alle und jede Leser, jung oder alt, welche den Menschen und seine Anlagen und Leistungen in den edelsten Beziehungen gern näher kennen lernen wollen, werden hier geistvolle Unterhaltung, gründliche Belehrung und die Resultate eigener reicher Beobachtung und der Benutzung aller literarischen Hilfsmittel vereinigt finden.

Der zweite Band dieses theoretischen Theils und ein zweiter praktischer Theil (Beispielsammlung oder Declamirbuch mit fortlaufenden declamatorischen Bemerkungen) werden baldigst nachfolgen.

Gewiß wird daher diese neue größere Arbeit des hochverdienten Herrn Vfs. denselben allgemeinen Beifall finden, dessen sich seine früheren Lehrbücher längst zu erfreuen hatten, wovon in wiederholten Auflagen seither bei uns erschienen sind:

Praktische Rhetorik. Erste Abtheilung, oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungs-

fungskunst. Dritte verb. und vermehrte Auflage. (Mit mehr als 900 Aufgaben und Musterstücken. gr. 8. 1½ Rthlr.

Stylistisches Elementarbuch, oder: erster Cursus der Stylübungen u. s. w. **Vierte,** verb. und verm. Aufl. (Ueber 700 Aufgaben und Musterstücke enthaltend.) gr. 8. ⅔ Rthlr.

Methodik der deutschen Stylübungen. **Zweite** Auflage. gr. 8. 2 Rthlr.

Im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Für Lehrer und christlich gesinnte Familien.

Christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksschulen zur Erweckung und Bewahrung evangelischer Glaubensfreudigkeit, von Karl Ludwig Sackreuter, Pfarrer zu Rannheim a. Main im Großherzogthume Hessen. Zwei Bände. 8. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. Auch mit 13 Kupferstichen beide Bände elegant cartonnirt 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Zur Empfehlung dieses wichtigen zeitgemäßen Werkes bedarf es keiner Lobpreisung, es wird sich durch den Gebrauch selbst empfehlen. Einer der geachtetsten Theologen Deutschlands, der hochgelehrte und vielgeliebte D. Paulus zu Heidelberg, mit dessen gewichtigem Gutachten über diese werthvolle Gabe des Vfs. bereits auch viele andere erleuchtete Protestanten einverstanden sind, urtheilt hierüber im theologischen Literaturblatte, 1835. Nr. 99. Seite 788 unter Anderem folgendermaßen:

„Des Vfs. „kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche, zum Gebrauche in Volksschulen ꝛc." ist seit 1824 bis 1834 schon in einer vierten Auflage erschienen. (Der Preis dieses beliebten Schulbuches ist 4 Gr. oder 18 Kr. Auf 25 Exempl. gibt jede Buchhandlung 3 Freiexempl., auf 50 deren 8, bei 75 deren 16, bei 100 Expl. deren 20.) Ein Beweis, wie sehr eine volksverständliche, verständiggläubige und zum Erbaulichen veranlassende Darstellung dieser Art Bedürfniß ist und gern gebraucht wird. Ohne Zweifel wird nunmehr die daran sich genau anschließende ausführlichere Erklärung der dort angedeuteten Hauptpuncte gleichen Nutzen stiften, und zum Commentare

tare für Lehrer, auch zum Confirmationsgeschenke für die in's selbstständigere Leben eintretenden evangelisch unterrichteten Mitchristen bestimmt, durch ihre unverkennbare gute Absicht und zweckmäßige Behandlung Beifall verdienen. — Sehr wohlgethan war es, daß der Vf. schon der dritten Ausgabe seiner „kleinen Geschichte" einen herzerhebenden Umriß von dem Leben Jesu vorausschickte. Diesen Abschnitt hat er hier S. 3—18, wie es seyn soll, abermals mit warmer Liebe (con amore) behandelt. — Er hat öfters die gute Methode gewählt, zu Beschreibung des kirchlichen Zustandes die Alten in ihren eigenen ausgewählten Worten reden zu lassen. — Zweckmäßig ist es auch, daß der Vf. nicht durch Ueberhäufung trockener Thatsachen, vielmehr oft durch lebhafte Schilderung ansprechender Erfolge die Aufmerksamkeit weckt und vesthält. — Der erste Band führt bis an die Grenzlinie der deutschen und helvetischen Kirchenverbesserung, also bis zum §. 14. S. 33 des kleinen Lehrbuchs. Mit den beßten Erwartungen wird der gemüthliche Leser der Fortsetzung und Beendigung entgegensehen."

Das Werk ist mit einem, den Gebrauch erleichternden Sachregister versehen.

Für christlich gesinnte Aeltern, welche ihren Kindern eine schöne, für Geist und Herz zuträgliche Weihnachtsgabe bereiten wollen, ist eine Ausgabe veranstaltet mit 13 Kupferstichen, Theils merkwürdige Scenen aus der Religionsgeschichte, Theils die Bildnisse berühmter Reformatoren darstellend.

Neue Zeitschrift für Erbauung.

Unter dem Titel:

Die Sonntagsfeier,

wöchentliche Blätter

für Kanzelberedtsamkeit und Erbauung,

im Vereine mit protestantischen Kanzelrednern

herausgegeben

von

Karl Zimmermann,

Großherzoglich Hessischem Hofprediger.

erscheint diese Zeitschrift regelmäßig seit dem 1. October 1834. — Jede Nummer enthielt bisher eine größere Kanzelrede und Gelegenheitsrede, und jeder Band von sechs Monatheften ist mit einem schönen Bilde geziert. Druck und Papier lassen Nichts zu wünschen übrig. Dabei ist der höchst billige Preis eines Jahrganges von zwölf Heften 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Der rühmlich bekannte Herausgeber sagt in der Vorrede zum 3ten Bande Folgendes über den Plan und die Einrichtung:

„Die

„Die Sonntagsfeier ist eine der Kanzelberedtsamkeit und Erbauung gewidmete Zeitschrift, und es ist und bleibt ihre Bestimmung, Predigten, Gelegenheitsreden und bisweilen geistliche Lieder mitzutheilen. Sowie es sich die Redaction bisher zum Grundsatze gemacht hat, der Zeitschrift keine besondere theologische Farbe zu geben, sondern vielmehr Arbeiten von Kanzelrednern der verschiedensten Ansichten und Grundsätze in möglichster Mannigfaltigkeit mitzutheilen, so wird sie das auch ferner thun, und sie hofft noch immer, gerade durch diese Mannigfaltigkeit ihr Scherflein beizutragen zur Aussöhnung der streitenden Parteien und die Ansicht immer allgemeiner zu verbreiten, daß wir Alle, die wir der evangelischen Kirche angehören, Christum als unser Oberhaupt, das Evangelium als den Grund unseres Glaubens und das freie Forschen auf dem Gebiete der Religion als unser unveräußerliches Recht erkennen, — also, ungeachtet aller Verschiedenheit, in den wesentlichsten Puncten Alle gleicher Ansicht huldigen. Dieses Grundgesetz der Mannigfaltigkeit zu befolgen, wird der Redaction in dem neuen Jahrgange in noch größerem Grade, als bisher, durch die bedeutende Anzahl der Mitarbeiter möglich werden. Auch ferner erscheint an jedem Sonntage eine Nummer, welche außer einer vollständigen Predigt, jedes Mal eine Casualrede, zuweilen auch ein geistliches Lied u. dgl. enthalten wird. Zwar sollen werthvolle, schon gedruckte Predigten oder Reden auch in dem neuen Jahrgange von der Aufnahme nicht gänzlich ausgeschlossen bleiben, bei Weitem die Mehrzahl dessen aber, was unsere Zeitschrift mittheilt, wird hier zum ersten Male im Drucke erscheinen."

Das theologische Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung vom 1. Juni 1836 Nr. 66 enthält eine ausführliche sehr günstige Beurtheilung der drei ersten Bände. Ebenso enthalten Röhr's kritische Prediger-Bibliothek und die praktische Prediger-Zeitung sehr empfehlende Beurtheilungen.

Die Fortsetzung wird regelmäßig erscheinen.

Das Leben Petri des Apostels.

Zum kirchlichen und häuslichen Gebrauche.

8. geh. 8 Gr. oder 36 Kr.

Der Verfasser — ein würdiger junger Geistlicher — will durch diese Schrift ein kleines Scherflein beitragen zur Erhaltung und Förderung eines echt christlichen Sinnes und Lebens.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jakob Böhme's
Leben und Lehre,
dargestellt
von
Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

8. 10¼ Bogen. Velin. 1 Fl. oder 14 gGr.

Geist
des Judenthums.
Aus dem Englischen
(des **D'Israeli**, Vater.)

8. 15 Bogen. Velin. 1 Fl. 24 Kr. oder 20 Gr.

Stuttgart, Juli 1836. S. G. Liesching.

Bei Ludwig Dehmigke in Berlin ist erschienen:

Couard, C. L. (Prediger in Berlin), Simon Petrus, der Apostel des Herrn. — Betrachtungen über seinen Bildungsgang und über sein Leben und Wirken für das Gottesreich, in Predigten. 1r Bd. gr. 8. (1 Thlr. 4 gGr.)

Die Eigenthümlichkeit des Apostels Petrus, sein Bildungsgang, sein Leben und Wirken für das Reich Gottes ist ein höchst anziehender Gegenstand der Betrachtung für Christen, welche auf die Entwickelung ihres eigenen inneren Lebens mit prüfendem Ernste zu achten pflegen. Ohne Zweifel werden daher vorstehend angezeigte Predigten, in welchen der Verfasser versucht hat, die in den Evangelien zerstreuten Züge aus dem Leben und Wirken dieses Jüngers zu einem Ganzen zusammenzustellen, und auf diese Weise ein möglichst treues Bild von demselben zu entwerfen, Freunden christlicher Erbauung eine willkommene Erscheinung seyn. In diesem ersten Bande ist die Geschichte der Bildung des Apostels für das Gottesreich von seiner Berufung an bis zum ersten christlichen Pfingstfeste fortgeführt. Der bereits unter der Presse befindliche zweite Band wird die Geschichte seiner öffentlichen Wirksamkeit enthalten.

Digitized by Google

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Siebenzehnter Band. Fünftes Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Go

Siebzig ausgewählte Psalmen nach Ordnung und Zusammenhange ausgelegt von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Erste Hälfte, welche auch die messianischen Psalmen enthält. Halle bei Schwetschke 1834. 435 u. XII SS. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Siebzig ausgewählte Psalmen ꝛc. zweite Hälfte, welche Lehr-, Buß-, Klag- und Dankpsalmen enthält. 374 SS. Ebendas. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Vf. sagt in der Einleitung, daß er durch diese Auslegungen eben nur auslegen, d. h. in das gläubige Verständniß des vorhandenen heiligen Worts, wie es die Kirche Christi anerkennt, besitzt und bewahrt, einführen, nicht aber um dessen Anerkennung oder Besitz mit Solchen, denen es kein Heiliges ist, erst unterhandeln und streiten will. Er hat nicht für Ungläubige geschrieben, welche in der heil. Schrift, und insonderheit im Alten Testamente, den Geist der Offenbarung und Weissagung nicht erkennen, und überläßt es Anderen, zu untersuchen, ob und wie weit sie auf dem Wege einer, ihren Widerspruch berücksichtigenden, exegetischen Demonstration überführt werden können, daß sie irren und die Schrift nicht wissen, noch die Kraft Gottes (Matth. 22, 29.). Er wendet sich an Alle, denen die Bibel noch Bibel ist, „insonderheit an das, dem Herrn sei Dank, zunehmende jüngere Geschlecht der zum biblischen Glauben Zurückkehrenden." Kurz,

gläubige Schriftauslegung wird hier gegeben, die (I. S. VII.) keineswegs bloß das zum Verständnisse zu bringen strebt, was der Psalmist bei den Worten gedacht und also nach seinem menschlichen Bewußtseyn damit hat sagen wollen. Sondern wir (Hr. Pfarrer Stier) fragen nach dem Sinne des heil. Geistes, der den Propheten auszusprechen verlieh, was zuweilen weit über ihren eigenen Begriff hinausreichte. Darum wird der Obersinn von dem (oft sehr tiefliegenden) Untersinne geschieden und man folgt dem Vf. nicht ohne Staunen, wenn er uns in die Tiefen des in den Psalmen sprechenden heiligen Geistes, der (I. S. 288) „der geheime Kanzleischreiber des Königs, den er meldet" (des Mensch gewordenen Gottes) genannt wird, Blicke thun läßt. Da zeigt es sich, wie Viel oft in einem Wörtlein steckt, und wir erfahren, daß die Psalmen eine sehr vollständige Christologie nach den Satzungen der Kirche enthalten. Ein Psalm sieht auf den andern zurück, und nur bei den feinsten Combinationen und bei dem sorgfältigsten Achthaben auf die scheinbar kleinsten Umstände wird es möglich, sich zu überzeugen, daß in dem Alten Testam. wirklich schon stehe, was das Neue lehrt, ja, noch viel Mehr, Alles nämlich, was die Gläubigen (= die Kirche) lehren. Nebenbei erfahren wir, daß der heil. Geist auch bei der Stellung, die die Psalmen in unsern Bibeln erhalten haben, wirksam gewesen: wir erfahren (I. S. 240), daß Weish. 2, 13. 16—20 „ein apokryphischer Schreiber fast eben so deutlich von Christo weissagt, wie David Ps. 22, 9 durch den heil. Geist." Hier könnte man freilich fragen, wie es mit dem allein wahren (Kirchen-) Glauben zusammenstimme, daß ein apokryphischer Schreiber geweissagt haben soll, und zwar nicht ganz, aber doch fast so gut, als David? Man könnte hier eine Hinneigung zu den Papisten zu entdecken glauben, wenn man

man nicht wüßte, daß die alleinrechtgläubigen Theologen unserer Tage sich im Puncte der Orthodoxie für ihre Personen manche Licenzen erlauben. Daher befremdet es auch nicht, zu Ps. 45, 9 (I. S. 297) zu lesen, hier sei von der Aufrichtung des tausendjährigen Reichs die Rede. Wahrscheinlich verwirft Hr. St. das im 17ten Artikel der augsb. Confession über den Chiliasmus Gesagte, was ihm eben so freistehen muß, als Hrn. D. Olshausen, der in der Vorrede zum ersten Th. seines bibl. Commentars sagt, daß er mit Bewußtseyn von diesem Artikel abgewichen sei. Wie den Reinen Alles rein ist, so ist bei den Orthodoxen Alles orthodox, selbst wenn sie mit oder ohne Bewußtseyn (Letzteres scheint nicht so gar selten vorzukommen) von den deutlichsten Bestimmungen unserer symbolischen Bücher abweichen sollten.

Die Beurtheilung der stierschen Auslegungen ist aber fürwahr keine leichte Sache. Der Vf. verweist uns bei seinen Deutungen auf die höchste Auctorität, die es geben kann. Er versichert mehrmals, für diese oder jene Fassung einer Stelle würde er nicht so entschieden sich erklären, wenn er nicht überzeugt wäre, daß der heil. Geist die Stelle gerade so verstanden wissen wolle. Wem das nicht einleuchtet, wer diese ganze Auslegungsweise von Vorn herein mißbilligt, der wird kurzweg ein Ungläubiger genannt, ein Mensch, der Christum hier nicht sehe, weil er ihn nicht im Herzen habe, und mit Leuten der Art hat Hr. Pfarrer Stier Nichts zu schaffen. Aber wer läßt sich gern ungläubig schelten, und welcher christl. Recens. entsetzt sich nicht bei der Beschuldigung, in seinem Herzen wohne Christus nicht, sondern er gehöre (I. S. 238) mit seinen kühlen und trocknen Auslegungen unter die „wieder jüdisch gewordenen sogenannten Christen, welche Christum gar nicht mehr in der alten Schrift finden, weil er nicht in ihrem Herzen wohnet.?"

Und

Und da der Vf. so vest überzeugt ist, daß er den Sinn des heil. Geistes erkannt habe, so kommt das Streiten gegen ihn zuletzt auf das Allerentsetzlichste hinaus, auf eine Sünde wider den heil. Geist.

Dennoch können wir uns des Widersprechens nicht enthalten, sondern müssen die gläubige, christliche Auslegungsweise des Vfs. mit ihrem tiefen, Unter-, Neben-, höhern, geistigen Sinne für ganz willkürlich, verkehrt und widersinnig erklären. Wir bitten inständig, uns wegen dieses offenherzigen Bekenntnisses nicht sogleich unter die Ungläubigen zu rechnen, sondern aus Condescenz sich ein Mal zu uns herabzulassen und unsere Gründe zu prüfen. Es sei Hrn. Stier zugestanden, daß der heil. Geist eigentlich als Vf. der ganzen Bibel genannt werden sollte, daß Impulsus ad scribendum und suggestio scribendorum (rerum et *verborum*) von ihm abzuleiten sei und die heil. Schriftsteller nur die Werkzeuge des ihnen Alles einhauchenden Gottesgeistes gewesen. So haben wir eine Inspirationslehre, wie er sie I. S. 288 und anderwärts vesthält. Unleugbar ist der Kanon: Quilibet verborum suorum optimus interpres, und wenn das schon von Menschen gilt, wie Viel mehr von der dritten Person der Gottheit? So soll also das Alte Testam. aus dem Neuen erklärt und vielen Stellen neben dem sensus literalis noch ein höherer (sensus mysticus) beigelegt werden: Manches augenscheinlich zunächst nur von David, oder einem andern alttestamentlichen Individuum Gesagte soll auf den in der Person Jesus erschienenen Messias bezogen werden, weil das N. Test. es also will. Freilich war der höhere Sinn so lange den Menschen verborgen, bis der heil. Geist sich darüber im N. Test. erklärte. Aber was schadet das? Es konnte ja doch wohl Wille Gottes seyn, daß bei einzelnen Aeußerungen des heil. Geistes zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes gedacht wurde, und nur die gläubigen Bibelleser einen doppelten Sinn in jenen Stellen finden

finden sollten. Von den Typen gilt dasselbe. Manche Personen und Sachen im Alten Testam. konnten den Messias und sein Werk vorbilden, ob es gleich erst zu der Zeit möglich wurde, das Vorbildliche darin zu erkennen, als es Gotte gefiel, hierüber Auskunft zu geben. So dachten die (in ihren Aeußerungen darüber freilich sich nicht immer gleichbleibenden) Reformatoren, so bekanntlich viele Theologen späterer Zeit, und hiernach unterscheidet Jahn sensum intentum von dem sensus literalis. Dieser muß immer in Ehren bleiben, und Hr. Stier kämpft an vielen Stellen gegen Diejenigen, welche an mehrern Orten Christum nicht nach der typischen, sondern nach der buchstäblichen Erklärung dort finden. So wird I. S. 293 ff. dem Hrn. D. Hengstenberg eine wohlverdiente Lection gegeben, die wir nur billigen können, vergl. auch I. S. 232, wo ebenfalls dem ꝛc. Hengstenberg in dieser Angelegenheit widersprochen wird, jedoch sanfter (denn Hr. Stier kann ungemein unsanft werden) und mit dem merkwürdigen Beisatze: „doch da man eigentlich nicht einmal für die messianische Auslegung, daran doch Alles gelegen ist, streiten und rechten kann mit den Ungläubigen, denen allein der Herr im Herzen das Verständniß öffnet; so wollen wir noch weniger mit Gläubigen zanken um Auffassungen, an denen nur da Alles gelegen ist, wo ihre Verkennung zum Unglauben und Widersprüche gegen die Auctorität des N. Testam. führt.“ Auch werden tiefe Gründe für das Typische vieler Stellen neben einem anderen Wortsinne angeführt, z. B. I. S. 232, wo bemerkt wird, daß uns dann die Frage keine Noth mache, wozu doch Gott solche Psalmen in Israel gegeben habe, die fast Niemand vor der Erfüllung richtig verstehen konnte? und I. S. 263 lesen wir: „Je tiefer ein Ausspruch des Geistes ist, desto mehr umgibt er sich natürlich mit einer Hülle oberflächlichen Sinnes, um nicht als unfaßbar zurück zu schrecken, son-

sondern den ungeübten Leser nach und nach in den Kern hineinlesen zu lassen." Dem zeugenden und weissagenden Geiste fehlte nicht die Liebe, die Herablassung, die Billigkeit gegen die Psalmleser mehrer Jahrhunderte, die sich bei den nur typisch auf den Messias beziehenden Stellen doch auch Etwas denken wollten.

Kurz, wer in alttestamentlichen Stellen um des N. Testaments willen einen Doppelsinn anerkennen will, und sich dabei einzig auf die Auctorität des N. Testaments, über welches nicht hinausgegangen werden darf, stützt, mit dem mag Rec., ob er gleich anders darüber denkt, nicht streiten. Zuletzt sagt, wer dieß glaubt, doch weiter Nichts aus, als: bei dieser Stelle soll ich, wie das N. Testam. mir sagt, an die Person des Erlösers, oder an Etwas ihn Betreffendes denken; für mich liegt darin also auch der Sinn. Dieß ist, dem Wesen nach, nichts Anderes, als wenn man lieber sagen will, die alttestamentliche Stelle werde auf den Erlöser angewendet. Das Providentiale der messianischen Stellen, durch welche dem Herrn der Weg bereitet worden ist, wird bei der einen Ansicht so wenig verkannt, als bei der anderen. Wer aber in solchen im N. Test. auf Christus bezogenen alttestamentl. Stellen einen sensus a Deo intentus annimmt, diesen Stellen also einen zweifachen Sinn beilegt, darf nicht beschuldigt werden, daß er ein Auslegungsprincip statuire, durch welches zuletzt der Sinn der ganzen heil. Schrift unsicher werde, diese also ihre Brauchbarkeit zu unserer Unterweisung zur Seligkeit verliere, indem es immer ungewiß bleibe, was ein Schriftsteller wolle, der seinen Worten außer dem sensus literalis noch einen sensus mysticus beilegt. Nicht doch, sondern hierauf ist zu antworten, daß ein sensus mysticus nur da anzunehmen sei, wo die Bibel ihn selbst declarirt. Dieß gilt aber nur von den im N. Testam. aus dem Alten angezogenen Stellen, und von keiner einzigen des

N. Te-

Digitized by Google

N. Testaments, denn nirgends haben wir eine declaratio divina über den tiefen Sinn des im Neuen Testam. Gesagten, und was Männer, wie Olshausen, als tiefen Schriftsinn des Neuen Testam. vorbringen, gehört in die Kategorie willkürlicher, aus der Luft gegriffener Deuteleien. Auch von Hrn. Stier mag, etwa in seinen Beiträgen zur biblischen Theologie, die wir nicht gelesen haben, als Ausleger des N. Testam., wie wir zu fürchten große Ursache haben, darin mannigfaltig gefehlt worden seyn; als Ausleger des Alten Testam. würde er aber von uns unangefochten bleiben, wenn er sich innerhalb der oben angegebenen Schranken gehalten und so von dem: scriptura scripturae interpres eine Anwendung, für die sich streiten läßt, gemacht hätte. Innerhalb dieser Schranken nämlich bleibt jede Willkür ausgeschlossen. Nur da wird im Alten Testam. ein höherer Sinn neben dem niedern (Hr. Stier nennt ihn den Obersinn) angenommen, wo das Neue Testam. uns einen solchen finden heißt, und nur der höhere Sinn wird für zulässig erklärt, welchen eben das Neue Testam. angibt. Was darüber ist, ist vom Uebel.

Aber unser Auctor geht viel weiter und stellt Grundsätze auf, die dem sogenannten tiefen Exegeten die größten Licenzen gestatten, bei denen Exegisiren mit Phantasiren synonym wird und die heil. Schrift ein Spott der Leute werden müßte. Wer solche Deuteleien, dergleichen Hr. Stier bietet, annehmlich finden soll, muß den gesunden Menschenverstand rein ab verloren haben, und zu wem man sagt: nimmst du diese Deutungen nicht als die einzig richtigen an, so bist du ein Ungläubiger, dem bietet man den Austritt aus der Gemeinde der Gläubigen. Hr. St. sagt (Einleit. S. VIII) es seien wahrlich mehrere Psalmen prophetisch, als die im N. Testam. citirten. Aber woher weiß er denn, daß den Psalmworten ein tiefer, prophetischer Sinn unterliegt, da ihm das N. Testam. hierüber keine Auskunft gibt? Er setzt hinzu, „wir sind außer

Sorge,

Sorge, daß dieſe Beſchaffenheit der Weiſſagung überhaupt nicht endlich und vielleicht gar bald von allen gläubigen Theologen anerkannt werde." Von den gläubigen Theologen, im Sinne des Verfaſſers, allerdings wohl; aber von der allgemeinen Verbreitung ſolcher, zu den tollſten Einfällen führenden, Willkür wird der Gott, der uns Menſchenverſtand gegeben hat, unſer Geſchlecht ſchon in Gnaden bewahren. Weiter ſagt der Vf. S. IX „dabei ſind wir weit davon entfernt, die Vereinigung des höhern Sinnes mit dem niedern nur in abgeriſſenen, zuſammenhangsloſen Stellen, etwa gerade da, wo die äußere Auctorität eines neuteſtamentlichen Citats dazu bringet, anzuerkennen, ſondern (S. X.) unſere, in durchgängigen Ordnungsplänen ſich nachweiſende Auffaſſung der ganzen Pſalmen möchte eben gern die Exegeſe um den großen wichtigen Schritt weiter führen, daß jede abrupt erſcheinende prophetiſche Deutung des Einzelnen ſich in der Zuſammenſtimmung des Ganzen als accommodatio innata, nicht aber illata bewährt, und hinfort nicht mehr um des Citates willen geglaubt wird." Hier ſpricht der Vf. ſich ſelbſt das Urtheil. Er heißt uns Deutungen, auf die die Schriftworte nicht führen, ja, die denſelben ſogar widerſtreben, als den Geheimſinn des heil. Geiſtes annehmen, ohne durch eine ausdrückliche declaratio divina hierzu berechtigt zu ſeyn. Da müßte er aber ſelbſt ein inſpirirter und untrüglicher Interpret ſeyn (und einen ſolchen können wir als Proteſtanten nicht ſtatuiren), oder er gehört unter die Schwärmgeiſter, auf welche unſer Luther ſo übel zu ſprechen war, von welchen er in den ſchmalkald. Artikeln (S. 330 ff. nach Rechenbergs Ausg.) ſagt: flectunt et reflectunt pro libitu (vocale verbum), ut faciebat Monetarius et multi adhuc hodie, qui acute discernere volunt inter spiritum et literam, *et neutrum norunt, neque, quid statuant, sciunt.* Luther meint ebendaſ., der erſte tiefe Erklärer des göttlichen Wortes

ſei

sei Satanas et serpens, qui etiam Adamum et Evam in enthusiasmum conjiciebat et ab externo verbo Dei ad *spiritualitates et proprias opiniones abducebat.* Auf spiritualitates und proprias opiniones will uns nun auch Hr. Stier führen und uns verhindern, daß wir, wie Luther an einem anderen Orte sagt, einen einfältigen, rechtschaffenen und gewissen Verstand der heil. Schrift haben. Er dreht und wendet die Psalmenworte so lange, bis er in ihnen findet, was er gerade sucht, etwa die Uebereinstimmung des Psalmisten mit dem N. Testam. Oft aber auch etwas ganz Anderes, wir meinen irgend eine theologische Satzung, die dem N. Testam. ganz fremd ist. Die Sprech- und Denkgesetze versichert er (Einleit. S. X) in Ehren zu halten. Aber Vieles kommt vor, das dazu nicht reimt. So lesen wir I. S. 258, der Doppelsinn der typischen Weissagungen bewirke zuweilen sogar eine grammatische und syntaktische Zweiseitigkeit der Worte. Eine feine Observation! Mit der Grammatik und der Syntax ist hiernach bald fertig zu werden. Der das Schriftwort einhauchende heil. Geist mußte sich, da er Doppelsinniges gab auszusprechen, eine und die andere licentia grammatica et syntactica erlauben.

Um nun die gläubige und tiefe Exegese unseres Vfs. näher zu bezeichnen, aber auch unser Urtheil zu belegen, müssen wir Einzelnes anführen. Wir nehmen zuvörderst den 40sten Psalm. Da V. 7—11 dieses Psalms Hebr. 10, 5 ff. auf den Messias bezogen werden, so muß jeder, der den Brief an die Hebräer, wie auch Hr. Stier thut, für paulinisch hält, und sich zu dem Grundsatze bekennt, daß die Erklärung des Alten Testam. von den im Neuen Testam. gegebenen Deutungen abhängig zu machen sei, in diesen Versen den Messias finden. So Dathe, Venema, Seiler u. A. Da aber weder der erste Abschnitt dieses Psalms, noch der letzte auf den Messias paßt, am Wenigsten die V. 13 ausgesprochene Erklärung,

klärung, daß der hier Redende die Strafen seiner Sünden erdulde, so hat man angenommen, nur der mittlere Abschnitt des Ps. sei messianisch, und Dathe meint, David, der V. 6 die unzählbaren Wunder Gottes gepriesen, führe V. 7 ff. instar omnium die Verheißung des zur Erlösung einst gewiß kommenden Messias an, welchen er nun selbst sprechen lasse. Er setzt hinzu, der schnelle Wechsel der Personen dürfe nicht auffallen, denn davon gebe es in den prophetischen Stellen (auch der Psalmen) Beispiele genug. Hiergegen ist nun freilich zu sagen, daß der mittlere Theil des Psalms mit dessen erstem und letztem Theile so genau zusammenhänge, daß an einen Wechsel verschiedener Personen, die hier sprächen, gar nicht zu denken sei; daß ein solcher Wechsel mit keinem Buchstaben angezeigt werde, während es anderwärts, wo in prophetischen Stellen die Subjecte plötzlich wechseln, gar nicht verkannt werden könne, daß ein solcher Wechsel eintrete. Indeß nach seinem Erklärungsprincipe verfährt Dathe ganz consequent, und er hat wohl gedacht, was Spalding (s. dessen Lebensbeschreibung S. 128) einst aus dem Munde eines gelehrten und berühmten Theologen hörte, der, als man ihn auf die Schwierigkeiten, die Einwendungen der Unitarier zu widerlegen, aufmerksam machte, sprach: „das ist nun schon wirklich schlimm; aber da müssen wir denn sehen, wie wir uns salviren.“

Hören wir nun Hrn. Stier. Er gibt (I. S. 273) uns folgenden Ueberblick des Gesammtinhalts dieses Psalms. „Hauptgedanke: das Eine Opfer der vollkommenen Gerechtigkeit Christi, der in treuem Gehorsame nach Gottes Willen thut, zeuget und leidet, und, nachdem er unsere Sünden getragen, zu unserer Erlösung errettet wird, im Neuen Liede des neuen Bundes gepriesen. (Mit erläuterndem Anschlusse an Ps. 16 und 22).

I. Vorwort: die Errettung zum Neuen Liede.

1. Die

1. Die Errettung V. 2. 3. 2. Zum Neuen Liede, das Viele stärkt, V. 4.

II. Das Neue Lied Christi von der Erlösung durch sein einiges Opfer.

1. Wiederum ein Vorwort.

A) Wohl nun allen Gläubigen! V. 5.

B) Denn ihr Heil ist durch einen wunderbaren Rathschluß gesichert, V. 6.

2. Der Rathschluß der Erlösung durch Christi Opfer.

A) Allgemeine Angabe: Das vollkommene Opfer Christi tritt an die Statt aller vorbildlichen, und der dazu Verordnete und Verheißene kommt mit willigem Gehorsame V. 7. 8.

B) Genauere Ausführung.

a) Das Opfer selbst.

α) Der thuende Gehorsam: א) Gesetzerfüllung im Herzen V. 9. ב) Zeugniß von dieser Gerechtigkeit im Munde V. 10. 11. ג) In Beidem völliges Vertrauen V. 12.

β) Der leidende Gehorsam: א) das Leiden um der übernommenen Sünde willen V. 13. ב) Auch darin Vertrauen V. 14.

b) Erfolg und Frucht dieses Opfers nach der Errettung.

α) Gericht und Beschämung der Feinde V. 15. 16.

β) Errettung aller Gläubigen in diesem Heile des Vorgängers: א) Allgemeine Angabe V. 17. ב) Jeder Einzelne leidet und glaubt nur Christo nach V. 18. (Rückkehr zum Vorworte des Liedes V. 5. 6 und damit zugleich zum ersten Vorworte V. 2. 3)."

So

So haben wir hier die ganze Lehre von dem sündetilgenden Verdienste des Erlösers in nuce, die obedientia activa et passiva. Wenn man aber nicht aus der ganzen Darstellung und dem Geiste und der Tendenz des Buches sähe, daß Hr. Pastor Stier in vollem Ernste rede, so könnte man argwöhnen, er wolle hier (und an hundert andern Stellen) seine Leser zum Besten haben, was man heut' zu Tage mystificiren nennt, er gebe hier eine Satyre auf die jetzt hier und da sehr beliebte theologische, höhere, tiefere Schriftforschung, und wolle es uns in concreto zeigen, was man in das Bibelwort Alles hineindeuteln könne, und wie es, bei gehöriger Licenz und einer edeln rechtgläubigen Unverschämtheit, die ein quid pro quo gibt, gar nicht schwer sei, den David, oder wer sonst dieses Psalms Vf. seyn mag, so sprechen zu lassen, als sei er freilich nicht Hutterus redivivus (dieser stammt bekanntlich aus sehr neuer Zeit), aber wohl Hutterus ante Hutterum, Hutterus Vet. Testam., und wer im Eintheilen Geschick habe und divisa und subdivisa gehörig zu setzen wisse (Hr. Stier versteht dieß aus dem Fundamente, denn alle 70 von ihm behandelten Psalmen hat er also zergliedert), der könne darthun, der Psalmist sei hierin so fertig, als ob er unter dem seligen Baumgarten in Halle studirt hätte. Man muß den Stierschen Commentar selbst lesen, um zu sehen, wie viel Willkürliches hier angenommen wird, um das in dem Psalm zu finden, was der von uns abgeschriebene Conspectus besagt. Von Vorne herein ist es Hrn. St. gewiß, daß nach Hebr. 10, 5 Christus selbst hier durch David spricht. (Er den ganzen Psalm? Wo sagt dieß das N. Testam.?) Darum hat Alles einen tiefen Sinn. So ist es ganz flach, bei dem neuen Liede V. 4 an neue Wohlthaten, durch die Gott zu neuem Danke verpflichte, zu denken, sondern das חדש bezeichnet das in Christo geoffenbarte wirklich Neue, im Gegensatze der vorhergegangenen Ahnungen

und

und Vorbilder. (Woraus sieht man denn das?) Bei תְּהִלָּה denke man wieder an das in des Messias Erlösung neu geoffenbarte Lob Gottes Ps. 22, 26. In אֶל הַיְיָ stellt sich Christus eben so mit seinen Brüdern zusammen, wie Ps. 22, 5. „Man merke, wie der heil. Geist als eigentlichen Trost und rechte Freude des aus der Noth erretteten Messias immer die Ausbreitung des Heils auf Viele, die errungene Vollmacht, selig zu machen, angibt." Bei vor- oder nachbildlicher Beziehung des Worts auf andere Fromme enthält dieser Vers eine treffende Mahnung, über dem neuen Stande und Laufe der aus der Grube erhöheten Füße nicht das neue Lied und Lob des Mundes zu vergessen; die dem Einen zu Theil gewordene göttliche Hilfe soll sich in allerlei Weise stets auch über Andere verbreiten, in Christo aber, als dem, auf welchen im weitesten Sinne alle Erfahrungen und Verhältnisse der Frommen weissagend hinweisen, findet das seine vollkommene Centralerfüllung." V. 5 ist der Herr der in Christo als Heiland der Sünder völlig offenbar gewordene Gott. (Womit ist denn dieß auch nur angedeutet?). V. 6 rückt näher zur Enthüllung des wunderbaren Heilrathes, der dem Glauben vorgelegt wird, und ehe er ihn selbst ausspricht, staunt er über die unaussprechbare Tiefe desselben. Die נִפְלָאוֹת und מַחְשָׁבוֹת sind eben dieser Erlösungsrathschluß selbst. (Woraus sieht man das?). Sehr schön steht in אֱלֹהַי und אֲלֵיהֶם der Singular. und Plural. beisammen, denn es redet der Eine, der die Vielen (V. 4) sich freundlich zurechnet. Zu den letzten Worten dieses Verses wird noch bemerkt: „Der Heilsrathschluß im Allgemeinen ist ein Wunder Gottes über allen Begriff, die Entwickelung aller in ihm liegenden, schon vorher durch נִפְלָאוֹת abgeschatteten Gedanken, Pläne und Absichten aber für die Errettung so Vieler durch den Einen Heiland, die πρόγνωσις und προο-

προόρισις (sit venia verbo *), die darin verschlossen ist, reicht vollends über die Menschenfassung hinaus: da kann auch Christi Geist, der hier durch David zeuget, für uns noch nicht ausreden die πολυποίκιλος σοφία τοῦ θεοῦ, welche den hohen Engeln im Himmel an der Gemeinde auf Erden nur nach und nach kundwird (Eph. 3, 10), das ganze Geheimniß der Leiden in Christo und der Herrlichkeit darnach, welches auch die Engel gelüstet einzuschauen (1 Petr. 1, 10—12). Von solchen ῥήμασι ἀῤῥήτοις folgt nun V. 7 ein Geringes, das voll Ehrfurcht vor seiner Tiefe betrachtet und ausgelegt seyn will. Zunächst liegt freilich in diesem Verse nur der flache Gedanke, mit den Opfern ist es nicht abgethan, und so mochte es immerhin ein alttestamentlicher Leser nehmen. Aber der heil. Geist ist gerade da am Tiefsten, wo seine Worte etwas ganz Gewöhnliches auszusagen scheinen, für viele Leser auch wirklich aussagen, und eben das ist an dieser Rede bewunderungswürdig, daß sie vollsinnig (mehrsinnig) sich selbst dem allmäligen Hineindringen in das ganze Verständniß hingibt. So hier. Daß Gott an den Opfern, für sich betrachtet, kein Gefallen habe und sie nicht begehre, war jedem Nachdenkenden und Gewissenhaften klar genug. (Wirklich? jedem nachdenkenden und gewissenhaften Israeliten, der den Glauben an die versöhnende und schuldtilgende Kraft der Sühnopfer gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte?). Der weiter Forschende, nämlich in praktischer Erfahrung, fand ferner darin abgebildet, daß überhaupt Büßung oder Dank, von unserer eigenen alten Natur dargebracht, dem Herrn nicht gefalle und nicht im Stande sei, irgend Etwas von unserer Sündenschuld gut zu machen. — Konnte er sich nun damit beru-

*) Das Wort προόρισις hat Hr. Past. Stier auf die Welt gebracht, daher sein: sit venia verbo. Eine weitere Auskunft über diese Wortschöpfung hätte nicht schaden können.

Digitized by Google

beruhigen? Keineswegeſ. Gerade die Verordnung der Opfer wies ja auf eine weitere Bedeutung derſelben: Ein wahrhaft giltiges Sühnopfer muß es doch geben, ſonſt hätte der Wahrhaftige niemals dergleichen auch nur im äußern Bilde begehrt. Wenn er an den Opfern einer Seits nicht Gefallen hat und ſie nicht begehrt, anderer Seits dieſelben in ſeinem Geſetze ſo genau vorgeſchrieben ſind, was bleibt übrig, als daß ſie, wie der ganze äußere Gottesdienſt, נִפְלָאוֹת, Typen ſind von etwas Anderem, darauf ſie hinweiſen ſollen? (wie beweiſt uns aber Hr. Stier, daß irgend ein Iſraelit ſo geſchloſſen habe? War dieß der Fall, ſo müſſen doch Beweisſtellen im A. Teſt. aufzufinden ſeyn. Wo ſtehen ſie denn? „Und ſo kommen wir ganz richtig (??) aus der erſten Auffaſſung unſerer Stelle ſelbſt in ihren tiefern Sinn, nach dem bekannten Worte Auguſtins: Non sapit vetus scriptura, si non Christus in eâ intelligatur, das Hr. Pfarrer Stier ſchon anderwärts (Beiträge zur bibl. Theologie S. 69) enger alſo gefaßt hat: Non placet Deo agnorum et hircorum sanguis, si non Christi sanguis in eo adumbratur. — In den Worten אָזְנַיִם כָּרִיתָ לִי haben viele Ausleger an das ſymboliſche Geſetz Exod. 21, 6. Deut. 15, 17 gedacht, wonach dem Knechte, der ſich freiwillig zum beſtändigen Dienſte und Gehorſame, als ein Höriger, ergibt, das Ohr mit einer Pfrieme an die Thürpfoſte ſeines Herrn genagelt wurde. Hr. St. widerſpricht dieſer Annahme mit den ſchon von J. D. Michaelis geltend gemachten Gründen, daß wenn hiervon allein und ausſchließlich die Rede wäre, Theils der terminus technicus רָצַע an Statt כָּרָה gebraucht, Theils nur der Singular אֹזֶן (nicht der Dual אָזְנַיִם) geſetzt ſeyn müßte. Gleichwohl geſteht er, daß ſich hier eine Anſpielung auf jene Ceremonie annehmen laſſe! Dieß iſt uns zu hoch. Etwas Anderes, als eine Anſpielung auf das Annageln des

Ohres der Sklaven finden die Ausleger, welche die Psalmstelle aus dem Pentateuch erklären, hier nicht. Nun sagt uns Hr. Stier mit Recht, eine solche Anspielung lasse sich aus den von Michaelis erörterten Gründen nicht annehmen, gleichwohl wird sie angenommen. Da scheint die gläubige Exegese das Princip anzutasten, nach welchem eine Sache nicht zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn kann, wogegen die Philosophen wohl Einspruch thun müßten: denn sie sollen nur alles Philosophiren bleiben lassen, wenn solche Axiome nicht mehr gelten. Doch nein, unser Ausleger zeigt hier nur auf eine allerdings sehr glänzende Weise, daß der tiefe Interpret mehrfache Sinne und Verstände (wie Luther sagt) statuire. Die Anspielung auf jene Ceremonie kann füglich so nebenbei mit angenommen werden. Ob dieß im Texte irgendwie angedeutet werde, ob also ein statthafter Grund dazu vorliege, danach fragt der gläubige Schriftdeuter nicht. Doch scheint ein Analogon von einem Grunde angegeben zu werden, denn es wird noch hinzugesetzt, richtig habe man es bedeutsam gefunden, daß jenes jedenfalls auch typische Gesetz unmittelbar auf den Dekalogus folge. Wer nur Hrn. Stier hier folgen könnte! Erstlich sagt er uns, jenes Gesetz sei jedenfalls typisch. Woher weiß er das? Aus der heil. Schrift gewiß nicht, denn diese sagt uns kein Wort über das Vorbildliche jener Ceremonie. Zweitens ist zwar so Viel richtig, daß eine Anspielung auf jenes Annageln des Ohres als der freien Uebergabe des Sklaven an seinen Herrn hierher recht gut passen würde; allein darf man schließen, daß eine an sich wohl passende Anspielung da Statt finde, wo ihr so trifftige, auch von Hrn. St. anerkannte, Gründe entgegenstehen? und was thut hier der Umstand zur Sache, daß das in Rede genommene Gesetz gleich nach dem Dekalogus folgt? Doch damit ist unser Ausleger noch nicht zufrieden, denn er findet hier noch eine andere Anspielung, nämlich auf die Beschneidung der Ohren,

ren, von welcher ein Mal im A. und ein Mal im N. Teſt. die Rede iſt, Jer. 6, 10. Apſtg. 7, 51. Darunter iſt aber das Wegnehmen der natürlichen Vorhaut Jeſ. 6, 10. 59, 1 (der Vorhaut der Ohren?), oder Widerſpenſtigkeit, d. h. hier die Zubereitung einer unſündlichen, reinen Menſchheit für den Meſſias zu verſtehen. Dieſen tiefen Sinn ſcheinen die Lxx geahnt zu haben, welche die Stelle durch σῶμα δὲ κατηρτίσω μοι geben. Anmerklich iſt noch, daß kein anderer Menſch, als der Eine, von dem hier geweiſſagt wird, ſich ſelbſt zum Opfer bieten kann in vollkommenem Gehorſame. — V. 8 zeigt ſich die Zweideutigkeit der verhüllten Weiſſagung am Entſchiedenſten. Die Worte אָמַרְתִּי הִנֵּה־בָאתִי können zunächſt ganz allgemeiner Ausdruck des Gehorſams ſeyn: ſiehe da bin ich (bereit) wie ein gerufener Knecht, im Geſetzbuche (heißt es dann weiter) iſt mir vorgeſchrieben, was ich zu thun habe. Hiernach wäre von David die Rede. Jahn zieht ſogar die letzten Worte V. 9 hierher; nach ihm ſoll „dein Geſetz iſt in meinem Innern" ſo Viel ſagen, als: ich leſe fleißig darin! Hier ruft nun Hr. Stier aus: „Freilich eine ſehr enge Beſchränkung der großen Worte, freilich eine Auffaſſung, nur bei denen möglich, die noch keine tiefe Erfahrung über die Forderungen des Geſetzes gemacht und es zu halten für nicht ſo unmöglich hielten. Aber eben Solche finden Chriſtum nicht in der Schrift, weil ſie ſich ſelbſt für ſo Viel als Chriſtus anſehen (!!), und es geſchieht ihnen Recht, wenn das göttliche Wort ihrem Hochmuthe zur Falle wird. Wer erkennt, daß Niemand Gottes Willen vollkömmlich erfüllen und ſein Geſetz im Herzen tragen könne, der merkt, daß David hier von einem Anderen redet. So gewinnt das אָז eine ſehr nachdrückliche, weiſſagende (?) Bedeutung: es hebt das Erſte auf, um das Andere einzuſetzen, das Neue, wovon das neue Lied ſingen will, es zieht den Schleier vom Alten Teſtam. und ver-

setzt in die Enthüllung und Erfüllung aller bisher angedeuteten Gedanken Gottes. (Wie kann das Wörtlein אָז so große Dinge thun?) Offenbar bezeichnet הִנֵּה בָאתִי das Geborenwerden, die Erscheinung des Messias in der Welt und das אָמַרְתִּי vorher den freiwilligen Entschluß dazu. (Was doch die gläubige Exegese Alles sehen, finden und beweisen kann! בוא soll an sich und ohne weitern Beisatz „geboren werden" anzeigen können? Allerdings, sagt unser Ausleger, und verweist uns auf Hebr. 10, 12, wo εἰς ἐρχεσθαι εἰς τὸν κόσμον steht. Aber ist denn „kommen" allein dasselbe, was „Hineinkommen in die Welt" ist?) Das עָלַי כָּתוּב ist von Christo zunächst grammatisch nicht anders zu fassen, als wenn es von David gesagt wäre. Ist es doch aber das erste Hauptstück seines für uns sich opfernden Gehorsams, daß er das uns verdammende Gesetz erfüllt, wovon auch sogleich V. 9 gesprochen wird. Aber freilich nicht bloß ist ihm im Gesetzbuche, was er thun soll, geschrieben, sondern die alte Uebersetzung γέγραπται περὶ ἐμοῦ, von mir, hat nicht minder ihr Recht. „O! daß wir doch endlich lerneten, den mystischen Doppelsinn der Weissagung zu begreifen, damit des unnützen Zankes ein Ende würde, und wir nicht muthwillig immer nur das eine, oder das andere Stück des Sinnes ergriffen! Dieses עָלַי כָּתוּב ist in jeder Beziehung wahr, und der Geist sagt darin Vieles mit wenig Worten. Man übersetze wörtlich: über mich, wegen meiner (? sonst sagt man doch meinetwegen) geschrieben, und man wird leichter zusammenfassen: sowohl gesetzlich, als weissagend. Christus kommt ja, Beides zu erfüllen, weil Beides im Grunde nur auf ihn weist. Auch das Gesetz an sich ist eine Weissagung auf den, der es allein erfüllt und im Herzen trägt, so wie umgekehrt auch die Weissagung Christo ein Gesetz war, nach dessen Lichte und Führung er wandelte, ἵνα πληρωθῇ." Bei V. 9 muß man ausrufen: wahrlich! das hat David

vid nicht von ſich ſelbſt behauptet. Der ſpricht, welcher ſelbſt die lebendige תּוֹרָה iſt, und was in dem סֵפֶר als Buchſtabe drohet und zeuget, das wohnt als Geiſt in ſeinem Inwendigen.

Von dieſer Gerechtigkeit Gottes, die ſich durch ihn als Gnade den Gläubigen mittheilt, legt der Meſſias V. 10. 11 ein freies und offnes Zeugniß ab, und bekennt mit dem Munde, was in ſeinem Herzen iſt für uns, als ſein eigener Prophet (!!). Das Prophetenamt Jeſu wird hier ſchon vor ſeinen Leiden gezeichnet. — Ganz mit Unrecht haben manche (? ſehr viele) Ausleger die meſſianiſche Deutung des Pſalms wegen der Erwähnung der vielen Sünden des Leidenden V. 13 aufgegeben. Man hat das Vorhergegangene nicht beachtet. „Es iſt ja derſelbe, der V. 9 vollkommene Erfüllung des göttlichen Willens und Geſetzes von ſich bezeugte. Da können nun die Sünden unmöglich ſeine eigenen ſeyn (freilich nicht, wenn man in V. 9 hineinträgt, was Hr. Stier hineingetragen hat; aber dieſes Hineingedeutelte wird nun hier ſo genommen, als ſei es etwas ganz Ausgemachtes, worauf ſich die Erklärung des Uebrigen baſiren laſſe!), ſondern er heißt ſie die ſeinen, weil ſie von Andern auf ihn gelegt ſind. (Woraus ſieht man doch das? mit welchem Apex wird es angezeigt? in welcher Sprache können „meine Sünden" ohne allen weitern Beiſatz Sünden heißen, die man mir auflegt = deren Schuld ich büßen muß?). Wollen wir dem heil. Geiſte vorſchreiben, ob überhaupt und von welcher Zeit an er das im N. Teſtam. kündliche Geheimniß, wie der Eine Aller Sünden trägt, habe weiſſagend ausſprechen dürfen?" (Es ſei ferne von uns, dem heil. Geiſte Etwas vorzuſchreiben, oder nicht gläubig anzuerkennen, was er in ſeinem Worte ſagt. Aber den Schwärmgeiſtern, die alle Geſetze der Auslegung leichtfertig und mit der Stirne, als eiferten ſie für die Ehre des von ihnen

nen verdrehten göttlichen Wortes, mit Füßen treten, müssen wir widersprechen, wenn wir nicht eine Sünde wider den heil. Geist begehen wollen).

Der Schluß dieses Psalms kehrt mit unbedeutenden Varianten Ps. 70 als ein eigenes Klaggebet wieder. Aus dieser Wiederholung nimmt nun Hr. Stier einen schlagenden Beweis, daß man vom Anfange an die messianischen Weissagungen auch sonst allgemein gebrauchte und anwendete, in soweit sie dieß zuließen und einen Wink hierüber, den uns der den Schriftkanon sammelnde und ordnende Geist geben will.

Wir haben den Ausleger selbst sprechen lassen und es uns nur erlaubt, hier und da nur in Parentheſen Einspruch zu thun. Alles ausführlich zu erörtern, was diesen Deuteleien entgegensteht, würde mehr Raum erfordern, als wir hier haben. Auch ist dieß gar nicht nöthig, da, was sich selbst richtet, nicht erst gerichtet zu werden braucht. So Viel liegt am Tage, daß in diesen gläubigen Auslegungen die größte Willkür herrscht, daß der Sprachgebrauch und jedes Gesetz der Hermeneutik nur so lange beachtet wird, als die dogmatische Befangenheit des Auslegers sich dabei nicht incommodirt sieht. Insonderheit ist Hr. Stier, wie alle tiefe Ausleger, namentlich Hr. D. Olshausen, im Suppliren sehr stark, und bei ihm muß der Kanon gelten: Denke bei jeder Schriftstelle so Viel hinzu, als eben nöthig ist, um einen recht tiefen Gedanken heraus, oder vielmehr hinein zu bringen. Unerweisliches wird durch Unerwiesenes bewiesen, und was man sonst eine Petitio principii nennen würde, gibt gerade diesen Schriftforschern ihre beßten Argumente. Was würde werden, wenn man bei der Erklärung anderer Schriften so zu Werke gehen wollte? Die Philologia sacra war mit ihren Glassianismen vor nicht langer Zeit ein gerechter Spott der Philologen: kann es denn lange dauern, bis man die Albernheiten unserer tiefen

Schrift-

Schriftausleger allgemein für das hält, was sie sind? Gewiß nicht! denn die Vernunft und Sprache behaupten ihre angestammten, unveräußerlichen Rechte, und übervernünftige Sprachdeutungen erscheinen Jedem, der noch bei Verstande ist und seine Vernunft nicht unter den Gehorsam dogmatischer Menschensatzungen gefangen genommen hat, als unvernünftig. Jetzt hält sich diese Schriftverdrehungsweise nur durch den Pöbel, und die Hochgestellten, die hierin die rechte Rechtgläubigkeit sehen, und meinen, dadurch werde dem bösen Zeitgeiste am Kräftigsten entgegengearbeitet. Mancher solcher Hochgestellte käme vielleicht heute noch in dieselbe Verlegenheit, in welche der Herr von Wöllner kam, als ihm, der mit der Dreistigkeit der Hohen über Rechtgläubigkeit absprach, der Oberconsist.-Rath Diterich frei herausſagte: „Ich weiß nicht, in wiefern Ew. Excellenz in diesen Sachen entscheiden können, da ich nicht weiß, ob sie — — — die Religion zu einem Gegenstande eifriges Nachdenkens und Forschens gemacht haben," s. Spaldings Lebensbeschreibung, S. 124. Daß die jüngern Theologen, wie Hr. Stier rühmt, der sogenannten gläubigen Schriftauslegung zugethan sind, hat seine guten Gründe, hauptsächlich den, daß solche frömmelnde Scheinorthodoxie mit Leichtigkeit in's Predigtamt führt, hier und da auch wohl bei ziemlicher Ignoranz durch das Examen hilft. — — Das von uns Ausgezogene könnte genügen, die stierſche Auslegungsweise zu charakterisiren. Indeß wollen wir doch noch Einiges aus dem Commentare zu den übrigen hier behandelten Psalmen ausheben, damit einleuchte, wie gleich sich Hr. St. bleibe.

Warum fehlt dem zweiten Psalme die Ueberschrift? Antwort: der Psalm soll uns das unerschütterliche Reich des hohen, einzigen Gesalbten, welcher der Sohn Gottes ist, und dem alle Enden der Erde angehören, also vorhalten, daß wir dabei an nichts Anderes gedenken. (Also auch nicht fragen, wer ist Vf.? Allein warum hat doch der heil. Geist

die

die Verfasser anderer, gleich wichtiger und, nach Stiers Auslegung, an hohen Offenbarungen nicht minder reicher Psalmen nennen lassen?). Auch ist es eigentlich einerlei, wer ihn gesungen, da jedenfalls der Geist der Weissagung in ihm von Jesu zeuget. (Von Jesu, der das zerstoßene Rohr nicht zerbrach und das glimmende Docht nicht auslöscht, sollte der nach Luthers Uebersetzung also lautende neunte Vers: „Du sollst sie mit einem eisernen Scepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen" jedenfalls handeln? Gewiß nur nach so tiefer Exegese, als die ist, die wir unsere Leser bei Hrn. Stier nachzusehen bitten). V. 3 geht in יְבַהֲלֵמוֹ des Suffixum ־ֵימוֹ entweder auf יְהוָה und מָשִׁיחַ im Sinne der Gegner, als wären die Zwei nicht Eins, wie die neologischen Prediger oft sehr sonderbar von „Gott und Christus" reden (aber diese sonderbare Redeweise haben ja die neologischen Prediger von dem Erlöser selbst angenommen, der Joh. 17, 3 doch wohl deutlich genug sich, den Gottgesandten, von dem allein wahren Gotte unterscheidet. Solche Neologie muß ein Theolog, der weniger tief ist, als Hr. Pfarrer Stier, für ganz rechtgläubig halten. Aber der Weltheiland hat gar Manches gesagt, was Herr Stier und seines Gleichen für arge Heterodoxie erklären): oder vielleicht, was schon der tiefern, geistlichen Deutung angehört, wird damit ein verächtlicher Seitenblick gethan auf die Wenigen, welche dem Messias Gottes gehorchen: wir wollen uns nicht binden lassen, wie Jene! Mögen Andere Christi Joch tragen — wir nicht! V. 5 heißt יְדַבֵּר אֵלֵימוֹ zunächst offenbar: er wird zu ihnen reden, denn die Rede folgt sogleich. Hilft aber das Reden Nichts, so entbrennt der Zorn, und hierauf könnte sich etwa die vorgreifende altjüdische Uebersetzung beziehen: er wird ihre Starken verderben, דִּבֵּר wie 2 Chron. 22, 10 und אֵלִים für אֵילִים s. Hes. 17, 13

(!!!)

(!!!), doch nur als geheimeren Untersinn, dergleichen wir nach unsern Grundsätzen öfters im Worte der Weissagung finden. Fast ein Wenig weiset der Parallelismus mit יְהֹוָה darauf hin, und überall, wo eine andere Deutung grammatisch ganz nahe liegt, ist zu vermuthen, daß der heil. Geist, eben weil man ihm keine vielsinnige, unsichere Rede beimessen darf, den sich ergebenden Nebensinn als einen organischen Bestandtheil des Hauptsinnes mitgemeint habe. (Das fasse, wer es fassen kann! Wenn der heil. Geist jede Deutung, die die von ihm eingehauchten Prophetenworte grammatisch (nach den Regeln des Sprachgebrauchs) haben können, als einen organischen Bestandtheil des Hauptsinnes gewiß mitgemeint hat, so ist ja seine Rede mehrsinnig, vielsinnig und eben dadurch unsicher. Leicht möglich, daß ein zwei- drei- vierfacher Sinn sprachlich zulässig ist. Welchen soll ich nun wählen? Alle zwei, drei, vier, oder wie viel Sinne zusammen? So will Hr. Stier. Aber wie nun, wenn zwei sprachlich gleich zulässige Auffassungen Verstände (wie Luther sagt) geben, die sich einander geradehin widersprechen, was bekanntlich an mehrern Orten streitiger Auslegung der Fall ist?) V. 10 setzt der Psalmist oder Prophet, als Diener oder Ausgesandter dessen, von dem er hier zeuget, die Rede seines Herrn in dessen Namen fort, wie vorhin der Sohn des Vaters Rede aufnahm. Oder tiefer gefaßt in neutestamentlicher Beleuchtung: der Vater setzte den Sohn ein, der Sohn verkündiget von sich und dem Vater, der Geist (in dem von ihm Erfüllten) weiset ermahnend und warnend zum Sohne hin.

Die Ueberschrift des 22sten Psalms deutet die marburger mystische und prophetische Bibel also: „Von Christo, der von den Juden als Hindin frühe gejagt ward, aber am dritten Tage des Morgens früh wiederum aus dem Grabe ging, frei

wie

wie ein Hirsch und Reh auf dem Felde." Das billigt Hr. Stier nicht, sondern sagt, unser Sinn und Geschmack wende sich von solcher Auslegung ab. Auch mißbilligt er die frommen Spielereien der Alten über תּוֹלַעַת (V. 7) „das Purpurwürmlein, dem all sein kostbares Blut beim Zertreten ausgepreßt worden." Aber er gibt uns Aehnliches, nur Tieferes. „Man denke, schreibt er I. S. 288, an die Einführung der Wurmgestalt in die Schöpfung durch den Fluch der Schlange, und man wird in dem תּוֹלַעַת dieselbe völlige Uebernahme des Todes und Fluches angedeutet finden, welche in der ehernen Schlange schon längst klarer abgebildet war." Hr. Stier thut sich auf diese Bemerkung Etwas zu gute, denn er setzt hinzu: „das möchte wohl eher keine Spielerei seyn!" und wir ehren nicht bloß das Tiefe, sondern auch das Neue, welches sich hier kundgibt. Daß die Schlangen vor dem Sündenfalle lieblich anzuschauen gewesen und ihre widerliche Gestalt eben durch den Sündenfall erhalten, wußten wir schon, denn das hat uns Hr. D. Hengstenberg in seiner classischen Christologie gelehrt. Daß aber die Wurmgestalt erst durch den Sündenfall in die Schöpfung eingeführt worden, es also bis heute kein Gewürm geben würde, wenn der leidige Apfelgenuß vermieden worden wäre, war uns ganz neu, und wir hätten nur gewünscht, daß Hr. Stier dieß irgendwie (aus der Vernunft, oder, da diese schwerlich von einem solchen articulus purus Etwas wissen kann, aus der heil. Schrift) bewiesen hätte. — In der ganzen Tiefe ist das: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" erfaßt. Mein Gott! mag zwar in gewissem Sinne jeder Fromme rufen; aber in Verbindung mit dem לָמָּה erhält dieser Anruf eine besondere Tiefe, nach welcher nur der Eine, der ohne Sünde war, Gott vollkommen seinen Gott nennen durfte. Denn לָמָּה heißt entschieden: warum? Zwar findet sich der Ausdruck allerdings

auch

auch in andern Klagpsalmen, doch kann der sündige Mensch nur so mit seinem Gotte gleichsam rechten auf den Grund vorhergegangener Verheißungen und eines Gnadenbundes, der seinen eigentlichen Grund in Christo hat. Darum erlangt dieser Ausdruck erst hier seinen vollen Sinn. Außer Christi Gnade darf der Mensch nur etwa bitten: Verlaß mich nicht! oder zagen und klagen: Herr, wie so lange —? aber nur der Heilige Gottes, nur der Sohn konnte seinen Gott fragen, warum er ihn verlassen habe? weil ihm die große Antwort darauf: Zum Heile der Welt! eben in der Stunde der Verlassung verblichen und zurückgetreten war. Da sprach der Geist im dunkeln Glaubensgrunde das אֵלִי, die Seele aber, welche schon jetzt in der Oberwelt zum Theil die Pein des Scheol erfuhr, seufzete לָמָה עֲזַבְתָּנִי. Dieß לָמָה ist weder Sünde, noch Zweifel, aber der äußerste Zustand, welcher daran grenzt, und bis wohin der Heilige versucht wurde, nämlich das Sichhineinklagen der Seele in ihren Gott. — Man vergesse ja nicht das אֵלִי und לָמָה über dem עֲזַבְתָּנִי, und betrachte in sinnender Andacht, was sich doch kaum mit Worten erklären und lehren läßt." Das meint Rec. auch, ihm ist aber die Zustimmung aller seiner Leser gewiß, wenn er Hrn. Stier das Lob gibt, als tiefer Erklärer gerade hier sein Möglichstes gethan zu haben. V. 6 „unsere Väter" darf das Suffix. ־ינו nicht etwa irren, denn Christus rechnet sich nun ganz zu Israel und stellt sich allen Vätern, die auf Glauben und Gebet Errettung fanden, gleich, um sich alsbald in seiner Verlassenheit einziger Art desto nachdrücklicher wieder ihnen entgegen zu setzen. Der da אֵלִי spricht, wie kein Anderer, will doch in der Anfechtung nicht mehr seyn, als einer seiner Väter nach dem Fleische. —

Nach manchem tiefen Worte über V. 10. 11. heißt es: „Nicht nur höchst rührend ist diese Erinnerung Christi an seine Kindheit und Geburt zur Zeit, da ihn sein Gott verlassen, son-

ſondern auch tief bedeutſam. Man denke nicht nur an den z. B. bei der Flucht nach Aegypten erfahrenen Schutz, ſondern auch an den noch verhüllten wirklichen Glauben und das heilig wunderbare Vertrauen des Jeſuskindes zu ſeinem himmliſchen Vater: denn hier wenigſtens iſt gewiß ſo Etwas anzunehmen, wie die alte Dogmatik den Kindern bei der Taufe zuſchreibt. Endlich deutet ſich im Hintergrunde an, daß gerade jetzt eine neue Geburt, oder vielmehr die völlige Ausgeburt des Sohnes Gottes durch das Leiden geſchah." — An der Tiefe dieſer Auslegung läßt ſich nicht zweifeln; aber woher weiß denn Hr. Stier, daß bei dem Jeſuskinde gewiß ein wunderbares Vertrauen zu dem himmliſchen Vater, ein Kinderglaube im eminenteſten Sinne Statt gefunden habe? In der heil. Geſchichte ſteht davon kein Wort, alſo wird dieſe irrationale Satzung ohne alle Auctorität angenommen. Den Kinderglauben bei der Taufe haben die Theologen aus einigen Aeußerungen des N. Teſtam. auf eine Art, die einen Scheinbeweis gibt, erſchloſſen, alſo doch nicht ohne allen Grund angenommen. Wer glaubt und getauft wird, wird ſelig. Kinder ſollen ſelig werden, denn ihrer iſt das Reich Gottes. In das Reich Gottes kann nur der Getaufte und Gläubige eingehen, alſo müſſen die Kinder getauft werden: da aber die Taufe ohne den Glauben nicht ſelig machen kann, ſo muß es auch einen Kinderglauben geben, quod erat demonstrandum. Hätte doch Hr. Stier die Demonſtration für die von ihm hier ausgeſprochene Behauptung, daß der Kinderglaube des Kindleins Jeſu das Eminenteſten in ſeiner Art geweſen, mitgetheilt! Daraus würde Etwas zu lernen geweſen ſeyn. Die Beweisführungen der Gläubigen außerhalb der Grenzen der Vernunft ſind allerdings, weil eben dieß nicht vernünftig, nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe. — Treffend iſt V. 15 die Kreuzesqual geſchildert, und noch treffender

fender V. 16. Wie die Scherbe im Ofen ausgebrannt ist, so vertrocknet aller Lebenssaft in der Hitze der Pein. Darum klebt auch die Zunge am Gaumen, d. h. nicht bloß (wie flache Interpreten nach Hiob 29, 10. Hos. 3, 26 angenommen haben), sie kann nicht mehr, oder kaum noch reden, klagen und rufen, sondern enthält zugleich im Zusammenhange die Bezeichnung des äußersten Durstes, von dem Ps. 69, 22 noch genauer weissagt, daher wohl Jes. 19, 28 in dem ἵνα τελειωθῇ ἡ γραφή auf beide Psalmen zusammen geblickt wird. (Der freilich nicht tiefe im heutigen Sinne, aber sehr rechtgläubige Tittmann hat in seinen meletamm. sacrr. den Sinn der johanneischen Stelle doch wohl richtiger erfaßt. Er schreibt: praesentiebat Dominus, adesse momentum mortis, sibique conscius erat, se praestitisse omnia et agendo et patiendo, quae secundum effata scripturarum ab ipso praestanda fuissent; *eo enim verba: ἵνα πληρωθῇ ἡ γραφή referenda sunt, non ad sequentia.* Gewiß, die ganze Wortstellung macht diese Fassung nothwendig. Doch hören wir unsern tiefen Stier weiter.) Wie aber, fährt er fort, in diesem Ausrufe des Erlösers: Mich dürstet — sich nach Auffassung der Gläubigen von Alters her etwas Geistiges abschattet, so überhaupt in der ganzen hier geweissagten Liebespein die innere Seelenqual, deren Hülle und Ausdruck nur die erstere war. — Zu V. 18 u. 19 (ich kann alle meine Gebeine zählen) heißt es unter Anderem: Freilich bewahrte ihm der Herr alle seine Gebeine, daß ihrer nicht Eins zerbrochen wurde, aber in der Angst der Verlassung, in der Nacht des Fleisches und (der) Schwachheit des menschlichen Wesens, in welcher er litte, mochte nicht nur die Seele alle menschlich natürliche Liebe zu ihrem Leibe fühlen, sondern wohl auch Satan ihm Schreckbilder der Verwesung und Zerstörung vorspiegeln können, die an dem heiligen Leibe nie erfüllt werden durften. — In dem schadenfrohen Beschauen des Elenden

den, der alle seine Gebeine zählen mag, lag schon eine gewisse Entblößung angedeutet, welche nur in Folgendem bestimmter hervortritt, weil bei Christo das völlige Ausziehen seiner Kleider ein symbolisch höchst wichtiger Umstand ist, der zur Erfüllung des über ihn Verordneten oder Geschriebenen wesentlich gehört. — Jede andere Deutung der Worte ist ungläubig und ungerecht. — Die Einzelnheiten, welche die Weissagung hervorhebt, sollen von uns als bedeutsam, als mystisch richtig erkannt werden und uns üben in weiterer Betrachtung der Geschichte des Herrn, welche unter Anderem selbst wieder eine verhüllte Weissagung ist für das Geschick seiner Gemeinde. (Wo steht das geschrieben? Es ist zu bedauern, daß Hr. Stier uns so Vieles ohne allen Beweis aus der Schrift anzunehmen zumuthet). V. 21 ist יְחִידָתִי von der Seele zu verstehen, und man hat erklärt: meine Theure, Geliebte, die ich nun einmal habe und darum so kostbar halte. Aber das wäre ein allzumenschlicher Sinn und dessen nicht recht würdig, der Joh. 12, 25 anders spricht vom „sein Leben lieb haben," paßte auch eigentlich nur zur Bitte um Errettung vom Tode, nicht zur Hoffnung des Wiedererwachens, die wir, wenn wir nicht ganz mit Hrn. Stier zerfallen wollen, hier finden müssen. — Da der Löwe (אַרְיֵה) im Singular. steht und zwar neben dem Plural רַמִּים, so ist es wohl erlaubt, dabei an den zu denken, der als der eigentliche Feind hinter allen Feinden Christi steht, und auch im N. Testam. einem Löwen verglichen wird. (Aber müßte dann, alles Andere, was entgegensteht, zu verschweigen, nicht אַרְיֵה den Artikel haben?)

Der große Wendepunct, welcher zwischen dem, mit V. 23 beginnenden zweiten Theile des Psalms und in dem vorigen nur angedeutet und vorausgesetzt wird, ist aus Ps. 16, zu verstehen. Es ist die Auferweckung des Getödteten. Die Schrift redet auch in der Weissagung, wie in der Lehre, öfter

durch

durch Gegensätze, deren Auflösung sie dem forschenden und andere Schrift vergleichenden Glauben anheimgibt. — Der Herr hatte den Menschen schon den Namen Gottes kundgethan, als sie ihn kreuzigten; mit der Auferstehung beginnt die kräftigere Verkündigung zuerst durch den Herrn selbst, und dann durch seine Diener, in denen Er sein Werk fortsetzt und (sein) Wort fortredet. (Ob also gleich im Texte kein Wort steht, welches auf die Auferweckung des hier Sprechenden hindeutete, so muß um solcher tiefer Gründe willen doch von der Auferweckung Jesu hier die Rede seyn. Jede andere Deutung der Worte ist ungläubig und unrecht.) — V. 24 liegen große Tiefen in dem יִרְאֵי יְהוָה. „Dieser Ausdruck deutet schon in seiner Allgemeinheit an, daß Gottesfurcht und Glaube an den erlöseten Erlöser, von dem die Verkündigung ausgeht, nunmehr die einzige Bedingung zur Aufnahme in seine Gemeinde seyn wird, er umschließt also, ja, er bezeichnet im tiefern Sinne diejenigen, welche nach späterem Sprachgebrauche so heißen, die Hinzugethanen aus den Heiden. — Wir finden mithin in der Weissagung schon früh eine Vorausnahme der Redeweise, die sich im N. Test. deutlich zeigt, s. Apostg. 10, 2. 22. 13, 16. 26. Und zwar stehen die Gottesfürchtigen aus allerlei Volk mit Recht voran, denen sich nach Röm. 11, 25. 26 erst in der Zukunft כָּל־זֶרַע יַעֲקֹב wieder anschließen wird, welche beide Theile zusammen dann hier כָּל־זֶרַע יִשְׂרָאֵל, gerade wie Röm. 11, 26 καὶ οὕτω (πεπληρωμένος, σὺν τούτῳ τῷ πληρώματι) πᾶς ἡ ἰσραὴλ ausmachen. Da gilt denn זֶרַע nicht mehr im fleischlichen, sondern im geistlichen Sinne, wonach Christus selbst der rechte Jakob Israel ist, und die ganze neue Gemeinde sein Same, aus ihm geboren, s. V. 31. „Der Einwand, ob man denn so das frühere und spätere Wort zusammen nehmen dürfe, irret uns nicht, denn wir wissen im Glauben, daß alle Weissagung aus Einem Geiste geflossen und sich als ein Ganzes von Anfange

an

an auf einander bezieht." — V. 27 sind עֲנָוִים nicht bloß die Unglücklichen, sondern die in frommer Demuth ihr Elend dem Herrn befehlen, gleich dem Einen עָנִי, in dem sie nun Alle gesegnet und mit Gottes Heilsgütern gesättigt werden. Wie wir jetzt das Vorbild verstehen, ist Christus selbst die Speise und der Trank dieses Mahles. — Das Leben des Herzens (וִיחִי לְבַבְכֶם) ist nicht bloß oberflächlich so Viel als Freude, sondern das hinzugefügte לָעַד weiset noch tiefer in das, was das N. Testam. ζωὴ αἰώνιος nennt. „Freilich ist die tiefe Bedeutung eines ewigen Lebens für das Herz im Alten Testam. noch nicht aufgeschlossen, darum hat sie aber doch der Geist der Weissagung schon hier und da gemeint, wenn wir nur mit dem Lichte der Erfüllung zurück leuchten in das damals verhüllterе Wort." — Als der sterbende Erlöser das τετέλεσται ausrief, erinnerte er sich höchst wahrscheinlich an das עָשָׂה, womit dieser Psalm schließt, und wenn den Jüngern nach seiner Auferstehung Luk. 24, 26. 27. 44—45 nicht vornehmlich dieser Psalm aufgeschlossen worden ist, welcher andere dann wohl eher? — Wer aber dem zu widersprechen sich weise genug dünkt, den bedauern wir herzlich um seiner Weisheit willen und bleiben lieber auch in der Theologie und Exegese bei unserem Herrn Christo, der allein heiligen und selig machen kann. Alle Einwürfe des Unglaubens sind auch hoffentlich für Jeden, der auf Glaubensgrunde steht, so abgewiesen, daß es keiner weitern Gegenrede bedarf." Merkwürdig ist es, daß Hr. St. die Theologie der Exegese voranstellt. Dieß charakterisirt ihn und seine Glaubensgenossen. Erst Theologie, und dann Exegese ist hier die Losung. Was die Schrift sagen soll, bestimmt die Theologie, welche also die Herrin ist und von der Magd pünctlichen Gehorsam fordert. Wer nun nicht den (oft ganz schriftwidrigen) Satzungen dieser Herren zugethan ist „steht nicht auf Glaubensgrunde." Mit einem Solchen haben die Gläubigen Nichts zu schaffen; denn ihm

ihm fehlt das Glaubensauge (das Auge ihres Glaubens), welches freilich Dinge sieht, davon das schärfste, nicht mit der Brille vermeinter Rechtgläubigkeit gewaffnete, Auge der übrigen Menschenkinder Nichts wahrnimmt, und wovon weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde Etwas anzutreffen ist. Daß diese Herren bei dem Anathema, welches sie ein Mal über das andere über die Gegner ihrer Menschensatzungen aussprechen, oft erinnern, mit den Ungläubigen wollten sie gar nicht streiten, daran hat das, wenn auch nur dunkle Gefühl der Schwäche ihrer Beweise gewiß großen Antheil. Wir, die wir den Proceß umkehren und die Exegese als die Oberherrin oben anstellen, von der Magd Theologie aber gänzliche Unterwerfung unter das Gebot dieser Herrscherin verlangen, wir, die wir alle Theologumena, welche sich nicht durch die einzig richtige philologische Exegese als Schriftlehre bewähren, zurückweisen und für ein baares Nichts erklären, wenn sie auch noch so fromm klingen und noch so viele Jahrhunderte hindurch gläubig angenommen worden sind, — wir können in der stierschen Methode, das Alte Testam. zu mißhandeln, nur eine traurige Verirrung unserer in dieser Beziehung gewiß sehr betrübten Zeit finden. Wir beten: dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht!

In der Vorrede äußert sich Hr. St. mit einer Art von Bescheidenheit, die aber mit dem hochfahrenden Tone im Commentare nicht recht zusammenstimmen will. Schon seine äußere Lebensstellung, sagt er S. V, und das von ihr bedingte Maß der Studien verbiete ihm die Anmaßung, in den Kreis der Schulgelehrsamkeit einzutreten. Ihm gebührt das Lob, daß er gute Kenntnisse besitzt und, was das materiale Wissen anlangt, gewiß viele seiner Amtsgenossen übertrifft. Die ältesten Ausleger der Psalmen hat er nicht vergleichen können. Dagegen hat er die vornehmsten Repräsentanten der Richtungen und Zeitalter von Calvin bis Klauß hervorgehoben. Auch die

Ueberſetzungen für das Volk, namentlich die engliſche und holländiſche, ſo wie die berleburger und hirſchberger Bibelwerke und die von meyer'ſchen Anmerkungen ſind genützt. Dieß kann Rec. nur billigen. Auch ihn hat ſein Beruf veranlaßt, von ältern und neuern populären Schriftauslegungen vielfältig Notiz zu nehmen, und er hat darin neben vielem Unrichtigen und Verkehrten doch manches Gute gefunden, was gelehrte Commentare nicht boten. Der Schriftgelehrte ſieht oft von ſeiner Gelehrſamkeit den ganz einfachen und offen da liegenden Gedanken des bibliſchen Schriftſtellers nicht. Der populäre Schriftausleger, auch wohl der Laie, ſieht ihn. Loben, ſehr loben müßten wir es auch, daß Hr. St. ſich S. VI ausdrücklich zu Melanchthons Ausſpruche: Non potest scriptura intelligi theologice, nisi antea intellecta sit grammatice! bekennt, wenn er ihn nur befolgt hätte. Aber wir haben ſchon geſehen, daß dieß leider! nicht geſchehen iſt. Was würde Melanchthon zu manchen der oben angeführten Deuteleien ſagen?

In der Buchhändleranzeige dieſer Auslegungen wurde, wenn wir uns nicht irren, ausdrücklich geſagt, daß Geſenius hier vielfältig berichtigt werde. Das haben wir nicht gefunden, können auch Hrn. Paſtor Stier nicht für den Mann halten, der große ſprachliche Berichtigungen zu geben im Stande wäre. Sehr oft wird Geſenius billigend angeführt: anderwärts wird ihm zwar widerſprochen, aber ohne daß Gründe angegeben würden. So I. S. 206, wo geſagt wird, אַרְבֵּי ſei nicht mit Geſenius von רבה abzuleiten, ſondern von ארב. Warum? wird nicht hinzugeſetzt; aber wir meinen doch, einer Behauptung widerſprechen und eine Behauptung berichtigen, ſei Zweierlei. Anderwärts ſind die ſtierſchen Gegengründe nicht triftig und der Widerſpruch ſcheint nur auf Mißverſtand zu beruhen. So I. S. 250, wo Hr. St. ſagt: ob יְסַפֵּר preiſend verkünden, preiſen bedeute, wie Geſenius angibt,

angibt, steht dahin, denn in allen Fällen, wo man es so nehmen möchte, liegt dieser Sinn erst in den Beisätzen. Aber gerade dieß will ja auch Gesenius, der in dem Lexic. Manuale unter סִפֵּר vom Piel als zweite Bedeutung narravit, enarravit (proprie enumeravit, cf. germ. zählen, erzählen angibt und bemerkt *maxime cum laude narravit, celebravit.* Die von uns im Drucke ausgezeichneten Worte sollen nicht eine besondere Bedeutung des סִפֵּר anzeigen, sondern die (völlig richtige) Meinung ist nur, dieses Verbum werde insonderheit da gebraucht, wo von Lobpreisen die Rede sei. — Zu Ps. 22, 11 wird bemerkt, עָלֶיךָ הָשְׁלַכְתִּי dürfe man nicht gerade mit Gesenius übersetzen: „ich habe mich auf dich geworfen," sondern: „dir bin ich übergeben, auf dich angewiesen, (durch meine Mutter, welche von Kind auf alle ihre Sorge meinethalben, d. i. also auch mich selbst auf dich werfe)." Dieß ist gewiß unrichtig. Der ganze Zusammenhang (s. V. 10) zeigt, daß der Psalmist den Gedanken ausdrücken will: von frühester Jugend an habe ich mich auf dich verlassen. Sonach können die in Rede stehenden Worte nicht auf die Mutter bezogen werden, sondern Gesenius hat sie (Lexic. Manual. p. 1013) völlig richtig so übersetzt und erklärt: in te *me projeci* inde ab utero, i. e. tibi res meas commisi. — Zu Ps. 19, 14 wundert sich unser Ausleger, daß Gesenius auf die Deutung der Stolzen (זְדִים), nach welcher darunter peccata, quae scienter et volenter committuntur (Grotius), Frevelthaten (Knapp) sollen zu verstehen seyn, ganz und gar keine Rücksicht genommen. In dem Thesaurus phil. crit. linguae hebr. et chaldaeae V. T. T. I. Fasc. II, welchen Hr. Stier noch nicht vergleichen konnte, ist dieß p. 409 allerdings geschehen. Denn da steht geschrieben: *Kimchius* aliique זְדִים h. l. neutraliter accipiunt, *superbe gesta* i. e. peccata a sciente commissa. In ein Handlexikon (Lexic. manuale) gehört

diese offenbar unrichtige Erklärung nicht. Ueber den Sinn der Stelle sagt Gesenius a. a. O. richtig: *etiam a superbis serva* i. e. tutum praesta *servum tuum* i. e. ab hominum protervorum et impiorum societate, ut bene *Aben Esra*, cfr. verba sequentia: אַל יִמְשְׁלוּ בִי ne dominentur in me, i. e. vim exerceant in me, me ad flagitia seducant. — Daß Gesenius die Bedeutung נֵד für Saite wegen Ps. 19, 5 geradezu in's Lexikon aufgenommen, wird I. S. 7 gemißbilligt. Aber welche andere Bedeutung sollte hier passen, als eben diese, welche schon die LXX (φθόγγος), Symmachus (ἦχος), auch die Vulgata und Hieronymus (sonus), und der Syrer haben? Wäre es aber unrecht, diese Bedeutung geradezu in's Lexikon aufzunehmen (wir müssen es für sehr recht erklären), so würde Gesenius doch nicht der einzige deßhalb tadelnswerthe Lexikograph seyn. Winer (Lexicon manuale hebr. et chald. p. 846.) ist in gleicher Verdammniß. — Ueber das berühmte כָּאֲרִי יָדַי וְרַגְלָי Ps. 22, 17 wird I. S. 246 als Merkwürdigkeit angeführt, daß Gesenius (im deutschen Wörterbuche) und Hengstenberg als sonstige Gegner (das sind sie allerdings und haben Viel und Mancherlei gegen einander, werden auch schwerlich jemals Eines Sinnes werden) in der Ableitung des כָּאֲרִי von כָּרָה zusammenstimmen, doch ziehe sich Gesenius in dem lat. Lexikon halb wieder zurück. Halb? Es ist nicht die Art des D. Gesenius Etwas halb zu thun. Dieser Schriftforscher weiß, was er will, lebt und webt in der Sphäre völlig deutlicher Begriffe und gibt daher allenthalben etwas Ganzes, was ihm als Wahrheit einleuchtet. Daß ein so unermüdlicher Forscher, der das Dies diem docet nicht bloß auf den Titel seines Lexic. manuale gesetzt hat, sondern in Wahrheit jeden Tag zu seinem Lehrer macht, manche seiner frühern Behauptungen zurücknimmt (man vergl. nur die verschiedenen Ausgaben seines Lexik. mit einander und mit dem

Com-

Digitized by Google

Commentare seines Jesaias, ingleichen die neuesten Ausgaben seiner Grammatik mit den frühern und mit dem im Jahre 1817 herausgegebenen Lehrgebäude), ist sehr natürlich, und uns ist Hr. D. Gesenius um so achtenswerther, als er, an Statt frühere Behauptungen mit Spitzfindigkeiten und Scheingründen zu vertheidigen, sie lieber offen aufgibt, sobald eigenes Forschen, oder auch wohl die Einwendungen Anderer ihn eines Bessern belehren. In dem jetzt in Rede stehenden Falle zeigt er nun Nichts weniger als Halbheit. Er sagt (Lex. man. p. 470) ut dicam, quod sentio, simplicissimum *nunc* arbitror, servatâ vulgari vocabb. significatione reddere: *sicut leones* inhiant s. imminent *manibus pedibusque* meis i. e. omnia membra lacerare minantur. — Doch vielleicht findet die I. S. 502 nur gelegentlich in einer Note aufgestellte Erklärung der Worte פְּאֵר בָּחָתָן יְכַהֵן Jes. 61, 10 den Beifall des Hrn. D. Gesenius. Hr. Stier nämlich deutet diese Worte nicht mit einigen Alten und Gesenius nach dem Syrischen, sondern bleibt fein bei dem Hebräischen, worauf auch פְּאֵר hinweiset: priesterlich macht er den Hauptschmuck, oder noch besser, wie Hr. St. übersetzt: er priestert sich (= kleidet sich als Priester). Hiernach würde unter כִּהֵן die Bedeutung sich priestern nachzutragen seyn. Andere, unserem Ausleger eigenthümliche, philolog. Erörterungen dürften schwerlich Beifall finden. Wir können hier zum Schlusse nur eine anführen. Ps. 22, 29 sind nach Hrn. Stier כָּל־דִּשְׁנֵי־אֶרֶץ alle Diejenigen, „die noch in der Asche auf Erden leben, aber in Trauer und Demuth." Er leitet דִּשְׁנֵי von דֶּשֶׁן, Asche, ab und erinnert an die Zusammenstellung von עָפָר וָאֵפֶר Gen. 18, 27. Hiob 39, 19. Aber דֶּשֶׁן, Fettasche ist ja etwas Anderes als אֵפֶר, vergl. Gesenius im Thesaur. und Lexic. Man. unter diesen Worten, und wie in aller Welt könnten doch die Aschen (cineres) der Erde, wenn sie, was nicht der Fall ist,

irgend-

irgendwo erwähnt würden, das bedeuten, was hier damit gesagt seyn soll?

Predigten von J. A. Chr. Mühlenhoff, Pastor zu St. Andreas in Braunschweig. Braunschweig, b. Meyer 1836. SS. 276 in gr. 8. 1 Thlr.

Im Ganzen dürfen wir sagen, „daß die jüngeren Theologen Braunschweigs," welche die Herausgabe der von ihnen gehörten Predigten, forderten und denen auch die Sammlung gewidmet ist, von einem richtigen homiletischen Urtheile geleitet wurden, sowie, daß der bescheidene Vf., der diesen ersten ihn abgenöthigten Versuch der Veröffentlichung seiner Vorträge durch den Druck um so weniger scheute, als es ihm leicht werden würde, einen zweiten zu unterlassen," sich selbst mit diesem Buche ein gutes homiletisches Denkmal gesetzt habe, dem er als Frucht längerer Praxis und fortgesetzten Studiums immer noch eins und das andere hinzufügen möge. Denn über die Linie des Mittelmäßigen erheben sich seine Predigten jedenfalls. Ihre allgemeinen Vorzüge sind eine edle rednerische Sprache, Frische der Gedanken und Wärme der Begeisterung, vernunftgemäße Auffassung und praktische Verwendung der christlichen Wahrheiten, und eine Anordnung, die nur selten gegen die Gesetze der Logik verstößt. Fehlt ihm, wie verlautet, auch die äußere Beredtsamkeit nicht, so ist der Beifall seiner Zuhörer erklärlich und jener Wunsch um so begreiflicher, der das verhallende Wort durch den Druck zum bleibenden erhoben wissen wollte. Bei näherer Prüfung der Sammlung jedoch haben wir gefunden, daß die Vorträge von ungleichem Werthe nicht nur, sondern, fast möchten wir sagen, auch von ungleichem Charakter sind, weßwegen sie von solchen Recensenten, die nur einen Theil lesen, auch ungleich beurtheilt werden dürften, und

in

in der That in dem Etwas schnellfertigen leipziger Repertorium, wie wir eben lasen, ein derartiges einseitiges Urtheil schon erlitten haben. Nach unserem Dafürhalten lassen sie sich in verschiedene Classen eintheilen. Die erste derselben bezeichnen wir als die der rednerischen Predigten, und unser Tadel ist der, daß diese eben Nichts weiter sind, als das. Denn wenn neben der allgemeinen rhetorischen Virtuosität, deren Werth wir nicht verkennen, die christliche Predigt ihre rechte Vollendung gleichwohl nur durch das biblische Colorit empfangen kann, und dieser Ton und diese Farbe des Biblischen nicht bloß dadurch gewonnen wird, daß das Material, daß Stoff und Gedanke des Vortrags als christlich erscheinen, sondern dadurch auch, daß unsere rednerischen Instanzen so viel als möglich aus der Bibel genommen sind, daß der Text das Ganze durchdringt und, wo es nur angeht, selbst durch die einzelnen Theile hindurchsticht, und endlich, daß zu Beleg und Siegel des Vorgebrachten das Bibelwort, die herrlichen Dicta classica unserer heiligen Schrift, wie Gotteswort auf Menschenrede aufgetragen seyn müssen: so haben wir bei einer namhaften Zahl von Vorträgen dieser Sammlung eben diesen Schmuck des Biblischen, dieß Gepräge nach dem Stempel der heiligen Urkunden, diese Vollendung der christlichen Predigt, als solcher, mit Bedauern vermißt. So die Neujahrspredigt, nach dem verhängnißvollen Jahre 1830 gehalten: Der ruhige Muth, welchen der Christ in bewegter Zeit bewahrt. Rednerisch sagt der Verf.: „Wenn Throne wanken, die Jahrhunderte verstanden, durch Macht und Gewohnheit gestützt; Fürsten sanken, die mehr als andere Sterbliche des Geschickes Zügel in ihren Händen zu halten schienen; wenn Augenblicke hinreichten, den Frieden ganzer Nationen zu erschüttern: saget, Freunde, ist das nicht ein Bild der Wandelbarkeit, das fast erschreckend und entmuthigend auf uns wirken muß! Und doch erschrecken wir nicht. — Seid stille! Für eine bewegte Zeit

paßt

paßt nicht ein unruhig bewegtes Gemüth. Heller Blick, veſter Wille, froher Muth, das ſind die Waffen, mit denen wir der Zukunft entgegengehen müſſen." So kommt der Vf. nach dem Texte Pſ. 46, 11 ſeid ſtille, und erkennet, daß ich der Herr bin, zu ſeinem Thema. Aber eben dieſer Text iſt nur wie vorübergehend benutzt, und wenn man das Citat und die Zeile ſtriche, in welcher er vorkommt, würde man nicht einmal ermitteln können, ob die Predigt einen Text habe oder nicht. Und gleichwohl wie trefflich war dieſer Text; wie reich an Situationen, die denen der nächſten Vergangenheit entſprechen, der ganze Pſalm, daraus er ſtammt! Wie würde ein Reinhard oder ein anderer Homilet, der da weiß, was er an der Bibel hat, dieſen Text, dieſen Pſalm durchgenommen und mit ſeinem: „Gott iſt unſere Hilfe in den großen Nöthen, die uns troffen haben; darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, wenn gleich das Meer wüthete und wallete; dennoch ſoll die Stadt Gottes fein luſtig bleiben: Gott hilft ihr frühe; die Heiden müſſen verzagen, und die Königreiche fallen; der Gott Jakob iſt unſer Schutz; der den Kriegen ſteuert in aller Welt," zu einem ergreifenden, erſchütternden Eindrucke für eine ſolche Zeitpredigt verwendet haben! Wie trefflich würde, in dieſen Schriftton geſetzt, in dieſe Bibelfarbe getaucht, mit dieſem Gottesſtempel bedruckt die Predigt auch unſeres Vfs. geworden ſeyn! In ähnlicher Weiſe iſt die Bibel übergangen in der Predigt am Johannisfeſte: Daß das Beunruhigende und Ungewiſſe im Leben unſerer Kinder ein Förderungsmittel unſerer Veredlung und Beglückung ſei. Hier wird zwar im Eingange die Situation des Textes geſchildert, die Aeltern über der Wiege des neugebornen Johannes; aber im Verlaufe der Predigt iſt davon weiter nicht die Rede, und doch konnte das bibliſche ſo anziehende Gemälde allen einzelnen Theilen zur Baſis oder doch zur Veranſchaulichung dienen, wenn der Vf. disponirt: Denn

ihre

ihre Hilflosigkeit belebt die thätige Liebe; die Ungewißheit ihres Schicksals bevestiget uns im Glauben an Gott und Vorsehung; die Gefahr, sie zu verlieren, lehrt uns die rechten Mittel ergreifen, sie unzertrennlich an uns zu fesseln. Und wenn es im Eingange heißt: Meinet ihr, „die neidischen Schicksalsmächte gönnen euch die Seligkeit (des Aelternglückes) nicht;“ so dürfte das ein Beweis seyn, daß dem Vf. seine classischen Reminiscenzen noch frischer seien, als seine biblischen, wenn wir gleich seinen anderwärts bewährten guten christlichen Gottesglauben in keiner Weise damit bezweifelt wissen wollen. Eine verwandte Predigt ist die am S. nach Neujahr. Sie macht den Zuhörern ihre Andachtsstunde zu einer: frommen Feier kindlicher Liebe, und zwar a) durch dankbare Erinnerung, b) durch ernste Selbstprüfung, c) durch heilige Gelübde. Das durch Herodes verfolgte und durch Aelternliebe bewahrte Jesuskind leitet auch hier zwar auf die Abhandlung ein, aber durchdringt sie nicht. Und wer es weiß, welch einen Reichthum schlagender, herzerschütternder Sprüche unsere heil. Schrift gerade unter der Rubrik der Kindespflicht und Aelternliebe von ihrem vierten Gebote an bis zu dem: Vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist, dem christlichen Redner darbietet, der wird die Sparsamkeit nur beklagen müssen, mit welcher der Vf. diese Fülle benutzte, oder vielmehr nicht benutzte. Nebenbei bemerken wir noch, daß eines Theils die Aeltern in dem, was sie an ihren Kindern gethan haben sollen, fast durchweg als musterhaft vorausgesetzt werden, und andern Theils, daß die älterlichen Verdienste, auch jene Musterhaftigkeit vorausgesetzt, im Ganzen doch beinahe zu sentimental und zu übertrieben geschildert werden. Wir, die wir selbst Aeltern sind, wissen, wie starke Hilfen uns Gott dazu gab, und wie wir nach den Trieben der Natur und unseres Herzens bei halbwege gutem Sinne, unsere Kinder nicht anders als lieben und für sie sorgen konnten. Die christliche Weisheit

heit stellt Eins zum Andern, und ermäßigt ihre Sprache. In der Epiphaniaspredigt: Des Christen Andacht unter dem Sternenhimmel, die überdem als fesselloſe Rede ohne bestimmte Dispoſition ſich ergeht, iſt das: „Des Christen, im Thema ein ziemlich müßiger Beisatz; und — den Hiob mit seinen Schilderungen muß der Vf. nicht geleſen haben. Denn sonſt könnten seiner Predigt unmöglich die Morgensterne fehlen, die den Herrn am Schöpfungsmorgen mit einander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes; sonſt hätte er unmöglich das Wort unangeführt lassen können, das dem Erhabensten, was die moderne Beredtsamkeit über den Gegenstand geſagt hat, nicht gleichkommt nur, sondern in Kraft und Einfalt, mit dem Laute der Urwelt, es überbietet, das Wort: Kannſt du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflöſen? Kannſt du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? — Eine zweite Classe, in die wir die Predigten theilen, bilden die dogmatiſchen, und in ihnen iſt der Vf. nicht immer stark. Nicht als ob er nicht einer vernunftgemäßen Auffaſſung der bibliſchen Thatſachen folgte; nein, er huldigt dieſer und ſagt unter Anderem von Chriſto, der den Wind und das Meer bedräuete, ſo wahr als chriſtlich beſonnen: „Ob er durch Wunderkraft den Sturm beſchwichtigte, oder durch ſchnelle und zweckmäßige Anordnungen, die oft wie ein Wunder wirken, die drohende Gefahr abwandte, genug, er fühlte die Kraft in ſich, der Gefahr mit Erfolge entgegenzutreten, und die ſchnelle zuverſichtliche Entſchloſſenheit, mit welcher er es that, zeigt deutlich genug, daß er auch Muth hatte, seiner Kraft ſich zu bedienen.“ Aber mit jenen Dogmen, die man auf die wichtigeren Ereigniſſe im Leben Jeſu, wie auf ſeinen Tod und ſeine Auferſtehung gegründet hat, ſcheint er mit ſich ſelbſt noch ſo wenig in's Reine gekommen zu ſeyn,

daß

daß weder der supranaturalistische noch der christlich rationale Leser recht wissen dürfte, wie er mit dem Redner daran sei. Am Charfreitage predigt er: Christus ist um unserer Sünde willen gestorben, und verkündiget dieß Wort a) als eine ernste Warnung für Alle, welche nicht glauben an der Sünde verderbliche Macht, b) als einen ermuthigenden Aufruf an Alle, die im Kampfe der Tugend scheu und träge sind, und endlich c) als ein Wort voll Trost und Erquickung für reuige und geängstete Herzen. Abgesehen davon, daß der erste Theil den Tod Jesu um unserer Sünde willen ganz vergißt, und nur an die Versündigungen seiner Feinde, die vom Neide ausgingen und beim Morde endigten, die Warnung vor der verderblichen Macht der Sünde knüpft, abgesehen auch davon, daß der zweite Theil nur den edelmüthigen Tod Jesu und seine hingebende Aufopferung für die heilige Sache zur Grundlage der Ermuthigung macht, und also das: Um unserer Sünde willen, erst an den letzten Theil verwiesen wird; so redet eben dieser letzte Theil doch, wie es scheint, von einem realen Zusammenhange des Todes Jesu mit der Sündenvergebung, modificirt dann in andern Ausdrücken wieder das Gesagte, und hebt endlich Alles wieder mit der Erklärung auf: „Ohne Buße keine Gnade. Freudige Rückkehr zum Guten und Besseren, neubelebter thatkräftiger Pflichteifer, unausgesetztes Bestreben, Sinn und Wandel zu veredeln, führt zur Versöhnung, sonst Nichts." Nicht viel anders ist es mit der Osterpredigt: Christus hat dem Tode die Macht genommen. Denn wenn es im Eingangsgebete heißt: Wir werden auch auferstehen! dann wieder, daß der befestigte Glaube an Auferstehung und Wiedersehen Jesu, des Auferstandenen, Werk sei, so möchte das rednerischer Ausdruck seyn, der es mit Sonderung der Begriffe, Fortdauer der Seele und Auferstehung des Leibes so genau nicht nimmt. Aber wenn der ganze Hauptpunct der Predigt, daß Christus dem

Tode

Tode die Macht genommen habe, durch nichts Anderes als durch das Factum der Wiederbelebung Jesu im Grabe bewiesen wird, wie es wirklich in seinem zweiten Theile von dem Vf. geschieht, so gehört das zu den Irrthümern und homiletischen Redensarten, die wenigstens den gebildeten, nachdenkenden Christen nicht befriedigen können. Wie mag aus der Auferstehung Jesu unsere Auferstehung folgen? Ist nicht die Vergleichung völlig alterirt, wenn wir nur eine Fortdauer des Geistes nicht des Leibes für uns in Anspruch nehmen, oder wenn wir die Fortdauer selbst eines vergeistigten oder verklärten Leibes nicht, wie Jesus hienieden, sondern erst jenseits gläubig erwarten? Gäbe es nicht andere nöthigendere und, Gotte sei Dank, von Christo selbst zum rechten Bewußtseyn erhobene Gründe für die Unsterblichkeit unserer Seele, und hätten wir dieselbe nur auf das Ereigniß seiner Auferstehung zu gründen, dann stände es mit dem Glauben an unsere Fortdauer mißlich genug. Und so hätte der Vf. die Sätze: „uns tage ein neuer Morgen nach dem Erdenschlummer, b) das jenseitige Leben werde ein Leben ununterbrochener Thätigkeit und wachsender Vollendung seyn, und c) ein Zustand der Vergeltung," nicht durch die Auferstehung Jesu beweisen, sondern, wenn er sie aus jenen gewichtigern christlichen Gründen erwiesen hätte, durch dieß Osterevangelium nur erläutern sollen. Exempla non probant, modo illustrant, ist ein altes wahres Wort. Zur homiletischen Erläuterung aber ist die Auferstehung Jesu ein hohes, herrliches Symbol, so wie die Himmelfahrt des Herrn vielleicht das erhabenste Sinnbild ist, das der Glaube hat, sich das Irdische zum Himmlischen zu verklären — wenn gleich es Niemandem einfallen wird, aus der Himmelfahrt Jesu den Beweis zu führen, daß wir auch gen Himmel fahren werden. Wie trefflich gelungen dagegen ist die Pfingstpredigt, aus der wir jedes Wort unterschreiben, und, wenn's möglich wäre, in die christliche Welt hineinrufen möchten. Sie hat das Thema:

Der

Der Glaube an eine fortwährende Wirksamkeit des heiligen Geistes als Förderungsmittel unserer Sittlichkeit. Von dem Inhalte des Pfingstevangeliums heißt es: „Ihr Alle kennet diese Begebenheit, und was auch der Eine oder der Andere dabei denken, wie Jeder sie zu erklären versuchen mag, über alle Deutungen erhaben ist der Erfolg derselben, ein Erfolg, der eben so überraschend in seinen ersten und nächsten, als wichtig und entscheidend in seinen entferntesten Aeußerungen bleibt." Da wo es der Vf. mit der vernünftigen Auffassung des Glaubens an die, auch jetzt an uns noch thätige, Wirksamkeit des heil. Geistes zu thun hat, sagt er: „So lange die Wahrheit unwiderleglich dasteht, daß ein Geist der strengsten Ordnung und der weisesten Zweckmäßigkeit nicht nur in dem unermeßlichen All der Welt herrsche, sondern auch in jedem einzelnen Geschöpfe sich offenbare und es fähig mache, das ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen: so lange dürfen wir auch an ein unmittelbares, über die Ordnung der Natur hinausgehendes Einschreiten der Gottheit nicht denken. Denn ein solches Einschreiten würde entweder ein unnützes Ueberschreiten der von ihr selbst bestimmten Gesetze seyn, oder einen Mangel in der Weltordnung verrathen, und das Eine wie das Andere zu behaupten, würde Lästerung der ewigen Weisheit seyn. Hiernach finden die Schwärmer und Uebergläubigen ihre Abweisung eben so entschieden, als sie die Ungläubigen finden, die das Walten des heiligen und zur Heiligung erziehenden Gottesgeistes durch Vernunft und Religion, durch Natur, Schicksal und Erfahrung, aus der Welt und dem Menschenleben hinwegleugnen." Wir müssen uns weiterer Auszüge enthalten, stehen aber nicht an, die Predigt für eine der gelungensten der Sammlung zu erklären. — Dem Werthe nach nahekommen ihr die Predigten einer dritten Classe, die moralischen oder vielmehr moralisch-psychologischen, wie wir sie nennen möchten, und wie sie auch die Mehrzahl unter

den

den gegebenen sechs und zwanzig Vorträgen ausmachen. Wir wollen nur einige herausheben. Predigt am S. Estomihi. Von dem Blinden, den Jesus auf seinem letzten Wege nach Jerusalem heilte, entnimmt der Vf. das interessante Thema: In wiefern rege Theilnahme am Schicksale Anderer unser eigenes Mißgeschick erleichtere, und führt dasselbe nach der einfachen Disposition aus, in sofern es nämlich unsern Gedanken eine wohlthätige Richtung, unserem Willen eine übende Beschäfftigung, und unserem Herzen eine Fülle tröstlicher Erfahrungen und Hoffnungen gewährt. Sollten wir eine Bemerkung machen, so wäre es die, daß die Predigt eigentlich doch nichts Höheres enthalte, als die Philosophie eines gewissen Egoismus, und man ihre Tendenz mit andern Worten ungefähr so ausdrücken könnte: Hilf dir selbst, indem du Andern hilfst. Biblisch wie psychologisch zeichnet sich die nächste, die Pr. am S. Reminiscere aus. Die Einleitung, die in der Regel bei dem Vf. nach dem Texte folgt und sich auf denselben bezieht, schildert die Liebe nach ihrem verschiedenen Wesen und Charakter, die natürliche an der Mutter im Evangelio, die bequem mitleidige an den Jüngern, die für jene baten, und kommt so, von dem anscheinend harten Verhalten Jesu die Data entnehmend, auf das Thema, das: von dem Ernste der wahren Liebe, handelt. Der erste Theil schildert diese ernste, wahre Liebe als eine solche, welche ihre Gaben oft eine Zeitlang verweigert — oft ganz zurückhält — oft sogar Leid zufügen mag, um größeres Unheil zu verhüten. Der zweite lehrt uns unser Verhalten prüfen und bestimmen, ob unser Ernst vielleicht ohne Liebe — ob unsere Liebe ohne Ernst war — und ermahnt zur weisen und christlichen Verbindung beider. Gleich Gutes läßt sich der vierten nachrühmen, welche die Ruhe des Erlösers während des Sturmes nach Matth. 8, 25 zum Gegenstande hat. In rechter Bibelsprache dringt das Gebet zu Herzen; „Herr, du schaueſt die Erde an,

so

so bebet sie, du rührst die Berge an, so rauchen sie; du streckst deine Hand über uns aus, so sind wir sicher unter deinem allmächtigen Schutze, und auf dein Wort wird Alles ruhig. Sollten wir denn kleinmüthig zagen, wenn die Wogen des Lebens hoch gehen, aufgeregt durch des Geschickes Stürme? Bist du nicht Herr der Stürme? Sind wir nicht dein? Ach, dein laß uns seyn mit Herz und Leben, als die Deinen uns gläubig fühlen! Dann mögen Berge weichen und Hügel hinfallen, deine Gnade wird nicht von uns weichen, und der Bund deines Friedens nicht hinfallen. Amen." Nicht auf dem Wunderwege, der keine Anwendung auf uns erleiden würde, sondern auf dem psychologischen, auf welchem sich alle Menschenkinder wieder erkennen mögen, stellt der Vf. die Ruhe des Herrn im Sturme dar als kommend a) aus der Pflichttreue seines Herzens, b) aus dem Gefühle seines Werthes vor Gotte, c) aus der gewohnten Selbstständigkeit seines Geistes, und endlich d) aus dem deutlichen Bewußtseyn seiner Kraft. Wir haben schon oben eine Anführung aus dieser Predigt gegeben, und müssen den Leser auf die letztere selbst verweisen. Anderen Vorträgen sieht man das Interessante schon an ihrem Hauptsatze an. Wir erwähnen Num. 17 über das Ev. am 14. S. n. Tr.: Was soll mich zu persönlichem Danke gegen den Heiland begeistern? Du mußt das Bedürfniß seiner Hilfe lebhaft fühlen, b) die Fähigkeit und den Willen, dir zu helfen, ihm gläubig zutrauen, c) seinen Rathschlägen und Weisungen gewissenhaft folgen, d) und über deinem Zuthun sein Verdienst nicht vergessen. Alle diese vier Theile werden von dem Evangelio der zehen Aussätzigen wohlbegründet und getragen. Treffend besonders ist im vierten Theile die Anwendung des Beispiels der Undankbaren auf die Vielen unter uns, die in geistiger Pflege, in Aufklärung und Gesittung, der Wohlthaten des Christenthums täglich genießen und in ihrem Dünkel es vergessen haben, daß es eben des Christenthums Wohlthaten sind.

Digitized by Google

sind. Am 3. S. n. Tr.: Warum faßten Sünder so leicht Vertrauen zu Jesu? Weil seine Lehre so beziehungsreich und doch nicht anzüglich; seine Tugend ehrfurchtgebietend und doch nicht entmuthigend; sein Streben absichtsvoll und doch fern vom leisesten Eigennutze (von der leisesten Selbstsucht) war. Das Vertrauen zu der Menschheit, welches Christen beseelen soll, am 19. S. n. Tr.; das Großartige in der Bescheidenheit Johannis des Täufers, am 4. Adventssonntage; daß Gott die Anfänge wichtiger Veränderungen oft in das Dunkel des Geheimnisses hüllt, am Weihnachtsfeste; die heilsame Benutzung des Gedankens, daß Jeder seine stillen Beobachter habe, und ähnliche Themata mögen den Leser zur Einsicht in das Buch selbst reizen. Wir bemerken nur noch, daß uns in der Predigt am Palmsonntage bei dem Thema: die verführerische Macht der Umstände, die, zur homiletischen Basis genommene, Voraussetzung, als habe Jesus noch bei seinem Einzuge in Jerusalem zwischen dem Throne und dem Kreuze geschwankt und eben damals die zur bürgerlichen Umwälzung reizenden Umstände in ihrer verführerischen Macht an dem eigenen Herzen empfunden, weder als richtig noch als Jesu würdig erscheinen mag. In Jesu Geiste und Sinne konnte dieser Einzug wohl nichts Anderes seyn, als ein nach alttestamentlichen Andeutungen gestaltetes, großes, aber politisch völlig unschuldiges Symbol. Und die Idee, daß Christus erst, nachdem er gesehen, daß er ein politischer Messias nicht werden könne, sich zum moralischen sublimirt habe, hat ja selbst Hr. Doctor Hase, der sonst doch ungern, gefehlt zu haben, eingesteht, als eine verfehlte zurückgenommen. Die letzte Predigt hat das Thema: Die fromme Freude in Gotte. Da aber eine Freude in Gotte eben eine fromme, und eine fromme eben eine Freude in Gotte ist, so ist hier Eins zu viel. Im Thema aber mag auch die Sylbe gestochen werden. —

den. — Zugegeben ist eine Confirmationsrede. Druck und Papier unseres Exemplars sind sehr gut.

Johann Friedrich Petrick's, weiland Superintendenten, Consist.-Assessors und fürstl. Pückler-Muskau'schen Hofpredigers, nachgelassene Schriften. Drei Bände. Stuttgart 1834, in der Hallbergerschen Verlagshandlung.

Auch unter dem Titel:

Der Geist unserer Zeit und des Christenthums, oder Beweis, daß das wahre Bedürfniß der Kirche Christi auch Bedürfniß der Zeit sei. Für Denkende von jeder religiösen, philosophischen und politischen Confession. Erster Band. XII u. 180 SS. Zweiter Band. VIII u. 238 SS. Dritter Band. VIII u. 104 SS. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Warum doch, fragte Rec. sich oft nach dem Lesen neuerer philosophischer Schriften, haben wir gute Deutsche noch keine deutsche Philosophie? Diese Frage dürfte so Manchem seltsam vorkommen, und sie ist es nicht. Allerdings ist Deutschland jetzt eigentlich die Wiege des philosophischen Denkens; aber wahrlich auch eines Denkens, das sich nicht an deutsche Worte und Begriffe hält, sondern in seinen bald der griechischen, bald der lateinischen Sprache entlehnten Grundbegriffen den Grund aller Verwirrung in sich selbst trägt. Sage man nicht, der Typus des philosophischen Sprachgebrauchs sei herkömmlich, und lasse sich ohne Nachtheil der Wissenschaft und ohne neue Irrungen nicht germanisiren: unsere Muttersprache ist zu wort-

reich und bildsam, sie ruht, wie die griechische, auf einem philosophischen Elemente; nur das hätte dann die sogenannte höhere oder tiefere Speculation zu befürchten, daß der gesunde Menschenverstand des deutschen Denkers die Nacktheit und Hohlheit jener anscheinend tiefsinnigen Theorieen sofort entdecken würde, die hinter ihren halb griechischen, halb lateinischen Worten ihr Spiel im Helldunkel zu treiben wissen. Welchen Unfug hat in der neuesten deutschen Philosophie der Begriff des Absoluten angerichtet? Und noch ist dieses Unwesen nicht vorüber; ja es tritt erst jetzt recht eigentlich an das Tageslicht, indem wir nunmehr auf deutschem Boden so glücklich sind, eine Philosophie zu besitzen, die sich vorzugsweise die absolute nennt, und uns endlich die Erkenntniß der absoluten Religion, der absoluten Vernunft, offenbaren will.

Wir konnten nicht umhin, mit dieser Bemerkung die Anzeige der nachgelassenen Schriften des sel. Petrick einzuleiten; denn wenn auch diese Schriften von nicht gemeinem Talente, Tiefe des Nachdenkens und dem redlichsten Eifer für die Beförderung menschlicher Wohlfahrt im Staate und in der Kirche zeugen, und namentlich im dritten Theile mit wahrer Begeisterung Reformations-Vorschläge zur Sprache bringen, die zu seiner Zeit gewiß durchdringen werden: so geht dennoch der Vf. von einem philosophischen Standpuncte aus, der dem der absoluten Philosophie nahe liegt, und schon darum mit den einfachen Grundlehren des Christenthums in einigen Widerspruch treten muß. Wir erhalten nämlich hier eine sogenannte geniale Auffassung und Entwickelung wie aller Religion, so insbesondere des Christenthums, deren Resultat ist, daß die geniale Welt- und Lebens-Anschauung von dem Theismus, wie er sich im Christenthume finde, zu dem Pantheismus sich erheben, und dadurch erst das, was Jesus Christus begonnen, vollenden müsse. Jesus Christus (Th. 2. S. 21 ff.) habe selbst in seinem Inneren diesen Pantheismus vollendet gehabt,

habt, ſeine Religion ſoll ſich ganz zu ihm hinneigen, ſein Theismus dieſen Pantheismus, als höchſte Stufe der Vollendung, bedingen. Habe ſich Jeſus in der Darſtellung dieſes Theismus zu der religiöſen Culturſtufe ſeines Volkes mit Weisheit herablaſſen müſſen, ſo lege er doch unwiderſprechlich und deutlich ſeine religiöſe Anſicht als eine perfectible dadurch dar, „weil er ſie als ſolche (man höre die ſeltſame Folgerung!), d. i. als eine theiſtiſche nur darlegte, als eine bedingte in der höchſten Potenz, d. i. darlegte das Göttliche als ein abſolutes Objectives, und ſomit die Selbſtanſchauung des Realen überhaupt als objective Selbſtanſchauung eines Dinges an ſich.“ Wir halten es zur Vermeidung alles Mißverſtändniſſes für das Gerathenſte, den Vf. in einer bedeutſamen, obſchon Etwas langen Stelle ſelbſt redend einzuführen, Theils um unſeren Leſern eine Probe des eigenthümlichen poetiſch-philoſophiſchen Styls zu geben, in welchem die Gedanken des Vfs. oft nur in einem ſchillernden Lichte hervortreten können, Theils um ſofort unſer Urtheil daran zu knüpfen. „Jeſus öffnete, leſen wir S. 23, die Pforten der Tempel, und führte das Göttliche heraus, um es in die Bruſt des Menſchen als in ſeinen rechten Tempel einzuführen — das Göttliche zu vermenſchlichen, das Menſchliche zu vergöttlichen. Der Menſch ſollte nach ſeinem Sinne das Göttliche ſelbſt ſeyn, d. i. ſich ſelbſt durch Geſinnung und That als ein Göttliches, d. i. als ein Unbedingtes im Bedingten, d. i. als ein ſich zu einem Abſoluten zu entwickeln Beginnendes darſtellen. Dieß geſchieht am Vollkommenſten in der Kategorie des Pantheismus; ſie vollendet, was der Theismus, d. i. Jeſus Chriſtus begann. In ihr erſcheint das, was er wollte, in der auf Erden möglichſt höchſten Potenz, Klarheit und Vollendung. Und ſo hätte Jeſus ſelbſt unbewußt gleichſam durch das, was er lehrte, der religiöſen Entwickelung auf Erden den Weg zur pantheiſtiſchen Vollendung geöffnet, ihr die Richtung, auf dieſem Wege fort-

zugehen, selbst gegeben, so wie die Verbindlichkeit dazu. So liegt mithin in dem nackten Begriffe des Christenthums zugleich schlechterdings und nothwendig der Begriff der Verpflichtung zum Streben nach religiöser Genialität, d. i. nach Erweiterung des Theismus zum Pantheismus, wenn wir auch ganz davon absehen, daß der Geist des Christenthums recht eigentlich nur der Geist eines immerwährenden Fortschreitens in der Vollkommenheit sei, so wie diese Vollkommenheit selbst nur eine religiöse."

Sonach bezweckt also der Vf. nichts Geringeres, als das Christenthum seiner theistischen Grundlage nach zu vervollkommnen, oder aus dem Standpuncte seiner philosophisch-pantheistischen Speculation zu reformiren. So wenig wir nun dieses Bestreben tadeln, oder dem Christenthume selbst gefährlich finden können und wollen, eben so offen müssen wir erklären, daß alle dergleichen Versuche, wenn sie auch noch so gut gemeint sind, und von den scharfsinnigsten Denkern ausgingen, mißlingen werden und müssen. Der Grund hiervon ist sehr einfach: die Lehre des Evangeliums soll und will nicht Schulweisheit oder eigentliche Philosophie seyn, sie will nicht Philosophen als solche bilden, also eben so wenig unter den Trichter eines bestimmten philosophischen Systems gebracht seyn. Mehr als seltsam nimmt es sich aus, wenn man, wie auch von dem Vf. geschieht, seine eigenen philosophischen Ansichten in den Formeln der Schulsprache Christo unterlegt. Wo sagt Christus, der Mensch solle das Göttliche selbst seyn, er solle sich als ein Göttliches, d. h. als ein Unbedingtes im Bedingten darstellen? Wohl spricht es Christus als ewige Wahrheit aus, der Mensch soll vollkommen, soll heilig seyn, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, er soll den Willen des himmlischen Vaters erfüllen, um sich seiner Liebe zu erfreuen, aber nirgends bedient sich die heilige Schrift so unbestimmter Ausdrücke, daß das Göttliche solle vermenschlicht, das Menschliche vergöttlicht werden.

den. Wenn nun das Christenthum, als die Religion des Glaubens und der Liebe, ohne alle philosophische Subtilität es als Grundlehre von dem Verhältnisse Gottes zu der Welt, wie zu dem Menschengeschlechte, darstellt, daß Gott, der Eine Schöpfer und Regierer Himmels und der Erde, unser Aller Vater im Himmel sei, dessen Liebe wir in diesem Leben gewiß seyn, von dem wir ewige Seligkeit im jenseitigen Leben hoffen dürfen, wenn wir seine in der Lehre seines Sohnes Christi geoffenbarten und durch dessen Leben bestätigten Gebote beobachten: so beruht das Christenthum auf dem entschiedensten Theismus, und aller, auch der subtilste Pantheismus muß an dieser Gottes-Idee scheitern. Wie aber konnte ein Mann, wie der sel. Petrick, der im Folgenden so begeistert für die Sache des Christenthums spricht, gerade in dieser Hinsicht sich so gewaltig täuschen, und den Theismus des Christenthums zu Pantheismus erheben wollen, um dasselbe mit dem philosophischen Geiste unserer Zeit in's Gleichgewicht zu setzen? Wir schlagen den ersten, rein philosophischen Theil nach, und finden gleich in den ersten Abschnitten das primum falsum.

Dieser erste Theil nämlich handelt über den Geist und das Wesen aller Religion; er soll umfassen und zergliedern alle Kategorieen, in denen sich die Idee eines Göttlichen im Selbstbewußtseyn und in der Selbstthätigkeit des Menschen entwickle und ausbilde (S. XII). Und gerade in der Darlegung dieser Kategorieen über das Anschauen des Absoluten, des Unbedingten im Bedingten u. s. w. verwirrt sich der Vf. in einer Reihe einseitiger speculativer Sätze, die allerdings etwas Wahres enthalten, aber nicht geeignet sind, uns befriedigenden Aufschluß über den Ursprung des religiösen Bewußtseyns zu geben. Geht dieses Bewußtseyn unmittelbar von dem Anschauen des Absoluten im Bedingten aus? Gibt uns dieses Anschauen allein die Ideeen von Gott', Unsterblichkeit und Vergeltung? Ist nicht das Unbedingte selbst ein Ideales, das nimmermehr angeschaut wer-

werden kann? Was nöthiget alſo den Menſchen, ein Unbedingtes oder Göttliches zu ſetzen? Gewiß nicht die Welt- und Lebensanſchauung als ſolche; denn dieſe, als Sinnen-Anſchauung, bietet nur Endliches und Bedingtes dar. Der Grund dieſer Nöthigung kann demnach nur in dem innerſten Weſen der menſchlichen Natur ſelbſt liegen, in wiefern wir uns dieſes Weſens bewußt ſind und werden im Gegenſatze der äußeren Natur oder der Anſchauungswelt. Es iſt wohl einmal Zeit, daß ſich die Speculation nicht länger an dem geſunden Menſchenverſtande verſündige, daß ſie die Geſchiedenheit des Aeußeren und des Inneren (oder in der Schulſprache, des Subjectiven und des Objectiven), des Seyns (des Realen) und des Denkens anerkenne, und von dieſem Principe aus über Natur und Menſchenbeſtimmung weiter nachdenke. Fragen wir unſer Bewußtſeyn, worin beſtehet im Gegenſatze zu der Erſcheinungswelt das eigenthümliche Weſen unſerer inneren Natur, ſo liegt die Antwort in uns ſelbſt: es liegt in den eigenthümlichen Kräften unſerer geiſtigen Natur und in den höchſten Ideeen und Geſetzen, nach welchen der geiſtig freie Menſch ſeine Denk- und Willensthätigkeit beſtimmen kann und ſoll (Wahrheit, Recht und Tugend). Redet dem Menſchen noch ſo Viel vor von der Anſchauung des Unbedingten im Bedingten und umgekehrt, von der Selbſtanſchauung des Realen oder des Abſoluten in Raume und Zeit, von dem Streben nach Vergöttlichung, als einem Streben nach Vollendung der Selbſtthätigkeit zur Selbſtthätigkeit eines Abſoluten in Gotte (S. 96): er vernimmt den Schall dieſer Worte, und fragt nach ihrer vernünftigen Bedeutung. Dieſe letzte aber wird er nur dann finden, wenn ihr ihn kennen lehret ſeine vernünftig freie Natur, ihn zum klaren Bewußtſeyn bringet ſeiner höheren geiſtigen Kräfte und Geſetze, ihn überzeuget, daß er vermöge dieſer Kräfte und Geſetze nicht der Erſcheinungswelt angehören könne, daß ihn Vernunft und Gewiſſen auf eine höhere Beſtim-

stimmung hinweisen, daß er demnach angehöre einer höheren unsichtbaren geistigen Ordnung der Dinge, die wir nicht zu schauen, sondern nur zu glauben, zu ahnen vermögen. Und woher diese höheren Kräfte und Gesetze in uns? Etwa aus der Erscheinungswelt, die der Nothwendigkeit und dem Wechsel des Einzelnen unterworfen ist? Wahrheit, Recht und Tugend, was wären sie für den Menschen, wenn er als sterbliches Wesen der Erscheinungswelt angehörte? Seitdem Plato die Ideeen in uns, die Weltordnung (als Form) außer uns von einem höhern Wesen, dem ὄντως ὄν, herleitete, hätte die Religionsphilosophie, um den Menschen die Lehre wahrer Weisheit zu werden, diese Bahn nie verlassen sollen. Ihr folgten die Alexandriner (Philo), wenn sie um des Logos, des Nous im Menschen willen den κόσμος νοητός und κόσμος αἰσθητός unterschieden; dasselbe thaten die ältesten griechischen Kirchenväter (Clemens von Alex. u. A.), und selbst in der christlichen Gnosis weist das Pleroma, als der Urgrund des Geistig-Vernünftigen, auf das platonische Princip zurück. Hätte Kant nicht einseitig bloß um des Sittengesetzes willen (so richtig es an sich ist), sondern mit Rücksicht auf die gesammte sittlich-intellectuale Natur des Menschen, Unsterblichkeit und Daseyn Gottes postulirt: er würde in dieser Hinsicht der Plato der neueren Philosophie geworden seyn, den die jetzigen Aristokratiker und Stoiker mit ihrem feinen oder groben Pantheismus nicht würden zu meistern vermögen. Gründen wir demnach auf die Anforderungen unserer höheren geistigen Natur den Glauben an eine höhere, geistige, mithin, im Gegensatze der Sinnenwelt, unsichtbare Ordnung der Dinge, so gibt uns dieser Glaube die Idee einer persönlich-geistigen Fortdauer (Unsterblichkeit), die Idee eines Gottes, als des Urgrundes dieser Ordnung der Dinge, und die der gerechten Vergeltung nach dem Tode. Wohl ist der Glaube an persönliche Unsterblichkeit der Glaube an eine ewige, mithin in zeitlicher Hinsicht absolute

lute Fortdauer, ſo wie der Glaube an Gott der Glaube an ein in zeitlicher und räumlicher Hinſicht absolutes Weſen; allein nur die Idee iſt uns erreichbar, an eine Anſchauung oder Selbſtanſchauung des Abſoluten iſt mithin nicht zu denken, — wenn man nicht anders ein leidiges Spiel mit dieſen Worten zu treiben geſonnen ſeyn ſollte. Und dieß ſcheint der Vf. ſelbſt anzuerkennen, indem er in der fünften Abtheil. über die Religion als Glaube den Glauben keineswegs verwirft, ſondern ihn nur auf die Vernunft, und das mit Recht begründet wiſſen will. Ja, er geſteht hier offen zu, daß ſich das Abſolute nicht anſchauen laſſe, wenn er S. 167 ſagt: „Allerdings iſt es der Vernunft, als einem Vermögen, das Unbedingte, d. i. das Reale als ein Abſolutes im Bedingten anzuſchauen, nicht möglich, das Abſolute, als ſolches, d. i. frei von aller Bedingtheit zu ergründen, d. i. ſich deſſelben in ſeiner Schrankenloſigkeit, in ſeiner Abſolutheit bewußt zu werden, d. i. in der Kategorie Gott anzuſchauen.“ Hätte doch der Vf. gerade heraus geſagt: die Vernunft iſt das Vermögen, das Abſolute oder Göttliche anzuſchauen, ſie vermag es aber nicht, daſſelbe anzuſchauen; Jeder würde dann wiſſen, wie man es mit ſeinen Worten und Begriffen nicht ſo genau nehmen dürfe, und daß die ganze Darſtellung des Weſens der Religion, als einer Welt- und Lebens-Anſchauung in Raum und Zeit, die ſich als eine poetiſche, philoſophiſche, moraliſche und religiöſe zur Selbſtanſchauung eines durch ſich ſelbſt Bedingten Unbedingten vollendet habe (S. 127) — daß dieſe Darſtellung am Ende doch nur ein großer Selbſtwiderſpruch ſei.

Abgeſehen aber von dieſer Begriffsverwirrung, die ſich ermüdend durch den ganzen erſten Band hindurchzieht, bietet uns der zweite Band, über den Geiſt der chriſtlichen Religion, eine in dogmatiſcher Hinſicht völlig unbefangene, höchſt geiſtreiche Auffaſſung und Darſtellung dieſer Religion. Der Vf.

will

will sich, wie er schon in der Vorrede sagt, durch kein Dogma, keine ängstlichen Rücksichten beschränken lassen; er will durch kühne Beleuchtung mancher vermeintlichen Wunder das eigentlich Wunderbare, Wundervolle des Christenthums in das rechte Licht zu stellen suchen. Zu diesem Endzwecke stellt er sich zuvörderst die beiden Fragen: worin besteht das Wesen der religiösen Welt- und Lebensanschauung Jesu Christi? Und auf welcher Abstufung religiöser Bildung überhaupt steht sie? Wenn er bei Beantwortung dieser Fragen offen gesteht, sich am Meisten an Herders derartige Darstellungen in dessen christlichen Schriften angeschlossen zu haben (S. 2), so würde er vielleicht Geist und Wesen der christlichen Religion noch einfacher aufgefaßt haben, wenn er hierbei von seinem philosophischen Gesichtspuncte gänzlich abstrahirt, sich lediglich an die Schrift selbst gehalten, und dabei die Grundlehren des A. T. in ihrem Verhältnisse zu dem N. T. weniger einseitig berücksichtiget hätte. Wir glauben von einem Manne, wie der sel. Vf., dessen Gemüth so innig durchdrungen ist für Religiosität und die von ihr wesentlich abhängige Wohlfahrt der Menschen, gewiß Beistimmung erwarten zu dürfen, wenn wir behaupten, daß allein in Jesu Christo wahres, ewiges Heil zu finden sei. Sagt nun der Stifter unserer Religion selbst, daß das ewige Heil, welches er der gesammten Menschheit (Joh. 17, 2) zu bringen göttlichen Beruf habe, in der wahren Erkenntniß des Einigen Gottes und dessen, den er gesandt habe, zu finden sei, so bezeichnen wir als Hauptzweck der göttlichen Sendung Jesu als des Christus, zu überbringen allen Menschen, aller Länder und Stände, unter allen Verhältnissen des irdischen Lebens, das Bewußtseyn ewiger Seligkeit (ζωὴ αἰώνιος). Gott, der Vater, Christus, der eingeborene Sohn, gesalbt mit heiligem Geiste, und das ewige Leben sind die Grundbegriffe des christlichen Glaubens. Um nun alle Menschen, Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere u. s. w. zum Bewußtseyn ewiger Selig-

Seligkeit, der Gewiſſensruhe und Freudigkeit vor Gotte (παῤῥησία — εἰρήνη πρὸς τὸν Θεόν) in dieſem Leben, ſo wie der frohen Erwartung eines glückſeligeren Lebens nach dem Tode, zu leiten, ſtellte Chriſtus nicht eigentliche Theologumena, nicht Philoſopheme, ſondern ſolche Glaubens- und Sittenlehren auf, welche jenem Endzwecke entſprechen, und durch ſein eigenes Leben und ſeine Schickſale gegen alle Zweifel anſcheinend tieferer Speculation für alle folgende Zeiten verbürgt und geſichert ſind. Das Chriſtenthum zu philoſophiſcher Speculation erheben, ſeinen entſchiedenen Theismus zu einer genialen, pantheiſtiſchen Lebens- und Weltanſchauung erweitern wollen, heißt, ihm ſeine eigenthümliche, allerleuchtende Kraft rauben. Das Chriſtenthum ſcheut keine Speculation, ja es regt ſelbſt dazu auf, aber als das Wort des ewigen Lebens, gegeben für das wirkliche Leben, wird es, in ſeiner Einfachheit erhalten, weit kräftiger wirken, als in dem glänzenden Gewande eines theologiſch-philoſophiſchen Syſtems. So vortrefflich daher und ganz im Geiſte des reinen und lauteren Evangeliums der Vf. §. 6—11 Geiſt und Weſen der chriſtlichen Religion nach ihren Grundlehren geſchildert hat, ſo würde er gewiß auch die chriſtliche Lehre von der Verſöhnung des Sünders mit Gotte in ihrer einfachen allgemeingiltigen und dauernden Bedeutung erkannt haben, wenn er aus jenem Geſichtspuncte den Endzweck der Erſcheinung Jeſu Chriſti, als des Stifters eines neuen Bundes Gottes mit der geſammten Menſchheit aufgefaßt hätte. Nach dem Vf. konnte ſich nämlich Chriſtus das Verdienſt der Verſöhnung nur um Juden und Heiden erwerben, deren religiöſe Welt- und Lebens-Anſchauung politiſcher Anthropomorphismus geweſen ſei; die ganze Idee ſei alſo Nichts weiter, als Accommodation nach einem herrſchenden Lehrbegriffe auf einer beſtimmten religiöſen Bildungsſtufe der Menſchen, die wir bereits überſchritten haben ſollen, für uns habe ſie nur noch einen ſchönen erhabenen allegoriſchen Sinn, indem wir

Alle

Alle geſendet ſeyn ſollen, Erlöſer unſeres Geſchlechts zu werden durch Entbehrung und Aufopferung, durch innige Liebe, durch Blut und Tod, wie Jeſus Chriſtus (S. 19). Hier bedachte der gute Vf. nicht, ein Mal, daß ſich die religiöſen Bildungsſtufen der Menſchen wohl auf dem Papiere, aber nicht in der Wirklichkeit nach Jahren und Jahrhunderten abgrenzen laſſen. Es ging ihm, wie unlängſt jenem ſonſt wackeren Gottesgelehrten, der, weil Er gerade darüber hinaus iſt, meinte, wir bedürften bei dem heutigen Jugendunterrichte der zehn Gebote nicht mehr, aber dabei nur an ſeinem Studirtiſche vergaß, auf das Zuchthaus hinüber zu blicken, an das ehebrecheriſche Leben ſelbſt in den ſogenannten gebildeten Ständen, an die Behandlung zu denken, die oft die bravſten Aeltern von ihren Kindern ſich gefallen laſſen müſſen. Der Vf. bedachte ferner nicht, daß Chriſtus nicht kam, die Juden, als Juden, die Heiden, als Heiden, ſondern dieſelben als Sünder zur Beſſerung und Reue zu ermahnen, und ihnen unter dieſer Bedingung die Gnade Gottes zu verheißen; er bedachte nicht, daß die Parabel vom verlorenen Sohne für alle Zeiten, ſo lange es Sünder in und außer der Chriſtenheit geben wird, ihre Giltigkeit behauptet. Oder läßt ſich etwa ableugnen, daß es, Trotz der gerühmten religiöſen Bildungsſtufe, die wir errungen haben ſollen, zahlloſe Sünder unter uns gibt, die in moraliſcher Hinſicht allen jenen Juden und Heiden ganz gleich ſtehen, denen zur Zeit Chriſti und ſeiner Apoſtel die Lehre von der verzeihenden Gnade Gottes gegen den reuevollen Sünder, und von der Verſöhnung in Chriſto die innere Seelenruhe wieder gewähren ſollte und wirklich gewährte, um ſie zu Tugendeifer, und dadurch zum Streben nach dem Bewußtſeyn ewiger Seligkeit zu ermuthigen? So lange daher Chriſten, auch wenn ſie die höchſte Stufe menſchlicher Bildung erſtiegen haben ſollten, ſündhaft bleiben oder Sünder ſind, möge die Parabel vom verlorenen Sohne, mögen die Einſetzungsworte des Kelches im

Abend-

Abendmahle sie belehren von der Vaterliebe Gottes gegen den ἁμαρτωλὸς μετανοῶν, und der Opfertod Christi ihnen diese Gnade verbürgen: damit auch sie nicht verloren gehen, sondern die ewige Seligkeit in Christo erlangen, welcher nicht kam, die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen. — Gewiß, hätte der wackere Vf. die einfachen Schriftlehren in ihrer höchsten Beziehung, allen Menschen das Bewußtseyn ewiger Seligkeit zu geben, unbefangener und genauer gekannt und geprüft; er würde in ihrer Behandlung durchgängig eben so glücklich gewesen seyn, als dieß wirklich der Fall ist bei der in der zweiten Abtheil. vorgenommenen Prüfung des kirchlichen Christenthums. Hier stimmen wir ihm vollkommner bei, wenn er die kirchlichen Lehren von einer außer- und übervernünftigen Offenbarung und Inspiration der heil. Schrift (§. 2 ff.), von der Dreipersönlichkeit Gottes (§. 10 ff.), von der Erbsünde (§. 23 ff.), von der heilsamen Gnade Gottes (§. 37 ff), als vernunftwidrig und antichristlich verwirft. Es würde uns jedoch zu weit führen, wenn wir seiner Prüfung anderer auf dem Grunde der heiligen Schrift beruhender, obschon in der Kirche falsch ausgedeuteter Glaubenslehren kritisch folgen wollten. Wir glauben davon unseren Lesern an der biblischen Erlösungs- oder Versöhnungslehre eine genügende Probe gegeben zu haben. Eben so wenig wollen wir verweilen bei der dritten Abtheil., enthaltend die Darstellung und Prüfung der kirchlichen Lehre über das christlich Wunderbare. Rec. weicht hier in seiner Grundansicht von dem Vf. ab, und contra principia negantem etc., ist ein kluger Wahlspruch. Nach unserem Dafürhalten erkennt der Mensch die Natur nebst ihren Gesetzen und Kräften nur als Erscheinungswelt; die Gesetze einer höheren geistigen Ordnung der Dinge sind ihm verborgen, und so ist für Rec. seine persönliche geistige Unsterblichkeit, deren Möglichkeit oder Bedingtheit er aus der sichtbaren Natur nicht zu erklären vermag, ein eben so großes Wun-

der,

der, als alles Wunderbare, das wir nun einmal aus der heiligen Geschichte nicht hinwegerklären können: möge Rec. auch der Ehre gewürdiget werden, zu den „Rockenphilosophen" (S. 168) zu gehören. Es fragt sich noch, ob nicht auch diese Philosophen einen haltbaren philosophischen Faden spinnen können.

Wenn wir in diesem zweiten Bande so Manches fanden, was wir nicht billigen konnten, so haben wir dagegen den dritten Band: über den Geist der Zeit in Beziehung auf Religion, mit inniger Theilnahme und immer steigenderem Interesse gelesen. Nicht bloß die Begeisterung, sondern noch mehr die Offenheit erfreute uns, womit sich der Vf. über Gebrechen der Zeit ausspricht, die leider von Oben sogar noch gepflegt werden, aber gewiß eben dadurch sich selbst ihr Grab bereiten. Er dringt mit Fug und Recht auf Läuterung des kirchlichen Lehrbegriffs, verlangt, daß den Forderungen der Zeit genügt, der religiöse Indifferentismus dadurch beseitiget werde, daß man alles Uebervernünftige entferne, und der Vernunft ihr Recht wiedergebe, daß man in Kirchen und Schulen einen vernunftgemäßen Religionsunterricht ertheile, ohne Scheu vor den Folgen, die dieß etwa haben könnte, und aus ungeheuchelter Liebe zur Wahrheit. Wir lassen es, bei der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit dieser Forderungen, gern hingehen, wenn der Vf. auch hier nicht selten zu weit greift. Wenn er z. B. wie alles Uebervernünftige, so auch alles Uebernatürliche verbannt wissen will, so halten wir das der pantheistischen Genialität zu Gute, sind aber der vesten Ueberzeugung, daß sich die Idee des Uebernatürlichen nie aus dem Christenthume werde entfernen lassen, so lange der Glaube an einen Gott, Schöpfer, Erhalter und Regierer der Natur nicht übervernünftig ist. Eben so mißverständlich ist die wohlgemeinte Behauptung und Forderung, der Staat solle und müsse Kirche werden (S. 48): sie hat am Ende doch nur den Sinn, die Erziehung aller Staatsangehö-

rigen

rigen zu wahrer Religioſität ſei höchſte Aufgabe des Staates, und ſo müßten auch alle ſeine Beſtrebungen durch religiöſe Gründe geleitet werden. Und das iſt richtig, obſchon die bekannten zwei Schwerter nie werden zuſammengeſchmolzen werden können. §. 24 ff. folgen nun die beſonderen Reformationsvorſchläge. Der Vf. verlangt eine neue Bibelüberſetzung in der Sprache unſeres Jahrhunderts und deren allgemeine Verbreitung; wir rathen nur zu einer Umarbeitung der lutheriſchen, wovon wir ſchon ſchätzbare Proben haben. Dann verbreitet er ſich über die Verbeſſerung des Unterrichts im Allgemeinen und des chriſtlichen Religionsunterrichts insbeſondere, und beharrt mit Recht darauf, daß derſelbe immer hinwirken müſſe, die Religion in's Leben wirklich einzuführen. Ueber die Verbeſſerung des Beichtweſens und der Abendmahlsfeier gibt er Vorſchläge, die wir vollkommen billigen. Daß aber, wenn Alles recht vernünftig chriſtlich werden ſoll, auch die liebe Kindertaufe abgeſchafft werden müſſe, hätte er nicht überſehen ſollen. Den Beſchluß (§. 45 ff.) endlich machen Paragraphen, in denen der Vf. mit großem Eifer vor der Militäriſirung des chriſtlichen Staates warnt. „Saget, ruft er S. 95 aus, ſaget, was iſt der Zweck aller der ungeheueren Anſtrengungen, zu welchen ihr den Staat zwinget, was der Zweck der ſchmerzlichen Laſten, die ihr ihm auflegt? Ein rein unchriſtlicher iſt er; ich ſage es laut, und danke Gotte, daß ich den Muth dazu habe, denn es iſt kein anderer, als: die Staatskräfte zunächſt nur eigennützig, ſelbſtſüchtig in Anſpruch zu nehmen — für was? für die Sicherheit des Thrones. — — Dahin deuten die Anſtrengungen, die ihr nicht euch, ſondern dem armen, irregemachten und längſt mißtrauiſchen Volke auflegt; dahin eure militäriſchen Maßregeln, die militäriſche nur zu dieſem Zwecke waren. Staatsſelbſtſucht war euere Vaterlandsliebe. Der glänzende Rock war euch näher, als das zerlumpte Hemde" u. ſ. w. „Gebet, ermahnt er weiter, dem

Volke

Volke vor allen Dingen Aufklärung, Bildung, Kunst, Wissenschaft und Religion; — — gebet ihm den vesten Glauben an eure Liebe, an eure Gerechtigkeit, d. h. an eure Göttlichkeit, und ihr habet ihm den echten, militärischen Geist gegeben, ihr habet ihm gegeben Kraft, Willen und unerschütterlichen Muth, zu lassen Blut und Leben für seine edelsten Güter, für das Palladium des Staats."

Schriften gegen das Leben Jesu von Strauß.

Die namhafte Zahl von Gegnern, welche das Leben Jesu von Strauß kurz nach seiner ersten Erscheinung fand, kann nicht anders als für ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit gelten. Sie deutete sichtbar darauf hin, daß den Theologen der Gegenwart im Allgemeinen zu viel gesunder Sinn und richtiges Urtheil inwohne, als daß die kleine Zunft derselben, welche aus den neuesten philosophischen Schulen hervorgegangen ist, auf eine erfolgreiche Geltendmachung ihrer wirren und verwirrenden Ansichten vom Christenthume mit nur einiger Sicherheit rechnen könne. Hatte man sich schon früherhin mit dem gebührenden Nachdrucke gegen das Bestreben eines wohlbekannten theologischen Parteihauptes erklärt, den historischen Christus in das dialektische Spinnengewebe einer transcendirenden Speculation so einzupuppen, daß von der Menschlichkeit desselben so gut wie gar Nichts übrigblieb: so konnte man noch weit weniger dazu schweigen, daß die hegelisirende Theologie, in folgerichtiger Fortsetzung dieses Verfahrens und ihrer philosophischen Grundansicht gemäß, zuletzt der ganzen christlichen Urgeschichte den Krieg ankündigte und sie für eine mythische Fiction auszugeben versuchte. Der Standpunct, welchen man bei der Bekämpfung dieses Unternehmens nahm, war nach den abweichenden Begriffen, welche man von dem offenbarungsmäßigen Charakter der neutestamentlichen Urkunden

hatte,

Digitized by Google

hatte, freilich sehr verschieden; aber das Ziel, auf welches man hinarbeitete, blieb immer dasselbe, nämlich darzuthun, daß mit dem historischen Christus das Christenthum selbst zum unersetzlichen Schaden für Welt und Menschheit zusammenfalle und daß, wer jenen aus der Reihe der wirklichen Erscheinungen zu verdrängen suche, auch Dieses in seinem eigenthümlichsten Wesen vernichte. Dabei vergaß man nicht, nachzuweisen, daß der Weg, welchen der hegelisirende Mythicismus zur Herbeiführung dieses Resultates einschlug, glücklicher Weise ein ganz verfehlter sei, und daß Strauß, der ihn zuerst ganz rücksichtslos verfolgte, bei allem Scharfsinne, welchen er in seiner annihilirenden Kritik des Lebens Jesu an den Tag legte, sich doch ganz unfähig zeigte, die handgreiflichen Schwächen und Blößen inne zu werden, welche er mit einer solchen Kritik gab. — Wie die straußische Schrift in diesen Blättern angesehen wurde, ist aus dem zweiten Hefte des jetzigen Jahrganges (S. 262—309) den Lesern bekannt. Jetzt kommt es darauf an, mitzutheilen, in welcher Weise Andere ihre Einstimmigkeit mit dem dort niedergelegten mißbilligenden Urtheile darüber zu erhärten bemüht waren. Zählen wir dabei nicht alle gegen Strauß erschienene Schriften auf, so erklärt sich das daraus, daß sie uns nicht alle zu Handen gekommen sind, und daß wir ein Paar einzelne absichtlich übergehen zu müssen glaubten, weil sie bei allen gegründeten Gegenbemerkungen, welche sie enthalten, nur allzusehr für das Bestreben zeugen, den Verfasser des Lebens Jesu zu verketzern, ein Bestreben, dessen Unchristlichkeit Jedem, der sich dessen schuldig macht, das angesprochene Stimmrecht in dieser Sache entzieht. — Wir beginnen unter ihnen mit derjenigen, welche sich ihrer eigenthümlichen Bestimmung nach zwar nur im Allgemeinen gegen die straußische Schrift ausspricht, aber Theils als das erste Wort in Sachen derselben, Theils einer andern wichtigen Beziehung halber nicht übergangen werden darf. Es ist

1) Dr. Re-

1) Dr. Neander's Erklärung in Beziehung auf einen ihn betreffenden Artikel der Allgem. Zeitung, nebst dem auf höhere Veranlassung von ihm verfaßten Gutachten über das Buch des Dr. Strauß: Leben Jesu. Berlin 1836, bei Haude u. Spener. 19 SS. 4 Gr.

Den Anlaß zu dieser Erklärung gab eine in Nr. 10 der Allgemeinen Zeitung von Berlin aus mitgetheilte Nachricht, daß Hr. D. Neander höheren Ortes aufgefordert worden sei, ein Gutachten über die straußische Schrift abzugeben und daß dieses Gutachten im Wesentlichen der Ansicht gewesen sei: „daß die Ergebnisse jener Schrift, wenn sie wahr wären, zwar die jetzt beschränkte Form des Christenthums aufheben, aber gerade dazu dienen würden, einer höheren, vollendeteren, der Zukunft vorbehaltenen Form des Christenthums den Weg zu bahnen." Das glaubte Hr. D. Neander in Abrede stellen zu müssen, weil ihn hiermit jener Berichterstatter offenbar zu einem hegel'schen Theologen machen und ihm die Meinung unterschieben wollte, als verstehe er unter jener Form des Christenthums diejenige, „welche sich an den historischen Christus, Jesus von Nazareth, als den anschließe, in welchem Gott für alle Zeiten sich offenbart und die von ihm entfremdete Menschheit zur Gemeinschaft mit sich zurückgeführt hat, und welche in ihm den Erlöser und die Quelle des göttlichen Lebens erkennt," unter dieser aber die, „nach welcher der historische Christus zu einem mythischen gemacht, was die neutestamentlichen Urkunden von ihm überliefern und was die Kirche seit ihrem Ursprunge verkündigt, nur als ein Symbol für die Idee der Menschheit gedeutet wird, so daß wir die geschichtliche Realität der Ueberlieferungen von Jesu Leben gern darangeben können." Diese Erklärung konnte nun, ihrem allgemeinen Sinne nach, auch ohne die nicht bezweckte

nähere Angabe der für sie sprechenden Gründe, jedem unbefangenen und warmen Christusfreunde allerdings sehr erfreulich seyn, weil sie darthat, daß auch der Urheber derselben der großen Zahl der Theologen angehöre, welche das Bemühen der hegel'schen Schule, das „Christenthum in eine inhaltsleere Abstraction" zu verwandeln, welche an die Stelle des Lebendigen und Lebenskräftigen gesetzt werden soll," für etwas Verderbliches erkennen und es als eine eben so große als eitle Anmaßung bemitleiden, wenn jene Schule meint, ihre Ansicht vom Christenthume sei deßhalb, weil sie sich an einem Orte, der für die übrige wahrhaft intelligente Welt jetzt eine sehr geringe Bedeutung hat, einiger Dutzend verschrobener Köpfe bemeistere, „in der allgemeinen Zeitbildung sehr verbreitet und finde in derselben einen bedeutenden Anschließungspunct." Wenn aber Hr. D. Neander den allgemeinen Sinn dieser Erklärung dahin ausdeutet, daß er unter dem „historischen Christus" keinen andern verstehe, als „den Gottmenschen," welchen die schleiermacher'sche Glaubenslehre aufstellt: so muß man höchlich bedauern, daß er sich mit vielen Andern in einen Irrthum hineintäuschen ließ, welcher jedem unbefangenen Leser der historischen Urkunden des Christenthums fast unbegreiflich erscheinen muß und dessen wahre Beschaffenheit, bei aller Tadelhaftigkeit seiner eigenen Ansicht, Niemand richtiger gewürdiget und schlagender zurückgewiesen hat, als Strauß (2. Bd. S. 710—720.). Denn wo läge, einige gnostisirende Aeußerungen des Johannes und Paulus über Jesum abgerechnet, welche der wahre Interpret des N. Ts. gehörig zu beurtheilen weiß, in den Urkunden des letztern irgend Etwas vor, was uns berechtigte, jenen schleiermacherschen „Gottmenschen," für den historisch wahren Christus auszugeben, „welcher das Leben der Menschheit umgebildet hat und mit siegreicher göttlicher Kraft fernerhin ausbilden wird?" Wer müßte nicht vielmehr bei nur einiger Offenheit für den Gesammteindruck, welchen

chen das Bild des historisch wahren Christus auf das Gemüth macht, jenen Gottmenschen für ein aus Kirchenlehre und schelling-jacobischer Philosophie zusammengetragenes Gedankending erklären, das eben so wenig geschichtlichen Boden unter sich hat, als der „ebionitische Christus," mit welchem Schleiermacher den seinigen in Gegensatz zu bringen beliebte? Allerdings ist dieser „ebionitische Christus," welchen Hr. D. Neander mit Schleiermacher für das angebliche Erzeugniß einer negativen einseitigen Verstandesaufklärung ausgeben will, in den evangelischen Urkunden nicht zu finden, aber eben so wenig ist auch jener erdichtete Gottmensch daselbst zu finden, dessen Urbildlichkeit in einem geschichtlichen Einzelwesen vollständig zur Wirklichkeit gekommen seyn soll," und der eben deßhalb d. h. als ein historisch ganz unmöglicher nie zur „Quelle des göttlichen Lebens" werden kann, weil er in kein gedenkliches Verhältniß zu dem menschlichen Gemüthe zu treten, sondern nur die menschliche Phantasie oder höchstens den dialektisirenden Verstand einiger Schultheologen zu beschäfftigen im Stande ist. Der wahre historische Christus liegt vielmehr zwischen dem ebionitischen und gnosticirten Christus als der einzig wirkliche mitten inne, der nämlich, der als Menschen- und als Gottessohn in Einer Person der Gattung nach der Menschheit angehörte, sie aber durch seinen göttlichen Sinn und durch sein göttliches Wirken zu gleicher Gottähnlichkeit zu bilden suchte und sich durch das, was er war, lehrte, that und litte, als ihr kräftigster Erlöser von Irrthume, Sünde und Elende darstellte. Ja, es ist sehr die Frage, ob nicht eben das Ungeschichtliche jenes schleiermacher'schen Gottmenschen der hegel'schen Theologie mit zum Anlasse diente, den geschichtlichen Christus aus der Reihe der wirklichen Erscheinungen ganz hinwegzutilgen und sich zu überreden, daß sie mit ihrer bloßen Idee von Christus eben so weit komme, als mit jenem nur mit einigen kirchlich-historischen Fetzen

umkleideten Urbilde. Wenigstens hat es Strauß in dem angezogenen Abschnitte kein Hehl, daß an einem solchen Christus gar Nichts verloren gehe, und daß daher der Mythicismus völlig befugt sei, denselben zu vernichten. Sagte daher Schleiermacher mit Bezug auf die hegelisirende Ansicht von Christus: „Es ahnet mir, daß dabei für die geschichtliche Person des Erlösers doch nicht Viel mehr übrig bleibe, als bei jener ebionitischen Ansicht (von ihr) auch herauskommt:" so vergaß er völlig, daß er sich in Bezug auf das Erstere mit seinen eigenen Waffen schlug und in Bezug auf das Letztere etwas ganz Grundloses aussprach, weil die angeblich ebionitische Ansicht von Christus wohl seine geschichtlich documentirte göttliche Würde, nicht aber sein ganzes geschichtliches Daseyn beeinträchtiget. Käme es in einer Sache, welche für sich selbst spricht, auf Autoritäten an, so wäre hier die v. Ammon's anzuziehen, welcher in der zweiten Auflage seiner Fortbildung des Christenthums (1r Bd.) in dem neueingefügten Abschnitte: Die Lebensfrage der rechten Christologie, unter die übeln Wirkungen, welche das Hinaufschrauben des geschichtlichen Gottessohnes Christus zu einem ungeschichtlichen Gottmenschen auch die rechnet, daß hierdurch der Leugnung seiner ganzen geschichtlichen Existenz der Weg gebahnt worden. „Wir müssen, spricht er S. 270 ff., hinzusetzen, daß die sich in der Lehre von der Person Jesu immer kühner überbietende Speculation nur durch ihre, zwar nicht vorgesehene, aber doch unvermeidliche Reaction die Geschichte Jesu selbst bedroht. — Der Verfasser dieser Abhandlung hat von mehreren Theologen der alten Schule das wehmüthige Geständniß vernommen, daß aus dem neuorthodoxen Systeme von der göttlichen Urbildlichkeit des Sohnes Gottes und ihrer Entwickelung in dem Menschen Jesus der geschichtliche und biblische Christus ganz verschwunden sei. Der eben so gelehrte, als

scharf-

scharfsinnige und geistvolle Urheber der neuesten Hermeneutik (Kritik der evangelischen Geschichte) tritt frei und offen mit dem Bekenntnisse hervor: daß die mythische Erklärungsweise des N. Ts. mit Aufopferung der historischen Wahrheit des Erzählten seine absolute Wahrheit vesthalte und daß Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt ewige Wahrheiten bleiben, so sehr auch ihre Wirklichkeit als historische Facta angezweifelt werden mag. So hat die speculative Christologie der Concilien die religiöse, die hyperdogmatische die geschichtliche gefährdet und erdrückt, und selbst das Fundament der Rechtgläubigkeit erschüttert, die sie für immer gesichert zu haben meinte." — „Nur dann, setzt v. Ammon S. 274 hinzu, wenn wir den Menschen Jesus, wie er unter den Menschen lebte, lehrte und den Seinigen die Zukunft enthüllte, nach seiner Stellung unter den Zeitgenossen, in seiner vollen Weisheit und Liebe erkennen, stehen wir seiner heiligen Gemeinschaft mit dem Vater nahe, die für uns der einzig veste Grund seiner Göttlichkeit ist und als die Krone des christlichen Glaubens betrachtet werden muß. Das Geheimniß ist groß und noch größer für den Freund des göttlichen Lichtes und Lebens; aber mit dem Schleier Mose's und der Satzung tritt Keiner in das Heiligthum und verhüllt sind doch zuletzt Alle, die, der Wahrheit beraubt, nicht wissen, was sie sagen oder setzen (1 Tim. 1, 7)." — Dem sachkundigen Leser brauchen wir diese „Verhüllung" in der schleiermacherschen Christologie nicht erst nachzuweisen. Denn wie sehr dieselbe nur mit „der Satzung" ein dialektisches Spiel treibe, ohne nach ihrer geschichtlichen Bewahrheitung zu fragen, zeigt schon der Umstand, daß sie, wie seine ganze christliche Glaubenslehre, sich sorgfältig hütet, irgend einen exegetischen Grund für sich geltend zu machen. — Kann man nun Hrn. D. Neander, Vorstehendem nach, nur in dem allgemei-

gemeinen Theile seiner Erklärung gegen den ihn des Hegelismus verdächtig machenden Berichterstatter in der Allgem. Zeitung, nicht aber in der näheren Bestimmung Recht geben, nach welcher er als Glaubensgenosse Schleiermacher's weit über denselben erhaben zu seyn glaubt: so wird man doch ihm um so unbedenklicher darin beistimmen, was er in einer kurzen Nachschrift zu jener Erklärung über die evangelische Kirchenzeitung sagt, welche auch beim Abgeben ihrer Ansicht von der Schrift des Hrn. D. Strauß das „Prokrustes-Bette" ihres evangelischen „Papstthums" in Anwendung bringen wollte. — Eben so gern wird man endlich den Geist der Mäßigung und Umsicht anerkennen, mit welchem er in seinem, auf höhere Veranlassung abgefaßten, Gutachten über das Buch des D. Strauß: Leben Jesu, und das in Beziehung auf die Verbreitung desselben zu beobachtende Verfahren" sich aussprach. Er gesteht darin ganz unverhohlen, daß er den Standpunct des Vfs. und die Ergebnisse, welche er auf ihm gewonnen, für seine Person zwar größten Theils verwerfen müsse, weil die, von D. Strauß bei Verwandlung des geschichtlichen Inhalts der Evangelien in Mythisches angewandten, Grundsätze folgerichtig die sichersten Thatsachen aller Geschichte ihrer Realität berauben würden und weil die allgemeinere Verbreitung der straußischen Ansichten vom historischen Christus die, auf eine geschichtliche Grundlage erbaute, christliche Kirche zerstören müßten; setzt aber weislich hinzu, daß gegen ein Werk, das von einem, wenn gleich einseitigen, wissenschaftlichen Interesse ausgegangen sei, nur ein wissenschaftliches, nicht aber polizeilich prohibitives Bekämpfen desselben räthlich sei, indem das letztere, „als Ausspruch des öffentlichen Gewissens," nur für Schriften passe, welche in populärer Weise das Heilige mit leichtfertigem Sinne profaniren und das religiöse und sittliche Gefühl im Volke beleidigen und zerstören. Auf welche Schriften Hr. D. Neander hiermit hindeute, verräth schon das Datum dieses Gutachtens,

achtens, (d. 15. Nov. 1835) und man könnte dabei nur wünschen, daß das „öffentliche Gewissen" sich nicht nur bei den frivolen Erzeugnissen des sogenannten jungen Deutschlands, sondern auch bei den oft noch weit schlimmeren Ergüssen der schamlosesten Frechheit laut geworden wäre, an denen sich die deutsche Lesewelt seit Jahren ungestört erquicken konnte und noch erquickt. — Der bereits vollendete Vf. der folgenden Schrift, (aus den „Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs" besonders abgedruckt.)

2) Bemerkungen über das Leben Jesu kritisch bearbeitet von D. Fr. Strauß — von Christoph Benj. Klaiber, D. d. Theolog. u. Pfarrer in Stetten im Remsthale. Stuttgart, bei Beck. 110 SS. 12 Gr.

geht in die streitige Sache tiefer ein und bringt unleugbar Vieles zur Sprache, worauf dem Gegner die Antwort schwer fallen dürfte. Da er jedoch dabei den supranaturalistischen Standpunct vesthält, so mischt er auch so Manches ein, was nicht zum Ziele trifft, wie das in jedem Streite der Fall seyn muß, wo man von ganz entgegengesetzten Principien ausgeht.

Er beginnt mit der Bemerkung, daß sich der Gegner täusche, wenn er „ohne gewisse religiöse und dogmatische Voraussetzungen," also ganz unbefangen und unparteiisch an seine Arbeit gegangen zu seyn glaube. Denn wer, wie er, die Idealphilosophie Hegels, „welche sich gegen die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit negativ verhalte und alle Thatsachen der Geschichte in bloße Begriffe des philosophischen Subjects verwandele," dazu mitbringe, sei allerdings in einer Voraussetzung befangen, welche es nicht zur Kritik irgend eines Gegenstandes, am Wenigsten eines heiligen, kommen lasse. — Hierauf sucht er erst die Grund- und Haltungslosigkeit der von dem Gegner aufgestellten mythischen

An-

Ansicht der evangelischen Geschichte an sich selbst, dann ihr nachtheiliges Verhältniß zu dem Inhalte des Christenthums und zu dem Bestande der christlichen Kirche, und endlich die Gefährlichkeit derselben in Bezug auf die ganze Geschichte der Menschheit nachzuweisen.

Die Grund- und Haltungslosigkeit jener Ansicht beschäfftiget den Vf. am Meisten (S. 11—62) und tritt aus dem, was er darüber sagt, auch klar hervor, obwohl er eben hier nicht Wenig einmischt, was einer Beschränkung oder Berichtigung bedarf. Wir haben dabei vornehmlich das im Sinne, daß der Vf. auf dem von ihm gewählten Standpuncte oft mehr behauptet, als er beweisen kann, und daß er zur Bekämpfung eines Gegners, der das eine Extrem vertheidiget, das andere Extrem geltend macht, wodurch die in der Mitte liegende Wahrheit verlorengeht und Nichts weiter bewirkt wird, als daß der unbefangene Leser Beiden Unrecht geben muß. — Dahin gehört zuvörderst das, daß er sich der überwiegenden Neigung hingibt, Alles und Jedes, was in den Evangelien erzählt wird, als buchstäblich gewiß und zuverlässig zu betrachten; auf die Verfasser derselben das Bild von diplomatisch genauen Geschichtschreibern unserer Tage überzutragen; die erzählten Thatsachen mit den Ansichten der Erzähler für ganz identisch zu halten; die Differenzen zwischen denselben für völlig unbedeutend zu erklären, und namentlich den gänzlichen Unterschied zwischen dem Christus der Synoptiker und dem des Johannes geradehin zu ignoriren. Dieses Verfahren geht nun freilich bei ihm nicht aus einem unbedingten Festhalten an der alten dogmatischen Inspirationstheorie hervor und er macht vielmehr mancherlei Andeutungen und Zugeständnisse, welche die Zulässigkeit einer nicht von ihr gebundenen historischen Kritik der evangelischen Urkunden bei ihm voraussetzen lassen. Aber nicht gerechnet, daß diese Folgewidrigkeit an sich wissenschaftlich mit Nichts zu rechtfertigen ist, so

führt

führt sie ihn auch von dem Hauptpuncte ab, welchen er im Angesichte seines Gegners vornehmlich in das Auge zu fassen hatte, nämlich darzuthun, daß ihm, auch jener Kritik und ihren Resultaten gegenüber, die Berechtigung durchaus nicht zustand, mit den unleugbarsten Thatsachen der evangelischen Geschichte die mythisirende Willkür zu treiben, welche er damit trieb. — Eben so ungenügend und in großer Begriffsverwirrung befangen, zeigt sich der Vf. ferner da, wo er sich über die Wunderscheu seines Gegners ausläßt. Das konnte er wohl nachweisen, daß eine Philosophie, in welcher „entweder Gott und Welt vollkommen getrennt und geschieden und wie ein um die Welt sich Nichts kümmernder Gott, so eine gottlose, dem Leben und Wirken Gottes verschlossene Welt angenommen, oder wo Beide, Gott und Welt, sei es auf materialistische oder idealistische Weise identificirt und als Eins dargestellt werden," nicht nur dem Glauben an Wunder, sondern allem religiösen Glauben fern stehe. Wenn er aber behauptete, daß beide Arten des Glaubens an und für sich selbst völlig Eins wären und daß man mit jenem nothwendiger Weise auch diesen aufgebe, so machte er sich eines eben so handgreiflichen Irrthums, als einer völlig ungerechten und übereilten Anklage einer allen gebildeten Menschen eigenthümlichen religiösen Denkart schuldig. Denn was berechtiget ihn, zu sagen: wer die neutestamentlichen Wundererzählungen nicht buchstäblich auffasse, halte die Ansicht vest: „es gebe kein selbstständiges, über der Welt und Natur stehendes, aber in dieselbe eintretendes Wirken und Walten Gottes und göttlicher Kräfte," oder Derjenige sei ein Materialist und Atheist, der den providentialen d. h. von Gotte geordneten und unabläßig erhaltenen und geregelten Weltlauf gegen den superstitiösen Glauben an die jeweilige Aufhebung und Störung desselben durch angebliche Wunder vertheidige? Wer, wie der Vf. spricht, das Daseyn Gottes, als des vollkommenen, absolut per-

persönlichen, zwar über seine Schöpfung und Welt erhabenen, aber sie, nach allweisen, liebevollen und heiligen Gesetzen, unwandelbar mit seiner Kraft bedingenden und durchdringenden Schöpfergeistes," so wie „das Daseyn einer zwar reellen und von Gott verschiedenen, aber endlichen, mit allen ihren Kräften und Gesetzen von dem höhern, göttlichen Lebensgrunde abhängigen und durchdrungenen und dem göttlichen Leben und Wirken beständig offenen Welt" annimmt: der ist nicht nur in dem Besitze des reinsten und geläutertsten Religionsglaubens, sondern er kann sich auch eben dieses Glaubens halber dem Aberglauben nicht hingeben, als erweise sich das göttliche Wirken in der Welt nur dann oder nur vorzugsweise, wenn die menschliche Unwissenheit und Thorheit den Schöpfergeist die „unwandelbar von ihm festgestellten allweisen, liebevollen und heiligen Gesetze" seines Wirkens durch angebliche Wunder verletzen und aufheben zu sehen meint. Es fehlt daher der Rede des Vfs. an dem gehörigen logischen Zusammenhange, wenn er behauptet: wer jenen Glauben habe, der müsse auch „dem Begriffe des Wunders nicht bloß seine Möglichkeit, sondern auch seine wesentliche Stelle im Kreise der göttlichen Weltregierung anweisen." Dieser Glaube schließt vielmehr den Wunderglauben geradehin aus und wenn er auch die logische Möglichkeit oder die Denkbarkeit eines Wunders nicht in Abrede stellt, so ist es doch der metaphysischen Möglichkeit oder der Wirklichkeit desselben entschieden entgegen, oder will doch für diese ganz andere Beweise beigebracht sehen, als die Zeugnisse von Urkunden, deren Verfasser Trotz ihrer unbestrittenen Redlichkeit doch nicht im Stande sind, ihrer unvollkommenen und zeitgemäßen Ansicht von Gottes Wirksamkeit auf die Welt den Charakter einer absolut wahren und allgemeingiltigen zu geben. Eben so leer und grundlos ist die Versicherung des Vfs.: „behaupten, Gott wirke nur mittelbar durch die Kräfte der Natur,

und

und nicht mehr unmittelbar, heiße offenbar Nichts anders, als: Gott hat wohl etwa in der Schöpfung gewirkt, aber er läßt nun die Naturkräfte für sich wirken und wirkt selbst nicht mehr." Denn er vergißt dabei, daß wer diese Naturkräfte als das Mittel der sichtbar hervortretenden Wirksamkeit Gottes betrachtet, das Unmittelbare dieser Wirksamkeit an sich nicht leugnet und weit entfernt ist, in anthropomorphischer Weise sich das Verhältniß Gottes zur Natur, wie das Verhältniß eines menschlichen Künstlers zu der von ihm erbauten Maschine zu denken, da er so gut, wie der Vf. weiß, daß die Kräfte der Natur ohne Gottes fortwährende, sie belebende und absichtsvoll regelnde Schöpferkraft Nichts sind. Diese aus der Vermischung des alten Wunderglaubens mit den Ingredienzen einer erleuchteten Zeitbildung hervorgehende Begriffsverwirrung stellte auch hier den Vf. in Nachtheil gegen seinen Gegner, und er konnte ihm nur dadurch Etwas abgewinnen, daß er sich zu zeigen bemühte: selbst der Nichtglaube an Wunder, der in seiner Philosophie und dem Mangel alles echten Religionsglaubens seinen Grund habe, könne das Bestreben desselben nicht rechtfertigen, die ganze evangelische Geschichte auch nach ihrem nichtwunderhaften und zum Glücke wichtigsten Theile als mythisch darzustellen. — Welche Ansichten mußte übrigens der Vf. von „dem Großen und Herrlichen im Leben Jesu" haben, wenn er meint, dieses beruhe doch oder hauptsächlich auf den in's Wunderbare gemalten Kraftthaten desselben an Blinden, Lahmen, Tauben, Dämonischen u. s. f., nicht aber auf der religiösen und sittlichen Erhabenheit, in welcher derselbe allen Menschen und Zeiten unerreichbar über die Erde wandelte? Welche niedrige, um nicht zu sagen, erniedrigende Vorstellungen mußte er sich von ihm als „Gottes Sohn" machen, wenn er glaubt, er werde dieser Würde durch das Bestreben entkleidet, die Thatsachen seines Lebens, welche ein ungebildetes Zeitalter

alter

alter für Wunder nahm, in dem Lichte zu betrachten, in welches sie die jetzige Naturwissenschaft stellt? Ist es denn so schwer, hier von der Schale bis zum Kerne zu dringen und die göttliche Erhabenheit Jesu richtiger zu messen, als seine Zeitgenossen? Allerdings läßt der Vf. hie und da eine Ahnung davon durchschimmern und nimmt seinen Gegner auch darüber in Anspruch, daß er durch seine Mythisirung der evangelischen Geschichte das wahrhaft Große und Herrliche in ihm zerstöre. Aber immer waltet doch die Vorliebe für die wunderbare Seite seines Lebens bei ihm vor und macht dadurch seinen Streit wider den Gegner wenigstens theilweise erfolglos. — Endlich greift der Vf. noch darin fehl, daß er die Möglichkeit jeder Mythenbildung im „apostolischen Zeitalter" schlechterdings in Abrede stellt und sich dabei auf Argumente beruft, welche sein Gegner nur eines Lächelns, nicht aber einer Widerlegung werthhalten kann, wie z. B. darauf, daß der Pflegevater und die Mutter Jesu lange genug gelebt hätten, um die Wahrheit der bei der Geburt des Letztern vorgekommenen Umstände historisch sicher zu vertreten, oder daß, außer den Aposteln, die 70 Jüngern und viele andere Zeugen den Reden und Thaten Jesu jede mögliche Verfälschung oder Erdichtung derselben verhütet haben würden. Solche Argumente setzen eine Ansicht von der Entstehungsgeschichte der Evangelien voraus, welche keinen Bestreiter ihres Inhaltes entwaffnen kann und die der guten Sache des im Wesentlichen unerschütterlichen historischen Christenthums keinen Nutzen bringt, weil der, der zu Viel beweisen will, zuletzt Nichts beweist. — Sieht man jedoch von diesen schwachen Seiten der vorliegenden Schrift ab, so ist gewiß, daß sie im Uebrigen und namentlich da, wo sie den supranaturalistischen Standpunct unbewußter Weise mit dem rationalistischen vertauscht, das mythisirende Verfahren des Gegners in seiner ganzen Nichtigkeit darstellt. So bemerkt der Vf. S. 23 ff. vollkommen richtig:

tig: „Die kritischen Gewaltstreiche und Fehlschlüsse des Vfs. (Strauß) offenbaren sich vorerst darin, daß er durch unbegründete Voraussetzungen und Combinationen und durch ein Gewebe sophistischer Reflexionen, Differenzen und Schwierigkeiten in den evangelischen Berichten schafft, wo keine zu finden sind, alle wirkliche und scheinbare Schwierigkeiten aber auf die Spitze treibt, alle wirkliche oder scheinbare Abweichungen und Eigenthümlichkeiten in offene und unauflösliche Widersprüche und Irrthümer verwandelt, indem er zu diesem Zwecke bald ungezwungene psychologische Verbindungen und Ergänzungen, oder grammatisch-historische Erklärungen und Ausgleichungen des kunstlos und ungenau hingestellten Buchstabens der Erzählung vermeidet und verwirft; — indem er zu demselben Zwecke das eine Mal sich auf das Unpräcise einer Darstellung stützt und den Sinn eines Satzes noch vager und unbestimmter nimmt, als es die Worte wollen, das andere Mal ein Wort oder einen Satz in einer durch den Text nicht geforderten Präcision und Strenge auffaßt, das eine Mal nicht im evangelischen Berichte Enthaltenes ohne Grund supponirt, das andere Mal Vorhandenes geradezu leugnet u. s. w. Hat nun der Verfasser auf solche Weise Schwierigkeiten, Irrthümer und Widersprüche der Evangelien aufgefunden oder geschaffen, so folgt der zweite wo möglich noch größere Gewaltstreich und Fehlschluß, indem er nun aus seinen Prämissen ohne Weiteres folgert: also kann das Factum gar nicht geschehen seyn, sondern die ganze Erzählung ist eine bloße später erdichtete Sage. Denn es ist wohl Jedem klar, daß dieser Schluß auch alsdann nicht giltig wäre, wenn alle jene Widersprüche und Irrthümer sich wirklich in den Evangelien fänden und nicht bloß in der Vorstellung des Kritikers beständen, indem ein Irrthum oder eine Abweichung in einzelnen außerwesentlichen Zügen den Kern der Erzählung nicht berührt und nimmermehr das Nichtgeschehenseyn der ganzen Begebenheit darthun kann. Aber es

gehört

gehört dann einmal zur Consequenz des Verfassers, aus der evangelischen Geschichte einen Sagenkreis zu machen und so benutzt er denn alles Mögliche und Unmögliche für diesen Zweck u. s. w." Anderes in diesem ersten Abschnitte eben so wahr Bemerktes müssen wir der Kürze halber übergehen.

Auch in dem zweiten Abschnitte, wo der Vf. das nachtheilige Verhältniß des straußischen Mythicismus zum Inhalte des Christenthums aufzuzeigen sucht, verdirbt er sich seine Beweisführung theilweise durch seinen supernaturalistischen Standpunct. Es ist nämlich nur das diesem Standpuncte eigenthümliche Vorurtheil, wenn er behauptet, das Christenthum könne als Lehre nicht länger für göttliche Wahrheit gelten, wenn jener Mythicismus mit der wunderbaren Geschichte Jesu auch das Wunder der ihm geschehenen Offenbarung beseitige. Wer die evangelischen Urkunden ohne dogmatische Brille liest, weiß recht gut, daß Jesus selbst die Göttlichkeit seiner Lehre auf ganz andere Gründe stützte, als auf eine ihm zu Theil gewordene wunderbare Offenbarung und wer die Sache unbefangen beurtheilt, überzeugt sich bald, daß ohne diese andern Gründe das Christenthum mit den übrigen angeblichen Offenbarungen auf Erden über ihre gegenseitigen Ansprüche auf Göttlichkeit in einem ewigen und unentscheidbaren Streite liegen würde. Diese Gründe deutet Jesus Joh. 7, 16. 17 bestimmt genug an und seine überall hervortretenden abschätzigen Urtheile über einen nur durch Wunder begründeten Religionsglauben z. B. Luk. 16, 31. Joh. 20, 29, stehen damit in vollem Einklange. Der Vf. ist also in einem ganz antievangelischen Irrthume befangen, wenn er meint, wer, wie Strauß, die Geschichte des Lebens Jesu, besonders von ihrer wunderbaren Seite, vernichte, der entziehe dem Christenthume als Lehre seine Göttlichkeit. Dagegen aber hat er völlig Recht, wenn er bemerklich macht, daß durch Vernichtung jener Geschichte dem Christenthume „sein

Leben

Leben und seine Lebenskraft" oder sein religiös und sittlich belebender Einfluß auf die Herzen seiner Gläubigen entzogen werde. Trefflich heißt es hierüber unter Anderem (S. 66): „Was Jesus lehrte von dem Menschen, seiner Natur, seinem Verhältnisse zu Gotte, seiner Bestimmung zum ewigen Leben, von Selbstentsagung und Weltverleugnung, von Vertrauen, Liebe, Gehorsame gegen Gott, von Demuth, Herzensreinheit, Liebe zu den Menschen u. s. w. das Alles ist in seinem Leben Person geworden, ein reiches, urbildliches, kräftiges Leben; und wie es überhaupt wahr ist und durch alle Bildungsgeschichte der Menschen bestätigt, daß Beispiel und Leben mehr bilden, als Lehre, so war auch das Leben Christi, wie es die Evangelien schildern, der ursprüngliche und kräftige Befruchtungskeim des Lebens seiner Apostel und ersten Jünger, so bleibt es, angeschaut an dem Bilde der Evangelien in seiner reichen Fülle, Reinheit und Kraft, durch alle Zeiten hindurch und für alle Christen die fortwirkende geistige Bildungs- und Lebenskraft. Dieses herrliche Leben Christi und sein reicher Segen würde uns geraubt, wenn es gelänge, dasselbe, wenn auch nur theilweise (? —) zur Mythe zu machen, wenn es wahr wäre, daß sein Lebensbild Nichts als ein verworrenes Gemenge der verschiedensten, ebenso Mißtrauen in seinen Verstand, als in sein Herz und seine Religiosität erregenden Schwärmereien, Täuschungen und unglücklichen Zufälle darböte." Was hierauf der Vf. noch hinzusetzt, übergehen wir als seiner Dogmatik angehörig, um noch zu bemerken, daß dieser Abschnitt mit einer höchst gelungenen Darstellung des saft- und trostlosen Zerrbildes schließt, welches die hegelsche Philosophie an die Stelle des wahren Christenthums setzt. Hier ist jedes Wort des Vfs. beherzigenswerth und es wäre wohl zu wünschen, daß alle Diejenigen Kenntniß davon nähmen, welche in dem unbegreiflichen Irrthume befangen sind, als sei Christus in Hegel gleichsam wiedergeboren und was Jener gelehrt

lehrt und gethan, erhalte erst durch Diesen seinen rechten Verstand und Werth für die bis auf ihn in Irrthume und Wahne dahingegangene christliche Welt. Diese Expectoration des Vfs. nimmt übrigens durchgängig auf die Behauptungen seines Gegners von der Wichtigkeit und Ausreichenheit des Ersatzes Rücksicht, welchen die hegelsche Philosophie für die Vernichtung des historischen Christus und seines thatsachlichen Lebenswerkes darbiete.

Daß der Vf. im dritten Abschnitte mit der Nachweisung des feindseligen Verhältnisses, in welches die mythische Ansicht der evangelischen Geschichte mit dem Bestande der christlichen Kirche trete, leichte Arbeit hatte, leuchtet von selbst ein. Denn wo es keinen historischen Christus gibt, da fehlt dieser Kirche auch ihr eigentlicher Mittel- und Angelpunct, und wie der Lehrer dieser Kirche, der da leugnet, daß Christus im Fleische erschienen sei, zum Widerchristen wird (1 Joh. 4, 2. 3) und sich von der Gemeinde desselben selbst ausscheidet, so geben auch alle Die, die seiner Lehre glauben und sich über einen nur mythisch erträumten Christus mit trügerischen Formeln abspeisen lassen, ihre Genossenschaft in dieser Gemeinde freiwillig auf. Nicht eine Philosophie, „welche mit dem Nichts anfängt und mit dem Nichts endet," wie die hegelsche, sondern eine Thatsache, wie das geschichtliche Leben und Wirken Christi ist die Grundlage, welche einzig und allein den Bau der christlichen Kirche sicher trägt.

Der letzte Abschnitt thut noch dar, wie traurig es um die Geschichte der Menschheit und die Geschichtsforschung stehen würde, wenn die Geschichte des Lebens und Wirkens Jesu, dieses großen Wendepunctes in der Geschichte der Menschheit, mit so leichter Hand aus derselben ausgestrichen werden könnte, als D. Strauß meinen mochte. Auch hier wird der Vf. jeden Unbefangenen für sich haben, wenn auch einzelne Aeußerungen, die zum Nachtheile der historischen Kri-

tik

tik der Evangelien ausgelegt werden könnten, zu beschränken und näher zu bestimmen sind. Zum Schlusse gibt der Vf. seinem Gegner noch einige schonende Erinnerungen über die Verantwortlichkeit, welche er mit seiner Mythisirung des historischen Christus über sich nahm, und findet nebenbei Anstoß daran: „daß sich in der Schrift desselben hie und da ein hochfahrendes und vornehmes Aburtheilen, eine unbescheidene, ja höhnisch verachtende Sprache gegen Männer anderer Ansicht u. s. w." vernehmen lasse. Diese verdiente Rüge konnte der Vf. um so unbedenklicher aussprechen, je weniger er an seinem Theile den Gegner mit irgend einem harten Worte persönlich verletzte. —

Die folgende Schrift:

3) Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von D. Dav. Fr. Strauß nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Prof. D. G. C. Adolph Harleß. Erlangen b. Heyder 1836. 126 SS. 12 Gr.

hat den erklärten Zweck, das Verfahren, welches Strauß bei seiner Kritisirung des Lebens Jesu beobachtete, gerade von der Seite anzufechten, von welcher es die Lobredner desselben (nicht „in theologischen Zeitschriften," sondern „in politischen Tagesblättern") am Meisten gepriesen haben, von der wissenschaftlichen, oder darzuthun, daß dasselbe ein ganz „unwissenschaftliches" sei. Das sucht der Vf. so zu bewerkstelligen, daß er zunächst die Principien aufführt, wornach die Gegensätze, welche sich nach Strauß in den Ansichten vom Leben Jesu bekämpfen, zu beurtheilen sind; daß er hierauf die Resultate der straußischen Kritik zur leichtern Uebersicht derselben neben einander stellt, und daß er endlich die kritischen Argumente untersucht, welche zu diesen Resultaten führten. Das Einzelne, was in der bekämpften Schrift bloß Folgerung

aus ihren Grundansichten ist, will der Vf. seinem Urtheile nicht unterwerfen, weil es für sich selbst einleuchte, daß, wenn die Basis desselben keine wissenschaftliche Haltung habe, auch das auf sie Gebaute für haltungslos gelten müsse. Das Alles wäre nun recht gut, wenn der Vf. selbst einen durchweg haltbaren Standpunct zur Bestreitung seines Gegners gewählt hätte. Da dieß aber in vieler Hinsicht nicht der Fall ist, so kann ihm auch der unbefangene Betrachter eben so, wie Klaibern, nur im Einzelnen beipflichten.

Gleich in der Einleitung zum ersten Abschnitte thut der Vf. die unbegründete Aeußerung, daß Strauß in seiner mythischen Ansicht der neutestamentlichen Geschichte eigentlich bloß die rationalistische vesthalte, sie aber „mit Ablegung ihrer Zaghaftigkeit bis auf die Spitze treibe, und dafür, daß dieselbe bisher „in den geschichtlichen Urkunden des Christenthums Mythen und Geschichte wie Wasser und Oel wunderlich und inconsequent neben einander schwimmen ließ," die „angebliche Geschichte des N. Ts. durchaus vom Mythus inficirt" seyn lasse. Hiernach ist anzunehmen, daß dem Vf. in jeder gedenklichen Sache ein vernunftgemäßes und ein widervernünftiges Verfahren für Eins und Dasselbe gelte, und daß er in dem letztern nur die vollendete Consequenz des ersteren erblicke, eine Ansicht, welche sich in den Augen aller Unbefangenen selbst richtet. Eben darin bewährt ja der Rationalismus seinen gerechten Anspruch auf den Namen, welchen er führt, daß er in Sachen des Glaubens Alles vesthält, was sich auf vernünftige Gründe stützt und nur das davon Entblößte als zweifelhaft von sich weist, weil er in dem Augenblicke im höchsten Grade inconsequent oder zum entschiedensten Irrationalismus werden würde, wo er mit diesem auch jenes verwürfe. Findet er demnach in einer heiligen Geschichte die wesentlichsten Theile derselben in jeder Hinsicht zweifellos, so vertheidiget er

sie

sie als solche mit allen Waffen, welche ihm Vernunft und Erfahrung darbieten; stößt er dagegen auf Einzelnes, was sich nicht als zweifellos erhärten läßt, so gibt er es als solches auf und bewahrt dadurch jener Geschichte ihre Zuverlässigkeit um so sicherer. Nennt nun der Vf. dieses, von der consequentesten Behauptung des eigentlichen Lebensprincipes des Rationalismus gebotene, Verfahren ein inconsequentes, so gibt er zu erkennen, daß er zwischen der folgerichtigen formalen Behandlung eines material verschiedenen d. h. bald mehr, bald weniger glaubwürdigen Geschichtsstoffes nicht zu unterscheiden weiß und daß er seinem Gegner in den schiefen Ansichten, welche ihn in der Behandlung der evangelischen Geschichte zum Irrationalismus trieben, völlig gleichstehe. Was würde er sagen, wenn Einer behauptete, der Theismus, welcher auf der einen Seite den Polytheismus bekämpft, werde auf der andern zum Atheismus, wenn „er seine Zaghaftigkeit ablege und seine Ansicht auf die Spitze stelle," und wenn er dieß nicht thae, so sei er inconsequent? Würde der Vf. diese Behauptung gewiß nicht auf sich nehmen, so hätte er wohl auch Bedenken tragen sollen, in Bezug auf den Rationalismus die völlig gleiche Behauptung zu thun. Er steckt sich freilich, auch hierin Straußen gleichdenkend, hinter die angeblichen rationalistischen Wunderklärungen des N. Ts. und meint, wer diese wolle, könne auch noch einen Schritt weiter gehen, und die ganze evangelische Geschichte zu mythisiren suchen. Aber nicht zu rechnen, daß kein echter Rationalist „das abgeschmackte, die Grundsätze der Exegese und der grammatischen Auslegung mißachtende Mittel der natürlichen Erklärung" wählen wird, um „das Wunderbare der Geschichte des N. Ts. hinwegzuschaffen," weil er am Beßten weiß, was jene Grundsätze erheischen, so ist derselbe auch darin der ihm eigenen vernunftgemäßen „nicht alle Schranken überspringenden" Denkweise treu, daß er sich's nicht von Ferne beigehen läßt, einiger Wundergeschich-

ten halber, die man als historischer Kritiker auf sich selbst beruhen lassen kann oder über die man sich vornehmlich aus dem psychischen Standpuncte ziemlich wahrscheinliche Vermuthungen erlauben darf, die ganze evangelische Geschichte für ein Product der dichtenden Sage zu erklären. Bei dieser Lage der Sache hätte der Vf. weit besser gethan, der eigenen Versicherung seines Gegners, daß er kein Rationalist sei, noch seyn wolle, Glauben zu schenken, als ihn wider Dank und Willen zu einem recht consequenten Rationalisten zu machen; denn dieses eitle Bemühen konnte für die Sachkunde, mit welcher er an die Bekämpfung desselben ging, gleich von Vorn herein kein gutes Vorurtheil erwecken. — Besser ist, was der Vf. in diesem ersten Abschnitte gegen die von Strauß behauptete Nothwendigkeit beibringt, sich bei kritischer Behandlung der ganzen evangelischen Geschichte auf den mythischen Standpunct zu stellen, obwohl auch hier Wahres und Falsches in bunter Mischung unter einander läuft. So hat der Vf. völlig Recht, wenn er auf das Zweideutige und Unhaltbare der Gründe hinweist, welche Strauß für sein Verfahren aus der Geschichte der Allegorisirung älterer Religions-Ansichten und Urkunden von Seiten derer, welche sie mit ihren veränderten Ueberzeugungen nicht mehr einstimmig fanden, geltend zu machen sucht. Aber darin ist er im Unrechte, daß er der Mythe überhaupt in der heiligen Geschichte der Bibel keinen Platz einräumen will, sondern die Neigung verräth, auf die Gefahr, diese Geschichte dem Spotte und der Verachtung leichtfertiger Menschen auf's Neue Preis zu geben, Alles und Jedes darin wörtlich zu nehmen. Solch' eine Ansicht ist in ihrer Art eben so sehr „alle Schranken überspringend," als die straußische in der ihrigen und wird dadurch eben so unhaltbar, als die bekämpfte. Allerdings gesteht der Vf. der historischen Kritik, welcher die biblischen Schriften zu unterwerfen sind, ein gewisses Recht zu, aber er scheint dieselbe nur in

sofern

sofern zuzulassen, als sie es nicht wagt, das Geschichtliche dieser Schriften mit mancherlei Sagenhaftem für vermischt zu erklären. Sie soll vielmehr die biblischen, besonders aber die evangelischen Schriftsteller gewisser Maßen gleich von Vorn herein als Referenten ansehen, welche, über alle Eigenthümlichkeiten ihrer Zeit erhaben, Geschichte ganz nach den Erfordernissen schrieben, die man heut' zu Tage an den Geschichtschreiber macht.

Besser ist der zweite Abschnitt ausgefallen, wo der Vf. mit einer nicht beneidenswerthen Mühwaltung die Resultate der straußischen Kritik zu einem geordneten Ganzen zusammenstellte, nur daß er auch hier mit Aeußerungen beginnt, welche, wie die so eben erwähnten, durchaus Nichts für sich haben. Sie beziehen sich auf die Art und Weise, wie man seit Schleiermachers Schrift über das Evangelium des Lukas bis auf Schulz und Andere herab die innere Kritik der Evangelien gehandhabt habe, begnügen sich aber, ohne alle Andeutung des vermeintlich Bessern, oft mit einem leeren Absprechen, wie z. B. da, wo es heißt: „es gereiche dieser Kritik zur Schande, sich von den Fortschritten der Profanphilologie in einsichtsvoller Behutsamkeit so Viel als gar Nichts angeeignet zu haben." Wie leicht nimmt doch der Vf. die Sache, wenn er meint, mit „wenig Witz' und Phantasie lasse sich hier unglaublich viel Blendendes leisten, und wie wenig kann er dabei auf die Zustimmung derer rechnen, welche wissen, welchen penetranten und fruchtbaren Scharfsinn namentlich Schleiermacher in der erwähnten Schrift zu Tage legte und wie gründlich und umsichtig Schulz bei der Kritik des Evangeliums des Matthäus verfuhr! Hätte doch Jener sein eigenthümliches Talent in mehreren Schriften solcher Art erproben wollen, man würde ihm dafür diejenigen gern erlassen haben, durch die er auf dem Gebiete der Theologie allerdings nur eine „unentwirrbare Confusion anrichtete. Und wie Ungehöriges stellt der Vf. zusammen, wenn

wenn er bei Vergleichung der Kritik der heiligen Philologie mit der profanen meint, es komme bei Beurtheilung der Authenie der Evangelien auf dasselbe an, wovon es sich bei Beurtheilung der Authentie einer ciceronianischen Rede pro Marcello handle! Hätte nur Strauß die von Schleiermacher aufgestellten Ansichten und Grundsätze zu den seinigen machen wollen, so würde der Vf. nicht nöthig gehabt haben, sich gegen das Unbedachte und Unhaltbare der ihm eigenthümlichen zu erklären. Was kann z. B. besonnener seyn, als wenn Schleiermacher auf Anlaß der Nachrichten des Lukas und Matthäus aus der Kindheit Jesu die Aeußerung thut: „Kann es die Glaubwürdigkeit beider Evangelisten etwa vermindern, daß Jeder etwas nicht rein Geschichtliches in sein Geschichtsbuch aufgenommen? Gewiß nicht bei dem billigen Beurtheiler, welcher bedenkt, Theils daß alles Dieses (die Kindheitsgeschichte Jesu) immer nur im Vorhofe des eigentlichen Gegenstandes liege, denn der war nur das öffentliche Leben Jesu, Theils wie Dichtung (Mythe) und Geschichte auch in den heiligen Büchern, die unsere Verfasser am Meisten vor Augen hatten, und mit denen sie und die Zeitgenossen, von denen sie ihre Nachrichten nahmen und für die sie schrieben, am Meisten genährt waren, nirgend ganz gesondert sind und sie also den sondernden Sinn, der uns eigen ist, weder haben konnten noch bedurften, Theils endlich, wie weit dennoch ihr reines Gefühl sie überall entfernt gehalten hat von der Abenteuerlichkeit und Fabelhaftigkeit verschollener Evangelien, deren Sammler und Verfasser von dem verworrenen Geiste des rabbinischen Judenthums beseelt waren. Dieser Gegensatz erhält unsere kanonischen Evangelien in ihrem gerechten Ansehen und zeigt uns den Geist, in dem sie gehandelt haben, in seiner Würde und Heiligkeit.“ Solch ein besonnenes Urtheil, wie hoch steht es doch über der Präcipitanz, womit Strauß unsere vier Evangelien wirklich in gleichen Rang mit „den verschollenen Evangelien voll Abenteuerlichkeit

und

und Fabelhaftigkeit zu setzen sucht, und über der beschränkten Ansicht des Vfs., als wären dieselben, wie Schleiermacher anderwärts spricht, „aus einer heutigen Bücherfabrik" hervorgegangen. — Bei den Resultaten der straußischen Kritik verweilt der Vf. am Längsten (von S. 32—72) und man muß bekennen, daß dieselben so in's Kurze zusammengezogen und so nackt hingestellt, wie sie hier erscheinen, fast etwas Abschreckendes haben und das Urtheil des Vfs. vollkommen begründen (S. 74): „Wenn einem ernstgesinnten Gemüthe von nur mittelmäßigen Verstandesgaben die Wahl zwischen der handgreiflichen Abgeschmacktheit dieser Mythenerklärung und der unbegreiflichen Wunderbarkeit der evangelischen Erzählungen gelassen wird, so wird man über die Entscheidung desselben keinen Augenblick zweifelhaft seyn können." — Auch darin wird man dem Vf. beistimmen, wenn er (ebendas.) spricht: „Daß unanständige Witzeleien über heilig gehaltene Gegenstände einer wissenschaftlichen Kritik weder anstehen, noch sie empfehlen, darf ich hier kaum bemerken, weil dieß der Herr Verfasser wahrscheinlich als eine unwissenschaftliche Entgegnung ablehnen würde. Doch muß sie verstattet seyn, weil in der Vorrede S. VI uns versichert wird, man werde nirgends Frivolität finden können, eine Versicherung, von der Andere entscheiden mögen, wie weit sie mit dem Mitgetheilten zusammenstimme." — Die Nachbemerkungen, womit jene Resultate begleitet werden, sind nicht weniger gegründet, besonders die, worin der Vf. nachweist, daß dasjenige, was Strauß in der evangelischen Mythenbildung für „dichterischen Geist" auszugeben geneigt ist, Nichts weiter sei, als die „erbärmlichste und geistloseste Calculation," wie man sie in der „rabbinischen Fabelmacherei" antrifft, und daß die evangelischen Geschichten unter den Händen des Hrn. Strauß zu eben solchen „Fratzen" würden, wie sich in den „geckenhaften und widerlichen" apokryphischen Evangelien finden. Eben darum hätte aber der Vf. hier auf's Neue behaupten sollen, daß

daß dieß Strauß von Schleiermacher und Andern gelernt und das Meiste seiner kritischen Resultate aus Fritzsche's Commentare entlehnt habe. Denn diese Behauptung ist, wie Jedermann weiß, eben so grundlos als ungerecht und in Bezug auf Leser, welche sie nicht selbst zurechtstellen können, sogar verleumderisch. Welches Urtheil Schleiermacher über den Unterschied zwischen den kanonischen und apokryphischen Evangelien fällte, ist aus den oben angezogenen Worten aus seiner Schrift über den Lukas zu ersehen und eben so läßt sich in Hinsicht der Uebrigen, welche der Vf. zu Geistesgenossen des Hrn. Strauß macht, mit leichter Mühe nachweisen, daß man sie nur aus völliger Unkenntniß der Sache dazu machen kann.

Im dritten Abschnitte führt der Vf. Dasjenige weiter aus, was er im ersten und zweiten nur kurz oder ganz beiläufig berührte. Es ist nicht zu leugnen, daß hier viel Treffendes gesagt wird, aber auch nicht zu verkennen, daß die Grundansicht, welche der Vf. überall durchschimmern läßt, ihn zu dem Gegner in ein Verhältniß stellt, welches diesem nur in negativer, nicht aber in positiver Hinsicht Nachtheil bringt. Wir wollen damit sagen, daß der Vf. größten Theils Recht gegen Strauß behält, wenn er das Willkürliche und Grundlose der Voraussetzungen zurückweist, von denen dessen mythisirende Kritik ausgeht, daß er aber eben so viel Willkürliches und Grundloses behauptet, wenn er darauf ausgeht, die buchstäbliche geschichtliche Zuverlässigkeit der Evangelien gegen ihn zu vertreten. Es ist sehr leicht hingeschrieben, daß die evangelischen Berichte durchgängig von Augenzeugen herrühren, daß sich das Abweichende derselben mit leichter Mühe vereinigen lasse, daß die johanneische Relation vor dem Forum der Kritik eben so giltig erfunden werde, als die synoptische u. s. w., aber den Beweis dafür zu liefern, ist schwerer, als der Vf. zu glauben scheint, und mit bloßen längst widerlegten Machtsprüchen ist hierin

Nichts

Nichts gethan. Welcher von den 4 Evangelisten war denn z. B. Augenzeuge von der, das mythische Gewand so unverkennbar an sich tragenden, Geschichte der Geburt, der Kindheit und Versuchung Jesu? Und wenn die 3 ersten von seiner Verklärung und die 2 mittlern von seiner Himmelfahrt erzählen, warum schweigt im ersten Falle gerade Johannes davon, der dabei anwesend war, und warum wissen im zweiten Falle weder er, noch Matthäus als Augenzeugen des öffentlichen Lebens Jesu Etwas darüber mitzutheilen? Und kommt es bei einem so oberflächlichen Abthun der Sache zu Behauptungen, wie die: daß die kirchliche Kritik vollkommen berechtigt sei, den „Inhalt der evangelischen Berichte nicht wie den Inhalt anderer historischer Documente so zu kritisiren, daß sie den Maßstab des unter Menschen gewöhnlich Geschehenden zur Norm ihrer Glaubwürdigkeit mache," weil „die Erwägung und Aneignung des Berichteten zu der Einsicht führe, daß nicht aus Einem Brunnen bitter und süß fließen könne" und weil „die Analogie der Thaten und Offenbarungen Gottes in der Zeit des alten Bundes" ihr einen ganz andern Maßstab dafür in die Hand gebe; werden die Schwierigkeiten, welche dem besonnenen Kritiker in den Wundergeschichten des N. Ts. entgegentreten, mit der nackten Behauptung „einer göttlichen Macht Jesu" beseitiget; soll der Inhalt der Engelerscheinungen und der dämonischen Heilungen seine Bewahrheitung dadurch erhalten, daß man es ohne Weiteres für lächerlich erklärt, die „Engelvorstellung aus beschränkter Naturbeobachtung und die Teufelsvorstellung aus beschränkter Selbstbeobachtung herzuleiten; wird die Ansicht von einer providentialen Wirksamkeit Gottes durch die anthropomorphistische Bemerkung abgefertiget, daß sie sich das Verhältniß Gottes zur Welt wie das eines constitutionalen Königs zum Volke denke, der mit seiner Regierungsgewalt nicht über die Grenzen der constitutionalen Charte hinausgehen darf;" stellt man sich mit Einem Worte, auf den

über-

übergläubigen Standpunct, um die gute Sache der evangelischen Geschichte gegen die vom ungläubigen Standpuncte wider sie gemachten Einwürfe zu vertheidigen: so ist es ganz vergeblich, sich dabei eines vollständigen Erfolges zu getrösten, wie glücklich man auch im Einzelnen das Richtige dieser Einwürfe anschaulich machen möge. Und eben hierin liegt, wie schon gedacht, die schwache Seite dieser ganzen Schrift. Sie will die Resultate der straußischen Hyperkritik durch die traditionalen Ansichten zu Nichte machen, welche die kirchliche Dogmatik in Bezug auf die Kritik der biblischen Schriften aufstellt, gleich als ob dieselben noch eben so vest ständen, als vor den Zeiten, wo durch den unendlich erweiterten Umfang der Sprach- und Alterthumskunde, der Menschen- und Culturgeschichte, der vernunft- und erfahrungsmäßigen Naturwissenschaft u. s. w. die neu- und alttestamentliche Hermeneutik eine gänzliche Wiedergeburt erfuhr. Auf diesem Wege kommt man aber nicht zum Ziele, denn das heißt, das eine Extrem mit dem andern vertauschen und die mitten inne liegende Wahrheit eben so sehr verletzen, als es der Gegner that. Und was ist das Resultat davon? Statt des idealen Christus, welchen Strauß an die Stelle des wirklichen setzte, erhält man einen dogmatischen, der dem wirklichen eben so wenig gleicht, wie jener, während dieser wirkliche nur durch rational-gläubige Auffassung der evangelischen Geschichte in seiner wahren Göttlichkeit zur Anschauung kommen kann. — Ziemlich hart fällt der Vf. über seinen Gegner am Schlusse her, indem er seinem üblen Willen gegen das Christenthum zuschreibt, was nur in der schiefen Verstandes-Richtung seinen Grund hatte, welche er der hegelschen Philosophie verdankte. — Noch ist im Allgemeinen zu bemerken, daß das Räsonnement des Vfs. größten Theils an einer Unklarheit leidet, welche dem Bedürfnisse „der Wohlgesinnten unter den Gebildeten" wenig angemessen seyn dürfte. —

Die folgende Schrift:

4) Ueber

4) Ueber altes und neues Christenthum mit Hinsicht auf Ammons Fortbildung des Christenthums und Strauß's Leben Jesu. Eine Sühnewort für Paläologen und Neologen ꝛc. vom Professor Krug. — Leipzig bei Kollmann 1836. 104 SS. 12 Gr.

hat es, wie schon der Titel zeigt, nur theilweise mit der straußischen Schrift zu thun, unserem Zwecke gemäß halten wir uns aber hier an das darüber Bemerkte vorzüglich und berühren das Uebrige bloß in sofern, als es zur Einleitung darauf dient. Der Vf. geht von der allgemeinen Bemerkung aus, daß keine positive Religion im Laufe der Zeiten ganz so geblieben sei, wie sie ursprünglich war, und daß dieß Schicksal auch die christliche getroffen habe. Dann gibt er in dem ersten Abschnitte die Gründe an, welche eine Umgestaltung derselben herbeiführten und bezeichnet die letztern von den ersten Zeiten an bis auf die Gegenwart herab nach den Hauptmerkmalen, woran sie kenntlich wurde, genauer. Im zweiten Abschnitte spricht er von den Folgen, welche dieß haben mußte, und setzt auseinander, daß, so lange die religiöse Denk- und Prüfungsfreiheit, welche der Protestantismus als ein unveräußerliches Menschenrecht ansprach, von keiner geistlichen und weltlichen Macht unterdrückt werden kann, die immer weitere Fortbildung des Christenthums auch unumgänglich sei, und daß daher v. Ammon etwas sehr Verdienstliches that, wenn er in seinem bekannten Werke, die in den Briefen des Vfs. über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion hierauf bezüglichen Ideeen verwirklichte. An sich selbst sei von dieser Fortbildung des Christenthums durchaus nichts Schlimmes, am Allerwenigsten eine völlige Vernichtung desselben zu fürchten, denn es enthalte, wie v. Ammon sage, „unwandelbare und von jedem Wechsel des Denkens unerreichbare Lehren und Wahrheiten," und „ohne

einen

einen vesten Keim oder Kern gäbe es ja hier überhaupt nichts zu Entwickelndes und Auszubildendes." Nur müsse man dabei zwei Abwege oder Verirrungen vermeiden und das sei der Mysticismus und Mythicismus. — Von beiden handelt nun der Vf. im dritten Abschnitte und zwar vom letztern am Ausführlichsten. Den Mysticismus bezeichnet er als eine dem Christenthume höchst nachtheilige Denkweise besonders dann, wenn er sich mit Grübelei verbindet oder sein Wesen „in sogenannten speculativen Köpfen" treibt, „die man lieber phantastische nennen sollte, weil sie noch lieber phantasiren, als speculiren und weil daher ihre angebliche Speculation meist in Phantasterei ausartet. Der Vf. konnte hier die ganze dogmatische Schule Schleiermachers als veranschaulichendes Beispiel anziehen, da eben in ihr „die Religion in eine bloße Gefühlssache verwandelt" und bei Bestimmung dessen, was christlich sei, nur das „Gefühl und die Einbildungskraft" zu Rathe gezogen, „Verstand und Vernunft aber verachtet wird, obwohl Gott selbst diese jenen als Leiter und Berichtiger übergeordnet hat." Er geht aber sogleich auf den Mythicismus über und macht ihn als das, in der straußischen Schrift am Ausgeprägtesten auftretende, „allzubereitwillige Streben" kenntlich, „überall bloß Mythen zu wittern (auch da, wo der historische Charakter einer Erzählung nicht zu verkennen ist oder wo das Mythische sich nur als ein fremdartiges Element dem Historischen beigemischt hat) und so die ganze Urgeschichte des Christenthums in einen fortlaufenden Mythos zu verwandeln, da eine kritische Bearbeitung der Geschichte doch eigentlich nur die Aufgabe hat, das Mythische vom Historischen, das Unechte vom Echten, das Wahrhafte vom zufällig oder absichtlich Erdichteten zu unterscheiden." Hierauf berichtiget der Vf. das Urtheil, welches Strauß über die von ihm in Henke's Museum ꝛc. ausgesprochenen Gedanken über die genetische oder formale Erklärungs-

klärungsart der Wunder (die nicht wie die physische oder materiale nach deren Möglichkeit durch Naturkräfte oder nach Naturgesetzen, sondern nach der Weise fragt, wie die Erzählung davon nach und nach entstanden seyn möge) aussprechen zu müssen glaubte und macht ihm bemerklich, daß er sehr im Irrthume sei, wenn er ihn dabei der Inconsequenz beschuldige. Da diese Beschuldigung der rationalistischen Ansicht der evangelischen Geschichte überhaupt gelten soll, so wird das, was der Vf. zur nähern Erläuterung unserer obigen Bemerkung über die Consequenz der Anwendung Eines formalen Grundsatzes bei material verschiedenem Geschichtlichen beibringt, hier an rechter Stelle stehen. „Der angebliche Mangel an Consequenz, spricht er, soll darin liegen, daß ich nicht Alles mythisch, sondern zum Theile physisch erklärt und daher auch bei jenen Mythen (der Erzählung von den Magiern, der Versuchung Jesu und der Austreibung der Legion Teufel) etwas Thatsachliches vorausgesetzt habe. Hierin liegt aber gar keine Inconsequenz. Es sind ja nicht alle Mythen bloß poetisch oder philosophisch, sondern es gibt auch historische. Es muß daher immer erst untersucht werden, zu welcher Art von Mythen eine gegebene Erzählung gehöre, vorausgesetzt, daß sie überhaupt ein mythisches Gepräge hat. Nimmt man gleich von Vorne herein an, daß Alles in der Erzählung rein erdichtet sei: so wird man freilich leicht damit fertig. Aber solche Leichtfertigkeit ist eben nicht löblich. Auch ist die mythische Erklärungsart des Wunderbaren der physischen gar nicht so contradictorisch entgegengesetzt, daß beide einander ausschlössen. Sie sind vielmehr sehr gut vereinbar, sobald nur irgend etwas Thatsachliches zu Grunde liegt, das freilich oft schwer und nur mit einem geringern Grade von Wahrscheinlichkeit auszumitteln ist. Der sonst so duldsame (?) Strauß hat aber gegen die physische Wunderklärung (nicht nur dann, wenn sie ungebührlicher Weise exegetisch, sondern

dern auch dann, wenn sie mit gutem Fuge historisch-kritisch geübt wird) eine solche Abneigung, daß man sie faßt einen Haß nennen könnte. Und doch ist es eine nothwendige Aufgabe der Vernunft, wenn uns Etwas unter dem Scheine oder mit dem Anspruche der Uebernatürlichkeit vorgehalten wird, erst zu fragen, ob es nicht etwas Natürliches oder nach Naturgesetzen Erklärbares sei. Wie es mit Recht heißt: Solita, non rara praesumuntur, so heißt es auch mit demselben Rechte: Naturalia, non supernaturalia praesumuntur. Denn das Natürliche ist eben das Gewöhnliche, weil es das Gesetzmäßige ist, folglich stets zu präsumiren. Daher gibt es auch viele Supernaturalisten, welche nicht alles Wunderbare für etwas Uebernatürliches halten, sondern gern zugestehen, daß das meiste Wunderbare, was in ältern und neuern Schriften, ja selbst zum Theil' in der Bibel, erzählt werde, sich natürlich erklären lasse (s. Reinhards Dogmat. S. 234). Nur da, wo alle menschliche Erkenntniß der Naturkräfte und Naturgesetze nicht ausreiche, ein Ereigniß natürlich zu erklären, nehmen sie zu einer übernatürlichen Wirksamkeit ihre Zuflucht, also gleichsam nothgedrungen; obgleich keine wirkliche Nöthigung vorhanden ist, weil ja der Mensch bescheiden seine Unwissenheit (das non liquet) eingestehen kann, um nicht den *salto mortale* der Vernunft, vom Natürlichen auf's Uebernatürliche zu schließen (oder vielmehr dieses an die Stelle jenes zu setzen), wodurch nicht einmal die Sache klarer und gewisser wird, in einer Art von Verzweiflung zu machen." Das wird freilich eine harte, oder richtiger, eine ganz gemeine Rede für die Ueberschwänglichen seyn, welche, wie der Rec. der straußischen Schrift im literarischen Unterhaltungsblatte, zwar nicht das Herz haben, rigorose Wundergläubige zu seyn, wohl aber zur Erklärung der Wunderthaten Jesu eine mystische Gewalt desselben über die Natur annehmen, um es nur nicht mit Wirkungen von Kräften und nach Gesetzen der Natur zu thun zu

haben,

haben, die sie sich in ihrer Weisheit völlig von Gotte abgerissen und darum gleichsam im Verrufe denken; aber sie wird wohl so lange gelten müssen, bis sie eine gründliche Widerlegung von ihnen erfährt. Der Vf. knüpft daran noch manches andere beherzigenswerthe Wort für Strauß, besonders über die vornehmthuende Wichtigkeit, die er sich gegen die Rationalisten zu geben sucht, während er doch die supernaturale Erklärungsweise des N. Ts. auch „aus rationalen Gründen" verwerfe, in der mythischen bei Lichte besehen doch auch nur eine natürliche erwähle, (indem „die Mythen nach seiner eigenen Nachweisung stets auf natürlichem Wege entstanden") und sie nur Viel weiter treibe, als irgend Jemand vor ihm. Hierdurch wurde aber Strauß zu einem Irrationalisten und hatte daher allen Grund, die Rationalisten so anzusehen, wie er that. Und das behauptet der Vf. weiterhin selbst, indem er spricht: „Einem solchen Mythicismus kann ich nicht beistimmen. Ich halte ihn für Ultraismus und da aller Ultraismus, er zeige sich im Leben oder in der Wissenschaft, der Vernunft zuwider oder irrational ist, auch für Irrationalismus. Denn die Vernunft fordert wohl, daß man das Mythische vom Historischen kritisch sondere, mithin diese kritische Sonderung auch auf das Leben aller ausgezeichneten Männer der Vorwelt anwende, vornehmlich solcher, welche im Namen der Gottheit als Lehrer und Retter ihres Geschlechts aufgetreten sind, weil die Bewunderung und Verehrung solcher Gottesmänner der wunderhaft ausschmückenden und von Mund zu Munde fortgehenden Sage den weitesten Spielraum gab. Daß man aber jede Erzählung von ihnen als eine solche Sage betrachte, kann die Vernunft weder fordern noch billigen, weil auf diese Art zuletzt alle geschichtliche Glaubwürdigkeit vernichtet werden würde." — In Bezug auf die Wirkung des straußischen Mythicismus für die evangelische Geschichte wird das Urtheil gefällt: „Was derselbe von dem Leben Jesu übrigläßt, ist blutwenig, und dieses

ses hätte mit leichter Mühe nach eben derselben Methode auch noch aufgehoben werden können. Es steht daher zu erwarten, daß künftig ein noch kühnerer Mythicist aufstehe und, seinen Vorgänger der Halbheit beschuldigend, Alles ohne Ausnahme, was die Urkunden des Christenthums von dessen Stifter berichten, für mythisch erkläre, so daß am Ende doch der frivole Papst Leo X. Recht gehabt hätte, als er zu einem seiner Vertrauten beim Empfange neuer Ablaßgelder mit ironischem Lächeln sagte: „Es ist unglaublich, was uns die Fabel von Jesu Christo für Geld eingebracht hat!" — Die trefflichen Bemerkungen, welche der Vf. über den idealen Christus macht, den Strauß an die Stelle des historischen setzen will, und den kurzen aber schlagenden Commentar, welchen er über den hegelisirenden Unsinn, der dieses Manöver rechtfertigen soll, beifügt, müssen wir des Raumes halber unberührt lassen; es wird aber keinen Leser gereuen, selbst davon Einsicht zu nehmen. Nur das mag noch bemerkt seyn, daß der Vf. aus der „zweifelhaften," oder vielmehr „kleinlauten Sprache," womit Strauß, dem, quid tanto feret promissor hiatu? ganz angemessen, seine Aeußerungen über die Möglichkeit, jenen idealen Christus zu populariſiren, schließt, mit Recht den Verdacht schöpft: „er habe zu seiner mythisch-speculativen Theologie selbst kein volles Vertrauen gehabt." Und allerdings, setzt er hinzu, „kann der Mythicismus eben so wenig, als der Mysticismus, zu einer heilsamen und zeitgemäßen Fortbildung des Christenthums führen, wenn er sich auch mit der subtilsten Speculation verbände, um das mythisch Vernichtete dogmatisch wieder herzustellen. Eine solche Fortbildung ist nur auf dem Wege möglich, welchen Ammon eingeschlagen (dem rationalen). Denn sie steht alsdann im Einklange mit den Fortschritten der Bildung im Allgemeinen; und auch der Prediger wird dann nicht in Collision mit seiner Amtspflicht kommen, wenn er nur, wie jeder weise Lehrer, dem Beispiele seines Meisters folgt, der

auch

auch zu seinen noch ungebildeten Jüngern sagte: Ich habe euch noch Viel zu sagen, aber ihr könnet's jetzt nicht tragen. (Joh. 16, 12.)" —

In nachstehender Schrift

Nr. 5): Beruhigende Betrachtung über den neuesten Versuch, das Leben Jesu in eine Sage zu verwandeln, von Friedrich Joseph Grulich, Archidiak. zu Torgau. Leipzig bei Wienbrack. 1886. 32 SS. 6 Gr.

ist es, wie schon der Umfang derselben verräth, gerade nicht auf ein tieferes Eingehen in die Sache abgesehen, aber für Diejenigen, welche der Vf. vorzüglich im Auge hatte, („Studirende, Candidaten, Prediger und wissenschaftliche Dilettanten in allen Ständen") ist darin manches beachtenswürdige Wort gesprochen. Der von Strauß gemachte Versuch, die Lebensgeschichte Jesu mit Hilfe des leidigen „Berlinismus" zu annihiliren, hatte für den Vf. auf den ersten Anblick etwas „Empörendes und Furchtbares," bald glaubte er aber auch sehr „schwache Seiten" daran zu bemerken, und da er sich durch sie beruhiget fühlte, so kam er auf den Gedanken, sie zu gleicher Beruhigung für seine Leser öffentlich aufzudecken. Diese schwachen Seiten weist er nach in der Begriffsbestimmung, welche Strauß vom Mythischen gibt, in seiner Bekämpfung der Authentie der Evangelien, in den mancherlei Widersprüchen, welche er sich in seinen Behauptungen über die Person Christi zu Schulden kommen ließ, und in den Willkürlichkeiten und Sophistereien, welche er anwandte, um die klarsten geschichtlichen Thatsachen in das Gebiet der Sage zu verweisen. Gestützt darauf will nun der Vf., Trotz seiner eigenen Ueberzeugung, daß in den Evangelien allerdings manches Mythische vorkomme, den geschichtlichen Inhalt derselben im

Ganzen und Wesentlichen doch nicht für gefährdet halten, bis sich zeigen lasse, daß ein solches Verfahren probehaltig und die Sagenbildung, welche Strauß annehme, auch noch dann wahrscheinlich sei, wenn man erwäge, daß doch wohl unter den Augenzeugen des Lebens Jesu alle geschichtliche Nachrichten darüber nicht augenblicklich verloren gehen konnten, daß ohne irgend etwas Merkwürdiges und Außerordentliches in der Erscheinung Jesu gar kein Anlaß da war, ihm dergleichen anzudichten; daß die angeblichen Urheber solcher Andichtungen größer als Christus selbst gewesen seyn müßten; daß sie dann aber auch nichts Erniedrigendes und Schmachvolles in die Schicksale desselben aufgenommen haben würden; daß es unbegreiflich sei, warum die Feinde Jesu „den gespensterischen Pseudomessias" nicht so bald als möglich entlarvten, und daß es doch wohl thörigt sei, anzunehmen, Gott habe die anerkannt vollkommenste Offenbarung seines Willens in die trügliche und unreine Form der Volkssage hüllen lassen. Hierauf unterwirft der Vf. den idealen oder speculativen Christus, welchen Strauß Statt des historischen aufstellt, seiner Beurtheilung und findet ihn eben so gehalt- und wesenlos, als die Vorschläge desselben unausführbar, ihn dem christlichen Volke annehmlich zu machen. Jener Christus, sagt er, steht, „in ein concretes, sinnliches Bild gefaßt, vor unsern Augen als ein unförmlicher und abscheulicher indischer Götze" da, und „daß es diesem je gelingen sollte, in unserer christlichen Welt zu Ehren zu kommen, ist, so lange Gott uns nicht allen gesunden Sinn und Verstand raubt oder so lange die Völker der Erde nicht an Hegel glauben, schlechterdings unmöglich." Zum Schlusse sieht der Vf. einem Kampfe gegen Strauß entgegen, wie man im vorigen Jahrhunderte gegen den Fragmentisten kämpfte, nur meint er und das mit Recht, man dürfe, wenn er glücklich seyn solle, keine Waffen dazu mitbringen, „welche in unserer Zeit stumpf geworden sind." Eine Bemerkung, die durch

die

die gegen Nr. 2) und 3) gemachten Ausstellungen hinreichend bestätigt erscheint.

Zum Schlusse machen wir noch auf eine kleine Brochüre aufmerksam, welche die straußische Schrift mit Ironie abzufertigen sucht. Sie führt den Titel:

Nr. 6) Auszüge aus der Schrift: Das Leben Luther's, kritisch bearbeitet von D. Casuar, Mexiko 2836. Herausgegeben von Julius Friedrich Wurm. Tübingen bei Fues 1836. 44 SS. 6 Gr.

und will zeigen, daß, wenn man in 1000 Jahren etwa Lust haben sollte, die kritischen Principien, welche Strauß bei der Beurtheilung des Lebens Jesu anwandte, bei einer Kritik des Lebens Luther's in Anwendung zu bringen, die zweifellosesten Thatsachen desselben nicht weniger, als bei jenem, hinweggeleugnet werden könnten. Wie sich dabei zu Werke gehen lasse, wird an Luther's Geburtsgeschichte, an seinem Eintritte in's Klosterleben, an seiner Reise nach Rom, an seinem Verhältnisse zu Melanchthon, an der Leipziger Disputation, an dem Verlaufe des Reichstages zu Worms, an seinem Aufenthalte auf der Wartburg, an der Protestation zu Speier, an dem marburger Gespräche und an der Einführung der Reformation in Würtemberg dargethan, und es ist nicht zu leugnen, daß der Vf. Geschicke genug besitzt, seinen Zweck, die Wahrheit lachend zu sagen, vollkommen zu erreichen.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß sich an die vorstehenden Schriften fernerhin nur solche anschließen mögen, welche Unhaltbares mit Haltbarem bekämpfen, nicht aber solche, die der besonnene Beurtheiler für eben so verfehlt erklären muß, als die des Gegners.

Heinrich August Schott. — Nach seinem Leben, seinem Charakter und seiner Wirksamkeit, dargestellt von D. Joh. Traug. Lebr. Danz. — Leipzig bei Wuttig. 1836. 244 SS. 12 Gr.

Die vorliegende Schrift empfiehlt sich durch die Namen, welche sie an ihrer Spitze trägt, den Lesern gewiß von selbst. Denn wer sollte nicht begierig seyn, von dem Leben und Wirken eines so wahrhaft edlen Mannes und ausgezeichneten Theologen, als der sel. Schott war, etwas Näheres zu erfahren, und wer möchte den Bericht darüber von Jemandem lieber vernehmen, als von einem Amtsgenossen und Freunde desselben, der fast fünf und zwanzig Jahre lang in täglichem Verkehre mit ihm stand und auch sonst in jedem Bezuge befähigt war, die Resultate seiner Beobachtung auf eine anziehende und lehrreiche Weise mitzutheilen? Ref. hat also nur nöthig, das, was die Leser hier zu suchen haben, in bündiger Kürze anzudeuten, um sicher zu seyn, daß sie sich dadurch bewogen fühlen werden, diese wohlgelungene und in vielem Betrachte beziehungsreiche Charakteristik des sel. Schott selbst zur Hand zu nehmen.

Die äußeren Lebensverhältnisse dieses Mannes waren, wie schon sonst bekannt, die einfachsten, die sich denken lassen. Zu Leipzig geboren, erzogen und gebildet, würde er daselbst auch seine ganze wissenschaftliche Laufbahn zurückgelegt haben, wenn es dem Schicksale nicht gefallen hätte, ihn erst nach Wittenberg und späterhin nach Jena zu verpflanzen und dadurch in die Lage desselben wenigstens einigen Wechsel zu bringen. Zu dieser Gleichmäßigkeit seines Lebens stimmte aber auch die Unveränderlichkeit des Sinnes, womit er sich von Jugend auf bis in sein späteres Lebensalter zu dem Berufe eines gründlichen Theologen und akademischen Lehrers tüchtig zu machen suchte, und wenn dieselbe durch die Eigenthümlichkeit

lichkeit seines ganzen geistigen Wesens bedingt war, so fand sie auch an seiner körperlichen Natur die stärkste Begünstigung, indem die Schwächlichkeit derselben ihn über alle Versuchungen erhob, sich durch die Reize und Zerstreuungen der Außenwelt in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen stören zu lassen. Hieraus erklärt sich Alles, was der Vf. über die fast unglaubliche Ausdauer berichtet, mit welcher Schott sowohl im Aelternhause, als auf der Schule und Universität seinen Studien oblag, und wenn man liest, Was und wie Viel er für sich selbst trieb, welche Masse von Collegien er bis zu seinem eigenen Auftreten als Lehrer hörte, und mit welchem Alles um sich her vergessenden Eifer er seinen späteren Beruf als Docent und Schriftsteller ausfüllte, so sieht man wohl, daß er nur that, was er in Folge seiner geistigen und körperlichen Organisation nicht lassen konnte, ohne doch dabei den höheren Antrieben unzugänglich zu seyn, welche er in seinem religiösen Sinne und tiefen Pflichtgefühle fand. — Zwei Dinge sind es besonders, welche in der Bildungsgeschichte und in der öffentlichen Wirksamkeit desselben die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen. Das Eine ist die Sorgfalt, mit welcher Schott die classischen Studien zur Vorbereitung auf die theologischen trieb, denen er sich eigentlich widmen wollte. Er folgte dabei der alten sächsischen Sitte, welche jene Studien als die Grundlage aller wahren wissenschaftlichen Bildung überhaupt, und einer gründlichen Theologie insonderheit ansahe, und hatte hierin das Beispiel eines Ernesti, Morus, Tittmann, Reinhard u. A. vor sich, welche in der Schule einer gründlichen Philologie sich die Befähigung aneigneten, auch in dem Gebiete der christlichen Religionswissenschaft als tüchtige Exegeten der biblischen Urkunden mit eigenen Augen zu sehen. Man sehe nur, was der Vf. S. 10 von dem Eifer sagt, womit derselbe den Vorlesungen über die Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums beiwohnte, und S. 11 von dem Fleiße, wel-

welchen er Theils auf das Privatstudium derselben, Theils auf die Interpretations-Uebungen verwandte, wozu sich ihm unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer Gelegenheit darbot, und man wird wohl begreifen, wie es zuging, daß er zu einem ausgezeichneten biblischen Interpreten und besonnenen Dogmatiker wurde, und so für immer vor den Thorheiten gesichert blieb, in denen sich die Jünger der neuern theologischen Schulen zu überbieten pflegen. Aus diesen Studien ging auch das Werk hervor, welches Schott's Namen die erste Celebrität gab, die Ausgabe des N. Ts. mit der lateinischen Uebersetzung, und was er schon in Leipzig und späterhin in Wittenberg und Jena in seinen Vorlesungen über die biblischen Schriften, über Hermeneutik und Einleitung zum N. T. Treffliches leistete, war die alleinige Folge davon. — Das Zweite, was hier in Betrachtung kommt, ist die unaustilgliche Neigung, welche Schott von früher Jugend an zum Prediger in sich fühlte und schon als Kind in ernstem Spiele zu befriedigen suchte. Diese Neigung war an ihm etwas höchst Eigenthümliches, weil sie in der körperlichen Beschaffenheit desselben, ja, wie sich Ref. recht wohl erinnert, in seinem bis ins reifere Jünglingsalter aller nur erträglichen Austönung beraubten Sprachorganen auch nicht die mindeste Förderung fand, ihn aber doch mit einer Gewalt beherrschte, welche ihn nicht ruhen und rasten ließ, bis er wenigstens die größten ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten bekämpft hatte. Sie war es auch, was ihn gleich vom Anfange seiner akademischen Studien an zur vielseitigsten Beschäfftigung mit der Theorie der christlichen Kanzelberedtsamkeit und zwar, nach Maßgabe seiner philologischen Bildung, vom vergleichenden Standpuncte der profanen Redekunst aus, hintrieb und zuletzt zu Leistungen befähigte, welche die Homiletik den beachtenswürdigsten beizuzählen hat. Der Vf. spricht sich hierüber weitläufiger aus und gibt durch Beifügung der Urtheile, welche ausgezeichnete Männer Theils über diese, Theils über

über andere wissenschaftliche Leistungen Schott's fällten, seinen Mittheilungen ein besonderes Interesse. Unter diesen Urtheilen dürfte das über die erste Ausgabe der schott'schen Dogmatik (J. 1811) von Reinhard gefällte vorzüglich wichtig seyn, da es mit der rücksichtsvollsten Achtung gegen Schott das freimüthige Geständniß verbindet, daß die Ordnung, in welcher er die dogmatische Theologie abgehandelt habe, nicht glücklich gewählt sei, weil sie auf keinem haltbaren Theilungsgrunde beruhe und eine verwirrende Zerstückelung des Stoffes mit sich führe. — Sonst tritt in diesem Abschnitte die Verpflanzung Schott's von Leipzig nach Wittenberg und dessen Berufung von da nach Jena als das Bedeutendste hervor, was seine äußeren Lebensverhältnisse bedingte. Jener unterwarf er sich nur mit innerem Widerstreben und sahe sie sein ganzes Leben hindurch für eine Ungerechtigkeit an, welche durch den Gedanken, ihn nach funfzehnjähriger Entfernung als vierten Professor der Theologie wieder nach Leipzig zurückzurufen, erst recht empfindlich für ihn wurde. Diese hingegen wurde durch die Art, wie man sie bewerkstelligte, und durch die großsinnige Liberalität, womit man seinen nur auf eine recht gesegnete akademische Wirksamkeit bezüglichen Wünschen von Seiten der weimarischen Regierung entgegenkam, zu einem höchst erfreulichen Ereignisse für ihn. Er fand sich durch die Umstände, welche sie begleiteten, von einer „wahren Begeisterung für seine neuen Verhältnisse" erfüllt, und da sich die gedachte Regierung in ihrer richtigen Würdigung des Wesentlichen seiner Persönlichkeit und seiner Verdienste immer gleichblieb und seine äußerliche Lage nach und nach so vortheilhaft als möglich zu gestalten suchte: so blieb er seinem geliebten Jena auch bis an's Ende treu, so oft ihm auch von Außen her die lockendste Gelegenheit gegeben wurde, dasselbe zu verlassen und mit andern Universitäten zu vertauschen. Das Nähere davon theilt der Vf. in einzelnen Fällen ausführlich mit und die dabei

bei zwischen Schott und den Betheiligten gewechselten Schreiben sind nicht selten sehr anziehend. — Der übrige Gang seines äußeren Lebens zeichnete sich durch gar nichts Merkwürdiges aus, wenn man nicht die eben an ihm fast unbegreifliche Verbindung desselben mit dem Freimaurer-Orden dahin rechnen will. Nur einige kleine sein geistiges Stillleben von Außen her besonders erheiternde Ereignisse kommen hier noch zur Sprache.

Mit gesteigertem Interesse folgt man dem Vf. von da an, wo er Schott nach seiner innern Eigenthümlichkeit oder „als Redner überhaupt und als geistlichen Redner insbesondere, als Lehrer der Beredtsamkeit und als Bildner zu derselben, als Gelehrten und Schriftsteller, als akademischen Docenten und Mitglied des akademischen Senates, als Exegeten und Dogmatiker und als Menschen und Christen" schildert, und dieß um so mehr, da sich in dieser Schilderung die strengste Wahrheitsliebe mit der größten Humanität und Billigkeit vereinigt. So erkennt er in demselben zwar ein namhaftes Rednertalent an, aber nicht ein solches, daß er dadurch befähigt worden wäre, seinen rednerischen Leistungen einen gewissen äußern Glanz zu geben. Er schreibt ihm vielmehr nur jene Beredtsamkeit zu, die in schlichter und naturgemäßer Weise eine erfolgreiche Anregung des Willens durch eine gründliche Ueberzeugung des Verstandes zu bewerkstelligen sucht." Seine Predigten, spricht er, brachten nie eine rasch und stark ergreifende Wirkung, nie eine Erschütterung in den Gemüthern der Zuhörer hervor; aber für Diejenigen, welchen eine ruhige Betrachtung zu ihrer Erbauung genügte oder denen in der Erkenntniß der Wahrheit ein wirksames Mittel zur Lebensbesserung dargeboten wurde, waren seine Vorträge gewiß nicht ohne gesegnete Wirkungen. Und offenbar wirkten sie mehr, tiefer und wohlthätiger, als viele andere, welche sich in leeren, dialektischen Gedankenspielen gefallen, durch Neuheit der Gedanken

ken und Ansichten überraschen oder mit Phantasiegebilden die Zuhörer auf eine angemessene Weise unterhalten, welche zwar gern gehört werden, aber zur Erbauung Wenig beitragen. Sein Publicum, obschon ein nicht sehr großes, war ein frommes, da das größere Publicum Anderer oft nur ein neugieriges ist." Der „mündliche Vortrag" desselben wird als „wenig declamatorisch, ruhig und auf das Festhalten der vorgetragenen Gedankenreihe berechnet," die Gesticulation aber „als ihm angemessen bezeichnet." Daneben wird bemerkt, daß Schott das wörtliche Concipiren und Memoriren seiner Predigten sich zum unverbrüchlichen Gesetze machte, daß er zwar auch zuweilen und nicht ohne Glück extemporirte, daß aber die Unzufriedenheit, welche er ein Mal mit einem extemporirten Vortrage hegen zu müssen glaubte, ihn wieder zum wörtlichen Concipiren zurücktrieb, während er sich bei eingetretener Gedächtnißschwäche das Memoriren durch theilweises Ablesen erleichterte. — Nicht weniger richtig werden Schott's Verdienste als Lehrer der Beredtsamkeit gewürdigt und wenn auch zugegeben wird, daß in seiner Theorie derselben das „von der Religion und von der Religiosität ausgehende Moment auf die rednerische Darstellung nicht überall in der gehörigen Stärke und mit dem rechten Nachdrucke hervortrete und überhaupt eine vom Studium der alten classischen Redner zugegangene Befangenheit nicht darin zu verkennen sei:" so wird doch auch die übrige Tüchtigkeit jener Theorie besonders in Bezug auf ihre umfassende Beziehung zur Psychologie gehörig anerkannt. — Die Schilderung Schott's als akademischen Lehrer leitet der Vf. mit persönlichen Aeußerungen desselben über das Ideal ein, welches er sich von der Wirksamkeit eines solchen gebildet hatte, und zeigt, daß er ihm nachzustreben stets auf's Treulichste beflissen war. Bei Angabe der einzelnen Wissenschaften, über welche er las, kommt die beachtenswerthe Aeußerung vor: „daß die Studirenden,

den für die Hermeneutik des N. Ts. so wenig Sinn bewiesen, gereichte ihm zu nicht geringem Verdrusse, zumal da er auf die Ausarbeitung dieser Vorlesungen ganz vorzüglichen Fleiß gewendet hatte." Diese Aeußerung ist aber darum beachtenswerth, weil sie auf eine der Hauptquellen hindeutet, aus welchen der verwirrte Zustand unserer jetzigen Theologie hervorging. Denn nur die gegenwärtige Geringschätzung der wissenschaftlichen Theorie der biblischen Auslegungskunst und die Verkehrtheit der Grundsätze, welche seit anderthalb Decennien Theils von der neuorthodoxen, Theils von der angeblich philosophisch-kirchlichen Schule in sie hineingeschwärzt wurden, haben für die Gewinnung einer echt christlichen Religionswissenschaft die traurigen Ergebnisse herbeigeführt, die jetzt vor Augen liegen. Was ein Ernesti, Morus, Eichstädt, Keil, Beck und andere philologisch-gebildete biblische Hermeneutiker für diesen wichtigen Zweig des theologischen Wissens thaten, ist fast vergessen, und darum sollten alle theologische Facultäten, welche von der Seuche jener theologischen Richtungen noch frei sind, förmlich darauf denken, das Studium einer richtigen Hermeneutik, das durch die beßte praktische Bethätigung ihrer Grundsätze nicht ganz ersetzt wird, unter der studirenden Jugend eifrigst zu beleben. Darum möchte es auch sehr wünschenswerth seyn, daß man die Vorlesungen, welche der sel. Schott über diese Wissenschaft hielt, zu einem öffentlichen Gemeingute machte und in denselben den jetzigen Verderbern der biblischen Auslegungskunst eine Auctorität entgegenstellte, welche ihrem Unwesen Einhalt thun könnte. Wurde doch nur neuerlich von Jena selbst aus dieses Unwesen öffentlich beklagt, indem der Vf. des Programms zur Ankündigung der Wintervorlesungen vom 1836, H. G. H. Eichstädt, an die Erwähnung der Verdienste des Erasmus um die Kritik und Exegese des N. Ts. die Frage knüpfte: „qui tanto labore tantaque cum aequalium invidia *saniorem librorum sacro-*

sacrorum interpretationem stabilivisset atque in usum revocasset, is non jure doleret, si eam *hodie* rursus *ruere* cerneret et vel grammaticis argutiis impediri, vel dogmaticis commentis obscurari, vel mysticis deliramentis corrumpi?" Als Commentar dazu ließ sich ansehen, was derselbe Eichstädt in einem fast gleichzeitigen, die Erinnerung an die Reformation und die daran geknüpfte Glaubensfreiheit erneuernden Programme aussprach. „Quam libertatem, sagte er in ihm, ad moderandam religionem maxime necessariam, exorti sunt nostra aetate, *etiam in academiis*, qui nova stultitia perditum eant. Et *duplex* eorum secta invenitur, utraque perniciosa doctrinae Evangelicae, sed altera perniciosior. *Alii* enim rerum divinarum cognitionem spinosae cujusdam et illaetabilis philosophiae angustiis includunt, abhorrentes *ab illo librorum sacrorum per subsidia bonarum literarum et grammaticae interpretationis intelligendorum studio*, quod magnam sane operam atque singularem industriam requirit. *Alii* ad mystica commenta ac somnia, prudentioribus dudum explosa, relabuntur, maluntque ignavi in exercitationibus inertis pietatis acquiescere, quam fortes et strenui, adhibendo *rationis* auxilio, verum inquirere. Utraque ratio si latius propagetur, ita ut studium theologiae nudetur *linguarum veterum liberalisque doctrinae scientia:* non poterit se amplius Protestantium libertas iis, quibus debet, armis tueri, verendumque est, ne *barbaries* redeat, fortasse non vetus illa, quae olim, antequam Lutherus lucem accendisset, ecclesiam universam dominationi romanae subjecit, sed nova quaedam, quae mentes hominum tenebris oppletas *superstitionis* imperio summittet et ad recte judicandum agendumque segnes atque indociles reddet.." — Solche Stimmen

sind

sind um so erfreulicher, je weiter jetzt die Unkenntniß desselben geht, was nicht nur Luther, Melanchthon, Flacius u. A. für die Herstellung einer gereinigten Theologie mittels einer richtigen Hermeneutik und Exegese, sondern auch im vorigen Jahrhunderte Ernesti und seine preiswürdige Schule thaten; denn es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß Viele von denen, welche unsere theologische Jugend bilden wollen, die Opuscula philologica et critica dieses Ernesti nie zur Hand genommen und gelesen haben, was er vor nun schon 80 Jahren mit einer für alle Zeiten unumstößlichen Wahrheit de *grammatica* interpretatione librorum sacrorum, *de vanitate philosophantium* in interpret. libr. ss., de difficultate interpretationis grammaticae N. T. u. s. w. schrieb. Zum Besten derselben und unserer studirenden Jünglinge sollte Jemand den Entschluß fassen, diese Abhandlungen in's Deutsche zu übersetzen, um daraus erkennen zu lassen, wohin wir jetzt durch die Abweichung von den erprobten Grundsätzen derselben gekommen sind. — Daß der sel. Schott sich einer solchen Abweichung nicht schuldig machte, erweist der Vf. durch das, was er über die hermeneutischen Ansichten desselben sagt. Ihnen gemäß, heißt es, „erklärte er sich sehr nachdrücklich gegen die Art der Auslegung, welche den Sinn der biblischen Schriften von den in dieser oder jener bestehenden christlichen Kirche aufgenommenen dogmatischen Systemen abhängig macht. Er nannte es einen Verrath an der Wahrheit, wenn man entweder dem Kirchenglauben oder der Philosophie Einfluß auf die Exegese gestattete; doch setzte der bescheidene Mann hinzu: gestissentlich, weil es dem Menschen unmöglich sei, sich dieses Einflusses überall so bewußt zu werden oder zu seyn, als eben nöthig sei, um ihm auszuweichen. Der Theolog (sprach er in einer Einleitung zu seinen hermeneutischen Vorlesungen) muß vor allen Dingen den wahren, richtigen Sinn der biblischen Stellen auf

dem

dem Wege einer grammatischen und historischen Auslegung entwickeln und dann erst darf er daran denken, aus dem richtig erkannten Sinne der heiligen Schrift die Dogmatik und Moral zu gestalten. — Zwar hatte es eine Zeit lang das Ansehen, als ob eine neue, durch überwiegenden Einfluß der kantischen Philosophie entstandene Auslegungsmethode, die moralische, jener grammatischen und historischen den Vorrang streitig machen wollte: aber der Zauber dieser Täuschung löste sich um so leichter, je weniger die mit der moralischen Auslegung angestellten Versuche das gewähren konnten, was für jeden Theologen die Hauptsache ist, eine reine, echtbiblische Glaubens- und Sittenlehre, und je allgemeiner das fortgesetzte, mit der Theologie immer mehr in Verbindung gebrachte Studium der alten Classiker die Ueberzeugung begründete, daß gewisse Gesetze der Hermeneutik, die es nicht gestatten, den Sinn, welchen der Ausleger in der auszulegenden Stelle finden will, zum Principe der Erklärung zu machen, eben so bindend für den Schriftausleger sind, als für den Erklärer der Profanscribenten." — Grundsätze solcher Art charakterisiren zugleich die ganze Theologie des sel. Schott und machen es begreiflich, daß sie, nach der Versicherung des Vfs., bei aller ihrer Richtung auf einen vesten und entschiedenen Glauben doch auch eine fortschreitende und strenge Prüfung der Gründe dieses Glaubens nicht ausschloß. Menschen, welche Beides nicht zu vereinigen wissen und als Vertheidiger eines blinden Glaubens überall, wo von religiöser Prüfung die Rede ist, sogleich entschiedenen Unglauben wittern, wurden deßhalb an Schott nicht selten irre und meinten, er sei in seinen spätern Jahren seinen frühern theologischen Ueberzeugungen untreu oder aus einem Supernaturalisten ein Rationalist geworden. Hierauf bemerkt aber der Vf. treffend: „er wurde sich in manchen Gegenständen nur klarer und hatte das, was man als Aenderung seiner theologischen Ansichten

sichten ansahe, früher eigentlich stets so gemeint, aber nur unbestimmter gesagt." Hiermit ist unverkennbar darauf hingedeutet, daß Schott zu keiner Zeit einer auf wunderhafte Inspiration basirten Offenbarungstheorie anhing, die als solche alle materiale Vernunftprüfung des Geoffenbarten ausschließt, sondern daß er bei den Ausdrucksweisen, die dieß anzuzeigen schienen, immer nur an eine Offenbarung dachte, welche den Beweis ihrer Göttlichkeit in der Unverkennbarkeit ihrer providentialen Mittheilung und in ihrer Einstimmigkeit mit den religiösen Grundideeen der menschlichen Vernunft trage und daher auch dem prüfenden Urtheile der letztern unterliege. Und das ergibt sich aus den „Briefen desselben über den Offenbarungsglauben zur Genüge, sowie auch aus der Sorgfalt, womit er in der zweiten Auflage seiner Theorie der Beredtsamkeit alle zweideutige Aeußerungen über den Rationalismus austilgte, welche er in der ersten gethan hatte. Es war ihm nämlich erst bei weiterem Nachdenken über die Sache gehörig klar geworden, daß der Rationalismus kein eigenthümliches Glaubenssystem sei, welches sich dem positiven Christenthume polemisch entgegenstelle, sondern eine aus dem Wesen des vernünftigen Menschen hervorgehende Denkart, welche jenes Christenthum von allen superstitiösen Zuthaten reinige und läutere, und wie er diese Denkart längst praktisch bewährt hatte, so erkannte er dieselbe nach und nach auch in theoretischer Hinsicht für die richtige. Daher kam denn auch der tiefe Unwille, welchen er über „die Intoleranz und Verdammungssucht" der Partei der evangelischen Kirchenzeitung empfand, und den Entschluß, sich im Jahre 1830 denen anzuschließen, welche die durch sie gefährdete theologische Lehrfreiheit öffentlich in Schutz nahmen. Anderes hieher Gehörige übergeht Ref., um nur noch zu erwähnen, daß der Vf. auch über das häusliche, bürgerliche und menschliche Leben des sel. Schott die interessantesten Bemerkungen macht, und ihn somit von allen

Seiten

Seiten in einer eben so ehr- als liebenswürdigen Gestalt darstellt. „Fast Jeder, schließt er seine Schilderung, der ihm im Leben nur ein Mal näher gestanden hatte, wußte von ihm Etwas zu seinem Lobe zu erzählen. Er ist gewesen, wie die Kinder, denen Christus das Himmelreich versprochen.“

Außer den Anmerkungen, welche am Ende der Schrift den Text durch nähere Erörterung des darin Berührten zweckmäßig erläutern, hat der Vf. noch zwei aus Schott's Feder selbst herrührende Beilagen hinzugefügt, unter denen die zweite (Versuch einer Beantwortung der Frage: Gibt es ein rein menschliches Bedürfniß für eine positive Religion?) die erste: (Kann der Psycholog aus der Lectüre der Dichter oder aus der Lectüre der Redner mehr rein-psychologische Stoffe gewinnen?) an allgemeinem Interesse sichtbar übertrifft. —

Denkschrift des homiletischen und katechetischen Seminariums der Universität zu Jena, unter Auctorität der theologischen Facultät herausgegeben von D. J. C. E. Schwarz, Sup. und Prof. d. Theol., Dir. d. homil. Sem. — Neue Folge. I. Das Jahr 1835. — Jena bei Frommann 1836. 86 SS. 8 Gr.

Hatte das homiletische Seminarium zu Jena, dessen Nützlichkeit früherhin nur ein Mal von einem vorlauten und seichten Schwätzer in Anspruch genommen wurde, den allzufrühen Hingang des sel. Schott aufrichtig zu beklagen, weil er als Gründer und Leiter desselben sich 25 Jahre lang die größten Verdienste um dasselbe erworben hatte: so darf es sich jetzt eben so aufrichtig dazu Glück wünschen, daß dieser Verlust ihm in der Person des Mannes ersetzt wurde, von dem die vorliegende Denkschrift als erster Beweis seiner ihm gewidmeten

ten Thätigkeit ausging. Die Denkschrift selbst behielt im Wesentlichen ihre frühere Einrichtung und wurde nur für dieses Mal von dem nunmehrigen Herausgeber mit einer einleitenden Abhandlung bereichert, welche einen geschichtlichen Ueberblick des akademischen Gottesdienstes und des homiletischen Seminariums enthält, der, wie der Vf. mit Recht sagt, am Besten dafür zeugt, wie Viel der sel. Schott für beide zu wirken wußte. — An diese Abhandlung schließt sich der Abdruck der letzten Reformations-Festpredigt, welche der sel. Schott im J. 1835 bei'm akademischen Gottesdienste hielt. Er sprach darin in der ihm eigenen Weise von dem Lesen und Forschen evangelischer Christen in der heiligen Schrift, indem er zuerst die Pflichtmäßigkeit und dann die rechte Art derselben darstellte. Die Gründe, welche er für das erste anzog, sind die in unserer Kirche gewöhnlichen, was er aber zu Erläuterung des zweiten beibrachte, könnte von Seiten denkender Hörer und Leser manchen schwer zu hebenden Einwendungen ausgesetzt seyn. Denn Nichts ist leichter gesagt, als daß sich evangelische Christen mit „der eigenthümlichen Sprache der Bibel vertraut zu machen und richtig zu erkennen haben, was uns die heilige Schrift in eigentlichen Worten und was sie bildlich sage, was sie zunächst den damaligen Lesern und was sie Christen aller Länder, aller Völker und aller Jahrhunderte gebiete." Dagegen möchte sich nur mit Mühe angeben lassen, wie der gewöhnliche Bibelleser sich dazu in den Stand setzen und vor der Gefahr sichern könne, „die Bibel zu mißdeuten und einen verderblichen Mißbrauch mit dem göttlichen Worte zu treiben." Der „ernste, gesammelte, nach Licht und Kraft zum Guten strebende Geist," auf welchen der Vf. zu diesem Behufe dringt, thut das sicher nicht allein, und immer wird es zuletzt auf die Befolgung der nur beiläufig eingestreuten Ermahnung ankommen: „Benutze gewissenhaft die Anstalten des öffentlichen Unterrichts in unseren

christ-

christlichen Gotteshäusern und halte dich an die schriftliche und mündliche Belehrung, an den Rath und Beistand solcher Christen, welche, mit einer reichern Fülle der Einsicht und Erfahrung ausgestattet, die heilige Schrift vollkommener auszulegen wissen." Nur daß sich's hier auf's Neue fragt, ob man den Rath und Beistand der Herren Goßner und v. Meyer oder Funk's und Dinter's suchen solle. Auf jeden Fall hätte der sel. Schott hier Etwas tiefer eingehen und seine Rathschläge zu einem fruchtbaren Bibellesen bestimmter fassen sollen. — Nach dieser Predigt folgen sechs kleinere Reden, welche entweder bei der Aufnahme neuer Seminaristen oder bei der Vertheilung der jährlichen Preise von den verschiedenen Gliedern der theologischen Facultät zu Jena gehalten wurden. Die erste von Danz verbreitet sich über den rechten Gebrauch der Zunge und Sprache und macht davon eine zweckmäßige Anwendung auf das Bedürfniß der Betheiligten. Die zweite von Baumgarten-Crusius deutet den Spruch des Apostels aus: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus, ohne es gerade auf concrete Anschaulichkeit und Anwendbarkeit des darin enthaltenen Gedankens anzulegen. Die dritte von Schwarz weist nach Anleitung des Textes: Strebet nach den beßten Gaben ff. darauf hin, daß der christliche Prediger erst seines Stoffes mächtig werden, ihn dann für die Zwecke der Kirche fruchtbar machen und in lebendiger Rede mittheilen müsse. Die vierte von Hoffmann ermuntert zu einer eifrigen Hingabe an das christliche Lehramt mit Rücksicht auf die Fügungen Gottes, durch welche man sich zur Wahl desselben veranlaßt gefühlt habe. Die fünfte von Ebendemselben benutzt die Erinnerung an das Reformationsfest zu angemessenen Ermahnungen, und in der sechsten, der ersten, welche Schwarz als alleiniger Director des Seminariums hielt, erneuert er das Andenken an den sel. Schott auf eine eben so würdige, als herzliche Weise. — Den Schluß

des Ganzen macht eine Predigt des Seminaristen Hafert, deren Werth schon dadurch verbürgt wird, daß sie den ersten Preis gewann. Sie zeigt über Jes. 40, 26—31.: wie der Blick auf die Werke des Herrn die Seele mit Andacht, das Herz mit himmlischem Frieden und den Willen mit hoher Kraft erfülle. Das Gelungene derselben liegt in dem Individualisiren des betreffenden Gegenstandes und in einer lebendigen rednerischen Darstellung. — Wir dürfen der Ueberzeugung seyn, daß der Segen der Anstalt, die solche Früchte reift, mit dem auf ihre Leitung und Benutzung verwandten Eifer stets in dem angemessensten Verhältnisse stehen werde.

Nachtrag zu D. Heinrich Stephani's Geschichte seiner Amtssuspension. — Hildburghausen 1836 bei Kesselring. 16 SS. 2 Gr.

Dieser Nachtrag hat einen eigenthümlichen Entstehungsgrund und vervollständiget die Heft 1 S. 131 ff. dieses Jahrganges angezeigte Suspensions-Geschichte des Vfs. auf eine unerwartete Weise. Da nämlich Dieser nicht berechtigt war, die actenmäßigen Bescheide und Erkenntnisse bekannt zu machen, welche das protestantische Oberconsistorium zu München in der über ihn verhängten Untersuchung ergehen ließ: so hielt das letztere selbst für angemessen, sich damit zu befassen, und sich dadurch den Schein zu geben, als sei das gegen ihn beobachtete Verfahren in jeder Hinsicht zu rechtfertigen. Es fand jedoch dabei das Bedenkliche Statt, daß die Bekanntmachung dieser Actenstücke sich nur auf eine Zufertigung derselben an die einzelnen protestantischen Decanate des Königreichs Baiern und die ihnen untergebenen Geistlichen beschränkte und daß ihr Inhalt Dinge berührte, welche nicht zur Sache gehörten und nur darauf berechnet waren, den Gegner in den Augen des

Publi-

Publicums herabzusetzen. Darum mußte sich derselbe wohl veranlaßt fühlen, diese Actenstücke in gegenwärtigem Nachtrage näher zu beleuchten und nachzuweisen, daß sie gar nicht geeignet wären, den in seiner Suspensions-Geschichte an's Licht gezogenen Thatsachen zu widersprechen und ihn gegen die in Nachtheil zu stellen, die in derselben die Hauptrolle spielten.

Zu diesem Behufe bringt er diese Actenstücke in besondere Classen und beleuchtet sie nach Maßgabe des verschiedenen Verhältnisses, in welchem sie zu der Sache stehen, von welcher es sich eigentlich handelt. Er erkennt nur N. X—XIV und N. VI u. VII für solche an, welche seine Suspensions-Geschichte unmittelbar betreffen, bemerkt aber darüber, daß sie gar nicht geeignet sind, das Verfahren des Oberconsistoriums in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, sondern daß dieselben vielmehr dazu dienen, „die Wahrheit seines dem Publicum darüber erstatteten Berichtes überschwenglich zu documentiren." Auch vermißt er unter ihnen das „allerwichtigste Actenstück," dasjenige nämlich, welches die ihm von jener Behörde gemachten Anschuldigungen enthält, und welches allerdings sehr merkwürdig seyn muß, da der Vf. versichert: man habe ihm darin wider den vom k. b. Ministerium ausgesprochenen Grundsatz, Niemandem seine individualen Ueberzeugungen zum Vorwurfe zu machen, die seinigen doch zum Vorwurfe gemacht und nebenbei zur Last gelegt, „mit Christi Worten gelehrt zu haben, daß Moses die Gesetze den Juden gegeben habe." — Die Actenstücke N. VIII u. IX sieht der Vf. als eine öffentliche Anklage des vormaligen Magistrathes zu Gunzenhausen an, weil sich derselbe von „einer Hand voll schwachsinniger Mystiker oder vielleicht nur von einem Einzigen verleiten ließ, um die dortige Anstellung des als niedrigen Delator bekannt gewordenen Mystikers Schneider zu bitten, damit man in Gunzenhausen wenigstens „einen echt evangelischen Prediger" habe. — Der Inhalt von N. IV und V wird vom Vf. als

eine Selbstanklage des Oberconsistoriums bezeichnet, indem beide Verweise enthalten, welche dasselbe dem „ganzen Capitel Gunzenhausen" wegen seiner freisinnigen Aeußerungen auf der Synode 1828 ertheilen zu müssen glaubte und durch die es sich als eine Behörde darstellte, in welcher der Geist eines Seckendorf, Hänlein und Schmidt, die sonst an der Spitze der protestantischen Kirche Baierns standen, nicht mehr zu suchen sei. — Das Actenstück N. XV leugnet nach Angabe des Vfs. ab, daß die gunzenhausener Capitelsgeistlichkeit vom Oberconsistorium aufgefordert worden sei, ihm zu seinen Vorschritten gegen den Vf. durch Separatzeugnisse förderlich zu werden, während doch diese Geistlichkeit noch jetzt die Wirklichkeit dieser Aufforderung standhaft behaupte, so daß immer noch nicht entschieden sei, wer denn eigentlich den Namen Sr. Maj. des Königs gemißbraucht habe, „um solche (entehrende) geheime Nachforschungen anzustellen." — Endlich kommt der Vf. auf die absichtlich an die Spitze gestellten Actenstücke N. I II u. III, welche gar nicht zur Sache gehören, sondern darauf berechnet sind, ein böses Vorurtheil gegen den Betheiligten zu erwecken, oder, wie er selbst sagt, „einen moralischen Todtschlag an ihm zu begehen." Es wird nämlich in denselben der Verdacht zur Sprache gebracht, als habe der Vf. sich zu der Zeit, wo er noch Regierungs- und Schulrath des Rezatkreises war (d. h. vor 19 Jahren) bei Besetzung von Schullehrerstellen wenigstens „einige Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen" und als sei er deßhalb „gleichsam zur Strafe zum Dekanate und Stadtpfarramte in Gunzenhausen befördert worden." Hierüber gibt nun der Vf. Aufklärungen, die er, wie er spricht, zur Ehre seines Vaterlandes gern zurückgehalten hätte, die ihm aber „die blinde Rachsucht" der ihn verfolgenden Partei zu seiner Rechtfertigung zu veröffentlichen gebiete. Und allerdings sind sie von der Art, daß sich nicht wohl begreifen läßt, wie diese Partei sich selbst und die, die zur gedachten

dachten Zeit das geistliche Regiment in Baiern führten, gleichsam mit gutem Bedachte so bloßstellen konnte, als es der Fall ist. Das Wesentliche derselben läuft darauf hinaus, daß der Vf. nach der in Baiern damals Statt findenden Weise allerdings der Gegenstand einer auf jenen Verdacht gestützten „geheimen Inquisition" war, daß er aber, selbst ohne die Möglichkeit, sich gegen seine obscuren Verleumder und Ankläger öffentlich vertheidigen zu können, völlig gerechtfertigt daraus hervorging, und eben zu möglichster Entschädigung für diese unverdiente Kränkung unter den ehrenvollsten Umständen das Dekanat und Stadtpfarramt zu Gunzenhausen mit der dem „Decrete beigefügten Versicherung erhielt, es geschehe in der Zuversicht, daß er Sr. Königl. Majestät und dem Königl. Hause ferner treu und gehorsam bleiben werde." Kann nun die gegnerische Partei die thatsächlichen Beweise, welche der Vf. für die wahre Sachlage (von S. 7—16) anführt, im Einzelnen nicht gründlich widerlegen, so bleibt sie ihres Theiles dem weit schlimmern Verdachte Preis gegeben, im Gefühle ihres Unvermögens, das in der Suspensions-Geschichte gegen den Vf. beobachtete Verfahren gehörig zu rechtfertigen, durch eine früher gegen ihn begangene Ungerechtigkeit rechtfertigen zu wollen, welche die Urheber derselben in ein eben so unvortheilhaftes Licht stellt, als worin sie jenes Verfahrens halber selbst steht.

Und so bestätiget auch dieser Nachtrag das Urtheil, welches jeder Unparteiische über die Suspension und Quiescirung des Vfs. zu fällen genöthigt ist, daß nämlich Dinge darin vorkommen, welche nicht zu begreifen wären, wenn man nicht wüßte, welche Mittel und Wege die lichtscheue Frömmelei für ihre Zwecke zu wählen pflegt. Um so erwartungsvoller muß man dem Ausspruche entgegensehen, welchen das Kön. Ober-Appellationsgericht zu München auf die bei ihm eingereichte Klage des Vfs. gegen „das unprote-

protestantische Verfahren seiner kirchlichen Obern" thun wird. —

Sechszehn Predigten vor Landgemeinden gehalten und zu häuslicher Erbauung für Landleute zum Drucke befördert von Gustav Schede, Pfarrer zu Burkersdorf. Gera, C. G. Scherbarth. 1836. 16 Gr.

Nur für Landleute, sagt der Vf. der vorliegenden Predigten, habe er dieselben bestimmt, weil er glaube, daß diese, in der Regel nicht an eine höhere Beredtsamkeit gewöhnt, durch das einfache kunstlose Wort leichter, als Andere, an ihnen sich erbauen würden; und gern wollen wir daher bei ihrer Beurtheilung diese ihre besondere Bestimmung berücksichtigen, um ihnen eine eben so gerechte als billige Würdigung widerfahren zu lassen. Allerdings nämlich sieht sich die Kritik bei der im steten Wachsthume begriffenen Menge von Erbauungsschriften jeder Art genöthigt, ihre Forderungen, wenn nicht zu steigern, denn diese müssen immer streng und unparteiisch seyn, doch sie als Maßstab an jede neue Erscheinung auf dem homiletischen Gebiete zu legen, und den Werth oder Unwerth derselben um so genauer nach demselben zu messen, je unerläßlicher eben in unserer Zeit eine ernste Sichtung und Sonderung dessen erscheint, was uns von allen Seiten her in so großem Ueberflusse dargeboten wird; und ob die Schriftsteller in diesem Fache mit schüchterner Bescheidenheit oder mit stolzem Selbstbewußtseyn auftreten, weder das Eine noch das Andere darf den Richter hindern, unumwunden zu loben oder zu tadeln, was ihm des Lobes oder des Tadels werth erscheint. Bezeichnen sie indeß den specialen Zweck ihrer Schriften selbst näher und geben damit zugleich den Standpunct an, von dem aus die-

dieſelben zu betrachten ſind, ſo erfordert es wenigſtens die Billigkeit, daß man auch aus dieſem Geſichtspuncte ſie beurtheile, und ſo Manches entweder gelten laſſe, oder überſehe, oder milder und ſchonender richte, als es außerdem und im Allgemeinen wohl der Fall ſeyn dürfte. Stellen ſich darum auch die gegenwärtigen Predigten namentlich in formaler Hinſicht manchem Tadel bloß, und entſprechen ſie ſelbſt in Beziehung auf ihren Inhalt nicht immer und in allen Stücken den Anforderungen, die man an Geiſtesproducte von ſo ernſter und wichtiger Bedeutung machen muß; der Umſtand, daß ſie nur für den Landmann beſtimmt ſind, der, ohne Rückſicht zu nehmen auf die homiletiſche Kunſt, von der er Nichts weiß, eben nur erbaut ſeyn will, und um ſo leichter ſich erbauen läßt, je mehr man gerade auf ſeine Denk- und Vorſtellungsweiſe einzugehen verſteht, läßt ſie meiſt als gelungen und zweckmäßig erſcheinen; und über dem unverkennbaren Streben des Vfs., ſeinem Publicum nützlich zu werden, mag man wohl die Mängel, die ſeine Arbeiten an ſich tragen, wenn nicht verſchweigen, doch billiger beurtheilen. Und ſo rühmen wir denn zunächſt von ihnen ihre durchaus fromme, wahrhaft religiöſe Tendenz, der zu Folge alle Belehrungen, Ermahnungen, Warnungen und Tröſtungen, die in ihnen zur Sprache kommen, in ſtete Beziehung zu Gotte geſetzt werden, als worin das eigentliche Weſen der Religion und ſomit des wahren Chriſtenthums zu ſuchen iſt. Denn wie der religiöſe Glaube, weil er überhaupt ohne ſittlichen Einfluß nicht bleiben kann, eben deßhalb auch ſtets in ſeiner Beziehung auf tugendhaftes Wollen und Handeln dargeſtellt werden muß, ſo kann und darf auch das letztere der reinen Motive ſowie der kräftigen Stütze des erſtern nicht entbehren; und es gereicht, wie geſagt, den Predigten des Vfs. zum Lobe, daß ſie dieſe gegenſeitige Verbindung nirgends aus der Acht laſſen. Man leſe z. B. die erſte Pr. „der Fromme betrachtet die Vorzüge, die er etwa vor Andern hat, als ein

Werk

Werk von Gotte" — ferner die 8te Pr. — Ihr sorget für eure Kinder am Beßten, wenn ihr sie zu frommen Menschen erziehet — und die 15te Pr. — daß Trübsale, um des Guten willen erduldet, diesem Guten selbst nur Segen bringen. — Eben so müssen wir es dem Vf. nachrühmen, daß er überall das Praktische hervorzuheben und durch das sogenannte Individualisiren, d. h. durch stetes Hinweisen auf einzelne, in dem eigenen Erfahrungskreise der Zuhörer vorgekommene Fälle ihres innern und äußern Lebens den Zweck der Erbauung zu fördern und zu erreichen sucht. Denn so nöthig es dem Prediger auch ist, irgend eine Behauptung, welche auf das religiöse Glauben und Handeln der Menschen sich bezieht, auch durch Gründe der Vernunft zu erweisen, durch Bibelstellen zu erhärten, durch Beispiele, wie sie die heilige Schrift an die Hand gibt, gleichsam zur sinnlichen Anschauung zu bringen: so reicht dieß doch noch nicht hin, auf die Ueberzeugung und den Willen der Zuhörer so einzuwirken, daß sie dahin geführt werden, wohin sie geleitet werden sollen, wenn nicht ihre eigne Erfahrung mit in's Spiel gezogen und ihre Aufmerksamkeit zugleich auf das gelenkt wird, was sie selbst in, an und um sich her erlebt haben. Eben deßhalb muß auch der Geistliche ein eben so erfahrener Psycholog als ernster Beobachter des Lebens seyn, und wie sehr sein Talent übrigens auch glänzen und seine Kunst gefallen mag, den lezten Zweck alles Predigens wird er doch verfehlen, wenn er entweder einer tiefern Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens entbehrt, oder in seinen Predigten von dieser Kenntniß keinen geschickten Gebrauch zu machen versteht. Daß dem Vf. eine solche Kenntniß nicht abgehe, beweisen seine Predigten zur Genüge, und eben so, daß er sie immer auf die rechte Weise und an der rechten Stelle anzuwenden wisse; und so haben wir sie wenigstens für das Publicum, dem sie zunächst angehören sollen, praktisch und erbaulich gefunden. Man sehe unter anderen

die

die 3te, 4te, 7te und 9te Pr. Auch die Anordnung des Stoffes ist in dieser Beziehung deßhalb lobenswerth, weil die Hauptsätze auf ungezwungene Weise aus dem Texte entwickelt und so disponirt werden, daß die einzelnen Theile leicht behalten werden können, und das Theoretische meist immer von dem Praktischen geschieden ist. Hat deßhalb auch der Vf. im Analysiren und Zergliedern nicht eben eine besondere Kunst bewiesen — Beweis und Anwendung machen gewöhnlich die Eintheilung der Hauptsätze aus, — so wollen wir doch daraus nicht folgern, daß er diese Kunst nicht verstände, sondern nehmen lieber an, daß er, mit Berücksichtigung der Fassungskraft seiner Zuhörer, das Einfache und darum Verständlichere vorgezogen habe. Endlich verdient auch die Diction und Darstellungsweise dieser Predigten, sofern man den Kreis berechnet, in dem sie gehalten worden sind, allen Beifall. Denn redet auch der Vf. nicht in schulgerechten Perioden, in hohen Phrasen und Sentenzen, in glänzenden Bildern und allerlei dem Ohre schmeichelnden Figuren, doch redet er die Sprache inniger Ueberzeugung, warmen Gefühles und redlichen Eifers, und gewiß wird er immer und überall verstanden, ohne daß er zugleich die Würde der Sache und des Ortes je vergessen hätte. Was hilft aber rednerische Kunst und Gewandtheit ohne Wärme des Herzens? Oder wozu kann der runde und volle Klang der Rede dienen, wenn ihr Sinn nicht schnell und ihr Zusammenhang nicht leicht begriffen wird? Was der Vf. sagt, ist meist richtig gedacht, und wenn auch einfach, doch eben deßhalb dem gemeinen Verstande zugänglich dargestellt; weßwegen ihm auch der Mangel an besonders gehobener und künstlerischer Redeweise nicht zum Vorwurfe gereichen mag, zeigt er doch, daß er die eben auch nicht ganz leichte Tugend der sogenannten Popularität sich angeeignet hat. Und so glauben wir denn, daß wir seinen Wunsch, seine Predigten einer milden Beurtheilung zu unterwerfen, erfüllt haben. Aber auch eine offene

sene Beurtheilung derselben erwartet er, der Vorrede zu Folge, und deßhalb möge er gestatten, daß wir auch diese ihm angedeihen lassen. Es ist aber zunächst seine Dispositionsweise, die wir, obschon wir ihre Angemessenheit zu der Fassungskraft des gemeinen Mannes rühmten, doch deßhalb größten Theils nicht billigen können, weil sie, genau genommen, die logischen Gesetze nur selten berücksichtiget, das Thema nicht immer erschöpft, und hin und wieder durch dasselbe nicht einmal bedingt wird. Wir heben nur die auffallendsten Verstöße dieser Art hervor. In der zweiten Pr. wird nach Matth. 28, 18 bis 20. die Frage: Unter welchen Bedingungen dürfen wir hoffen, daß Jesus bei uns seyn werde alle Tage bis an der Welt Ende? — so beantwortet: 1) wenn wir recht eigentlich damit beschäfftiget sind, uns in unserer Tugend und Frömmigkeit zu fördern und zu stärken; 2) wenn wir in seinem Geiste Liebe zu üben bereit sind; 3) wenn wir das Schmerzliche mit so demüthig frommem Sinne tragen, wie er; 4) wenn wir auch Andere lehren, zu halten Alles, was er geboten hat. Abgesehen davon, daß in dieser Disposition der 1ste und 2te, und wieder der 4te und 2te Theil ziemlich zusammenfallen, indem sie einander mehr unter- als beigeordnet sind, so steht sie auch zu dem Thema in einer ganz unrichtigen Beziehung, indem man von den angegebenen Theilen auf einen ganz andern Hauptsatz zurückschließen mußte, z. B. auf die Frage: Wann haben wir Christi Geist? oder auf eine dieser ähnliche. Der Vf. hat darin gefehlt, daß er den Ausdruck „Jesus ist bei uns" nicht erklärt oder nicht richtig aufgefaßt hat. Er kann nichts Anderes heißen, als: er ist uns nahe mit der erleuchtenden und heiligenden Kraft seines Wortes und Beispieles; und so würde die Beantwortung der obigen Frage sich anders haben gestalten müssen. Das Thema der 3ten Pr. „der Sünde Abscheu, dem Sünder Liebe" liegt zunächst nur entfernt in der Textesstelle Joh. 8, 1—11., indem Jesus durch sein Verhalten gegen

die

die Ehebrecherin wohl etwas Anderes, als dieses Thema besagt, den Pharisäern an das Herz legen wollte. Aber wollte man auch darüber hinsehen, so ist es doch sonderbar, daß in allen fünf Theilen dieser Predigt nur von der Abscheulichkeit des Ehebruchs, also nur von einer bestimmten Sünde die Rede ist, die Liebe aber, die wir auch dem Sünder erweisen sollen, kaum und etwa nur so erwähnt wird, daß derselbe stets mehr des Mitleides als des Hasses werth erscheint. Mitleid aber ist noch keine Liebe, und wie diese Liebe sich äußern müsse, und worin sie nur bestehen könne, ist gar nicht gesagt. Unseres Bedünkens hätte demnach so disponirt werden müssen, daß in den einzelnen Theilen die verschiedenen Gründe, warum der Sünde Abscheu, dem Sünder aber Liebe gebühre, namhaft gemacht wurden. Das Verbrechen des Ehebruchs konnte dabei immer als erläuterndes Beispiel gebraucht werden. Die 8te Pr. hat nach Ps. 1. den gar nicht im Texte liegenden Gedanken zum Thema: Ihr sorget für eure Kinder am Beßten, wenn ihr sie zu frommen Menschen erziehet. Dieser Gedanke ist in folgende Theile zerlegt: was dann eure Kinder künftig für ihr Bestehn in der Welt thun mögen, das geräth ihnen wohl — ihr schützet sie dadurch am Beßten gegen die mannigfachen Anfechtungen des Lebens — ihr verschaffet ihnen so Güter und Freuden, die sie über das Niedere und Gemeine erheben und ihnen bleiben selbst in der Ewigkeit — ihr wecket dadurch frühzeitig in ihnen das Gefühl ihrer Abhängigkeit von Gotte — ihr lehret sie in Allem, was ist und geschieht, Gott suchen und finden — und ihr gewöhnet sie früh schon zur Verehrung des himmlischen Vaters. Von diesen Theilen enthält der erste eine offenbare Unrichtigkeit, denn auch dem frömmsten Menschen geräth bei Weitem nicht Alles wohl, und die 3 letzten fallen als einander subordinirt zusammen, indem eben das Gefühl unserer Abhängigkeit von Gotte uns Gott überall suchen, finden und verehren läßt. Besser würde es

also

also gewesen seyn, wenn erst das Wesen der Frömmigkeit festgesetzt worden wäre, die einzelnen Theile würden sich dann von selbst ergeben und vielleicht so gestaltet haben: durch eine fromme Erziehung sorget ihr am Besten 1) für das äußere und 2) für das innere Glück euerer Kinder, wobei die besondern Bestandtheile dieses doppelten Glücks als besondere Untertheile namhaft gemacht werden konnten. Die 12te Pr. zeigt nach Apostelg. 8, 26—28.: wie wir uns zu verhalten haben, wenn wir Etwas in der Schrift nicht verstehen, und gibt in dieser Hinsicht folgende Regeln: 1) wir müssen uns alle Mühe geben, um zum rechten Verständnisse zu kommen; 2) wir müssen Rath und Unterricht suchen bei Denen, bei welchen wir bessere Kenntnisse voraussetzen können; 3) wir müssen in der Schrift immer weiter forschen; 4) wir müssen auf das Leben und die ganze Natur achten; 5) wir müssen uns selbst nach Gottes Geboten halten. Es bedarf zunächst unserer Erinnerung nicht, daß die vier letzten Theile mit dem ersten zusammenfallen, und daß überhaupt die ganze Disposition höchst schwankend und unsicher ist. Wie mag z. B. die Betrachtung der Natur oder die Befolgung des göttlichen Wortes zum bessern Verständnisse gewisser dunkeln Schriftstellen führen, so sehr auch Beides geeignet ist, den hohen Werth der heiligen Schrift im Allgemeinen und deutlicher vor Augen zu stellen? — Wir könnten die angeführten Beispiele von der nicht selten fehlerhaften Dispositionsweise des Vfs. noch mit manchen andern vermehren; doch werden schon diese hinreichen, ihm zu zeigen, daß er in dieser Beziehung nicht streng und besonnen genug gearbeitet habe: und wenn auch der ungebildete Leser oder Hörer dergleichen Mängel nicht entdeckt, wir würden sie uns selbst nicht verzeihen und die Kritik darf sie nicht verschweigen. Nächst dem haben wir an dem Inhalte der vorliegenden Predigten und an der in ihnen herrschenden Diction auszusetzen, daß jener sich nur selten über das Gewöhnliche erhebt, und diese,

wir

wir möchten sagen, doch allzu ruhig und kunstlos ist, als daß sie immer zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes das Ihrige leisten könnte. Nicht, als wäre im Ganzen nicht wahr, oder nicht beherzigenswerth und erbaulich, was der Vf. sagt, oder als wäre seine Sprache nicht die des denkenden Kopfes und des warmen Herzens. Oft aber hat es uns geschienen, als bewege er sich nur auf der Oberfläche, ohne tiefer und genauer auf seinen Gegenstand einzugehn, und in dem ganzen Bande sind wir auf keine Stelle gestoßen, die als redneriſch schön, oder als ergreifend und erschütternd bezeichnet werden könnte. Aber auch der Landmann, der Landgeistliche kann das aus eigener Erfahrung wissen, unterscheidet gar wohl zwischen dem mehr oder weniger Gründlichen und Gelungenen, wenn er sich auch darüber keine deutliche Rechenschaft geben kann; und wir meinen, es müsse dem Prediger zur eigenen Befriedigung gereichen, wenn er sich sagen darf, in jeder Hinsicht nach Kräften gearbeitet zu haben. Man lese z. B. den 3ten Th. der 8ten Pr., den 2ten Th. der 11ten Pr., die 13te Pr. und mehrere andere Stellen, wo das Gewöhnliche auf allzu gewöhnliche Weise gesagt ist. Endlich finden sich auch manche Einzelnheiten, die, wenn sie auch von keiner besondern Bedeutung sind, den aufmerksamen Leser nothwendig stören müssen. So fehlt in der 1sten Pr., in welcher alle Vorzüge, welche ein Mensch vor dem andern voraus hat, als Gottes Werk dargestellt werden, die Nachweisung dessen, was der Mensch selbst thun kann und soll, um sich solche Vorzüge zu erwerben; weil, wenn Alles nur von Gotte allein abhänge, der Zurückstehende sich füglich entschuldigen oder auch gerechte Klage führen könnte. In der 2te Pr. heißt es S. 15. „so lange es uns nach Wunsche geht, regt sich Manches in unserem Herzen;" aber was sich in demselben regen soll, ist weiter nicht namhaft gemacht. In der 5ten Pr. wird behauptet, Jesus verdiene um seiner Auferstehung willen das zweifelloseste Vertrauen auch da,

wo

wo er von Dingen rede, die noch verborgen liegen im Rathe des unerforschlichen Gottes. Aber welcher vernünftige Zusammenhang kann seyn zwischen einem Lebensereignisse eines Menschen und seiner Glaubwürdigkeit? Auch werden in derselben Pr. die Begriffe „Auferstehung" und „Unsterblichkeit" oft verwechselt. In der 9ten Pr. wird S. 83 die heilige Schrift eine ewig unergründliche Quelle genannt. Wäre sie das aber, dann wäre jede Mühe, sie zu erforschen, gleich von Vorne herein vergeblich; denn es würde thörigt seyn, ergründen zu wollen, was nie ergründet werden kann. Vielleicht hat der Vf. Statt „unergründlich — unerschöpflich" sagen wollen. Auch ist man ja in unserer Zeit über den Inhalt und Sinn der Bibel so ziemlich in's Reine und Klare gekommen, und nirgends sind Uebertreibungen weniger zulässig, als auf der Kanzel. In derselben Pr. wird S. 84 gesagt: Erforsche du selbst mit aller möglichen Schärfe die heilige Schrift, gewinne dir dazu alle Weisheit und alle Wissenschaft, welche Menschen nur irgend gewinnen können, und predige eine Lehre, an der auch die Weisesten der Welt Nichts zu bessern wissen — hältst du nicht treu und vest an Jesu Christo, als dem Lichte der Welt, als dem Sohne des lebendigen Gottes, als dem, der allein hat Worte des ewigen Lebens, so ist dieß Alles eitel und thörigt und nichtig. Was soll denn das eigentlich heißen? Wir haben keinen vernünftigen Sinn in diese Stelle bringen können. In der 13ten Pr., in welcher die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Christus und einem irdischen Könige dargestellt wird, wird S. 121 behauptet: der irdische König befiehlt seine Gesetze unbedingt und dringt mit Gewalt auf ihre Erfüllung. Hier ist nicht davon die Rede, ob sie uns gelegen oder ungelegen, angenehm oder unangenehm sind, ob wir sie erfüllen wollen oder nicht — wir müssen sie erfüllen u. s. w. Das schmeckt doch in der That nach einem Absolutismus, den wohl kein weiser Regent unserer Tage von sich sagen lassen

mag.

Digitized by Google

mag. In der 14ten Pr. — daß man an den Menschen oft mehr Gutes findet, als man erwartet hatte — wird vom Petrus gesagt: wenn er zeither das jüdische Volk für Gottes auserwähltes Volk gehalten habe, so sei er auch, seitdem er Christum predigte, von diesem Wahne und Vorurtheile noch nicht ganz frei geworden. Wie aber stimmt das mit mehrern Behauptungen, die in der 6ten Pr. vorkommen, zusammen, denen zu Folge die Apostel, nachdem sie den heiligen Geist empfangen hatten, von allen Irrthümern und Vorurtheilen sollen befreit gewesen seyn? Zu solchen Inconsequenzen muß eine befangene Religionsansicht nothwendig führen. — Schließlich bemerken wir noch, daß es uns rücksichtlich der Fassungskraft des gemeinen Mannes gerathener zu seyn scheint, die Theile einer Pr. gleich nach dem Thema einzeln namhaft zu machen, Statt sie, wie der Vf. gethan hat, erst im Laufe der Predigt selbst zu nennen; und daß er sich der Anreden „meine Zuhörer" oder „meine Geliebten" allzu oft bedient hat. Mögen übrigens seine Predigten, die wir, seinem Wunsche gemäß, hiermit eben so billig als offen beurtheilt zu haben glauben, in dem Kreise, für den sie bestimmt sind, den Nutzen stiften, den er bei ihrer Veröffentlichung beabsichtigte, damit ihm auch dieser billige und löbliche Wunsch erfüllt werde.

Die Bergpredigt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi in religiösen Vorträgen behandelt von Karl Zimmermann, Großherzoglich Hessischem Hofprediger. Erster Band. Neustadt an der Orla 1836. Druck und Verlag von J. K. G. Wagner. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Vf. der vorliegenden Predigten, welcher sich namentlich durch seine Bilder aus dem christlichen Familienleben, so

wie

wie durch seine Leitung kirchlicher und homiletischer Zeitschriften auf dem Gebiete der Homiletik einen nicht unrühmlich bekannten Namen erworben hat, beurkundet sich in denselben von Neuem als einen Mann, der den geachteten Kanzelrednern unserer Tage mit Recht beigezählt werden kann; und wir geben ihm nach genauer Durchsicht des gegenwärtigen Bandes dieses ehrende Zeugniß um so lieber, da allerdings, wie er in der Vorrede selbst gesteht, die Abfassung religiöser Vorträge über die Bergpredigt mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. Er rechnet dahin die von einander abweichenden Auslegungen, welchen nicht wenige Stellen der Bergpredigt unterliegen; und wir gestehen ihm zu, daß er, von dem Gedanken ausgehend: Jesus habe hier zunächst die verderbte Sittenlehre der Pharisäer im Auge gehabt und derselben eine reinere und edlere entgegensetzen wollen, den richtigen Sinn fast immer getroffen habe. Er rechnet weiter dahin den Umstand, daß seine Vorträge sich immer an einzelne, genau bestimmte, in kein historisches Gewand gekleidete, Wahrheiten anschließen mußten; und wir bezeugen ihm, daß die homiletischen Verstöße, zu welchen dieser Umstand einen weniger Geübten leicht hätten verleiten können, von ihm größten Theils glücklich vermieden worden sind. Er zählt endlich dazu die nicht zu umgehende Nothwendigkeit, sich, von den Textesworten veranlaßt, meist nur auf dem Gebiete der Moral zu bewegen; und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er auch hier der Gefahr, trocken und einseitig zu werden, entgangen ist. Wo er jedoch vielleicht in einer oder der andern Beziehung gefehlt habe, das werden wir weiter unten, wo wir seine Vorträge mehr im Einzelnen betrachten werden, zu erinnern Gelegenheit haben. Wenn ihn übrigens zur Abweichung von den gewöhnlichen Perikopen und zur Wahl des bezeichneten biblischen Abschnittes für die Ausarbeitung kirchlicher Vorträge besonders der Gedanke bewogen hat, daß den mancherlei religiösen Verirrungen unserer Tage

nicht

nicht nur durch die Prediger im Allgemeinen, sondern auch und hauptsächlich durch die Förderung eines richtigen und allseitigen Schriftverständnisses entgegengearbeitet werden könne und müsse, so ist dieser Gedanke eben so richtig als lobenswerth; und es wäre, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, wohl zu wünschen, daß dem erfahrenen Prediger überhaupt ein größerer Raum gestattet oder gegeben würde, auf dem so weiten Gebiete der Schrift sich bewegen zu können. So Viel über die Bemerkungen, die der Vf. selbst über seine dießmaligen Vorträge in der Vorrede zu denselben gemacht hat. Fassen wir diese Vorträge selbst nun näher in's Auge, so ist zunächst von ihnen zu rühmen, daß sie in einem echt religiösen, von allen kirchlichen Vorurtheilen freien, das Heilige mit warmer Liebe umfassenden, mit einem Worte, in einem wahrhaft christlichen Geiste geschrieben sind. Mit unverkennbarer Verehrung redet zwar der Vf. von dem göttlichen Stifter des Christenthums, und findet in ihm mit Recht den Erlöser und Seligmacher seines Geschlechts, das Licht und Heil der Welt, den Gottgesandten, der sich um die sittliche Veredelung der Menschen in jeder Beziehung die bleibendsten Verdienste erworben habe. Nirgends aber stellt er ihn dar als das stellvertretende Opfer, dessen Blut und Tod unsere Sünden getilgt und die verderblichen Folgen derselben aufgehoben habe, wie man leider auch in unserer Zeit so oft noch die christlichen Gemeinden überreden will, ohne zu bedenken, daß der erhabene Gottessohn selbst davon Nichts wußte, daß die dahin zielenden Aussprüche seiner Apostel einer andern Deutung durchaus fähig und bedürftig sind, und daß man damit in der beßten Meinung unendlichen Nachtheil in sittlicher Beziehung stiften kann. Seine Glaubens- und Sittenlehre, einzig berechnet auf die Beförderung wahrer Weisheit und Tugend, und sein herrliches Vorbild, in welchem sich das Geistige derselben jedem für das Bessere empfänglichen Gemüthe sinnlich wahrnehmbar vor Au-

gen stellt, das ist es überall, worauf allein der Vf. hinweist, und mit Recht nennt er eben deshalb seine Predigten religiöse Vorträge, weil das wahre Wesen der Religion überhaupt in die gegenseitige innige Beziehung des Glaubens und der Tugend zu einander zu setzen ist. Und eben auf diese Weise hat er, wie wir Oben bemerkten, die Gefahr, einseitige trockene Abhandlungen der Moral zu liefern, vermieden. Denn indem er allerdings das in den einzelnen Aussprüchen der Bergpredigt liegende sittliche Moment hervorhebt und einschärft, versäumt er doch nie, die betreffenden Ermahnungen an irgend einen Gegenstand des christlichen Glaubens zu knüpfen; und Gott, die höhere Bestimmung des Menschen, und die Hoffnung der Unsterblichkeit werden überall als die Hauptstützen eines tugendhaften Sinnes und Wandels dargestellt. Daneben hat sich der Vf. besonders in den Einleitungen zu seinen Predigten immer befleißiget, seinen Zuhörern das rechte Verständniß der zu Grunde liegenden Bibelstellen zu eröffnen, indem, wie er selbst mit Recht sagt, dieses Verständniß ein sicheres Mittel ist, der mancherlei falschen Vorstellung in religiöser Hinsicht vorzubeugen und zu begegnen. Besonders ist das Letztere der Fall mit manchen Aussprüchen der Bergpredigt, die wohl selbst der frivole Spott hin und wieder als offenbare und sogar lächerliche Uebertreibungen dargestellt hat, wie z. B. Matth. 5, 3. 5, 5. 5, 27—30. 5, 38—41. 5, 43—48. Diese und andere Stellen setzt er daher immer in ein solches Licht, daß sie zwar als ernste, aber keineswegs unerfüllbare, mit dem hohen Geiste der Sittenlehre Jesu und mit dem von ihm aufgestellten Ziele moralischer Vollkommenheit genau zusammenhängende Gebote erscheinen; und leistet so der richtigen Schätzung des Christenthums einen Dienst, den ihm jeder aufrichtige Freund des Christenthums danken muß. Nur das möchten wir erinnern, daß er nicht gleich von Vorne herein klar und deutlich nachweist, weßhalb Jesus die geistlich Armen,

die

die Sanftmüthigen, die Friedfertigen u. s. w. selig preist, da doch z. B. die Seligpreisung der Armen am Geiste leicht falsch gedeutet werden kann. Nicht deßwegen werden sie selig genannt, weil sie arm, sondern weil sie um ihrer geistlichen Armuth willen für die Segnungen des Christenthums am Fähigsten und Empfänglichsten sind. Auch hat er sich nicht immer vor dem Fehler gehütet, von den Textesworten verleitet einzelne Tugenden als besondere Themata aufzustellen; ein Fehler, der besonders deßhalb zu rügen ist, weil er, wie jeder Sachverständige leicht sieht, eine genügende und erschöpfende Durchführung des Gegenstandes unmöglich macht, da die Beziehungen allzumannigfaltig sind, in welchen solche Tugenden betrachtet werden können. Zwar faßt er wohl auch die dahin gehörigen Sittengebote enger und unter gewissen Einschränkungen auf, z. B. in folgenden Hauptsätzen: die Segnungen wahrer Demuth — warum soll der Christ das Unrecht mit Sanftmuth tragen — versöhne dich mit deinem Bruder! ein Wort des Ernstes an der Schwelle eines neuen Jahres — auf Rache verzichten bringt hohen Gewinn —. Aber Themata, wie — die Sehnsucht nach Heiligung — das Bild des Barmherzigen — ein reines Herz das höchste Gut — pharisäische Gerechtigkeit und christliche Tugend — der Kampf mit der Versuchung — der Christ als Diener der Wahrhaftigkeit — sind offenbar zu weit, als daß sie einer hinreichenden, wahrhaft praktischen Ausführung fähig wären; und überall, wo sie der Vf. aufstellt, redet er auch meist nur im Allgemeinen, und übersieht das so heilsame Individualisiren, wodurch die abstracte Wahrheit in concreten, aus dem Leben herausgenommenen Beispielen dem Zuhörer zur deutlichen Anschauung und Anwendung auf sich selbst gebracht wird. Warum spricht er nicht immer so special und beziehungsreich, wie er es z. B. in der 11ten Pr., in der 14ten Pr., in dem 1sten Theile der 16ten Pr., in der 18ten und 20sten Pr. gethan hat, wo er auf einzelne

Fälle des Lebens eingeht, das Beherzigenswerthe deſſen, was er ſagt, in beſonderen Beziehungen nachweiſt, und ſo recht eigentlich erbaulich wird? Der Prediger kann nach unſerer Meinung die Hauptſätze ſeiner Vorträge nie enge genug faſſen; denn nur ſo wird er in den Stand geſetzt, ſeine Gegenſtände allſeitig zu betrachten und anzuwenden, und das bloß oberflächliche und allgemeine Reden zu vermeiden, das, ſo wahr, ſchön und kräftig es an ſich auch ſeyn mag, doch leicht des eigentlichen Zweckes verfehlen und ohne nachhaltigen Eindruck bleiben kann. Wir haben bereits einige in dieſer Hinſicht tadelnswerthe Themata des Vfs. genannt, und machen ihn noch auf folgende beſondere Theile ſeiner Vorträge aufmerkſam, in denen wir eine ſpeciale Bezugnahme des Geſagten auf das innere und äußere Leben größten Theils vermißt haben. 6te Pr. 1ſter Th. 7te Pr. 2ter Th. 9te Pr. 2ter Th. 10te Pr. durchgängig. 15te Pr. 1ſter Th. 17te Pr. ganz. — Seine Sprache iſt übrigens gebildet, ſtets edel und würdevoll, dabei immer allgemein verſtändlich, und der jedesmaligen Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſo angemeſſen, daß ſie bald mild und ſanft, bald ſtark und nachdrücklich, hier freundlich bittend, dort ſtreng tadelnd und ernſtlich warnend erſcheint, je nachdem das Eine oder das Andere nöthig und zweckmäßig war; und wir verſagen es uns ungern, unſeren Leſern einige Beiſpiele namhaft zu machen, um ihnen zu zeigen, wie wahrhaft ſchön er zu reden weiß, und wie deutlich er überall beurkundet, daß er ſelbſt von der Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes ergriffen und durchdrungen ſeyn mußte. Dieſen allgemeinen Bemerkungen über den Werth und Gehalt der gegenwärtigen Predigten erlauben wir uns, nur noch Einiges, mehr die logiſche Anordnung des Stoffes Betreffendes hinzuzufügen, wobei wir zugleich Gelegenheit haben werden, auf Eines und das Andere hinzuweiſen, was entweder geradezu unrichtig iſt, oder doch mit mehr Beſtimmtheit und Sorgfalt gearbeitet ſeyn mußte. Die 1ſte

Pre-

Predigt stellt Christum in seiner Größe als Sittenlehrer dar, und weis't diese Größe nach — in der Strenge — der Milde — der Einfachheit — und der allgemeinen Giltigkeit seiner sittlichen Gebote. Ein Moment aber, und wohl das hauptsächlichste ist hier übersehen, nämlich die rein sittlichen Motive, welche das Christenthum aufstellt. Auch hätten wohl einige besondere, den Ernst, die Milde u. s. w. der Sittenlehre Jesu betreffende Aussprüche desselben angeführt werden sollen. In der zweiten Pr. ist nach Matth. 5, 3. von den Segnungen wahrer Demuth die Rede. Dieses Thema aber erschöpft den Text nicht. Wir würden lieber die rechte Demuth, als Bedingung der Theilnahme an den Segnungen des Christenthums dargestellt haben. Wenn übrigens im 1sten Th. der Glaube an Gott als eine Frucht der Demuth bezeichnet wird, so sind hier wohl Ursache und Wirkung verwechselt, indem nicht jener durch diese, sondern diese durch jenen hervorgerufen wird. Die beiden Haupttheile der 3ten Pr. — Christus hat Trost für Alle des Trostes — Würdige und — Bedürftige, sind nicht genug geschieden, da die Voraussetzung, Jemand sei des Trostes würdig, auch meist das Bedürfniß desselben in sich schließt. Und sollte nicht Christus auch den Unwürdigen Trost und Beruhigung geben können und wollen? So fällt auch der dritte Untertheil des 1sten Theils mit dem ersten Untertheile desselben zusammen; weil die Trostgründe für eignes und fremdes Leiden im Allgemeinen immer die nämlichen seyn müssen. In der 4ten Pr. über Matth. 5, 5. „Warum soll der Christ das Unrecht mit Sanftmuth und Gelassenheit tragen" fehlt überhaupt als nicht unwichtiger Bewegungsgrund der Gedanke, daß auch wir Anderen nicht selten, wenn auch vielleicht gegen unseren Willen, Unrecht thun, und daß wir Manches für ein uns widerfahrenes Unrecht halten, was es deßwegen nicht ist, weil wir es uns durch unser eigenes Verhalten gegen Andere erst zugezogen haben. Eben so fehlt in der 5ten Pr. über

Matth.

Matth. 5, 6. „die Sehnsucht nach Heiligung" als Erweckungsmittel, die Erkenntniß der Eitelkeit alles Irdischen, und die Hinweisung auf das Bewußtseyn, daß wahres Glück nur an sittliche Güte geknüpft seyn kann. Das Thema der 6ten Pr. Matth. 5, 7. „das Bild des Barmherzigen, wie es Jesus entwirft" ist zunächst zu allgemein, ohne doch den Text zu erschöpfen. Dann sind die einzelnen Theile wenigstens nicht richtig ausgedrückt, indem z. B. der Wirkungskreis und die Aernte des Barmherzigen nicht als Züge in dem Bilde desselben betrachtet werden können. Die 10te Pr. am Reformationsfeste über Matth. 5, 11—12. „Luther's Verdienste, Verkennung und Verfolgung" ist, auch abgesehn von der nicht ganz richtigen Dispositon (die beiden letzten Theile sind einander subnicht coordinirt) ist die geringste in dem ganzen Bande, indem sie bloß Geschichtliches enthält, und aller praktischen Beziehnahme entbehrt. Die 12te Pr. stellt nach Matth. 5, 17—19. die Frage auf: ob das Christenthum einer Vervollkommnung fähig sei, und beantwortet im 1stn Th. diese Frage allerdings recht gut und treffend dahin, daß nur die äußere Form, nicht der wesentliche Inhalt des Christenthums einer stets fortschreitenden Vervollkommnung fähig sei. Im 2ten Theile aber, welcher die Anwendung des ersten enthält, fehlt als besonderer Untertheil die gewiß nicht überflüssige Ermahnung, das Wahre im Christenthume sich zu eigen zu machen. In der 13ten Pr. „pharisäische Gerechtigkeit und christliche Tugend" schließen die beiden ersten Theile — jene fließt aus unlautern, diese aus reinen Quellen — und — jene begnügt sich mit äußerer Werkheiligkeit, diese besteht nur in dem Adel des Herzens — gewissermaßen sich ein, und auch der 3te Theil — die eine ist mit Selbstgefälligkeit, Stolz und Härte, die andere mit Bescheidenheit, Demuth und Schonung gepaart — kann als dem ersten subordinirt betrachtet werden, indem aus einer reinen Quelle eben nur Reines fließen kann. Die 14te Pr. über

Matth.

Matth. 5, 21—22. „daß auch der Christ zürnen dürfe und solle" möchten wir ihres specialen Thema's und ihrer durchaus praktischen und individualen Durchführung wegen als die gelungenste der Sammlung bezeichnen. Das Thema der 16ten Pr. über Matth. 5, 27—36. „der Kampf mit der Versuchung" liegt dem Texte ziemlich fern, indem in der bezeichneten Stelle wohl zunächst von der Strenge die Rede ist, mit welcher der Christ sich selbst behandeln soll. Auch enthält die Einleitung in der Behauptung, Christus habe hier von den zahllosen Versuchungen, die den Menschen überall umgeben, geredet, eine offenbare, nur Behufs des Thema aufgestellte Unrichtigkeit; denn nicht von den Versuchungen überhaupt, sondern von dem zweckmäßigen Verhalten in Absicht auf dieselben wird in dem Texte gesprochen. Die Einleitung zu der 17ten Pr. „die Verdienste des Christenthums um das eheliche Leben (Matth. 5, 31 u. 32.) holt Viel zu weit aus, indem sie von den Verdiensten des Christenthums im Allgemeinen redet. Auch ist die ganze Pr. allzu kurz und oberflächlich, als daß sie ihren Zweck erreichen konnte, und namentlich im 1sten Th. fehlt die bestimmte Nachweisung, wie und durch welche Lehren das Christenthum die Würde der Ehe begründe. In der 19ten Pr. sagt der Vf., es hieße die Stellung vergessen, die wir dem Göttlichen (Jesu) gegenüber einnehmen, wenn wir ihn wegen der Aeußerung Matth. 5, 38—41. in Schutz nehmen wollten. Dann aber müßten wir ganz darauf verzichten, so manches Wort desselben, was dem gemeinen Verstande nicht faßlich genug ist, und wohl selbst als unrichtig oder überspannt erscheint, zu erklären oder zu vertheidigen. Die 21ste Pr. endlich stellt einige das Gebot der Feindesliebe betreffende Fragen auf, nämlich — Wer ist eigentlich unser Feind? — Worin besteht das christliche Denken und Handeln gegen den Feind? und — warum ist christliche Feindesliebe eine solche Seltenheit? Diese Anordnung des Stoffes aber scheint uns

gänz-

gänzlich verfehlt zu seyn, indem der 1ste Theil eigentlich der Einleitung angehört, der zweite die Hauptsache, die Liebe zu den Feinden, gewissermaßen umgeht, und der dritte wohl, wenn auch Etwas anders gestellt, als kräftiger Schluß des Ganzen benutzt werden konnte. — Und so glauben wir denn, daß wir dem Vf. sein Recht haben widerfahren lassen, indem wir gerühmt und getadelt haben, was uns des Lobes oder des Tadels werth erschien. Wir erkennen gern die Vorzüge seiner Predigten, und haben dieselben namhaft gemacht; und was wir an ihnen zu rügen fanden, haben wir einzig um der Sache willen unverhohlen ausgesprochen.

Die Lehre von der heiligen Schrift von dem Standpuncte der Geschichte der Philosophie. Zur Verständigung der verschiedenen Meinungen über die Göttlichkeit, den hohen Werth und den zweckmäßigen Gebrauch unserer Religionsurkunden. Eine Denkschrift zur Feier des 300jährigen Jubiläums der Vollendung der lutherischen Bibelübersetzung von Dr. Wohlfahrt. Neustadt an der Orla, 1835. Druck und Verlag von Johann Karl Gottfried Wagner. 18 Gr.

Wenn wir auch durch die vorliegende Schrift über die Göttlichkeit, den Werth und den Gebrauch der Bibel weder in geschichtlicher noch in philosophischer Beziehung gerade nicht etwas Neues erfahren, indem, was der Vf. in ersterer Hinsicht über seinen Gegenstand zur Sprache bringt, schon in allen ausführlicheren Compendien der Kirchen- oder Dogmengeschichte zu finden ist, und was er die Philosophie darüber sagen läßt, die längst anerkannte Ueberzeugung jedes unbefangenen Beurtheilers

theilers unserer Religionsurkunden seyn muß, so gebührt ihm doch das Verdienst des fleißigen Sammelns und verständigen Ordnens, und die Art und Weise, wie er sich über den Inhalt der heiligen Schrift äußert, gibt von seiner Freimüthigkeit sowohl, als auch von seiner Bescheidenheit ein rühmliches Zeugniß. Wir wollen zunächst den Inhalt seiner Schrift in einzelnen Andeutungen namhaft machen, und damit sodann eine kurze Beurtheilung des Gegebenen verbinden. Voran steht als Einleitung eine Geschichte der luther. Bibelübersetzung mit einigen gleichzeitigen Zeugnissen über den Werth und die Vortrefflichkeit derselben. Dann wird die Frage aufgestellt: was war die heilige Schrift von den ersten Zeiten der christlichen Kirche an bis auf unsere Tage? und in dieser Beziehung bemerkt der Vf. ungefähr Folgendes: Seit den frühesten Zeiten wurde den verschiedenen Religionsschriften der verschiedenen Völker der Charakter des Heiligen und Göttlichen aus dem Grunde beigelegt, weil man ihren Ursprung auf eine übernatürliche, unmittelbare Ein- und Mitwirkung Gottes bei der Abfassung derselben zurückführte. Auch die Juden rühmten von ihren heiligen Schriften, namentlich von dem sogenannten kanonischen Theile derselben, daß sie durch solche Mitwirkung Gottes entstanden wären, ohne dabei auf eine nähere Erklärung ihrer Entstehungsweise sich einzulassen. Kein Wunder also, daß das aus dem Judenthume hervortretende Christenthum eine gleiche Göttlichkeit in dem gleichen, engern Sinne sich beilegte, indem mit theilweiser Ausnahme einiger kirchlichen Secten sämmtliche Väter der ersten Jahrhunderte von dem unmittelbar-göttlichen Ursprunge des neutestamentlichen Kanons überzeugt waren, obgleich auch sie die Art und Weise, wie Gott den heiligen Schriftstellern den Inhalt ihrer Schriften mitgetheilt habe, nicht weiter berührten. Um so nothwendiger aber erschien es, die Idee einer supernaturalen Inspiration festzuhalten, da schon damals mehrere Gegner des Christenthums auftraten, welche der neuen Lehre

be-

besonders ihren niedrigen, unbekannten Ursprung zum Vorwurfe machten; und wenn auch die Apologeten desselben, da sie es mit philosophisch-gebildeten Widersachern zu thun hatten, ihren Glauben philosophisch zu begründen suchten, so beriefen sie sich doch immer hauptsächlich auf die höhere, göttliche Abkunft desselben, wobei sie es zugleich nicht verschmäheten, auch die biblischen Wunder und Weissagungen für sich geltend zu machen. Seitdem aber durch den Uebertritt Constantin's des Gr. das Christenthum den Sieg über das Heidenthum gewonnen hatte, verschwand die Nothwendigkeit, die Glaubwürdigkeit desselben gegen äußere Gegner zu vertheidigen, immer mehr, und die Entstehung mehrerer Häresieen und deren Bekämpfung bezeichnet die eigenthümliche Richtung dieser Periode. Diese Kämpfe glücklich durchzuführen hatte sich nämlich die katholische Kirche in den Besitz einer Waffe gesetzt, die mächtiger wirkte, als alle Gründe. Diese Waffe war die sogenannte, ebenfalls aus dem Judenthume stammende, Annahme einer kirchlichen Ueberlieferung oder Tradition. Man statuirte nämlich neben dem geschriebenen auch ein ungeschriebenes Wort Gottes, setzte dasselbe in gewisse mündliche, unter Beihilfe des heiligen Geistes von einer Generation der Bischöfe zur andern fortgepflanzte Mittheilungen, betrachtete als die Quelle derselben besonders die Aussprüche der Kirchenväter und der Concilien, erklärte zuerst die Schrift nach diesen Aussprüchen, und stellte endlich, wie es später die Protestanten mit ihren symbolischen Büchern thaten, die Tradition selbst über die biblischen Religionsurkunden. So entstand die Meinung von der Unfehlbarkeit des Papstes und der Concilien als der Inhaber des ungeschriebenen Wortes, und so erklärt sich das immer tiefer sinkende Ansehen der heiligen Schrift, die endlich nicht bloß den Laien, sondern selbst einem großen Theile des Klerus etwas ganz Unbekanntes wurde. Indeß hatte die Hierarchie auch in dieser Hinsicht ihren Culminationspunct erreicht. Die Sehnsucht nach dem untergegan-

genen

genen Worte Gottes erwachte, man forderte das so lange vorenthaltene Evangelium zurück, man fing an, auf das Lesen und das Studium der Bibel zu dringen, weil nur auf diese Weise die mannigfaltigen Irrthümer der kirchlichen Lehre sich an das Licht stellen konnten, und was seit einigen Jahrhunderten schon versucht und wieder versucht worden war, wurde endlich durch Luther vollendet, dessen Reformation allein auf den freien und unbeschränkten Gebrauch der heiligen Schrift gegründet ist. Ihr, als der ursprünglichen Quelle des christlichen Glaubens, gebührt in Sachen des Glaubens die oberste Stimme, und ihrem Ansehen muß jede menschliche Auctorität weichen — auf diesem Grundsatze ruht die evangelische Kirche; und es ist bekannt, daß die Reformatoren diesen Grundsatz eben deßhalb aufstellten, weil auch sie von einer unmittelbar geschehenen göttlichen Offenbarung des biblischen Kanons überzeugt waren, obschon auch sie auf eine deutlichere Nachweisung der Art und Weise dieser Offenbarung sich nicht einließen. Erst nachdem auch in der protestantischen Kirche die sogenannten Bekenntnißschriften als fesselnde Norm, die Schrift zu erklären, angenommen worden waren, versuchten es mehrere Theologen, die Inspirationstheorie näher zu entwickeln, ohne sich jedoch auf eine philosophische Beweisführung einzulassen, indem die Unmittelbarkeit der göttlichen Offenbarung als veststehend angenommen wurde. Das wiedererwachte Studium der heiligen Schrift jedoch konnte diesen widernatürlichen Zustand der Dinge, wie er in dem 1sten Jahrhunderte nach der Reformation sich gestaltete, nicht lange bestehn lassen; ein hellerer Geist fing seit dem 18ten Jahrh. an, sich zu regen; immermehr erkannte man die Nothwendigkeit, den wahren und eigentlichen Sinn der heiligen Schriften zu erforschen, und nachdem auch die antibiblische und antichristliche Periode, namentlich in England und Frankreich, vorübergegangen war, blieb es besonders den protestantischen Theologen Deutschlands vorbehalten, die vielfachen

Gäh-

Gährungen in gründliche und besonnene Untersuchungen zu verwandeln. Ihre Bemühungen haben von Neuem das gesunkene Ansehen der heiligen Schrift, und die zahlreich entstehenden Bibelgesellschaften beweisen, wie hoch der Werth derselben angeschlagen wurde. Das Resultat aber der Untersuchungen und Streitigkeiten, welche seit dem 18ten Jahrhunderte geführt wurden, liegt in der heutigen Trennung der Theologen in Supernaturalisten und Rationalisten vor, von denen jene die unmittelbare Offenbarung Alles dessen, was die Bibel lehrt, festhalten, und eben deßhalb verlangen, daß sich die menschliche Vernunft ihren Aussprüchen unterwerfen müsse; diese aber nur eine providentiale Leitung Gottes hinsichtlich des Ursprungs der heiligen Schrift annehmen, und behaupten, daß die Glaubwürdigkeit der letztern nur allein in ihrer Uebereinstimmung mit den Forderungen einer gebildeten Vernunft beruhen könne. — Dieß ungefähr ist der Inhalt des ersten Theiles der vorliegenden Schrift, aus welchem der sachkundige Leser leicht erkennt, daß der Vf., wie schon gesagt, nicht eben neue Untersuchungen über seinen Gegenstand angestellt, oder bis jetzt Unbekanntes über denselben beigebracht, das Bekannte aber doch in einer lichtvollen Ordnung dargestellt und die Geschichte der Bibel seit ihrem Entstehen bis auf unsere Tage auf eine Weise zusammengedrängt habe, daß man das in dieser Hinsicht Wissenswertheste auf 70 Octavseiten erfahren kann. Nur hin und wieder, z. B. in der Anführung der Urtheile, welche Luther's Zeitgenossen über den Werth seiner Bibelübersetzung fällten, in den aus den eigenen Schriften desselben entlehnten Citaten über die Vortrefflichkeit des göttlichen Wortes, in der Nachweisung des Verfalles der griechischen und römischen Culte u. s. w. scheint der Vf. Etwas zu weitläufig geworden zu seyn, und da er offenbar nur für Theologen vom Fache schrieb, so hätte er wohl Statt dieser oft ziemlich langen Citate da und dort Etwas tiefer eingehen und z. B. bei Erwähnung der Ansich-

ten,

ten, welche die Kirchenväter über das göttliche Ansehen der biblischen Urkunden hegten, über den Zustand der damaligen Exegese oder Homiletik u. s. w. einige bezeichnende Worte sagen können. Im zweiten Theile seiner Schrift redet er zunächst davon, daß die heilige Schrift, wie Viel auch über ihren Inhalt zu allen Zeiten bald für bald wider gesprochen worden sei, dennoch immer ihre hohe Geltung im Allgemeinen behauptet habe. Dann stellt er die hauptsächlichsten Gründe des Supernaturalismus für die unmittelbare Eingebung unserer Religionsurkunden auf, und läßt unter diesen besonders den einen von dem bekannten Bouterweck aufgestellten hervortreten, daß es von Seiten des Menschen immer eine Vermessenheit sei, die Wirksamkeit Gottes beschränken und dieselbe allein an die Naturgesetze knüpfen zu wollen; setzt diesen Gründen die der Rationalisten entgegen, vermöge welcher namentlich mit Recht behauptet wird, daß eine übernatürliche Offenbarung übernatürlicher Wahrheiten mindestens als ganz zwecklos erscheine, da nicht abzusehn sei, warum gotteswürdige Lehrer nicht auch auf natürlichem Wege zur Kenntniß des Menschen kommen könnten; macht ferner darauf aufmerksam, daß weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit einer supernaturalen Offenbarung erwiesen werden könnte; zeigt sodann, daß das Ansehen und die Würde der heiligen Schrift durch die Annahme einer natürlichen Entstehung ihres Inhaltes keineswegs leide, sondern vielmehr erhöhet werde; sagt, daß die Vernunftmäßigkeit der heiligen Urkunden eben für ihre Göttlichkeit am Meisten spreche, und daß, von dem religiösen Gesichtspuncte aus betrachtet, der Unterschied zwischen mittelbar und unmittelbar völlig verschwinde; und setzt endlich den Werth und die Würde der jüdischen und christlichen Religionsurkunden Theils in das hohe Alterthum derselben, Theils in die Erhabenheit der in ihnen enthaltenen Religionslehren, Theils in die der heiligen Schrift eigenthümliche Darstellung dieser Lehren. Zum Schlusse redet er von

der

der Bibel als einem Volksbuche, und weist dabei die Behauptung, daß sie dem gemeinen Manne nicht unbedingt in die Hände gegeben werden dürfe, als grundlos zurück, und sagt mit Recht, daß sie eben deßhalb auch ein Schulbuch sei, so weit sie von den Kindern verstanden werden könne, wobei er die Bibelauszüge, besonders wie sie von den geachtetsten Schulmännern unserer Zeit veranstaltet worden sind, mit gleichem Rechte in Schutz nimmt. — Geht nun auch aus diesem hier auszugsweise mitgetheilten Inhalte des zweiten Theiles seiner Schrift leicht hervor, daß er auch in dieser Hinsicht nur solche Ansichten des fraglichen Gegenstandes zur Sprache gebracht habe, wie sie die unbefangene und vorurtheilsfreie Beurtheilung der biblischen Urkunden nicht länger als wahr und richtig bezweifeln kann, da sogar nach unserer Ueberzeugung die Ehre der heiligen Schrift nur dadurch erhalten und gerettet werden kann, daß jeder Gedanke an eine wunderhafte Offenbarung ihres Inhaltes aufgegeben und derselbe mit den Aussprüchen der gebildeten Menschenvernunft in Uebereinstimmung gebracht, und nach den Forderungen derselben gesichtet wird, so hat er doch auch hier das Bekannte und Anerkannte auf eine Weise geordnet und dargestellt, daß man ihm gern folgt und sich von ihm in der bereits gewonnenen Ansicht auf's Neue bestärken läßt. Auf Einiges indeß möchten wir ihn doch aufmerksam machen, was er entweder übersehen, oder wo er sich unnöthiger Weise wiederholt, oder auch wo er in seinem Urtheile einseitig geworden und der Wahrheit zu nahe getreten ist. So sagt er S. 70, nachdem er die oben erwähnte Meinung Bouterweck's angeführt hat, es spräche gar Vieles auch gegen eine unmittelbare Offenbarung Gottes. Allein nicht Vieles, sondern Alles spricht dagegen, und wenn überall, so ist namentlich in dieser Sache nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Wir meinen, die Annahme einer unmittelbaren Offenbarung erscheine schon darum und besonders deßhalb als unstatthaft,

weil

Digitized by Google

weil auch dem gebildetsten Menschengeiste das „Unmittelbare" schlechthin undenkbar ist, und weil es immer verwerflich bleibt, da zu übernatürlichen Ursachen zu greifen, wo die natürlichen recht gut ausreichen. Dann kommt er von S. 76 an noch ein Mal darauf zurück, daß alle Religionslehrer und Gesetzgeber der alten Zeit sich einer supernaturalen Mittheilung ihrer Lehren und Gesetze gerühmt haben, ein Umstand, dessen schon im ersten Th. hinlängliche Erwähnung geschehen war. So heißt es S. 93, die Unterscheidung einer mittelbaren und unmittelbaren Offenbarung Gottes erscheine als völlig nichtig u. s. w. Wäre dem aber so, was sollte dann der ganze Streit zwischen Supernat. und Rational., und wie wäre es zu erklären, daß dieser Streit noch immer fortdauert, da doch auf beiden Seiten achtungswerthe Denker stehen, die ja doch wohl die Nichtigkeit dessen, um was es sich dabei handelt, endlich ein Mal erkennen müßten? Mögen wir daher auch nie bestimmen können, auf welche Weise Gott thätig ist und wie er namentlich einwirkt auf die Bildung des menschlichen Geistes, die Meinung, daß dieß unmittelbar geschehe, müssen wir, wie schon gesagt, als für uns durchaus undenkbar zurückweisen, und zwar um so mehr, da sie fürwahr auch hinsichtlich des Ansehens der Bibel nicht ohne bedenkliche Folgerungen ist. S. 94 wird behauptet: es fehle unserer Zeit die höhere religiöse Ansicht der Dinge. Wir aber meinen, eben die rationale Richtung unserer Zeit in Sachen der Religion führe recht eigentlich zu einer solchen Ansicht der Dinge. S. 105 steht: wenn auch der Rationalist die Art und Weise, in welcher die ewigen Wahrheiten jenen erleuchteten, hoch über ihrer Zeit stehenden (!) Männern (den Aposteln) enthüllt wurden, nicht näher zu bestimmen wagt u. s. w. Warum soll dieß aber der Rationalist nicht wagen, da jene Art und Weise doch so natürlich und begreiflich ist, sofern derselbe sich nur consequent bleiben und nicht, wie der Vf. zu thun scheint, auf halbem Wege stehenbleiben

bleiben will? S. 108 hätte der Vf. auf den Inhalt namentlich des N. Ts. Etwas specialer eingehen und an manchem Beispielen nachweisen können und sollen, daß auch die Verf. desselben als Menschen nicht über das allgemeine Menschenloos, das des Irrens, erhaben waren. S. 111 wird zum richtigen Verstehen der heiligen Schrift neben der grammatisch-historischen Interpretation auch ein frommes, gottbegeistertes Herz gefordert. Diese Ansicht aber ist wenigstens sehr schwankend: denn wenn auch das Geistliche allerdings geistlich gerichtet seyn will, so sehen wir doch nicht ein, warum nicht die gedachte Interpretationsweise an und für sich schon den richtigen Sinn einer Bibelstelle finden könne. S. 114, wo vom „biblisch Predigen" die Rede ist, meint der Vf., das hätten die alten Prediger am Beßten verstanden, von den neuern könne es, mit wenigen Ausnahmen, nicht gerühmt werden. Er legt dieß aber Jenen besonders deßhalb bei, weil sie bibelvest gewesen wären und in einer classisch-religiösen Sprache geredet hätten. Wir jedoch, die wir seit längerer Zeit eine Menge homiletischer Erzeugnisse in den Händen gehabt haben, sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch jetzt noch das biblische Predigen häufiger gefunden werde, als der Vf. meint, und immer haben wir zugleich geglaubt, es gehöre bei Weitem Mehr dazu, als bibelvest zu seyn oder die biblische Diction sich angeeignet zu haben. Auch möchte es wohl bedenklich seyn, wenn wir der orientalischen Sprachweise vor unsern abendländischen Gemeinden uns bedienen wollten, wie der Vf. verlangt, so wie uns auch das Predigen über vorgeschriebene Perikopen, sofern nur nicht unumgänglicher Zwang eintritt, nicht so verwerflich scheint, als ihm; und wenn er S. 133 sagt, unsere Sprache sei zu weltlich geworden, als daß ihr nicht die heiligen Urkunden widerstehn sollten, weßhalb eben eine die luther. Bibelübersetzung übertreffende Uebertragung der heil. Schrift sobald noch nicht zu erwarten sei, so haben wir das gar nicht recht verstehen

Digitized by Google

ziehen können. — Indeß halten wir, wie gesagt, die vorliegende Schrift für recht zweckmäßig, und wenn auch ihr Inhalt nicht durchgängig gebilliget werden mag, und eben keine neuen Ideeen aufstellt, so ist doch das Bekannte so geordnet und dargelegt, daß wir es nicht ohne Interesse gelesen haben.

Was heißt christlich glauben und lehren? In Beziehung und im Gegensatze zu den neuesten Umtrieben der Frömmler, in zwei Abtheilungen beantwortet von G. Friedrich, der Theologie und W. W. Doctor, evangelischem Sonntagsprediger an der zweiten Hauptkirche zu St. Katharinen in Frankfurt a. M., u. s. w. Abtheilung I. Frankfurt a. M. Boselli 1835. SS. 46. in 8. 8 Gr.

Die Veranlassung der Beantwortung der obigen Frage fand der würdige Verf. in einer Zeiterscheinung, die ihm zur localen ward. Seit langen Jahren nämlich haben, wie er in einem einleitenden Vorworte erklärt, die abendlichen Versammlungen der Frömmler unter den Frommen, die Winkelandachten und nächtlichen Conventikel nicht so überhand genommen, im tropischen Sinne, wahrhaft grassirt, wie neuerlich in Frankfurt am Main. Die Pflanzschulen derselben waren seit Jahrzehnten die Privatwohnungen der verschiedenen Missionäre, die sich von Zeit zu Zeit dort aufhielten, in welche diese die Erwählten, meist Glieder des andern Geschlechts, zu sich einluden, Geist und Phantasie ihrer Zuhörer durch die bekannten sinnlichen Vorstellungen von Sünde, Gnade, Verdammniß, Hölle, Seligkeit und dergleichen verwirrten, und um ihrem Vortrage Dauer und Nachwirkung zu verschaffen, sie mit einer Fluth kleiner, sogenannter Erbauungsbüchlein oder Tractätchen über-

schütteten, deren viele besonders für Kinder berechnet waren. So wucherte die Giftpflanze heimlich fort, bis sie den Umfang gewann, der vom Verf. in einer zweiten Abtheilung seiner Schrift, wie er verspricht, noch näher bezeichnet werden soll. Aber auch in dieser erstern schon charakterisirt er den Geist jener Frömmler kenntlich genug, wenn er S. IX sagt: Bekannt ist es, daß alle religiöse Schwärmer, von Johann von Leyden, dem Schneiderkönige, Knipperdolling und Thomas Münzer an, bis auf Bernhard Müller und die Chiliasten des neunzehnten Jahrhunderts, nebst den bestehenden Obrigkeiten, auch die Geistlichen in der Regel für sehr überflüssige Leute halten, da sie sich, von dem Geiste Gottes erleuchtet und getrieben, für weit höher achten, als jene, und eben so ihre Winkelversammlungen für Werkstätte des heiligen Geistes, welche natürlich ihnen den Besuch der Kirchen und allgemeinen Christenversammlungen als höchst entbehrlich und langweilig darstellen." Weiter unten heißt es: „Am Betrübendsten ist jedoch das Unheil, welches solche Schwärmer in den weichen Seelen zarter Kinder stiften; und auf sie gerade ist ihr vorzüglichstes Augenmerk auch unter uns gerichtet." Der Verf. hat gewiß vollkommen Recht und darf auf die Zustimmung aller Vernünftigen rechnen, wenn er dieß Verderben an der Wurzel psychologisch also schildert: „Die Art und Weise des frühesten Unterrichts in der Religion ist beinahe immer entscheidend auf die psychische Richtung der künftigen Menschen. Wenn darum in ihm die Gottheit zu sinnlich dargestellt, zu Viel und beinahe ausschließlich nur auf Gefühl und Glauben bei den armen Kindern gedrungen wird, der Vortrag zu bildlich und mystisch ist, die grassesten Vorstellungen der Hölle und ewigen Verdammniß, bevölkert mit Legionen von Teufeln in furchtbarer Gestalt, mit den üppigsten Vorbildungen des himmlischen Paradieses abwechseln, und dabei die unschuldigsten Aeußerungen menschlicher Neigungen

und

und Gefühle zur Sünde gemacht werden, die Welt als ein großes Jammerthal und der Mensch von Mutterleibe an als durch und durch verdorben und unfähig zu allem Guten beschrieben wird: kann es da anders kommen, als daß die unbeschriebene Tafel der lebendigen Einbildungskraft des Kindes dadurch mit den schädlichsten, verworrensten Vorstellungen von Lebenszwecke und Menschenbestimmung erfüllt, das aufgeregte Gemüth beunruhigt, selbst in Träumen, wie ich es wahrnahm, beängstigt wird, und einer gänzlich verkehrten Bestimmung, wo nicht gar dem Wahnsinne entgegenreift?" Nicht weniger treffend macht der Verf. die Hinneigung mancher Erwachsenen zu den Rednern aus jener Schule erklärlich, wenn er S. 37 sagt: „Denn es gibt unter diesen der nervenschwachen sentimentalen Menschen nur gar zu Viele, deren ganzes religiöses Glauben und Handeln nur in augenblicklichen bald vorübergehenden Gemüthsbewegungen besteht. Aber es fehlt auch unter den gebildeten Ständen nicht an abgelebten Sündern, denen solche Lehren, welche die dogmatischen Mystiker zum Hauptinhalte ihrer Religionsvorträge zu machen pflegen, sehr willkommen sind." — Ob nun gleich „der bedeutenden Zunahme des Frömmlerwesens und der Conventikel in Frankfurt" gegenüber der Verf. zu dem guten Geiste der Gesammtheit der Bürger mit Recht Vertrauen hat, und bei der Umsicht des Senates, der nicht ein Märtyrerthum veranlassen möchte, das jene Leute „in seelischer Wonne" begierig ergreifen würden, für die gute Sache Wenig fürchtet, namentlich auch den Consistorien nachrühmt, daß sie sich in der Prüfung der jüngern Geistlichen und Candidaten durch das Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen bei vorwaltender Ignoranz nicht zufriedenstellen ließen; so glaubte er gleichwohl der evangelischen Wahrheit eben so sehr, als seiner eigenen, anonym von jener Seite angegriffenen, Ehre es schuldig zu seyn, seine Stimme öffentlich und mit Namensunterschrift abzugeben. Er

beantwortet die Frage, der es galt, für nicht ungebildete Laien; und wenn der Theologe von Profession weder Neues noch Erschöpfendes in dem Schriftchen finden wird, so ist doch das Wichtigste und Bekannte so zusammengestellt, daß es seines Zweckes für das größere Publicum, das doch auch ein denkendes ist und seyn soll, nicht verfehlen wird. Der erste und wichtigste Punct zum Christlichglauben und Lehren ist ihm mit Recht der Einklang, in welchem Vernunft und Offenbarung so stehen müssen, wie der Mann, auf welchen unsere Frömmler sich mit so großem Unrechte stützen, Luther selbst ganz unumwunden behauptet, wenn er sagt: „Was nun der Vernunft entgegen ist, ist's gewiß, daß es Gotte vielmehr entgegen sei. Denn es ist ganz was Ausgemachtes, daß die Vernunft unter allen Dingen dieses Lebens das Beßte, ja was Göttliches ist. Sie ist eine Sonne, welche über die Regierung dieser Dinge im Leben gesetzt ist. Und diese Herrlichkeit hat Gott nach dem Falle Adams nicht genommen, sondern bestätiget." Und was die angebliche Offenbarung über die Vernunft hinaus und jene Geheimnisse betrifft, die man als den Kern des Christenthums ohne Beifall der Vernunft im Glauben annehmen müsse, so heißt es S. 10 sehr tröstlich und befriedigend: „Wohl herrscht Freiheit der Prüfung in unserer Kirche. Aber in Dem, was uns nütze ist zur Lehre, zum Troste, zur Besserung, zum Streben nach dem Göttlichen und Ewigen, herrscht reine, volle Klarheit, und das Evangelium Jesu Christi spricht über die Grundpfeiler unserer Religion, Gott, Vorsehung, die Heilsanstalten der Erlösung, Unsterblichkeit und Tugendlohn, faßlich zu jedem Geiste, ergreifend zu jedem Herzen." Aus diesem Grundsatze von Num. 1 ergeben sich die Resultate der folgenden Nummern von selbst. Nämlich die christliche Ueberzeugung von Gotte als einem liebenden Vater der Menschen, von Christo als dem Sohne des lebendigen Gottes, von dem

heili-

heiligen Geiste als einer Kraft Gottes, durch welche er, vermittelst der christlichen Religion Weisheit und Tugend unterstützt, ohne daß jedoch die menschliche Freiheit darunter leide. In Bezug auf das Letztere sagt der Verfasser: „Die Ueberzeugung von dem Beistande des heiligen Geistes zu allem Guten hält mich aufrecht, wenn ich oft unter der Last der Sorgen, Mühen und Arbeit zu sinken fürchte. Ich glaube an ihn, denn ich habe ihn erfahren, und dieser veste Glaube erfüllt mich mit Freudigkeit und Begeisterung in meinem heiligen Amte." Der Tod Jesu ist ihm „ein höheres Symbol, und die verzeihende Gnade Gottes eine hinreichende, die uns nach erfolgter Besserung die Sünden vergibt." Der Artikel von der christlichen Kirche hätte den Separatisten gegenüber eine gründlichere Erörterung verdient. Aber genügend für gebildete Laien ist dann wieder das Dogma von der Erbsünde in seiner Unwürdigkeit und Lästerung des Schöpfers dargestellt. Dem Verf. ist nicht, wie ein irrationaler Supernaturalist jüngst behauptet habe, die ganze Menschheit ein ungeheuerer durch und durch vergifteter Riesenkörper, sondern neben Hang zum Bösen seien die herrlichsten Anlagen zum Guten in der menschlichen Natur zu finden. Davon sei Niemand mehr überzeugt gewesen, als Jesus; weil Niemand zum Gutseyn entschiedener aufgefordert habe, als eben Er. Das sittlich Verderbliche jenes Dogma's aber stellt der Verf. seinem Publicum sehr augenfällig dar, wenn er sagt: „Allein es ist nicht bloß Entwürdigung, ja Schmähung des Schöpfers, es ist dabei auch überaus gefahrvoll. Die Menschen suchen ja ohnehin schon Entschuldigung genug für jede schlechte That, und haben sie jezt auch nicht mehr die Stirn — da Solches dermalen aus der Mode ist —? sich mit den Einwirkungen des Teufels zu entschuldigen: so suchen sie, was in den Folgen dasselbe ist, ihre Entschuldigung in dem angebornen Verderben der menschlichen Natur und ihrer

ret völligen Unfähigkeit zu allem Guten, so daß man sie wahrlich nicht noch besonders in dieser traurigen Meinung zu bestärken braucht, wodurch sogar alle Gefühle der Scham und Reue unterdrückt werden müssen." Für den Theologen ist eine Anführung in einer Note nicht uninteressant, weil sie eine neue Bestätigung der alten Wahrheit ist, daß die Unvernunft oft wider Willen vernünftig und dann freilich inconsequent wird. Augustin, der Vater oder doch Stiefvater jener Sünde, die ohne Zuthun des Individuums durch Zeugung forterbt, hat gleichwohl in einer lichten Stunde ganz ernstlich gesagt: „Nunc vero usque adeo peccatum voluntarium est malum, ut *nullo modo sit peccatum* si non sit *voluntarium*. Quare aut negandum est, peccatum committi, aut fatendum est, *voluntate* committi. — Angehängt ist eine Charakteristik der religiösen Schwärmerei, oder des Mysticismus, welche mit Lavater treffend eine Wärme, die das Licht scheut, genannt wird, in ihrer Tendenz, sinnliche Gegenwart und selige Zukunft zusammen zu genießen, verwerflich genug erscheint, und ihrer Unduldsamkeit nach in dem Verf. einen treuen Zeichner findet, wenn er S. 35 sagt: „Welche Mittel werden wohl angewendet, um das arme, glaubensdurstige, mitunter halb erleuchtete Volk wieder in die alte finstere Nacht hinabzuziehn; welche Mittel, um die Andersdenkenden durch Wort und That zu vernichten? Es ist wahrlich nicht die Schuld jener fanatischen Priester, Pfarrherren und Schriftsteller, wie sie ihre Stimmen in gewissen Zeitschriften ertönen lassen, daß nicht schon jetzt wieder Scheiterhaufen flammen, Ketzer braten, die Inquisition ihr furchtbares Haupt erhebt und der Sohn am Vater, der Bruder am Bruder zum Verräther wird." Der Verf. hat seinen Tractat mit trefflichen Stellen, besonders aus Herder, gewürzt. Aber er versteht auch selbst zu reden. Jener finstern und im Finstern sinnlichen Asketik unserer Tage gegen-

gegenüber, sagt er unter Anderem S. 44 so wahr als schön: „Nur durch ein lichtes und freudiges Christenthum, wo das Bild des Heiligsten und Reinsten, der je auf der Erde lebte, immer dem Jünger als hohes, leuchtendes Ideal vorschwebt, ist dieß (nämlich das Herrwerden über sich selbst) möglich. Da löst sich die ganze Sinnlichkeit des Menschen in dem Einen auf, in thätiger Gottes- und Nächstenliebe, und es blüht die Blume des Glaubens und sittlicher Schönheit vom Thaue der himmlischen Liebe benetzt, auf der Erde, damit wir uns nach den unvergänglichen Frühlingsblüthen des Himmels sehnen. Ja, hierdurch wird dem Frommen, welcher Glauben und sittliche Vestigkeit zu Einem großen Streben vereinigt, der Sieg auch schon im Lande der Vergänglichkeit."

Wir zweifeln nicht, daß die Schrift des Verfs. einen guten Eindruck machen werde, und sind davon um so mehr überzeugt, als derselbe schon anderwärts als ein wackerer Kämpfer für evangelisches Licht und Recht bekannt ist, und als Prediger und Seelsorger bei seinen Mitbürgern und Anvertrauten, dem Vernehmen nach, in verdientem Ansehen steht.

Philosophia cabbalistica et pantheismus. Ex fontibus primariis adumbravit atque inter se comparavit Dr. M. *Freystadt.* Regiomontii Prussorum, ap. Bornträger. 1832. XV u. 142 SS. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Verf., jedenfalls ein Bekenner des Judenthums, hat bei Abfassung dieser Erstlingsschrift vornehmlich einen apologetischen Zweck verfolgt, nämlich die kabbalistische Theosophie gegen den ihr allgemein gemachten Vorwurf des Pantheismus zu vertheidigen, und dagegen nachzuweisen, daß sie einen rein theistischen Charakter habe. Schon in der Vorrede erweckt er für

für ſich das gute Vorurtheil, daß er dem ſchwierigen Gegenſtande gewachſen ſei, da er nach ſeiner Verſicherung (S. VII) „inde a pueritia ad annum usque decimum septimum ita s. s. theologiae Judaicae vacaret, ut nonnisi Hebraicis Chaldaicisque litteris et praeprimis Talmudis aliorumque huic similium librorum institueretur mysteriis.

Die auf den Hauptgegenſtand vorbereitende Einleitung enthält zuerſt eine Unterſcheidung der verſchiedenen Denkarten über das Verhältniß zwiſchen Endlichem und Unendlichem, nämlich Atheismus, Pantheismus, Hylozoismus, platoniſchen Theismus und Theismus κατ' ἐξοχήν. Wir begreifen nicht, warum der Verf. den Hylozoismus nicht als eine beſondere Gattung dem Pantheismus, und zwar dem materialiſtiſchen, ſubſumirt habe, eben ſo wenig, warum er dem Theismus an ſich den platoniſchen Theismus coordinire. Endlich unter welche Claſſe will er denn den Dualismus und Emanatismus ordnen? — Als Grund der nachtheiligen Urtheile über die Kabbala gibt der Verf. den an, daß man bei ihrer hiſtoriſchen Erforſchung nicht auf die Urquellen ſelbſt zurückgegangen ſei, ſondern ſich mehr an die ſpäteren, durch mannigfache Zuſätze, rohe Phantaſiegebilde und Allegorieen entſtellten Darſtellungen derſelben gehalten habe. Er hat daher lediglich die ſohariſchen Bücher nebſt den dazu gehörigen Tikkunim und das Buch Jezirah zu ſeiner Darſtellung benutzt.

Das ganze Schriftchen zerfällt nun ſeinem Inhalte gemäß in drei Abſchnitte, von denen der erſte (S. 10—64) die Darſtellung der kabbaliſtiſchen Philoſophie ſelbſt zum Gegenſtande hat. Das erſte Cap. enthält Notitias universales de cabbalismo praemittendas. Sehr richtig unterſcheidet Hr. F. den Namen Kabbala (v. קִבֵּל accepit, alſo ſ. v. a. acceptio) von Maſſora, d. i. Tradition, auf die Weiſe, daß letztere die angeblich mündlich fortgepflanzte Geſetzestradition,

Digitized by Google

dition, diese dagegen die mündlich fortgepflanzte dogmatisch-mystische Geheimlehre bezeichnet, während man sonst oft Kabbala als den generalen Begriff jüdischer Tradition nimmt. — Ueber das Alter der Kabbala äußert sich der Verf. Viel zu unbestimmt und schwankend; nach p. 12 soll es schon um's zweite Jahrhundert vor Christus eine masorethische und eine kabbalistische Schule gegeben haben, während nach p. 14 f. der Ursprung der Kabbala um die Zeit vor und nach der Zerstörung Jerusalems gesetzt wird. Wenn Hr. F. ferner die Abfassungszeit des Buches Sohar ohne weitere Beschränkung und Anmerkung in's zweite Jahrhundert nach Christus zurückdatirt und als dessen Verf. ohne Weiteres den Rabbi Simeon, Sohn des Jochai annimmt, so müssen wir uns sehr wundern, wie ihm förmlich unbekannt geblieben zu seyn scheint, daß jenes Buch nach den darüber geführten Discussionen, inneren und äußeren Gründen zu Folge, erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte niedergeschrieben seyn, und wenn es nicht förmlich untergeschoben ist, nur theilweise seinem Inhalte nach auf Simeon Jochaides zurückgeführt werden kann, vgl. de Wette's Opuscula p. 54 ff. Es fragt sich daher, mit welchem Rechte dasselbe überhaupt noch zu den Primärquellen der Kabbala gerechnet werden könne. Nach der Ansicht des Rec. kommt es bei der so verschieden beantworteten Frage nach dem Alter der Kabbala vor Allem darauf an, was man unter diesem Namen verstehe. Versteht man denselben von dogmatisch-speculativer oder theosophischer Behandlung der alttestamentlichen Religionslehren überhaupt, dann ist dieselbe gewiß sehr alt; es muß dann zu ihr auch die seit dem dritten und zweiten Jahrhunderte vor Christus unter den Juden in Alexandrien und theilweise in Palästina in Aufnahme gekommene Religionsphilosophie gerechnet werden, wie dieselbe bekanntlich von diesen selbst schon als Geheimlehre ausgegeben wurde. Faßt man dagegen, wie es gewöhnlich geschieht, den Namen-

spe-

ſpecialer von demjenigen theoſophiſchen Syſteme, welches unſer Verf. zum Gegenſtande ſeiner Abhandlung gewählt hat: ſo iſt Nichts gewiſſer, als daß deſſen Anfänge nicht vor dem zweiten und dritten Jahrhunderte nach Chriſto angenommen werden können. — Noch weit flüchtiger eilt Hr. F. über die Frage nach dem Urſprunge der Kabbala hinweg. — Unter den verſchiedenen Eintheilungen derſelben hebt er als die angemeſſenſte die hervor, nach welcher theoretiſche und praktiſche K. unterſchieden wird, deren erſte die ſpeculativen Lehrſätze enthält, während die zweite nicht die disciplina *moralis* ſei, was man leicht aus dem Namen ſchließen könnte, ſondern eine mirabilium naturaeque ordinem superantium rerum efficiendarum scientiam" enthalte, aber eben deßhalb nicht in den Kreis der hier zu gebenden Darſtellung gehöre.

Das zweite und dritte Capitel ſind der Darlegung des kabbaliſtiſchen Syſtemes ſelbſt gewidmet. Jenes, ohne Zweifel die wichtigſte, intereſſanteſte und der Wiſſenſchaft nützlichſte Partie des Schriftchens, iſt das umfangreichſte und beſchäfftigt ſich mit der reinen und urſprünglichen Kabbala, deren Lehren es in 24 ſehr conciſen und deutlichen Sätzen ſyſtematiſirt (S. 18 bis 50). Dieſe überſichtliche Klarheit, in welche der Verf. das Syſtem gebracht hat, iſt um ſo dankenswerther, je weniger die Beſchaffenheit der Quellen hiezu eine Unterſtützung bot, und je lieber ebendeßhalb die Neueren, welche ſich mit der Kabbala beſchäfftigten, ihre Zuflucht zu den ſpäteren, abgeleiteten Quellen nahmen. Nam scripta vetera cabbalistica, bemerkt in dieſer Beziehung der Verf., ex quibus proprie systema hauriendum est, ut Sohar, liber creationis etc. omni claritate omnique ordine ita plerumque carent, ut, etiam si ejus causa partim in more orientali in universum, partim in sacrorum textuum ad varias materies philosophicas accommodandorum consuetudine sita esse videatur, tamen

Digitized by Google

rnen difficillimum sit doctrinam eruere perspicuam textuique consentaneam. Rec. glaubte nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn er den Inhalt jener Sätze, in's Kurze zusammenzog, den ersten derselben aber vollständig mittheilte, weil dieser Theils die Grundlage des ganzen Systemes enthält, Theils auch am Besten als Probe der Latinität des Verfs. dient: „Deus oportet ex duabus partibus apprehendatur, quatenus notus et manifestus est nobis respectu mundorum, ex altera parte vero, quod ipse absconditus est nobis et aliis omnibus respectu essentiae et quidditatis suae, ita ut nulla plane in eo sit adprehensio nec ulla alia omnino notio. Antequam enim creavit ideam in mundis et formavit figuram, ipse erat solus absque forma et similitudine. Nemo igitur illum, si mundorum manifestatorum rationem non habeat, cognoscere potest, quam sit absque omni idea sive figura. Gott an sich, ohne Beziehung zur Welt, heißt senex senum, senex dierum, occultus occultorum; von Seiten seiner Offenbarung aber betrachtet, principium principiorum oder causa causarum. Als Abstraction von allem Endlichen und allen Qualitäten, als schlechthin Unbegreiflicher heißt Gott auch Nihil oder Non-Ens; denselben Namen führt aber auch die Welt, in sofern sie ohne Gott nicht existiren kann. Letzterer ist schlechthin einfach, aller Materialität untheilhaft, und da er als Solcher nach keiner Seite hin, von keiner Substanz begrenzt ist, heißt er En-soph oder der Unbeschränkte. Zufolge derselben Eigenschaft ist er aber auch ewig. Wird Gott nach seiner Manifestation betrachtet, so umschließt er Alles und ist Alles und Alles macht seinen Leib aus, ist von ihm unzertrennlich. Demungeachtet ist das All oder die Welt nicht Gott selbst, vielmehr waren die Welten vor ihrer Entstehung nur im Gedanken des En-soph vorhanden, durch die Macht dieses göttlichen Gedankens wurden sie geschaffen und

in

in sofern kann das All auch Eins genannt werden. Die erste göttliche Schöpfung war der Adam Kadmon, oder der Urmensch, in welchem sich die zehn Sephiroth oder wirksamen Eigenschaften Gottes offenbaren (nämlich corona, sapientia, intelligentia, magnificentia, fortitudo, pulchritudo, triumphus, gloria, fundamentum, regnum). Den Namen Adam Kadmon führt jene erste Schöpfung als Makrokosmus, im Vergleiche mit dem Menschen als Mikrokosmus, und weil er das höchste Geschöpf in der höheren Ordnung der Dinge ist, wie der Mensch in der niederen. Der Name sephiroth oder numerationes ist daher zu erklären: 1) daß, wie die Einheit dem Unendlichen wesentlich ist, so die Vielheit diesen niederen, weltbildenden Ursachen; 2) weil sie früher sind als das Endliche und 3) die Mannigfaltigkeit der Formen und Gestaltungen der Dinge in sich begreifen. Wie indessen menschliche Gliedmaßen der Gottheit nur bildlich beigelegt werden, so sind auch diese Sephiroth nur symbolische Bezeichnungen (signa) des Wesens des schlechthin Verborgenen. — Es folgt nun S. 35—41 die Erörterung des Wesens der einzelnen Sephiroth und ihres Verhältnisses unter einander, die wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, hier übergehen müssen. — In sofern Adam Kadmon durch die Sephiroth Alles, was aus der Grundursache folgt, hervorbringt, kann man sagen, Alles entstehe durch Emanation. Um das seit Ewigkeiten nur im göttlichen Verstande existirende Endliche zur Wirklichkeit kommen zu lassen, zog das Ensoph sich gleichsam in sich zurück. Der dadurch entstandene Raum heißt das Urlicht, welches aber nicht Gott selbst ist (denn Nichts kann diesem verglichen werden), sondern der Adam Kadmon, dessen Wirkungen unter dem Bilde von Lichtstrahlen dargestellt werden. — Der menschliche Leib ist aus Bestandtheilen der 4 Elemente zusammengesetzt; die Bestandtheile des geistigen Wesens des Menschen sind: Nephesch, oder das materiale,

anima-

animalische Lebensprincip; ruach, Geist; und neschamah die vernünftige Seele, welche letzte unter diesen drei Bestandtheilen allein unsterblich ist. — Der Mensch besitzt die Freiheit, zwischen Gutem und Bösem zu wählen. Das höchste Gut ist die Ausübung der göttlichen Gesetze, des Gesetzes Summa, Gott zu erkennen und zu lieben. Nach dem Tode erwartet den Menschen eine gerechte Vergeltung. — Ueberall hat der Verf. die einzelnen Lehren mit den betreffenden Stellen aus den Quellen belegt; nur ist es zu beklagen, daß er die lateinische Uebersetzung beizufügen unterlassen hat, da doch die wenigsten Leser des Chaldäischen und Rabbinischen insoweit kundig sind, um den Originaltext zu verstehen, daher auch de Wette in der neuesten Auflage seiner Einleitung in's A. T. diesem Bedürfnisse entsprochen hat, obschon sein Buch bloß für Theologen und Orientalisten geschrieben ist, während Hrn. F's. Schrift als ein beachtenswerther Beitrag zur Geschichte der Philosophie auch von Philosophen von Profession nicht unbenutzt gelassen werden darf.

Im dritten Capitel gibt der Verf. noch eine kurze Uebersicht der späteren, hauptsächlich durch die Commentatoren vielfach modificirten und entstellten Kabbala. Das vierte Capitel endlich beschäfftigt sich mit Nachweisung der Spuren von Kabbalismus im Christenthume und im Islam. Allein aus der gegebenen Darstellung des Kabbalismus erhellt zur Genüge, daß derselbe seinem ganzen Wesen nach speculativ und theosophisch ist, welcher Charakter dem durch und durch rein religiösen und auf das Praktische gerichteten Christenthume fern liegt. Und wirklich hat sich Hr. F. nur auf solche Stellen des N. T. berufen, deren Unstatthaftigkeit zur Vergleichung auf den ersten Blick einleuchtet, auf solche Gedanken, die gar nichts dem Kabbalismus Eigenthümliches enthalten, z. B. den von der Liebe Gottes, namentlich wie sie sich in der Sendung Christi offenbart hat, oder von dem geistigen Wesen Gottes, Joh. 4, 24. oder auf das auf Gott übertragene, fast allen Religionen gemeinsame,

Bild des Lichtes. — In mehreren apostolischen Lehren von der Person Christi findet der Verf. die Vorstellung von Adam Kadmon, während deren Erklärung doch weit näher liegt, Theils in der palästinensischen Christologie, Theils in der alexandrinensischen Logostheorie. Der Verf. würde wohl nicht in solche irrige Behauptungen verfallen seyn, wenn er gründlichere Untersuchungen über das Alter und den Ursprung der Kabbala angestellt hätte, wozu denn auch die Erörterung des Verhältnisses der Kabbala zur alexandrinischen Theosophie, namentlich wie sie in Philo's Schriften vorliegt, und den zur Zeit Jesu in Palästina gangbaren Lehrmeinungen gehört hätte. Gewundert hat es übrigens Recn., daß der Verf. bei seiner vermeintlichen Nachweisung der Kabbala im Christenthume sich nicht auf die Apokalypse berufen hat, da bekanntlich selbst christliche Theologen, obschon mit größtem Unrechte, einen kabbalistischen Charakter dieses Buches angenommen haben. Aehnliche Einwendungen ließen sich auch gegen die vom Verf. versuchte Nachweisung kabbalistischer Vorstellungen im Islam machen.

Weniger gelungen sind die beiden übrigen Abschnitte der Schrift. Der zweite, als die Vorbereitung zum dritten, hat es mit dem Pantheismus im Allgemeinen zu thun. Der Verf. gibt eine kurze Darstellung der vorzüglichsten pantheistischen Systeme von Thales bis auf Hegel, doch Alles viel zu aphoristisch, ohne historische Gründlichkeit und ohne die gehörige Schärfe der Beurtheilung, wovon jedoch der Grund auch wohl mit in dem weiten Umfange des Gegenstandes zu suchen ist, der in einer so kleinen Schrift unmöglich umfassend behandelt werden konnte. Ueber Einzelnes zu urtheilen, würde zu weit führen, Rec. erinnert nur daran, daß auch Aristoteles mit einigen Federstrichen frischweg zu einem materialistischen Pantheisten gestempelt wird; — wie vielen philosophischen Systemen müßte aber dann noch derselbe Vorwurf gemacht werden! Dagegen hat der Verf. unbegreiflicher Weise den

Pan-

Pantheismus der Eleaten ganz übergangen. Im dritten Abschnitte endlich sucht er sowohl die Aehnlichkeit zwischen Kabbalismus und Pantheismus, als auch die Verschiedenheit derselben darzulegen, worin wir mit ihm in der Hauptsache einverstanden sind, obwohl uns der Verf. den Kabbalismus, doch jedenfalls eine starke Verirrung des philosophirenden Verstandes, oder richtiger der träumenden Phantasie, Etwas zu überschätzen scheint.

Den barbarischen Charakter der Latinität des Verfs. werden die Leser aus der oben mitgetheilten Probe kennen gelernt haben. Wir verkennen zwar keineswegs die Schwierigkeit, mit welcher sich neuere philosophische Begriffe in lateinischer Sprache darstellen lassen: doch hat sich Hr. F. entweder die Sache zu leicht gemacht, oder es mangelt ihm die nöthige Fertigkeit im Lateinschreiben; denn Worte, wie irreligiositas, moralitas, identificare u. dgl. sollten doch nicht vorkommen.

Der gemachten Ausstellungen ungeachtet verkennen wir den Fleiß und den Scharfsinn des Verfs. keineswegs; derselbe berechtigt zu erfreulichen Hoffnungen. Und da nach der Versicherung am Ende der Vorrede dieses Schriftchen nur der Entwurf zu einem größeren Werke über denselben Gegenstand seyn soll, so können wir ihm hierzu nur die nöthige Ausdauer und Muße wünschen. Nur würde es seinem Zwecke weit förderlicher seyn, wenn er sich dann, seinem Versprechen gemäß, der deutschen Sprache bedient.

Vita Jesu Christi graece. Ex evangeliis secundum temporis rationes digestam enarravit et brevi adnotatione historica et critica instructam in usum juventutis studiosae edidit *Carolus Gustavus Küchler*, Philos. D.

Digitized by Google

D. et Prof. Lips. extr. Theol. Lic. Adjecta est tabula chronologica et geographica. Lips. sumtus fecit Jo. Frid. Hartknoch. MDCCCXXXV. S. XII. und 170. 8. maj. 21 Gr.

Dieſe Schrift iſt hauptſächlich für den öffentlichen Gebrauch in Gymnaſien beſtimmt. Der Hr. Verf. wünſcht nämlich in der Vorrede, es möchten, wie dieß früherhin der Fall geweſen ſei, auf den gelehrten Schulen einige Stunden der Woche auf Lectüre des N. T. verwendet werden; jedoch ſolle ſich dieſelbe bloß auf die vier Evangelien beſchränken, weil dieſe vor den Epiſteln Theils durch die Wichtigkeit ihres Inhaltes, Theils auch durch die Leichtigkeit ihres Verſtändniſſes ſich auszeichnen. Da nun durch eine ſolche Lectüre der vier Evangelien lediglich eine möglichſt genaue und vollſtändige Kenntniß des Lebens Jeſu, keineswegs eine Bekanntſchaft mit den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Evangelien und ihres Verhältniſſes zu einander, erzielt werden ſoll, ſo ſucht Hr. Dr. K. dem genannten Zwecke durch die uns vorliegende Schrift zu entſprechen, über deren Plan wir ihn am Beſten ſelbſt reden laſſen. Er ſagt S. VI.: „Operae igitur pretium me facturum putavi, si in hunc potissimum lectionum scholasticarum usum quatuor, quos habemus, de vita Jesu commentarios in unum quasi redigerem, ita ut non solum ea, quae a pluribus evangelistis simul narrata leguntur, unius modo verbis referrem, sed etiam rerum singularum temporisque, quo se invicem excipere videantur, ordinem probabilem certe exhiberem et omnino historiam Jesu continua, quoad ejus fieri potuerit, oratione decurrentem contexerem." Er liefert demnach keine Synopſis im gewöhnlichen Sinne, ſondern bezweckt bloß eine möglichſt vollſtändige Zuſammenſtellung aller evangeli-

evangelischen Relationen über das Leben Jesu mit den Worten der Evangelisten zu geben, daher er mit Weglassung der parallelen Abschnitte jedes Mal nur die Nachricht desjenigen aufnimmt, der über den betreffenden Gegenstand am Vollständigsten berichtet. In der chronologischen Anordnung des Ganzen folgte er sehr richtig in den meisten Fällen dem Johannes und Lukas als Gewährsmännern. Das Ganze ist in folgende 8 Bücher getheilt: I. Vita J. Ch. inde a natalibus usque ad muneris auspicia. II. — — a muneris auspiciis usque ad *primum* pascha. III. — — a *primo* itinere Hieros. paschatos tempore suscepto usque ad iter *secundum*. IV. — — a *secundo* itinere Hieros. usque ad iter ejus *tertium*. V. — — a *tertio* it. Hieros. usque ad *quartum* sive inter dies festos tabernaculorum et encaeniorum. VI. — — a *quarto* ejus itinere Hierosol. ad encaenia facto usque ad *quintum* idemque ultimum s. usque ad diem sextum ante pascha. VII. — — a *sexto* die ante pascha usque ad mortem ejus cruentam. VIII. De resurrectione J. Ch. ejusque in coelum adscensione. Diese einzelnen Bücher zerfallen dann wieder in größere und kleinere Abschnitte, welchen ebenfalls besondere Inhaltsanzeigen vorausgeschickt sind. Auch hat der Hr. Verf. diesen kleineren Abschnitten sehr häufig kurze Anmerkungen über die wichtigeren Abweichungen in den Parallelstellen der übrigen Synoptiker beigegeben, worauf sich auch nach S. IX. der Ausdruck brevis adnotatio historica et critica auf den Titel bezieht. Denn alle auf Texteskritik bezügliche Untersuchungen hat der Verf. ausgeschlossen, als dem Zwecke des Buches nicht angemessen. Er ist ganz dem tittmann'schen Texte gefolgt; nur ist er in Anwendung der kleinern Interpunctionszeichen weit sparsamer gewesen. Eben so wenig hat er eine Rechtfertigung seiner chronologischen Anordnung beigegeben, da eine solche, wenn sie hätte gründlich und

umfassend werden sollen, eine eigene Schrift erfordert hätte, die er jedoch, wenn sie gewünscht werden sollte, nachzuliefern bereit ist. Den Schluß des Buches bildet eine chronologische Uebersicht der wichtigern Begebenheiten im Leben Jesu, die jedoch nicht nach neuern, hierher gehörigen Untersuchungen, sondern nach den Angaben der kirchlichen Tradition angefertigt ist, desgleichen eine von Hrn. Forbiger gezeichnete Karte von Palästina.

Anlangend unser Urtheil über das Ganze, so ist Fleiß und Sorgfalt keineswegs darin zu verkennen, obschon Rec. hinsichtlich der chronologischen Anordnung der einzelnen Abschnitte, wie dieses auch kaum anders sich erwarten läßt, manche abweichende Ansicht entgegenstellen könnte. Das aber möchte kaum zu billigen seyn, daß der Verf. fünf Festreisen Jesu nach Jerusalem unterscheidet, indem Jesus in der Zeit zwischen dem Laubhüttenfeste und dem der Tempelweihe (Joh. 7, 2. — C. 10, 22.) Jerusalem oder doch dessen Umgebung nicht verlassen zu haben scheint, vergl. Lücke zu Joh. 10, 22. Auch hätten Stellen, welche durch die neuere Kritik als offenbar unrecht dargethan sind, wie die Erzählung von der Ehebrecherin bei Joh. 8, 1—11. S. 77, doch wohl in einer kurzen Anmerkung als solche bezeichnet zu werden verdient. Sonst gewährt das Werkchen eine recht bequeme Uebersicht der evangelischen Relationen von Jesu, welche durch eine Gesammtinhaltsanzeige der einzelnen Abschnitte noch bedeutend erhöht werden wäre. Nur zweifelt Rec., ob das Buch ein großes Publicum finden werde, da Erstens keine Hoffnung vorhanden ist, daß auf unsern protestantischen Gymnasien eine Lectüre der vier Evangelien, wie sie unser Verf. wünscht, angeordnet werde, und Zweitens es sich fragt, ob eine solche Lectüre bei dem fast durchgängigen Mangel unserer jetzigen Philologen an theologischer Bildung den Gymnasiasten von ersprießlichem Nutzen seyn werde, da bloße classisch-philologische Bildung für die Erklä-

rung

rung und das Verständniß des N. T. doch keineswegs ausreicht. Der Theolog vom Fache aber wird jeden Falls eine eigentlich synoptische Uebersicht vorziehen, da es ihm oft darauf ankommt, die Differenzen der Evangelisten in philologischer, dogmatischer, antiquarischer, historischer ꝛc. Beziehung mit Einem Blicke zu übersehen.

Das Aeußere dieser Schrift ist empfehlenswerth.

Christliche Religionslehre für Schul-, Confirmanden- und Selbstunterricht, von Karl Gottlieb Rehfener, Prediger an der deutsch-lutherischen Kirche zu Memel. Memel, 1833. Gedruckt bei Fr. Wilh. Horch.

Mag auch in unserer Literatur an Lehrbüchern der Religion so wenig Mangel seyn, daß vielmehr auch dieses Fach beinahe überfüllt genannt werden könnte, so muß doch jede neue Erscheinung der Art, vorausgesetzt, daß sie den gerechten Anforderungen entspricht, welche eine vorgeschrittene Zeit auch an solche Schriften machen muß, den Freund wahrhaft religiöser Bildung um so mehr erfreuen, je wohlthätiger der Einfluß ist, der sich von einem vernünftigen Religionsunterrichte der Jugend auch in Beziehung auf die mystische und pietistische Tendenz unserer Tage versprechen läßt. Denn ob auch dieser dem eigentlichen Christenthume eben so fremde, als dem recht christlichen Leben verderbliche Geist mit den Waffen der Wissenschaft so nachdrücklich bekämpft wird, daß eine allgemeine Herrschaft desselben gewiß nicht zu fürchten ist, so kann ihm doch kaum kräftiger entgegengearbeitet werden, als wenn sich auch Kirchen und Schulen zu diesem Zwecke vereinigen; und sicher wird die Finsterniß des Aberglaubens das Licht der Wahrheit da nicht auf die Dauer zu verdrängen vermögen, wo schon

dem heranwachsenden Geschlechte die Augen für dieses Licht geöffnet werden. Verdient darum jeder Beitrag zur Förderung dieser ernsten Angelegenheit eine dankbare Anerkennung, so machen wir das Publicum auf die vorliegende Religionslehre mit um so größerer Freude aufmerksam, je mehr uns eine genaue Durchsicht derselben von dem nicht gewöhnlichen Grade ihrer Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit überzeugt hat. Eine kurze Beurtheilung dessen, was der Verf. gibt, und die Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt hat, wird hoffentlich denjenigen unserer Leser dieselbe Ueberzeugung geben, die auch in Sachen der Religion das Licht mehr lieben, als die Finsterniß. Die innere Einrichtung des Buchs zunächst ist folgende. Es zerfällt, nachdem über den Begriff, den Ursprung, die Wichtigkeit und die Beförderungsmittel der Religion das Nöthigste gesagt ist, wie gewöhnlich, in zwei Haupttheile: Glaubenslehre und Sittenlehre. Die Glaubenslehre behandelt in zwei Abschnitten 1) die Lehre von dem Menschen, a. der Mensch überhaupt, b. die menschliche Seele, c. die Bestimmung des Menschen; 2) die Lehre von Gotte, a. Gottes Wesen und Eigenschaften, b. Gottes Werke, nämlich — Schöpfung und Regierung der Welt, letztere als Erhaltung der Welt überhaupt und der menschlichen Seele in'sbesondere, (Unsterblichkeit) als Verforgung der lebenden Wesen, in'sbesondere des Menschen, und als Heiligung des Menschen überhaupt, und in'sbesondere. (Jesus Christus, die heilige Schrift, die Taufe, das Abendmahl, das Gebet.) Die Sittenlehre zerfällt in das Sittengesetz überhaupt und in'sbesondere. 1) Allgemeine Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst in Hinsicht auf unser leibliches Wohl (Leben, Wohlstand, Ehre), und auf unser geistiges Wohl (Wahrheit, Tugend, Glückseligkeit); und gegen unsern Nächsten. (Dieselbe Eintheilung.) 2) Besondere Pflichten: der Obrigkeiten und Unterthanen, der Herrschaften und Dienstboten, der Lehrer und Schüler, der Ehegatten, der Aeltern und Kin-

Kinder. — Wir brauchen den Sachkundigen nicht auf die Vollständigkeit und die zweckmäßige Anordnung aufmerksam zu machen, die schon aus dieser Inhaltsanzeige hervorgehen; und wenn der Verf., wie bereits in allen bessern Religionsbüchern der neuern Zeit geschehen ist, von der sonst üblichen Eintheilung nach den sechs Hauptstücken des lutherischen Katechismus gleichfalls abgewichen ist, die Glaubenslehren den Sittenlehren vorangestellt, und die Erlösung und Heiligung der Menschen als eine besondere Wirkung der göttlichen Weltregierung aufgefaßt und betrachtet hat, so sprechen dafür so anerkannt gute und triftige Gründe, daß wir hier einer weitern Auseinandersetzung derselben überhoben seyn können. Alle Pflichterfüllung des Menschen hat ihre lautere und religiöse Quelle in dem Glauben an Gott; darum muß dieser erst vest begründet seyn, ehe von jener die Rede seyn kann, und was irgend, namentlich durch Jesum Christum für die sittliche Veredlung unseres Geschlechts geschehen ist, und durch seinen in seiner Lehre fortwirkenden Geist noch immer geschieht, hat wieder in Gottes erziehender Weltregierung seinen Ursprung; deßhalb dürfen auch Erlösung und Heiligung der Menschen nicht als von dieser Regierung geschieden, sondern sie müssen als mit ihr auf das Genaueste verbunden dargestellt werden. Wenn übrigens die Sonderung des menschlichen Glaubens und Handelns in einem Lehrbuche der Religion der bessern Anordnung und Uebersicht wegen nöthig erscheint, so dürfen doch beide in dem Religionsunterrichte selbst nicht so streng geschieden werden; weil es dann leicht geschehen könnte, daß der Glaube beziehungslos bastände, und das Leben seines wahren Gehalts entbehrte. Jener steht vielmehr mit diesem in der engsten Verbindung, wie Wurzel und Stamm, wie Blüthe und Frucht; und obschon deßhalb die Religion auch in Schulen nach einem wohlgeordneten Plane vorgetragen werden muß, damit das Kind gleichsam eine klare Anschauung des Ganzen derselben gewinne, so

darf

darf es doch auch nie versäumt werden, die Glaubens- und Tugendlehren in ihrer steten wechselseitigen Beziehung zu einander darzustellen und begreiflich zu machen, weil nur so auf Verstand und Herz gleichzeitig eingewirkt und die religiöse Erkenntniß für religiöse Lebensbildung einflußreich gemacht werden kann. Der Verf. hat es an Andeutungen dieser Art nicht fehlen lassen; doch hätten wir eine bestimmtere Nachweisung jener unzertrennlichen Verbindung gewünscht; ein Wunsch, den wir um so weniger unterdrücken können, da durch das jetzt so allgemein gewordene, an sich zwar sehr heilsame, aber nicht selten auch ganz trockene, übel verstandene und übel angewendete Katechisiren leicht alle wahre Religiosität in den jungen Herzen ertödtet wird. Noch rühmen wir es in Hinsicht auf die in dem vorliegenden Buche herrschende Planmäßigkeit, daß sich gleichsam Ein leitender Gedanke durch dasselbe hinzieht. Der Verf. geht von dem Menschen aus, und hebt vorzüglich die drei Seelenvermögen desselben, das Erkenntniß-, Begehrungs- und Empfindungsvermögen hervor, die sich in ihrer edelsten Richtung auf Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit beziehen. Diesem dreifachen Ziele, als dem würdigsten alles menschlichen Strebens, begegnet man in der ganzen Schrift überall wieder; und wenn auch dieser Gedanke an sich nicht neu ist, so ist es doch der Gebrauch, den der Verf. davon gemacht hat. Wenigstens haben wir ihn noch in keinem Religionsbuche auf diese Weise durchgeführt gefunden, und es ist uns diese Bemerkung um so interessanter gewesen, je mehr es dem Verf. gelungen ist, diese Idee zwanglos festzuhalten, und die hauptsächlichsten Religionswahrheiten an sie anzuknüpfen. Nächstdem verdient die rein biblische und also echt christliche Tendenz seiner Schrift gerechten Beifall. Denn obschon sich dieses Prädicat eigentlich von selbst verstände, indem ein christliches Religionsbuch eben christlich seyn muß, so verbindet doch auch unsere Zeit noch hin und wieder so seltsame Begriffe

mit

mit diesem Ausdrucke, daß das öffentliche Urtheil über eine Schrift dieser Art auch hierüber sich aussprechen muß; und gern würden wir, was wir meinen, an dem, was der Verf. über „Erlösung — Heiligung — Sacrament u. s. w." sagt, nachzuweisen suchen, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. Es sei genug, zu bemerken, daß seine Ansichten über die genannten Gegenstände, ebenso einer auch in religiöser Hinsicht fortgeschrittenen Zeit, als dem wahren Geiste des Christenthums angemessen sind; und die Verketzerung, die ihm unstreitig von der einen Seite widerfahren wird, mag ihn wenig kümmern, da er sich der Zustimmung aller Vorurtheilsfreien ebenso gewiß wird erfreuen können. Ebenso beifallswerth ist sodann auch die logische Sichtung der Materie, die Klarheit der Begriffe und die Schärfe der Beweise, deren er sich überall befleißiget hat. Zwar setzt er allerdings einen nicht gemeinen Grad der Bildung von Seiten des Lehrers voraus, und wir würden Bedenken tragen, sein Buch Allen ohne Unterschied in die Hände zu geben. Denen aber, die sich die erforderliche Bildung zu eigen gemacht haben, können wir es auch in dieser Hinsicht mit gutem Gewissen empfehlen; und nur das von Tischer würden wir vielleicht in mancher Beziehung dem seinigen vorziehen. Daß er endlich die einzelnen Lehren in besondern §§. aufgestellt und diesen die nöthigen Erläuterungen als Anmerkungen beigegeben hat, halten wir der leichtern Uebersicht wegen gleichfalls für zweckgemäß; und die hinzugefügten Bibelstellen und Liederverse zeugen eben sowohl von einer sorgfältigen Auswahl, als sie auf die Fassungskraft und das Gedächtnißvermögen der Kinder berechnet sind. Und so bleibt uns denn nur noch übrig, auf einige Einzelnheiten aufmerksam zu machen, die, wenn sie auch von keiner großen Bedeutung sind, doch von einer unparteiischen Kritik nicht übersehen werden können. Wir könnten dahin schon rechnen die Definition des Wortes „Religion". Der Verf. sagt, sie sei 1) eine Lehre,

welche

welche die drei Fragen — wer und von wem bin ich? — was ſoll ich hier? — und wie kann ich glückſelig werden? — richtig beantwortet; und 2) ein Zuſtand des Menſchen, worin er jene Lehre kennt — befolgt — und glückſelig iſt. Denn abgeſehn davon, daß dieſe Erklärung ſchon deßhalb nicht gebilliget werden kann, weil in ihr der doppelte Begriff der „Lehre" und des „Zuſtandes" aufgeſtellt iſt, indem entweder beide unter einen allgemeinern Begriff gebracht werden mußten, oder der „Zuſtand" als eine Wirkung der „Lehre" ganz auszuſchließen war, ſo können wir beſonders darum nicht mit ihr einverſtanden ſeyn, weil ſie die religiöſe Ordnung der Dinge umkehrt und eher von der Beſchaffenheit des Menſchen, als von ſeinem Urſprunge redet. An ſich freilich könnte dieſes gleichgiltig ſeyn, ſofern jene Fragen nur richtig beantwortet werden. Da es aber das eigentliche Weſen der Religion iſt, Alles, was iſt und geſchieht, in ſtete Beziehung auf Gott zu ſetzen, ſo mußte auch unſeres Bedünkens die Lehre von Gotte vorangeſtellt, die Lehre von dem Menſchen aber erſt da abgehandelt werden, wo von der Schöpfung und Regierung der Welt die Rede iſt. Was der Menſch iſt und was er ſoll, das ergibt ſich erſt aus der richtigen Erkenntniß Gottes, und weil die wahre Verehrung Gottes eben nur Gehorſam gegen den Willen deſſelben iſt, ſo dünkt uns die gewöhnliche Erklärung „die Religion lehrt uns Gott richtig erkennen und verehren" unter allen immer noch die beßte und treffendſte zu ſeyn. Die Aneignung dieſer Erkenntniß und Verehrung Gottes von Seiten der Menſchen iſt nicht Religion, ſondern Religioſität. §. 2. redet der Verf. von dem Urſprunge der Religion und ſagt mit Recht, Gott habe dem Menſchen Vernunft und Gewiſſen gegeben und durch ſie ſich ihnen geoffenbaret. Da aber die menſchliche Vernunft hauptſächlich auch durch das Anſchauen der göttlichen Werke zuerſt zur Ahnung Gottes und dann zum Glauben an ihn und zur Erkenntniß ſeines Weſens geführt

wird,

Digitized by Google

wird, so durfte die Art und Weise, wie dieß geschieht und von Jeher geschehen ist, nicht ganz übergangen werden. S. 17. heißt es: obschon wir das innere Wesen der Seele nicht begreifen, so können wir doch ihr Daseyn aus ihren Fähigkeiten, und diese aus ihren Wirkungen erkennen; und als erläuterndes Beispiel wird der Magnet angeführt, dessen Kraft wir auch nicht sehen, aber doch in ihren Wirkungen wahrnehmen können. Wäre aber dieser Vergleich richtig, dann erschiene die menschliche Seele als eine bloße Kraft, da sie doch ein für sich bestehendes, mit besondern Kräften begabtes Wesen seyn soll. S. 26. wird die klare Vorstellung von der deutlichen dem Grade nach unterschieden, obgleich Beides gewiß gleichbedeutend ist. S. 25. wird gesagt: die Folgen der Sünde sind ein böses Gewissen, Krankheit, Unglück, Schande bei den Menschen und Strafen der Obrigkeit — und dann hinzugesetzt: das Alles sind Strafen Gottes, Theils in dieser, Theils in jener (?) Welt. §. 37. wird die Unsterblichkeit der Seele unter Anderem auch dadurch bewiesen, daß, wo die Welt ihrem Wesen nach als Sache fortdauere, die menschliche Seele auch ihrem Wesen nach als Person fortdauern müsse. Allein dieser Schluß ist falsch; denn abgesehen davon, daß die Fortdauer der Welt noch gar nicht erwiesen ist, so kann auch aus dieser Fortdauer im Allgemeinen die der menschlichen Seele in ihrer Persönlichkeit in'sbesondere nicht gefolgert werden. In der Darstellung der Sittenlehre fehlt die Nachweisung eines obersten leitenden Formalprincips, welches als die Grundlage der einzelnen Pflichtübungen die Frage: warum soll ich so oder anders handeln — kurz und bestimmt beantwortet. Der Verf. sagt in der Vorrede selbst, daß dem Religionsunterrichte die wissenschaftliche Gründlichkeit nicht fehlen dürfe; und wenn er schon deßhalb auch der Tugendlehre ein bestimmendes Axiom voranstellen mußte, so ist auch die Nachweisung desselben selbst in praktischer Hinsicht nicht gleichgiltig, indem es gewiß auch für das Herz

und

und Leben des Kindes nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben kann, wenn ihm eingeprägt wird: denke und handle immer ſo, wie es Gewiſſen und Vernunft dich lehren, oder wie es dem heiligen Willen Gottes, der ſich in beiden dir offenbart, gemäß iſt. — Mußten wir indeß auch, um unſerer Pflicht zu genügen, die wenigen Mängel namhaft machen, die wir an der vorliegenden Schrift entdeckt zu haben glaubten, ſo erklären wir ſie demungeachtet mit voller Ueberzeugung für eine der trefflichſten und zweckmäßigſten, die wir geleſen haben, und um ſo mehr mag ſie zur fleißigen Benutzung hiermit empfohlen ſeyn, je mehr, wie geſagt, durch einen vernünftigen Religionsunterricht in den Schulen der ſchiefen und verderblichen Richtung entgegengearbeitet wird, die unſere Zeit da und dort in religiöſer Beziehung genommen hat. — Ein Jahr früher, als dieſe Schrift, ließ übrigens der Verfaſſer ein kleines Religionsbuch unter dem Titel erſcheinen: Chriſtliche Religionslehre. Auszug für Schüler, von Karl Gottlieb Rehfener u. ſ. w. Memel 1832. Gedruckt bei Fr. Wilh. Horch. Es ſchließt ſich daſſelbe genau an das oben beurtheilte an, indem es ganz nach demſelben Plane gearbeitet iſt, jedoch nur die Hauptſätze mit beigefügten Sprüchen und Liederverſen enthält, da es nur dem Gedächtniſſe der Schüler zu Hülfe kommen und ihnen die Wiederholung des in den Unterrichtsſtunden Gehörten und Empfangenen erleichtern ſoll. Es theilt daher die allgemeinen Vorzüge der erſtern ausführlichern Schrift, und iſt als eine dankenswerthe und zweckgemäße Zugabe zu derſelben zu betrachten.

Bibli-

Digitized by Google

Biblischer Katechismus für evangelische Christen. Herausgegeben vom Superintendenten Derège zu Potsdam. Dritte, vermehrte Auflage. Potsdam, 1833. Verlag von Ferdinand Riegel.

Biblisch zu seyn ist gewiß eine Hauptanforderung an ein Religionsbuch für evangelisch-protestantische Volksschulen; da der Protestantismus die Bibel als die alleinige Erkenntnißquelle des Christenthums anerkennt. Dieser Anforderung hat Hr. Derège dadurch zu genügen gesucht, daß er in seinem Katechismus nur Bibelstellen so aneinander reihete, wie es eine systematische Zusammenstellung der einzelnen Religionswahrheiten verlangte. Daher findet man in diesem biblischen Katechismus nur eine geordnete Sammlung von Bibelsprüchen. Ja, der Verf. geht selbst so weit, daß er in den Vorbemerkungen sagt: „die gegebenen Ueberschriften sollen nur dazu dienen, die biblischen Worte zu rubriciren, und das Buch hat eigentlich gar keinen Verfasser, denn der wesentliche Inhalt desselben ist das göttliche Wort.“ In dieser Aeußerung liegt entweder übergroße Aengstlichkeit vor Verketzerung, oder tändelnde Spielerei. Das Biblischlehren besteht ja wohl in Etwas mehr, als im bloßen Gebrauche der Bibelworte, weßhalb auch ein Katechismus, der mehr gibt als bloße Bibelstellen, den Namen eines biblischen verdienen kann. Wollen wir nun auch hierüber mit dem Verf. nicht weiter rechten, so müssen wir doch noch Folgendes erwähnen. Wohl gibt Hr. Derège keine Erklärung der zusammengestellten Bibelsprüche; allein aus der beigefügten Ueberschrift läßt sich mit ziemlicher Gewißheit schließen, welchen Sinn er in die Bibelworte gelegt haben will. Da scheint es denn nun, als ob das Recht der freien Forschung in der Schrift, welches der Protestantismus sich als Etwas wesentlich zu ihm Gehörendes vindicirt, nicht überall geltend gemacht worden wäre. Es kommt vielmehr

mehr dem Leser so vor, als ob sich Hr. Derège in einigen Stellen mehr an die Aussprüche der Kirchenlehrer, namentlich der symbolischen Bücher, als an die Bibel selbst gehalten habe. Dadurch kann es auch geschehen seyn, daß sein biblischer Katechismus hie und da unbiblisch und bloß kirchlich geworden ist. Das dürfte z. B. der Fall seyn S. 7., Abschn. 2., Nr. 2., wo von der Dreieinigkeit die Rede ist. Hier ist auch die Stelle 1. Joh. 5, 7. angezogen, die nach der neuern Exegese schwerlich dahin gehört. Desgleichen könnte man Anstoß nehmen S. 19., Abschn. 4., Nr. 5., wo die Gottheit Christi erwähnt ist, und gewiß Joh. 8, 58. fälschlich citirt wird. So liest man auch in der Einleitung Manches, was einen protestantisch denkenden Religionsfreund nicht wohl ansprechen kann. Z. B. sagt der Verf.: „das Gewissen läßt uns einigermaßen beurtheilen, was Gotte wohlgefallen könne oder nicht," und nennt „die Gotteskenntniß und Verehrung, die auf Vernunft und Gefühl gegründet ist, höchst unsicher, schwankend und mit schädlichen Irrthümern vermischt," und leitet sogar die Vielgötterei und die Menschenopfer aus der Vernunft her, da sie doch wohl nur Früchte der Unvernunft waren. Es ist und bleibt ein gewaltiger Irrthum, zu behaupten, der heilige Gott habe sich anders in der innern und anders in der äußern Offenbarung den Menschen zu erkennen gegeben. Solcher Widerspruch ist bei Gotte nicht denkbar. — In Bezug auf die Lehre von den Engeln ist S. 30. eine einzige Bibelstelle angeführt. Warum nicht mehr? —

Diese bisher gegebenen Bemerkungen deuten den Geist an, in welchem dieser biblische Katechismus abgefaßt ist, und wir versichern, daß wir ihn bei unserem Religionsunterrichte auch dann nicht benutzen würden, wenn wir auch eine bloße Bibelspruchsammlung als Leitfaden bei diesem Lehrgegenstande gebrauchten. Weit mehr würde uns dann die Religionslehre in biblischen Sprüchen, zusammengetragen von J. F. C. Welker (Darmstadt bei Heyer 1835), genügen.

Dem Aeußern nach ist das Schriftchen gut ausgestattet. —

Theolo-

Theologisches Notizenblatt

1836.

No. V.

1.

Die Wirksamkeit päpstlicher Dispensation in Bezug auf Doppelehen.

Als im dritten Hefte dieses Jahrganges von der Doppelehe des Grafen Ernst III. von Gleichen nach den von Hrn. Dr. Thilow zu Erfurt darüber mitgetheilten Thatsachen die Rede war, wurde gegen den Abt Placidus Muth, welcher zu Ehren des päpstlichen Stuhles diese Doppelehe leugnen wollte, bemerkt, daß auch in der schweizerischen Kirche dergleichen von Rom aus genehmigte Doppelehen vorgekommen seien und daß sich Ref. nur nicht erinnern könne, wo er die Erwähnung derselben gefunden habe. Ein glücklicher Zufall führte ihm jedoch kurze Zeit darauf in seinen Collectaneen die Bemerkung vor Augen, daß der ehemalige Ob.-Hof-Ger.-Rath und Professor Dr. Ernst Christian Weiße zu Leipzig im Jahre 1824 ein lateinisches Programm unter dem Titel schrieb: Exemplum bigamiae per dispensationem Pontificis romani admissae, worin das Nähere von wenigstens Einem Falle solcher Art angegeben wurde. Dieses Programm, späterhin unter die Opuscula academica des Verfs. aufgenommen und im Tom. I. derselben unter n. VII. p. 197 ff. wieder abgedruckt, liegt Refn. jetzt vor Augen und er säumt nicht, den Lesern den Hauptinhalt desselben mitzutheilen und dann noch eine andere dahin einschlagende geschichtliche Notiz daran zu knüpfen.

Der Verf. geht von der Bemerkung aus: daß der Abt Pla-

Placidus Muth in ſeiner: Disquisitio historico-critica in bigamiam Comitis de Gleichen (Erford. 1788) gegen die gräflich gleichen'ſche Doppelehe vornehmlich die Nichtgedenkbarkeit einer päpſtlichen Diſpenſation derſelben geltend mache und behaupte: „die Grundſätze der katholiſchen Kirche über die Unzertrennlichkeit des Ehebandes, über die Einheit des ehelichen Vertrages und über die päpſtliche Diſpenſationsgewalt ſeien zu allgemein bekannt, als daß irgend ein Verſtändiger der betreffenden Fabel (von jener Doppelehe) ein günſtiges Gehör ſchenken könne. Zwar werde der Papſt mit Recht als Oberhaupt und Mittelpunct der Kirche verehrt, aber nie ſei es einem Papſte oder katholiſchen Theologen in den Sinn gekommen, dem päpſtlichen Stuhle die Macht beizulegen, von einem göttlichen Geſetze (wie das der Einheit der Ehe ſei) zu entbinden." Hierauf geſteht der Verf. nicht nur zu, ſondern weiſt ſogar aus den Decreten Innocenz III. und aus den Satzungen des tridentiniſchen Concils (Sess. XXIV. Can. II.) gefliſſentlich nach, daß nach katholiſch-kirchlichen Grundſätzen die ſimultane Einheit der Ehe allerdings ſtets für ein göttliches und darum unverletzliches Inſtitut angeſehen worden ſei, und daß der angezogene Kanon des letztern ausdrücklich ſage: „Si quis dixerit, licere Christianis, *plures* simul habere uxores et hoc nulla lege divina esse interdictum, *anathema sit.*" Aber, ſetzt er hinzu, zu jeder Zeit habe die römiſche Curie ihre Diſpenſationsgewalt über die von der Kirche veſtgeſetzten Schranken ausgedehnt und dadurch die ſchreiendſten Klagen und Beſchwerden veranlaßt. Selbſt bei den Vorberathungen, welche das tridentiniſche Concil über die vom Kaiſer Ferdinand I. im Namen der deutſchen Nation übergebenen kirchlichen Reformationspuncte gehalten habe, ſei nach Schellhorn (Amoenit. hist. eccl. Tom. I. p. 520.) die bedenkliche Bemerkung vorgekommen: „Obgleich der römiſche Papſt die größte Diſpenſations-

gewalt,

gewalt, besonders in Dingen positiven (von menschlicher Willkür bestimmten) Rechts, besitze, so sei doch wahrzunehmen gewesen, daß zu Zeiten die citramontanischen Völker (nationes exterae) von Rom aus (ex urbe) mit Dispensationen behelligt würden, welche das größte öffentliche Skandal gäben (plenae publici scandali), und die nicht nur das Ansehen des apostolischen Stuhles herabsetzten, sondern auch schändeten (non imminuunt tantum, sed dedecorant etiam) und die Wirkung nach sich zögen, daß auch die übrigen gesetzmäßigen Dispensationen geringegeschätzt und verachtet würden. Daher möchten der heilige Vater Pius (IV.) und die übrigen auf diesem Concile versammelten ehrwürdigen Väter dafür Sorge tragen, daß dieses Skandal in der Kirche beseitigt werde und keine weitere Dispensation Statt finde, welche das Ansehen der Kirchengesetze vernichte, oder ein Aergerniß gebe, das der päpstlichen Dispensationsgewalt selbst unwürdig sei." Endlich, bemerkt der Verf., daß die Vertheidiger der päpstlichen Dispensationsgewalt dieselbe ganz ausdrücklich auch auf diejenigen Fälle ausgedehnt hätten, welche unter die nach göttlichem Rechte verbotenen gehörten, wie denn z. B. nach Sarpi's Geschichte des tridentinischen Concils (lib. VII. p. 1165.) der Dominicaner Adrian diese Aeußerung in einer öffentlichen Rede zu Trident unumwunden gethan und sie nur dahin beschränkt habe, daß bei solchen Dispensationen ein hinlänglicher Grund (causa legitima) vorliegen müsse. Er habe jedoch hinzugesetzt: „so oft der Papst in solchen Dingen (nämlich göttlichen Rechts) aus irgend einer Ursache dispensire, habe ein Jeder seine Vernunft unter dem Glauben gefangen zu nehmen und diese Ursache ohne Weiteres für eine hinlängliche zu halten."

Daß nun mit dieser Theorie auch die päpstliche Praxis im Einklange gestanden und sich allerdings auf den Fall der Doppelehen erstreckt habe, erläutert der Verf. durch ein bestimm-

bestimmtes Beispiel. Er erzählt nämlich, mit Bezug auf die in der Zeitschrift Minerva (1804, H. 4., S. 411 ff. und 1805, H. 1., S. 353) Theils deutsch, Theils italienisch mitgetheilten und während der durch die Franzosen veranlaßten Revolution der Schweiz an's Licht gekommenen Actenstücke Folgendes:

Im Jahre 1784, unter dem Pontificate Pius VI. lebte in der Schweiz ein reicher und angesehener Mann aus adeligem Geschlechte und reformirter Confession in legitimer, auch nach katholischen Kirchenrechts-Principien dafür anerkannten Ehe mit einer Frau, welche wahrscheinlich desselben Glaubensbekenntnisses war. Diesem wandelte die Lust an, eine katholische Wittwe zu heurathen, ohne sich von seiner rechtmäßigen Frau scheiden zu lassen, und da die Wittwe ohne päpstliche Dispensation nicht darauf einzugehen wagte, so kamen Beide dahin überein, daß dieselbe den päpstlichen Stuhl um diese Dispensation angehen solle. Sie that dieß in einem Schreiben an Pius VI., ohne ihren, nur einem schweizerischen geistlichen Rathe (ihrem Oheime), Pietro Catena, anvertrauten, Namen zu nennen und machte für ihr Gesuch nachstehende Gründe geltend: Zunächst, sagte sie, sei sie unbegütert und unfruchtbar und werde daher wohl von männlichen Personen zu unerlaubtem Liebesgenusse aufgefordert, könne aber weder einen rechtmäßigen Ehemann finden, noch ihren Eintritt in ein Kloster bewirken. Hierzu komme, daß nach den Aussprüchen der heiligen Schrift (Luk. 20, 10., Matth. 19, 9.) ein Mann nicht dann und darum die Ehe breche, wenn und weil er neben seiner rechtmäßigen Frau eine zweite heurathe, sondern nur dann und darum, wenn und weil er ohne hinlänglichen Grund sich von seiner rechtmäßigen Frau scheide. Ueberdieß trügen die gegen die Doppelehe bestehenden Gesetze zu den ärgerlichsten und ausgelassensten Ausschweifungen nicht Wenig bei, weil sie den Männern, welche die Bedürfniß

ürfniſſe und das Verlangen mehrerer Weiber befriedigen könnten oder welche eine immer kränkliche oder eigenſinnige Frau hätten, nicht erlaubten, neben ihr zu einer zweiten ehelichen Verbindung zu ſchreiten. Endlich ſei auch noch zu beherzigen, daß wenn Sr. päpſtliche Heiligkeit geruheten, die Welt in Rückſicht der Unſchicklichkeit beſagter Geſetze zu belehren und aufzuklären, Sie ein mildthätiges Werk thun würden, das Ihnen nicht nur Ruhm, Dank und Beifall erwerben müßte, ſondern auch bedeutende Summen verſchaffen könnte, wenn Sie ſolche Diſpenſationen zu Doppelehen, die Sie dem göttlichen Worte gemäß geben könnten, nicht unentgeldlich ertheilen wollten. In Bezug auf ihre eigene Sache ſetzte die Bittſtellerin noch hinzu, daß der proteſtantiſche Ehemann, welcher ſie neben ſeiner Ehefrau zur Gattin begehre, in der von einer Ehefrau geſchehenen Verweigerung der ehelichen Pflicht volle Befugniß zu dieſem Begehren habe, und daß ſie ſelbſt (die Bittſtellerin) wünſchen müſſe, darüber, daß ſie ſich dieſem Ehemanne als zweite Frau hingebe, durch die päpſtliche Diſpenſation der Gefahr überhoben zu werden, in die Kirchen-Cenſur zu fallen oder es irgend einem Geiſtlichen beichten zu müſſen *). — Welcher von den angezogenen Grün-

*) Dieſe weiße'ſche Relation ſtimmt, wie ſich Ref. durch Einſicht der Minerva von gedachten Jahren ſelbſt überzeugt hat, mit dem dortigen Berichte im Weſentlichen genau zuſammen, obwohl die Original-Supplik in den betreffenden Puncten viel weiter ausgeführt iſt. Er ſetzt daher hier nur noch das hinzu, womit v. Archenholz, der Herausgeber der Minerva, dieſe Supplik einleitet. Er ſagt: „Ein ſchweizeriſcher Edelmann (deſſen Namen, ſo wie den Namen aller in dieſer Sache Betheiligten mir der Einſender genannt hat) aus einer alten, reichen, angeſehenen und mächtigen Familie und von der reformirten Kirche war eigentlich der Supplicant. Die Supplicantin war ebenfalls aus einem altadeligen Hauſe, katholiſcher Religion, Nichte des Erzprieſters von C . . . .

Gründen bei Pius VI. und ſeiner Curie das meiſte Gewicht haben mochte, kann außer ihm ſelbſt nicht leicht Jemand wiſſen. Genug, es erfolgte nachſtehendes merkwürdige Diſpenſations-Breve in dieſer Sache:

„Concedirt und diſpenſirt. Doch mit dem ſtrengſten Verbote, weil die Welt nicht genug aufgeklärt iſt und ſogar heilige Dinge verdammt, mit dem ſtrengſten Verbote, ſagen Wir, an beide Supplicanten gerichtet, daß ſie ſich nicht unterſtehen, dieſe Conceſſion und Diſpenſation und folglich auch ihre Verbindung irgend einer lebendigen Seele zu vertrauen und nicht einmal ihren geiſtlichen Obern. Zugleich mit dem Befehle: alle Achtung, Sorge und Aufmerkſamkeit gegen die anerkannte Frau des Supplicanten zu bezeugen. Wir wollen auch, daß Dieſer zur Erhaltung der Supplicantin beitrage, doch ſo, daß beſagte anerkannte Frau des Supplicanten und ihre Kinder nicht darunter leiden ſollen, welchen Supplicantin alle Achtung und Liebe ſchuldig iſt, und befeh-

---

und Wittwe eines reformirten Kaufmanns B .... Der Erzprieſter (wahrſcheinlich der vermittelnde Kuppler der betreffenden Doppelehe) lebt ſeit 1784 in Einem Hauſe und an Einem Tiſche mit der erſten Gattin deſſelben (des Bigamiſten), deren Vater der leibliche Bruder ſeines Vaters war. Beide Weiber vertragen ſich recht gut mit einander und mit ihrem gemeinſchaftlichen Manne, der nun an 60 Jahre iſt. Dieſe Ehe iſt kein Geheimniß, ob ſie gleich nie öffentlich angezeigt worden iſt, und Trotz der Intoleranz des reformirten gemeinen Mannes und ſeiner Geiſtlichen in dieſem Theile der Schweiz hat ihn bis Dato noch Niemand dießfalls zur Rechenſchaft gezogen. Dieſe Urkunde würde vielleicht in ewige Vergeſſenheit begraben worden ſeyn, wenn nicht die ausgebrochene Revolution dieſelbe an das Tageslicht gebracht hätte.“ — Weiß ſagt in ſeinem Programme in Hinſicht der in der Minerva mitgetheilten Actenſtücke: „Horum documentorum memoria eo magis servari meretur, quo saepius ejusmodi scripta post aliquod tempus oblivioni traduntur.“

befehlen der Supplicantin, sich mit dem Edelmanne, für welchen sie sich bestimmt, so lange er lebt, für verbunden zu halten, und fügen zugleich hinzu, daß, wenn sie während des Lebens des besagten Edelmannes oder Supplicanten mit irgend einer andern Mannsperson fleischlichen Umgang haben sollte, sie eines wahren Ehebruches schuldig sei.

Gegeben in Rom bei der Santa Maria Maggiore, den 16. Jan. 1784 und italienisch ausgefertigt zu Gunsten der Supplicantin."

Pius VI. Papst.

Johann Karl Boschi.
Cardinal Groß-Pönitentiarius

Hierauf setzt Hr. Ob.H.G. Weiße hinzu: „Da diese Dispensation nur erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Statt fand (wo nämlich der römische Hof doch alle Ursache hatte, in solchen Dingen mit möglichster Vorsicht und Schamhaftigkeit zu Werke zu gehen), so sieht man wohl, daß die Zweifel, welche Placidus Muth in Bezug auf die Doppelehe des Grafen Ernst von Gleichen, der im 13ten Jahrhunderte lebte, wo die Macht des römischen Papstes ihren höchsten Punct erreicht hatte, erregen wollte, leicht zu lösen sind." In ähnlichem Sinne bemerkte schon Tentzel (in seinen monatlichen Unterredungen, Juli 1696, S. 619.) auf die Aeußerung des J. Mor. Gudenus, der 1681 die historische Wahrheit der gleichen'schen Doppelehe mit Bezugnahme auf die Unmöglichkeit einer dießfallsigen päpstlichen Dispensation zuerst verdächtig zu machen suchte, mit Recht: „Wenn man zu Rom sonst in keinem Gesetze Gottes mehr dispensirt hätte, so möchte diese Exception Etwas gelten."

Was die geschichtliche Notiz betrifft, welche Ref. der weiße'schen Abhandlung beizufügen versprach, so betrifft dieselbe zwar keine eigentliche vom päpstlichen Stuhle genehmigte

Doppelehe, wohl aber einen Fall, welcher auch an seinem Theile darthut, wie weit das päpstliche Gewissen in allen Arten von Eheangelegenheiten zu seyn pflegte, wenn sein Geld- oder sein Kirchen-Interesse dabei in Anschlag kam. Unter der Menge der ehelosen weiblichen Personen von Adel, welche nach dem Ruhme geizten, die Rolle der erklärten Beischläferinnen August des Starken, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen zu spielen und sich und ihre Familien durch den verschwenderischen Sinn dieses widrigen Wollüstlings zu Reichthum' und Würden emporzuschwingen, war auch die Fürstin Lubomirska, Gemahlin des Großmarschalls des polnischen Reiches und Nichte des Cardinals Radziowsky, Primas von Polen. Aus Furcht vor der Strenge ihres Gemahls mußte ihr Anfangs ein Kloster zu Warschau zur Verheimlichung ihrer unerlaubten Vertraulichkeiten mit dem Könige dienen; als aber diese nach und nach doch bekannt wurden und zu den heftigsten Auftritten zwischen der Ehebrecherin und ihrem beleidigten Gemahle Anlaß gaben, wurde der Letztere vom Könige August vom Hofe verbannt und auf seine Güter verwiesen. Da er jedoch auch in dieser Lage fortwährend auf die Auflösung der verbrecherischen Verbindung zwischen seiner Gemahlin und dem Könige bestand, wandte sich dieser an den päpstlichen Nuntius im Königreiche Polen und drang auf die Ehescheidung zwischen dem fürstlichen Paare. Der Nuntius meldete das Gesuch des Königs dem Papste Clemens XI., und da derselbe gegen einen Fürsten, durch welchen man die baldige Bekehrung des ketzerischen Sachsen zum Katholicismus bewerkstelligt zu sehen hoffte, geziemende Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, so ging Clemens auf die Gewährung seines Gesuches unbedenklich ein, sprach wider die ausdrücklichen Ehegesetze der katholischen Kirche die Scheidung zwischen dem Fürsten Lubomirsky und seiner Gemahlin sogar mit der Clausel erlaubter beiderseitiger Wie-

der-

derverehelichung aus und geſtattete dem Könige und der Geſchiedenen ihr ehebrecheriſches Verhältniß nach wie vor fortzuſetzen. Dieſer Schritt des Papſtes veranlaßte dann auch den Kaiſer Leopold, die geweſene Fürſtin Lubomirska unter dem Namen einer Fürſtin von Teſchen in den Fürſtenſtand des römiſch-deutſchen Reiches zu erheben, eine Maaßregel, welche in Sachen der Doppelehe Philipps des Großmüthigen an Luthers Wort erinnert: Der Kaiſer (Karl V.) hält Ehebruch nur für eine geringe Sünde, die aber Joſeph II. in ähnlichen Fällen mit Abſcheu verwarf (ſ. Moſer's patriotiſches Archiv 1. Bd. S. 323.).

Unter dieſen Umſtänden leuchtet ein, wie wenig Placidus Muth befugt war, die gräflich gleichen'ſche Doppelehe zur Ehre des päpſtlichen Stuhles in Abrede zu ſtellen. Denn was Pius VI. zu unſerer Zeit und Clemens XI. ein Jahrhundert früher thaten, ohne ihre eigene und die Ehre ihrer Kirche zu berückſichtigen, das trug gewiß Gregorius IX. im dreizehnten Jahrhunderte kein Bedenken, auch zu thun, zumal da hier Verhältniſſe obwalteten, welche die von ihm ertheilte Diſpenſation bei allen menſchlich fühlenden Herzen in ein eben ſo verzeihliches Licht ſtellten, als dieß die Diamanten der Sultanin Melechſala und der Triumph, eine Tochter des chriſtlichen Erbfeindes getauft zu ſehen, bei ihm und ſeiner Curie thun mochten. Daher wird es auch, wie ſchon im vorigen Aufſatze bemerkt wurde, Trotz der Remonſtrationen des Placidus Muth, des älteren Gudenus und des v. Falkenſtein, ſowie der proteſtantiſchen Skeptiker Abelung und Gottſchalk, bei der gleichen'ſchen Doppelehe bis dahin ſein Bewenden haben müſſen, wo Jemand die von Hrn. Dr. Thilow zu Erfurt mitgetheilten Thatſachen, welche zur Beſprechung dieſer Sache Anlaß gaben, gründlich widerlegt haben wird.

2.

2.

Gleichartige Zeiterscheinungen in Sachen des Obscurantismus.

Die katholische Kirche Deutschland's hat es schon längst mit Freuden anerkannt, daß in Folge ihres näheren Verhältnisses zur protestantischen Kirche das Licht des Evangeliums auch zu ihr erleichterten Zugang fand und das geistumdüsternde Dunkel des ultramontanischen Aberglaubens in ihrem Schooße zu vertreiben anfing. Auch ließen sich die wahren Freunde derselben nicht müßig finden, durch Wort und Schrift und jede zweckgemäße äußere Veranstaltung das Ihrige dazu beizutragen und ihre Glaubensgenossen auf dem Wege einer stillen und allmäligen Hinleitung zum Bessern in den Besitz einer vorurtheilsfreien christlichen Erkenntniß zu setzen. Je glücklicher aber ihr Bemühen von Statten zu gehen schien, desto angelegentlicher suchten ihnen die Waffenträger des päpstlichen Stuhles entgegen zu arbeiten und dem Interesse des letztern durch die entschlossenste und kräftigste Reaction förderlich zu werden. Jesuitismus und Mönchthum wurden von ihnen als das geeignetste Mittel zu diesem Zwecke angesehen und die immer weitere Verbreitung desselben für die sicherste Maßnahme zur Zurückführung einer allgemeinern Geistesfinsterniß erachtet. Außer diesen mittelbaren Veranstaltungen suchte man aber auch unmittelbar auf die Verdummung des großen Haufens der katholischen Kirchenglieder hinzuwirken, indem man ihnen mit Allem und Jedem entgegenkam, was ihrem Aberglauben auf die leichteste und erfolgreichste Weise Nahrung geben konnte. Lange Zeit hindurch geschahe dieß auf eine versteckte Weise, indem man dafür sorgte, daß das Volk in Kirchen und Schulen und in den zu seiner Privaterbauung verfaßten Schriften nur Dasjenige fand, was dazu dienen konnte, seinen geistigen Gesichtskreis zu verdüstern und es zu einem blinden und gefügsamen

Werk-

Werkzeuge in der Hand ſchlauer Prieſter zu machen. Neuerdings ging man aber ganz offen dabei zu Werke und trieb ſeine Verfinſterungsplane mit einer Rückſichtsloſigkeit, als ob man ſchon ſo weit gekommen ſei, der öffentlichen Meinung Trotz bieten zu können, und als ob die katholiſche Kirche Deutſchland's in religiöſer Erleuchtung mit der katholiſchen Kirche Italien's, Belgien's, Spanien's, Portugal's und Braſilien's auf völlig gleicher Stufe ſtehe. Das ſtärkſte Zeugniß dafür gab der fromme Amulettenkram, welchen man in München herzuſtellen wagte, indem man eine „wunderbare Medaille zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä" öffentlich ausbot, durch welche „ganz beſondere Gnaden, auffallende und unleugbare Heilungen von Krankheiten, Bekehrungen u. ſ. w. zu erlangen wären." Dieſe Medaille liegt in einem ihrer Exemplare vor uns und wir halten es für Pflicht, den eine ziemliche Zeit damit beſtandenen Handel als eine höchſt charakteriſtiſche Zeiterſcheinung auch hier zur Erwähnung und allgemeinern Kenntnißnahme zu bringen. Sie wurde in einem gedruckten Umſchlage verkauft und die Mittheilung ſeines Inhalts überhebt uns der Mühe, ſelbſt über die Medaille etwas Näheres zu ſagen. — Er lautet nämlich ſo:

„Nachricht über die wunderbare Medaille zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Gegen das Ende des Jahres 1830 erſchien einer frommen Schweſter in einem geiſtlichen Orden zu Paris, die ſich dem Dienſte der Armen und Kranken widmen, während des andächtigen und eifrigen Gebetes ein Bild, das die allerſeligſte Jungfrau darſtellte, ſo wie ſie gewöhnlich unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß abgebildet wird, aufrecht ſtehend mit offenen, ausgeſtreckten Armen. Aus ihren Händen verbreiteten ſich gleichſam ganze Büſchel von Strahlen und fielen auf die Erdkugel, auf der ſie ſtand. Im nämlichen Augenblicke hörte

ſie

sie eine Stimme, welche ihr sagte: „Diese Strahlen sind ein Sinnbild der Gnaden, welche Maria für die Menschen erlangt.“ Rings um das Bild las sie folgende Anrufung, mit goldenen Buchstaben geschrieben: „O Maria, ohne Sünden empfangen, bitt für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen.“ Einige Zeit darnach drehte sich das Bild um, und auf der Kehrseite sah sie ein M, worüber sich ein kleines Kreuz erhob, und unter dem M befanden sich die heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Nachdem die fromme Klosterschwester Alles dieses wohl betrachtet hatte, sagte zu ihr die Stimme: Es muß eine Medaille nach diesem Modell geprägt werden, und die Personen, welche dieselbe tragen, nachdem sie kirchlich gesegnet ist, und mit Andacht obige kurze Anrufung aussprechen, werden sich eines ganz besondern Schutzes der Mutter Gottes zu erfreuen haben.“

Die Ordensschwester berichtete die ganze Erscheinung ihrem Beichtvater; da aber dieser nicht darauf achtete, so hatte sie dieselbe Erscheinung noch zweimal, worauf dann erst nach dem Rathe und Wunsche des Hrn. Erzbischofs von Paris die beschriebene Medaille geprägt wurde.

Seit dieser Zeit haben gar viele Personen, welche sie mit Vertrauen getragen, ganz besondere Gnaden, auffallende und unleugbare Heilungen von Krankheiten, Bekehrungen u. dgl., erlangt, weßwegen die Medaille sich schnell in allen Ländern der Christenheit verbreitet.

Die Medaillen wurden ganz genau nach dem Originale aus Frankreich in München nachgeprägt und von Seiner Excellenz dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischofe in München geweiht und mit den päpstlichen Ablässen versehen.

Sie sind von Messing zu 3 kr., oder versilbert zu 5 kr., ganz von Silber (12 löthig) zu 40 kr. bei Hrn. Sanctjohanser, Silberarbeiter in der Dienersgasse Nr. 5., und bei Hrn. Constantin, Bilderhändler am Petersplatze zu haben.

Der

Der Erlös hiefür wird nach Abzug der Unkosten zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet.

Es können auch Bestellungen gemacht werden."

Als „Sr. Excellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof in München" die hier näher beschriebene Medaille „weiheten und mit den päpstlichen Ablässen versahen," mochte es Ihnen wohl nicht beikommen, daß Sie Etwas thäten, was die allgemeinste Mißbilligung erfahren sollte. Aber diese Mißbilligung folgte Ihrem frommen Unternehmen auf dem Fuße nach und sprach sich in allen öffentlichen Blättern so unverhohlen aus, daß man höhern Orts diesem anstößigen Medaillenhandel so schnell wie möglich ein Ende machte. Ja, diese Mißbilligung wurde sogar in der katholischen Kirche Baiern's selbst laut und einzelne Bischöfe waren freisinnig und christlich erleuchtet genug, um ohne alle Rücksicht das Verfahren des Erzbischofs zu mißbilligen und vor dem unter seinem Namen getriebenen Amulettenkrame öffentlich zu warnen. Das that zwar nicht der jüngst zu seinen Vätern versammelte Bischof Riegg zu Augsburg, den die allgemeine Meinung für den Hauptbeförderer des neuen Mönchswesens in Baiern hielt und der noch kurz vor seinem Tode die Jesuiten-Anstalt zu Freiburg in der Schweiz besucht und zum Behufe der Herstellung einer ähnlichen in Baiern einen sehr vortheilhaften Bericht darüber erstattet haben soll, wohl aber der Bischof zu Würzburg. Denn dieser wies seine Geistlichen in einem Rundschreiben an: „die Verehrung der Maria nach den reinen Grundsätzen der katholischen Kirche zu lehren und der Verbreitung von Irr- und Aberglauben durch Schriften und bildliche Darstellungen kräftigst entgegenzuwirken. Er gebot ihnen, bei jeder Gelegenheit das Volk über die religiösen Mißbräuche und die Schädlichkeit des Aberglaubens zu unterweisen und Aufsicht zu halten, daß nicht Gebeten, Andachtsbüchern

chern, Bildern und Gepräge falsche Wirkungen zugeschrieben würden." —

Eine ähnliche Zeitersch einung, wie dieser Medaillen-Handel, bietet sich im protestantischen Conventikel-Wesen dar. Als dieses Conventikelwesen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in Folge des von Spener und Franke ausgegangenen und von der zinsendorf'schen Secte treulich gepflegten Pietismus, zu einer fast allgemeinen Seuche unserer Kirche zu werden drohte, blieb auch nicht Eine protestantische Regierung Deutschland's in den erforderlichen Maßnahmen dagegen zurück, sondern achtete es für unumgänglich nöthig, zur Verhütung einer gänzlichen Zerstörung der protestantischen Gesammtkirche und zur Beseitigung eines mystificrenden Obscurantismus alle neben der öffentlichen Erbauung Statt findende Privaterbauung auf die Grenzen der Familien- und Hausandacht zurückführen. Auch wollte man dadurch dem durch jenes Conventikelwesen überall sichtbar gewordenen Uebel eines gestörten Familien- und Gemeinde-Friedens vorbeugen und den unchristlichen Frömmigkeitsdünkel, welcher die zartesten Verhältnisse des Lebens zwischen den Freunden und den Gegnern der Conventikel vergiftete, in der Wurzel vernichten (Man sehe hierüber Walch's Einl. in d. Rel. Streit. d. luth. Kirche, V. Th. S. 1 — 452., wo die hieher gehörigen Edicte der einzelnen protestantischen Regierungen mitgetheilt sind.) Während nun diese Verfügungen noch überall in ihrer Kraft bestehen; während sie in mehrern deutschen Ländern gegen die Versuche, das Conventikel-Wesen in ihnen einheimisch zu machen, nach dem weisen Grundsatze: principiis obsta, im Stillen unnachsichtlich geltend gemacht wurden; während namentlich die Regierung eines protestantischen Landes, welches über die unseligen Folgen des aus den Conventikeln hervorgehenden Geistes die traurigsten Erfahrungen machte, die dagegen vorhandenen älteren Verordnungen öffentlich erneuern zu müssen glaubte: wird auf glaubhafte Weise berichtet, daß man in Baiern einer ganz entgegengesetzten Ansicht ist und wenigstens versuchsweise die ungehinderte Abhaltung religiöser Privaterbauungen gemischter Art überall, wo man sie wünscht, gesetzlich gestatten will. Die deßhalb ergangene Verfügung sagt aus: „Die protestantische Gesammt-Gemeinde des Königreichs habe durch ihre verfas-

sungs-

fungsmäßige Oberbehörde (das protestantische Oberconsistorium zu München) Sr. Majestät den Wunsch und das Bedürfniß angezeigt, neben den öffentlichen Gottesdiensten in der Kirche, zu religiösem Unterrichte auch dort zusammentreten zu dürfen, wo unter den Eingepfarrten eines Orts der Wunsch nach besondern Unterrichts- und Belehrungsstunden sich ausspreche, und Sr. Majestät der König habe keinen Anstand genommen, in so lange Allerhöchstdieselben nichts Anderes verfügen, diesem Wunsche genehmigend entgegenzukommen. Allerhöchstdieselben setzten jedoch hier ausdrücklich voraus, daß 1) die betreffenden Versammlungen stets nur auf den Grund erlangter Consistorial-Bewilligung und unter Leitung des Ortspfarrers oder Pfarrverwesers oder eines von dem Pfarrvorstande hierzu bezeichneten Hilfsgeistlichen Platz greifen; daß 2) nur in der Kirche, in dem Schulzimmer, oder in dem Pfarrhause, nie aber in Privatwohnungen dieselben gehalten würden; daß 3) das Stattfinden solcher Versammlungen durch Verkündigung von der Kanzel zur Kenntniß der Pfarrgenossen gelange; daß 4) Zeit und Ort (nach §. 76. lit. a. der zweiten Verfass.-Beilage) durch die geistlichen und weltlichen Behörden mittels Gesammtbeschlusses im Allgemeinen vestgesetzt und sofort Tag und Stunde jeder einzelnen Versammlung der örtlichen Polizeibehörde angezeigt, und daß 5) neben den obrigkeitlichen Personen jedem Mitgliede der Pfarrgemeinde der Zutritt gestattet werde." — Betrachtet man nun diese Verfügung genauer, so liegt am Tage, daß man es sehr preiswürdig finden muß, wenn ein christlicher Landesfürst sich bereitwillig zeigt, den Wünschen und Bedürfnissen seiner Unterthanen in Bezug auf nöthig oder doch löblich befundene kirchliche Einrichtungen förderlich entgegenzukommen, wenn sie ihm als Ausfluß ihres Gesammtwillens erscheinen. Aber sehr bedenklich dürfte es seyn, in dergleichen Dingen einen wirklichen Gesammtwillen vorauszusetzen, zumal da, wo, wie eben in Baiern, schon seit Jahren eine lichtscheue und lichtliebende Partei der protestantischen Kirche sich unverhohlen bekämpft, und wo gerade die Behörde, welche jenen angeblichen Gesammtwillen gehörigen Orts auszusprechen unternahm, die eine Partei laut allen öffentlichen Nachrichten begünstigt, die andere aber niederzuhalten sucht. Wie es aber auch damit seyn möge, so bleibt doch immer so Viel gewiß, daß auch die größte Oeffentlichkeit, welche man durch jene Verfügung

fügung den religiösen Conventikeln zu geben sucht, den damit für das Bestehen und den Frieden der Gesammtkirche verbundenen Gefahren nie vorzubeugen im Stande sei, und daß auf ganz naturgemäßem Wege die ecclesia durch die in ihrem Schooße auftauchenden ecclesiolae um so sicherer zu Grunde gehen müsse, je mehr sich in den letzteren, wie hier ganz sicher anzunehmen ist, der Geist mystisirenden Obscurantismus geltend macht. Eine solche Befürchtung scheint selbst die nur versuchsweise und bis auf Widerruf gestattete Abhaltung religiöser Conventikel auszusprechen, und man kann sicher annehmen, daß sich nur allzubald die triftigsten Ursachen finden werden, die vorläufige Erlaubniß zu denselben zurückzunehmen, wenn anders diejenigen, welche sie zu erwirken wußten, nicht Mittel und Wege finden, sie um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Auf jeden Fall gehört die Sache zu den Zeichen der Zeit, und wer dieselben beachtet, wird begierig seyn, zu erfahren, welchen Ausgang sie nimmt und welches Denkmal sie dem protestantischen Oberconsistorium zu München, dem bischöflichen Ordinariate zu Würzburg gegenüber, in der öffentlichen Meinung setzen werde.

3.

Verketzerungs-Versuch in .....en.

Zwei Diakonen in einer .....schen Provinzialstadt hatten am dortigen Gymnasium den Religions-Unterricht gemeinschaftlich zu ertheilen. Der Eine ertheilte ihn rein biblisch und vernunftmäßig, der Andere aber in streng kirchlich-symbolischer Form. Da nun dieser den seinigen für alleinseligmachend hielt und auch sonst seinen Amtsgenossen als einen freisinnigen Mann mit gehässigen Augen betrachtete, so klagte er denselben bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zu ****** unmittelbar der Ketzerei an und suchte diese Anklage durch beigefügte Dictate, die er sich aus den Religionsstunden desselben zu verschaffen gewußt hatte, zu erhärten. — Das Wohlmeinen eines der Räthe des Ministeriums mit dem Verklagten brachte es dahin, daß ihm keine unmittelbare Untersuchungscommission über den Hals geschickt, son-

sondern daß er ganz im Stillen nach ****** zur Verantwortung gerufen wurde. Der gedachte Rath empfahl ihn nach seiner Ankunft daselbst als einen gehässig Denuncirten an ein anderes Glied des Ministeriums, welches ihn nach einigen flachen Aeußerungen über den flachen Rationalismus an einen dritten Collegen geistlichen Standes wies, um seine Vernehmung bei demselben zu bestehen. Dieser vernahm ihn, ohne seinen Ankläger zu nennen, von 3 — 7 Uhr Nachmittags und brachte dabei aus einem in den Händen habenden Berichte die einzelnen Puncte seines angeblich anstößigen Religions-Unterrichtes zur Sprache. Er bewies dabei viel Milde und Humanität, verrieth aber nicht die mindeste gründliche theologische Gelehrsamkeit, noch auch nur eine sichere kirchliche Orthodoxie. Der Verklagte sollte sich zunächst darüber rechtfertigen, daß er Jesu nicht die Gottheit, sondern nur Göttlichkeit beigelegt habe. Da er nun aus den schlagendsten Stellen des Neuen Testaments nachwies, daß auch die Schrift nicht Jenes, sondern Dieses thue: so wußte sein Richter Nichts darauf zu erwidern und ließ diesen Anklagepunct fallen. Ein anderer betraf die Erbsünde, welche der Verklagte widersinnig an sich, unbiblisch und irreligiös genannt hatte, weil sie mit Gottes Eigenschaften in offenbarem Widerspruche stehe. Der Richter war von den dafür beigebrachten Beweisen so überrascht, als wenn er über die Sache eben zum ersten Male nachdenke, und that die Aeußerung: eine Erbsünde als angeerbte Fertigkeit im Bösen könne es allerdings nicht geben. Dann war die Rede davon, daß der Verklagte die mosaische Erzählung von der Schöpfung einen Mythus genannt habe. Er zeigte, daß doch wohl die sieben Schöpfungstage nicht eigentlich gemeint seyn könnten, sondern nur das Allmälige der Schöpfung bezeichnen sollten, und daß die ganze Sache höchst anthropomorphistisch, Gottes unwürdig und mit andern Schriftstellen unzusammenstimmend dargestellt sei. Der Richter war auch hiervon frappirt und zeigte sich eben so nachgiebig, wie bei andern zur Sprache kommenden Puncten, die er bis jetzt noch gar nicht klar durchdacht zu haben schien. Sonst sprach er mit löblicher Schonung von den christlichen Rationalisten, unter denen er viele Freunde habe, äußerte große Bedenklichkeit gegen die kirchlich reine Orthodoxie desjenigen Collegen,

der

der ihm den Verklagten zugesandt hatte und meinte: in jüngern Jahren würde er wohl auch einen solchen Religionsunterricht ertheilt haben, es sei aber doch besser, sich mit der Kirchenlehre nicht in Opposition zu setzen. Der Verklagte bestand jedoch darauf, daß die biblische Lehre dem höchsten Grundsatze des Protestantismus gemäß über der Kirchenlehre stehe und diese regeln und bestimmen müsse, wenn das Werk der Reformation einen vernünftigen Sinn haben und den Protestanten nicht eben so unrechtmäßig erscheinen solle, wie den Katholiken. Auch dieß konnte der Richter nicht in Abrede stellen, so wie, daß die hergestellte Union mit dem Halten an der strengen kirchlichen Lehre in Widerspruch stehen würde. Zuletzt meinte er aber doch, der Verklagte möge mit seinen Ansichten etwas zurückhaltender seyn und eine unanstößige schriftliche Erklärung darüber zu den Acten geben. Diese wurde mehr in negativer, als in positiver Form ausgestellt und so war die Sache abgemacht. — Der Ankläger hatte sich bei dem Ministerium und dem Publicum durch den Verlauf dieser Angelegenheit schlecht empfohlen und empfand bald die nachtheiligen Wirkungen davon. — Die Betrachtungen, welche sich hierbei nach mehr als Einer Seite hin anstellen lassen, mögen die Leser selbst machen.

4.

Die Namens-Vettern.

Zwei Sträuße, Ihr kennet die Schäker schon,
Gefielen der Welt gar nicht übel.
Sie spielten Beide, der Eine mit Ton',
Der Andere spielt' mit der Bibel.
Tact hielt jedoch nur der Walzer-Strauß,
Der Andere brachte die Leute heraus.

K. S.

Digitized by Google

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

V.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben Napoleon's

kritisch geprüft.

Aus dem Englischen.

Nebst einigen Nutzanwendungen auf „Das Leben Jesu von Strauß."

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im September 1836.

F. A. Brockhaus.

Bei Karl Cnobloch in Leipzig ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschland's zu haben:

Die Psalmen, metrisch übersetzt und erklärt von Dr. August Wilhelm Krahmer, akademischem Privatdocenten zu Marburg und ordentlichem Mitgliede der Königl. Societät für histor. Theologie zu Leipzig. Mit besonderer Berücksichtigung für Anfänger. Erster Band, enthaltend die Einleitungen und Uebersetzungen. XXX und 306 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer den gegenwärtigen Standpunct der alttestamentlichen Exegese, und insbesondere der der Psalmen, kennt, der weiß recht gut, wie Viel noch zu thun übrig geblieben ist, obgleich in der neuesten Zeit mehrere Werke über die Psalmen von namhaften Männern erschienen sind. Ein jedes dieser Werke bietet neue, wohlbegründete Forschungen dar, ein jedes zeigt aber auch bedeutende Mängel, die unser würdiger Verfasser möglichst zu vermeiden getrachtet, dagegen neue und wohlbegründete Forschungen hinzugefügt hat. Namentlich dürfen wir den Kenner auf die wörtliche und dennoch metrische, in einer gebildeten Sprache abgefaßte, Uebersetzung der Psalmen, so wie auf das neue

System

System über die so schwierigen und bisher noch so oft verkannten Ueberschriften, über die Chronologie der Psalmen u. dgl. m. aufmerksam machen, Gegenstände, die dem Sachverständigen nicht nur willkommen seyn, sondern auch dem Werke selbst Eingang beim Publico verschaffen werden. Schon vor dem Drucke dieser neuen Bearbeitung der Psalmen haben sich namhafte und anerkannte Sachverständige sehr günstig darüber ausgesprochen, weßhalb auch die Verlagshandlung nicht anstand, dieselbe zu veröffentlichen, für Correctheit und eine angemessene Ausstattung alle Sorge zu tragen und den Ladenpreis möglichst billig zu stellen. — Der zweite Band wird die Erklärung der Psalmen enthalten und bis Ostern 1837 erscheinen. — Die Verlagshandlung wird jeden Band getrennt ausgeben, damit sich auch die Unbemitteltern dieses ausgezeichnete Werk anschaffen können.

Leipzig, im Novbr. 1836.

Karl Cnobloch.

Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Choral-Melodieen

zu den Kirchen-Gesängen

mit Rücksicht auf alle im Königreiche Sachsen eingeführte Liedersammlungen zum Gebrauche für Bürger- und Landschulen, nach Hiller geordnet und in die leichtesten Tonarten gebracht, nebst kurzer Einleitung, sowie mehrerer Amen und Responsalien.

Von Karl Geisler, Cantor.

3te Auflage, brosch. 3 Gr.

Biblische Erzählungen

zum

Gebrauche in Bürger- und Landschulen.

Von

Karl Aug. Wagner.

2 Theile. 3te Auflage. 8 Gr.

Die Brauchbarkeit dieser beiden Schulbücher hat sich wohl am Besten dadurch bewährt, daß die 2 ersten Auflagen davon in kurzer Zeit vergriffen und diese 3te bereits nöthig wurde.

Um die Einführung in Schulen auch ferner zu befördern, erhalten dieselben bei Beziehungen von Partieen bedeutend billigere Preise. Exemplare sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Digitized by Google

Kritische Prediger-Bibliothek.

Herausgegeben

von

D. Johann Friedrich Röhr,

Großherzogl. Sächs. Weimarischem Oberhofprediger, Oberconsist. und Kirchen-Rathe und Generalsuperintendenten, Comthur des Ordens vom weißen Falken.

Siebenzehnter Band. Sechstes Heft.

Neustadt a. d. Orla,

bei Johann Karl Gottfried Wagner.

1836.

Digitized by Google

Schriften, das Buch Hiob betreffend.

1) *De carminis Jobi argumento, fine ac dispositione* scripsit *August. Knobel*, Phil. D. Theol. Lic. et Prof. extraord. in universit. Vratislaviensi. Vratislaviae 1835, in officina Richteriana. 48 S. 8. 8 Gr.

2) Das Buch Job, übersetzt und vollständig commentirt von H. Arnheim. Glogau bei Prausnitz, 1836. 259 S. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

3) *Rosenmülleri, Scholia in V. T. in compendium redacta Vol. IV. — Scholia in Jobum continens.* Lips. ap. Bahali 1832. 468 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Stoff, Anlage und Zweck des Buches Hiob in neue Untersuchung zu ziehen, ist nicht nur ein zeitgemäßes, sondern von der Zeit gefordertes Unternehmen. Das eben so schwere als herrliche Buch ist noch diese Stunde hinsichtlich seiner Integrität, seiner Tendenz und seines Zeitalters ein Gegenstand der verschiedenartigsten Meinungen, und wie oft und sorgfältig man es auch wieder betrachtet und durchforscht und neue Ansichten darüber erwägt, fühlt man sich immer wieder in ein gewisses Schwanken und Zweifeln hineingetrieben. Es ist durch die gewichtigen und doch nicht zur vollen Evidenz gebrachten Be-

Digitized by Google

denken über die Ursprünglichkeit gewisser Stücke, z. B. der Reden Elihu's Cap. 32—37., oder des Prologs und Epilogs die Basis für die Bestimmung des Zwecks der Schrift unsicher geworden, und wiederum wird die Demonstration gegen die Integrität von einem gewissen, anscheinend nicht mit Unrecht angenommenen Zwecke aus, von Vielen mit unabläugbarem Glück geführt. Nur das scheint dermalen endlich allgemein anerkannt zu seyn, daß der Verfasser des Buches weder ein Araber gewesen, noch in Aegypten gelebt habe, was nur Hitzig (der Proph. Jesaja S. 17.) noch wahrscheinlich findet, sondern daß er von echt hebräischem Blute stamme. So werden wohl auch die andern noch unerledigten Fragen durch allseitigere Beleuchtung allmälig einer übereinstimmenderen Beantwortung entgegengreifen. Jeder mit Ernst und Tüchtigkeit hierzu gegebene Beitrag ist willkommen. Darum auch dieser des Herrn Knobel. —

Nach seiner eigenen Angabe im Vorworte ist die Abhandlung in folgender Weise angelegt. Nur diejenigen Stellen des Buches, in denen der eigentliche Gegenstand (res causaque) enthalten ist, sind zu Grunde gelegt, und aus ihnen allein Stoff, Zweck und Anlage des Gedichtes bestimmt worden. Da nun Hiob zu den philosophischen Büchern gehört, so ist einzig die philosophische Discussion, nicht die zur Sache ungehörige Erzählung in Betracht gezogen, und demgemäß zuerst der Inhalt des Gedichtes, d. h. die Ansichten über die göttliche Leitung menschlicher Schicksale, dann der Zweck dieserselbigen, hierauf die schickliche Vertheilung des Stoffes, und endlich Dasjenige besprochen, was als einem solchen Zwecke und dieser Anlage des Gedichtes entgegen, für fremde Zuthat gelten müsse. In 5 Paragraphen wird dieses Material verarbeitet. — §. 1. De carminis argumento. Die später als unecht verworfenen Stücke sind hier schon ausgeschlossen, und das argumentum nur aus der vermeintlichen Urgestalt des Buches beschrieben.

Digitized by Google

ben. Zuerst wird Hiob geschildert, wie er in seinen Reden dasteht, ein unschuldiger, aber unglücklicher Mann, der sein Schicksal mit Gottes Eigenschaften unvereinbar findet, darum gegen den Himmel anstürmt und sich in harter Rede überhebt; die einzelnen Aeußerungen werden zusammengestellt; hierauf die entgegengesetzte Meinung der drei Freunde mit ihrem Festhalten an der Gerechtigkeit Gottes und ihrer bisher giltigen Vergeltungslehre; zuletzt Eloah, der keinem Theile Recht gibt, Hiob aber über seine Vermessenheit tadelt und durch Schilderung der göttlichen Macht seiner Schwäche und seines Unvermögens über die höhern Rathschlüsse zu urtheilen, überweist. So stehen demnach die drei Freunde als Vertreter des gewöhnlichen Volksglaubens, wonach dem Bösen Unglück, dem Guten Wohlleben immer schon hier auf Erden zu Theil wird, Hiob als Gegner dieses Glaubens da, und Gott löst die Zweifel nicht, sondern schlägt sie durch seine Macht nieder. Noch wird darauf hingewiesen, daß ein solches Problem in diejenigen Zeiten, sich natürlich herausgestellt habe, als die Einfälle der Assyrer und Babylonier, die Frommen wie die Gottlosen in gleicher Weise unheilvoll getroffen hätten. — Herr Knobel behauptet dieses mit vielen andern Gelehrten, und auch wir erkennen in dem tiefen, durchdringenden Schmerze, welcher durch das Buch Hiob tönt, mehr aber noch in den vielerlei Schilderungen von Verwüstung und Zertrümmerung, die sich oft auffallend mit spätern berühren, die Zeit der Leiden und der Erniedrigung des hebräischen Volkes; aber das, glauben wir, würde mit Unrecht behauptet, daß eben nur in der Zeit gegen das babylonische Exil hin, ein solches Zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit sich habe einem denkenden Weisen aufdrängen können. Mit der „serena frons fortunae" S. 5. ist es bei den Hebräern auch vor den assyrischen Angriffen nicht so immer bei dem Besten gewesen, denn abgesehen von den harten Zeiten der Richterperiode, wo das Volk noch zu barbarisch war, um ein

solches

solches Buch zu produciren, und vor den glücklichen Zeiten David's und Salomo's hat es nie an politischen Leiden durch die Nachbarvölker und an großen Naturverheerungen gefehlt. Die Pest, Heuschreckenverwüstungen, Erdbeben, Hungersnoth trafen die Frommen wie die Unfrommen schon in älterer Zeit, zuweilen in schrecklicher Weise unmittelbar nach einander, und hätten, zumal solche Landplagen als unmittelbar von Gotte gesendet galten, recht wohl ähnliche Zweifel, wie im Hiob laut werden, viel früher aufregen können. Es ist sonach jene Ansicht dahin zu beschränken, daß die Zeit gegen das Exil, als der Staat seinem gänzlichen Untergange sichtbar zueilte, vorzugsweise geeignet gewesen sei, dergleichen Probleme aufzugeben. Das aber müssen wir entschieden in Abrede stellen, was andere neuere Gelehrte behaupten, daß die prophetische Lehre von der Wiedervergeltung in dieser Zeit durch die Geschichte widerlegt worden sei und hier im Hiob bekämpft werde. Jene prophetische Maxime ging auf das Volk in seiner Totalität; dieser Totalität wurde wegen ihrer Vergehungen gegen die theokratischen Vorschriften Unglück gedroht; die Masse aber hatte sich nicht gebessert; darum erfüllten sich vielmehr die prophetischen Drohungen durch das einbrechende Exil, als daß sie dadurch wären widerlegt worden. Im Hiob werden dagegen die Schicksale des Einzellebens und die hier sich kundgebenden Spuren des göttlichen Waltens in Betracht gezogen; worin freilich auch Lehre für das ganze israelitische Volk lag, aber nur als einer Menge von Individuen.

§. 2. De carminis fine. Zweck ist, die Art zu beschreiben, wie Gott die Güter und Uebel dieses Lebens vertheile; und zwar legt der Dichter die ihm wahre Lehre hierüber in die Rede Gottes. Es ist die oben bei Angabe des Inhalts kurz angedeutete, S. 15. wiederholte, Eloah wolle den Menschen von dessen Unwissenheit, Ohnmacht und Niedrigkeit, dagegen von seiner eigenen Weisheit, Einsicht, Macht und Majestät

jestät überzeugen, und ihn überweisen, daß der Mensch über die höheren Gründe nicht urtheilen, noch auch die göttliche Weltregierung tadeln, vielmehr geduldig und bescheiden die göttlichen Geschicke tragen müsse. Bei solcher Unstatthaftigkeit des menschlichen Urtheils über göttliche That dürfe er Gott auch nicht zur Rechenschaft ziehen, wenn ihm Etwas nicht recht passend scheine. Weil Hiob solches gethan, wird nur er am Ende des Gedichts getadelt von Gotte, die Freunde aber werden stille entlassen. Hiob ist also nach Not. 8. S. 15. gar nicht als ein vollkommenes Muster der Frömmigkeit vom Dichter hingestellt, wofür ihn, wie Hr. K. meint, irriger Weise manche Gelehrte genommen, denn als solches hätte er, zufrieden mit seinem Geschicke, geduldig die Leiden tragen und ehrfurchtsvoll gegen Gott reden müssen; sondern er ist nur ein Mann, der, guter Thaten sich bewußt, aber keineswegs zur Nachahmung aufgestellt ist. Nach dieser so eng beschränkten, einzig auf das Gedicht reducirten Form des Buches ist Hiob eigentlich Nichts, als ein vordem Schuldloser, nun im Leiden und Streite mit herzlosen Anklägern gegen Gott sich auflehnender Sünder, der darüber von Jehova gescholten wird und sein Unrecht eingesteht. Daß er unschuldig gewesen, wird von Jehova nicht anerkannt, daß der Schmerz und die Aufreizungen der Gegner ihn zu weit getrieben haben, kommt bei seiner Verurtheilung nicht in Betracht, Gott ist nicht sein Schutzherr, wie der Dichter dieses Hiob 19, 25. in den Mund legt, sondern nur ein Richter, der das Tadelnswürdige urgirt, die Freunde aber, welche sich an der Unschuld Hiob's schwer vergangen hatten, finden keineswegs, wie Cap. 19, 29. gedroht worden, in Jehova einen Richter. Wollen wir auch dem Herrn Verfasser zugestehen, daß nicht die Geschichte Hiob's, sondern die Frage um Gottes Weltregierung die Hauptsache sei, so steht doch jenes Verhalten Gottes gegen diese Personen in zu engem Zusammenhange mit der Hauptfrage, als daß es in solcher Weise

hätte

hätte abgethan werden können. Die Person Hiob's verliert hiermit ihre ganze Herrlichkeit.

Sehr richtig hat dagegen der Herr Verf. darauf hingewiesen, daß bei dem mangelnden Glauben einer Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode das Problem gar nicht vollständig gelöst werden konnte. Doch hat der Dichter, dem jener Glaube gebrach, so herrlich als es von seinem Standpuncte aus geschehen konnte, durch die fromme Ergebung in die Hand Gottes, durch Resignation, jene Tugend aller Tugenden des Morgenländers, über die Verzweiflung gesiegt. In Betreff der so vielbesprochenen, und hierfür so wichtigen Stelle, Cap. 19, 25 bis 27., worin noch Köster (das Buch Hiob und d. Pred. Salomo's S. XXII.) die Unsterblichkeit findet, von der sonst allerdings in diesem Buche keine Spur vorkomme, die aber hier wie ein Blitzstrahl durch Hiob's Seele fahre, schließt sich Hr. Knobel an die entgegengesetzte Erklärung Schürer's und Umbreit's an. Die neueste ausführliche Schrift darüber von Stickel (In Jobi locum celeberrimum cap. XIX. 25—27., de Goële. Jen. 1832) scheint nicht zu seiner Kenntniß gekommen zu seyn. Es wird aber von der letzten Lösung der Aufgabe, wie sie dieses Buch gibt, auch über den Sinn dieser Stelle Licht verbreitet, einer Stelle, die für die Bewegung und den Verlauf der Discussion wie eine Angel ist, auf welche daher die Erklärer oft unbewußt wieder hingetrieben worden sind. Denn das scheint uns unableugbar festzustehen, wie sehr es auch verkannt wird, daß, wenn im Buche Hiob kein anderer Zweck nachweisbar ist, als daß der unschuldig Leidende sich mit der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse, mit der Besserung, welche die Leiden bringen und mit der irdischen doppelten Belohnung für den Verlust begnügen solle, daß der Dichter auch nicht eine Ahnung von einer Unsterblichkeit im christlichen Sinne, einer Auferstehung, einer Belohnung und Bestrafung nach dem Tode gehabt haben könne. Hätte

er

er auch nur ein einziges Mal einen solchen Lichtblick gehabt, so wäre hiermit der Aufgabe eine andere Lösung gefunden gewesen, sie wäre aus dieser Welt in die andere überwiesen worden und das Buch Hiob hätte niemals so, wie es jetzt vorliegt, geschrieben werden können. In der Seele so denkender Weisen, wie unser Dichter ist, fährt solch' ein Blitzstrahl (um nach dem hier oft, jüngst noch von Ewald gebrauchten Bilde zu reden) nicht vorüber, ohne zu zünden, so einer Erleuchtung kann nicht wieder Dunkelheit folgen. Man darf nicht übersehen, ein Mal, daß diese dem Hiob in den Mund gelegte Aeußerungen, Gedanken sind, die der Dichter für sich gefunden, und zum Andern, daß V. 25. das Wort יָדַעְתִּי ich weiß steht, welches zumal in diesem Zusammenhange die veste Ueberzeugung, nicht unter eine Ahnung ausdrückt, von der man so wiederholt spricht. Auch ist noch gegen die neuesten Auffassungen von Ewald und Köster zu bemerken, daß גֹּאֲלִי nirgends im ganzen Alten Testamente ohne den Beisatz הַדָּם, der hier nicht steht, Bluträcher heißt (4. M. 35, 12. ist die einzige, nur scheinbare Ausnahme), daß dieser Ausdruck also nicht auf den Tod Hiob's hinweist, vielmehr durch die so ähnliche Stelle Klagl. 3, 58. רַבְתָּ אֲדֹנָי רִיבֵי נַפְשִׁי גָּאַלְתָּ חַיָּי in der Beziehung auf einen Lebendigen gesichert ist. Endlich ist es eine unrichtige Behauptung, welche jene beiden Gelehrten gemeinsam haben, daß עָפָר „nach dem herrschenden Sprachgebrauche dieses Buches das Grab bezeichne," man lese doch nur Cap. 5, 6. 8, 19., 39, 14. 41, 25., um sich vom Gegentheile zu überzeugen, und erwäge, daß in den für jene Erklärung angeführten Stellen überall ein Beisatz steht, welcher auf den Tod hinweist und durch welchen עָפָר den Sinn von Grab an dem bestimmten Orte erhält, ohne deßhalb diese Bedeutung auch in Stellen zu haben, für welche eine Beziehung auf den Tod erst zu erweisen ist, aber so, daß עָפָר nicht selbst als Beweismittel gebraucht wird. — Doch wir kommen zurück zur Schrift des Hrn. Knobel.

§. 3.

§. 3. De carminis dispositione. Das große Talent des Dichters in der Vertheilung seines Stoffes haben fast Alle bewundert, die auch sonst sehr verschieden über das Buch urtheilten. Hr. K. scheidet, um den Zweck des Gedichts mit der Anlage in Einklang finden zu können, mehrere Stücke aus „ut pote quae rerum contextum conturbent et plane dirimant." Nachdem S. 21. 22. der Gang der Discussion zwischen Hiob und seinen Freunden im Allgemeinen beschrieben ist, wird die Nothwendigkeit der Rede Gottes und die Geschicklichkeit des Dichters, welcher dieselbe durch das Schweigen des dritten Gegners im letzten Zusammentreffen vorbereitete, erörtert, der Widerspruch Hiob's Cap. 27, 7. ff. gegen seine eigenen früheren Sätze in dem Bekenntnisse, daß es dem Bösen auch übel ergehe, nicht so verfänglich gefunden, um dieses Capitel, mit de Wette, für einen unpassenden Beisatz zu halten, sondern ganz richtig als ein zur Besinnung Kommen des erhitzten Helden genommen; durch welches er aber keineswegs den Gegnern ganz beitritt. Anders dagegen urtheilt Hr. Knobel über Cap. 28, welches er entschieden dem ersten Verfasser des Gedichtes abspricht. Der Hauptgrund dafür ist der Gedanke, mit welchem dieses Cap. schließt, daß Gott allein im Besitze der Weisheit, des Menschen Weisheit aber sei, Gott zu fürchten und sich des Bösen zu enthalten. Eine solche Aeußerung würde nach Hrn. K's. Meinung der Anordnung des Gedichtes gänzlich entgegen seyn, weil Hiob hiermit schon vorweg behauptete, was später erst Gott ihn lehren soll, und weil dann Gott in seiner langen bittern Rede nur Hiob tadelte, ohne dessen richtige Bekenntnisse über die Weltregierung mit Billigkeit zu beloben. Allein derselbe Fall tritt auch ein, wenn mit Hrn. Knobel der Epilog hinweggenommen wird, in Hinsicht auf die Unschuldsbetheuerungen Hiob's. In der Rede Gottes wird seine frühere Frömmigkeit nirgends anerkannt oder gelobt, die Verdächtigungen derselben von Seiten der Gegner behalten also ihre Kraft,

und

und wenn der Hr. Verf. glaubt, aus jenem Schweigen Gottes über Hiob's richtige, im Cap. 28. ausgesprochene Ansichten einen Schluß gegen die Ursprünglichkeit dieses Cap. ziehen zu dürfen, so möchten wir mit demselben Rechte aus dem Schweigen in der Rede Gottes über Hiob's Unschuld, — vorausgesetzt, daß er wirklich schuldlos war — ein Argument für die Echtheit des Epilog ziehen, weil erst in diesem Hiob's Tugend belobt wird. Der Widerspruch jenes Gedankens im Capitel 28., besonders im Munde Hiob's gegen den Zweck des Ganzen und die solchergestalt zu früh eintretende Lösung des geschürzten Knotens, die Basis der Argumentation durch diese ganze kleine Schrift, soll später von uns besprochen werden, nur können wir hier sogleich nicht unbemerkt lassen, daß die Einwendung, als stimme eine solche Anerkennung göttlicher Weisheit von Seiten Hiob's nicht mit den Beschwerden, welche er seiner Leiden halber gegen Gott führt, sich durch die Stelle erledigt, wo Hiob dieses Bekenntniß ausspricht. In Betreff des 27. Capitels hat Hr. Knobel das Moment, welches die Stellung für den Sinn und die Paßlichkeit der Gedanken im Verhältnisse zur ganzen Discussion hat, richtig erkannt, weniger dünkt uns in Betreff des 28. Capitels, so wie wir überhaupt die Bedeutung der Rede Hiob's Cap. 27, 31. für das Ganze und ihre innere Gliederung von keinem Erklärer hinlänglich herausgesetzt gefunden haben. Nach den tapfer abgeschlagenen Angriffen gibt in dieser Rede der Held eine vollständige, detaillirte Charakteristik seiner selbst; der ganze Mann nach seiner Denk- und Handlungsweise, sowie seiner vormaligen und jetzigen Lage steht hier vor uns, ein klares, lebendiges Bild. Sehr passend zerlegt eine besondere Uebersicht Cap. 29, 1. die Rede in zwei Theile; denn in den ersten beiden, eng zusammengehörigen Capp. 27. 28. legt Hiob, nicht mehr durch Widerstreit gereizt, seine eigentliche, wahre, wir möchten sagen — Theorie — wenn dieses Wort nicht zu schulmäßig wäre, über

den

den Weltlauf, besonders das Schicksal der Bösen, Cap. 27., und das Wesen Gottes, dem allein die Weisheit zukomme, Cap. 28.; dar; im zweiten Theile Cap. 29—31. beschreibt er seine Lebenspraxis, und zwar zuerst seine frühere glückliche, Cap. 29., dann seine jetzt unglückliche Lage Cap. 30. und endlich sein hiermit nicht vereinbares tadelloses Leben, weßhalb er zuletzt um Aufschluß darüber zu Gotte flehet, Cap. 31. Wir möchten diese Rede ein Glaubens- und Beichtbekenntniß eines unschuldig leidenden Frommen nennen. Nähme man aus diesem so wohlgeordneten Stücke einen Theil, etwa Cap. 28. hinweg, so fehlte unverkennbar die so wesentliche Darlegung der Ansicht Hiob's über das Wesen Gottes. Daß er hierin das Wahre ahnet, ist nicht auffälliger, als daß er über das Schicksal der Frevler im nächstvorhergehenden Capitel auch das Richtige sagt, und stimmt zu dem Ausspruche Jehova's im Epilog Cap. 42, 7., Hiob habe richtiger über Jehova geredet, als die Gegner, überhaupt zu dem Charakter Hiob's, als eines fast vollendeten Weisen, welcher nur in den Versuchungen durch Leiden die höchste Tugend, die der Ergebung, nicht hat und durch Widerspruch und heftiges Temperament sich momentan auch sein Urtheil trüben läßt. Dennoch ist mit jenem schönen und richtigen Bekenntnisse Hiob's, daß die Wahrheit nur bei Gotte wohnt, dem Menschen aber Gottesfurcht Weisheit sei, Cap. 28, 28., nicht so ganz die Prachtrede Jehova's überflüssig gemacht; in der Antwort Hiob's, Cap. 42, 5.: „nach dem Gerüchte des Ohrs hatt' ich von dir gehört, nun aber (nach dieser deiner Rede) sieht dich mein Auge," hat der Dichter deutlich genug angegeben, wie jener Spruch Gottes aus dem Sturme, der die Schöpfung gleichsam von Neuem vor Hiob aufbaut, volle, unzweifelhafte Gewißheit von Oben geben solle, über das, was der weise Held nur geahnet hat; überdem wird aber auch diesem Tugendkämpfer das einzige Vergehen, dessen er sich, seiner selbst vergessend, schuldig gemacht hat, von Jehova

hova nachdrücklich verwiesen. So liegt ein großer, tiefer Sinn in diesem trefflichen Buche. Dieser nämlich, wie der Tugendhafte wohl glücklich Versuchungen durch Aeußeres überstehen könne, die innerlichen Anfechtungen aber, wo der menschliche Verstand mit den verborgenen Rathschlüssen Gottes in Widerstreit gerathe, selbst für den höheren Weisen gefährlich werden können, zumal wenn er selbst, ein Tugendhafter, von unverdientem, hartem Mißgeschicke betroffen werde; und wir möchten wohl behaupten, daß der Verfasser in seinem eigenen Gemüthe eine solche Anfechtung erfahren habe, nur führte er sie an Hiob aus und trug sie auf diesen über, weil dessen Frömmigkeit, Unglück und Weisheit durch die Sage allbekannt und berühmt war. — Außerdem, daß wir meinen, so das Cap. 28. mit der Rede Jehova's vereinbaren zu können, finden wir in der wörtlichen Berührung Cap. 42, 5. mit Cap. 28, 22. eine feine Beziehung des Verfassers auf seinen früheren Ausdruck, mithin ein Zeugniß für die Authentie, und endlich scheint es uns nicht übersehen werden zu dürfen, daß Cap. 28, 28. gerade dieselben Tugenden dem Menschen anempfohlen werden: die יִרְאַת אֲדֹנָי und das סוּר מֵרָע, welche im Prologe Cap. 1, 1. 9. an Hiob gerühmt werden.

§. 4. De prologo et epilogo. Beide werden, wie von mehreren anderen Gelehrten, auch von Hrn. K., dem Verfasser des Gedichtes abgesprochen, und die bekannten Gründe für oder gegen die Echtheit nochmals abgewogen. Der erste und zugleich der Hauptgrund gegen die Authentie ist der Widerspruch des Epilogs gegen den Zweck des Gedichtes; hier wird Hiob über sein kühnes Urtheilen in göttlichen Dingen und wegen seines Murrens über die Leiden (?) hart von Gotte getadelt und bekennt selbst, übel gesprochen zu haben, dort aber wird er gelobt, weil er recht über Gott geredet habe. Hr. K. hat diesen Gegensatz so scharf wie nur möglich herausgestellt und sein Schluß daraus gegen die Abfassung beider Stücke durch

durch einen und denselben Schriftsteller hat viel Ansprechendes. Dennoch scheint uns jener Widerspruch ganz erklärlich, und zwar ohne die Ausflucht derer zu suchen, die sagen S. 32.: „Iobus recte increpatur, quod nimis multa in deum sibi promisit, verumtamen idem recte etiam laudatur, quod hominem non ex sorte metiendum esse contendit," und denen der Hr. Verf. entgegnet: „Argutiae! Deus enim utroque loco (im Gedichte und Epiloge) de una et eadem re judicat, minime de diversis," aber auch ohne uns durch ein: Argutiae! irren zu lassen. Wir finden es nämlich ganz in der Ordnung, daß über Hiob ein doppeltes Urtheil gefällt wird, jeder Verständige muß es noch so fällen, weil Hiob's Aeußerungen selbst über Gott doppelter Art sind. Solcher Reden halber, wie in Cap. 21. gelesen werden, worin Hiob so stark fühlbar macht, daß der Weltlauf die göttliche Gerechtigkeit vermissen lasse, ist er mit Recht Cap. 40, 2. ein יסר Tadler und Cap. 38, 2. Einer, „der Gottes Rath verdunkele mit Reden ohne Einsicht" gescholten worden; sofern er aber immer noch an Gott als seinem Zeugen im Himmel hängt, zu dem sein Auge thränt, Cap. 16, 19. 20.; sofern er weiß, daß dieser sein Schutzherr ist, der seine Unschuld an den Tag bringt, Cap. 19, 25., überhaupt sofern sein Herz Jehova treu bleibt und seine Hoffnung auf diesen Ehrenretter ausspricht, ob auch der Verstand sich zu weit vermessen hat, in sofern mußte über Hiob geurtheilt werden, wie es im Epilog 42, 7. heißt: er habe recht gesprochen über Gott. Hiob hat seine irrigen, in der Hitze ausgestoßenen, zu kühnen Reden zudem wieder zurückgenommen, und ob er sich auch theoretisch überhoben hat, ist dieser doch nicht in seine Lebenspraxis eingedrungen, etwa zu einem Abfalle von Gotte geworden; die drei Freunde dagegen hatten das Leiden Gottes als einen Act der göttlichen Gerechtigkeit vertheidigt, was er nicht war, überdem sich dadurch zur Härte, Fühllosigkeit und Mangel an allem Mitleide

fort-

fortreißen lassen, statt Tröster zu seyn, waren sie Quäler geworden, und hatten so theoretisch und praktisch gefehlt, waren also des Urtheils, nicht so recht über Gott gesprochen zu haben, wie dessen Knecht Hiob 42, 7. ganz schuldig und bedurften einer Entsündigung. So erscheint uns Alles in gutem Einklange, ja es dünkt uns erst mit Hinzunahme des Epilogs und des Prologs, welcher letztere durch seine himmlischen Scenen dem Leser gleich von Vorne die rechte Einsicht in die Ursachen der Leiden Hiob's gibt, das volle Verständniß der Schrift, auch nach ihrem dichterischen Theile, möglich zu seyn. Der Einwurf S. 34. f., daß nach dem Prologe offenbar Gott mit seinem Vertrauen zur Tugend Hiob's über den Satan und dessen Zweifel an derselben siegen solle, im Gedichte aber Hiob dem nicht entspreche und Jehova unterliege, ist nicht gegründet. Der Satan schwört darauf, Cap. 1, 11. 2, 5. — und zeigt so deutlich seine echt diabolische Natur — daß Hiob dem Jehova in's Angesicht Lebewohl sagen, d. h. ganz frech sich völlig von ihm lossagen, nicht mehr zu seiner Verehrung bekennen werde, was aber nirgends in Erfüllung geht. Vielmehr sagt Hiob noch im hitzigsten Streite: der Rath der Frevler sei fern von mir! Cap. 21, 16., Gott in der Höhe zu verleugnen, ist ihm Cap. 31, 28. ein strafbares Verbrechen, Furcht Gottes ist ihm Weisheit, Cap. 28, 28., und als Jehova im Sturme erscheint, sagt er sich, ihm nun so gegenübergestellt, nicht nur nicht von ihm los, sondern unterwirft sich im demüthigsten Gefühle seiner Ohnmacht und Vermessenheit. Herder und Rosenmüller dürften also doch wohl Recht haben, wenn sie der Meinung sind, die Sache Gottes habe über den Satan den Sieg davon getragen.

Bei Weitem das stärkste Argument, welches den Epilog verdächtigen könnte, liegt in der Belohnung Hiob's nach überstandenem Leiden, wodurch die Vergeltungstheorie der drei Freunde, die angeblich in diesem Buche gestürzt werden soll, wie-

wiederum bestätigt wird. Hr. Knobel, welcher überhaupt Nichts übergangen hat, was gegen die Authentie der angefochtenen Stücke gesagt werden kann, hat auch nicht verfehlt, hierauf hinzuweisen. Aber um auch hier einen klaren Blick zu behalten, ist wohl zu beachten, daß in der Rede Gottes, in welcher Hr. K. die Lösung des Ganzen findet, Nichts gegen die alte Vergeltungslehre gesagt wird, wie dieses nothwendig wäre, wenn auf deren Sturz die Tendenz des Dichters ginge; uns scheint vielmehr nur die Unzulänglichkeit oder einseitige Beschränktheit jener Lehre durch Hiob, vor dessen Einwendungen ihre Vertheidiger verstummen, herausgestellt werden zu sollen; der Verfasser will zeigen, wie jener gewöhnliche Maßstab nicht immer an die Thaten Gottes gelegt werden dürfe, Gott in seiner verborgenen Weisheit und Machtvollkommenheit sich nicht daran binde, und wie irrig die menschlichen Schlüsse daraus auf Schuld oder Unschuld der Leidenden seien. Die Freunde werden zuletzt nach ihrer eigenen Theorie factisch widerlegt. Die Unschuld Hiob's, ungeachtet er leidend war, mußte, auch nach Andeutungen im Gedichte, irgendwie zur Anerkenntniß gebracht werden, was nicht geschehen würde ohne den Epilog. Schlagender aber und einleuchtender für die Freunde konnte dieses nicht geschehen, als durch die Wiederkehr des Glückes für Hiob. Erst nun erlangt das Ganze Abschluß und Ruhe; die Freunde waren innegeworden, daß es Unglückliche auch ohne Sündenschuld geben könne, hatten durch den Widerstreit Hiob's die Schwäche ihres Princips und, weil sie dadurch zur Härte gegen den Leidenden getrieben worden waren, den Nachtheil desselben für die Lebenspraxis kennen gelernt, sie sind nach jeder Seite hin im Nachtheile; Hiob aber würde, verharrte er noch weiter im Leiden, eine bleibende Dissonanz für das moralische Gefühl seyn, ein ewiges Räthsel, wogegen er nun mit seiner Rückkehr in den frühern, wegen wohlüberstandener Prüfung erhöheten, Glückszustand, zwar auch, so lange die Leiden dauern,

dauern, ein Räthsel, aber ein zuletzt glücklich gelöstes Räthsel ist. Nun ist die göttliche, ihren Gründen nach unerforschliche Weisheit durch des unschuldigen Hiob Leiden, aber auch die sich bewährende Gerechtigkeit durch seine Rechtfertigung mittels der äußeren Beglückung in das hellste Licht gestellt, und zugleich der durch Verstandesspeculation sich überhebende Weise, wovon seine Gegner das gerade Gegentheil sind, in seiner Person zur gehörigen Demuth verwiesen. Wir wüßten in der That nicht, wie besonnener und zugleich tiefer gedacht von einem solchen Standpuncte, desgleichen der Verfasser einnahm, eine Harmonie für Glaube und Leben, dem Gedanken und der Praxis ziemlich genügend, hätte herbeigeführt werden können. — Die anderen Gründe gegen die Echtheit des Prologs und Epilogs bedürfen keine besondere Widerlegung, sie geben nur den eben beleuchteten ein größeres Gewicht, und beruhen selbst zum Theile auf zweifelhaften Erklärungen gewisser Stellen. So wenigstens der Widerspruch zwischen dem Verluste und dem späteren Ersatze der Kinder im Prologe und Epiloge, Cap. 1, 18. 19., 42, 13—15. gegen deren vorausgesetzte Existenz im Gedichte Cap. 19, 17., womit Hr. K. noch Cap. 31, 8. verglichen haben will. Die Erklärung der בְּנֵי בִטְנִי durch Söhne meines Mutterleibes, nämlich des Mutterleibes, von dem ich geboren worden, also meine leiblichen Geschwister steht der durch Kinder sprachlich mindestens gleich, denn Hiob braucht das Wort בֶּטֶן in ganz gleichem Sinne Cap. 3, 11. בֶּלְתִּי בִּטְנִי Pforten des Unterleibes, der mich trug, im Ps. 69, 9. entsprechen sich im Parallelismus אָחַי und בְּנֵי אִמִּי und im Arabischen ist das ähnliche: Sohn meiner Mutter constanter Ausdruck für leiblicher Bruder. Obwohl also בֶּטֶן auch in der Bedeutung: männlicher Leib nachweisbar ist, so scheint es doch den Gesetzen der Auslegung, die Widersprüche einem Schriftsteller ohne genügende Gründe aufzubürden nicht erlauben, angemessener, jene sprachlich unverdächtige Erklärung, wobei ein

solcher Widerspruch nicht Statt findet, vorzuziehen. Die Hinweisung auf Cap. 31, 8. verstehen wir nicht, denn die hier erwähnten Sprößlinge sind in keinem Falle Kinder, sondern ganz eigentlich die aufsprossenden Saaten oder Pflanzungen.

§. 5. De oratione Elihu. Zuvörderst wurden die Reden Elihu's über Gottes Wesen, sein Walten und die für den Menschen daraus folgenden Pflichten der Bescheidenheit im Urtheile über verhängte Leiden zusammengestellt, nicht in der Ordnung, wie sie nach einander in der Rede Elihu's folgen, sondern wie die Gedanken, dem Inhalte nach, zu einander gehören. Eine solche Inhaltsangabe scheint aber nicht ganz räthlich, ein Mal, weil so kein Bild von der eigentlichen Tendenz und dem Fortschritte der Rede zu ihrem letzten Zwecke entsteht, worauf doch die Beurtheilung ihrer Paßlichkeit hauptsächlich beruht, zum Andern, weil manche Aeußerung in ihrem Zusammenhange, unter dem Einflusse der umgebenden Gedanken, noch einen andern Sinn, als außerhalb jenes Zusammenhanges einschließt.

Nach jener Darlegung des Inhaltes wirft der Verf. die Frage auf, ob diese Reden Elihu's in Betracht der übrigen Theile des Buches in demselben eine Stelle finden können. Die Gründe *gegen* eine solche Annahme scheinen ihm überwiegend. Es sind die schon von Andern angeführten, daß in diesen Reden nur wiederholt oder verweggenommen werde, was im übrigen Buche steht; daß hier schon der Streit geschlichtet werde, Gott aber dann nur eine untergeordnete Rolle spiele, einem sochen auf seine Weisheit eingebildeten homuncio und nugator gegenüber; daß der schöne Zusammenhang zwischen Hiob's und Jehova's Rede durch die eingeschobene Elihu's gestört werde; daß dessen Person und Sprache so lächerlich und albern sei, wie man sie dem großen Dichter nicht zutrauen könne; daß Hiob nur hier namentlich (neun Mal) genannt werde; daß Hiob ihm nicht antwortet, da er doch fast

daſſelbe, wie die drei Freunde ſage; und endlich daß Elihu's weder im Prologe noch im Epiloge gedacht werde. — Ein anderes, von Ewald noch geltend gemachtes Argument, beruhend auf der Verſchiedenheit des Sprachcharakters, hat Hr. K. nicht gebraucht.

Ref. geſteht, früher auch dieſen Gründen ein ſolches Gewicht beigelegt zu haben, daß er die Echtheit der in Frage ſtehenden Stücke auf ſie hin für verdächtig hielt, dermalen aber iſt er, nach einem, eine Reihe von Jahren fortgeſetzten, oder doch immer wieder von Neuem aufgenommenen Studium zur Ueberzeugung vom Gegentheile gelangt, und ſcheut ſich nicht, Trotz der Verſicherung Ewald's, man müſſe eher an einer Erklärung des Buches vollkommen verzweifeln, als dieſes Stück für ein urſprünglich echtes Glied des Ganzen halten, dieſes als eine wohlgeprüfte Ueberzeugung auszuſprechen; ja es bedünkt ihn, als ob er nun erſt das Buch nach ſeiner ſchön vollendeten Gliederung und ſeinem wahren Sinne begriffen hätte.

Ganz äußerlich zuerſt nur den Bau deſſelben betrachtet, wird mit Unrecht geleugnet, daß die Reden Elihu's einen Halt im Gerüſte des Ganzen haben, denn dem dreigliederigen Schema, welches ſo wiederholt und klar in dieſem Buche hervortritt, geſchieht erſt mit der Urſprünglichkeit dieſer Rede eine Genüge; ſofern der mittlere Theil des Ganzen, die Bekämpfung des Helden, nun 1) in ein dreimaliges Ringen mit den drei Freunden, 2) die Siegesrede Hiob's und die Gegenrede Elihu's und 3) das Machtwort Jehova's zerfällt. Dabei iſt die Ebenmäßigkeit jener Siegesrede Hiob's und der entgegenſtehenden Elihu's ſowohl im äußeren, ziemlich gleichen Umfange, als in der inneren Tendenz nicht zu überſehen. Wie Hiob Cap. 27 bis 31. die ihm wahre und richtige Anſicht über die Streitſache, ſelbſt mit Modification eigener, früherer Aeußerungen hier im Zuſammenhange darlegt, ſo entwickelt Elihu Cap. 32—37.

die entgegengesetzte, noch richtigere, auf die menschlich-bestmögliche Weise, ebenfalls im Zusammenhange, und gibt eine Widerlegung der Ansicht von Hiob wie der drei Freunde, als einer in einseitiger Auffassung befangenen. Er benutzt aber dabei, wie das nicht anders geschehen konnte, das von den Gegnern Hiob's bereits Angeführte, jedoch viel schärfer, umsichtiger und unparteiischer (denn Angriffe auf Hiob als einen ruchlosen Sünder kommen hier nicht in solcher Weise, wie früher vor), und überweist auf dem Wege einer in Wahrheit gründlichen Demonstration den Hiob seines tadelhaften Benehmens. Hiob antwortet nicht, aus demselben Grunde, aus dem die Freunde zuletzt schweigen, — weil er besiegt ist; aber es ist eine glückliche Steigerung, daß er nachmals, Gotte selbst gegenüber, das Bekenntniß seiner Schwäche laut ausspricht. So erliegt also der über die drei, Etwas einseitigen, Weisen sieghafte Held doch noch vor einer höheren menschlichen Speculation in soweit, daß er verstummt, und durch die noch gewaltigere, göttliche Machtsprache wird er noch weiter zum Schuldbekenntnisse getrieben. Wie fein hat in solcher Weise der Dichter es vermieden, daß Gott nicht mit Hiob disputirt und doch auch erreicht, daß der gegen Gottes Gerechtigkeit ankämpfende Held seines Unrechtes überwiesen, nicht bloß niedergedonnert wird, und wie gut verspart er jene Machtworte, die Hiob in das Gefühl der Ohnmacht niederwerfen, bis dahin, wo bereits der Verstand aus dem Felde geschlagen ist! Wie unrecht ist es aber auch, wenn die neueren Kritiker, z. B. ein de Wette es als ganz unstatthaft hinstellen, daß Hiob erst in der Rede Elihu's belehrt, und dann noch in Gottes Rede an den Glauben verwiesen werde! Suche man doch lieber den feinen Sinn des Dichters zu erfassen, bevor man ihn tadelt oder von Unmöglichkeiten redet. Uns scheint der Dichter in dieser Rede Elihu's, die auch Ewald, für sich genommen, schön und gut findet, das Höchste geleistet zu haben, was er an feiner und gewandter

Dia-

Dialektik vermochte, und wie dieselbe, besonders in den späteren Capiteln 34—37. zu den schwersten Stücken des Buches gehört, so ist sie in ihrer Art und für den besondern Zweck auch eben so vollendet, wie die folgenden erhabenen Gottessprüche. Gegen diese hat sie eine sehr bestimmte Begrenzung; und wo sie sich den Worten und Gedanken nach damit berührt, von Cap. 36, 26. an, sind diese Schilderungen doch für einen ganz andern Zweck da, nämlich um die göttliche Gerechtigkeit, nicht wie in den Reden Jehova's, nur um seine Größe zu veranschaulichen. Noch in ihren letzten Versen kehrt sie auf ihr Thema zurück. Dagegen treten wir über die Reden Jehova's unbedingt der Behauptung Umbreit's in den theolog. Stud. u. Kritik. 1831. S. 834. bei, „daß Jehova vom Anfange bis an's Ende keinen andern Zweck mit seiner Rede hatte, als durch die Hinweisung auf die Wunder der Schöpfung den Menschen als Creatur in seiner ganzen Ohnmacht (und seinem unendlichen Abstande von der Gottheit) darzustellen und zur höchsten Beschämung zu führen." So ist uns nicht ein Mal durch Elihu's Rede etwas Bedeutendes dem Jehova vorweggenommen, und in den Berührungspuncten überfliegt der Gottesspruch das menschliche Wort so hoch, daß ästhetisch der effectvolle Contrast nicht schöner seyn konnte. Auch hat man einen Gegensatz, wie zwischen dem Schlusse der Rede Hiob's und dem Erscheinen Gottes, den man so ungern vermißt, noch immer, auch wenn die Echtheit der Rede Elihu's zugegeben wird, nur in einer andern Gestalt; denn im scharfen Gegensatze zu dem letzten Worte Elihu's: Gott sieht nicht alle Weisen von Verstand, d. h. kümmert sich nicht um ihre Einwendungen, erscheint Jehova sogleich im Wetter. Findet man es aber anstößig, daß die eigentliche Widerlegung Hiob's dem Elihu, nicht Gotte selbst vom Dichter zugetheilt worden sei, so ist nicht aus der Acht zu lassen, daß nach obigen Andeutungen hierfür auch billigungswerthe Gründe vorliegen und überhaupt zu bedenken,

daß

daß die Forderung, es müsse die Streitsache von Jehova nach allen Seiten hin entschieden werden, eine von Außen zum Buche hinzugebrachte, nicht mit Nothwendigkeit daraus hervorspringende sei, und wir Abendländer haben uns wohl unserer Ansprüche dahin zu begeben, daß wir dem orientalischen Dichter nicht zumuthen, er solle gerade so sein Werk angelegt und ausgeführt haben, wie wir es am Vollkommensten finden würden oder ihm eben zutrauen.

Bei dieser unserer Ansicht von dem angefochtenen Stücke, in welcher uns noch die scharfsinnige, so eigenthümliche, wie geistvolle Entwickelung von Baumgarten-Crusius (Opuscula theologica, pleraque nondum edita. Jenae 1836.) weiter bestärkt hat, meinen wir füglich die dagegen erhobenen Einwendungen abweisen zu können, und es erscheint uns der „Knabe" Elihu, auf den freilich auch ein Herder schon mißfallend blickte, gar nicht so lächerlich, als wie man ihn gewöhnlich findet. Seine Demonstration kann, soll nicht jenes barbarische Gericht gehalten werden, daß ein Zweifelnder, nach Aufklärung Lechzender, nur niedergeschmettert wird, in dem Ganzen nicht fehlen; der Dichter hat ihn als einen sichern Wissenswollen, Gotte etwas näher gestellten jungen Mann gezeichnet, und für die Wahl gerade eines jüngeren Mannes gewiß seine Gründe gehabt. Daß er Hiob öfter namentlich *nennt*, wo er gegen ihn redet, war unbedingt nothwendig, weil er hie und da auch gegen die drei Freunde spricht. Bei Weitem das wichtigste Argument gegen die Authentie seiner Reden, entnommen von der gegen das übrige Buch abstechenden Sprache, hat Hr. K. nicht urgirt, und ist darum von uns hier nicht weiter zu erörtern; doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß manches hier gebrauchte Beispiel auf einer gewissen, von anderen Exegeten nicht gebilligten Erklärung beruht, daß der hier vorzugsweise und mehr als anderwärts demonstrirende Gedankengang auch nothwendig auf die Darstellungs-

lungsweise einigen modificirenden Einfluß gehabt hat, daß ein solches längere Stück wie jedes andere im Hiob auch einige ihm eigene Worte enthalten muß, und daß wir eine lange Reihe von Stellen aufführen können, in denen sich Sprachgebrauch, selbst bei seltneren Wendungen, Bilderkreis und andere Vorstellungen auffallend mit den echten Stücken berühren. Dieses Alles durch ein genaues Studium des älteren Werkes von Seiten eines späteren Ueberarbeiters mit Ewald zu erklären, scheint uns bei der übrigen Paßlichkeit des Stückes in das Ganze unstatthaft; und wir glauben, daß die sogenannte positive Kritik im umgekehrten Falle, wenn es sich darum handelte, das Stück einem bestimmten andern Schriftsteller zu vindiciren, bei so vielen Berührungen, wie hier Statt finden, unbedenklich Identität des Verfassers behaupten würde.

Doch weiter mögen wir unsere Bemerkungen über die kleine Schrift des Hrn. Knobel nicht ausdehnen. Obwohl wir uns mit den Resultaten derselben in Widerspruche fühlen, gestehen wir doch gern zu, daß was gegen die Integrität und den Zusammenhang der einzelnen Theile im Buche Hiob gesagt werden kann, hier mit Fleiß und gutem Bedachte vereinigt worden ist.

2) Im Vorworte zu seiner Schrift bezeichnet Hr. Arnheim, welcher mit vorliegender Erklärung des Buches Hiob, nach einem, wie er sagt, Jahre langen Umgange mit diesem, zum ersten Male vor dem literarischen Publicum erscheint, selbst die Stelle, die seine Schrift unter den übrigen Commentaren einnehmen soll. Die früheren Arbeiten verdienen zwar nach seinem Dafürhalten, wegen des zu der Höhe des Gegenstandes sich erhebenden Ernstes und Eifers, Achtung und Anerkennung, aber es müssen die Resultate meistens als verfehlt, oder ungenügend bezeichnet werden." Eine Sprache, die jetzt von einer gewissen Classe alttestamentlicher

licher Exegeten häufig vernommen wird. Weiter gesteht Hr. Arnheim zwar zu, daß „brauchbare, ja vortreffliche Einzelheiten in den ihm zugänglich gewordenen Erklärungen zerstreut gewesen, aber das Kunstwerk — nach seiner Ganzheit zur Einsicht und Anschauung zu bringen, seines Wissens durch keine ihm bekannte Auslegung möglich gemacht werde." Er selbst will in diesem Commentare „die künstlerische Absichtlichkeit dieser poetisch-philosophisch-religiösen Composition aus einem Gusse herausstellen." — Wir wünschten, es möchte Hr. Arnheim dem Beurtheiler seiner Schrift gerade diesen Standpunct nicht angewiesen haben, denn offen herausgesagt, hat er hierfür ungleich weniger, als für Anregung neuer Betrachtungsweisen des Einzelnen geleistet, und wird sich wohl durch eine Vergleichung seiner Schrift mit der jüngst erschienenen ewaldischen selbst hinlänglich davon überzeugt haben. Ja Umbreit hat schon für die Nachweisung des Gedankenganges und den Fortschritt von einem Gliede zu dem andern mehr gethan. In vorliegendem Commentare ist nicht einmal eine Inhaltsangabe vor den einzelnen Reden oder Capiteln, die dem Leser die Gedankenpartieen übersichtlich darlegten, gegeben, noch sind auch in der Uebersetzung durch Absätze die Einschnitte angedeutet, und die Anmerkungen beschäfftigen sich mit der Ideenverknüpfung bei Weitem nicht in dem Maße, wie es die Schwierigkeit des Gegenstandes fordert. Hofft man aber vielleicht in der Einleitung die stete, vest aneinander geschlossene Entwickelung des Streites beschrieben zu finden, so wird man allerdings nicht ganz getäuscht, denn unter den Aufschriften: Sujet der Composition und Idee der Composition wird allerdings darauf Bezügliches erörtert, aber durchaus nicht mit einer solchen tief eingehenden Genauigkeit, daß der Mangel häufiger hierher einschlägiger Bemerkungen im Commentare selbst hinlänglich compensirt wäre. Die Idee des Buches Hiob faßt Hr. Arnheim in folgender, ihm „geläufigeren Form der Metapher," also:

also: „das Religiös-Sittliche, dem gebrechlichen Nachen des Verstandes anvertraut, steuert auf dem bewegten Oceane der Theorieen ohne Kompaß und Segel und scheitert zuletzt an den Klippen der Widersprüche und Zweifel; nur in der Offenbarung, vereint mit lebensfrischer, klarer Beschauung der Natur, in dem Lichte, das ihr von jener gegeben wird, findet es den sichern, Schutz gewährenden Port." Wir hätten gegen Einzelnes in diesen beiden ersten Abtheilungen, z. B. gegen die Behauptung des Talmud, welcher Hr. Arnheim beitritt, daß Hiob nie existirt habe, Manches einzuwenden, entschlagen uns dessen aber, nur das nicht unterdrückend, daß eine solche halbpoetische, metaphernde Redeweise nicht zur Stelle ist, wo es darauf ankommt, einen Gedanken von seiner Verhüllung zu entkleiden, und in klarer, nackter Bestimmtheit hinzustellen. — In dem dritten und letzten Abschnitte der Einleitung wird die Abfassungszeit des Buches in das babylonische Exil versetzt, ohne jedoch die von Andern sorgfältig erörterten, aus Sprache und Inhalte entnommenen Gründe zu wiederholen und ohne manche derselben auch nur zu berühren. Aber einen recht hellen, uns sehr erfreuenden Blick, thut der Verf., indem er dem Urheber des Buches Hiob den südlichen Theil Judäa's, der an Idumäa grenzte, als Vaterland anweist. Man muß lange eine Lieblingsmeinung mit sich im Stillen herumgetragen und diese allmälig immer mehr sich bestätigen und befestigen gesehen haben, um mit dem Recens. die freudige Ueberraschung zu theilen, bei seiner Begegnung mit Hrn. Arnheim auf demselben Wege; man empfängt in solchem unabhängigen Zusammentreffen eine Bürgschaft gefundener Wahrheit auf einem Gebiete, wo oft nur von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit die Rede seyn kann. Nur genügt es nicht, auf das so hypothesenreiche alttestamentliche Feld noch eine Hypothese mehr zu schleudern, oder eine frühere wieder aufzunehmen, sondern es muß dieselbe durch haltbare Gründe über die bloße Vermuthung erho-

erheben werden. Hr. Arnheim hat S. XIX. für seine Meinung einiges recht Beifallswürdige angeführt, allein doch ohne eingehende Nachweisung des Besondern, ohne gründliche Erörterung, wie wir sie für möglich halten, und wodurch allein diese Ansicht zu einiger Bedeutung und vielleicht auch allgemeinerer Geltung gelangen könnte. Sehr befremdend ist es uns dagegen gewesen, in dieser Einleitung die Frage über die Integrität des Stückes gänzlich mit Stillschweigen übergangen zu sehen, da doch die Einwendungen dagegen, wie aus Obigem ersichtlich ist, gar nicht unerheblich sind, und jeder einigermaßen solcher Dinge Kundige mit Recht Hrn. Arnheim fragen darf, wie er die angeblichen Widersprüche im Buche löse. Er hat hierauf allerdings factisch geantwortet durch die Erklärung des Ganzen als einer Composition aus Einem Gusse, aber an den schwierigen Stellen ist nicht immer nachgewiesen, wie sie sich zu der Einheit des Stückes in das gehörige Verhältniß setzen.

Die Auslegung charakterisirt eine gewisse Selbstständigkeit den neueren Erklärern des Hiob, auch den Grammatikern gegenüber, und das Bestreben, sich eine eigene Bahn zu brechen, ohne daß jedoch immer die Nöthigung dazu, noch auch ein entschiedenes Glück darin behauptet werden kann; sehr oft verdienen aber doch die Einwendungen gegen die früheren Auffassungen und die vorgeschlagenen Verbesserungsversuche in Ueberlegung genommen zu werden. Leider sind dem Gelingen der Erklärung des Hrn. Arnh. zwei Dinge nachtheilig geworden, Erstens der Mangel einer gehörigen Vertrautheit mit den dem Hebräischen verwandten semitischen Mundarten, besonders dem Arabischen, und Zweitens die Zuneigung zu den Erklärungen der Rabbinen oder die Verehrung der jüdischen Auctorität. So hat z. B. ersteres Hr. Arnheim mit Unrecht die gewöhnliche Fassung des zweiten Verstheiles Cap. 21, 15. עֲצַת רְשָׁעִים רָחֲקָה מֻנִּי als eines Wunsches (Schultens gebraucht nicht ganz genau den Ausdruck: vis imperandi) mißbilligen lassen,

denn

denn im Arabischen ist das Präteritum constant im Gebrauche in den vielen Wunschformeln, welche dem Namen Gottes, Abraham's, Mose's, Muhammed's, Ali's, der Könige u. A. beigefügt werden: er sei hochgepriesen! — sei ihm Allah gnädig und gebe ihm Frieden! — möge Gott sein Angesicht verherrlichen! — seine Herrschaft erhöhen! u. dgl. viele hunderte, wo gesegnet oder geflucht, überhaupt gewünscht wird. Ein solcher Gebrauch des Präteritum ist sonach dem Genius der semitischen Sprache keineswegs entgegen, schließt sich vielmehr an das Energische, was mit im Präteritum liegt, und es stimmt die fragliche Stelle Hiob's sogar in jener Feinheit mit dem Arabischen überein, daß vor einem solchen Optativsatze das ! weggelassen wird, wo es irgend ohne Undeutlichkeit geschehen kann. Die weitere Frage Hr. Arnheim's, was der ganze fromme Herzenserguß Hiob's: fern sei von mir der Frevler Rath! an dieser Stelle solle, hätte nicht gethan werden sollen. Es ist diese Versicherung Hiob's an dieser Stelle von der größten Wichtigkeit, und wir möchten zweifeln, daß der Sinn des ganzen Buches gefaßt sei, wenn man dieses verkennt. Eben hatte Hiob den Sinn der Frevler geschildert, die sich vom Allmächtigen und seiner Verehrung abgewendet hatten, V. 14, 15., und die also dahin gerathen waren, wohin nach des Satans eidlicher Versicherung auch Hiob sich verirren sollte, s. Cap. 2, 5.: אִם לֹא אֶל־פָּנֶיךָ יְבָרֶכֶךָּ; daß aber nun Hiob gerade im erhitztesten Momente des ganzen Streites gegen solch einen Abfall von Gotte seinen Abscheu ausspricht, macht den Satan zu Schanden und Hiob zum Sieger über die Versuchung und zum Retter des göttlichen Ehrenwortes. So wichtig ist das Verständniß einer einzelnen Stelle für die Auffassung des ganzen Buches, und so mißlich die Erklärung des Einzelnen ohne genügende Kenntniß der Dialekte. Möge sich Hr. Arnheim anregen lassen, diese Lücke noch auszufüllen, aber auch kein Anderer es versuchen, ohne diese unerläßlichen Vor-

Vorkenntnisse, welche nicht etwa in einer nothdürftigen Buchstabenkenntniß der verwandten Mundarten bestehen dürfen, sich an die Erklärung des Alt. Testam. und am Wenigsten die des Buches Hiob zu wagen.

Jenes Andere, welches den exegetischen Blick des Hrn. Arnheim zuweilen getrübt hat, eine gewisse Vorliebe zu den oft doch recht gesuchten und gekünstelten Erklärungen der Rabbinen, ist nicht so zu verstehen, als ob er sich überall diesen anschließe, sondern daß sie auf ihn einen größern Einfluß üben, als ihnen zukommt. So halten wir die Erklärung von Cap. 2, 9., wo das Weib Hiob's, das, nach einer richtigen Bemerkung Ewald's, wie sonst im Alt. Test. als der leichter zu verführende Theil auch hier erscheint, dem mit bösartiger Krankheit Geschlagenen höhnisch sagt: עֹדְךָ מַחֲזִיק בְּתֻמָּתֶךָ בָּרֵךְ אֱלֹהִים וָמֻת für verfehlt. Es soll dieses nämlich heißen: „deine Standhaftigkeit ist nun am äußersten Ziele; preise noch ein Mal Gott (höhnisch anspielend auf 1, 21.) und gib dir den Tod, damit du sterbest, fromm, wie du gelebt." Es wäre das nur in sofern eine tadelnswerthe Rede, als das Weib zum Selbstmorde riethe, der aber, weil sie glaubt, daß er dabei doch fromm sterben könne, wenigstens nach der Meinung des Weibes nicht sündhaft seyn könnte. Das Unrechte dieser weiblichen Zusprache, welches nach der Entgegnung Hiob's außer Zweifel ist, und im Tone, wie sie vorgetragen worden, gelegen haben soll, könnte nur in der höhnenden Hinweisung auf den frühern Lobpreis oder in der ironischen Ermunterung, so fromm zu sterben, wie er gelebt habe, beruhen; Beides paßt nicht zu der gerühmten Standhaftigkeit. Allein selbst diese Worte עֹדְךָ מַחֲזִיק בְּתֻמָּתֶךָ werden wohl nicht richtig so genommen, daß sie bedeuteten: jetzt hältst du noch vest an deiner Tugend, künftig nicht mehr, sondern sie sind ein Vorwurf der an Gotte irregewordenen, schwachen, weiblichen Seele: so hältst du doch noch immer an deiner Tadellosigkeit vest! sage lieber Gotte

Lebe-

Lebewohl (weil Nichts mehr für dich zu hoffen ist) und stirb!" Die eigene Gattin also sucht nach dieser Erklärung den Hiob eben zu dem Abfalle von Gotte zu verführen, den der Satan als eintretend verkündigt hatte, und es liegt hierin eine neue Prüfung, die der Held glücklich überwindet. Auf jene erstere Erklärung scheint Hr. A. durch Raschi geführt worden zu seyn. — Ganz rabbinisirend, obwohl wir nicht wissen, ob von einem Rabbi entnommen, aber sicher auch unrichtig, ist Cap. 3, 23 bis 25. aufgefaßt. Hier soll Hiob angeblich seine ängstliche Behutsamkeit im Wandel, die ihm allen Lebensgenuß verbitterte, beschreiben, denn nach Cap. 1, 5. sei er pünctlich bis zur Peinlichkeit in der Beobachtung seiner Pflichten gewesen. Demnach sollen die Worte לִפְנֵי לַחְמִי אַנְחָתִי תָּבֹא heißen: bevor ich einen Bissen aß, seufzte ich, ward ich von Skrupeln beunruhigt (!), בא stände wie 1. Sam. 20, 27. (wo freilich David kommen soll לַלָּחֶם) zu Tische kommen; „die Seufzer kamen gleichsam schon vor den Speisen und setzten sich mit mir zu Tische." Wie so sehr weit hergeholt ist das Alles, und wie wird Hiob zu einem skrupulösen levitischen Gesetzmenschen gemacht! Aber der Text weiß hiervon, sowie von manchem Andern, was hinein getragen worden, Nichts, sondern besagt ganz einfach, daß (in seiner jetzigen traurigen Lage) vor seinem Essen (das er täglich einnimmt) Stöhnen komme, also, daß er alltäglich, immer wieder von Neuem seufze, unersättlich darin sei, und daß seine Wehklage wie fließendes Wasser, also ununterbrochen, rinne. — Bei Cap. 4, 1. wird unnöthig, nur weil die Masora הַנִּסָּה hier in einem andern Sinne gedeutet haben will, als es 5. M. 4, 34. steht, mit E. Esra eine doppelte Buchstabenverwechslung angenommen, daß es statt נִשָּׂא 1. p. pl. fut. kal. stände, da doch die Bedeutung des dastehenden Verbum נסה den guten Sinn gibt: wirst du, wagt man ein Wort an dich, es übel nehmen? welcher jenem des Hrn. Arnheim: „wenn wir einen

nen Gottesspruch erheben zu dir, wirst du überdrüßig werden?" auch darum vorzuziehen ist, weil die Rede des Eliphas noch viel Mehr, als einen bloßen Gottesspruch enthält. — In jener schweren Stelle, Cap. 19, 25—27, faßt sich Hr. Arnheim sehr kurz und macht sich seine Beweise gar leicht; er verweist z. B. dafür, daß אחרון adverbial stehe: so, so sehr, auf die Analogie von ταῦτα und Passow s. v. οὗτος. Uebrigens trifft er, vielleicht unbewußt, in der Deutung des אַחֲרוֹן durch Nachkommen mit Saadia zusammen, dessen Paraphrase in der oben erwähnten Schrift Stickel's bekannt geworden ist. — Wir mögen nicht fortfahren, noch weiter unsere abweichenden Ansichten über manche Stelle darzulegen; der Veranlassungen dazu sind so viele, als daß ihnen in einer solchen Anzeige einigermaßen genügt werden könnte, und die Auffassungen auch bei Vertrautheit mit der schärfsten Grammatik doch zuweilen nur so individual wahr und überzeugend, daß doch volle Uebereinstimmung der Erklärung niemals zu hoffen ist.

So verdient dieser Commentar des Herrn Arnheim vorzüglich die Beachtung derer, welche sich zu eigenen Forschungen über das Buch Hiob anregen lassen, und die gegen anscheinend schon veststehende Erklärungen möglichen Bedenken erkennen wollen; diesen aber wäre das Material wohl noch bequemer und nützlicher in der Form von Observationen oder einzelnen Bemerkungen, als eines vollständigen Commentars geboten worden.

Die beigegebene Uebersetzung ist glücklicher Weise der rückert'schen Manier, die im Vorworte, fast möchte man meinen als Ideal, erwähnt wird, und die, wie geistreich und kunstfertig auch sonst, an den Propheten doch verunglückt ist, nicht nahe genug gekommen, um gleiche Mißbilligung zu finden. Wörtliche Treue, ohne den Zwang widerstrebender Formen und Wendungen, war die beifallswerthe Richtschnur; doch

begeg-

begegnete uns mancher Fremdling, den wir lieber nicht gesehen. —

3) Die Scholien des seligen Rosenmüller sind zu lange in der literarischen Welt gekannt und gebraucht, um einer Beschreibung zu bedürfen. Auch die so zweckmäßige Reduction des umfangreichen und kostspieligen Werkes in eine kürzere Form ist früher schon in der krit. Pred. Bibl. von uns angezeigt und charakterisirt worden, und wenn wir damals über Widersprüche und Ungenauigkeiten zu klagen hatten, welche bei Anfertigung des Auszugs aus dem größeren Werke durch einen Andern mit unterlaufen waren, so erledigt sich diese Klage bei den späteren Büchern schon darum, weil unseres Wissens Rosenmüller selbst die Fortsetzung besorgt hat.

Die Einleitung führt möglich kurz und doch ziemlich vollständig folgende Untersuchungen: 1) ob das Buch Hiob wahre Geschichte oder eine Fabel enthalte; dieses wird richtig dahin entschieden, daß der zu Grunde liegende Stoff nicht völlig erdichtet, sondern nur vom Dichter frei bearbeitet und ausgeschmückt worden sei; wofür die entscheidende Stelle Ezech. 14. noch hätte benutzt werden müssen. 2) Darlegung des Stoffes, 3) des Planes, Zweckes, der Anlage und inneren Beschaffenheit des Buches. Die Tendenz des Schriftstellers geht nach Ros. darauf: „ut doceret, falso hominibus fere persuasum esse, neminem nisi criminum suorum merito puniri, nihilque nobis mali contingere, nisi quod in nos antea criminibus provocaverimus; accidere enim interdum, ut homines etiam sincere probi malis plurimis iisque gravissimis, Dei permissu, opprimantur; quod quibus ex causis fiat, quamquam nos lateat, nequaquam tamen, quantacunque demum mala infligantur homini, eum decere, de injuria cum conditore suo expostulare, aut poscere,

ut

ut actorum rationem nobis reddat; Deum enim infinitis partibus esse majorem, sapientiorem, justiorem etiam homine, quin consiliorum suorum rationem captum ingenii humani longe exsuperare: ergo — si quae specie tenus in admiratione rerum aut sapientiae aut aequitatis legibus adversari videantur, ea tamen habenda nobis esse illis maxime consona." 4) Die Dichtgattung, zu welcher das Buch Hiob gehört, läßt sich nicht nach der abendländischen ästhetischen Classification bestimmen; es ist weder Drama noch Epos, aber ein in sich wohlgeordnetes Dichterwerk. 5) Der Schauplatz der Erzählung, das Land Uz, ist in demjenigen Theile der arabischen Wüste zu denken, welcher an den Euphrat und Mesopotamien grenzt. 6) Die Zeit, in welcher Hiob gedacht werden soll, ist nicht, wie von Vielen behauptet wird, die patriarchalische, sondern eine spätere, mehr cultivirte. Das Verschweigen alles Mosaischen wird durch die Kunst des Dichters, welche die gewählte Situation des Helden außerhalb Palästina's rein zu halten wußte und durch den Zweck des Buches, welcher auch auf die Zurechtweisung heidnischer Tadler der göttlichen Vorsehung ging, erklärt, womit aber einem Hebräer zugemuthet wird, was Keiner, auch der gewandteste Dichter nicht konnte, daß er seine Nationalität und Alles, worin sein inneres, *religiöses* Leben wurzelte, abthun sollte. Wir erklären uns diese vielmehr durch seinen Wohnsitz, bis zu welchem der Levitismus nicht durchgedrungen war. 7) Die hebräische Abkunft wird dem Buche durch Nachweisung seiner vielfachen Berührungen mit echthebräischen Vorstellungen und Schriften, besonders den Sprüchwörtern, recht gründlich vindicirt, seine Entstehungszeit aber nicht in das babylonische Exil selbst, sondern zwischen Hiskia und Zedekia angesetzt, wohin sich die Meinungen immer mehr neigen, so daß die chaldaisirende Diction auf Rechnung der poetischen Ausdrucksweise geschrieben wird. Ein angehängter Con-

Conspectus der Gliederung des Buches läßt recht augenfällig erkennen, wie das dreitheilige Schema mit klarem Bewußtseyn vom Dichter durchgeführt worden sei; nur darf Cap. 26—31. nicht als Ein Glied genommen, sondern es muß bei Cap. 27. gemäß der besondern Ueberschrift getrennt und Cap. 27—31. mit Elihu's Rede zusammengestellt werden.

Anstatt, daß wir uns nun noch darauf einlassen mögen, gewisse einzelne Auslegungen Rosenmüller's zu beleuchten, will Recens. lieber die dargebotene Gelegenheit benutzen, über eine schwere, und wie es ihm bedünkt, noch von keinem Erklärer richtig verstandene Stelle, seine Erklärung vorzulegen. Es ist Cap. 5, 7., wo Eliphas, nachweisend, wie das Leiden nicht draußen in der Natur, etwa als ob es aus dem Boden wüchse, sondern im Menschen seinen Grund habe, die Worte spricht: כִּי אָדָם לְעָמָל יוּלָּד וּבְנֵי רֶשֶׁף יַגְבִּיהוּ עוּף. In dem zweiten, dunkeln Gliede wird בְּנֵי רֶשֶׁף entweder mit den meisten alten Uebersetzungen und Gesenius durch blitzschnell fliegende Raubvögel, oder mit den Rabbinen, Rosenmüller, Ewald u. A. durch Funken gedeutet. Natürlicher und näherliegend ist es, unter den Söhnen der Flamme die Funken zu verstehen, und wir dürfen jene Raubvögel wohl so lange fliegen lassen, bis durch irgend eine Parallele nachgewiesen wird, daß sie hier zugelassen werden können. Nach beiderlei Deutungen dieses Ausdruckes soll der Vers eine Vergleichung enthalten, und und der Sinn seyn: der Mensch sei eben so zum Leide geboren, wie die Funken (oder die Raubvögel) sich hochschwingen im Fluge; es soll also durch die Natur der sprühenden Funken, die nothwendig nach Oben fliegen, einleuchtend gemacht werden, daß der Mensch da sei, um Leiden zu erzeugen. Welche gesuchte Vergleichung! wie fühlt man es ihr an, daß sie ein Nothanker ist in einer verzweifelten Lage! und wie unpassend, man mag hinsehen, nach welcher Seite man will! Die Funken sprühen nicht bloß in die Höhe, sondern auch auf die

Seite und nach Unten; der Mensch hat eine andere Natur, als ein Funke, das mußte Eliphas einsehen, man mag ihn sich sonst so thörigt denken, wie man will, und die starke, sogleich folgende Adversativpartikel אִילָם sammt dem nachdrücklichen אֲנִי will sich gar nicht wohl in einen solchen Zusammenhang schicken. Alles dieses stimmt aber trefflich, wenn man bedenkt, daß dem Hebräer der Ausbruch des Zornes nach der so häufiger Phrase: נִיחַר אַף als ein Brennen der Nase erscheint, und so werden die Funken, welche hochfliegen, nach derselben Metapher recht wohl als Beschreibung eines starken Zornergusses gefaßt werden können, wofür vielleicht auch noch das angeführt werden darf, daß das gewaltige Niesen einem Ausstrahlen leuchtender Funken verglichen wird, von demselben Dichter Cap. 41, 10. Beachtet man nun weiter, daß alle die Schilderungen des Eliphas eine feine, aber doch klar durchschimmernde Beziehung auf Hiob haben, so wird man auch fassen, was nach den Worten: „der Mensch ist für Leid geboren" der Zusatz: „aber (seines Zornes) Funken sprühen hoch" besagen wolle, daß dieser nämlich rügend hinweise auf Hiob's Zorn- und Fluchrede Cap. 3., die dieser eben seiner Leiden halber ausgestoßen hatte, und zugleich wird man fassen, wie gut Eliphas in starkem Gegensatze zu einer solchen Gesinnung fortfährt: „Aber ich würde Gott suchen und dem Herrn heimstellen meine Sache."

Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. — Ein Versuch von Professor B. A. Pflanz. — Stuttgart u. Tübingen bei Cotta. 1836. kl. 8. 324 SS.

Bei Berichten, wie der vorliegende, kommt Alles auf die Eigenthümlichkeit des Berichterstatters an. Ist der Blick desselben beschränkt und düster: so werden auch die Gegenstände, welche

welche sich ihm darstellen, Gestalt und Farbe von ihm annehmen und das Bild, das er davon entwirft, wird der nöthigen Wahrheit und Treue ermangeln. Faßt er aber die betreffenden Erscheinungen mit weitem und klarem Auge auf: so werden dieselben auch in das rechte Licht treten, und die Schilderung derselben wird das Kennzeichen voller Zuverlässigkeit an sich tragen. Daß Letzteres von dem Verf. dieser Schrift in ganz vorzüglichem Maße gilt, mag gleich von Vorn herein versichert werden, da es an den Belegen dazu im Folgenden nicht fehlen wird. Allerdings könnte diese Versicherung etwas Ueberraschendes für die Leser haben, weil der Verf. dem äußeren Bekenntnisse nach Katholik ist und dadurch den Verdacht erregen dürfte, als sei er an die Betrachtung der religiösen und kirchlichen Zustände des katholischen Frankreich's mit eingenommenem Sinne gegangen. Aber sein Katholicismus ist der reinsten und beßten Art und Nichts weiter, als ein erleuchteter Christianismus, welcher über allem confessionarischen Particularismus steht und in jeder christlichen Kirche nur darnach fragt, welche Geltung das reine Evangelium Jesu in ihrer Mitte habe. „Ich, spricht er in der Vorrede, gehöre weder zu denjenigen, welche alles Positive zerstören, noch zu denen, die alles Alte erhalten wollen. Ich glaube an das positive Christenthum und halte diesen Glauben für nothwendig. Ich glaube aber auch, daß die Kirche, der ich angehöre und mit Liebe zugethan bin, mancher Verbesserung gar sehr bedürfe und beklage es, daß diejenigen, in deren Händen das Kirchenregiment ist, dem lauten Rufen um Reformen, das seit den Concilien von Constanz und Basel nie geschwiegen hat, kein Gehör geben." Gibt nun ein solcher, von Ultramontanismus und Indifferentismus gleich weit entfernter Katholik zu erkennen, in welchem Lichte ihm der Katholicismus Frankreich's erschienen sei: so leuchtet ein, daß sein Bericht das Vorurtheil der strengsten Wahrheit für sich habe, ja, daß man eben von ihm eine grö-

ßere Unparteilichkeit zu erwarten berechtigt sei, als von einem Protestanten, der den Maßstab seiner Kirche ganz unwillkürlich an alle religiöse und kirchliche Erscheinungen außer ihr legt, und darum wenigstens bei Nichtprotestanten weit weniger Glauben findet. Uebrigens handelt es sich bei dem Verf. nicht um die Mittheilung dessen, was Andere sahen oder gesehen haben wollten, sondern um die Mittheilung lauter eigener Beobachtungen. Denn mit der Ueberzeugung, daß es Noth thue, „die kirchliche Statistik, welche seit mehrern Jahren in den Hintergrund getreten sei, wieder anzubauen," und daß darin mehr Segen liege, als in dem Unternehmen, „den Streit über die dogmatischen Gegensätze der verschiedenen Confessionen, welcher schon so lange ruhte, mit so großem Feuereifer" (wie Möhler und Bauer) „wieder aufzugreifen," verband er den Entschluß, die Materialien, welche er hierzu in Hinsicht Frankreich's nöthig hatte, nicht bloß aus gedruckten und geschriebenen Quellen zusammenzutragen, sondern sie an Ort und Stelle selbst aus sorgfältiger Anschauung zu schöpfen. „Ich reis'te, sagt er, ehe ich an die Ausführung meiner Arbeit ging, nach Paris und von da in die Normandie, um die kirchlichen Zustände in der Nähe zu sehen und mich von der größern oder geringern Lebensthätigkeit durch eigene Beobachtung zu überzeugen." Unter diesen Umständen kann man dem Verf. gewiß mit vollem Vertrauen auf die Treue seines Berichts entgegenkommen und eine kurze Andeutung seines Inhalts wird zeigen, wie viel Interessantes er in sich schließe.

Der Verf. beginnt mit einer historischen Einleitung, welche die Schicksale des Christenthums in Frankreich vom 2ten Jahrhunderte an bis auf die Julirevolution im J. 1830 verfolgt. Schon hier bewährt er seine echt christlichen Ansichten in den Urtheilen über die Geltung, welche das Christenthum seit der Reformation in jenem Lande hatte. Er läßt zwar nur errathen, daß nach seiner Meinung die heilsamste Umgestaltung

der

der dortigen Verhältnisse erfolgt seyn würde, wenn nicht die theologische Facultät zu Paris im J. 1542 ein Decret gegen die „irrigen, ärgerlichen, aufrührerischen, schismatischen, ketzerischen und gotteslästerlichen Lehren der Reformatoren" erlassen und dadurch alle religiösen Gräuel eingeleitet hätte, welche bis auf Ludwig XIV. herab Statt fanden. Das aber sagt er unverhohlen, daß auch die glückliche Erringung der sogenannten gallicanischen Kirchenfreiheiten im J. 1682 dem Christenthume keine fruchtbare Einwirkung auf das religiöse Leben Frankreich's sichern konnte, weil es an allen übrigen Bedingungen dazu fehlte. Gewöhnlich, spricht er, sieht man Voltaire und seine encyklopädischen Geistesverwandten als Zerstörer dieser Einwirkung an; will man aber gerecht seyn, so muß man bekennen, daß die irreligiösen Schriften dieser Männer in Frankreich wenig Schaden gestiftet haben würden, wenn nicht das böse Beispiel des französischen Hofes, das üppige Leben der Bischöfe, die laxe Moral der Jesuiten und der Mangel an wahrer Volksbildung sich mit ihnen vereinigt hätte, um Religion und Sittlichkeit daselbst in tiefstem Keime zu vernichten. Eben so besonnen und wahr spricht der Verf. über das gegenseitige Verhältniß zwischen der Revolution und dem Christenthume, über den Mißbrauch, welchen Napoleon für seine politischen Zwecke mit diesem trieb, und über die verkehrten Mittel, welche die Restauration in Anwendung brachte, um, wie sie vorgab, das unchristliche Frankreich wieder zu christianisiren. Im Gefolge der Bourbons, heißt es hier, „kehrten zwar die verbannten Priester zurück, nicht aber um das Volk mit den Lehren des Evangeliums zu begrüßen, dessen Grundsätze sie durch zahllose Leiden zu üben gelernt hatten, als vielmehr, um als Lohn ihrer Entbehrungen und Opfer ihre früheren Präbenden und Pfründen zurückzufordern; und die Congregation, eine weitverzweigte, mit den Jesuiten verbündete, religiöse Verbrüderung sollte mittels der Religion die revolutionären Ideeen vertreiben und den Thron der

Bour-

Bourbon's beveſtigen. — Zugleich durchzogen zahlreiche Miſſionäre das Land nach allen Richtungen, predigten Buße und errichteten Kreuze, ja man ſprach von Wundern und Zeichen, die geſchehen ſeyn ſollten. Aber dieſes lärmende Gepränge mochte wohl den großen Haufen an vielen Orten in einen vorübergehenden Eifer verſetzen, wohl auch eine religiöſe Ueberſpannung in ihm erzeugen, aber einen echtchriſtlichen Geiſt zu erwecken vermochte es nicht; weil die Miſſionäre wie die Congregation, deren Vehikel ſie waren, nicht geben konnten, was ſie nicht hatten, den Geiſt Jeſu. Dieſer iſt ein Geiſt der Liebe und Verſöhnung, ſie aber predigten Unduldſamkeit und Verfolgung; Jeſu Geiſt iſt ein Geiſt von Oben, der die andern Geiſter nach Oben führen will; ſie aber miſchten ſich in die Streitfragen der weltlichen Politik und ſuchten den Katholicismus mit dem Ultraroyalismus zu identificiren, wodurch ſie einen Theil des Volks gegen ſich erbitterten, während ſie dem andern ſchmeichelten und zu dem bürgerlichen Zwieſpalte, der die Nation entzweiete, noch den religiöſen hinzufügten. — Durch alles Dieſes gewann die Religion Nichts, vielmehr wurden die Herzen des Volks der Kirche mehr und mehr abgeneigt gemacht und dem Glauben immer mehr Raum gegeben, daß die Geiſtlichkeit nur dazu da ſei, die Freiheit zu untergraben, daß ſie im Bunde mit der Regierung darauf ausgehe, die Verfaſſung aufzuheben und die alten Privilegien herzuſtellen." — Dieſe einzige Stelle gibt deutlich zu erkennen, mit welchem Beobachter des religiöſen und kirchlichen Lebens in Frankreich man es zu thun habe, deutet aber auch zugleich an, welche Art von Reſultaten er als ſolcher mittheilen werde, da alles Gegenwärtige mit dem Vergangenen in innigſter Verbindung ſteht. —

Das Ganze zerfällt in verſchiedene Haupt- und Unterabſchnitte, deren Bezeichnung eine natürliche, die Ueberſicht erleichternde Anwendung des Stoffes verräth. Der erſte iſt der reichhaltigſte, wird uns aber hier am Wenigſten beſchäfftigen,

weil

Digitized by Google

weil er mehr allgemeiner als besonderer Natur ist und dem Leser gleichsam die Grundlage darbietet, auf welcher die weiterhin besprochenen Erscheinungen beruhen. Es ist darin die Rede von den „Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Frankreich" überhaupt und von der sogenannten „Universität und den akademischen Studien, von der Gymnasialbildung, und von dem Elementar-Schulwesen" in'sbesondere. Für unsern Zweck reicht es hin, zu bemerken, daß der Verfasser die äußere und innere Organisation aller dieser Anstalten mit großer Genauigkeit schildert, in dem eigentlich gelehrten Theile derselben aber, die Mathematik und die Naturwissenschaften ausgenommen, mehr Glanz und Schimmer, als Gründlichkeit und Tiefe gefunden zu haben versichert. Besonders schlecht ist es nach ihm um das bestellt, was für das religiöse Leben eines Volkes von so großer Bedeutung ist, um den Religionsunterricht in den verschiedenen Arten der Collèges oder höheren und niederen Gymnasial-Anstalten, weil sich derselbe auf das bloße Auswendiglernen und Hersagen des Katechismus und der Sonntagsevangelien beschränkt und alle „Kenntnisse der Religion zu einer leeren Gedächtnißsache und zum bloßen Mechanismus macht," so daß diese Anstalten „keineswegs so wie sie sollten, beitragen, das Christenthum bei einer Nation neu zu beleben, bei welcher der Geist desselben nur allzusehr vermißt wird." Eben so schlecht, wo nicht noch weit schlechter, steht es um das Elementar-Schulwesen Frankreichs und um den davon abhängigen religiösen Unterricht des Volkes, und was der Verf., das Vergangene betreffend, geschichtlich, und das Gegenwärtige anlangend, aus eigener Anschauung hierüber beibringt, macht es begreiflich genug, wenn Thatsachen aller Art und die Urtheile der Verständigen darüber dafür zeugen, daß es dem großen Haufen der Franzosen an allem religiösen und sittlichen Halte gebricht. Allerdings hat man seit der Julirevolution angefangen, diesem ersten und heiligsten Bedürfnisse des

hierin

hierin so sehr verwahrlosten Frankreichs die gebührende Sorgfalt zuzuwenden und namentlich haben sich Cousin und Guizot in diesem Bezuge vielfache Verdienste um dasselbe erworben. Aber noch fehlt unendlich Viel, um das französische Volksschulwesen nur in einen erträglichen Zustand zu versetzen, und die Losreißung der Schule von der Kirche, die Unmöglichkeit, Statt der längst eingezogenen und zersplitterten geistlichen Fonds zur Einrichtung von Volksschulen neue zu ermitteln, und der ewige Ministerwechsel, welcher auch die beßten Pläne solcher Männer, wie Guizot ist, nicht zu gedeihlicher Ausführung kommen läßt, gewährt die traurige Aussicht, daß es in dieser Hinsicht noch lange so bleiben wird, wie es ist. Eine gewisse Volksbildung, spricht der Verf., läßt sich Frankreich nicht absprechen, diejenige nämlich, welche aus einer günstigen Naturanlage hervorgeht und durch die politischen Institutionen des Landes gefördert wird; die wahre aber, deren Grundlage durch und durch religiös ist, fehlt ihm ganz, und nur erst dann, wenn es sich diese und zwar durch einen Volksunterricht, wie er in Deutschland ist, aneignet, wird das „französische Volk werden, was es zu seyn sich rühmt, das cultivirteste des Erdbodens."

Im zweiten Abschnitte kommt der Verf. auf die wissenschaftliche Bildung des Klerus und den Zustand der geistlichen Seminarien, welche sie bedingen. Jene schildert er als äußerst beschränkt und mangelhaft, so daß der „jetzt ganz jesuitische Klerus Frankreich's" mit dem der gallicanischen Kirche zu Bossuet's und Fenelon's Zeit gar nicht in Vergleich zu stellen sei, diese aber, bezeichnet er als Institute, die in Folge ihrer errungenen Trennung von den übrigen wissenschaftlichen Bildungsanstalten nur klösterlich erzogene, zum mechanischen Kirchendienste abgerichtete und aller gründlichen religiösen Wissenschaft ermangelnde Priester an das Licht fördern, von denen die Anregung eines christlichen Sinnes und Lebens unter ihrem Volke durchaus nicht ausgehen kann. Um sich davon zu überzeugen,

zeugen, darf man nur die Proben anſehen, welche der Verf. aus den lateiniſchen Lehrbüchern beibringt, nach denen in den Seminarien die Philoſophie gelehrt wird und von denen er mit Recht ſagt, es müſſe bei Verarbeitung ihres ſcholaſtiſchen Wuſtes den Zöglingen gerade ſo werden, wie in Göthe's Fauſt geſchrieben ſteht: „Mir wird über alle Dem ſo dumm, als ginge mir ein Mühlrad im Kopfe herum.“ Er hofft, daß es in dieſem Bezuge durch die Bemühungen des Abbè Bautin zu Straßburg bald beſſer werden dürfte, obgleich derſelbe auf mancherlei Schwierigkeiten dabei geſtoßen ſei. Nur will er nicht die neueſte deutſche Philoſophie, „deren Anwendung auf die Theologie noch ſehr problematiſch ſei“ (ſ. Strauß und Watke im Bibliſchhiſtoriſchen und Daub und Marheinecke im Dogmatiſchen) in die franzöſiſchen Seminarien eingeſchmuggelt wiſſen, ſondern weiſt vielmehr auf die Ausbeutung der philoſophiſchen Werke von Jakobi, Bouterweck, Köppen und Troxler (warum nicht auch von Kant, Krug und Reinhold?) hin. Ebenſo Trauriges berichtet der Verf. über die eigentlich theologiſchen Studien in dieſen Seminarien. „Von einem Unterrichte in den bibliſchen Grundſprachen, von Kritik und Hermeneutik, von bibliſcher Alterthumskunde, von einer grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation des Grundtextes weiſt man ihnen — Nichts,“ nicht einmal von der Kirchengeſchichte, „worin ſich die frühern Theologen jenes Landes ſo ſehr auszeichneten,“ noch vom Kirchenrechte. Die Dogmatik tritt daſelbſt noch ganz im altſcholaſtiſchen Gewande auf und iſt Nichts weniger, als „Ein die geoffenbarte Lehre und die Theorie der Vernunft umfaſſendes Ganzes,“ ſondern vielmehr ein Aggregat von „zerſtückelten Poſitionen, von denen jede einzelne wie eine Batterie betrachtet wird, die man gegen die Objectionen der Gegner mit künſtlichen Syllogismen beveſtigt.“ Statt der Moral lehrt man Caſuiſtik und „von den vortrefflichen Werken, die in Deutſchland über

dieſen

diesen Zweig der christlichen Wissenschaft geschrieben wurden," hat man nicht die mindeste Kenntniß. Da es in allen diesen Dingen in den deutschen Provinzen Frankreich's besser ist, als in den eigentlich französischen, so spricht der Verf. jene als Vermittler an, um die deutsche theologische Wissenschaft durch zweckmäßige Uebersetzungen auch in diese zu verpflanzen. — Hieraus erklärt sich Alles von selbst, was der Verf. von „dem dermaligen wissenschaftlichen Zustande des französischen Klerus" sagt, daß nämlich aus der alten bessern Schule vor der Revolution nur noch sehr wenig gute Theologen unter ihm zu finden sind, daß die Masse der unter Napoleon zum Priesterthume Geweihten völlig roh ist, weil sie meist vom Pfluge hinweg zum Dienste des Altars gezogen wurde, und daß auch die unter der Restauration durch La Mennais und Lacordaire gestiftete neue theologische Schule, zu der Montalembert und Gerbet gehören, „die eine gewisse Geistesverwandtschaft mit den günther'schen und möhler'schen Ideeen" verrathen, den Mangel an „positiver Wissenschaft" nur allzusehr verräth. — Das klericalische Leben schildert der Verf. im Allgemeinen als unanstößig, wenn auch „das unnatürliche Cölibat, der Kakodämon, der überall seine Opfer fordert, im Einzelnen zu beklagenswerthen moralischen Verirrungen Anlaß gibt." (Bei diesem Anlasse wird eine sehr interessante Erörterung der Umstände eingeflochten, welche den französischen Klerus dem Cölibate weniger abgeneigt machen, als den deutschen). Theilweise mögen zu jener Unanstößigkeit auch die jährlichen Versammlungen der Diöcesan-Geistlichkeit am Bischofssitze (die sogenannten Retraites) Etwas beitragen, obwohl sie zweckmäßiger eingerichtet seyn und sich über das bloße Brevier-Beten und strenge geistliche Exercitien erheben sollten.

Hierauf geht der Verf. im dritten Abschnitte zur Schilderung der äußeren Stellung des französischen Klerus, seiner Zahl und Abstufung, seiner temporären Hilfsmit-

mittel und seines amtlichen Wirkungskreises über. — Wir zeichnen hier unter der Menge anziehender Notizen nur diejenigen aus, welche im allgemeinsten Sinne des Worts dafür gelten können. Dahin gehört zunächst, daß nach den organischen Statuten des Concordats von 1801, das noch heute in Frankreich giltig ist, das gegenseitige Verhältniß der Kirche und des Staats von dem „landesherrlichen Placet" geregelt wird, das nach dem Verf. „den Grundsätzen eines liberalern Kirchenrechts" ganz angemessen erscheint. (Um wie Viel weiter ist er doch hierin vor dem ultramontanischen Verfasser der famosen: Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts in Deutschland (1835), welcher es dem preußischen Staate S. 2. zum schwersten Verbrechen anrechnen wollte, auch auf diesem landesherrlichen Placet zu bestehen und dadurch „jede directe Verbindung der katholischen Preußen mit dem Oberhaupte ihrer Kirche abzuschneiden." —) Ein anderes organisches Statut verpflichtet die französischen Geistlichen zur Aufrechthaltung der gallicanischen Kirchenfreiheiten (1682); der Verf. bemerkt aber, daß unter der Restauration dieses Statut fast ganz in Vergessenheit gekommen sei, und daß nach einer sehr zweideutigen öffentlichen Verhandlung darüber im J. 1826, deren Ende gleichsam „ein völliges Aufgeben der gallicanischen Kirchenfreiheiten" war, auch die jetzige Regierung Trotz ihrer häufigen Berufung auf dieselben, „noch nie zu deren Geltendmachung etwas Ernstliches gethan habe." — Auf Anlaß desjenigen Statutes, welches unter Napoleon „nur Eine Liturgie und Einen Katechismus für alle katholische Kirchen Frankreich's" anordnete, kommt die Notiz zur Sprache, daß nicht nur an die Stelle jenes Einen Katechismus, „in welchem die Liebe und die Ergebenheit gegen den Militärdespoten unter die göttlichen Gebote gesetzt war," jetzt verschiedene Diöcesankatechismen getreten sind, sondern daß auch, ohne der „wesentlichen Einheit in den Ceremonieen" zu schaden,

den, „der Inhalt der Meßbücher und der Breviere, so wie der Ritualien sehr verschieden sind.“ Und hier setzt der Verf., gleichsam als ob er unsere protestantischen Agenden-Uniformisten im Auge gehabt hätte, hinzu: „Ein abermaliger Beweis, daß nach dem wahren Sinne der (sonst so sehr auf Einheit dringenden katholischen) Kirche die Mannigfaltigkeit in der Form neben der Einheit im Wesen wohl bestehen kann.“ — Für erzbischöfliche und bischöfliche Sitze ist nach dem Verf. in Frankreich hinreichend gesorgt, denn seit dem J. 1822 beträgt die Zahl derselben, in Uebereinstimmung mit den Departements, achtzig. Pfarreien hat aber das Land bei Weitem nicht genug, „indem in der Regel auf 9—10,000 Seelen Ein Pfarrer kommt, die übrige Seelsorge aber durch Succursalen (Unterpfarrer) und Hilfspriester versehen werden muß, deren Zahl aber nicht groß ist, da von ihnen auf 1000 Seelen Einer kommt.“ Das hat zur Folge, daß „in entlegenen kleinen Ortschaften der Religionsunterricht in Schule und Kirche sehr leidet.“ — Der Gehalt der Geistlichen, von Napoleon normirt und von Ludwig Philipp, nach einer vorübergehenden Erhöhung unter der Restauration, wieder hergestellt, ist im Ganzen gering und beträgt für einen Erzbischof 15,000 Frs., für einen Bischof 10,000 Frs., für einen Pfarrer erster Classe 1500 Frs., für einen Pfarrer zweiter Classe 1000 Frs., für die, erst ganz vergessenen Succursalen aber 500 Frs., d. i. gegen 130 Thlr. Conv. Geld. Ueber den Nachtheil, welchen das den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in einer Zeit bringt, wo die materialen Interessen überall vorherrschen, läßt sich der Verf. ernstlich aus, indem er spricht: „Hier liegt das Haupthinderniß des Besserwerdens. Allererst muß die Staatsgewalt erkennen, daß die Religion keine Nebensache ist, kein Spielzeug, das man dem unmündigen Volke lassen muß, auch keine Polizeianstalt, die man benutzen mag, um den großen Haufen desto leichter in den Schranken

der

der Ordnung zu erhalten; daß vielmehr der Staat selbst sich nie und unter keinen Umständen einen höhern Zweck setzen kann, als den, welchen die Religion zu erreichen strebt, nämlich die größtmögliche Entwickelung und Vervollkommnung der höchsten intellectualen und moralischen Kräfte der Menschheit; daß, um diesen Zweck zu erreichen, Staat und Kirche mit vereinten Kräften wirken müssen; daß es kein Band gebe, welches eine wohlwollende Regierung und ein civilisirtes Volk inniger umschlingt, als wahre religiöse und sittliche Bildung; daß, um diese zu vermitteln, zuerst die Geistlichkeit eine religiöse und sittliche Bildung besitzen müsse, welche auf der vesten Grundlage der wahren Wissenschaft ruht. Dann muß aber auch der Staat die gehörigen Mittel herbeischaffen, um eine so gebildete Geistlichkeit heranzuziehen und ihr jene von drückenden Lebenssorgen freie Existenz zu verschaffen, die sie bedarf, um einzig der Wissenschaft und ihrem Berufe zu leben." Die übrigen Aeußerungen dieses beredten Predigers in der Wüste übergehen wir, um nur noch zu sagen, daß er in der elenden finanziellen Lage der französischen Geistlichen auch einen Hauptgrund ihrer dem Staate nicht gewogenen ultramontanischen Gesinnung findet. Der „ehemalige, reich dotirte Klerus war dagegen gallicanisch gesinnt." — Die sehr genaue statistische Uebersicht der katholischen Kirche Frankreichs berühren wir nicht, sondern erwähnen nur, daß der Verf. auch die geistlichen Stationen in den Colonieen, die Missionen in der Levante und im übrigen Oriente, die französischen Klöster in Palästina und Syrien und die Frauenklöster in Frankreich selbst aufzählt. Die letztern betragen 3024 mit 18000 Nonnen; nur 18 aber enthalten fromme Müßiggängerinnen, die übrigen „barmherzige Schwestern," die sich der Krankenpflege und der Erziehung der ärmern weiblichen Jugend widmen. — Die Wirksamkeit des französischen Klerus wird aus dem dreifachen Gesichtspuncte, der Lehre, des Cultus und der Kirchendisciplin betrach-

trachtet. — Die Lehre schildert der Verf. nicht vortheilhaft, indem Alles, was die Geistlichen Frankreich's katechetischen Unterricht nennen, der Form nach mechanisch, der Materie nach scholastisch ist, so daß sehr wenig Aussicht vorhanden ist, an die Stelle des durch die Revolution verwilderten, irreligiösen Geschlechts ein religiöses treten zu sehen, zumal da die Theilnahme an jenem Unterrichte so gut wie völlig freigestellt ist. Die Kanzel-Beredtsamkeit ist in ihrer Art nicht fruchtbringender, weil der Zweck derselben schon mit dem Genius der französischen Sprache selbst einen sehr ungünstigen Kampf zu bestehen hat. Denn (und dieß setzt der Verf. trefflich aus einander) während z. B. die deutsche Sprache von der niedrigsten Prosa bis zur höchsten Poesie so vollendet ausgebildet ist, daß der zwischen beiden mitten inneliegende rednerische Vortrag für jeden Gegenstand desselben seinen angemessenen, so wahren als schönen Ausdruck findet, ist die französische Sprache nur für den Zweck der Conversation ausgebildet und da der Redner, wie der Geschichtsschreiber im Tone dieser Conversation sprechen muß, wenn er nicht fehlerhaft sprechen will, so kommt der Erstere stets in den Fall, Statt wahrhaft rednerisch von heiligen Dingen zu sprechen, diesen ein profanes Prunkgewand umzulegen, in welchem sie ihre ehrwürdige Gestalt verlieren. Die älteren französischen Kanzelredner suchten diese Klippe durch logisch gerecht angeordnete und dialektisch ausgeführte Kanzel-Abhandlungen (discourses) zu vermeiden, die jetzigen dagegen suchen ihrer Aufgabe mit schimmernden Phrasen und leerem Wortgepränge genug zu thun (wie z. B. der schönschwätzige, aber gedankenarme Kanonicus Lacordaire, der für den ersten Prediger der Hauptstadt gilt), die große Masse aber treibt sich in ganz alltäglicher Redeweise auf trivialen Gemeinplätzen umher. Diese Gemeinplätze sind nach dem Verf. ganz derselben Art, wie man sie an unseren pietistischen Modepredigern in Deutschland gewohnt ist. „Thut

Buße,

Buße, thut Buße, das Gericht ist nahe — dieß ist der Refrain, der fast in allen Vorträgen der französischen Prediger wiederkehrt, so daß Derjenige, welcher nicht wüßte, daß er sich in einem christlichen Lande befindet, auf die Vermuthung kommen könnte, es sei bis hieher erst die Predigt des Täufers Johannes, noch nicht aber die Desjenigen gedrungen, der da sprach: Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Da ist die Erde, auf der doch Jesus gewandelt, ein Jammerthal; die Menschheit, die er doch erlöst, ein schuldhaftes, sündiges Geschlecht, dessen Frevel die Strafgerichte Gottes herbeirufen und zwar nicht nur jenes Gericht, von welchem die bekannte Hymne so ergreifend sagt: Mors stupebit et natura, Cum resurget creatura, Judicanti responsura; nein, Alles, was die Zeit von traurigen oder schrecklichen Ereignissen bringt, Revolutionen und Cholera, alles sind Strafgerichte Gottes für die Sünden der Weltmenschen, namentlich der Philosophen und Schöngeister, denn dieses sind die Schriftgelehrten und Pharisäer unserer Tage. — Predigten in diesem Sinne kann man schon an der Schwelle Frankreich's hören, nämlich in der Kathedrale zu Straßburg, und man vernimmt sie ebenso in den Tempeln der Hauptstadt. In der letztern werden sie meistens vor einem kleinen, größten Theils aus Frauen bestehenden Publicum gehalten; Männer sieht man dabei selten." — Den äußern Vortrag der französischen Prediger schildert der Verf. als einen steten Wechsel zwischen affectirter Ruhe und übertriebener Lebhaftigkeit, verbunden mit einem so schnellen und angestrengten Sprechen, daß sie am Ende erschöpft und heiser und mit Schweiße bedeckt auf ihren Stuhl sinken. „Die ernste, ruhige Haltung und der ebenmäßige Ton eines deutschen Predigers (sc. der noch nicht der neuesten Sitte theatralischer Geckheit und Grimasserie verfallen ist) wird einem Franzosen eben so ungewöhnlich vorkommen, als die lebhafte Gebehrdensprache

ſprache des Franzoſen dem Deutſchen auffällt.“ — Wir bedauern, auf das, was der Verf. vom franzöſiſchen Cultus ſagt, nur hindeuten zu können, denn die lebendigen Züge, in denen er ihn nach eigener Anſchauung in verſchiedenen Kirchen und bei verſchiedenen Anläſſen darſtellt, laſſen ſich nicht ohne allzugroße Weitläufigkeit wiedergeben. Er geſteht, daß er von den geiſtlichen Handhabern deſſelben mit viel Devotion vollzogen werde, bemerkt aber, daß man nicht umhinkönne, dabei an den großen Gegenſatz zwiſchen Natur und Kunſt zu denken; erwähnt, daß die Liturgie, die Kirche des bekannten Chatel ausgenommen, durchaus lateiniſch gehalten werde, daß ſie aber auch in der franzöſiſchen Sprache, welcher alle natürliche Würde dazu fehlt, ſich ſehr ſonderbar ausnehmen müſſe, wie dieß eben bei Chatel zu hören ſei; endlich vermißt er ſehr ſchmerzlich den gemeinſamen Gemeindegeſang, für den nur ein Wechſelgeſang zwiſchen Chorknaben und Prieſtern eintritt, meint aber, daß man mit jenem Gemeindegeſange auch in der deutſchen katholiſchen Kirche noch nicht dahin ſei, wo man ſeyn ſollte, und ſetzt hinzu: „Möchte man doch ein Mal der Ueberzeugung Raum geben, daß nur ein allgemein verſtändlicher und ſomit in der Mutterſprache abgehaltener Cultus, an welchem Prieſter und Volk gemeinſamen Antheil haben, eine würdige Feier der Religionsgeheimniſſe des Chriſtenthums iſt.“ Dieſe Anſicht des Verfs. wird jeder Proteſtant um ſo williger theilen, je näher uns die Erinnerung liegt, daß die Agende, welche jetzt in Preußen zu ſo großen kirchlichen Wirrniſſen Anlaß gibt, alle Miene machte, uns um das hier von einem erleuchteten Katholiken heißerſehnte Erbe unſerer proteſtantiſchen Väter abſichtlich zu bringen. Auch einzelne kirchliche Handlungen, z. B. Todtenfeiern, Trauungen u. ſ. w. ſchildert der Verf., ohne ihnen viel Erbauliches nachzurühmen, und ſetzt, die äußerliche Heilighaltung der Sonntagsfeier betreffend, hinzu, daß ſie in der Hauptſtadt Frankreichs wie auf dem Lande dem Beob-

achter

achter kaum bemerklich werde, indem dort Alles nach Vergnügen jagt, hier aber neben dem kirchlichen auch das Werkeltagsgeschäfft unbedenklich getrieben werde. Nur in den deutschen Provinzen verleugne sich auch hierin der deutsche Sinn nicht. Die allgemeine Bemerkung, daß, wo in Frankreich noch Theilnahme am Cultus wahrzunehmen sei, das Messehören für die Hauptsache, das Predigthören und die Abendmahlsfeier für Nebensache gelte, macht den Beschluß. — Die Kirchendisciplin, die man in Frankreich übt, hat den Beifall des Verfs. nicht, weil sie über die Ermahnung und Besserung des unkirchlich Gesinnten hinausgeht und ihn im Leben und im Tode als einen Unbußfertigen aus dem vermeintlich seligmachenden Schooße der Kirche stößt. Schon die Rigorosität, mit der man dort auf die Erfüllung der Fasten- und Abstinenzgebote dringt, däucht ihm zweckwidrig, weil sie mit dem dagegenlaufenden Geiste des Volks und der Zeit einen vergeblichen Kampf kämpft, die Renitenz nur vermehrt, Tausenden, die weder nach Kirche noch Priester fragen, gar nicht beikommen kann und sich bei denen, wo dieß noch möglich ist, nur gehässig macht. In Bezug auf gemischte Ehen findet er die Strenge, womit die katholische Geistlichkeit nur den Vortheil ihrer Kirche im Auge hat, darum unstatthaft, weil die Gewissensfreiheit verfassungsmäßig anerkannt ist und weil man es in seiner Hand hat, die kirchliche Weihe der schon bürgerlich giltigen Ehe völlig zu unterlassen, wenn man nicht Lust hat, sich den ungestümen Zumuthungen der Priester wegen der katholischen Erziehung der Kinder zu fügen.

Im nächstfolgenden Abschnitte läßt sich der Verf. über Gegenstände aus, welche mit dem kirchlichen und religiösen Leben Frankreich's in allgemeinerer Beziehung stehen. Er berührt hier zuvörderst den in Frankreich noch herrschenden Aberglauben und bringt zum Beweise seiner Macht eine Me-

bailie zur Erwähnung, welche der kranken Phantasie einer Nonne im J. 1830 ihren Ursprung verdankte, vom Erzbischofe von Paris förmlich geweiht, vom Goldschmiede Demetrius vertrieben, von der Geistlichkeit als Amulet empfohlen und selbst als geheimes Rettungsmittel des Königs bei der Gefahr der fieschi'schen Höllenmaschine angepriesen wurde. Das ist dieselbe Medaille, deren Segnungen man nach Baiern zu verpflanzen wußte, und von der im vorigen Hefte die Rede war. Darum erhalten auch die Worte, womit der Verf. den in Frankreich damit getriebenen Unfug begleitet, eine erweiterte Anwendung und es gilt, wie für Paris, so auch für München, wenn er spricht: „Es ist eine beklagenswerthe Verblendung, wenn die Priesterschaft, deren Aufgabe es ist, dem Unglauben und dem Aberglauben zu steuern und an die Stelle von beiden den wahren Christenglauben zu pflanzen, wähnt, durch Begünstigung des Aberglaubens zum rechten Glauben führen zu können. Allerdings kann man nie zu viel Glauben haben, aber man kann leicht zu Viel glauben. Der Aberglaube fördert den Glauben nicht, er zerstört ihn vielmehr, denn beide stehen einander als feindliche Principe entgegen. Der Glaube nämlich hat einen Gott, der Aberglaube einen Götzen. Schon Cicero sahe dieses ein, da er schrieb: religio Deum colit, superstitio violat. Sollten christliche Priester in dieser richtigen Erkenntniß hinter dem heidnischen Denker zurückstehen?" Möge doch der Verf. dieses besonnene Wort wenigstens für die christlichen Priester in seiner nächsten Nachbarschaft nicht umsonst gesprochen haben! — Auch den Einfluß der Literatur (d. h. im französischen Geiste der Journalistik) auf das religiöse Leben Frankreich's zieht der Verf. in Betracht. Er meint, ihn nicht rühmen zu können, da die meisten Journale die Religion nur als Dienstmagd der Politik behandeln, und da nur Wenige sie als etwas Ernstes und der Förderung Würdiges ansehen. Den so häufigen Memoiren schreibt er in sofern eine nachtheilige

Ein-

Einwirkung auf sie zu, als sie die vergangene Glanz- und Ruhmperiode Frankreich's durch Hindeutung auf die Gegenwart, „die das Priesterthum wiederbrachte," zu erheben suchen, und durch die Erinnerung an die religiösen und sittlichen Frivolitäten „großer Männer" Religion und Sittlichkeit in Schatten stellen. Die Schriften aus den Zeiten und im Geiste der Encyklopädisten bezeichnet der Verf. als „die gelesensten" und Producte, wie der Catechisme véritable des Croyants, welche alle Lehren des Christenthums Theils leugnen, Theils lächerlich machen, als noch weit gefährlichere Zeiterscheinungen. Dasselbe behauptet er von den meisten Pamphlets oder Volksschriften, denen sich nur wenige gute zu opponiren anfangen, und von den meisten Dichterleistungen, z. B. eines Beranger, „dessen Frivolität, Gemeinheit und niedriger Schmutz Jeden anwidern muß, der nicht der feinern Sinnesart und des geläuterten Geschmacks entwöhnt ist." Den frühern Werken des Chateaubriand, vornehmlich dessen Martyrs und Genie de Christianisme schreibt der Verf. für die Wiederlebung des Christenthums in Frankreich ein bedeutendes Moment zu, so wenig sie auch, wie unser Tzschirner in den Briefen eines Deutschen ꝛc. treffend zeigte, den wahren Geist des Christenthums athmen; von der Philosophie behauptet er aber, daß sie jetzt erst anfange, das Andenken an ihre ehemalige materialistische Richtung vergessen zu machen und mit dem Christenthume Eine Richtung auf das Ideale und Heilige zu verfolgen. Mit Recht freut er sich daher der Hinwendung der Franzosen zur deutschen Philosophie, nur möge dieselbe auf ihrem Wege etwas Besseres aufgreifen, als sie in Cousin an der schelling-hegel'schen Philosophie aufgreift, um übel nicht ärger zu machen, sondern sich dafür lieber an „Brougham über Gott und Unsterblichkeit" und an andere solide deutsche Werke über „die natürliche Theologie" halten. An demjenigen, was die Societé de morale chrétienne schriftlich ausgehen

ließ, vermißt der Verf. den lebendigen Hauch religiösen Glaubens und Sinnes, läßt ihm aber sonst alle Gerechtigkeit widerfahren und von einigen eigentlich theologischen Werken, denen er innere Solidität zuschreibt, bedauert er nur, daß sie der Menge unzugänglich sind. Andachtsbücher, wie das des viel übersetzten Thomas v. Kempis, setzt er mit Recht unendlich höher, als das Gebetbuch von Eckardtshausen, „weil die einfache Erhabenheit der Christusreligion um so weniger gefühlt wird, je eleganter das Gewand ist, in dem sie auftritt," und an den übrigen hat er den Geist „der Mönchsmoral und Mönchsaskese" zu tadeln. — Vortrefflich wird hierauf der Einfluß gewürdigt, den in Frankreich die Kunst auf die Religion hat, besonders der der dramatischen Dichtkunst, die sich in Darstellung sittlicher Scheußlichkeiten aller Art gleichsam überbietet, sofern sie tragisch ist, und durch die ausgelassenste Frivolität dem Zeitgeschmacke dient, sofern sie komisch ist. „Täglich, heißt es, geht das schaulustige Volk in die Schule des Leichtsinns und der Frivolität; täglich lacht es über den gutmüthigen Tugendhaften und über die feine Intrigue des Lasters; täglich beklatscht es die Niederlage des Erstern und den Sieg des Letztern, und die moralische Kraft, die in dem Tempel der Kunst gestärkt und gehoben werden sollte, wird daselbst gelähmt und untergraben." Ist das schlimm, so ist's wohl noch schlimmer, daß auch die Deutschen sich hierin als recht gelehrige Schüler der Franzosen zeigen, und daß es manche deutsche Hauptstadt gibt, die es mit ihrer lautgerühmten Frömmigkeit recht wohl zu vereinigen weiß, das Volk zum Anschauen von französischen Opern und Ballets einzuladen, vor deren sittlicher Widrigkeit jeder Bessere das Auge verhüllt. — Was der Verf. von der Stellung der Restaurations-Regierung zur französischen Kirche sagt, läßt sich aus dem Vorhergehenden abnehmen, die der jetzigen Regierung wird treffend mit den Worten bezeichnet: „So nachtheilig es ist,

wenn

wenn eine Regierung die Kirche in allen Dingen bevormundet und hofmeistert, eben so nachtheilig kann es unter gewissen Umständen werden, wenn sie gegen die Kirche gleichgiltig ist." Diese Gleichgiltigkeit schreibt der Verf. der Mehrheit aller derer zu, welche am Ruder stehen, den einzigen Guizot ausgenommen, und bedauert daher um so aufrichtiger den ewigen Ministerwechsel, der in die Religions- und Erziehungsangelegenheiten keinen Bestand kommen läßt.

Endlich ist auch noch von der protestantischen Kirche Frankreich's die Rede und was der Verf. über sie sagt, dient zu einer, wenn auch nur kurzen, doch sehr dankenswerthen Uebersicht ihrer dortigen Verhältnisse. Er geht dabei von der auch von Andern gemachten Bemerkung aus, daß es ein grundloses Vorurtheil sei, den Katholicismus als angebliche Religion des Gefühls nur immer im Süden, den Protestantismus aber als angebliche Religion des Verstandes nur immer im Norden zu suchen, weil die Geschichte der christlichen Kirche lehre, daß das christliche Sectenwesen, welches (erst in den Katharern und sogenannten Manichäern und dann in den Waldensern und Albigensern) die Reformation verbreitete, gerade im südlichen Frankreich, in Piemont und in der Lombardei seinen ursprünglichen Sitz hatte und sich von da in die nördlichen Gegenden verbreitete. Hieran knüpft er eine summarische Erwähnung der Schicksale, welche die eigentlichen Protestanten im südlichen Frankreich hatten, die damit schließt, daß ihnen erst die Revolution gleiche Rechte mit den Katholiken gab, daß die Gesetzgebung Napoleon's diese Rechte bestätigte und daß, nach der traurigsten Verletzung derselben unter der Restauration, ihr jetziger gesicherter Zustand nur erst der Juliusrevolution zuzuschreiben war. Nachdem er noch hinzugesetzt, daß die reformirte Confession vornehmlich in den innern Provinzen Frankreich's herrsche, die lutherische aber in den ehemals zu Deutschland gehörigen Provinzen, schildert er den religiösen und kirchlichen

lichen Zustand beider in einigen allgemeinen Zügen. Das Volksschulwesen ist, nach ihm, unter den Protestanten besser bestellt, als unter den Katholiken, findet bei'm Volk selbst mehr Theilnahme und unter den gebildeten Ständen mehr Förderung. Die gelehrten Studien können zwar von den Protestanten nur nach Maßgabe der in den Collèges royaux dazu dargebotenen Gelegenheit getrieben werden (d. i. sehr oberflächlich), zu einer weit bessern Betreibung der theologischen bietet sich aber auch den protestantischen Lehranstalten zu Montauban und Straßburg Gelegenheit dar (wobei der Verf. nur das von den Reformirten vielbesuchte Genf vergißt), so daß „die protestantischen Geistlichen vor den katholischen den Vorzug einer höheren wissenschaftlichen Bildung haben, was natürlich auf die Bildung der Gemeinden selbst einen bedeutenden Einfluß ausübt." Gleichwohl ist auch hier noch Viel zu wünschen übrig, wie hier nach einem Aufsatze des wackern Athanas Coquerel zu Paris in der Zeitschrift: Le libre examen näher auseinandergesetzt wird. Kämen die für diesen Zweck gethanen Vorschläge (namentlich der: in Paris selbst eine umfassende theologische Facultät zu errichten) in Ausführung, so, meint der Verf., würde „die wissenschaftliche Bildung unter den protestantischen Geistlichen Frankreich's in wenigen Jahren zu einer Höhe der Vollkommenheit gebracht werden, auf welcher diese sich unbedingt mit den Gelehrtesten unter ihren Glaubensbrüdern im Auslande messen könnten," und das würde wiederum auf die Entzündung eines edlen Bildungseifers unter den katholischen Geistlichen Frankreich's den heilsamsten Einfluß äußern, wie dieß in Deutschland so unverkennbar der Fall sei. Beweise von der Wissenschaftlichkeit der Protestanten gäben schon jetzt die erwähnte Zeitschrift: Le libre examen und das in Frankreich häufig gelesene Journal: Protestant de Genève. Höchst beklagenswerth findet der Verf. in der protestantischen Kirche Frankreich's ihren Mangel an

äußer-

äußerer und innerer Einheit, d. h. ihr Getrenntseyn in zwei verschiedene Confessionen mit abweichendem Kirchenregimente, und ihre Zerfallenheit in Rationalismus und Pietismus oder Methodismus, wobei er die Bemerkung macht: „Das müssen wir anerkennen, auf Seiten der Rationalisten — ist größere Wissenschaftlichkeit, ist Mäßigung und Verträglichkeit; auf Seiten der Methodisten dagegen ist unbegränzter Glaubenseifer," der sich (vornehmlich auf Anlaß der auch hier thätigen dumpfsinnigen englischen Methodisten) bis zum förmlichen Separatismus steigert. Die äußere Einheit könnte nach Ansicht des Verfs. durch eine, die kirchlichen Gerechtsame nicht verletzende, zweckmäßige Gesetzgebung gefördert werden, so daß die ganze protestantische Kirche Frankreich's eine Gestalt gewänne, wie sie die augsburgische Confession vor den Reformirten schon voraushat. „Denn jene hat ein Generalconsistorium (zu Paris), unter welchem die Inspection und unter dieser wieder die (Local-) Consistorien stehen, so daß hier wenigstens die einzelnen Theile ein Ganzes bilden. Dieselbe hat in 54 Departements 89 Consistorien, welche nicht weiter mit einander zusammenhängen, indem kein Oberconsistorium besteht, sondern jedes Consistorium zunächst mit dem Ministerium correspondirt." Die Nachtheile dieser Zerrissenheit setzt der Verf. eben so verständig auseinander, als er die Thorheit des von manchen Protestanten ausgesprochenen Wunsches darstellt: keine andere Norma credendorum zu haben, als „die symbolischen Bücher, und somit alles dogmatischen Einheitspunctes zu ermangeln." Das, sagt er, würde dem Principe des Protestantismus durchaus entgegenlaufen, denn ihm gemäß „kann die protestantische Kirche ihre Diener zu Nichts verbindlich machen, als dazu, daß sie ihre Gemeinden durch Lehre, Cult und Wandel im Geiste des Christenthums erbauen, daß sie das Evangelium und nur das Evangelium lehren, Alles nach bestem Wissen und Gewissen." Hierauf setzt er hinzu: „Uebrigens

gens können auch die unumwundensten Anhänger des Rationalismus in Frankreich (so, wie in Deutschland) ihre Gegner geradezu fragen: Sehet ihr Jemanden die Lehren des Evangeliums, wie wir sie von unsern Vätern erhalten haben und wie wir sie in den heiligen Büchern finden, angreifen? Predigt Jemand gegen das Daseyn Gottes, gegen die Vorsehung, gegen die Unsterblichkeit der Seele, gegen die Erlösung, gegen die Einwirkung des heiligen Geistes auf unsere Herzen, gegen die Gottheit (Göttlichkeit) Jesu, gegen das künftige Gericht? Hat man den Materialismus, den Deismus, den Fatalismus, den Naturalismus, den Unglauben auf unsere Kanzeln gebracht?" Vergl. Le libre examen 1835. n. 29. — Ueber das Diensteinkommen der protestantischen Geistlichkeit bedauert der Verf., keine nähere Nachweisung geben zu können, schlägt es aber im Ganzen eben so geringfügig, als das der katholischen an; die Kirchlichkeit der Gemeinden findet er aber musterhaft und schreibt dieß vornehmlich den gehaltvollen und würdig vorgetragenen Predigten ihrer Geistlichen zu. Darum hofft er auch, daß sich der Protestantismus in Frankreich immer kräftiger entfalten und daß seine Zukunft eine bessere, als seine Vergangenheit seyn werde, wenn nur erst der durch den Methodismus in ihn gekommene innere Zwiespalt glücklich überwunden sei. — Aus der beigefügten kirchlichen Statistik ziehen wir nur an: daß die Protestanten 12 Professoren der Theologie (6 zu Montauban und 6 zu Straßburg) 5 Aumoniers (Religionslehrer) in den Colléges Royaux, 89 reformirte Consistorien und 384 Pfarrstellen, 6 lutherische Inspectionen, 31 Consistorien und 226 Pfarrstellen haben und überhaupt eine Bevölkerung von 4 Millionen ausmachen. — Zum Schlusse berichtet der Verf. über die neuesten kirchlichen Zeiterscheinungen Frankreich's, besonders über den schnell verrauchten St. Simonismus, den wiedererweckten Tempelorden und die Kirche des neuen Jerusalems und spricht die Ueber-

zeugung

zeugung aus, daß dem gesellschaftlichen Zustande des Landes nicht durch solche religiöse Extravaganzen, sondern durch echt religiöse und sittliche Bildung aufgeholfen werden könne. „Frankreich, ist sein letztes Wort, gibt uns die große Lehre, daß die Religion die sicherste Grundlage des socialen Zustandes ist. Noch haben wir diese Grundlage. Bewahren wir dieselbe getreulich dadurch, daß Staat und Kirche wahre religiöse Aufklärung gemeinschaftlich schützen und fördern, daß die Priester der Kirche gewissenhaft das ihnen anvertraute Amt verwalten und ihnen die Erbauung der Gemeinden mehr am Herzen liege, als kirchlicher Parteigeist, die Priester der Wissenschaft aber, nach des Apostels Ausspruche, nach Wahrheit forschen in Liebe, daß endlich Alle einsehen, das Fortschreiten in religiöser und sittlicher Cultur sei das beßte Mittel, die kranke Zeit zu heilen." —

Wir scheiden von dem Verf. mit großer Hochachtung und mit der Ueberzeugung, daß jeder unbefangene Leser seiner Schrift ihn zu der nicht geringen Anzahl der katholischen Theologen Deutschland's zählen wird, die eine wahre Zierde ihrer Kirche ausmachen, wenn sie auch in den Augen der Diener des Ultramontanismus nicht dafür gelten mögen. —

Ansichten, Erfahrungen und Urtheile über geistliche Beredtsamkeit und geistliche Rednerbildung mit besonderer Rücksicht auf Sachsen. Mitgetheilt in Briefen an einen amtsbrüderlichen Freund von einem sächsischen Prediger. — Leipzig, bei Reclam. 1836. 52 SS. 8 Gr.

Der ungenannte Verf. dieser lebendig und geistreich geschrie-

schriebenen Blätter legt für die gute Sache der geistlichen Beredtsamkeit und einer zweckmäßigen Bildung zu derselben einen höchst ehrenwerthen Eifer an den Tag und spricht darüber viel Erwogenes und Probehaltiges aus. Wo es aber auf die Vorbereitung und Darlegung des Hauptergebnisses seiner „Ansichten, Erfahrungen und Urtheile" darüber ankommt, da vermißt man die erforderliche Klarheit und Einstimmigkeit derselben und sieht sich von Behauptungen überrascht, deren Einseitigkeit und Unhaltbarkeit dem unbefangenen Beurtheiler augenblicklich einleuchten. —

Den Begriff und das Wesen der Beredtsamkeit im Allgemeinen bestimmt der Verf. (S. 5.) ganz richtig dahin, daß sie diejenige Eigenschaft eines mündlichen Vortrags sei, vermöge welcher der Redner dem Verstande, dem Gefühle und dem Willen seiner Zuhörer für den an ihnen zu erreichenden Zweck die nöthige Richtung zu geben wisse. Nicht weniger richtig weist er die unerläßlichen Bedingungen dazu in denjenigen Eigenschaften des Geistes und Herzens nach, welche mittels einer gewandten und kräftigen Handhabung der Sprache die erforderliche Belehrung, Rührung und Bestimmung derselben bewerkstelligen können. Wo er es hingegen mit dem Begriffe und dem Wesen der geistlichen Beredtsamkeit im Besonderen zu thun hat (S. 10.), da macht er Alles mit Aufstellung der Forderung ab: „durch mündliche Ansprache das religiöse Leben so kräftig als möglich zu wecken und wo es schon vorhanden ist, diese heilige Flamme zu immer höherer Gluth und stärkerer Wirksamkeit anzuschüren." So aufgefaßt spricht aber diese Forderung etwas sehr Zweideutiges aus und scheint sich nur oder doch vorzüglich auf die Anregung von religiösen Empfindungen und Gefühlen zu beziehen, welche mit einer gründlichen Belehrung des Verstandes und einer kräftigen Bestimmung des Willens in einem ganz

lockern

lockern Zusammenhange stehen. Allerdings ist in der weitern Ausführung des hieher Gehörigen auch von „Vorurtheilen und Irrthümern" die Rede, welche der geistliche Redner durch Vorhaltung der entgegengesetzten „Wahrheiten" zu beseitigen habe; immer aber ist es doch „das Herz," was er nach dem Verf. vorzugsweise bearbeiten soll, um seinen Zweck an den Zuhörern zu erreichen. Diese Schwankung zieht sich nun durch das ganze übrige Räsonnement des Verfs. hindurch und geht zuletzt in die entschiedene Einseitigkeit über, als thue derjenige geistliche Redner seinem Berufe am Beßten Genüge, welcher in Aufregung frommer Empfindungen und Gefühle am Geschicktesten sei und als sei diejenige Anleitung zur geistlichen Beredtsamkeit die zweckmäßigste, welche dieses Ziel vornehmlich in's Auge faßt. Daher kommt es auch, daß der Verf. (S. 13.) neben Christus, Petrus, Paulus, Chrysostomus, Luther, Massillon — auch den Engländer Whitefield als Muster echter geistlicher Beredtsamkeit aufstellt und daß er namentlich unter den sächsischen Predigern, deren nähere Bekanntschaft ihm nach seiner Versicherung allein verstattet gewesen sei, zwar Männer gefunden haben will, „aus deren Munde sich eine reiche Fülle interessanter Gedanken ergoß," in denen er „Denker von entschiedener Consequenz und unleugbarem Scharfsinne ehren mußte," welche „Vorträge mit dem herrlichsten Rhythmus, mit den gewähltesten Bildern, mit den abgerundetsten Perioden und der schönsten Symmetrie des Baues" hielten, und welche „unleugbare und nützliche Wahrheiten lebhaft und nicht ohne Beredtsamkeit vortrugen," nirgends aber Redner, welche ihm „das Herz" bewegten, und bei denen er „für die Erwärmung seiner heiligsten Gefühle" Etwas gewonnen habe. „Predigten, sagt er, die mein Innerstes auf's Tiefste ergriffen hätten und nach deren Anhörung ich neu geheiligt, neu erweckt, aus dem Tempel in mein Haus zurückgekehrt wäre; Predigten voll jenes höhern, überirdischen

Ern-

Ernstes, den die Betrachtung der Ewigkeit in uns weckt, und zugleich der innigen Liebe, die den Diener Christi beseelen, durchdringen und heiligen soll; Predigten, die mir mein Herz hingenommen und in ihrem Totaleindrucke wenigstens auf Wochen mir unvergeßlich in's Innere sich eingegraben hätten, solcher Predigten, wie ich sie als Gabe von Männern des Auslandes gelesen habe, habe ich fast keine gehört; wohl aber hier und da eine, bei der mir mein Herz blutete, weil sie mir den ganzen Herzensfrost und den ganzen geistigen Tod des Redners offenbarte und mich zu der wehmüthigen Frage drängte: Womit, du arme, unglückliche Heerde, hast du es verschuldet, daß du, ach! vielleicht auf Jahre, viele Jahre mit einem solchen Hirten heimgesucht wurdest!?" Dieses Bekenntniß kann eben so sehr auf Thatsachen, als auf vorgefaßter Meinung beruhen. Denn wie groß auch immer, wie überall, so auch in Sachsen die Zahl der Miethlinge seyn möge, welche keine wahrhaft erbauliche, d. h. keine Verstand, Gefühl und Willen durch eine bündige, edle und kräftige Ansprache gleich sehr beschäfftigende und ergreifende Predigt zu halten wissen, so ist doch sicher anzunehmen, daß der Verf. solche Predigten oft nur darum zu vermissen glaubte, weil er den Maßstab einer — whitefield'schen Beredtsamkeit an sie legte und vergaß, daß, diesen in der Hand, auch Christus, Petrus, Paulus, Chrysostomus, Luther und Massillon, ja selbst „der größte Redner unserer Zeit, Tegnèr, Bischof von Wexiö" nicht vor seinem Gerichte bestehen würde. Ueber die Unsicherheit dieses Maßstabes kann aber Keiner in Zweifel stehen, der die methodische Predigtweise in ihrem wahren Wesen kennt und die eben so schnell bewirkten als fruchtlos vorübergehenden sinnlich-geistigen Aufwallungen des Gefühls, worauf sie es anlegt, nicht den bleibenden Einwirkungen auf das Herz und Leben der Christen vorzieht, welche ein klarer, warmer und eindringlicher Vortrag

der

der Religionswahrheiten stets nach sich zieht *). Nur erst in seiner vorjährigen Reformationspredigt sprach sich der geistreichste Prediger Sachsen's, v. Ammon, trefflich hierüber aus, indem er sagte: „Nun klagt man aber, daß das (das Verkündigen des göttlichen Wortes) in unserer Zeit nicht immer kräftig, erbaulich und herzergreifend genug geschehe. Man führt laute Beschwerde über die zu große Allgemeinheit, Trockenheit und Kälte der Vorträge. Man will, wie bei einem Trauerspiele, nur ergriffen, gerührt, bestürmt und erschüttert seyn. Furcht, Jammer und zahlreich vergossene Thränen sind oft die ein-

*) Wie viel ganz zufällige Umstände und unter Anderem auch „die wandernde Lebensweise und Amtsführung" der methodischen Prediger zur Verstärkung des Eindrucks ihrer sich nur um anschauliche Schilderung des Himmels und der Hölle drehenden Capucinaden beizutragen pflegen, ist bekannt und aus englischen Blättern im Magaz. f. christl. Predd. herausg. v. Tzschirner (3. Bd. 1. St. S. 53.) vom sel. Goldhorn näher angedeutet worden. „Es ist gewiß, heißt es da, daß Mancher von jenen Geistlichen, in deren Kirchspiele Wesley und Whitefield eindrangen und ihre ersten blühenden Gemeinden stifteten, hätten sich nur die Rollen wechseln lassen, einen ebenso offenbaren und vollständigen Sieg über die wilde Beredtsamkeit des Ersten und über das stürmische Andringen des Zweiten davongetragen haben würde. Hätte der Methodist eine Reihe von Jahren immer nur auf der nämlichen Kanzel gepredigt gehabt und sein Nebenbuhler (von der Hochkirche England's) auf ein Mal in seiner Nachbarschaft eine Feldkanzel errichtet, dieser hätte ebenso die Menge nach sich gezogen und wahrscheinlich auf diesem Wege Manchen wieder gewonnen, auf den seine Belehrungen und Ermahnungen am gewohnten Orte und zur gewohnten Zeit keinen Eindruck gemacht hatten." — Similia non desunt auch in unsern Tagen. Mancher wandernde Apostel, der durch die Neuheit seiner homiletischen Histrionen-Künste Männern und Weibern, vorzüglich aber den letztern den Kopf verrückte, stellte sich ihnen schon bei seinem zweiten Erscheinen in seiner Blöße dar und brachte sich beim dritten um alle Achtung.

einzige Regel, nach welcher der Werth einer christlichen Predigt bestimmt und gemessen werden soll. Ist das nun weise und gerecht? Muß nicht nach Gottes Ordnung überall das Licht der Wärme, Unterricht und Verständniß der Bewegung und Rührung vorangehen? Besteht nicht der größte Theil unserer heiligen Schriften, der größte Theil der Vorträge Jesu und seiner Jünger aus klaren, einfachen Belehrungen, aus schlichten Glaubenssätzen und Pflichtgeboten? Und wenn, Statt verständiger und überzeugender Weisheit des Himmels die Unklarheit fruchtloser Geheimnisse, der wilde Eifer eines stürmenden Gefühles herrschend werden sollten: würden wir da Statt besonnener Hausväter und Hausmütter, Statt christlicher Bürger und Bürgerinnen in unseren Versammlungen nicht Schaaren von Heuchlern, Schwärmern und unwissenden Gewissensbeherrschern bilden? Nein, wollen wir echte, aufgeklärte, evangelische Christen seyn, so muß auch das Licht des geistigen Auges, es muß Lehre, Auslegung und Offenbarung (1. Cor. 14, 26.) im evangelischen Sinne des Worts die Grundlage unserer öffentlichen Vorträge bleiben. Es ist keine Wahrheit des Glaubens so hoch, kein Gebot der Pflicht so klein und niedrig, daß sie nicht zu unserer Bildung und Erbauung besprochen werden sollten." — Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, daß er die in diesen Worten in Schutz genommene Kanzelberedtsamkeit mit entschiedener Störrigkeit verwerfe und die derselben entgegengesetzte bis zum Extreme vertheidige, indem er nur auf Predigten dringt, deren „donnerähnliche, die stärksten Pfeile des Wortes handhabende Kraft" alle „Lauheit und Mattigkeit" ausschließt, weil es Noth thue, „Vielen den Staar ihrer geistigen Augen mit Gewalt zu stechen, wenn sie sehen, ihre geistige Schwerhörigkeit mit Gewalt zu entfernen, wenn sie hören, ihren erwähnten geistlichen Geschmack selbst mit bittrer Arznei zu reinigen, wenn sie die Freundlichkeit des Herrn

schme-

schmecken, und die Kruste um ihre geistigen Glieder ohne Schonung zu lösen, wenn sie das Gericht Gottes über den Sünder fühlen sollen." Aber nicht zu rechnen, daß diese Forderung, so allgemein, wie hier, hingestellt, sehr bedenkliche Wirkungen nach sich ziehen und das, was in einzelnen Fällen zweckgemäß und unerläßlich ist, durch stete Anwendung bald um allen erwünschten Erfolg bringen würde, so wird sie auch von dem Verf. überall mit Nebenbestimmungen umkleidet, welche auf das didaktische Moment der Predigten einen Schatten werfen und das ergreifende, erweckliche und aufregende in einem zweideutigen Sinne geltend zu machen suchen. — In diesem Sinne ist auch das Meiste von dem gehalten, was der Verf. den „Mängeln der geistlichen Rednerbildung in Sachsen" sagt. Man wird ihm gern beistimmen, wenn er behauptet, daß diese Bildung Nichts tauge, wenn sie ihr ganzes Absehen auf die „wissenschaftliche Form" einer Predigt stellt, weil „Grammatik, Logik, Aesthetik und Homiletik" den „freien Geist oft nur umschnüren und zuweilen beinahe erdrosseln." Wenn er aber auch hier dieser Form eine sehr untergeordnete Stellung anweist, weil „das Christenthum nicht Lehre, sondern Sache und Geschichte, das Predigtamt nicht Lehr-, sondern Zeugenamt, der christliche Prediger nicht ein Volkslehrer, d. h. ein Schulmeister im höheren Style, sondern ein Bote des Herrn, ein Herold des Evangeliums, ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, ein Beauftragter aus einer unsichtbaren Welt sei:" so ist das in dem schroffen Gegensatze, in dem es hier erscheint, genommen, ebenso extravagant, als das schon Angezogene. Soll es dagegen, wie es dann und wann auch wieder das Ansehen gewinnt, Nichts weiter heißen, als daß Grammatik, Logik, Aesthetik und Homiletik den guten Prediger nicht allein machen, sondern daß es eigentlich das pectus ist, quod disertum facit, so ist das eine Wahrheit, die man längst gewußt und eingeschärft hat,

und

und die doch in den sächsischen Prediger-Seminarien nicht so ganz allgemein hintenangesetzt werden möchte, als der Verf. versichern zu dürfen glaubt. Daß er jedoch bloß dieß im Sinne habe, ist darum nicht wahrscheinlich, weil er „den Reden vor der Gemeinde allen Dunst der Schul- und Katheder-weisheit abgestreift und die Stubenluft des Arbeitstisches nicht ankleben wissen will;" weil er des Preises eines einzelnen, mit der Bildung junger Prediger beauftragten Mannes in sofern voll ist, als derselbe für sich selbst ohne alle schriftliche Vorbereitung nur aus dem Herzen zum Herzen gesprochen und auch seine homiletischen Jünger dazu angeleitet habe, und weil er endlich in einer Beilage zum Ganzen über die Predigtweise Reinhard's das härteste und schonungsloseste Urtheil fällt. Dieses Alles zurechtzustellen oder zu widerlegen, ist hier nicht der Ort; aber das muß doch bemerkt werden, daß, wenn die sächsischen Prediger-Seminarien die Ansichten des Verfs. in ihrem Excesse zu den ihrigen machen wollten, sie allerdings nur — methodistische Schwätzer und saft- und kraftlose Salbader bilden würden, wie leider aus der neuevangelischen Schule schon in Haufen hervorgegangen sind. Mag es auch mit dem vom Verf. gepriesenen homiletischen Musterbildner in Bezug auf dessen eigene Leistungen seine volle Richtigkeit haben, was sich jedoch noch sehr bezweifeln läßt: so bleibt es doch gewiß genug, daß er seinen Zöglingen seine eigene geistige Individualität und Bildung hätte mittheilen müssen, um sie zu gleichen Leistungen zu befähigen, und daß er äußerst unbedachtsam, um nicht zu sagen, gewissenlos handelte, wenn er ihnen das wörtliche Concipiren und Memoriren als einen elenden homiletischen Mechanismus zu verdächtigen suchte. Es ist bekannt, daß einzelne elende athenienſische Zungenhelden auch dem Demosthenes vorwarfen, seine Reden röchen darum, weil er sie wörtlich concipirte und memorirte, nach der Lampe, daß aber Demosthenes sich dadurch nicht irren ließ, sondern

seine

seine Gegner auf die großen Vortheile hinweist," welche aus einer ruhig und gründlich vorbereiteten und mit Sorgfalt und Fleiß ausgearbeiteten Rede sich ergeben, und daß diese nicht mit den luftigen Effecten verglichen werden könnten, welche aus der glänzenden Täuschung des Augenblicks und aus einer, den Gegenstand nur halb und flüchtig berührenden, auch das Volk mehr betäubenden, als auf die Dauer überzeugenden Rede aus dem Stegreife hervorgängen." Diese Ansicht wird auch in Bezug auf unsere Kanzelberedtsamkeit stichhaltig erfunden werden, so lange man es mit derselben wohlmeint und ihr Wesen nicht darein setzt: sich mit eintönigen Phrasen und Schlagworten in dem engen Ideeenkreise methodistischer Herzenszerknirschung herumzutreiben und dadurch bald zum tönenden Erze und zur klingenden Schelle zu werden, sondern darein: in weislich abgemessener und sorgfältig geordneter und wohleingeprägter Rede die unerschöpfliche Fülle christlicher Wahrheit zur Sprache zu bringen, welche nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Dieser Aufgabe genügt man aber nicht durch keckes Vertrauen auf momentane Inspirationen, sondern durch gewissenhafte Zurüstung zu dem, was man auf dem heiligen Lehrstuhle vorhat, und Prediger-Seminarien, welche allseitige Anleitung dazu geben, ohne in formale Pedanterei dabei zu fallen, thun allen billigen Forderungen Genüge, welche man an sie stellen kann. Spräche der Verf., eben dieß habe auch er gemeint, nicht aber der Leichtfertigkeit und Eitelkeit derer das Wort reden wollen, welche besser als die gefeiertsten Prediger zu predigen glauben, wenn sie mit hochtrabendem, aber ungesalzenem Gewäsche einer lehrbegierigen Gemeinde fruchtlos die Ohren füllen, so würde man ihm erwiedern müssen, daß er dann seine Meinung bestimmter und weniger mißdeutbar hätte aussprechen sollen, und daß er wohl das Rechte getroffen haben könnte, wenn er Seite 31. meint: „es fehle ihm die Gabe sehr, die

erkannte Wahrheit in ihr rechtes, volles Licht zu stellen." —

Bei alle dem wird es keinem Leser gereuen, sich mit „den Ansichten, Erfahrungen und Urtheilen" des Verfs. über den betreffenden Gegenstand näher bekannt zu machen, da sie im Einzelnen gar viel Beherzigenswerthes enthalten und in einer kräftigen und begeisterten Sprache auf Manches dringen, was den Predigern unserer Zeit Noth thut. Das Wesentlichste wird aber immer die Forderung seyn: „daß echte Frömmigkeit auch unsere theologische und rednerische Bildung zugleich mehr durchdringen und heiligen sollte, als es leider der Fall ist," und die Ermunterung an Jünglinge, die sich zum Predigtamte vorbereiten: „nicht nur ihr Wort, sondern auch ihr Herz und Leben Dem zu weihen, dessen Werk sie nicht zu treiben entschlossen sind, weil die Predigt für sich allein nur eine halbe, die Predigt aber im Einklange mit dem Leben erst eine ganze Predigt ist."

Die schon erwähnten harten und schonungslosen Urtheile über die reinhard'schen Predigten, die sich bis zu der Behauptung steigern: „den lebendigen Glauben an den lebendigen persönlichen Christus und ein daraus hervorgegangenes Leben in der Gemeinschaft mit Ihm suche man umsonst darin," wird ja wohl die Pietät der wackern Sachsen nicht ungerügt und unberichtigt lassen.

Historiae Collegii Philobiblici Lipsiensis Pars I. — a D. *Christ. Frideric. Illgen.* (Als Programm zur Feier des Reformationsfestes 1836.) 4. 64 SS.

Es war ein trefflicher Gedanke des würdigen Verfs., die Geschichte einer Anstalt mitzutheilen, welche zwar außerhalb Leip-

Leipzig und Sachsen nicht eben zu einem bedeutenden Namen gelangte, aber während ihres nun schon hundert und funfzigjährigen Bestehens nicht nur für die Förderung eines gründlichen theologischen Studiums in ihrem besondern Kreise höchst segensreich wirkte, sondern auch gleich bei ihrer ersten Gründung durch eigenthümliche Verhältnisse mit einer sehr einflußreichen Erscheinung in der protestantischen Kirche überhaupt in nahe Beziehung trat. Diese Anstalt hatte den Zweck, jungen Theologen, welche ihre akademische Laufbahn im Wesentlichen beendigt und sich bereits die Würde des philosophischen Magisteriums erworben hatten, Anlaß zu geben, unter der Aufsicht und Leitung eines Gliedes der theologischen Facultät zu Leipzig sich in selbstthätiger Erklärung der heiligen Schrift zu üben und durch Aneignung einer gründlichen und sprachwissenschaftlichen Auslegungsweise sich zu Theologen zu bilden, welche von ihrer christlichreligiösen Ueberzeugung, nach Maßgabe der richtig verstandenen Bibel, Rechenschaft geben könnten. Diesen Zweck verfolgte die Anstalt unter dem bescheidenen Namen eines Collegium philobiblicum oder eines exegetischen Seminariums bis auf die jetzige Zeit, und wenn auch die Erreichung desselben Theils durch die Individualität ihrer Mitglieder, Theils durch die Eigenthümlichkeit der theologischen Bildungsstufen, welche sie in einer so langen Reihe von Jahren durchlief, begreiflicher Weise sehr bedingt war, so hatte doch das ursprüngliche Princip, worauf sie gegründet wurde, stets die heilsame Folge, daß es wenigstens in Sachsen nie zur Herrschaft einer Theologie kam, welche, losgerissen von einer gesunden Hermeneutik und Exegese, sich den willkürlichen Träumereien eines vorgefaßten dogmatischen Systemes blindlings hingab. In den ersten Perioden ihres Bestehens wußten freilich die Zöglinge dieser Anstalt von den Grundsätzen einer solchen Hermeneutik und Exegese eben so Wenig, wie ihr ganzes theologisches Zeitalter, aber durch die Ein-

wirkung des großen Erneſti wurden ſie ſchlechthin ſo ſehr vertraut mit ihnen, daß man unbedenklich behaupten kann, es ſei aus ihrer Mitte ein Theolog von mehr oder weniger hohem Namen hervorgegangen, welcher ſie nicht verlaſſen und ſich dem hermeneutiſchen und exegetiſchen Unfuge hingegeben hätte, welcher z. B. jetzt von einem Theluck, Olshauſen, Hengſtenberg oder von den Anhängern der ſchleiermacher'ſchen und hegel'ſchen Schule bei Erklärung der heiligen Schrift getrieben wird. Ref. macht ſich mit dieſer Behauptung keiner Parteilichkeit gegen die in Rede ſtehende Anſtalt ſchuldig, ſo ſehr er ſich auch derſelben für ſeine eigne Perſon zur dankbarſten Pietät verpflichtet fühlt. Die Fortſetzung der im gegenwärtigen Programme nur erſt angefangenen Geſchichte derſelben wird durch die namentliche Bezeichnung der in ihr gebildetern Theologen den Beweis dafür zur Genüge führen. Jetzt zu dem, was der Verf., geſtützt auf die glaubwürdigſten, in der Einleitung näher bezeichneten, geſchichtlichen Documente von der Gründung und dem eigenthümlichen Geiſte dieſer Anſtalt in ihrer erſten, nur die Jahre 1636 bis 1690 umfaſſenden Periode mittheilt.

Er ſchildert zuerſt mit wenigen, aber kräftigen Zügen den traurigen Zuſtand, in welchem ſich am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die geſammte proteſtantiſche Theologie befand. Das fruchtbare Bibelſtudium, dem unſere Kirche ihre Entſtehung verdankte, war von der Zeit an, wo die weſentlichen und zuverläſſigen Ergebniſſe deſſelben in der unglückſeligen Eintracht-Formel niedergelegt ſeyn ſollten, völlig dahingeſchwunden und das ganze Geſchäfft der Theologen beſtand in ſcholaſtiſcher Erörterung und polemiſcher Sicherſtellung der einmal veſtgeſetzten kirchlichen Dogmen, ohne nach ihrer weitern, auf den Grund der heiligen Schrift geſtützten, Ausbildung, Läuterung und praktiſchen Anwendung zu fragen. Darum waren, wie überall, ſo auch auf der Univerſität zu Leipzig

exegetische Vorlesungen fast ganz außer Gebrauch gekommen, und wenn auch einzelne Lehrer der Theologie dergleichen halten wollten, so fehlte es ihnen so sehr an Zuhörern, daß sie kaum das erste Capitel des zu erklärenden biblischen Schriftstellers hinauslesen konnten. Während die philosophischen, dogmatischen, polemischen und homiletischen Vorlesungen starken Zulauf hatten, befaßten sich die damaligen leipziger Professoren Olearius, Carpzov, Wöbius, Lehmann, Alberti und Pfeiffer mit exegetischen entweder gar nicht, oder äußerst selten, und das Verlangen, welches einzelne Theologie Studirende nach einer gründlichen Kenntniß der Bibel in sich trugen, blieb unbefriedigt. Da entschlossen sich in demselben Jahre, wo Spener von Frankfurt nach Dresden versetzt wurde, Paul Anton und August Herrmann Franke, in eben der Art, wie zu Leipzig oratorische, anthologische und andere literarische Uebungsgesellschaften bestanden, auch eine exegetische Uebungsgesellschaft zu begründen, deren Glieder die Bücher A. und N. Testaments in der Ursprache mit einander lesen, gründlich erklären und in mancherlei Weise auf ihr Bedürfniß anwenden sollten, und schon nach wenig Tagen war die Gesellschaft zusammengebracht. Es ist kein Zweifel, daß die Stifter derselben von denjenigen Grundsätzen dabei ausgingen, welche Spener zur Belebung eines bessern und fruchtbarern Bibelstudiums, als damals allgemein gäng und gäbe war, schon früher geltend gemacht hatte, und daß sie eben die Versetzung dieses Mannes nach Sachsen als einen äußern Antrieb benutzten, in seinem Sinne zu Leipzig den Anfang dazu zu machen. In einer näheren Verbindung standen sie aber bis dahin nicht mit ihm und erst ein Paar Monate nach wirklicher Stiftung der Gesellschaft gab ihm Anton Nachricht davon und Spener billigte das Unternehmen unter Hindeutung auf eine zweckmäßige Einrichtung desselben. Jetzt entwarfen die Glieder der Gesellschaft die, hier in XVII Paragraphen authen-

chentisch mitgetheilten, Statuten, nach welchen sie sich gegenseitig zu richten hätten. Das Wesentliche derselben bestand darin, daß die Gesellschaft 12 ordentliche Glieder zählen, und daß diese jede Mittewoche Nachmittags von 4—6 Uhr in einer Privatwohnung zusammenkommen sollten, um der Vorlesung eines Einzelnen über ein alt- oder neutestamentliches Buch zuzuhören und sie dann ihren kritischen Bemerkungen zu unterwerfen. Hauptbedingung dabei war philologische Interpretation in lateinischer Sprache, mit frommer Nutzanwendung des Interpretirten. Auch sollten Studirende, selbst aus den übrigen Facultäten, als Zuhörer zugelassen werden, wenn sie es wünschten; vierteljährig aber sollte das Directorium der Gesellschaft nach einer bestimmten Ordnung unter den 12 Gliedern desselben wechseln. Kaum war jedoch die Gesellschaft in's Leben getreten, als sich so viele Zuhörer und bald darauf auch außerordentliche Glieder bei ihren Versammlungen einfanden, daß sie sich genöthigt sahe, zur Gewinnung eines größern Raumes, als ihnen bisher das Privatzimmer des M. Anton darbot, einen Professor der Theologie um die Uebernahme des steten Directoriums und um die Gewährung eines größeren Locals zu ersuchen. Der Professor Alberti ließ sich dazu bereit finden, und so verlegte die Gesellschaft ihre Versammlungen in das Fürstenhaus, wo er wohnte. Selbst Professoren, Stadtprediger und andere Leipzig besuchende Gelehrte nahmen nun an ihnen Theil, nur hielten sich die meisten Theologie Studirenden davon entfernt, weil sie aller biblischen Sprachkenntniß in der Maße ermangelten, daß Spener ein Mal an den Professor Rechenberg schrieb, er fände bei den Candidaten-Prüfungen, daß der größte Theil der zu Prüfenden gar keine Kenntniß des Neuen Testaments besäße. Darum nahm nun auch Spener an dem Gedeihen des Collegium philobiblicum immer regen Antheil und als er im April 1687 den Versammlungen desselben

ben selbst ein Mal beigewohnt hatte, bezeugte er ihm seine größte Freude und Zufriedenheit, ermahnte es, das gründliche Studium der Bibel mit steter Nutzanwendung für Glauben und Leben eifrig fortzutreiben, gab aber auch den bedenklichen Rath, nicht gerade prämeditirte, sondern freie, aus dem Herzen kommende Vorlesungen über die Bibel zu halten und sich dabei weniger der lateinischen, als der deutschen Sprache zu bedienen oder doch von beiden einen vermischten Gebrauch zu machen. Da die ersten Gründer der Gesellschaft, Anton und Franke, im J. 1687 Leipzig verließen, nahmen die Angelegenheiten derselben plötzlich eine so schlimme Wendung, daß die Zahl der ordentlichen Glieder sich kaum vollständig erhielt, außerordentliche aber gänzlich fehlten. Sobald jedoch Franke im J. 1689 nach Leipzig zurückkehrte, blühete unter der erneuerten Leitung desselben die Gesellschaft ebenso plötzlich wieder auf, leider aber mit einer so überwiegenden Richtung von eigentlicher Wissenschaftlichkeit zu zweideutiger Pietisterei, daß sie bald darauf ihrem Untergange entgegenging. — Franke nämlich hatte während seines einstweiligen Aufenthaltes zu Lüneburg und Hamburg sich dieser Pietisterei und dem damit verbundenen Conventikelwesen ganz hingegeben und war darin von Spener, bei welchem er im J. 1689 ein Paar Monate in Dresden zubrachte, noch mehr bestärkt worden. Wie er daher den übrigen Vorlesungen, welche er von nun an über das N. T. unter einem ungeheuern Zulaufe von Hörern in Leipzig hielt, diesen pietistischen Geist einzuhauchen suchte („posteriorem epistolam ad Timotheum praesentibus trecentis paene juvenibus non tam philologice quam theologice et ita explicabat, ut accommodare eam ad pios in auditoribus sensus excitandos alendosque haud negligeret" — Spener's eigene Worte) und wie der indeß auch wieder zurückgekehrte M. Anton und ein gewisser M. Schade durch ähnliche Vorlesungen

gen

gen in deutscher Sprache denselben unter der akademischen Jugend mit nur zu glücklichem Erfolge immer weiter auszubreiten beflissen waren: so verfehlten sie auch nicht, ihn in dem Collegium philobiblicum einheimisch zu machen und gaben dadurch Anlaß zum Ausbruche der Unordnungen und Streitigkeiten, welche unter dem Namen der pietistischen sich bald darauf von Leipzig aus über die ganze protestantische Kirche verbreiteten. Denn schnell erhob daselbst sich eine Gegenpartei, welche von den „biblischen Vorlesungen" dieser Männer für den Untergang aller soliden Gelehrsamkeit das Aeußerste fürchtete, oder zu fürchten vorgab, und da man selbst auf den Kanzeln und auf jede andere Weise vor dem Treiben der Pietisten die stärksten Warnungen aussprach: so kam es bei der täglich wachsenden Leidenschaftlichkeit schnell dahin, daß man von Seiten der theologischen Facultät dem Franke das Halten seiner Vorlesungen untersagte und von Seiten des akademischen Conciliums über sieben andere Magistri eine auf bestimmte Puncte gestellte Specialuntersuchung verhängte. Ob nun wohl im Verlaufe dieser fast die Form eines Processes annehmenden Untersuchung auf die Betheiligten nichts eigentlich Strafbares gebracht werden konnte: so sahe sich doch in Betracht der damit zusammenhängenden Umstände, besonders aber dessen, daß selbst gewöhnliche Bürger an Schade's Vorlesungen Theil genommen und sonntägliche Conventikel angestellt hatten, das Consistorium zu Dresden genöthigt, gegen diese Conventikel prohibitiv einzuschreiten, während die Universität gegen die Fortsetzung der biblischen Vorlesungen der genannten Magistri die größten Schwierigkeiten erhob. Auf diese Weise kam denn aber auch das Collegium philobiblicum, dessen Seele die Männer waren, in förmlichen Verruf, so daß der Professor Alberti ihm seine bisherige Leitung und das bisherige Local in seiner Wohnung entzog, und daß auch kein Collegium desselben, selbst auf Spe-

ner's

ner's Bitten, an seine Stelle eintreten wollte, weil es nun ein Mal in Verdacht gekommen war, dem Pietismus förderlich gewesen zu seyn („Collegium impurae flammae pietisticae focum esse vel Pietistarum seminarium"). Auf diese Weise ging es nach einem fast vierjährigen Bestehen im J. 1690 völlig ein und es war für den Augenblick an die Wiederherstellung desselben um so weniger zu denken, da in demselben Jahre Franke nach Erfurt, Anton nach Rochlitz und ihr Hauptgönner Spener nach Berlin ging. — Hiermit schließt der Verf. die mit der verdienstlichen Mühsamkeit aus den Original-Documenten zusammengestellte und viele bisherige falsche Angaben in der Geschichte Spener's und des Pietismus berichtigende Darstellung der ersten Periode, welche das Collegium philobiblicum durchlief und fällt sein Schlußurtheil darüber dahin: daß die Wirkung desselben im Allgemeinen eine sehr wohlthätige war, weil es den längst erstorbenen Geist einer sprachwissenschaftlichen Erklärung der heiligen Schrift wieder in das Daseyn rief und gleich in Leipzig selbst vom J. 1690 an die exegetischen Vorlesungen zu neuer Werthschätzung brachte, und daß, wenn auch dasselbe wenigstens theilweise an der Entstehung des Pietismus Schuld war, es doch auch dazu beitrug, den Eifer für die praktischen Disciplinen der Theologie zum Besten der evangelischen Kirche wirksam zu beleben.

Das Interesse des Ganzen, wovon Ref. nur den gedrängtesten Auszug geben konnte, erhöhte der würdige Verf. durch mancherlei schätzbare Zugaben. Dahin gehört ein vollständiges Verzeichniß der ersten 30 Mitglieder des Collegium philobiblicum mit kurzer Angabe ihrer Amtsverhältnisse und Schriften, wo diese möglich war; 4 weitläufige Original-Briefe Spener's an dieses Collegium, die Einrichtung und die Angelegenheiten desselben betreffend; und endlich eine in ihm gehaltene lateinische Vorlesung von Aug. Herrmann Franke

über

über Gen. 7, v. 10—17., worin die, freilich oft ſehr dürftige philologiſche Auslegung jedes einzelnen Verſes von mancherlei frommen Nutzanwendungen begleitet iſt, und welche mit einer allgemeinen Bußermahnung ſchließt. Dieſe heißt: „Benedictus sit Dominus, Deus noster, qui est justus judex in judicandis praefractis peccatoribus et infinite misericors in conservandis piis. Gratias Tibi agimus, Pater caelestis, quod et justitiae et misericordiae Tuae exemplum e Sanctiss. verbo Tuo nobis commonstraveris. Fac, ut ex utroque proficiamus, ut desistamus a peccatis et morem geramus Spiritui S. Tuo ob peccata nostra nos corripienti, ne in vehementia irae Trae abripiamur, ut indesinenter ambulemus coram facie Tua, ut tempore ingruentis mali inveniamus gratiam in oculis Tuis Tuque nos clementissime protegas et abscondas. Incolumem serva ecclesiam Tuam, ne fluctibus persecutionum, contemtu verbi Tui aliisque malis obruatur et inundetur. Obstrue fores, ne irrumpere malum possit, quod ante fores est. Tandemque si hunc spiritum nostrum in Tuas manus commendaverimus, occlude sepulcrum nostrum et in extremo die iterum reclude, ut Tecum vivamus Tuumque sanctissimum nomen celebremus in secula seculorum. Amen." — Daß die einzelne Gedanken dieſes Gebetes ſich auf die einzelnen Momente der vorher erläuterten Geſchichte der Sündfluth beziehen, iſt leicht zu erkennen.

Möge der Verf. zur Fortſetzung dieſer lehrreichen Mittheilungen bald Gelegenheit finden, ſie aber auch durch Aufnahme derſelben in ſeine geſchätzte Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie allen Leſern zugänglich machen! —

De

Digitized by Google

De philosophia Sadducaeorum commentatio etc. — (Auctore D. Chrn. Glob. Leber. *Grofsmanno*, Past. et Eph. dioeces. Lipsiensis.) — Lipsiae ex offic. Teubneri. 24 pp. 4to.

Was wir bisher über das jüdische Sectenwesen überhaupt und die Secte der Sadducäer in'sbesondere wußten, war vornehmlich aus dem Josephus, den Rabbinen, den Kirchenvätern und einigen neutestamentlichen Andeutungen entlehnt, und machte eine nicht durchgängig übereinstimmende Zusammenstellung rhapsodischer Notizen aus. Hierdurch sahe sich der gelehrte und scharfsinnige Verf. dieser, dem Hrn. Archidiakonus D. Bauer zu Leipzig bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum gewidmeten, Glückwünschungsschrift veranlaßt, wenigstens die Charakteristik der Sadducäer zu einem höhern Grade von Klarheit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu bringen und glaubte dieß vornehmlich durch eine sorgfältigere Benutzung der Schriften des Philo bewerkstelligen zu können, denen er schon seit längerer Zeit seine besondere Vorliebe und Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Und allerdings sind die Ergebnisse seiner Forschungen völlig geeignet, diese Ansicht zu bestätigen; denn was er hier aus Philo über die Philosophie der Sadducäer beibringt, gibt ein weit anschaulicheres und wohl auch treueres Bild von der eigenthümlichen Denkart derselben, als sich aus allen übrigen traditionalen Nachrichten darüber entnehmen ließ. Und darum ist diese Schrift für Alle, welche schon vom neutestamentlichen Standpuncte aus an den Sadducäern Interesse nehmen, einer vorzüglichen Beachtung werth.

Zunächst stellt der Verf. die mancherlei Gründe auf, welche für die Glaubwürdigkeit der philonianischen Nachrichten über die Sadducäer sprechen, und setzt auseinander, warum diese Nachrichten in ein gewisses mystisches und symbolisches

dolisches Dunkel gehüllt erscheinen. Das Letztere, spricht er, geschahe deßhalb, weil die Pharisäer, denen Philo angehörte, es für politisch klug erachteten, ihren Streitigkeiten mit den Sadducäern weder in den Augen der Römer, noch in den Augen des jüdischen Volkes eine gefährliche Oeffentlichkeit zu geben. Während sie daher die Ansichten und Grundsätze derselben auf's Eifrigste bekämpften, hüteten sie sich, den ganzbestimmten Namen der Secte selbst laut zu nennen und bedienten sich Statt seiner mancherlei Bezeichnungen, deren Sinn nur den Sachkundigen verständlich war, wie dieß auch da der Fall ist, wo sie z. B. von den Karäern, von den Römern, von Christen und von den Christen sprachen, denen sie eine ganze Menge versteckter Namen beizulegen pflegten. — Daß aber, fährt er ferner fort, die von Philo gebrauchten die Sadducäer wirklich bezeichnen sollen, geht aus der Eigenthümlichkeit der ihnen beigelegten Ansichten und Grundsätze selbst hervor, wie wir sie schon aus den Nachrichten des N. Ts., des Josephus, des Siraciden und der Rabbinen kennen. Denn auch nach diesen Berichterstattern gaben sie sich der übertriebensten philosophischen Skepsis hin; drangen auf eine bloß buchstäbliche Erklärung des A. Ts. mit Verwerfung der allegorischen; nahmen unter den jüdischen Secten die zweite Stelle ein; wollten von den pharisäischen Traditionen Nichts wissen; zeichneten sich nicht durch ihre Anzahl, wohl aber durch ihren Wohlstand und hohe bürgerliche Stellung aus; legten in ihrem Verhalten, im Gegensatze zu den geschmeidigen und milden Pharisäern, einen harten und rauhen Sinn an den Tag und vertauschten die väterliche Sittenstrenge mit dem weichlichen Luxus der Griechen, so daß sie in diesem Bezuge für förmliche Epicuräer gelten konnten und auch wirklich galten. Nimirum, sagt der Vers. propter ἀπιστίαν, propter traditionum disciplinaeque et Rabbinorum contemtum, propter immanem vivendi licentiam videbantur, velut immania et effrenata mon-

monstra quaedam, religionis ac patriae caritatem sensumque exuisse divinaque et humana jura promiscua habere. — Hierauf geht der Verf. zur nähern Angabe der versteckten Bezeichnungen selbst über, unter denen Philo die Sadducäer und ihr Wesen kenntlich macht. Er nennt sie eine Secte, welche, im Range die zweite, weder Vater noch Mutter gehorche, d. h. weder auf Vernunft noch Zucht achte; die, den Abrahamiden, den Isaciden, den Jakobiden und Mosiden, d. h. den Pharisäern völlig unähnlich, den Körper und den ägyptischen Typhon anbete, oder sich allen fleischlichen Lüsten hingebe; die sich durch Widerspännstigkeit und Frechheit, durch Schmauß- und Trinksucht, d. h. durch luxuriöse und lasterhafte Lebensweise auszeichne; die in ihrem Wesen Sodom und Gomorrha darstelle oder von der größten geistigen Verblendung befangen sei, und welche mit den Adamiden, mit Kain, Ismael, Nachor, Loth und Esau, mit den Amalekiten, Edomiten, Mideaniten, Korachiden, Amorrhäern u. s. w. zu vergleichen sei. Die ihnen hiermit bildlicher Weise zur Last gelegten Fehler legt ihnen aber auch Philo in eigentlicher Rede bei, wobei zuletzt Alles darauf hinausläuft, daß sie sich der übertriebensten Zweifelsucht hingaben und die laxesten sittlichen Grundsätze hegten. Quum, heißt es, Pharisaeorum *dogmatica* ratio non posset cum *sceptica* Sadducaeorum ratione una consistere, non mirum, a Pharisaeis, utpote Stoicorum affinibus, in Sadducaeos probrosa nomina ea omnia conjici, quibus Stoici solebant *insipientes* notare v. c. ἄφρων, φαῦλος, φυγὰς ἄοικος, ἄπολις, σποράς. Neque vero his sese finibus continebant, sed scelestos, impuros, adeo leprosos dictitabant, tum quod philosophiam non rite i. e. e Pharisaeorum disciplina percepissent, tum quod dogmata Pharisaeorum et interpretationes sacri codicis alle-

allegoricas multis modis cavillabantur eorumque auctoritati et dignitati obtrectabant. — Hiermit kommt endlich der Verf. auf die Hauptsache, nämlich auf die Darstellung der sadducäischen Philosophie, wie sie Philo schildert. Die Grundbehauptung derselben bezog sich, nach ihm, auf die Losgerissenheit aller menschlichen Dinge von einem göttlichen Wesen und auf die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes, als Grund, Maß und Richtschnur derselben. Nos rerum antistites sumus, nos liberi ac nostri juris domini, nostro arbitrio parent omnia, ita fere gloriabantur, primarias rerum causas a natura repetentes, secundarias vel nullas a Deo. Cum *Protagora* igitur sensisse eos et ita statuisse, ut dicerent: *μέτρον εἶναι πάντων χρημάτων τὸν ἀνθρώπινον νοῦν*, quae sententia tanquam propria ac sua impietati tribuitur, utpote qua et veri certa fides et veritatis communitas omnis tollatur, tum per se non improbabile est, tum testimonio Josephi aliisque Philonis locis convenit. — *Illud* certe liquet, de criterio et fonte veri cognoscendi Sadducaeos ita sensisse, ut *Graecorum* potius quam *Ebraeorum* ingenio consentaneum erat. Graecorum sapientia enim *naturalis* erat et a naturae fonte manabat; Ebraeorum contra, naturae fines transgressa, ex *revelatione* divina ducebatur. — *Protagorae* rerum omnium mensura homo erat, *Pharisaeis* contra cum *Platone* sentientibus Deus, mens autem sane rex, sed non nisi corporeae regionis. Quare istud *Sadducaeorum* placitum *ἄψυχον δόγμα* vocabant, quod rerum causas non a ratione Dei vivi repeteret. — Noch größer war der Unterschied zwischen der pharisäischen und sadducäischen Art zu philosophiren. Jene war dogmatisch, indem sie dem menschlichen Geiste das Vermögen, die Wahrheit sicher zu erkennen, und der erkannten Wahrheit volle Zuverlässigkeit bei-

beilegte; diese dagegen war skeptisch, indem sie in der Weise der Akademiker und Pyrrhonianer der menschlichen Erkenntniß alle Sicherheit absprach und daher auch Nichts für gewiß zu behaupten wagte. Der wesentliche Charakter ihrer Philosophie bestand daher im Unglauben und im Verwerfen, Verspotten und Bekämpfen aller jüdischen Religionsgebräuche. Die Lehre von Gotte hielten sie für eine willkürliche Erdichtung, um den großen Haufen damit im Zaume zu halten, und sagten sich daher von aller Ehrerbietung gegen Gott oder auch nur der Erwähnung Gottes los; ja sie trieben ihren theoretischen und praktischen Atheismus so weit, daß sie sich selbst die entschiedensten blasphemischen Aeußerungen erlaubten. Die Welt hielten sie nicht für ein göttliches Schöpfungswerk, sondern für ein zufälliges Atomengebilde. In Moses erkannten sie zwar den Gesetzgeber der Juden, nicht aber einen göttlichen Gesandten oder Propheten an und seine Gesetze verachteten sie als den Ausfluß einer unverbindlichen Willkür. Dem Sabbathe sprachen sie alle Heiligkeit ab und verlachten die, die sie ihm beilegten. Die pharisäischen Traditionen verwarfen sie als thörigte Neuerungen und versagten ihnen, wie ihren Urhebern, alle Folgsamkeit. Ihre Erklärungsweise der heiligen Schriften war der der pharisäischen entgegengesetzt, d. h. streng buchstäblich, während dagegen ihre angebliche Verwerfung der Propheten und übrigen heiligen Bücher außer dem Gesetze Mosis sehr unwahrscheinlich ist, da Philo kein Bedenken trägt, aus den Orakeln des Jeremias und den Psalmen gegen sie zu argumentiren. Selbst Mythen erkannten sie in dem A. T. an und rechneten namentlich Gen. 3. dahin. Diese religiösen Ansichten führten nun folgerichtiger Weise auch zu einem sehr frivolen und sittenlosen Wandel bei ihnen und er wird deßhalb von Philo geradehin als ein epikuräischer bezeichnet, dessen nähere Charakteristik sich der Verf. bis auf eine andere Gelegenheit vorbehält. Er fügt hier-

hierüber nur die Aeußerung bei: Quam invidiose autem Philo eos (ob mores Epicuro dignos) taxaverit, illud luculenter demonstrat, quod porcos eos appellat, fures, pestes civitatum, eosque confidit Messiae tempore per crabrones immissos debellatum iri.

Indem wir nun der weitern Ausführung dieses Gegenstandes mit gerechtem Verlangen entgegensehen, bemerken wir noch, daß der Verf. diese philonianische Schilderung der Sadducäer im Einzelnen wohl für Etwas scharf und leidenschaftlich, im Ganzen aber für wahr erklärt, weil sie Theils mit andern (schon angedeuteten) historischen Zeugnissen, Theils mit der Eigenthümlichkeit der primitiven Grundsätze, von denen ihre Philosophie ausging, vollkommen übereinstimmt. Er sagt hierüber: Fieri potest, ut ista imago Sadducaeorum, utpote ab hostili manu Pharisaei hominis adumbrata, naturae veritatem non satis fideliter exprimat, nativo colore hic illic plus minus adulterato. Sed quum narratio de placitis alicujus philosophi non solum testimoniorum fide, sed etiam convenientia decretorum tum cum ratione et sententia ipsius, tum cum natura hominis judicanda sit, non vereor, ne Philonea Sadducaeorum descriptio in summa rei erraverit. —

Wie schwierig es übrigens war, die in den Schriften des Philo zerstreut liegenden Züge der Sadducäer zu einem Ganzen zu verbinden, leuchtet von selbst ein und die im Anhange bis zur Zahl 182 aufsteigenden namentlichen Textnachweisungen legen dafür ein starkes Zeugniß ab.

Musterpredigten der jetzt lebenden ausgezeichneteren Kanzelredner Deutschland's und anderer protestantischen Länder. Herausgegeben von Dr. Heinrich

rich August Schott, Geheimem Kirchenrathe und Professor der Theologie zu Jena. Erster Band. Mit Königl. würtembergischem Privilegium. Leipzig, 1836. Verlag von Gustav Wuttig. 487 SS. in gr. 8. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Wie der Verleger den Titel Musterpredigten genommen wissen will, ist leicht zu begreifen. Unter ihm bietet er dem Publicum Idealpredigten, das Beßte, was auf dem homiletischen Felde erwachsen kann, Vorträge dar, unter die man ohne Ausnahme und Bedenken das Votum setzen möge: so muß eine Predigt seyn, so und nicht anders. Bescheidener interpretirte der edle, zu früh von seinem Tagewerke abgerufene Begründer des Unternehmens, der sel. Schott, das ausgehängte Schild. Er erklärt es nämlich S. VI. der Vorrede, selbst für vom Buchhändler gewählt. Und mildernd, in der ihm eigenen echt christlichen Demuth setzt er hinzu: „Es gibt nur Einen Musterprediger, Jesus Christus. Zur Beruhigung also werde darüber bemerkt, daß der Begriff Musterpredigten hier relativ genommen und von solchen Arbeiten verstanden wird, welche bewährte Kanzelredner unter ihren homiletischen Producten als die auserlesenen und auserwählten betrachten können." Dem Publicum jedoch muß es erlaubt seyn, sich die Sache noch auf eine andere Weise zu denken. Wie der Kaufmann eine Musterkarte führt, daraus Jeder im Kleinen sehen kann, was die Fabrication im Großen und Ganzen liefert; so zeigt hier die homiletische Kunst in einzelnen Vorträgen ihrer Jünger, was sie überhaupt vermag, oder auch nicht vermag. Sie zeigt an der Probe, wie dermalen gearbeitet wird. So hätten wir hier eine dreifache Auslegung des Titels, und für die Vorträge selbst vielleicht auch eine dreifache Rubrik, sie darunter zu ordnen. Wir wollen indessen,

eingedenk, daß die ewige Norm der wahren Predigt von uns Allen noch gesucht wird, die Linie nicht so scharf und eigenmächtig ziehen. Da aber auf Musterpredigten eigentlich auch eine Musterrecension gehört, so sprechen wir für die letztere nöthgedrungen sogar noch eine vierte Rubrik des Musterhaften oder Musterlichen an. Eine Musterrecension will nämlich die unsere nur in sofern seyn, als sie die Musterpredigten dieses Bandes mustern soll und die Colonne die Revue passiren läßt. Nur mit kurzen Bemerkungen wollen wir den Vorüberzug begleiten, und dem Leser selbst es überlassen, welchen Einzelnen er das Musterprädicat von unserer obigen Nummer, Eins oder Zwei, oder Drei zu erkennen mag.

Es ist aber in der That eine ziemlich bunte Truppe, nach Farbe, Ton, Schnitt und Waffe, einer homiletischen Bundesarmee nicht übel zu vergleichen. Alte gediente Leute bilden den Kern. Jüngere Helden treten heran. Leichte Kämpfer und schwere. Im Feuer Geübte und Andere nur auf dem Platze. Einige sogar den Feind ganz wo anders suchend, als wo ihn das Geschütz der Veteranen trifft. Doch des Bildes genug. Welche Gegensätze bietet uns schon der erste Heft in den Predigten von Marheinecke und Röhr, von Schottin und Tischer dar. In mehr alt- als neutestamentlichem Sinne stellt Marheinecke „den Tagen der Freude, welches die Sonntage seien," den Bußtag als „einen Tag der Trauer und der Buße" gegenüber. In mehr dogmatischer als evangelischer Weise denkt er überhaupt vom Bußethun, das er Theil 2. sogar der Prüfung vorangehen läßt, da doch Prüfung und Erkenntniß unserer selbst die natürliche Basis der Reue und des Besserwerdens mit Gottes Gnadenhilfe sind. In mehr gelehrter als populärer Sprache führt er über 2. Chron. 15, 1. 2. das Thema aus: Wie wir dahin kommen können, des Vaterlandes höchstes Glück zu erreichen (?), welches ist, daß der Herr mit ihm sei. Darzu gehört

a)

a) daß wir die Bedingung erkennen, ohne welche dieß Glück nicht zu erreichen sei; b) daß wir sodann weiter auch in Buße uns prüfen; c) daß wir endlich auch in Gehorsame und Treue bei dem Herrn verharren. Die Sprache, in der es unter Anderem philosophisch lautet: „die Wahrheit ist ein Allgemeines und Nothwendiges, das erkannt werden kann von dem Geiste, ohne daß u. s. w.;" ist gleichwohl weder immer edel, noch immer genau. „Sich passen und schicken," S. 9., ist der Kanzel nicht ganz würdig. Und wenn es S. 8. heißt: „Man sieht nicht, was man hat, sondern was man verloren hat;" so kann man ja auch suchen, was man noch niemals hatte und darum auch nicht verlieren konnte. Als Einleitung aus dem Texte in den zweiten Theil ist der Satz um so weniger zu entschuldigen. — Wie einfach dagegen und in ihrer Einfachheit classisch ist die Johannispredigt von Röhr, welche die Art und Weise schildert, wie sich uns Gott in unserem häuslichen Leben offenbaret. Sie nennt die Segnungen, mit welchen er uns im häuslichen Leben überschüttet, die Prüfungen, welche er über uns verhängt, die Tröstungen, welche uns da entgegenkommen, die Vergeltung endlich, welche er in demselben zu üben pflegt; und schließt ermahnend, dafür Sorge zu tragen, daß wir für jene Offenbarungen Gottes Sinn und Auge haben, und, wie das Haus des frommen Priesters auf dem Gebirge Juda's, unser Haus zu einer Hütte Gottes bei den Menschen machen. — Schottin stellt dar: Die Reise der zween Jünger nach Emmahus als ein Bild unserer Lebensreise. Er thut es disponirend nach den Dichterstrophen: „Wir gehen aus, nicht wissend unser Loos — da nahet unvermerkt ein göttlicher Gefährte. Er bindet uns von tausend Zweifeln los — und lässet Trost erblüh'n im Schmerz' der Erde — Herr bleibe bei uns auch im Abendgrauen — da fällt der Schleier, Glaube wird zum Schauen." Eine Herz gewinnende Pre-

Aber der Verf. gewinnt, wie der Dichter gewinnt. Und das Gemüthvolle der heiligen Rede möchte hier doch wohl mitunter dem Gemüthlichen nahe stehen. Dagegen wieder Tischer, der Psycholog, der Kenner des menschlichen Herzens, der Anatom, der die Gefühle zerlegt und schon deßwegen sich selbst von keinem stark rühren lassen darf! Nach Röm. 5, 5. läßt er die Rede seyn: Ueber die Fehler unseres Herzens bei'm Hoffen, oder: warum wird die Hoffnung des Frommen nicht zu Schanden. Er nennt vier Fehler. Man hofft nicht aus dem rechten Grunde — man hofft zu viel Bestimmtes und nicht im Allgemeinen — man hofft ohne sein Zuthun — man hofft endlich, ohne die rechte Zeit zu erwarten. Der Fromme vermeidet diese Fehler, und darum werde seine Hoffnung nicht zu Schanden. Die Predigt hat durchweg etwas Negatives. Der Friede fehlt, der über den Leser kommen soll. — Näher stehen einander Schott und de Wette. Gründlich und mit Fleiße stellt der Letztere in einer Reformationspredigt, gehalten zu Basel an dem Tage des genfer Jubiläums, nach Gal. 5, 13—16., die evangelische Freiheit dar, welche a) in der Unabhängigkeit von Gesetz und Menschenansehn bestehe, b) durch den Glauben an die christliche Offenbarung beschränkt, und c) mit Liebe verbunden sei. Bei aller Gediegenheit scheint uns der Ausführung doch einigermaßen das Interessante zu fehlen, und an die Stelle des Rednerischen ist theilweise zu sehr das Abhandelnde getreten. Bei gleichem Ernste der homiletischen Muse ungleich ansprechender ist darum die Predigt von Schott, eine Pfingstrede, welche über Ephes. 5, 18—21. zum Gegenstande hat: Die segensvollen Wirkungen des göttlichen Geistes, die wir in unsern christlich-religiösen Versammlungen zu erwarten haben. Sie werden ganz einfach in Erleuchtung, Heiligung und Tröstung nachgewiesen. Aber die Ausführung ist trefflich, und man sieht hier, um gut

zu

zu predigen, braucht man nicht eben nach einer neuen Disposition zu haschen. Ein rechtes Wort zur Zeit und am Orte enthält der erste Theil von da an, wo es lautet: „Auf Alle, die in dem Hause des Herrn mit wahrer Andacht weilen, kommt der erleuchtende Geist Gottes hernieder, auf Alle, auch Euch nicht ausgenommen, die ihr durch Bildung euerer geistigen Anlagen und Kräfte, durch religiöse Kenntnisse und Einsichten vor Andern ausgezeichnet seid." Und das Schicksal des zu früh Geschiedenen macht die Worte seiner trauernden Freunde um so bedeutender: Ergreift uns eine natürliche Bangigkeit bei dem Gedanken, daß unsere letzte Stunde vielleicht nicht fern sei — die Todesgedanken sollen im Tempel Gottes, am Altare Jesu Christi, nicht verscheucht aus unserer Seele, sie sollen wohlthätig unterhalten, im freundlich milden Lichte des Evangeliums betrachtet, und in Gedanken des Lebens, in veste Hoffnungen auf die bessere Welt, in heilige Rührungen verwandelt werden. Denn Alles, was uns hier umgibt, im Heiligthume des Herrn, hier vor dem Angesichte Gottes, hier an der Grenze des Sichtbaren und Unsichtbaren, Alles verkündet uns mit feierlichem Ernste, es komme Licht aus Dunkel, Leben aus dem Tode, und eine reiche frohe Aernte aus der Thränensaat hienieden. Alles erinnert uns hier an Jesum Christum, den Auferstandenen, der Leben und unvergängliches Wesen an's Licht brachte." Have pia anima. — Der zweite Heft bringt eine Weihnachtspredigt von Alt über Joh. 1, 14.: Sehen wir die Herrlichkeit Christi? Und gibt die Antwort: Wir sehen sie da, wo wir die Gotteserkenntniß, die er offenbarte, in ihrer Reinheit leuchten — den Glauben, in dem er lebte, mit seiner ganzen Kraft herrschen — die Liebe, mit der er beglückte, die Fülle ihres Segens entwickeln sehen. Die Predigt ist lebendig und praktisch. Der Disposition entsprechender aber wäre das Thema so gestellt worden: Wo sehen wir die Herrlichkeit Christi? Und

den

den Namen einer Weihnachtspredigt würde der Vortrag mit größerem Rechte führen, wenn das festliche Moment vester im Auge behalten worden wäre. — Dietzsch hat Statt eines Vortrages zwei gegeben, im Gefühle vielleicht, daß einer ohne den andern als zu leicht befunden werden möchte. Ueber Joh. 10, 12—16. handelt die Predigt bei der Confirmationsfeier davon, wie diese Feier junger Christen eine eben so heitere als ernste Seite habe. Die andere bei der Communion der Erstlinge gehalten, gibt aus dem Evangelio vom Sonntage Cantate: Heilsame Erinnerungen an junge Christen bei ihrem Eintritte in die Welt. Diese letztere Predigt benutzt den Text gewandt und praktisch, und erhebt sich auch im Tone Etwas höher, als ihre ältere Schwester. Wunderlich klingt es in jener, wenn von dem Gedanken, daß das evangelische Bild vom guten Hirten „seine Licht- und Schattenseite habe," der Uebergang zu dem obenerwähnten Thema von der heitern und der ernsten Seite der Confirmationsfeier genommen wird. Dazu wäre der gute Hirte nicht nöthig gewesen, wenn er weiter in der Predigt Nichts sollte. Denn da bekanntlich alles Ding in der Welt zwei Seiten hat, so hätte auch ein jegliches als Text zu diesem Thema getaugt. Und wenn es S. 114. von den Kindern heißt: „Heute aber behauptet dieses Herz in der Sache der Religion zum ersten Male seine Rechte, und die ersten frommen Thränen, die ihr Gotte und der Tugend weinet, entfallen heute eueren Augen;" so wissen wir in der That nicht recht, weder, was wir von den Schulen des Verfs., noch von dessen Confirmandenstunden halten sollen. Es war wohl nur eine rednerische Floskel und nicht so ernstlich gemeint. — Die würdevolle Haltung, die wir in unserer Zeit und in unserer Lage mehr als je zu behaupten und zu beweisen haben, hat die Predigt am Constitutionsfeste 1833 von Givardet in Dresden zum Gegenstande. Ein guter

Vor-

Vortrag. Nur hat uns die, fast an unser obiges Bild erinnernde, „würdevolle Haltung," und so auch das nicht recht gefallen wollen, daß der Verf. nicht sowohl über seinen Text 1. Petr. 2, 12., als vielmehr über die darauf folgenden Verse predigt, denen er die Unterabtheilungen wenigstens für seinen ersten Theil entnimmt. — Aehnlich der obgenannten von Schott führt hier eine Predigt von Horn ein gewöhnliches Thema nach einer homiletisch-gangbaren Disposition, aber durchweg trefflich aus. Wie Viel wir entbehren würden, wenn uns der Glaube an die Fortdauer unserer Seele nach dem Tode nicht gegeben wäre, über 1. Kor. 15, 12—22. Wir entbehrten dann a) ein genügendes Verständniß unserer menschlichen Natur und ihres erhabenen Schöpfers; b) die kräftigste Stärkung auf dem Wege der Pflicht; c) den vesten Muth, dessen wir unter den Leiden der Erde bedürfen; d) den wahren Trost bei'm Hingange Derer, die wir achten und lieben, und bei unserem eigenen Abscheiden von der Erde. In Zeiten, wo der Unglaube die Hoffnung der Gläubigen verspottet und eine täuschende Philosophie das Aufgeben der Persönlichkeit im Hingeben an das Unendliche allen Ernstes für den Sieg der edelsten Resignation erklärt, thut es wahrhaft wohl, einen frommen, edlen Geist mit christlicher Entschiedenheit seine Ueberzeugung von der Realität eines Glaubenspunctes aussprechen zu hören, mit dem im eigentlichsten Sinne unser Menschseyn steht und fällt. — Predigt am Sonntage Exaudi über das Evangelium, von Kochen: Daß noch immer die Göttlichkeit des Christenthums ganz besonders aus dem ihm eigenthümlichen Geiste der Wahrheit hervorgehe; weil derselbe a) sich an die erhabensten Vorstellungen anschließt, deren unsere vernünftige Natur fähig ist; b) unsern höchsten sittlichen Bedürfnissen vollkommen entspricht; und c) der sicherste Leitstern für uns im Leben und im Tode ist. Ein gewaltiger

Stoff

Stoff ist hier in einer, wir möchten sagen, oratio succincta, geistreich und mit trefflichen Bibelstellen übersichtlich zusammengestellt. Jedoch bricht die Predigt kurz ab. Praktische Folgerungen aber aus dem durch die drei Theile Erwiesenen wären wohl an ihrer Stelle gewesen. — Eine Erntepredigt von Schuderoff über Jes. 42, 5. 6. macht den Beschluß dieses Heftes. Sie schildert in der gewohnten Weise des Verf. in edler Sprache, aber den schönen Text weniger als man wohl wünschen möchte, für das Einzelne benutzend, einige unstatthafte und verkehrte Urtheile in Bezug auf die Ernte. Die Art und Weise dieses Redners spricht sich unter Anderem da charakteristisch aus, wo er die materiale Ansicht Derer züchtigt, die nichts Höheres kennen, als was die heilige Schrift unter der Benennung Nahrung und Kleidung begreife: „Den sinnigen Beschauer eines kostbaren Gemäldes verspotten sie und begreifen ihn wenigstens nicht; aber an einer mit Speisen und Getränken wohlbesetzte Tafel gehen sie nicht vorbei. Den rechnenden Sternkundigen halten sie für einen unnützen Grübler; nehmen aber wohl den von ihm ausgearbeiteten Kalender zur Hand und richten sich nach demselben. Den Gelehrten, den wissenschaftlichen Forscher lassen sie gewähren; aber Tanz und Lustbarkeiten haben für sie einen höheren Werth, als im Dienste der Wahrheit und Weisheit durchwachte Nächte." — Den dritten Heft eröffnet Hüffell über Luk. 3, 1—10.: Wie wichtig die Wahrheit sei, daß sich die Sache Christi ganz als eine fromm-sittliche Lebensangelegenheit herausstelle. Nach dem Texte, und von dem Sittenprediger Johannes abgeleitet, hätte es entsprechender: eine sittlich-fromme Lebensangelegenheit heißen müssen. Denn im Johannes waltet jedenfalls das sittliche Element vor dem frommen vor. Uebrigens war es ein großer Vorwurf, den sich die Predigt nahm, und man fühlt beim Lesen, daß derselbe in den Schranken Eines Vortrages kaum

völlig

völlig aufgearbeitet werden konnte; zumal nach der weitläufigern Disposition des Verfs., der die Wichtigkeit jener Wahrheit darin findet, daß a) Behauptungen des Irrthums und des Vorurtheils durch sie entschieden abgewiesen werden können, besonders die, als ob das Christenthum sich im Buchstaben streng abgeschlossener Lehrsätze bewege, und man nur unter gewissen äußern Formen und Bedingungen selig werden könne; b) darin, daß sie die Frage über christliches Leben selbst zur klaren Entscheidung bringe, daß nämlich unsere Sittlichkeit eine fromme, und unsere Frömmigkeit eine sittliche seyn müsse; c) darin endlich, daß sie uns über unsern Standpunct und über den unserer Kirche, manchen überspannten oder irrigen Anforderungen gegenüber beruhige. — Kaiser am Reformations- und Bibelfeste 1834 über Matth. 13, 45. 48.: „Wie oft, sagte ich mir, wie oft ward dir der Anblick des armen Schulkindes mit seiner Bibel unter dem Arme ein Gegenstand deiner innigsten Freude! Ist nicht das Titelblatt unserer Bibel die einfachste, aber Alles sagende Aufschrift des unsterblichen herrlichen Denkmals, an dem wir heute nachdenkend verweilen sollen?" Er nimmt demnach und dem Textesbilde folgend zum Thema: Die ganze heilige Schrift, verdeutscht durch Dr. Martin Luther, die kostbare Perle unserer protestantischen Kirche. Es sind sehr ansprechende Stellen in dieser Predigt. Auch viel historische Data, welche letztere jedoch dem Rednerischen theilweise Eintrag gethan haben. — Predigt über die Epistel am 2. Advente von Schläger: Ueber den Plan Jesu, die Menschheit zu Einem Ganzen zu verbinden. Einfach wohl, aber auch etwas oberflächlich wird gezeigt, a) daß Jesus diesen Plan wirklich gehabt habe, b) daß solcher Plan groß und beseligend, c) bedeutend ausgeführt sei, d) daß aber immer noch Viel an seiner Vollendung fehle; e) und daß darum an Alle die dringende Aufforderung ergehe, jenen Plan nach

Kräften

Kräften seiner Entwickelung näher bringen zu helfen. — Osterpredigt über 1. Kor. 15, 12—20. von von Schmidt zeigt: Die Auferstehung Jesu Christi in ihrer segensreichen Wichtigkeit. Der Text steht bloß auf dem Titelblatte. Das Ganze ist mehr rhetorisch als überzeugend. Denn aus Jesu Auferstehung folgt doch, unter Anderem, nicht, daß wir auferstehen. Und wenn der Verf. S. 248 ganz entschieden und mit Nachdrucke sagt: „Nun ist's am Grabe meine veste freudige Hoffnung: ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich nachher aus der Erde auferwecken, und werde alsdann mit dieser meiner Haut umgeben werden;" so hat er vergessen, daß Hiob, der überhaupt kein Held der Unsterblichkeitshoffnung war, hier seine leibliche Genesung und die Haut im Sinne hatte, die er dann auch noch lange, von ihren Schwären befreit, hienieden getragen hat, nach der Schrift. Mit solchen Beweisgründen ist unserer hoffnungsschwachen Zeit nicht gedient. Mit so materialen Anweisungen auf das Jenseits geben wir den Spöttern die Waffen selbst in die Hände. Wir wollen nicht so fleischlich die Auferstehung des Fleisches predigen, nicht wieder mit den alten Gesangbuchswächtern zu Ostern singen: Dann wird eben diese Haut mich umgeben, wie ich gläube. — Predigt von Schott am Bußtage über Gal. 5, 24. hat zum Thema: Die Selbstverleugnung des wahren Christen. Hier heißt es frei vom Erbsündendogma unter Anderem in Bezug auf das Kreuzigen des Fleisches im Texte: „Erleuchtet von der evangelischen Wahrheit, betrachten sie zwar das Leibliche und Sinnliche am Menschen keineswegs als etwas ursprünglich Sündhaftes und Böses, denn es ist von demselben heiligen Gotte, der uns Vernunft und Freiheit des Willens gab, geschaffen und geordnet und mit dem Geiste hienieden verknüpft, um den erhabenen Endzweck des menschlichen Daseyns an seinem Theile

zu

u fördern. Daß aber der Geist, der gottverwandte Geist, der inen Zug nach Oben hat und am Gesetze Gottes Wohlgefalen findet, die Oberherrschaft unbedingt behaupten müsse, ieß u. s. w." — Etwas berlinisch dagegen läßt sich Schultz über Matth. 9, 1 — 8. vernehmen: Die Errettung des sündigen Menschen durch Christum. „Woraus aller Menschen Kummer und Noth hervorgeht, as lehrt uns ein ernster Blick auf den Gichtbrüchigen. Durch eine Sünde war er in einen so traurigen Zustand gekommen." Wir haben aber dagegen das Wort Christi selbst: Weder dieser noch seine Aeltern haben gesündigt, daß er blind geboren ist! Eben so übertrieben ist es, wenn S. 270 Christo eine unendliche Macht zugeschrieben wird. Das Ende, oder die Schranke seiner Macht sprach er ebenfalls selbst aus, als er von dem redete, das der Vater seiner Macht vorbehalten habe. — Der vierte Heft bringt eine Neujahrspredigt von Böckel, die nach Gal. 6, 7. in's Licht stellt: Den innigen Zusammenhang, der zwischen Gegenwart und Zukunft Statt findet. Der erste Theil zeigt diesen Zusammenhang, indem er die Zukunft als Fortsetzung — Entwickelung — Enthüllung — und als Vergeltung der Gegenwart schildert; der zweite zieht praktische Folgerungen. Die Distinction der genannten Untertheile ist fein; das Ganze in der gewohnten soliden Weise des Verfassers. — Auch in gewohnter Weise läßt sich Dräseke über Ps. 8, 2. vernehmen. Der Text: Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran, wird gleich zum Thema genommen, und eine Erinnerung — eine Ermahnung — eine Verheißung, sehr einfach und natürlich, darin gefunden. Aber gegen die Logik ist in der Ausführung des Ganen sehr merklich gesündigt. Denn wenn die Erinnerung autet, die Werke des Herrn seien groß a) in der Natur, b) im Menschen, c) in der Kirche; so nimmt die Ermahnung,

nung, daß wir ihrer achten, und die Verheißung, daß wir dann eitel Lust daran haben sollen, einzig auf die Werke Gottes in der Natur Rücksicht. Die beiden Untertheile b) und c) in I. werden nicht weiter urgirt, an die Werke Gottes im Menschen selbst und in der Kirche Christi wird nicht weiter gedacht. So stehen sie rein müßig oder höchstens bloß in formaler Geltung, um in allen Theilen ein a. b. und c. symmetrisch zu gewinnen, an ihrer Stelle. Uebrigens ist der Vortrag als Naturpredigt reich an ergreifenden Stellen. — Karfreitagspredigt von Fäsi, über Mark. 15, 33—41.: Der Tod das unbestechlichste Gericht über Menschenwerth. Die Verherrlichung Jesu im Tode wird in analytischer Behandlung des Textes mit einer theilweise erschütternden Beredtsamkeit dargestellt. Doch lag es in der Sache selbst, daß vor diesen Schilderungen, die dem Tode des Welterlösers gelten, die Uebertragung auf den Tod anderer Sterbenden, zu welcher der praktische Sinn den Verf. leitete, einigermaßen in den Hintergrund treten mußte. Die Textesworte: und es ward eine Finsterniß über das ganze Land bis um die neunte Stunde, geben dem Redner unter Anderem zu folgender Darstellung die Veranlassung: „Es schwiegen die Menschen, welche so vielfach verpflichtet waren, ihre Stimme für ihn zu erheben. Von allen seinen Geretteten vertheidigt nicht Einer laut die Unschuld seines Lebens, die Reinheit seiner Bestrebungen. Und seine heilige Tugend sollte gar keinen Anwalt finden? Nein, der Allmächtige spricht, wo die Kinder des Staubes verstummen; schauerlicher, als durch das lauteste Brüllen seiner Donner, spricht er durch die feierliche Stille der Natur. Als hätte sie Kenntniß von Dem, was unter ihr vorgeht, verbirgt die flammende Sonne mitten am Tage ihr Antlitz; als schämte sie sich, zu solchen Gräueln leuchten zu müssen, entzieht sie ihre milden Strahlen der mordbefleckten Erde.“ Unsere Zeit ist krank, predigt am 18.

Octo-

er 1833 Kottmeier in Bremen, über 5. Mos. 15, 26. Der erste Theil gehört der Semiotik, der andere der Therapeutik an. Der Verf. hat nur die politische Krankhaftigkeit der Zeit im Sinne. Aber die Rede ist kräftig und körnig. Im zweiten Theile heißt es unter Anderem: „Suchen wir denn vor Allem Heilung und Hilfe nicht unter jenen Fremden, welche eben den Herrn als den Arzt verwerfen; von denen vielmehr das süßlich berauschende Krankheitsgift ausgegangen ist, und abermals uns dargeboten wird. Wie? Ein Volk sollte uns Hilfe bringen, das sich selbst nicht helfen kann?" Es folgt nun eine für unsere Nachbarn über dem Rheine nicht eben schmeichelhafte Schilderung, bei welcher der Redner wohl auch die Erinnerung an das, was Bremen unter französischer Herrschaft litt, bitter machen half. Eine Note sagt, daß er selbst eilf Monate lang in der Verbannung lebte, und nur durch Napoleon's Unglück frei ward. — Lösch nach Luk. 5, 1—11. wendet die Geschichte vom reichen Fischzuge Petri auf seine Zuhörer und deren Verhältnisse, und zwar a) zur Belehrung, b) zur Warnung, c) zum Troste an. Die Einleitung greift der Betrachtung vor, und schmälert das Interesse für die letztere. — Den Beschluß des Heftes macht eine Predigt am Sonntage Estomihi von Schwarz in Jena: Der Erlöser sieht sein Leiden vorher und geht ihm dennoch entgegen. Der erste Theil hat es mit einer Verständigung darüber zu thun, auf welche Weise er zu diesem Vorherwissen kam; der andere würdiget das Thun des Erlösers nach einigen seiner bedeutendsten Beziehungen. Hier ist Alles innerhalb der Grenzen des menschlichen Geistes genommen, das Vorherwissen Jesu nicht als ein Wunder, sondern rein psychologisch aufgefaßt, und durch das Ganze hindurch die Ansicht des christlichen Rationalismus festgehalten; aber dieß mit einer Wärme, mit einer Liebe, mit einer Verehrung des Heiligen Gottes, daß die Predigt dem

Vor-

Vorwurfe, als ob der Rationalismus einer Begeisterung, einer Enthusiasmus, einer Anbetung des zum Göttlichen verklärten Menschlichen in Christo nicht fähig wäre, füglich zur factischen Widerlegung dienen könnte. Wir müssen sie für die Krone der Sammlung erklären. — Fünfter Heft. Er enthält zunächst eine Predigt von Couard: Das Weihnachtsfest ist ein Fest großer Freude allem Volke; a) den Glücklichen der Erde, b) den gebeugten Duldern; c) den frommen Seelen, d) den bekümmerten Sündern, e) den schwachen Kämpfern, f) den Pilgern am Rande des Grabes. Die Disposition hat im Thema keine Beschränkung. Und wollte man das allem Volke erschöpfen, so müßte man noch tiefer in's Alphabeth. Aber sie ist auch in sich selbst nicht logisch richtig. Die sechs Nummern schließen sich nicht alle aus. Pilger am Grabe sind eigentlich alle von a—f Genannten. Und ist Weihnacht den frommen Seelen ein Fest großer Freude, so können ja auch die gebeugten Dulder, und die schwachen Kämpfer fromme Seelen seyn. Auch nimmt das Exordium in der Weihnachtsfreude selbst einen zu großen Anlauf, als daß das Thema, in seiner Reflexion über diese Freude, nicht schon etwas Abkühlendes hätte. Der Ohnmachtslehre einigermaßen verwandt sind die Theile, die es mit dem zu thun haben, was die bekümmerten Sünder und die schwachen Kämpfer an Christo haben sollen. — Ueber Joh. 4, 23. 24. behandelt Hagenbach zu Basel die Frage: Wie weit die Zeit einer reinen Gotterkenntniß gekommen sei. Die Predigt ist brav gearbeitet, und nimmt gegen das Ende hin auf das Kommen des Herrn, auf den Advent, zweckmäßig Rücksicht. Allein wenn der Verf. immer nur von reiner Gotteserkenntniß redet, und gleichwohl die rechte „fromme Gesinnung des Herzens" darzu rechnet, so hat er sich im Ausdrucke vergriffen, und hätte die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit im Texte unter ein entsprechenderes Wort

bringen

ringen sollen. Daß die Samariter „auf dem Berge zu Gaizim" angebetet haben sollten, S. 414, hätte einem Professor er Theologie nicht entwischen dürfen. — Hesekiel in Altenburg predigt über 1. Kor. 13, 13.: Im neuen Jahre en alten Glauben, die alte Liebe, die alte Hoffnung. Sehr ansprechend. Indessen ist diese Fassung nicht nehr original, seit der sel. Wankel, zu Neujahr sein Amt ntretend und die damals in Sachsen, nicht ganz willkommenen rsten neuen Perikopen findet, ungleich casualer und schlagener predigte: Ein neues Jahr, aber der alte Gott; neue Texte, aber das alte Wort Gottes; ein neuer Pfarrer, aber, ebe Gott, die alte Liebe. — Der Glaube auf Zeichen nd der Glaube ohne Zeichen, von John, Diakonus n Hamburg, über das Evangelium vom 21. Trinitatissonnage. Ein originaler und kräftiger Geist. „Die Wunder ben, heißt es im ersten Theile, welche vor achtzehnhundert Jahren geschehen sind, von denen wir selbst Nichts gesehen haen, und nur aus fernen Zeiten eine schwache Kunde zu uns erüberschallt, können uns nicht mehr als Beweise dienen. Sie ützen nicht den Glauben, vielmehr sie erschweren gerade Vielen den Glauben an das Evangelium. Wenn also nicht auf ndere Weise der Wunderbeweis ersetzt werden könnte, so nüßten wir klagen, daß es uns unmöglich wäre, noch mit der ebendigkeit und Sicherheit zu glauben, wie die Zeitgenossen Jesu; ja wir hätten ein Recht zu sagen: weil wir keine Zeichen und Wunder sehen, so glauben wir nicht." Aber wir edürften des Wunderbeweises nicht, sagt der zweite Theil. Denn der Glaube ohne Zeichen sei der edlere, und komme aus er persönlichen Herrlichkeit Jesu Christi — aus der Angemeenheit seiner Lehre zu den Bedürfnissen unseres Herzens — nd aus der Erfahrung von der Gotteskraft des Evangeliums. — Krehl in Leipzig über Röm. 6, 19—23.: Die Erinerung an die Schuld. Sie ist unvermeidlich — freude-

leer

leer — demüthigend — unheilbar. Die Ausführung iſt pſychologiſch ſcharf und ergreifend. Bei der Unheilbarkeit der Erinnerung an die Schuld fiel uns unwillkürlich jene Stelle aus der Schuld von Müllner ein: „Auswendig kann der Menſch Alles lernen, was er will, Moſis Bücher, die Propheten und die ganze heilige Schrift. Aber, was er weiß, vergeſſen, das ſteht nicht in ſeiner Macht, und kein Arzt kann das Gedächtniß reinigen von dieſem Ausſatze.“ Vielleicht, daß dem Verf. jenes Wort auch vorſchwebte, aber daß er es aus Müllner's Munde zu unhomiletiſch fand. — Den Beſchluß macht von dem, Jeruſalem eine Thräne weinenden, Chriſtus entnommen, ein Wort Schottin's; über den Werth unſerer Thränen. Verdammlich die Thränen des Zorns und der Verſtellung — natürlich die Thränen des Schmerzes und der Freuden — edel die Thränen des Mitgefühls — heilig die Thränen der Reue und Buße — himmliſch die Thränen des Glaubens und der Hoffnung. So ſteigt die Rede in willkommener Gradation aus der Tiefe in die Höhe, ein Verfahren, in dem Mehr liegt, als manche Redner denken. Wir ſind mit der Predigtweiſe des Verfs. nicht völlig einverſtanden, und meinen, daß das Brod, dem Chriſtus ſeine Lehre verglich, Etwas hausbackener war, als das in den ſchottin'ſchen Reden. Allein in ſeiner Art iſt der Verf. wahrhaft ausgezeichnet, und er ſteht uns höher, als Dräſeke und andere Helden der ſogenannten ſchönen Predigt.

Das Papier unſeres Exemplars iſt ſehr anſtändig. Auch der Druck iſt gut. Die Correctur jedoch könnte Etwas ſorgfältiger ſeyn.

Ueber das Cölibatgeſetz des römiſch-katholiſchen Klerus. Von Dr. Friedrich Wilhelm Carové.

rové. Erſte Abtheilung. Frankfurt am Main. Brönner. 1832. 2 Thlr. 6 Gr.

Auch unter dem beſondern Titel:

Unparteiiſche Betrachtungen über das Geſetz des geiſtlichen Cölibats und über das feierliche Keuſchheitsgelübde, beſonders den Räthen und Geſetzgebern der katholiſchen Staaten vorgeſtellt von dem Profeſſor C. A. P. Aus dem Italiäniſchen übertragen und mit Einleitung, Anmerkungen und ergänzenden und berichtigenden Zuſätzen herausgegeben von Dr. Fr. W. Carové. 473 SS. in gr. 8.

Darf ein Schriftſteller das alte Wort: Nunquam satis dicitur quod nunquam satis discitur zur Bekämpfung rgend eines mächtigen Irrthums der Zeit für ſich in Anſpruch ehmen, ſo würde der Verf. bei aller Fluth von Schriften nd Schriftchen über den Cölibat gleichwohl durch den eben enannten Kanon allein ſchon zur Genüge gerechtfertigt ſeyn, ie Literatur des Gegenſtandes mit einer ſtarken Nummer vernehrt zu haben, auch wenn dieſe Nummer nicht von ſolch inenſiver Stärke wäre, als ſie wirklich iſt. Er will ſeine Arbeit als einen Nachtrag zu dem Werke der Gebrüder Theiner betrachtet wiſſen, welches, nach ſeiner Erklärung, namentlich als reichſte Sammlung der Thatſachen und Zeitſtimmen, ie ſeit Einführung des Cölibatgebotes bis auf das achtzehnte Jahrhundert gegen daſſelbe Zeugniß abgelegt haben, für Jeden nentbehrlich ſei, der dieſen Gegenſtand nicht bloß in ſeinen Beziehungen zum Dogma und zur Verfaſſung, ſondern auch, ie dieß heutzutage allgemeineres Bedürfniß iſt, in ſeinen Beiehungen auf das wirkliche Leben und auf den Menſchen, wie

er eben im Durchschnitte vorausgesetzt werden müsse, vollständig kennen zu lernen wünsche. —

Voraus geht eine allgemeine Einleitung, die mit bei der bekannten Richtung und Gesinnung des Verfs. nur mit Einzelnem zu charakterisiren nöthig haben. So ist unter Anderem von Seite 5. an von der vorgeblichen Einheit der katholischen Kirche, von ihrem immer-, überall und in Allem-gleichen Glauben die Rede. Nur matte Oberflächlichkeit glaube noch an dieses Phantom, nur hochtrabende Dichterlinge und flache Vernünftler dürften es behaupten, daß außerhalb der katholischen Kirche keine dauernde Einheit sei. „Die freiforschenden Christen, sagt der Verf. mit Recht, kommen immer mehr zu sich selbst, erkennen immer allgemeiner das Recht zur freien Forschung als das gemeinsame Princip der Reformation, und verständigen sich immer unbefangener über das wesentlich und wahrhaft Allgemeine. Wenn auch eine ganze Generation, wenn auch Mehrere mit einseitiger Eingenommenheit sich über einzelne Puncte heftig bekämpfen, ihnen folgen unbetheiligte, ungereizte Forscher, die Alles, was erschöpfend Für und Gegen vorgebracht worden, ruhig übersehen und überdenken können, und die spruchreiche Frage dann ein für alle Male entscheiden. Die römisch-katholischen hingegen kommen immer mehr von sich selbst und, ohne es zu wissen, immer weiter von einander und zwar auf entgegengesetzten Wegen. Da, wo der freie Geistesverkehr gehemmt ist und keine öffentliche Meinung als allgemeines Gewissen als unbestechlicher Richter sich constituiren darf, da entartet der allgemeine Kirchenglaube bei den Nachdenkenden sehr häufig in völligen Unglauben, bei den Ungebildeten aber in immer trübern Aberglauben. Wo hingegen die römischen Katholiken der mannigfaltigsten geistigen Berührung mit Andersgläubigen sich nicht erwehren können, oder gar die Preßfreiheit eine allgemeine Beleuchtung der Sachen und Personen herbeiführt; da werden

sie

ie durch die göttliche Macht der Vernunft, des Rechtsgefühls
ind der Liebe sich selbst gleichsam entführt und unbewußt ge-
nöthigt, das Princip ihrer Gegner erst thatsächlich, dann
elbst ausdrücklich anzuerkennen. So sind gewiß die übermei-
ten sogenannten Katholiken in allen Städten Deutschland's und
n den größeren Frankreich's im Grunde und in der That Pro-
estanten, da das Grunddogma von der Unfehlbarkeit der Kir-
he bei ihnen gänzlich verkommen ist, und sie nur Dasjenige
lauben, was ihnen eben zu glauben beliebt, weil es sich mit
hren übrigen Welt- und Lebensansichten, die sie aus der
ichtkatholischen Welt und Literatur geschöpft haben, verträgt.
Die größte Mannigfaltigkeit herrscht darum unter ihnen, und
in pariser oder selbst ein wiener Katholik ist weiter von einem
römischen oder auch madrider entfernt, als ein londoner Frei-
enker oder ein nordamerikanischer Latitudinarier von einem ber-
iner Supernaturalisten oder einem schlesischen Herrnhuter.
Was aber bei den echtkatholischen Christen natürliche Ent-
wickelung, rechtmäßige Freiheit und deßhalb Vor-
bereitung zur Einigung, das ist bei den Anderen Ent-
artung und Abfall und Vorbereitung zur durchgängigen
Zersplitterung." Diesen Stand der Dinge schildert der
Verf. anderwärts kurz und bezeichnend mit dem treffenden
Gleichnisse, nach welchem die abrömische oder evangelische Seite
war in Gährung, aber in Weingährung, die römische
hingegen in Essiggährung oder gar in der faulen begrif-
fen sei. In einem ähnlichen treffenden Bilde führt der Verf.
seine Gedanken da aus, wo er von dem Abstractum des ortho-
dox-römischen Kirchengebäudes redet, das von der Kirche
im evangelischen Sinne, nämlich der Gemeinschaft der Kirchen-
glieder unter einander, wohl zu unterscheiden sei, eine Unter-
scheidung, auf welche er dann später bei der nähern Entschei-
dung der Cölibatsfrage wiederholt zurückkommt. „Dieses Ge-
bäude, heißt es da, ist ein bis in's Einzelnste ausgearbeiteter

als für ewig gehärteter und geordneter Dom, der nur verwittern, nicht aber sich auf lebendige Weise aus- und umbilden, noch von Innen heraus regeneriren kann. Sit ut erat, aut non sit! Nur Seyn oder Nichtseyn ist für ihn die Frage. Durch die anfänglich und fort und fort behauptete Selbstunfehlbarkeit und Unveränderlichkeit hat sich die lebendige Kirche zum bloßen Kirchengebäude krystallisirt, und ist hierdurch aus dem Reiche des Lebens, der Metamorphose und Transfiguration für Immer abgeschieden. Aber Diejenigen, die in diesem Gebäude zur Welt gekommen, sie sind nicht vestgebannt an seine Mauern, und auch ihnen ist der, Unendlichkeit und Freiheit anstrebende, Götterfunke eingeboren. Auch ihr Geist dürstet nach dem ungetrübten Lichte der Wahrheit, ihre Seele nach freier Entwickelung, ihr Herz nach unbeschränkter Liebe. Sie sollten den trüben Schein der sogenannten ewigen Lampe für reines Himmelslicht, die Erlaubniß, vor der Lampe und ihren Hütern zu knieen, für Freiheit und die kleine Zahl der Mitkirchlinge für die ganze Gottesfamilie halten. Aber die Lampenhüter sind selbst unter einander uneins geworden und haben in ihrem Streite die dunkeln Fensterscheiben zerbrochen, die dem ewigen Himmelslichte den Eingang versperrten; sein belebender aufrichtender Strahl hat in der knieenden Menge Vielen die Augen geöffnet und ihr Freiheitsgefühl frisch angefacht. Sie haben hinausgeschaut in's Freie, und siehe, ringsum die Kirche standen Millionen ihrer Ebenmenschen, die, wie sie, das Bedürfniß der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe hegen, und die eine Hand flehend und dankend zum himmlischen Vater heben, während sie die andere in Liebe ihren Menschenbrüdern entgegenreichen. Und immer Mehrere erwachen zum neuen Leben, und immer unruhiger wird es in jenem engen und begrenzenden Dome, und nicht für ihn, wohl aber für Alle, die er noch in sich schließt, bereitet sich jene Krise, die von den, dem Tageslichte abgewandten, Hütern als tödtlich ge-

gefürchtet, von den schon Befreiten aber als Genesung bringend für ihre Mitbrüder begrüßt wird." — Die eigentliche Frage, auf welche nun übergegangen wird, will der Verf. nicht so gestellt wissen, wie es gewöhnlich geschehe, nämlich: Soll die römisch-katholische Kirche das Cölibatgesetz aufheben, und: Soll der Staat den katholischen Priestern die Ehe gestatten? Sondern nach seiner Meinung müsse sie vielmehr so gestellt werden: Kann die römisch-katholische Kirche das Cölibatgesetz abschaffen, und: Darf der vernünftig verfaßte Staat unauflösliche Cölibatsgelübde oder Professe erlauben? Daß nun die beiden letztern Fragen auf das Entschiedenste verneinend beantwortet werden müßten, diese Ueberzeugung dem Leser zu vermitteln, ist der bestimmte Zweck des Buchs. Der Staat also darf jene Gelübde nicht dulden, die Kirche aber kann sie nicht abschaffen, ohne sich nämlich selbst aufzugeben. So stellt uns der Verf. zwischen zwei Mächte. Wir werden sehen, ob wie weit sein vorgeschlagenes Ausgleichungsmittel befriedigt. — Zum Schlusse der Einleitung gibt der Verf. noch einige Bemerkungen über die Ehe, welche „vom Apostel Paulus an bis auf die neuesten orthodoxen Cölibatsvertheidiger nothwendig im gleichen Maße herabgesetzt wurde, als in welchem der Cölibat zu etwas Apostolischem oder Englischem, oder sogar Göttlichem aufgespreizt worden sei." Jene Bemerkungen müßten um so mehr Gewicht haben, als sie aus einer sehr katholischen und von der kirchgläubigen, hochgefeierten Feder, aus der Friedrich von Schlegels geflossen seien. Die Stelle ist wirklich schön und dient dem Unsinne, mit dem das Werk sonst zu kämpfen hat, zur anschaulich machenden Folie: „Die Ehe, sagt der Genannte, wird selbst nach der göttlichen Weltordnung als ein Heiligthum betrachtet, und ist auch in Wahrheit das sittliche Heiligthum des irdischen Lebens, auf welchem der älteste göttliche Segen ruht, und das zugleich die Grundlage bildet, auf welcher das Heil der Geschlechter

ter und der Nationen in ihrer sittlichen Wohlfahrt gegründet ist. Aus diesem Seelenbande der Liebe gehen alle die andern starken Bande und schönen Verhältnisse der Mutterliebe, der Kindespflicht und der brüderlichen Freundschaft zwischen Geschwistern und Anverwandten hervor, welche zusammen den unsichtbaren Lebensgeist und gleichsam den inneren Nervensaft der menschlichen Gesellschaft ausmachen." „So wichtig, heißt es weiter, ist die unverletzte Erhaltung dieses heiligen Begriffs, unermeßlich und verderblich sind die Folgen für die ganze Menschheit, wenn sie hier in ihrem Mittelpuncte verwundet wird, daß ich wohl glaube, ohne Uebertreibung sagen zu dürfen: eine Religion, welche dieses Heiligthum der Ehe zerstört oder verwirft, gibt sich dadurch allein schon als eine solche, die nicht wahr ist und nicht göttlichen Ursprungs seyn kann, zu erkennen."

Die Grundlage des Werkes selbst, wenn auch nicht dessen Kern, als welchen wir vielmehr die ergänzenden und berichtigenden Anmerkungen unseres Verfs. von S. 129 an betrachten, bildet die auf dem Titel genannte Schrift des italiänischen Professors C. A. P. Sie wurde confiscirt. Der Verf aber erhielt durch einen schweizer Freund ein Exemplar, und sie schien ihm zunächst um ihrer selbst willen, dann aber auch als Votum eines italiänischen Gelehrten und als Gegenstand bischöflicher und administrativer Inquisition zu den Actenstücken des anderthalbtausendjährigen Processes gegen den Cölibatszwang zu gehören und eine Uebersetzung in's Deutsche zu verdienen. Wir können den wissenschaftlichen Werth dieser Schrift nicht hoch anschlagen. Aber indem sie in einfacher, wohlgeordneter Sprache gemeinfaßlich redet und sich mehr an den gesunden Menschenverstand der Laien, als an die wissenschaftliche Vernunft der Gelehrten wendet, dürfte sie einer gewissen populären Gewalt nicht ermangeln. Das aber ist es auch, was die römisch-katholische Kirche am Meisten zu fürch-

ten

ten hat. Und darum that sie von ihrem Standpuncte aus sehr wohl, das Buch zu confisciren, obgleich sie es mit dem Rechte that, das, wie der Verf. meint, die Confiscation selbst schon lange verdient hätte. Die ersten neun Paragraphen haben es mit physiologischen Erörterungen über den Geschlechtstrieb zu thun. Diese Erörterungen bilden den Stützpunct für die Schlußfolgerungen des Verfassers. Allein gerade hier glauben wir, daß er zu sehr den Südländer verrathe, und zu weit gegangen sei. Er stellt nämlich den Geschlechtstrieb in seiner natürlichen Macht, in seiner Unbesiegbarkeit, in den Folgen seiner Unterdrückung, schlechthin mit Hunger und Durst auf eine Linie des Bedürfnisses, dessen Nichtbefriedigung den Gesetzen der Natur unbedingt widerstreite und fast immer tödtlich ende. An eine Macht des Geistes über die Sinne mag er eben so wenig glauben, als an „das Wunder," das die Kirche den um die Gnade der Keuschheit brünstig Betenden verspricht. Darin übrigens mag er Recht haben, daß dieser Trieb nicht zu aller Zeit gleich sei und im sich entwickelnden Jünglinge sich anders äußere als in dem kraftvollen Manne. Wie ihm als Mann werde zu Muthe seyn, davon habe der Jüngling noch nicht gewußt; und darum sei auch ein ewiges Gelübde unstatthaft, das mit dem ultra posse nemo obligatur streite. Vergeblich, sagt der Verf., würde man dagegen einwenden, der Priester und der Mönch, denen der Cölibat unausführbar worden, hätten das früher Etwas besser überlegen sollen. „Dann hätte man aber auch Statt theologischer, asketischer und mystischer Schriften jener unerfahrnen Jugend die Naturgeschichte des Menschen in die Hand geben sollen." — Von dem Spruche des heiligen Augustin: nisi caste, saltem caute! geht der Verf. auf die Verführungen im Beichtstuhle über und hält es für unmöglich, daß ein rüstiger Cölibatär den Confessionen vielleicht „wollüstiger Thatsachen aus dem Munde eines liebenswürdigen Beichtkindes" wi-

der-

verstehe. Die Geschichte gebe des Zeugniß. „Gewiß, sagt er, hatten die Päpste ein großes Interesse, den Augen der Welt zu verbergen, daß es Geistliche gäbe, welche die Beichte mißbrauchten, um ihre Beichtkinder zu verführen; und dennoch konnten sie nicht umhin, die Bullen contra sollicitatores bekannt zu machen," deren starkes Verzeichniß die Anmerkung des Uebersetzers gibt. Sehr ergreifend ist der Abschnitt von dem Einflusse des Cölibatgesetzes auf den Charakter der Geistlichkeit und auf die Sitten der Katholiken. „Jeder, sagt der Verf. von den Priestern, in der Natur, mit der Prätension, über sie erhaben zu seyn, beraubt des ersten Verdienstes gegen die bürgerliche Gesellschaft, leben sie entweder Gewissensbissen zum Raube, oder in steter Beunruhigung, da sie gezwungen sind, den natürlichen Strebungen zu widerstehen und die zartesten Neigungen zu unterdrücken. Immer in Waffen gegen die Gefahren, immer im Kampfe mit sich selbst, oft auch Opfer lästiger Empfindungen, nicht selten erniedrigt durch ihre Niederlagen und gewöhnlich mit sich unzufrieden, werden sie in sich verschlossen, mürrisch, mißtrauisch, begierlich, strenge, eigensinnig. Einer solchen unvermeidlichen Charakterstimmung muß man besonders die Richtigkeit jenes alten Sprichwortes zuschreiben: Niemand richtet strenger, als ein Priester." — Daran schließt der Verf. Betrachtungen über den Nachtheil, den der Cölibat den Staaten bringt. Er wirkt nachtheilig auf die Masse der Bevölkerung. „Der Cölibat hat den Keim unzähliger Generationen vertilgt oder erstickt. Eine unbestimmbare Menge von Männern, welche Vermögen genug besaßen, um eine Familie zu erhalten, eine nicht minder beträchtliche Zahl von Jungfrauen, mit hinreichender Morgengabe ausgestattet, um den Anforderungen des Ehestandes genügen zu können, zogen mit sich auch ihre gesammte Nachkommenschaft in's Grab, oder hinterließen nach vielen Gefahren, Aengsten, Anstößigkeiten und vielleicht

sogar

sogar noch schlimmeren Vergehen, Nichts als irgend einen heimlichen Sprößling, der dem Staate zur Last anheimfällt. Dieß ist zum Wenigsten gegenwärtig die beklagenswerthe Lage der katholischen Länder." Wie auf die Masse der Bevölkerung, eben so nachtheilig ist der Einfluß auf deren Geist. Wir müssen uns jedoch hier weiterer Ausführungen um so mehr enthalten, als wir einer dritten Abtheilung des Buchs, nämlich den Anmerkungen des Herausgebers oder Uebersetzers noch einige Aufmerksamkeit zu widmen haben.

Sie stehen bei Weitem, was Wissenschaft und gründliche, besonders kirchengeschichtliche, patristische und exegetische Gelehrsamkeit betrifft, höher als das commentirte italiänische Werk, und dürften diesem gegenüber füglich als Repräsentanten deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes gelten. Wir machen unter Anderem bemerklich, was die Anmerkung Num. 10. über die Ehe beibringt. Wie man den Geschlechtstrieb von der verderbten Materie herleitete und aus dem Gesichtspuncte des Dogmas von der Erbsünde ihn verdammte, so hatte man in der Kirche auch von der Ehe fast nur die körperliche Ansicht, und der Verf. sagt mit Recht: „Wer in der Ehe nur eine etwa policeilich geordnete, vertragsmäßige Geschlechtsvereinigung sieht, der übersieht das höhere Bedürfniß des Liebens und Geliebtwerdens und Alles, was hieraus hervorgeht. Wer die Ehe nur zur Kinderfabrik machen will, übersieht den vom Schöpfer eingepflanzten Zug der Geschlechter zu einander, und die natürliche, wechselseitige Ergänzung derselben." Damit hängen denn auch die im kanonischen Rechtsbuche, seit Papst Soter und der vierten Synode von Karthago im Jahre 398, häufig vorkommenden, die Frauen herabsetzenden Bestimmungen zusammen. „Eine solche Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts entsprang aber hauptsächlich aus dreierlei Vorurtheilen und Irrthümern. Für's Erste sahen Kirchenlehrer, die, wie z. B. Augustin, sich viele geschlechtliche Verirrungen

irrungen vorzuwerfen hatten, oder wie Origenes, Hieronymus und Andere, durch den Geſchlechtstrieb ſehr beläſtigt wurden, das weibliche Geſchlecht als Urſache ihrer Verirrungen oder Beläſtigungen, überhaupt als das Verführende an. Demnächſt pflanzte ſich auch der Irrthum fort, als ſeien die Frauen, namentlich wegen ihrer Epimenien, mehr oder weniger als unrein anzuſehen. Endlich, und dieß war die ſchmerzſte Verirrung, verkannte man mehr und mehr ſowohl die wahre Natur der Frauen, als das Weſen des Chriſtenthums ſelbſt. Der Glaube und die theologiſche Speculation wurde über die Liebe und die ſelbſtiſche Erhebung durch abſtracte Contemplation über die hingebende Demuth geſetzt. Man beachtete nicht, welche Fülle ſchöner Tugenden das Herz des Weibes und der Mutter birgt, die unendlich ſchöner ſind, als jede noch ſo hoch geprieſene Virginität, die aber nur im Eheſtande zum Vorſcheine kommen können. Man beachtete nicht, daß die Frauen als Gattinnen und Mütter einer Selbſtaufopferung, einer unerſchöpflichen Geduld, eines Gottvertrauens und einer liebreichen Sorglichkeit fähig ſind, wie ſie weit ſeltener bei Männern angetroffen werden, und nicht ſelten weit heilſamer auf dieſe wirken, als alle von der Kirche dargebotene Heilmittel." Weiter unten heißt es, ſo oft dagegen die Ehe dargeſtellt werde in Beziehung auf den geiſtlichen Stand, werde ſie nur dargeſtellt als ein ſinnliches, weltliches Verhältniß, welches die Ehegatten vom ausſchließlichen Gottesdienſte herabziehe in die Verwickelungen und Dunkelheiten des Weltlebens, gleichſam als ob es nicht Gottesdienſt ſei, ſich der Gaben Gottes mit Dankſagung zu erfreuen und ein Verhältniß einzugehen, welches ſo reich iſt an wahrhaft ſittlichen Gütern. Und, meint der Verfaſſer, Tertullian, nachdem er fanatiſch geworden, und Auguſtin, der es gleich vom Anfange ſeit ſeiner plötzlichen Bekehrung geweſen und ſtets geblieben ſei, „mit Freuden hätten ſie die Welt ausſterben ſehen, wenn alle Men-

ſchen

schen mit Einem Male das Cölibatgelübde abgelegt hätten." — Eine der ausführlichsten ist die Bemerkung Num. 35. über das neunzehnte Capitel des Matthäus, in welchem bekanntlich die einzige Stelle befindlich ist, darin Christus selbst des Cölibats erwähnt. Sie hat lange einen Hauptgrund abgeben müssen, erst zur Anempfehlung, demnächst auch zur Anbefehlung der geistlichen Enthaltung. Eines Auszugs ist die vierzig Seiten füllende scharfsinnige Erörterung nicht fähig. Das Resultat ist jedoch ein solches, daß die Praxis der römischen Curie sich mit jener Stelle in keiner Weise rechtfertigen kann. Nicht weniger interessant ist, was Anmerkung 39 über Pauli Geringschätzung des Weibes enthalten ist, und dem dann in der darauffolgenden Anmerkung die Puncte entgegengestellt sind, in welchen der Apostel, der gelehrte und von seiner Zeit durchdrungene Rabbine, auch in dieser Sache durch den Geist Gottes und des Christenthums gleichsam über sich selbst hinausgeführt und zur Erkenntniß des Würdigeren erhoben worden sei. — Nicht weniger interessant ist das, was der Verf. in Anmerkung 56 über die Nähe des Weltendes und von dem Einflusse des Glaubens daran auf Beförderung der Ehelosigkeit sagt. Lehrten Christus und die Apostel ein nahe bevorstehendes Weltende, so urgirten Kirchenväter und Synoden das Dogma, und Tausende trieb dasselbe in Cölibat und Klöster. — Stark und wahr spricht sich Anmerkung 74 über die Keuschheitsgelübde der Jungfrauen in'sbesondere aus: „Wenn Männer zu beklagen sind, die von ihren Aeltern schon als Kinder dem Eigennutze und Eigenwahne zum Opfer gebracht worden sind, indem sie entweder für die päpstliche Kapelle unmittelbar körperlich oder für Klöster und Kirchen durch abgenöthigtes und abgelocktes Gelübde virtualiter kastrirt werden: so kann das Loos der männlichen Kleriker doch noch dadurch gemildert erscheinen, daß ihnen mancherlei männliche Wirkungskreise geöffnet bleiben, und die

die Kinderzeugung nicht eine Hauptlebensarbeit für den Mann ist, wie für das weibliche Geschlecht. Wenn aber zarte Jungfrauen auf irgend eine Weise der höchsten und gewöhnlichen Bestimmung ihres Geschlechts, der geheiligten Mutterwürde, entrissen werden, einer Bestimmung, die ihnen ohnehin erst in der Ehe bekannt werden kann, wenn eine Kirche, die nur in den ersten Zeiten ihres Entstehens den süßen Muttternamen verdient hat, in sofern eine wirkliche Rabenmutter geworden ist, als sie Millionen weiblicher Wesen den langsamen Sehnsuchtstod zu sterben zwang, wenn eine Kirche selbst jetzt noch solch seelenmörderische Gelübde duldet, nachdem Philosophie und Staat ihr schon längst die Entschuldigung der Ignoranz unmöglich gemacht haben; dann muß jedes noch menschlich fühlende Herz zerrissen werden vom Schmerze über die Geopferten und von Entrüstung über die steinherzigen Opferer. Die Wittwen verbrennenden Braminen erscheinen dann gegen diese Folterer noch als milde. Denn die Wittwe hat doch geliebt und gelebt und das elementarische Feuer tödtet schnell. Wer zählt aber die Thränen und die bittern Leidenstage jener unglücklichen Jungfrauen, welche aus dem Hause harter oder bigotter Aeltern in das eiserne Kloster wandern mußten, über dessen Pforte mit Recht die Warnungsworte stünden: Lasciate ogni speranza voi che'ntrate! Wohl sollten in jene echt römisch-katholischen Länder, in welchen das Klosterwesen noch wuchert, christliche Missionen geschickt werden; und Rom, in wiefern es das Mönchthum noch befördert, verdient kein besseres Loos, als Algier, aus dessen Gefangenschaft doch noch Erlösung möglich war." Daß solche Aufwallungen des entrüsteten Menschenfreundes der Gründlichkeit des Gelehrten, ja selbst der Unparteilichkeit des Geschichtsforschers in unserem Verf. keinen Eintrag gethan haben, dafür bürgt die ganze Abfassung des Buches, wie schon aus unsern obigen Bemerkungen geschlossen werden kann. Was aber die erwähnte historische Unparteilich-

teilichkeit anlangt, so dürfte unter Anderem die Würdigung, welche der Charakter des Schöpfers der Hierarchie und des Gründers der Cölibatsordnung Gregor's VII. unter der Feder des Verfs. gefunden hat, für dieselbe zeugen. Er geht von der Bemerkung aus, daß die Weltgeschichte nicht sowohl von einzelnen sogenannten großen Männern gestaltet werde, sondern daß vielmehr die Zeit mit ihren Ereignissen jene Männer bilde und als einen Spiegel ihrer selbst über die Oberfläche hervorhebe. Man habe deßhalb auch nicht immer und ohne Weiteres nur von selbstischen Bestrebungen jener Heroën zu reden. Vom Egoismus spricht er nun zwar den fraglichen Helden nicht ganz frei, allein er zeigt ihn doch in einem anderen Lichte, als in welchem beschränkte Feinde oder Verehrer der Hierarchie ihn gewöhnlich sehen. Als Derjenige vielmehr erscheint er ihm, „in dessen Geiste die Idee der römisch-katholischen Kirche, wie sie sich folgerecht nach allen Seiten hin entwickelt hatte, zum klaren Bewußtseyn gekommen, und durch dessen Besonnenheit, Klugheit und Charakterstärke diese Idee so weit, als damals möglich war, vollständig realisirt worden ist. Drei Momente waren es diesemnach, auf welche er, seine ganze Kraft zu richten, sich berufen fand: Reinheit, Freiheit und Einheit des Klerus in der Art und Weise, wie sie damals dem Geiste der höchststehenden Gläubigen lebendig vorschwebten, nämlich als Cölibat, Selbstwahl, und souveränes Papat, oder mit andern Worten, als Herrschaft des Klerus über das Fleisch und die Welt, und als Gehorsam Aller unter dem Einen Stellvertreter Christi. Aber dieß Alles war nichts Neues, nichts Unerhörtes; sondern nur der einfache concentrirte Ausdruck des kirchlichen Lebens, wie auch die Blüthe nur die Intentionen der grünenden Pflanze ausspricht, auf deren lebendigem Boden sie gewachsen ist.“ —

Ein Anhang spricht sich über die neuesten Unternehmungen gegen das Cölibatgesetz in Würtemberg, Ba-

Baden und Rheinpreußen aus. Und hier eigentlich versucht der Verf. die Lösung des Knotens. Nach seiner Meinung nämlich haben die Gegner des Cölibatsgesetzes, welche innerhalb der römisch-katholischen Kirche und für dieselbe, einzeln oder vereint, von der weltlichen Macht die Aufhebung dieses Gesetzes oder eine Beihilfe zu derselben in Anspruch nahmen, so Lehre als Verfassung ihrer Kirche durchaus mißkannt. „Sie mißkennen die Lehre, indem sie den lebendigen und wesentlichen Zusammenhang übersehen, in welchem das Cölibatgesetz mit den Hauptdogmen ihrer Kirche steht. Sie mißkennen die Verfassung, indem sie sich mit einer kirchlichen Angelegenheit an eine weltliche Behörde wenden, als indem sie sich selbst irgendwie die Befugniß zuschreiben, für die ganze Landeskirche die Abschaffung eines Kirchengesetzes zu erbitten, da sie doch jeglicher kirchlichen Sendung dazu ermangeln." Die Kirche, meint der Verf. weiter, ist unheilbar und damit auch die Frage nach einem Heilmittel unstatthaft. Sie hat von Jeher ihre einsichtsvollsten Aerzte verbannt oder mit Feuer und Schwerte exterminirt, und das Studium und die Ausübung solcher höherer Arzneiwissenschaft verpönt; sie selbst hat die Hilfe unmöglich gemacht. „Aber, fährt er fort, ein Anderes ist das Kirchengebäude, ein Anderes die darin versammelte Gemeinde. Jenes ist von Stein und kann nur verwittern, dieser kann Licht gebracht, ihr eine Pforte geöffnet werden, um dem drohenden Einsturze zu entfliehen. Darzu müsse denn auch der Staat denjenigen seiner Mitglieder, die sich noch in jener Kirche befinden, behilflich seyn." Im Wesentlichen nennt hier der Verf. folgende Puncte: 1) Die Staatsregierungen mögen die Wissenschaften auf alle Weise begünstigen, damit die allbefreiende Wahrheit immer überzeugender an's Licht trete. 2) Sie mögen die öffentliche Abnahme lebenslänglicher Klostergelübde und Ehelosigkeitsgelöbnisse, wie dieß bereits in mehrern

Län-

ländern geſchehen, verbieten. 3) Müſſen auch die Verſammlungen der Prieſter und Laien zur Berathung über Abſchaffung des Cölibats vom Staate beſchützt werden. Dazu Preßfreiheit und Freiheit, Vereine zu bilden. So werde eine Macht der öffentlichen Meinung gegründet, vor welcher endlich der Irrthum und das Unrecht fliehen müßten vor dem Lichte des Tages und zurückfallen in die alte Nacht, daraus ſie erſtanden ſeien. Sehr treffend ſagt der Verf. im Vorhergehenden: „Als die Kirche ſich noch lebenskräftig entwickelte, verſah ſie immer häufiger, gleichſam vicarirend, Functionen, welche der Rechtsidee nach vom Staate verrichtet werden ſollten, damals aber noch nicht von ihm wahrgenommen wurden. Seitdem aber hat das Verhältniß ſich geradezu umgewendet, und ſowohl der Staat als die Gelehrtenrepublik vicariren immer häufiger für die Kirche.“ Indeſſen müſſen wir es dahin geſtellt ſeyn laſſen, in wie weit das vom Verf. für die Gegenwart vorgezeichnete Vicariat den Leſer befriedige. Uns hat es nicht recht befriedigen wollen. Jedenfalls iſt das Buch in Darſtellung und Beurtheilung des Gegebenen bedeutender, als in Rathſchlägen für das Werdende. Gerade aber die letztern werden ausführlicher und allſeitiger erheiſcht in einer Zeit, wo die Sachen dermaßen auf der Spitze ſtehen, daß man die endliche Löſung der Frage eigentlich mit jedem Tage erwartet. Damit ſoll dem Werke indeſſen Nichts von ſeinem Werthe, Nichts von der Geltung entzogen ſeyn, die es als Archiv behalten kann und wird.

Ueber das Verhalten des chriſtlichen Lehramtes der Auswanderungsluſt in dieſer unſerer Zeit gegenüber. Vorgetragen in einem Predigervereine von Karl Gottfried Schatter, Pfarrer zu Neunhofen

hofen und Adjunctus. Nebst drei, aus des Verfs. Predigten für den christlichen Landmann besonders abgedruckten, bezüglichen Vorträgen. Neustadt a. d. O., 1834, bei J. K. G. Wagner. 80 SS. 8.

Mit der Klarheit und Umsicht, durch welche sich die Arbeiten des Herrn Schatter bisher rühmlich ausgezeichnet haben, spricht sich derselbe auch über den angezeigten Gegenstand aus. Er rathet nicht, die Auswanderungslust im Allgemeinen zu verdammen, wozu vielleicht manche Prediger, welche eine Sache nicht von allen Seiten zu betrachten pflegen, geneigt seyn mögen. Er findet es nicht verwerflich, wenn der Kosmopolit die ganze Erde als sein Vaterland betrachtet; wenn ein Unternehmender, der noch jung und frei ist, die Welt sehen will; wenn Jemand sein Fortkommen, welches er bei Geschicke und Fleiße doch nicht im Vaterlande finden kann, anderwärts sucht; ein Anderer die Ehre und Ruhe, welche er im Vaterlande verscherzt hat, in einer fernen Gegend wieder zu erwerben sucht; oder das Unglück, welches ihn zu Hause niedergebeugt hat, in der Fremde vergessen will. Ref. entschuldigt auch diejenigen Auswanderer, welche des unruhigen Treibens in Europa, des zu viel Regierens, des ewigen Probirens in der Administration, der überhandnehmenden Unsicherheit und Unsittlichkeit, des Kampfes der religiösen Parteien, des Wirrwarrs in der Politik, der Ueberspannung in der Wissenschaft und im Leben, und anderer Uebel des morschen Europa von Herzen überdrüßig sind, und sich von einem Lande angezogen fühlen, in welchem es im höheren Grade möglich zu seyn scheint, Herr seines Lebens und seines Schicksals zu werden. Darum richtet sich die Auswanderungslust vorzüglich nach Amerika und besonders nach dem nördlichen; man tauscht die größten Mühseligkeiten gegen europäische Bequemlichkeit ein, um

nur

nur eine Stelle zu finden, auf welcher man aller der Fes-
seln und Gefahren verkünstelter Staaten überhoben ist, wo
man ungehindert nach eigner Wahl sein Leben von Neuem be-
ginnen kann. Wie Viele nun auch durch die Auswanderung
verunglücken, wie Viele sich in der neuen Welt schrecklich ge-
täuscht sehen, so wird doch der Zug nach Amerika nicht un-
terbrochen werden, und es wäre grausam, ihn mit Gewalt hem-
men zu wollen. Vielleicht lassen die verdorbenen Menschen im
Auswandern nach, wenn sie mehr und mehr hören, daß für
Verdorbene auch in Amerika kein Paradies zu finden sei. Aber
die Bessern und Glücklichern werden meinen, dort sich besser zu
befinden, wo sie nicht durch tausend Rücksichten gebunden sind;
die reichsten Kräfte werden sich aus Europa nach Westen zie-
hen. Die Bewegung auf unserer Erde geht nun einmal von
Morgen nach Abend. Europa war ein Durchgangspunct; es
hat seine Rolle nicht unrühmlich gespielt, aber es scheint bald
ausgespielt zu haben. Wie wir jetzt die Trümmer von Ae-
gypten und Natolien auflesen, werden einst die Amerikaner die
Trümmer von Europa studiren. Unsere schönen Werke wer-
den dann die amerikanischen Antiken-Cabinette zieren.

Weil nun aber viele unserer Landsleute blind der neuen
Welt zulaufen, und nicht wissen, wie Viel sie aufzuopfern und
zu befürchten haben, so macht sich der Religionslehrer aller-
dings um seine Gemeinde verdient, wenn er sie über die wahre
Lage der Sache aufklärt, und zu besonnener Prüfung der
Bewegungsgründe, welche zur Auswanderung treiben, und der
gewissen Entbehrungen und möglichen Gefahren bei der Aus-
wanderung veranlaßt. Und dazu wollte der Verf. der vorlie-
genden Schrift Anleitung geben. Derselbe findet es nicht ge-
rathen, direct gegen die Auswanderungslust zu predigen. Ref.
findet es aber nicht bedenklich, wenn der Prediger seine Ge-
meinde auffordert, sich gewissenhafte Rechenschaft zu geben über
Bewegungsgründe zur Auswanderung, und die Folgen der-

selben sorgfältig zu prüfen; wenn nur mit überzeugender Weisheit, mit schonender Rücksicht und mit väterlichem Ernste zur Gemeinde gesprochen wird. Die indirecten Maßregeln werden nur langsam wirken; was aber gethan werden soll, muß bald geschehen. — Weil der Verf. die Auswanderungsluft vorzüglich von einer poetischen und politischen Schwärmerei ableitet, worin Ref. mit ihm nicht ganz einverstanden ist, da die meisten Auswanderer, welche sich in den europäischen Verhältnissen nicht mehr wohl fühlen, darum noch nicht der Schwärmerei zu bezüchtigen sind, so empfiehlt er, durch eine gründlichere Bildung des Volks, dasselbe von dieser Schwärmerei, welche ihren Grund in derselben Bildung habe, zu heilen. Dabei hat der Verf. doch nur die niedere Volksclasse berücksichtigt, aber nicht diejenigen Auswandernden, welche mehr als halbe Bildung haben. — Ferner rathet er, um der politischen Schwärmerei zu wehren, das Volk mit den Abgaben an den Staat zu versöhnen, und es zur Pietät gegen Fürsten und Obrigkeit zu ermuntern, in Kirche, Schule und im Umgange es mit der erworbenen Sachkenntniß zu berathen. Mit Recht macht der Verf. dergleichen Bemühungen dem Prediger zur Pflicht, und verspricht sich von denselben gewissen Segen. Mögen sich unsere Amtsbrüder aller Derer, welche in ihrer Auswanderungsluft sich selbst betrügen, oder betrogen werden, mit weisem Eifer annehmen.

In den drei Predigten, welche der Verf., dessen Talent, für Landgemeinden zweckmäßig und fruchtbar zu predigen, anerkannt ist, aus seiner gedruckten Sammlung hier wieder hat abdrucken lassen, ist nicht direct von der Auswanderung die Rede; wohl aber Manches enthalten, was den Zuhörern das Vaterländische theuer und werth machen kann. In der ersten Predigt: Wie kann auch ein kleiner Ort zu großen Ehren kommen? gehört bloß die Unterabtheilung hieher, in welcher von der Unterthanenpflicht die Rede ist. Die zweite:

Welch-

Welch' ein erinnerungsreiches Denkmal eine Gemeinde an ihrem Gotteshause habe, konnte es der Gemeinde fühlbar machen, daß sie in ihrem Dorfe etwas Köstliches habe, was sie über dem Meere vielleicht nicht wiederfindet. Die dritte: Wie und wodurch wir uns die schwere Pflicht der Abgaben an das Vaterland christlich erleichtern mögen, hat mit Recht hier eine Stelle gefunden, denn der gemeine Mann entschließt sich oft nur darum zur Auswanderung, um von den Abgaben loszukommen. — Was der Verf. freilich nicht in den Predigten sagt, sondern in der vorhergehenden Abhandlung, zum Beweise, daß er seinen Gegenstand nicht einseitig beurtheile, ist, daß die Völker allerdings auch manche Ursache zur Unzufriedenheit haben. Sollen die Menschen in ihrem Vaterlande bleiben wollen, so stelle man ab, was die Zeit nicht mehr leidet, gewähre, was die Zeit fordert, und kehre die Rechnung um, d. h. man nehme nicht so Viel, als man verbrauchen kann, sondern man verbrauche nur so Viel, als man ohne Druck nehmen kann.

Sammlung von Predigten, welche Theils bei dem akademischen, Theils bei dem reformirten Gottesdienste gehalten wurden von M. Robert Otto Gilbert, Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig und Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft. Leipzig, Serig. 1835. XIV und 147 SS. 8. 16 Gr.

Diese kleine Predigtsammlung ist eine Gabe dankbarer Liebe an den würdigen Dr. Unger, Superintendenten zu Chemnitz, zur Feier seines funfzigjährigen Amtsjubiläums dargebracht. Neben dieser Veranlassung zur Herausgabe derselben bekennt

der Verf. im Vorworte den Wunsch, durch das Urtheil der homiletischen Kritik belehrt zu werden: ob er „das ihm vorschwebende und von Jahre zu Jahre riesenhafter und unerreichbarer gewordene Ideal eines Predigers und einer Predigt" zum Theile wenigstens erreichen zu können hoffen dürfe! Dieser Wunsch scheint uns in seiner eigenthümlichen Fassung auf eine bloße Redensart hinauszulaufen. Denn welches ist sein Ideal? Wir meinen, es gibt der subjectiven homiletischen Ideale gerade so viele, als es Homileten gibt, denen das Predigen kein opus operatum ist, obwohl diese Ideale nur besondere Modificationen des einen allgemeinen sind, die sich freilich, zumal bei den theologischen Divergenzen unserer Zeit, an Farbe, Gestalt und Gehalt oft sehr verschieden ausnehmen und dem rein objectiven Ideale, das dadurch zum Torso wird, bloß einzelne Linien und Gliederbrocken abzugewinnen suchen. Der Verf. hätte sich also über sein Ideal näher erklären sollen, wenn er von der Kritik erfahren wollte, ob und wie weit er auf dem Wege zu demselben sei. Wir glauben indessen, daß er seinen Wunsch nach einem öffentlichen Urtheile über das Verhältniß seiner Predigten zu seinem Ideale nicht streng wörtlich gemeint habe, sondern daß es ihm überhaupt nur darum zu thun sei, fremde Richterstimmen über den Werth seiner Leistungen zu vernehmen. Wir finden dieß allerdings ehrenwerth und zweifeln eben so wenig an dem in dem Vorworte sich aussprechenden Eifer des Verfs. für den homiletischen Beruf, als wir aus den mitgetheilten dreizehn Predigten die Rednergaben desselben verkennen. Demungeachtet müssen wir bedauern, daß der Verf. diese Sammlung vom Stapel laufen ließ, ohne an das bekannte Wort zu denken: nonum prematur in annum! da er selbst sehr leicht zu der Einsicht gelangen konnte, daß es seinen Predigten zur öffentlichen Bekanntmachung noch an voller Gediegenheit fehle, wenn er nur dieselben mit den Mustern, deren wir von ander-

kann-

kannten Meistern so viele besitzen, unbefangen verglichen hätte.

Prüfen wir nun zunächst das Verhältniß derselben zu ihren Texten, so finden wir fast ohne Ausnahme, daß Predigten und Texte in dem lockersten Zusammenhange stehen. Die schlaffen Fäden der Uebergänge von Text zu Thema zerreißen in den meisten Predigten vollends gar, so daß die Texte höchstens der zweideutigen Ehre genießen, bloße motti zu seyn. Ja es kommen Themata vor, in welche der Verf. durch einen kühnen logischen salto mortale aus dem Texte mitten hineinspringt, und billig wird man von den logischen Mängeln in den Deductionen des Verfs. überrascht, wenn man z. B. S. 87. aus Röm. 13, 11. 12. das Thema: „Von dem Grunde ewiger Hoffnungen, auf welchem die Kirche Gottes erbaut ist," — oder S. 60. aus Matth. 16, 1—3. „eine Aufforderung zu einer edeln Theilnahme an der Verfassung unseres Volkes" — abgeleitet findet. Meisten Theils sind es untergeordnete und versteckte, oder wohl gar dialektisch gewaltsam hineingetragene und bequem gedrechselte Momente des Textes, die den Anknüpfungspunct für das Thema darbieten müssen. Ist nun die zwischen Text und Thema bevestigte Kluft überwunden, so hat der Text so ziemlich Ruhe und kommt in der Predigt selbst nicht weiter vor. Das nennt der Verf. synthetisch predigen. Im Vorworte erklärt er selbst, daß er „bei Entwickelung des Stoffes aus dem Texte mehr der synthetischen als analytischen Methode gefolgt sei" und fürchtet, daß „dieser Umstand ihm zum Vorwurfe" gereichen werde. Er glaubt aber in Berufung auf die vorzüglichsten Meister in der Homiletik für seine angeblich synthetische Behandlungsweise des Textes Rechtfertigung zu finden, und fordert, daß man jedem Prediger diejenige homiletische Methode frei gebe, „zu welcher die Eigenthümlichkeit seines Geistes und die ihm natürlichste Folge seiner Ideeen und Gedanken ihn am Meisten hinziehe."

Wir

Wir können uns nicht enthalten, den Verf. zu fragen, mit welchem Rechte denn die synthetische Methode bei ihm, so zu sagen, generis communis geworden sei, daß er sogar seine desultorische Behandlung der Texte darunter begreifen will? Ist denn die homiletische Synthesis bloß auf Willkür gebaut und hat sie gegen den Text keine Pflichten weiter, als höchstens die eine der Höflichkeit, ihm im Vorbeigehen zu begrüßen? Die Synthese soll nicht hinter dem Texte ein unterthäniges Allerlei aneinanderreihen, sondern eben aus dem Texte heraus die Gedanken sammeln und verbinden, die Strahlen des Textes in einen Brennpunct vereinigen, folglich eben so sehr auf dem Texte ruhen, als die Analyse in anderer Weise. Die dem Verfasser also beliebte synthetische Methode, bei welcher der transitus vom Texte zu einer transitio des Textes führt, und die daher richtiger die transitorische heißen sollte, steht dem neuerdings von Harms und Anderen gemachten Vorschlage, ohne Text zu predigen, völlig gleich. So wenig Ref. auch der Meinung ist, daß der Organismus jeder Predigt in seiner vollen Abgeschlossenheit aus dem jedesmaligen Texte sich streng entwickeln müsse — ein Umstand, der nicht immer möglich ist, und oft nur durch Gewaltthat gegen den Text sich möglich machen läßt mittels jener mikrologischen Heuristik, oder vielmehr sophistischen Halieutik, auf die sich etliche Homileten von gefeierten Namen gar wohl verstehen — eben so wenig kann sich Ref. mit jener homiletischen Lässigkeit befreunden, die den Text zu einem bloßen Thürsteher vor der Predigt herabsetzt, und wenn der Verf. die Befürchtung im Vorworte ausspricht, daß ihm sein Verfahren zum Vorwurfe gereichen werde, so scheint er in der That selbst das Tadelnswerthe desselben gefühlt zu haben, das gewiß nicht in etwas Lobenswerthes dadurch umschlägt, daß auch namhafte Homileten ein Gleiches gethan haben. Wenn übrigens der Verf. wünscht, daß man jedem Prediger seine Weise lasse, wie

sie

sie eben seiner Individualität am Angemessensten ist, so stimmen wir ihm zwar in sofern willig bei, als wir es für den Tod der Homiletik ansehen würden, wenn jede Predigt auf dem Prokrustesbette eines homiletischen Schematismus gereckt oder verschnitten werden sollte, müssen aber auch dagegen bemerken, daß eine Synthetik, wie die des Verfs., die homiletische Freiheit leicht in Anarchie umsetzt, und daß die Anwendung der Synthese und Analyse, als bloße Formen für die Construction des Textes, nicht sowohl durch geistige Eigenthümlichkeiten, sondern vielmehr durch den Text selbst oder auch durch casuale Rücksichten bedingt werde. —

Gehen wir nun zur Betrachtung der Gegenstände, die der Verf. behandelt, und der Weise über, wie er dieselben behandelt. Hier gestehen wir zu allernächst mit Freuden ein, daß die in der vorliegenden Sammlung aufgestellten Hauptsätze sämmtlich über das Gewöhnliche sich erheben und ohne gesuchte Originalität oder Affectation nach Besonderem und Neuem allgemein wichtige Gedanken zur Sprache bringen. Auch halten wir uns verbunden, mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, daß das christliche Element dieser Predigten Nichts mit jener transcendenten Gnosis gemein hat, die das Christenthum zu einer sophistisch-dogmatischen Phantasterei sublimirt oder vielmehr präcipitirt und die ewigen Ideen desselben in ein prismatisches Farbenspiel verwandelt. Die modernen Gläubler werden den Inhalt dieser Predigtsammlung als unchristlich charakterisiren, weil in ihnen der moralische Gehalt des Christenthums vorzugsweise hervortritt. Wir bezeugen aber, daß wir, selbst bei solchen Predigten, die ihrem Thema nach keine christlich-religiöse Idee ankündigen, wie z. B. die sechste bis zur neunten, den christlichen Grund und Boden nicht vermißt haben. — Doch in Behandlung der Hauptsätze lassen sich dem Verf. mehrere Verstöße nachweisen. Eintheilung und Ausführung ist durchgehends von der Art, daß entweder die eine

oder

oder die andere unbefriedigt läßt. Die erste Predigt dieser Sammlung über 2. Kor. 6, 17. 18. hält der Verf. als Gedächtnißpredigt seinem vollendeten Vater am Sonntage Reminiscere 1832 und gestaltet die Unvollkommenheiten derselben in einer Note ein. War er sich aber derselben bewußt, so ist wenigstens die Pietät, die wir eben so sehr schätzen, als die Seelenstärke, die der Verf. dadurch bewies, daß er auf der verwaisten Kanzel des Vaters sogleich nach dessen Tode predigte, kein Entschuldigungsgrund, diese in der That sehr mangelhafte Predigt vor das größere Publicum zu bringen. Sie handelt nach einer, wie durchgehends, sehr lockern Anknüpfung an den Text: „Von der trostreichen Mischung des Unvergänglichen mit dem Vergänglichen in unsern Verbindungen auf Erden." Aus diesem Thema mußte ganz natürlich, als Partikeln, die Schilderung dieser Mischung und das Hervorheben des darin liegenden Trostes herausfallen. Der Verf. aber hat die ganze Ausführung seines Satzes bloß unter einen Hauptheil, noch dazu mit falscher Ankündigung, gebracht, indem er sagt: was uns diese Mischung „zeige." Gleichwohl aber sind seine drei Unterabtheilungen wieder ganz richtig eine Schilderung dieser Mischung: „wenn die Gegenstände unserer Liebe vergehen, die Liebe zu denselben bleibt; wenn die Wirksamkeit für das Gute aufhört, der Segen davon dauert fort; wenn die irdische Gemeinschaft sich auflöst, die Hoffnung erhebt zu einer himmlischen." In der Ausführung sind nun leider die Vordersätze dieser drei Unterabtheilungen ein idem per idem geworden und die magern Gedanken sind in einer sentimental weinerlichen Sprache vorgetragen, die zuweilen zu Effecten ansetzt und dadurch Bombast wird, wie z. B. S. 8. von den Worten an: „denn die Erde ist das Land, wo im ewigen Wechsel die Gestalten sich drängen" ꝛc. Die Kraft des Trostes übrigens, der in dieser Mischung liegt, ist mit keinem Worte hervorgehoben. Doch wir wollen an diese Predigt, deren Unvollkommenheiten

der

Digitized by Google

der Verf. selbst bescheiden eingesteht, sich selbst überlassen und wenden uns zu einer andern und zwar der dritten, die aus Joh. 12, 1—8. das Thema herleitet: „der ungerechte Tadel über die von echter Frömmigkeit verklärte Liebe.“ Hier hat der Verf. in der Einleitung die Liebe, als punctum saliens des Christenthums, auf eine Etwas pittoreske Weise geschildert, und den Tadel angezogen, den dieselbe, sogar von Bekennern des Christenthums, von Jeher erfahren habe, damit aber etwas sehr Ungehöriges gesagt, indem er diesen Tadel, als gegen die christliche Liebe in abstracto, gegen den Geist der Liebe, nicht aber gegen factische Erweisungen derselben im Einzelnen gerichtet, verkündigt, was zu beweisen unmöglich seyn dürfte; denn die christliche Liebe im Allgemeinen ist unseres Wissens noch von keinem Tadel angegriffen worden, wohl aber einzelne Bekenner des Christenthums, die im Geiste der christlichen Liebe handelten. Im Uebergange hat den Verf. ein psychologischer Tiefblick in das Herz der Marie etwas nach unserm Ermessen wenigstens sehr Zweifelhaftes schauen lassen, wenn er sagt, daß Maria, „bewegt von der Ahnung, den vom Himmel gesandten Wohlthäter ihres Hauses und Volkes bald zu verlieren,“ dem Herrn die Füße gesalbt habe, als ob nicht die Dankbarkeit für die Auferweckung ihres Bruders ein ganz nahe liegendes Motiv der Salbung gewesen sei. Die Eintheilung des Hauptsatzes läßt sich, in ganz unlogischer Fassung, zuerst auf Erklärung der von Frömmigkeit verklärten Liebe, dann auf den Gegenstand des Tadels derselben und zuletzt auf die Verwerflichkeit dieses Tadels ein. Es liegt am Tage, daß die Erklärung der von Frömmigkeit verklärten Liebe in der Einleitung gegeben werden mußte, denn hinter das Thema gehört sie keineswegs und ist an diesem Platze eine logische Inconvenienz. Ferner: Statt den Gegenstand des Tadels, und das ist ja gerade nur die Liebe selbst, hervorzuheben, mußte eben der Tadel selbst nach seinem Inhalte und Wesen — was allerdings

auch

auch in der Ausführung, aber nur implicite, geschehen ist, — und nach seinen Quellen, die aber hier unter der Rubrik der Verwerflichkeit vorkommen, geschildert werden, und das im Thema vorkommende Epitheton des Tadels: „ungerecht," mußte im letzten Theile die Gründe der Warnung dagegen zusammenschießen. Zudem fehlt dieser Predigt, wie allen übrigen, die praktische Spitze, die in das Herz geht, die Anwendbarkeit. Der zu schildernde Tadel ist in solche Fernsicht gestellt, so wenig in concrete Anschauungen zusammengruppirt, daß die damaligen Zuhörer und Leser gewiß sind, ihnen könne dergleichen nicht zur Last gelegt werden. — Die fünfte Predigt behandelt über Röm. 13, 11. 12. das Thema: „Von dem Grunde ewiger Hoffnungen, auf welchem die Kirche Gottes erbaut ist," und folgende vier Theile: „obgleich Gott auch in ihr (der Kirche) der Unerforschliche bleibt, doch wird er durch sie dem Glauben näher gerückt und einst im Lichte geschaut werden; ob auch Christus von Hinnen gegangen ist, doch wird er gnädig zu jedem Geschlechte wiederkehren und sich mit seiner Gemeinde verbinden; es versammelt sich auch in ihr (der Kirche) zwar nur ein sündiges Geschlecht, aber es wird durch sie bekehrt und versöhnt zu Gotte gelangen: sie selbst, ob auch hier nur streitend und leidend, wird doch einst vom Staube zum Sieg(e), Frieden und ewiger Herrschaft auferstehen." Abgesehen von dem Ungefügen und Schwülstigen dieser Disposition — unter welche sich noch die zweite und vierte als Parallelen stellen lassen — so ist dieselbe offenbar nach dem Principe der Willkür gemacht, und es ließe sich, wenn wir den Versuch wagen wollten, die Vierfachheit der Theile noch zu etlichen Malen ändern. Nehmen wir aber die Theile so, wie sie sind, nebst deren Ausführung, so enthält der erste ein sonderbares Helldunkel von Gedanken, in welchem Ref. sich nicht orientiren konnte, der zweite eine Allegorie, der dritte den Zweck, den die Kirche an ihren Gliedern zu verwirklichen strebt, der vierte die

Pre-

Perfectibilität der Kirche, und dieß Alles soll Grund und Basis seyn der Hoffnungen, worauf die Kirche Gottes erbaut sei: wer vermag dieß zu fassen? Dazu ist das Ganze von so unsicherer Haltung und die Gedanken von so flüchtigen Umrissen, und so durcheinander schwimmend, daß keine Gestalt des Ganzen bestimmt sich ausprägt. — Eben so willkürlich ist die letzte Predigt disponirt über Jes. 40, 5. mit dem Thema: „Was die Kirchenverbesserung über die Art lehre, wie Gott wichtige Wahrheiten unter unserem Geschlechte vestistellt;" nämlich: „auf eine seine eigne Herrlichkeit offenbarende, für die Boten der Wahrheit ehrenvolle, den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechende und noch die entferntesten Geschlechter segnende und beglückende Weise." Wo ist hier das Princip und die Grenze der Eintheilung? Dazu kommt, daß man nach dem Thema die Auseinandersetzung der Methoden — denn Art und Weise ist Methode, — zur Verbreitung der Wahrheit nothwendig erwarten muß, daher ganz überrascht wird, wenn Erfolge behandelt werden, die sich an die Vestistellung wichtiger Wahrheiten anschließen.

Wiewohl wir noch mancherlei Ausstellungen dieser Art über jede einzelne Predigt anzubringen hätten, so wollen wir, um den uns zugestandenen Raum dieser Blätter nicht allzuweit zu überschreiten, nur noch die Bemerkung beifügen, daß der Styl des Verfs. durchaus auf dem Kothurne einhergeht und oft in Bombast ausartet. Wir können diese gesuchte Grandezza der Diction nur tadeln. Der Verf. gesteht im Vorworte selbst, daß, nach ihm bekannt gewordenen Urtheilen, die Sprache seiner Kanzelvorträge „zu gehoben und bilderreich" gefunden worden sei, und wünscht, daß man ihm seine Bilder gönne. Ref. liebt wahrlich Nichts weniger in Predigten, als einen kalten und nüchternen Katheder ton, ja er sieht es als einen nicht geringen Vorzug einer Kanzelrede an, wenn sie ihre Gedanken sogar plastisch ausmeiselt und aufstellt, oder mit le-

bens-

kenfrischen Farben in die Herzen hineinmalt; in dieser Hinsicht mag der Homilet auch Poet seyn; aber jene Floskeln, stylistischen Blumensträußer und bunten Sprachschnitzel einer Dräseke, die den Gedanken nicht darstellen, sondern mit Fransen einfassen, die ebenso, wie die sesquipedalischen Raketenstäben und Raketen eines Krummacher bloß nach Effekt haschen, gehen jedem Menschen von gutem Geschmacke so schnell ein, wie Latwerge. Der Verf. hat kein gemeines Talent, wie viele wohlgelungene Partieen in seiner Predigtsammlung, namentlich in der achten, am Sonntage nach Weihnachten gehaltenen Predigt, Zeugniß geben: nur möge er strenge gegen sich selbst seyn, bis seine homiletischen Flügel stark genug geworden sind, mit Adlern zu fliegen.

Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien gehalten von D. J. Fr. Röhr, Großherzogl. Oberhofprediger ꝛc. — Erster Band. — Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Neustadt a. d. Orla, bei J. K. G. Wagner, 1836. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Das kurze Vorwort zu der zweiten Auflage dieser Predigten eignet sich bei dem eigenthümlichen Verhältnisse ihres Verfassers zu dieser Zeitschrift am Besten zu einer Anzeige derselben. Es heißt: „Diese zweite Auflage vorliegender Predigten, die dem Verfasser bei der großen Stärke der ersten ziemlich unerwartet kam, darf darum eine vermehrte heißen, weil sie um acht Predigten reicher geworden ist. Es sind die Predigten am Sonntage Rogate, am Johannis-Feste, am fünften, dreizehnten und siebenzehnten Sonntage nach Trinitatis,

is, am Michaelis-Feste, am Reformations-Feste und am Bußtage, und ist der Verf. über den Inhalt derselben nicht n Selbsttäuschung befangen, so werden sie ihren Platz unter en übrigen nicht unwürdig einnehmen, weil der Verf. bei erneuerter Durchlesung derselben sich angelegen seyn ließ, der arin beobachteten Sprach- und Darstellungsweise überall nachuhelfen, wo ihm dieß nach seinen gegenwärtigen stylistischen Ansichten und Grundsätzen nöthig zu seyn schien, ohne doch en Predigten ihr ursprüngliches Colorit abzustreifen oder mit hrem Inhalte eine wesentliche Veränderung vorzunehmen. — Und so möge auch diese Auflage eben so viel freundliche Leser nd billige Richter finden, als die erste, und das Reich des ichtes, das Gott durch Christum unter uns aufgerichtet hat, as eben jetzt von so vielen Seiten her Gewalt leidet, mögichst fördern und erweitern helfen." — Auch das kurze Vorort zur ersten Auflage ist wieder mit abgedruckt, worin der Inhalt und die Darstellungsweise dieser Predigten näer bezeichnet wird. In Bezug auf erstern hieß es darin: „Diese Predigten sind aus einem Glauben an das Göttiche im Christenthume hervorgegangen, welcher sich der Gründe, warum er glaubt, gern deutlich bewußt ist und allen en Religionslehren, welche nicht in's Leben übergehen und an uten Thaten fruchtbar werden können, keinen Anspruch auf n Namen christlicher Glaubenslehren gestattet." In Bezug auf die zweite) wurde aber bemerkt: „Diese Vorräge halten in Hinsicht der Darstellungsweise durchus den Grundsatz der schlichtesten Einfalt und höchsten Narlichkeit vest, so sehr sie auch dadurch gegen manche, von eim verbildeten Zeitgeschmacke bewunderte, Erzeugnisse der neuen Kanzelberedtsamkeit abstehen mögen." — Da dieser „verldete Zeitgeschmack" auch noch jetzt seine Freunde hat, ja rch einzelne namhafte Vertreter und Pfleger desselben vielleicht einer noch größern Verbreitung gekommen ist, als er damals

mals hatte: so hält es Ref. nicht für unangemessen, den Lesern diejenigen Worte in's Gedächtniß zurückzurufen, welche der Rec. der ersten Klage zur Warnung vor diesem Zeitgeschmacke äußern zu müssen glaubte. Dieser Rec. war aber der sel. Klefeker zu Hamburg, dessen Name als gediegener Prediger und homiletischer Urtheilsprecher noch heute einen guten Klang unter uns hat und welchem gewiß Niemand zur Last legen konnte, er wisse nicht, worum es sich handle, wenn er seine Stimme über die rechte Predigtweise abgebe. Er nun sagte damals (krit. Pr. Bibl. III. Bd. 3. Hft. S. 432 ff.): „Mit dem schlichten, einfachen, zwar kunstlosen, aber darum doch keineswegs von einem anständigen Schmucke und Reize entblößten Gewande, in welchem sich die religiöse Wahrheit am Würdigsten darstellt, will sich das Zeitalter nicht mehr genügen lassen. Das Schimmernde und Blendende ist es, was man begehrt und Rec. glaubt, er weiß nicht, ob irriger Weise? bemerkt zu haben, daß dieser Geschmack mit einem gewissen theologischen Systeme in genauem Zusammenhange steht und von den Anhängern dieses Systems entweder ausgegangen ist oder von ihnen wenigstens gar sehr begünstigt wird. So weit nämlich Recns. Kenntniß der homiletischen Literatur reicht, hat er in der Regel den überladenen Schwulst der Rede, den üppigen Auswuchs dunkler Bilder, die gehäuften Redefiguren, den Bombast nichtssagender Ausdrücke, kurz die, wie sie irgendwo treffend bezeichnet wird, „toll gewordene Prosa" gerade bei solchen Predigern gefunden, deren religiöse Ansichten und Grundsätze sich einem Systeme zuneignen, das vielleicht seiner Natur nach kein helles Licht verträgt, sondern, wie es sich selbst in einem gewissen Helldunkel am Beßten gefällt, eben dadurch auch sich Andern am Ersten annehmlich zu machen glaubt. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß man in dem Wahne, die religiöse Begeisterung wisse oder könne sich am Beßten in nicht verständlichen Worten aussprechen, alle echte Begeisterung de-

nen

ien abzusprechen geneigt ist, welche in der Klarheit ihrer Be-
riffe sich auch nicht anders, als klar, einfach und natürlich
uszudrücken vermögen. Und eben das mag auch auf der an-
ern Seite die Ursache seyn, daß selbst Mancher, der dem Zeit-
eiste keinesweges huldigt, dennoch in seinen religiösen Darstel-
ungen dem Zeitgeschmacke sich anzuschmiegen und das Lob
ines „begeisterten" Redners dadurch zu erhaschen sucht, daß
r sich in eine Sprache zwängt, die ihm durchaus nicht na-
ürlich ist." — Im Folgenden wird noch hinzugesetzt, daß er
der Rec.) nur diejenigen Prediger nach seinem Geschmacke
inde, „die auf den sehr zweideutigen Ruhm eines
„„glänzenden"" Kanzelredners verzichten, wenn sie dage-
gen nur den weit solidern Ruhm eines gründlichen, für
ie große Sache, zu deren Diensten sie berufen sind, wahr-
haft erwärmten und ihrer Gemeinde im edelsten Sinne
es Worts nützlichen Religionslehrers gewinnen können." —
Uebrigens ist von dieser Ausgabe zu bemerken, daß sie, die neu
hinzugekommenen eingerechnet, im Ganzen neun und zwanzig
Predigten enthält. Alle aber sind, wie schon der Titel sagt,
über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien gehalten,
ie Predigten am Neujahrstage, am Charfreitage, am Refor-
nations-Feste, am Bußtage und die zwei angehängten An-
ritts-Predigten allein ausgenommen. Die Hauptgedanken der-
elben anzugeben, verbietet der Raum und es ist genug, zu sa-
gen, daß schon sie allein auf die gegenseitige Durchdringung
hindeuten, in welcher hier der religiöse und sittliche In-
halt des Christenthums erscheint, und welche auch in den neu-
testamentlichen Schriften das unterscheidende Kennzeichen des
letztern ausmacht. Der Verf. kennt, wie Jesus und die Apo-
stel selbst, keinen „Glauben, der nicht durch die Liebe thätig
ist," und kein sittliches Denken, Wollen und Handeln, „das
nicht aus dem Glauben käme." Was die Wissenschaft eben
für wissenschaftliche Zwecke scheidet, muß das Leben und auch

die

die Predigt, die für das Leben iſt, auf's Innigſte vereinigen.

Der evangeliſche Lichtfreund. Wochenſchrift für chriſtliche Erbauung und kirchengeſchichtliche Mittheilung zur Beförderung eines vernunftgemäßen Bibelchriſtenthums. — Herausgegeben von einem Vereine evangeliſcher Geiſtlichen unter Redaction der Herren ꝛc. Böhm in Bockenheim, ꝛc. Friedrich in Frankfurt a. M., ꝛc. Müller in Homburg und ꝛc. Spieß in Sprendlingen. 1—8. Hft. — Frankfurt a. M. bei Rohm 1836. (Der ganze Jahrgang pränum. 2 Thlr.)

Die lichtſcheuen, nimmer raſtenden und jedes Mittel zum Zwecke benutzenden Umtriebe der Pietiſten und Myſtiker unſerer Zeit gaben den auf dem Titel dieſer Zeitſchrift genannten würdigen Männern Anlaß, den Freunden eines erleuchteten Chriſtenglaubens ein Blatt darzubieten, das ihnen zum Gegengifte gegen die geiſtbetäubende und ſeelengefährliche Nahrung dienen könnte, womit Jene in allerhand Flugſchriften ihren Anhang zu erquicken und zu mehren ſuchen. Sie ſahen es dabei auf Mittheilung religiöſer Betrachtungen und Vorträge ab, welche in edler Popularität ſich über die reine Chriſtuslehre verbreiten ſollten; auf kirchengeſchichtliche Mittheilungen, welche das Weſen, den Urſprung, den Zweck und Stand des religiöſen Sectenweſens in der Gegenwart beträfen, und auf kurze beurtheilende Anzeigen der beachtenswertheſten Schriften, welche in das Gebiet des Religiöſen und Kirchlichen einſchlagen. In Bezug auf die Form dieſer Mittheilungen hielten ſie es aber für

für angemessen, sie zunächst in einzelnen, mit jedem Sonntage auszugebenden Bogen erscheinen zu lassen, zugleich aber auch dafür zu sorgen, daß sie in besonderen Monatsheften zu haben wären. — Uebersieht man nun die in gegenwärtigen 8, vom Monate Januar 1836 bis zum Monate August einschließlich reichenden und 35 Nummern in sich fassenden, Leistungen mit unbefangenen Augen: so wird man den Herausgebern gern das Zeugniß geben, daß sie ihren Zweck auf sehr verständige Weise zu erreichen suchten und in der Auswahl dessen, was sie ihren Lesern darboten, im Allgemeinen das Bedürfniß derselben glücklich befriedigten. Allerdings spricht, wie es nicht anders seyn kann, besonders unter den mitgetheilten Reden und Betrachtungen die eine den Leser mehr an, als die andere; aber keine ist von dem echt evangelischen und praktischen Geiste entblößt, worauf es bei denselben vorzüglich abgesehen war, und einzelne darunter haben in der That einen ganz ausgezeichneten Werth. — Ref. begnügt sich, hier nur einige zu nennen, wie sie ihm eben der Zufall vor die Augen führt, z. B. in Nr. 26.: „Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der christlichen Kirche;" in Nr. 28.: „Wie lassen wir unser Licht leuchten zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschen?" in Nr. 34.: „Gott hat den Menschen sonderlich angesehen;" in Nr. 31.: „Ueber das Leben in Gefühlen" u. s. w. Diese letztere Betrachtung vereinigt so viel Ansprechendes und Zeitgemäßes, daß sie am Beßten geeignet ist, von der hier herrschenden Darstellungsweise einen anschaulichen Begriff zu geben. Vornherein schildert der Verf. mit sehr gelungenen Zügen die große Bedeutung des Gefühls für einen edeln menschlichen Lebensgenuß, für die Anregung eines sittlichen Denkens und Handelns und für die Weckung und Befruchtung des religiösen Glaubens dann aber zeigt er auch die nachtheilige Einwirkung desselben in dieser dreifachen Hinsicht, wenn es nicht von klaren Begriffen und Ver-

nunftideen geregelt und geleitet wird. Hier warnt er nun unter Anderem vor „dem Schwelgen in religiösen Gefühlen" und sagt zur Erläuterung des im Allgemeinen Beigebrachten: „Gibt es irgend ein Gefühl, welches dem frommen Herzen natürlich ist und es beseligt, so ist es das Gefühl der Liebe zu Gott, dem Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden. — Aber wie Manche haben sich, an Statt diese Liebe durch einen sittlichfrommen Wandel zu bethätigen, nur in müßigen Entzückungen darüber gefallen und dadurch, daß sie ihr Gefühl zu hoch spannten oder überreizten, die Kraft ihres Willens gelähmt, ja gebrochen? Wie Manche mit dem Munde, mit welchem sie die brünstigen Gebete aussprachen, ihren Mitmenschen geflucht? Wie Manche mit den Händen, die sie zuvor andächtig gefaltet, Gift gemischt, das Schwert gegen Andersdenkende in fanatischer Wuth gezückt, oder sich selbst mit widernatürlicher Grausamkeit gequält und gemordet? So Viel leichter ist es, andächtig schwärmen, als gut handeln; so Gefahr bringend und verderblich ist es, in überschwänglichen religiösen Gefühlen zu schwelgen und frommen Träumereien sich zu überlassen. Denn eben dadurch wird der Mensch so leicht in trägen Schlummer gewiegt, die thörigte Einbildung, es schon ergriffen zu haben, erweckt und genährt und indem man sich selbst vermißt, schon fromm zu seyn, stürzt man unaufhaltsam der Sünde in die immer geöffneten Arme. — Hat sich aber irgend Jemand vor dem Leben in bloßen Gefühlen zu hüten, so sind es Frauen und Jungfrauen u. s. w." — Auch da, wo die Herausgeber Einzelnes aus andern Zeitschriften, z. B. aus der Allg. Kirch. Zeit. entlehnten, trafen sie gewöhnlich eine gute Auswahl für ihren Zweck, wie die Aufsätze beweisen: „Die Gegensätze und ihre Versöhnung," worin beispielsweise gewisse klare und einfache Grundlehren der heiligen Schrift als leitende und berichtigende Norm unbestimmter und zweideutiger Nebenlehren dargestellt werden, und: „Der sittliche Zustand der Gegen-

wart." — Unter den Nachrichten über die kirchlichen Er-
nisse der Zeit kommen sehr anziehende vor und wenn meh-
e für das unermüdete Streben des Obscurantismus zeugen,
immer weiter zu verbreiten, so gewähren noch weit meh-
e die Beruhigung, daß die gute Sache des Lichts überall
unde habe, welche sich diesem Streben entschlossen und ein-
thig widersetzen. Dahin gehört z. B. die in Nr. 27. ent-
tene Nachricht von dem Geiste, welcher die Diöcesen-Syno-
in Rheinbaiern beseelte, als es darauf ankam, „die
undprincipien der dortigen unirten Kirche, den im Geiste der
nunft abgefaßten christlichen Katechismus derselben und die
iheit des Religionsunterrichtes von Dogmen, an welche kein
ünftiger Mensch mehr glaubt," aufrecht zu erhalten; die
chricht von der Herstellung eines protestantischen Gottesdien-
in dem Hauptquartiere der Jesuiten, zu Freiburg in
Schweiz; die Nachricht von der Unduldsamkeit des religiö-
Fanatismus in Westphalen (in der bekannten Geschichte
Predigers Hölsmann); die Nachricht von den neuesten
lichen Ereignissen in Frankreich; die Nachricht aus
m von dem Bestreben der Jesuiten, die protestantische
he durch schlaue Nahrung des Sectengeistes in derselben zu
erben u. a. m. Auch haben Refn. neben dem Man-
ei, was hier über die Nachtheile des Conventikelwe-
s und über die ältern Verordnungen dagegen (z. B. von
en der preußischen Regierung im Magdeburgischen und
ndenburg-Culmbachischen) vorkommt, die „Erklärung,"
e die „Pfarrer der Kreissynode Dortmund in Betreff
chwelmer Pfarrerwahl-Angelegenheit" an den Gen. Sup.
i eingaben, sowie die „Vorstellung der Gemeinde Wetter
Wupperthale" an das Ministerium der geistlichen Angele-
iten in Berlin besonders angezogen. In letzterer heißt
B.: „Plötzlich finden wir uns aus unserer (bisherigen)
ichen Ruhe aufgescheucht durch den streitsüchtigen Eifer

einer Secte, welche den Buchstaben über den Geist und den blinden Glauben über das Evangelium stellen möchte. — Aus diesem Grunde nehmen wir keinen Anstand, hiermit frei zu bekennen, daß wir weder die Reihe der religiösen Forschungen als durch die Reformation geschlossen betrachten, noch die Agende und die symbolischen Bücher als unwandelbare Glaubensnorm annehmen können. — Menschensatzungen bilden, verglichen mit dem Worte des Evangeliums, nur einen Scheffel für das Licht, welches eigentlich allen Denen leuchten soll, welche im Hause sind. — Wir ehren die äußere Kirche, welche wir für eine Bildungsanstalt halten, hervorgegangen aus den Bedürfnissen der Zeiten, mit denen sie fortschreiten oder fallen muß, da sie nur ein schwaches Gefäß ist von Menschenhand, um darin das lautere Gold der Christuslehre zu bewahren. Das Recht der Forschung setzen wir aber über jede Autorität in Glaubenssachen; unsere Ueberzeugung suchen wir unmittelbar aus dem Borne des Evangeliums zu schöpfen und meiden jede Lehre, welche wir nicht auf einfache Weise damit vereinigen können." — Gleiches und noch Freimüthigeres wäre aus der vorgedachten Erklärung der dortmunder Kreissynode beizubringen, wenn hier der Raum dazu wäre. — Der Zweck dieser kurzen Anzeige ist erreicht, wenn dieser „evangelische Lichtfreund" in einem noch weitern Kreise, als dieß schon bisher der Fall war, die verdiente Beachtung findet.

Einzelne Predigten und Reden.

1) Predigt vor der Eröffnung der Ständeversammlung des Königreichs Sachsen am 24. Sonntage nach Trinitatis 1836 gehalten von dem Ob.

Digitized by Google

Hofpred. Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Dresden bei Walther. 30 SS.

Die richtige Ansicht, daß es sich bei Predigten, wie die vorliegende, „nicht um Lehren und Vorschriften" handle, welche christliche Volksvertreter „schon kennen, und die bereits aus der Stellung jedes Einzelnen hervorgehen," sondern „um Entschließungen und Vorsätze, durch die sie ihren Beruf heiligen und sich auf die Vollbringung eines edlen Werkes würdig vorbereiten sollen," veranlaßte den in dieser Art der christlichen Kanzelberedtsamkeit vielfach bewährten Verf., nach Ps. 119, 38. die „wesentlichen Merkmale" hervorzuheben, „an welchen sich würdige Abgeordnete des Vaterlandes erkennen." Daß er sie eben so treffend aufgriff, als geistvoll und ansprechend veranschaulichte, versteht sich von selbst, und es wäre eine sehr überflüssige Mühe, dieß weitläufiger nachzuweisen. Er bezeichnet als solche: innige Ehrfurcht vor Gott, der sie zu ihrem Amte berief; beharrliche Achtung gegen das Gesetz des Rechts, welches die Grundveste aller geselligen Ordnung ist; edle Liebe zum Vaterlande, die sich durch kräftige That bewährt, und treue Anhänglichkeit an das königliche Haupt, durch welches die Regsamkeit der Glieder erst freies Gesammtleben des ganzen Körpers wird. Die nähere Erläuterung dieser Merkmale geht von dem Allgemeinen auf das Besondere über und setzt dadurch das Theoretische mit dem Praktischen in die innigste Verbindung. Hier und da ist zwar Manches in einem gewissen Helldunkel gehalten, das der bezugkundigere Hörer besser durchschauen mochte, als der den obwaltenden Verhältnissen fernstehende Leser; im Allgemeinen aber strömt die gedankenvolle Rede des Verfs. klar und hell dahin und hat an ausgezeichneten Stellen Ueberfluß. Ref. kann den Lesern wenigstens die eine nicht vorenthalten, welche S. 19 das rechte Wesen der christlichen Vaterlandsliebe schildert.

„Sie

„Sie freut sich, heißt es von ihr, der schönen Räume und Fluren, die uns die Vorsehung zur Wohnung angewiesen hat, aber noch mehr der Menschen, die sie urbar gemacht und in einen Garten Gottes verwandelt haben. Sie ergötzt sich an ihrer Gesundheit, an ihrem Wohlstande, an ihrer Geselligkeit und Heiterkeit, aber noch mehr an ihrem Fleiße, an ihrer Betriebsamkeit, an ihren Fortschritten in der Kunst und Wissenschaft, an ihrer sittlichen und religiösen Bildung, die des Lebens höchster Preis und Ehrenschmuck ist. Wer dich wahrhaft liebt, du theures Vaterland, der fragt nicht nach dem Umfange deiner Gauen oder nach der Zahlengröße deiner Einwohner, sondern nach der Eintracht, nach dem Gemeingeiste, nach der Vervollkommnung und Veredlung, die dein ganzes Volk errungen hat; der sucht in der Brust der Seinigen jene edle Selbstständigkeit, jenen beharrlichen Eifer, jene schöpferische Thätigkeit zu wecken, die ihr Glück von Innen heraus bauet, und in der Herrschaft des Lichtes und Geistes ihre wahre Größe sucht; der sieht auf die Tugenden seiner Fürsten und Vorfahren mit Stolz und Freude zurück und betrachtet sie als Vorbilder des Ruhmes, welchen wir Alle erstreben und als ein köstliches Erbe rein und unbefleckt auf die Nachkommen fortpflanzen sollen." — Vortrefflich wird S. 23 und 24 auf die Gefahren hingedeutet, welche dem gemeinen Wesen von aller ultraistischen Geltendmachung eines angeblichen Wirkens für Volkswohlfahrt, den Regierungen gegenüber, drohen, und dabei das warnende Wort gesprochen: „Wie sich Recht und Unrecht, Freiheit und Knechtschaft, Freimüthigkeit und zügelloser Uebermuth in ihren Endpuncten berühren, so verwandelt sich auch der Lichtglanz eines reinen und edlen Berufes in Nacht und Grauen, wenn der Vertreter des Volks ein Parteigänger, wenn der Botschafter der Ordnung und des Friedens ein Herold des Meineides und der Treulosigkeit wird." Solche und ähnliche Warnungen deutet zwar der Demagogismus leicht in aristokra-

tisirende

tisirende Schmeichelreden um; es hat aber keine Noth, sie vor dem Richterstuhle der Wahrheit und der Geschichte vollkommen zu rechtfertigen. — Wie die Predigt, so ist auch das angehängte Gebet vom Geiste echter Christlichkeit durchdrungen und das Ganze läßt einen Eindruck zurück, welcher dem alten Ruhme der sächsischen Kanzelberedtsamkeit keinen Eintrag thut. — Das läßt in seiner Art sich auch von

2) behaupten: Predigt bei der Gedächtnißfeier Sr. Maj. des Königs Anton, den 29. Juni 1836 gehalten in der Stadtkirche zu Mutzschen und auf Verlangen in den Druck gegeben von Fr. Aug. Börner, Pastor und Eph. Adj. daselbst. Grimma, in der Reimerschen Druckerei. 23 SS.

Sie hebt in einer ruhigen, klaren und edeln Darstellung die Tugenden des abgeschiedenen Königs hervor, ohne in Uebertreibung oder Schmeichelei zu fallen und läßt bis auf einige überflüssige Wortfülle und kleine Wiederholungen weder in Anordnung des Stoffes noch in Ausführung desselben einen Tadel zu. Das „Bild des Vollendeten, welchen der Herr der Aernte am späten Lebensabende vom treu vollbrachten Tagewerke abrief," macht als das Bild eines Viel erfahrenen und weisen Greises, eines gerechten Regenten, eines liebevollen Vaters seines Volkes und eines frommen Christen ihren wesentlichen Inhalt aus, und die Züge, dadurch sie dasselbe veranschaulicht, sind durchgängig treffend gewählt und zu einem ansprechenden Ganzen geschickt zusammengestellt. Es genügt zur Erhärtung dessen, auf die Aeußerungen hinzuweisen, welche im vierten Theile die Frömmigkeit des Königs schildern, dem echt sittlichen Geiste derselben neben der Gewissenhaftigkeit in ihren äußerlichen Bezeichnungen gleiches

ches Lob spenden und mit der allgemeinen Bemerkung schließen: „Vorüber sind die Zeiten, sowohl für die höchsten Beamten des Staates, als der Kirche, wo der Name allein, der Titel, das Amt, das Kleid hinreichend waren, um Ehrfurcht zu gebieten und Gehorsam zu erzwingen, wo man mit dem Purpur die sittlichen Flecken bedecken und mit der Stimme Machtgebote das vorlaute Urtheil darüber zum Schweigen bringen konnte. Unsere fortgeschrittene Zeit macht auch Ansprüche an den innern Menschen, will nicht bloß vor dem Fürsten, als Fürsten, sondern auch vor dem edeln Menschen im Fürsten sich beugen. — Und eben in dieser Beziehung war unser vollendeter König für alle Edle seines Volks ein Gegenstand inniger Verehrung. Er war Christ in Worte und That, fromm in Gesinnung und Wandel." — Von sehr wichtiger praktischer Beziehung ist in eben diesem Theile das, was der Verf. bei diesem Anlasse im Allgemeinen zu erwägen gibt. „Es wäre, spricht er, gut, wenn alle Unterthanen, wenn namentlich alle öffentliche Beamte, welche als Handhaber der Gesetze und Vollstrecker des königlichen Willens an der Spitze der Geschäffte stehen und die Augen des Volkes auf sich lenken, hierin dem Beispiele ihres Königs und Vaters gefolgt wären und folgten. — Denn wenn Leichtsinn und Sittenlosigkeit, wenn Gleichgiltigkeit gegen Religion und Unkirchlichkeit unter uns zu finden sind, der Thron ist es nicht, von dem sie ausgehen; dort wohnt Frömmigkeit und Sittenreinheit in reinem Glanze, der Kinder Schuld ist es, wenn der Aeltern Vorbild keine Nachfolge findet." — Uebrigens ist das Zeugniß, welches der Verf. in Uebereinstimmung mit Allen, die den König Anton kannten, der Frömmigkeit desselben gibt, von ganz anderem Gewichte und Gehalte als das, womit Sr. päpstl. Heiligkeit, Gregor XVI., in seiner am 21. Nov. gehaltenen famösen Gedächtnißrede, dieselbe zu verherrlichen gedachte. Denn dieser weiß von ihr Nichts weiter zu rühmen, als daß der König „sechs und funfzig Jahre

lang

lang täglich zwei Male dem unblutigen Opfer beiwohnte" und mit der „fleißigen Sorge, Verzeihung für seine Sünden durch Theilnahme an dem Gnadenschatze der Kirche zu erlangen," den „Eifer verband, seinen Körper zu kasteien und in Knechtschaft zu erhalten." Dabei trägt er kein Bedenken, seinen sittlichen Charakter in das übelste Licht zu stellen, indem er ihm wegen gewissen kirchlichen Regierungsmaßregeln, die von der christlichen Liebe und von umsichtiger Regentenweisheit gleich sehr geboten waren, Schuld gibt, „seine so hellstrahlende Tugend mit einem Makel befleckt" und sich Zeitlebens die bitterste Reue bereitet zu haben. Gut, daß die Geschichte der Gegenwart nicht nach den Aussprüchen der päpstlichen Infallibilität geschrieben wird. —

3) Predigt zur Feier seiner 50jährigen Amtsverwaltung gehalten am 21. Sonntage nach Trinitatis 1836 von Dr. C. G. Bauer, Archid. an der Nikol. Kirche zu Leipzig und Ritter des kön. Sächs. Civ. Verd. Ordens. Leipzig, bei Schreck. 19 SS.

So erlaubt es auch ist, in dem Falle, worin sich der würdige Verf. dieser Jubelpredigt befand, seine persönlichen Angelegenheiten und Schicksale auf dem heiligen Lehrstuhle zur Sprache zu bringen, so hielt es doch derselbe für angemessener, bei diesem Anlasse sich nur über die Ueberzeugung auszusprechen, welche ihm eine halbhundertjährige Verwaltung des christlichen Predigtamtes von der Religion Jesu gewährt habe. Diese Ueberzeugung führt er aber auf den dreifachen Satz zurück: das Christenthum sei die größte Wohlthat Gottes für die Menschen, Trotz der verschiedenen Auffassungsweisen, welche es von diesen erfahre, und

werde

Sup. und Prof. der Theol. — Leipzig, bei Schreck. 8 SS.

Der Verf. der zuerst genannten Gedächtnißpredigt wendet seinen Text geradehin auf den Abgeschiedenen an und heißt die Gemeinde auf die Lehren, die Persönlichkeit und den Wandel desselben, die von ihm erfahrenen Prüfungen und die von ihm errungenen Verdienste nebst ihrem herrlichen Lohne ihre Aufmerksamkeit richten. Ref. zieht daraus nur an, was von der Persönlichkeit desselben gesagt wird. „Der helle, freie und lebendige Geist, der ihn als Lehrer so auszeichnete und seine Lehren so eindringlich, so fruchtbar, so unvergeßlich zu machen geeignet war, er war es, der in Verbindung mit einem gefühlvollen Herzen den Grundzug seines Wesens ausmachte. Die klare und wache Besonnenheit, die selten oder nie zerstreute, sondern bei dem, was sie dessen werth achtete, streng vestgehaltene Aufmerksamkeit, die ihm eigen war, machte ihn ohne langes Besinnen und Zaudern zu einem treffenden Urtheile über das, was ihm vorkam, und zu entscheidenden und schnell entschiedenen Maßregeln in Beziehung darauf geschickt. Und diese Gabe des klaren Blicks, des sichern Urtheils, sie war's, die, wie sie sich namentlich in den Jahren seiner beßten Blüthe in seinem Antlitze, auf seiner freien und offenen Stirne, um seinen Mund sichtbar abspiegelte, so ihn in alle Auftritte und Verhältnisse des Lebens begleitete; die war es, die, so lange noch nicht geheimer Schmerz an seinem Körper nagte, über sein ganzes Wesen eine, doch immer sich selbst beherrschende, Munterkeit und Heiterkeit ausgoß und ihm sogar noch in Zeiten innerlich gefühlten Wehes selbst über dieses nicht selten zu scherzen, nie aber in der Thätigkeit, zu der ihn vielverzweigte Geschäffte riefen, so lange seine Kräfte noch nicht völlig erschöpft waren, nachzulassen erlaubte." — Dieselbe Wahrheit und Treue, mit welcher der Verf. hier zeichnete, findet

ich auch in allem Uebrigen, was er von dem Abgeschiedenen sagt und nirgends gibt er denen, welche ihn kannten, zu einer Berichtigung seines Urtheils über ihn Anlaß. Auch fehlen die praktischen Beziehungen nicht, in welche das Individuale mit dem Bedürfnisse Aller zu setzen war. — Dasselbe gilt von der Predigt des Hrn. M. Siegel, welche von der Verherrlichung Gottes in dem Leben und Ende ausgezeichneter edler Menschen handelt und sie mit vorherrschender Rücksicht auf den gegebenen einzelnen Fall darin erkennen läßt, daß Gott schon in die Tage ihrer Kindheit und Jugend zu legen weiß, was ihre künftigen Lebenszwecke vorbereitet; daß er ihnen in spätern Jahren zu vielseitigem und edlen Wirken Gelegenheit gibt; daß er die Freude und den Schmerz weislich zu mischen weiß, welche ihr Schicksal bestimmen, und daß er es denselben auch bei einem frühzeitigen Hintritte nicht an Anlasse fehlen läßt, für die Ewigkeit reif zu werden. Die Darstellung des Verfs. ist klar und einfach, dabei aber gemüthvoll und andringend. So heißt es im vierten Theile über das Leben und Wirken des Vollendeten: „Das Lebensziel, das die Schrift mit den Worten andeutet: unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahre, ist noch nicht das seinige geworden. Aber hat er darum einen geringern Lebensgehalt auf seiner nicht allzulangen irdischen Wallfahrt ausgeprägt? Was heißt leben im edlen, schönen Sinne des Wortes? Heißt es nicht thätig seyn für große, heilige Zwecke, thätig seyn am großen Baue menschlicher Glückseligkeit, thätig seyn für veredelnde Selbsterziehung? In diesem Sinne hast du lange und Viel gelebt, verewigter Freund und Amtsgenosse. Du hast den Wissenschaften, du hast deinem Amte in und außerhalb der Kirche gelebt; du hast in einer langen Reihenfolge von Jahren Jünglinge in der geistlichen Beredtsamkeit unterwiesen; du hast der leidenden Menschheit oft und gern die Hand gereicht; du bist ein rühmlicher Gatte,

Gatte, ein sorgender Vater, ein Freund deiner Freunde gewesen. Und indem du dieß Alles warest, hast du der Welt nicht redlich die Schuld abgetragen, die du in deiner Kindheit und Jugend machen mußtest?" — Die Worte, welche Hr. Dr. Großmann am Grabe des Vollendeten sprach, sind durch und durch gediegen und fassen das, was in jedem gedenklichen Bezuge von ihm zu sagen war, in ein lebenvolles Bild zusammen, das den kundigen Betrachter Nichts vermissen läßt. Die treffendsten Züge desselben sind in folgender Stelle vereinigt: „Was sonst gewöhnlich unter Viele vertheilt ist, war bei ihm in seltenem Vereine beisammen, nicht nur eine gesunde Seele in einem kräftigen Körper, sondern ein heller, klarer, lebendiger Geist von rastlosem Thätigkeitstriebe beseelt, mit sicherem Urtheile, mit eindringendem Scharfsinne, mit treffendem Witze gepaart; ein praktischer Sinn, der jede Erscheinung sogleich von Seiten ihres Werthes für das Leben zu fassen und ihres Einflusses auf das Leben zu bemessen wußte; eine Gewandtheit im Ausdrucke und in der Darstellung, die jeden Gedanken mit leichter Mühe in das angemessenste Gewand einzukleiden verstand; eine Gabe der Geselligkeit, die durch Vereinigung des Ernstes und Scherzes, des Schönen und Nützlichen in jedem Kreise, dem er angehörte, Würde und Anmuth, Heiterkeit und Freude zu verbreiten geschickt war, und dabei ein Herz und Gemüth, das für Wahrheit und Recht, für Tugend und Freundschaft warm und innig schlug, dem keins der menschlichen Dinge fremd war, jedem Trost- und Hilfsbedürftigen mit williger Theilnahme entgegenkam und im Wohlthun seine Freude fand; endlich eine Treue und Gewissenhaftigkeit in der Amtsverwaltung, die überall nach dem Besten strebte und selbst in Zeiten der Krankheit und Schwachheit keine Anstrengung, keine Selbstverleugnung sparte, um bewährt gefunden zu werden. — Ref. hat Nichts hinzuzufügen, als daß der glücklich zu preisen ist, dem seine Amtsgenossen mit einhelligem Sinne solch' ein Denkmal setzen können.

Digitized by Google

önnen. — Die folgenden zwei Predigten kämpfen gegen die eligiöse Seuche an, welche in der Form von unprotestantischem Stabilismus und irrationalem Pietismus die evangelische Kirche erwirrt und gefährdet und uns die unheilvollen Früchte kosten läßt, welche die vielgerühmte, aber ziemlich bornirte Frömmigkeit einiger Hochgestellten und die selbstsüchtige Geschmeidigkeit rer heuchlerischen Willensvollstrecker für dieselbe trug. Sie nd:

7) Reformations-Predigt am 22. Sonntage nach Trinitatis 1836 gehalten und auf ausdrückliches Begehren als ein Wort zur Verständigung und Beruhigung zunächst für seine Gemeinde dem Drucke überlassen von Hermann Wetken, Diakonus an der Kaufmannskirche zu Erfurt. — Das. bei Uckermann. 18 SS.

8) Predigt am 20. Sonntage nach Trinitatis 1836 über die Epistel gehalten von Ferd. Fr. Fertsch, evang. Pfarrer an der Stadtkirche zu Friedberg im Großherzogthume Hessen. — Das. bei Bindernagel. 20 SS.

Die erste hatte ihre Veranlassung in dem Umstande, daß r Lutherolatrismus, welcher zuerst in Breslau und chlesien ausbrach und nach und nach fast alle Provinzen der eußischen Monarchie ergriff, auch in der Stadt und dem Rerungsbezirke Erfurt zur öffentlichen Erscheinung wurde, il man dem Hauptbeförderer desselben, dem dasigen Prediger rabau, bei seinen Vorbereitungen dazu ruhig zusahe, bis sich stark genug fühlte, sich mit einer großen Anzahl seiner laubensgenossen von der unirten Kirche feierlich loszusagen d die preußische Agende als die vermeintliche Grundlage der-

derselben entschieden zu verwerfen. Die dadurch entstandenen kirchlichen Zerwürfnisse und die Bemerkung, daß sich auch viele Glieder aus der Gemeinde des Verfs. diesem lutherolatrischen Separatisten anschlossen, vermochten denselben, das dreyhundertjährige Reformationsfest zur Bevestigung der Treugebliebenen in ihrem evangelisch-protestantischen Sinne zu benutzen und die Mißverständnisse, welche die Ausgeschiedenen zu ihrem bedenklichen Schritte veranlaßt hatten, zu beseitigen. Er stellte daher, nach Maßgabe des Textes 2. Kor. 3, 17., die Herrlichkeit der evangelisch-protestantischen Kirche in ihrer Entstehung und Entwickelung dar und ließ es weder an der Klarheit des Gedankens noch an der Kraft des Wortes fehlen, um die Ueberzeugung zu begründen, daß derselbe christliche Geist, der jene Kirche in das Daseyn gerufen habe, auch in der Union vorwalte, wodurch in unserer Zeit die Trennung derselben in zwei verschiedene Confessionen aufgehoben worden sei. Der Beweis dafür war für unbefangene Gemüther allerdings nicht schwer zu führen, aber ihn rückhaltslos und schlagend zu führen, dazu gehörte unter den verwaltenden Umständen kein geringer Grad von Freimuth, und an diesem ließ es der Verf. nicht fehlen. Von ihm getrieben, sprach er unter Anderem (S. 10): „Sehet, Christen, dahin (auf die christliche Freiheit von Menschensatzungen) weiset der andere Name, welchen wir in unserer Kirchengemeinschaft führen, der hohe und heilige Protestantenname, dessen bedeutungsvolle Würde wir uns nicht entreißen lassen wollen. So gewiß unsere Kirche evangelisch ist, so gewiß ist sie auch protestantisch. So gewiß sie sich das Evangelium von Christo aus entstellenden Menschensatzungen errungen hat, so gewiß muß sie ihre Freiheit im Evangelio sich bewahren, muß protestiren wider Alles, von Wannen es auch komme, was die Worte Christi verdrängen oder verdunkeln, was den Worten Christi sich überordnen, oder sich gleichstellen will. Wir können Nichts wider

die

Wahrheit, die aus Gotte ist, aber für die Wahrheit und
eiheit, die wir haben im Geiste des Herrn, können wir Alles,
issen wir Alles können." Nachdem der Verf. den protestan-
hen Geist Luther's und Zwingli's in den glänzendsten
atsachen ihres Lebens nachgewiesen hat, setzt er dann noch
zu: „Meinet ihr, Geliebte, die ehrwürdigen Reformatoren
:ten mit ihren eigenen Grundsätzen, die sie auf das Feierlichste
annt und mit ihrem eigenem Werke, für das sie Gut und
ut einsetzten, so in Widerspruch treten können, daß sie ihre
nschlichen Bücher als neue Glaubensgesetze und Lehrvorschrif-
für alle Zeiten hingestellt hätten? Dann wäre ja die Ge-
lt des Papstthums nur von dem Menschen zu Rom auf
Menschen zu Wittenberg und zu Zürich übergegangen und
evangelische Kirche hätte wieder ein Menschenjoch auf ih-
r Nacken, gegen welches sie nicht protestiren dürfte." In
chem Geiste und Sinne ist von der Union die Rede, in-
r der Verf. zeigt, daß die Entwickelung der evangelisch-pro-
antischen Kirche bei diesem Ziele ankommen mußte, weil
n in Folge derselben zu der Einsicht kam, daß Christi Wort
hr gelte, als Luther's und Zwingli's Wort, daß, „was vor
) Jahren in der Hitze des Streits von menschlichen Leiden-
ıften übelgemacht war, gebessert, und daß der Widerspruch,
den die protestantische Kirche mit sich selbst gerathen war,
lgeglichen werden müsse." — Ref. rechnet es dem Verf.
)t an, daß er nicht auf Fragen einging, welche von seinem
andpuncte schwer zu beantworten waren; z. B. auf die:
welchem Verhältnisse die Agende mit ihrem, zwischen Pro-
antismus und lutherischen Stabilismus getheilten Inhalte
Union stehe, oder die: wie sich die neuerliche Erklärung:
jede Confession ihre eigenthümlichen symbolischen Bücher
)ehalten solle, mit der frühern vereinigen lasse, daß beide
ıfessionen Eine evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres
igen Stifters werden sollten? Den Widerspruch, der darin

liegt, haben offenbar nur Diejenigen zu vertreten, die sich seiner schuldig machten, und man kann Denen, welche die traurigen Folgen desselben zu bekämpfen gezwungen sind, Nichts weiter zumuthen, als daß sie die Grundsätze geltend machen, mit denen er unvereinbar ist. Wäre dieß jedoch damals, als es vornehmlich Noth that, von allen Seiten und an dem rechten Orte geschehen; hätte man Diejenigen, welche den buchstäblichen Dogmenglauben mit der empörendsten Verketzerungswuth gegen protestantischen Christenglauben in Schutz nahmen, nicht als die echten Stützen der evangelischen Kirche betrachtet und begünstigt: so würde man sich den Schmerz erspart haben, die öffentlichen kirchlichen Skandale, die daraus hervorgingen, als Frucht des Saamens ansehen zu müssen, den man selbst säete. — Gut ist es übrigens immer, daß jetzt wenigstens Männer, wie der Verf., ohne Scheu zu sagen wagen, worauf es ankommt, wenn man aus den vorliegenden kirchlichen Wirren den Weg zum Ziele finden will. —

Auch der Verf. der zweiten Predigt, *Herr Pf. Fertsch* zu Friedberg, gehört zu ihnen, denn er erhebt in sehr verständiger Weise seine Stimme gegen das Conventikelwesen, welches im Vereine mit dem Missions- und Tractatenwesen überall die ursprüngliche Grundlage jener kirchlichen Wirren gewesen ist. Er ist dabei in dem Vortheile, sich auf eine unter dem 16. Mai 1835 von dem Ob. Consistorium zu Darmstadt erlassene Verordnung berufen zu können, welche sich entschieden dagegen erklärt und die Verbreitung „der bekannten, kleinern Volksschriften" untersagt, „die darauf berechnet sind, durch Ueberschätzung und einseitige Geltendmachung gewisser Lehrsätze, namentlich durch überspannte Vorstellungen von der Natur des sündlichen Verderbens und von den Wirkungen der göttlichen Gnade, ein vermeintlich besseres Christenthum im Finstern zu verbreiten und, indem sie die Erkenntniß der christlichen Wahrheit verdunkeln, den Verstand ver-

wirren, die Einbildungskraft erhitzen, zum Nachtheile wah-
Glaubens und wahrer Frömmigkeit im Volke, dem soge-
nten (Conventikel-) Pietismus zum Werkzeuge zu dienen."
Hierauf gestützt zeigt der Verf. in diesem wohlgeordneten
trefflich durchgeführten Vortrage über Eph. 5, 15—21:
ß abgesonderte Zusammenkünfte zum Behufe
n Andachtsübungen sich mit den Vorschriften der
istlichen Weisheit nicht vertragen, weil sie der Zeit
eine unangemessene Weise widerstreben, es auf ein Schwel-
in dunkelen schwärmerischen Gefühlen anlegen, die gemein-
ftliche Religionsübung vor einer besonderen verachten, und
möge des geistlichen Stolzes, den sie erzeugen, der allgemei-
Nächstenliebe Eintrag thun. Nur Eine Stelle aus diesem
nzen möge den Gedankenreichthum und die präcise Vortrags-
se des würdigen Verfs. bezeichnen. „Von der bösen Zeit,
icht er im ersten Theile, ist zwar in diesen Zusammenkünf-
Viel die Rede. Aber man ist weit entfernt, sich in die-
be zu schicken. Man widerstrebt ihr vielmehr auf eine
ig unzweckmäßige Art. Denn an Statt kräftig hinauszu-
ten in das Leben und kräftig zu wirken und zu schaffen,
; es besser werde: beseufzt man die verdorbene Welt und
gt darüber, daß sie im Argen liege. An Statt dem leicht-
ligen und sündhaften Geschlechte, das man allenthalben er-
kt, mit einem guten Beispiele voranzugehen und sein Licht
ihm leuchten zu lassen: setzt man es unter den Scheffel
zieht sich in eine engbegränzte Einsamkeit zurück. An
tatt die im Strome der Zeit Versunkenen hilfreich hervorzu-
hen, die Schlummernden zu wecken und zum Bewußtseyn
in ihnen liegenden Kräfte zu führen: behauptet man die
llige Untüchtigkeit des Menschen und erklärt ihn von Natur
unfähig zur Vollbringung guter Werke. An Statt sichern
chrittes voranzuschreiten und den raschen Entwickelungen der
aufhaltsam dahinrollenden Zeit behutsam zu folgen: begehrt

man umgekehrt, daß die Zeit rückwärts schreite; man hält in starrer Anhänglichkeit an dem Veralteten, läßt die neuern Forschungen auf dem Gebiete des Glaubens außer Acht und legt grundlosen oder nur halbwahren Lehrmeinungen einen ungebührlichen Werth bei." — In gleicher Weise führt der Verf. auch die übrigen angegebenen Puncte aus und wird besonders da andringlich, wo er von der Lieblosigkeit spricht, mit der die kirchlichen Bündler nur ihren Sinnesgenossen den Namen von „Brüdern und Schwestern" geben, „die Uebrigen aber, die draußen stehen," als „Kinder der Welt, als ein Geschlecht, das in der Irre geht und dem Verderben anheimgegeben ist," verachten und schmähen. — Ref. fragte sich bei Durchlesung dieser Predigt selbst, ob wohl einer der Gedanken, welche sie so klar und unwiderleglich hinstellt, irgend einem Glieds derjenigen Behörde zu Sinne gekommen seyn möge, die nach dem Notizenblatte des vorigen Hefts das Conventikelwesen unter die öffentliche Auctorität der protestantischen Kirche ihres Bereiches zu stellen suchte? —

Die Lehre Jesu. Ein Leitfaden für Confirmanden insbesondere auf dem Lande, von Friedrich Röver, Prediger zu Calvörde im Braunschweigischen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1831, bei J. G. Schladebach. — 4 Gr.

Wenn auch das vorliegende Buch auf das Lob einer ausführlichen Darstellung der christlichen Religionslehre verzichten muß, da in demselben die Hauptmomente dieser Lehre immer nur in kurzen Sätzen mehr angedeutet, als weitläufig behandelt sind, und so die ganze Summe der evangelischn Wahr-

eiten auf 106 kleine Octavseiten zusammengedrängt ist; so hut doch dieser Umstand seinem eigenthümlichen Werthe und einer Zweckdienlichkeit durchaus keinen Eintrag, und wir gehen gern, daß wir nicht leicht ein Religionsbuch in den Händen ehabt haben, das uns in vieler Hinsicht mehr angesprochen ätte, als eben dieser Leitfaden, der seit seinem ersten Erscheien gewiß schon manchem Confirmanden recht ersprießliche Dienste eleistet hat. Der Verf. hat seinen Gegenstand in folgender Ordnung bearbeitet. Voran steht eine Einleitung, in welcher on der Schöpfung überhaupt, von der des Menschen in'sbeondere, und dann davon die Rede ist, wie dieser durch den Gebrauch seiner Vernunft nach und nach zu den wichtigen ragen: Wer bin ich? Wer hat mich so eingerichtet, wie ich in? Woher kommt Alles außer mir? Was wird aus mir? Wozu bin ich da? u. s. w., also zu dem Glauben an das ebersinnliche und mithin zur Religion überhaupt gekommen i. — Natürliche, heidnische, jüdische, christliche, muhamedaische Religion; nebst einer kurzen Nachweisung, warum die ristliche Religion die vollkommenste sei, und auf welche Weise e Bekenner derselben sich nach und nach in verschiedene kirchhe Parteien getrennt haben. — Dann wird in der Einleiung weiter von Jesu Christo selbst, dem Stifter unserer Reigion, geredet, und zwar so, daß zuerst die Begebenheiten seis Lebens, dann die Züge seines nachahmungswerthen Vorbes, ferner die Ursachen seines unschuldigen Todes, seine verschiedenen Namen, die Bestandtheile seines Erlösungswerkes, nd die Hauptlehren seiner Religion in kurzen Andeutungen mhaft gemacht werden. Die Schrift selbst zerfällt hierauf zwei Abtheilungen, von denen die erste die Glaubenslehren, nd die zweite die Sittenlehren des Christenthums enthält. ie Glaubenslehren sind dann wieder eingetheilt in die Lehren n Gottes Daseyn und Wesen, von seiner Vorsehung und ner Vaterliebe gegen alle Menschen, und in die Lehre von

der

der Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode, oder von dem ewigen Leben. Die Sittenlehren aber zerfallen in die Lehren von den allgemeinen und besondern Pflichten des Menschen, die beide wieder auf die gewöhnliche Weise getheilt und geschieden werden. Zum Schlusse gibt endlich der Verf. einen kurzen Unterricht über das Wesen der Tugend und der Sünde, und über die Mittel, die der Mensch gebrauchen muß, um in ersterer sich immermehr zu vervollkommnen. Es bedarf unserer Erinnerung nicht, wie gut und zweckmäßig diese Anordnung des Stoffes besonders deßhalb ist, weil sie, wie dieß auch bereits in allen bessern Religionsbüchern der neuern Zeit geschieht, die Glaubenslehren den Tugendlehren voranstellt, und es zugleich vermeidet, durch eine allzugroße und gesuchte Zergliederung der religiösen Gegenstände das Gedächtniß der Kinder zu verwirren, ohne denselben jedoch die nöthigen Anhaltspuncte zu nehmen. Eben so lobenswerth müssen wir es ferner nennen, daß bei jeder einzelnen Lehre die Gründe der Vernunft mit den betreffenden Bibelstellen mit einander verbunden werden, eine Zusammenstellung, die in dem Religionsunterrichte nie übersehen werden sollte, besonders, weil sich auf diese Weise das Kind selbst von der Vernunftmäßigkeit des Christenthums leicht überzeugen kann. Hauptsächlich aber hat es unsern Beifall, daß die historischen Momente des Christenthums, wir meinen die Person, Wirken und Dulden seines großen Stifters, gleich in der Einleitung, als wohin sie allerdings gehören, erwähnt, und also nicht als wesentliche Bestandtheile der christlichen Religion dargestellt worden sind; und daß es der Verf. vermieden hat, der einfachen Christuslehre die kirchlichen und dogmatischen Bestimmungen vieler Glaubens- und Sittenlehren beizumischen, deren Kenntniß ebenfalls das Gedächtniß der Kinder bereichern, nie aber zur Bildung ihres Geistes und Herzens wahrhaft beitragen kann. Nie haben wir z. B. begreifen können, welchen praktischen Gewinn dem Menschen der Glaube an die Dreieinigkeit

Digitized by Google

:eit Gottes zu bringen vermöge; wohl aber dürfen wir fra-
, ob nicht die Lehren von der natürlichen Verdorbenheit des
nschen, von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Guten, von
m stellvertretenden Gehorsame und einer durch ein fremdes
:dienst bewirkten Genugthuung u. a. m. sittlich gefährlich
den können; und so lehrreich auch immer die Betrachtung
Lebens Jesu in seinen mannigfachen Beziehungen seyn muß,
darf doch die Lehre „a Jesu" mit der „de Jesu" ver-
hselt werden, wie es leider Jahrhunderte hindurch der Fall
:esen ist. Gott nach seinem Wesen, seinen Eigenschaften,
seinem Verhältnisse zu der Welt und zu den Menschen ins-
)ndere; und der Mensch als ein sinnlich-geistiges, vernünf-
s und sittlich-freies Wesen nach seiner Beziehung zu Gotte,
em Schöpfer und Erhalter, seinem weisen und heiligen Va-
und nach seiner Bestimmung für das moralisch Gute und
daraus ihm erwachsende irdische und ewige Heil; und die
ichten, deren Erfüllung eben aus diesem seinem Verhältnisse
) seiner Bestimmung für ihn hervorgeht — das sind die
undbestandtheile aller wahren Religion und mithin auch der
stlichen, und nur sie, und was aus ihnen außerdem noch
gerecht hervorgeht, kann als das Wesen derselben betrachtet
:den; da hingegen alles Uebrige nur als Form der Einklei-
ig, als Zeitbegriffe, als individuale Auffassung angesehen,
i jenem Wesen nothwendig geschieden, und in das Gebiet
Historischen verwiesen werden muß. Hätte man zu allen
ten diese Ansicht gewinnen können und sie immer festgehal-
, die meisten, ebenso ärgerlichen als nutzlosen, kirchlichen
reitigkeiten würden vermieden worden seyn, und wohl frucht-
:er, als es leider der Fall gewesen ist und noch ist, würde
s Christenthum sich stets erwiesen haben. Der Verf. hat
ch dieser Ansicht seinen Leitfaden geschrieben, und das rech-
i wir ihm zum Lobe schon hinsichtlich der Anordnung des
toffes und der Wahl der Gegenstände, die er in dem Reli-

gions-

gionsunterrichte behandelt wissen will. Aber auch aus der ganzen Tendenz seiner kleinen Schrift ist dieß deutlich zu erkennen. Fern von allem mystischen Halbdunkel, von frömmelnder Gefühlsspielerei, von spitzfinderischer Unterscheidungssucht u. s. w. ist es ihm offenbar bloß um Belehrung und Ueberzeugung, und dadurch um die Leitung und Bestimmung des Willens zu thun; und indem er eines Theils nicht leicht Etwas übergangen hat, was zu diesem Zwecke dienen konnte, hat er auch andern Theils Nichts aufgenommen, was entweder für denselben gleichgiltig oder auch wohl nachtheilig seyn mußte. In einfachen, lichtvollen, wohlgeordneten Sätzen handelt er die theoretischen und praktischen Wahrheiten des Christenthums ab; weis't bei jenen ihre Anwendung für das Leben, und bei den letztern den Zusammenhang derselben mit den erstern in einigen Worten nach; stützt, was er sagt, Theils auf die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, Theils auf klare Beweise der heiligen Schrift; und lös't so seine Aufgabe, seinen Confirmanden einen Leitfaden in die Hände zu geben, auf eine Weise, daß sie, fehlt nur sonst dem Lehrer nicht alles Lehrgeschick, durch denselben allerdings zum wahrhaft religiösen Glauben und Leben geleitet werden können. Nur einige Proben dieser Art und Weise erlauben wir uns zu geben, aus denen zugleich hervorgeht, wie unbefangen und vorurtheilsfrei der Verf. über religiöse Gegenstände urtheilt. In den „Vorkenntnissen" oder in der Einleitung, wo von dem Erlösungswerke Jesu die Rede ist, wird dieses Werk als eine Erlösung von Unwissenheit und Aberglauben, von dem Dienste der Sünde und dadurch von den übeln Folgen derselben, von der Furcht vor dem Tode und den Strafen Gottes dargestellt, und gezeigt, wie Jesus, um diese Erlösung zu vollbringen, die kräftigsten Aufmunterungen zur Besserung, die Lehren seiner Religion, sein vortreffliches Beispiel gegeben, und selbst sein Leben aufgeopfert habe, um den Glauben an die Nothwendigkeit

der

der Opfer zu vertilgen, seine Lehre allgemein zu machen, die Liebe Gottes und dessen Bereitwilligkeit, uns zu vergeben, zu zeigen und seine Jünger zur Nachfolge zu ermuntern. Die kirchlichen Lehren von einer geschehenen Genugthuung, von einem thuenden und leidenden Gehorsame, von einem blutigen Opfertode sind also mit Recht ausgeschlossen, und mit gleichem Rechte ist die Erlösung nicht bloß als eine Frucht des Leidens und Sterbens, sondern als eine Wirkung des ganzen Lebens Jesu bezeichnet. In der Lehre von Gotte wird erwiesen, daß dieser Gott seinem Wesen nach ein Geist seyn muß, daß er die Welt geschaffen habe und die erhabensten Eigenschaften in sich vereinige. Von drei des göttlichen Wesens theilhaftig seyn sollenden Personen aber ist nirgends die Rede, weil diese Lehre weder biblisch, noch vernünftig, noch für das Leben fruchtbar ist. In der Lehre von der göttlichen Vorsehung wird auf ganz einfache und leicht faßliche Weise nachgewiesen, wie weder das physische noch das moralische Uebel in der Welt, noch die Willensfreiheit des Menschen mit dieser Vorsehung streiten. Aber einer übernatürlichen, unmittelbaren, der menschlichen Fassungskraft ganz unzugänglichen Einwirkung auf die Schicksale oder den Willen des Menschen geschieht keine Erwähnung, und das aus guten Gründen, weil eine solche Einwirkung für uns weder begreiflich, noch ihre Annahme in irgend einer Beziehung wohlthätig seyn kann. Zu den Pflichten gegen Gott wird mit Recht auch die Ehrfurcht gezählt, die wir Gotte erweisen und unter Anderem auch durch die Theilnahme an der öffentlichen Gottesverehrung an den Tag legen sollen; und bei dieser Gelegenheit ist auch die Rede von der Taufe und dem Abendmahle. Aber auch über diese Gegenstände urtheilt der Verf. ohne alle dogmatische Befangenheit, indem er zunächst die äußern Zwecke, und dann den praktischen Nutzen dieser Handlungen kurz und bündig auseinandersetzt. In der Lehre von der Sünde wird allerdings auf die mannigfachen Quellen und

die

die verschiedenen Arten derselben hingewiesen und gezeigt, welche verderbliche Folgen sie überall nach sich ziehen. Die sogenannte augustinische Erbsünde aber ist, als eine, weder in der Schrift begründete, noch mit einer richtigen Vorstellung von Gott vereinbare, noch aus der Natur des Menschen sich ergebende Annahme, ganz übergangen; und wenn auf der einen Seite der Mensch auf die Neigungen und Begierden des eignen Herzens, als auf die größten Feinde seiner Tugend, aufmerksam gemacht wird, so wird er auf der andern auch auf die Kräfte hingewiesen, durch deren redlichen Gebrauch er besser und im Guten vollkommner werden kann; von einem angebornen Verderben aber, und von einer natürlichen Unfähigkeit zum Guten ist nirgends die Rede. — So also ist die Schrift des Verfs. nach Form und Inhalte höchst beifallswerth; und wenn es auch weit umfassendere und ausführlichere Bücher der Art gibt, ein zweckmäßigeres wird unseres Bedünkens nicht leicht gefunden werden. Ganz besonders aber ist sie das, was sie seyn soll, ein Leitfaden für Confirmanden. Der Confirmandenunterricht nämlich, wie er gewöhnlich ertheilt wird, kann unmöglich ein umfassender seyn, indem die Zeit, die in der Regel darauf verwendet wird, zu kurz ist, als daß er nicht ein bloß oberflächlicher werden müßte, wenn in ihm jeder religiöse Gegenstand ausführlich behandelt werden sollte. Auch eine Fähigkeitsprüfung der Katechumenen kann der Zweck desselben nicht seyn, da der Geistliche seine Schule schlecht beaufsichtigt haben müßte, wenn ihm die Bildungsstufe der Confirmanden nicht vorher schon bekannt seyn sollte. Eben so wenig kann er als eine Nachhilfe oder als eine Vervollständigung des bereits ertheilten Religionsunterrichtes betrachtet werden, weil er dann zu einem bloßen, am Ende wenig ersprießlichen Stückwerke herabgewürdigt würde. Wir glauben vielmehr, daß die Stunden, welche auf denselben verwendet werden, vornehmlich Erbauungsstunden für die Confirmanden seyn sollen, darauf besonders berechnet,

daß

aß das Herz der Kinder für die heilige Sache der Religion rweckt, erwärmt und begeistert werde. Zu dem Ende dünkt ns, muß der Geistliche die Hauptwahrheiten der Religion in infachen, klaren und leicht behaltbaren Sätzen aufstellen, damit uerst der Begriff selbst klar, und die Einsicht deutlich werde. Ist das aber geschehen, dann nehme er ausschließlich das Wort, ind lege in kräftiger, lebendiger, das Praktische stets berücksich- igender Rede die erkannte Wahrheit seinen Confirmanden an das Herz und schließe wohl mit einem kurzen, salbungsvollen Gebete: so wird es ihm, ist er selbst nur ein warmer Freund der Religion, gewiß gelingen, die jungen Gemüther für die rnste Angelegenheit des Christenthums zu gewinnen; und er wird auf diese Weise einen Segen stiften, den das oft so schlecht verstandene und übel angewendete, kalte, geist- und herzlose Katechisiren nimmer zu schaffen vermag. Und eben dazu eig- net sich die Schrift des Verfs. nach ihrer ganzen Anordnung und Tendenz mehr, als manche andere compendiöse und weit ausgesponnene; und wir sind überzeugt, daß sie auch dem gebildetsten und geübtesten Geistlichen recht ersprießliche Dienste in dieser Hinsicht wird leisten können. Könnten wir daher auch hin und wieder einige Ausstellungen an ihr machen, indem diese oder jene Lehre nicht an der passenden Stelle vor- getragen, und Einiges behauptet wird, was sich nicht wohl vertheidigen läßt, so wird doch ihr Werth durch diese wenigen und geringfügigen Mängel nicht eben geschmälert; und wir hof- fen deßhalb mit ihrem Verf. nicht ohne Grund, daß sie zur Hochachtung und Fruchtbarkeit unserer vortrefflichen Religion in ihrem Kreise gewiß das Ihrige beitragen wird.

Christlicher Katechismus für die evangelisch-prote- stantische Kirche beider Confessionen, zunächst der unirten

unirten evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogthums Baden gewidmet von einem Badischen Geistlichen. Zweite Ausgabe. Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1834.

Seitdem man immermehr einsehen lernte, daß die aus der Reformationszeit hervorgegangenen Katechismen bei dem Religionsunterrichte in der protestantischen Volksschule, wie solche nach 300 Jahren eingerichtet dasteht, nicht mehr als ausreichende und befriedigende Leitfäden angesehen werden können, hat man eine Menge von Religionslehrbüchern an's Licht treten lassen, die, wie ihrem Namen, auch ihrem Werthe nach sehr verschieden sind. Die verschiedenen theologischen Systeme gaben der Volksschule auch ganz verschiedene Religionslehrbücher. Einige derselben erscheinen als wortreiche, aber lichtarme Erzeugnisse unserer mystischen Dunkelmänner, andere dagegen als hellleuchtende Geisteskinder unserer lichtliebenden Rationalisten, und noch andere treten in die Mitte von beiden und tragen eigentlich keine bestimmte Farbe an sich. So stehen z. B. der Katechismus von Stier und der von Stephani wie ein Rabenschwarz und ein Schneeweiß neben einander, während der Verfasser des hier anzuzeigenden christlichen Katechismus weniger zur Fahne eines bestimmten theologischen Systems geschworen zu haben scheint, obwohl bisweilen ein Stückchen veralteter Kirchenlehre zum Vorscheine kommt. Wer daher auf der Linie eines theologischen juste milieu steht, wird durch diesen Katechismus im Allgemeinen ziemlich befriedigt werden.

Die biblischen Worte: Glaube, Liebe, Hoffnung gaben dem Verf. bei'm Entwerfen seines Planes die Anhaltepuncte; weßhalb sein Katechismus auch in drei Hauptabschnitte getheilt ist. Der erste derselben behandelt den größten Theil der Glaubenslehre, nämlich den Glauben an Gott, an

Jesus

Jesus Christus und den heiligen Geist. Der zweite Hauptabschnitt verbreitet sich über die christliche Sittenlehre nach der gewöhnlichen Eintheilung in Religions-, Selbst- und Nächstenpflichten. Der dritte Abschnitt endlich umumfaßt das, was man in der theologischen Sprache mit dem Worte: Eschatologie bezeichnet. Nach Recns. Ansicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn der Verf. die Unsterblichkeitslehre in den ersten Abschnitt, in die eigentliche Glaubenslehre, mit aufgenommen hätte. So scheint auch Recn. in dem, was S. 10. nach den Eigenschaften Gottes folgt, nicht die strengste Ordnung, durch welche der Ueberblick erleichtert würde, zu herrschen, und es genügt unstreitig die Anordnung, welche Tischer und ganz neuerlich Engel in ihren Lehrbüchern getroffen haben, weit mehr.

Es ist ferner unstreitig eine gerechte Forderung an ein Religionslehrbuch für eine Volksschule, wenn man verlangt, daß dasselbe in kurzen, verständlichen Sätzen abgefaßt sei, damit die Kinder den Inhalt leichter fassen und treuer behalten können. Dieser Forderung aber hat der Verf. nicht durchgehends entsprochen. So liest man z. B. S. 30 auf die Frage: Was ist ein Sacrament? die Antwort: „Eine heilige Handlung, in welcher uns Gott, unter sichtbaren Zeichen, seines heiligen Geistes und seiner göttlichen Segnungen theilhaftig macht und wir uns Gotte ganz zu eigen geben; ein Bund unseres Gemüthes mit Gotte, gewirkt durch die Liebe und Gnade Gottes und unseres Herrn Jesu Christi.“ Wie weit kürzer und verständlicher läßt sich das Wort: Sacrament erklären! Dergleichen weitschichtige Erklärungen könnte Rec. mehrere herausheben.

So würde es Rec. auch nicht ungern gesehen haben, wenn Sätze, die, wie nachstehender, Etwas sehr nach bloßer Kirchenlehre riechen, umgeändert gegeben worden wären. Frage

37: „Was heißt also: Ich glaube an Jesum Christum?“ hat die Antwort: „Es heißt: Ich glaube, daß in dem wahrhaftigen Menschen Jesus Christus Gott und der Mensch vereinigt und durch ihn des Menschen Bestimmung erfüllt und Gotte genug gethan ist.“ Auch blickt wohl mehr oder weniger auf S. 12 die kirchliche Erbsündenlehre hervor. — Rühmlich ist's, daß der Verf. durch reichliches Anführen von Bibelsprüchen seinem Lehrbuche dadurch den Charakter der Biblicität aufgedrückt hat.

Die Verlagshandlung hat für das Aeußere hinreichend gesorgt.

Anti-Hasiana, oder Sammlung der Recensionen der krit. Pred. Bibliothek, durch welche die Streitschriften des Hrn. Prof. D. Hase zu Jena veranlaßt wurden. — Nebst einer dahin einschlagenden Recension der Allgem. Lit. Zeitung. — Neustadt a. d. Orla, bei J. G. K. Wagner 1836. 132 SS. 9 Gr.

Die Erscheinung dieser Collectivschrift wurde, nach dem Vorworte des Verlegers, durch „den oft ausgesprochenen Wunsch“ veranlaßt, die auf dem Titel bezeichneten Recensionen „auf dem Wege des Buchhandels ebenso leicht erhalten zu können, als dieß mit den hase'schen Streitschriften der Fall war,“ welche sie betrafen. Die Erfüllung dieses Wunsches schien aber einem Bedenken um so weniger zu unterliegen, je mehr es sich in beiden „um die Bekämpfung und Vertheidigung zweier theologischen Denkarten“ handelte, „von deren Wesen wissenschaftliche Leser sich gern bequemer unterrichten wollen, als dieß

mit

mit Hilfe eines Journals geschehen kann, das nicht in Aller Händen zu bleiben pflegt."

Der Inhalt befaßt: 1) die Recension des hase'schen Hutterus redivivus, 2te Aufl.; 2) die Recension der theologischen Streitschriften, 1stes Heft; 3) die Recension derselben Schrift aus der Allgem. Lit. Zeitung, deren Redaction die Erlaubniß zum Abdrucke gegeben hatte; 4) die Recension der hase'schen Kirchengeschichte, 1ste Aufl.; 5) die Erklärung des Herausgebers der krit. Pred. Bibl. gegen die theologischen Streitschriften Hase's, 2tes Heft; 6) die Recension des Lebens Jesu von demselben Verf., 2te Aufl., und 7) die Recension des Hutterus redivivus, 3te Aufl.

Mit dieser schlichten Angabe ist der Zweck der gegenwärtigen Erwähnung dieser Schrift erreicht, denn der Inhalt derselben im Einzelnen ist den Lesern dieser Blätter schon bekannt. Die theologische Denkart, welche in ihr vertheidigt wird, ist die einer rein rationalen Auffassung des Christenthums, der schwankenden und zwitterhaften gegenüber, welche nur so weit rational seyn will, als es ihr nicht beliebt, irrational zu seyn, und deren Geltendmachung sich die neuesten theologischen Allegoriker zur Aufgabe stellen. Der Herausgeber müßte nicht wissen, wie schwer es ist, diese Letzteren anderes Sinnes zu machen und ihnen das selbstgefällige Vorurtheil von der Tiefe und Sublimität ihrer Ansichten zu entreißen, wenn er sich schmeicheln wollte, der Sache der Vernunft und Wahrheit bei ihnen selbst Eingang zu verschaffen. Er ist vielmehr besonnen und veitherzig genug, einen Jeden gewähren zu lassen, welcher es ür zuträglich hält, „auf den Grund, der in Jesu Christo gegt ist, Statt Gold, Silber und Edelsteine" — „Holz, Heu nd Stoppeln zu bauen," weil doch zuletzt „eines Jeglichen Werk offenbar wird, indem der Tag es klar macht." Wer ber der Ueberzeugung ist, daß durch einen solchen Holz-, eu- und Stoppelbau der Grund selbst gefährdet wird,

wird, auf dem er aufgerichtet werden soll, der muß es auch für heilige Pflicht halten, wenigstens die unbefangenen, von einer verkehrten Zeitphilosophie noch nicht bestrickten Freunde des reinen Evangeliums Jesu auf diese Gefahr hinzuweisen, vor ihr zu warnen und zum ernsten Widerstreben dagegen aufzumuntern. Das haben der Herausgeber und die Verfasser der vorliegenden Recensionen redlich gethan und sie können den Erfolg davon ruhig der Macht anheimstellen, welche die Wahrheit dem Irrthume und dem Trugе noch nie unterliegen ließ, wie ungehehrdig auch die Vertheidiger desselben sich dabei anstellten.

Das merkwürdigste Beispiel solcher Ungehehrdigkeit gibt Hr. D. Hase, welcher diese hier gesammelten Anzeigen veranlaßte, in einem ihnen entgegengesetzten und darin schon vorausgesehenen dritten Hefte

Theologischer Zeitschriften (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel 1837. 151 SS. 12 Gr.),

dessen Inhalt noch durch die nachhinkende Nebenbezeichnung: Anti-Röhr, veranschaulicht werden soll. Der Verf. würde es selbst sehr übel deuten, wenn seine Schrift hier nicht zur Sprache käme und auch die Leser würden sich über den Herausgeber beschweren können, wenn er ihnen nicht bemerklich machen wollte, was sie darin zu suchen haben. Das kann jedoch nur ganz im Allgemeinen geschehen, weil ein tieferes Eingehen auf das, wovon es sich handelt, einen neuen Heft von Anti-Hasianis nöthig machen würde. Auch dürfte es nicht ein Mal ganz angemessen erscheinen, da Hr. D. Hase, die schon aus dem ersten und zweiten Hefte seiner Streitschriften an ihm bekannte Streitweise, den Gegenstand des Streites mehr im Persönlichen, als im Sachlichen zu suchen, hier bis auf's Aeußerste getrieben hat, und sich durch die in Nr. 5. der Anti-Hasiana versuchte Abwehr derselben für berechtigt hielt, sie mit Verachtung aller edlen Sitte so durchzuführen, daß jeder Ehrenmann erröthen muß, mit einem solchen Kämpen sich weiter einzulassen.

zulaſſen. Allerdings nimmt er die Miene an, jede einzelne Re-
:enſion der Anti-Hasiana einer ausführlichen ſachlichen
Antikritik zu unterwerfen, um die Laſt, mit welcher ſie in ei-
nem beſondern Convolute auf ihn drückten, ſich ſo weit als
möglich zu erleichtern. Er hat jedoch die unverkennbare Ne-
benabſicht dabei, ſich auf dieſe Weiſe nur mit hinreichendem
Stoffe für die Perſönlichkeiten zu verſehen, mit denen er
ein Heft auf's Neue würzen wollte. —

Da, wo er auf das Wiſſenſchaftliche, deſſen Veſt-
ſtellung ſeinen Recenſenten allein am Herzen lag, wirklich
eingeht, übt er ſeine alten ſophiſtiſchen Fechterkünſte mit mög-
lichſter Verſatilität und dreht und wendet die klarſten Dinge
ſo lange hin und her, bis ſich dieſelben für den nicht tiefer
Blickenden in ein falſches und täuſchendes Licht ſtellen. Belege
dafür bietet faſt jede Seite ſeiner Schrift dar, aber Einer kann
vermöge ſeines inneren Gewichtes Statt aller dienen. Be-
kanntlich hatte er im erſten Hefte ſeiner Streitſchriften vor
aller Welt zugeſtanden: daß er in ſeinem Hutterus redivi-
vus „ein bloßes Spiel des Geiſtes getrieben;" daß er ſich
in demſelben die ärgſten „Sophismen habe zu Schulden kom-
men laſſen" und daß „er es bereue," dieſes traurige Product
geſchrieben zu haben. Da nun aber die Recenſenten dieſes
Hutterus hierin mit vollem Rechte eine ſehr unziemliche ſitt-
liche Zweideutigkeit fanden: ſo ſucht er dieſes Eingeſtändniß
jetzt gefliſſentlich hinwegzudeuteln und ihm einen Sinn unter-
zulegen, bei welchem ſeine Ehrlichkeit wenigſtens nothdürftig be-
ſtehen kann. Auf dieſe Weiſe treibt er's überall, um ſeinen
in Anſpruch genommenen theologiſchen Anſichten den Schein
des Wohldurchdachten und Richtigen zu geben und die Mei-
nung zu erwecken, als ſei durch ſie die wiſſenſchaftliche Wieder-
geburt einer in bleierne Regungsloſigkeit und Starrſucht ver-
fallenen Zeit durchaus bedingt. —

Was nun aber das Perſönliche betrifft, wodurch der-

Digitized by Google

selbe dem Sachlichen den rechten Geschmack zu geben sucht, so befolgt er dabei eine Taktik, deren Unwürdigkeit nur aus der blinden Leidenschaft, von der er sich gegen den Herausgeber erfüllt fühlt, zu erklären ist. Am Liebsten ginge er freilich auch den sechs verschiedenen Recensenten, welche die von ihm ausgegangenen Schriften gleichsam complementär zur Anzeige gebracht haben sollen, persönlich zu Leibe. Da er aber nur den Einen von ihnen, den Herausgeber, mit Sicherheit kennt: so legt er Alles, was Jene gegen ihn verbrochen haben sollen, auch diesem ausschließlich zur Last und macht denselben wider alle, bei kritischen Instituten gebräuchliche Gebräuche zum alleinigen Gegenstande seiner rohen Ausfälle, so, wo es ihm beliebt, sich denselben als einen anonymen Gegner zu denken, hat er sogar die naive Dreistigkeit, ihn zur offenen Nennung seines Namens aufzufordern, weil ihm für seine Streitweise Alles auf das Wer? nicht aber auf das Was? ankommt. Jenen sechs verschiedenen Recensenten ließ er in dem zweiten Hefte seiner Streitschriften im Allgemeinen noch den Trost, sich „den gelehrten und wahrhaft frömmigen" Männern zuzuzählen, mit denen sich der Herausgeber umgeben habe, und nur den Einen, der seine Kirchengeschichte angezeigt hatte, wollte er zu einem unwissenden und böswilligen „Knechte" desselben stempeln. In diesem Hefte sind sie ihm aber Alle zu wissenschaftlicher und moralischer Erbärmlichkeit herabgesunken und müssen sich glücklich preisen, wenn er sie nicht härter, als mit dem Namen „der Seinen" abfertigt. Um nun doch wenigstens an Einem zu üben, was er den Umständen nach nicht an Allen kann, muß das verhaßte Haupt derselben herhalten und für diese büßen. Daher der Anti-Röhr auf dem Titel seiner Schrift, als Collectiv-Name der sämmtlichen Anti-Hasianer.

Bei diesem Anti-Röhr fällt es Hrn. D. Hase auch ein, freilich auf seine eigene Kosten, einige Schalkhaftigkeit zu trei-

eiben. Er muthet nämlich seinen Lesern zu, bei Hase ge-
n Röhr an Lessing gegen Götze zu denken und zu mei-
n, es sei in ihm ein neuer Herzog deutscher Geister aufge-
nden, um einen berüchtigten orthodoxen Ketzermacher zu Paa-
e zu treiben. Wir können Nichts dafür, wenn er hierdurch
dem Sachkundigen die Annahme aufnöthigt: als kenne er
n Streit und das Verhältniß zwischen Lessing und Götze
oß vom Hörensagen, weil er sich sonst gehütet haben würde,
rch Bezugnahme auf denselben, sich vor der Welt eine so
lustigende Blöße zu geben. Auch an andern Stellen seiner
chrift übt er ähnliche Schäkerhaftigkeiten, im Ganzen aber
lt er stets den Ton des bittern Ernstes vest und macht, ohne
s ein echter theologischer Thraso sich um die attische Urba-
tät eines Lessing zu kümmern, seinem Ingrimme gegen
ötze-Röhr, den angeblichen Verketzerer seines Hutte-
is redivivus, in guter derber Weise Luft. In Folge dieses
ngrimmes hat in seinen Augen der Gegenstand desselben, den
in den frühern Heften seiner Streitschriften immer noch mit
iger Hochachtung behandelte, im gegenwärtigen allen Anspruch
rauf verloren, und er muß sich gefallen lassen, aller gedenk-
hen Unwürdigkeiten bezüchtigt zu werden, deren Verdacht mit
n eigenen Innern ihres Urhebers im Einklange steht. So
aß Lessing-Hase dem Götze-Röhr früherhin nur das
estreben bei, mit Hilfe der in krit. Pred. Bibl. aufge-
mmenen Anzeigen seiner Schriften, sein „wissenschaftliches
sehen" überhaupt zu vernichten. Jetzt steigert er das bis zu
n Vorwurfe, „auch seine akademische Wirksamkeit" unter-
ben zu wollen, hütet sich aber wohl, den Beweis dafür zu
ren oder sich das Thörigte desselben daran vor Augen zu
ten, daß die amtliche Wirksamkeit aller gedenklichen Schrift-
ler durch die unbeifälligen Urtheile paralysirt werden müßte,
lche von Seiten kritischer Institute über ihre Schriften ge-
lt werden. Ueber Dinge solcher Art darf der Herausgeber

durchaus kein Wort verlieren, so lange er noch einen Funken bescheidener Selbstachtung in sich trägt. Die Eitelkeit derselben fällt vielmehr nur auf das Haupt des Mannes zurück, welcher sich damit beschmutzen konnte.

Darüber aber dürfte doch Etwas zu sagen seyn, in wie weit der Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe des Lessing-Hase zu trauen ist, wenn er die Persönlichkeit des Götze-Röhr oder sein Verhältniß zu ihm bespricht. So will er seine Leser unter Anderem glauben machen: als habe der Herausgeber die Bekanntschaft mit ihm auf's Angelegentlichste gesucht, weil er von der Wichtigkeit desselben eine hohe Meinung gehegt habe. Das Wahre davon ist aber dieß: daß, nachdem Hr. D. Hase den Herausgeber schon längst mit Zusendung seiner Schriften behelliget hatte, dieser auf die angelegentliche Verwendung des sel. Tzschirner bei einer zufälligen Anwesenheit in Leipzig Gelegenheit nahm, ihn in dem Hause und Auditorium des Letztern lesen zu hören, und daß sich, wie das Tzschirner eben wünschte, eine nähere Bekanntschaft daran knüpfte. Welche Erfolge sie für Hrn. D. Hase hatte, mag hier unerwähnt bleiben, weil dieß nicht vor das Publicum gehört, und weil die große Anzahl Derer, welche nähere Kenntniß davon haben, aus der Art, wie er sich selbst darüber äußert, seinen Sinn auch ohne Weiteres zu würdigen wissen wird. Ein anderes Kennzeichen seiner Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe liegt in der dreisten Behauptung: Der Herausgeber habe den Recensenten seiner Kirchengeschichte einem ehrenwerthen Manne in Jena genannt und ihm in böslicher Absicht den bestimmten Auftrag gegeben, „dieß in Jena weiter zu sagen," damit sein Werk durch das Gewicht dieses Namens gleichsam erdrückt werde. Von dieser Behauptung ist aber nur so Viel wahr, daß jene namentliche Erwähnung des Recensenten durch die Verdächtigungen, welche sich, wie allgemein versichert wurde, Hr. D. Hase in dieser Sache erlauben sollte, dem Herausgeber

er gleichsam abgedrungen wurde, und daß sie nur zur even-
ualen Beschwichtigung der dabei Betheiligten dienen sollte. Die
eispiellose, alle collegialische Verhältnisse mit Füßen tretende
ndiscretion, welche der Verf. bei diesem Anlasse sonst an den
ag legt, muß dem öffentlichen Urtheile überlassen bleiben.

In dieser Art ließe sich noch unendlich Vieles berichtigen
nd zurechtstellen, was Hr. D. Hase bald aus scheinbar vor-
itzlicher Vergessenheit der reinen Wahrheit, bald in keckem Ver-
auen auf die edelmüthige Discretion des Herausgebers in die
Welt hineinschreibt. Dieß würde jedoch den Streit zwischen
Beiden zum Ekel und zum Aergernisse der Leser nur verlängern,
icht zu rechnen, daß alle wohlunterrichtete Personen und Sach-
nner den Herausgeber dieser Mühwaltung überheben. Und
a nun eben die Persönlichkeiten, mit welcher Jener die Sache,
ofür er streitet, nach Art der niedrigsten Polemik besudelt,
urchgängig von der Art sind, „daß das Publicum zwischen
n Betheiligten selbst Richter seyn kann:" so bleibt dem
Herausgeber Nichts übrig, als seine hierauf gestützte frühere
rklärung zu wiederholen (S. 110 f. d. Anti-Hasiana):
daß er Hrn. D. Hase hinführo keines weitern Wortes wür-
gen wird," und noch hinzuzusetzen, daß er in Betracht des
dachten kecken Vertrauens, welches Jener auf seine
elmüthige Discretion setzt, nicht ein Mal darauf den-
n wird: „ihm allen weitern Streit für immer zu ver-
den." Er braucht daher auch „vor der gerichtlichen Verfol-
ung desselben," wovon er an dem Schlusse seiner Schrift
äumt, nicht bange zu seyn; denn mit einem solchen Gegner
vor keiner Art von Tribunalen Ehre einzulegen. Es sollen
m vielmehr nicht nur für seinen Hutterus, sondern auch für
e seine literarischen Jugendsünden, deren Kopfverwirrendes
anche Gutmüthige für etwas Anregendes halten, hiermit „alle
ndulgenzen ertheilt seyn, welche in dem Schatze der weima-
chen Kirche zu finden sind." Möge er auf den erkämpften

Lor-

Lorbeeren ruhen und sich ganz ungekränkt des Ruhmes erfreuen, seine Achtungswürdigkeit vor aller Welt bis auf Nichts herabgebracht, und, wenn auch nicht Lessing, doch den jenaischen Theologen des sechszehnten Jahrhunderts in sich repräsentirt zu haben, dessen Name zum Zeugnisse über ihn noch jetzt selbst im Munde des Volks fortlebt; ein Erfolg, vor welchem ihn die irgendwo erwähnte Mahnung eines Freundes zur Zügelung seiner Streitlust sichergestellt haben würde, wenn er sie hätte befolgen wollen. Seine Streitschriften sind ein Ehrendenkmal für ihn, um das ihn nicht ein Mal die Schreiber der evangelischen Kirchen-Zeitung und des homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes beneiden werden, so stark sie auch in diesem genre theologischer Schriftstellerei sind. Schon jetzt ist ein öffentliches Urtheil über Hasiana und Anti-Hasiana laut geworden, das diese schlichte und letzte Erklärung schließen mag. „Auf welcher Seite, heißt es in der Allg. Lit. Zeit. Erg. Bl. Nr. 119., am Meisten Klarheit, ohne Schweben und Nebeln, wissenschaftliche Consequenz, redliche, alles Zweizüngeln meidende Offenheit, also mehr theologische Würde und Haltung sei, werden prüfende, von keiner Zeitphilosophie bethörte Leser finden, wenn sie die Hasiana mit den Anti-Hasianis vergleichen. Die durch das Christenthum erleuchtete Vernunft und die vernunftmäßige Auffassung des Christenthums wird hoffentlich ihr Recht immer behaupten und Ehrlichkeit währt am Längsten." —

Predigten und Reden, größtentheils bei besonderen Veranlassungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gehalten von Karl Christian Schreiner, evangelischem Pfarrer zu Traben an der Mosel, Ritter des rothen Ad-

Digitized by Google

Adlerordens. Nebst einem Sendschreiben des Hrn. Consistorialdirectors D. Augusti zu Bonn an den Verfasser. Cöln, bei Bachem, 1835. X und 212 SS. gr. 8. (18 gGr.)

Das Sendschreiben des Hrn. D. Augusti, welcher ein niversitätsfreund des Verfs. vorliegender Predigten ist, könnte ns der Pflicht überheben, sie einer Beurtheilung zu unterwer- n. Denn er spricht sich in demselben also aus: „Auf jeden all werden Deine Predigten Denjenigen nicht mißfallen, welche ne schriftmäßige, echtpraktische Auffassung der evangelischen laubens- und Lebenslehren, eine faßliche, deutliche und be- mmte Entwickelung der Begriffe, eine lebendige und kräftige, er einfache und gemüthvolle Darstellung und eine populäre, er edle und würdevolle Sprache lieben. Denn man wird, ie ich überzeugt bin, diese und andere gute Eigenschaften einen homiletischen Leistungen ohne Unbilligkeit nicht abspre- en können." Hierauf kommt Hr. D. Augusti auf die mit m Verf. in Jena durchlebten Universitätsjahre, nennt Döder- in, stellt ihn als den ersten Kanzelredner seiner Zeit selbst er Reinhard, führt mehrere seiner Schüler an, die sich s geistliche Redner einen Namen erworben und bemerkt, daß ch der Verf. der Schule treugeblieben, die ihn gebildet. ann sagt er: „Deine Predigten fallen in einen Zeitraum n fast 40 Jahren und sind in ganz verschiedenen Gegenden, d unter anderen Umständen und Verhältnissen gehalten wor- n; dennoch wird man in den Predigten, welche Du in den hren 1796—97 zu Karlsruhe, und in denen, welche Du in neuesten Zeit in Deinem freundlichen Traben gehalten hast, ne wesentliche Verschiedenheit wahrnehmen. Und dieß ist ge- de, was ich Dir nicht als das geringste Verdienst anrechnen chte." Der Begriff von „wesentlicher Verschieden- it" ist freilich ein relativer Begriff, und so läßt sich mit dem

dem Sendschreiber über seine Behauptung nicht streiten. Wir glauben aber in den früheren und späteren Arbeiten des Verfs. allerdings doch einige Verschiedenheiten wahrgenommen zu haben, die wir nicht unwesentlich nennen möchten, und ihm vielleicht mit vollem Rechte zum Verdienste anrechnen dürfen. Dahin rechnen wir, daß in manchen Predigten aus der letztgenannten Epoche die Texte besser benutzt sind, als in denen aus der frühern, wo sie nur als Motto dastehen; daß die Dispositionen von in die Augen fallenden Fehlern freier sind; daß Statt der langen, den ganzen Gedankengang der Predigt umfassenden Eingangsgebete dieser, in jenen kurze, kräftige und salbungsvolle sich finden; daß namentlich die Sprache, welche in den ersten Predigten auffallend schwerfällig und darum theilweise unverständlich ist, in den späteren zwar nicht besonders fließend, aber doch leichter und gefälliger erscheint. Damit haben wir denn unser Urtheil über diese Predigten im Allgemeinen angedeutet. Wir können sie nämlich nicht zu den vorzüglichen rechnen, sondern nur zu den bedingt guten, die uns in dieser druckſüchtigen Zeit nur allzu oft zu Gesichte kommen, räumen aber gern ein, daß sie für die Freunde und Gemeindeglieder des Verfs. einen sichern Werth haben mögen. Für diese sind sie gewiß auch nur zunächst bestimmt, was schon daraus erhellt, daß sie, wie die Reden, fast alle einen casualen Charakter haben. Für Bestätigung des Bemerkten wollen wir einige Beispiele anführen. Die erste Predigt: Von der Wichtigkeit der Auferstehung Jesu Christi, am ersten Ostertage, über Apostelgesch. 12, 26—33. zu Karlsruhe 1799 gehalten, beginnt mit einem langen Anfangsgebete der angegebenen Art, durch welches der Verf. dem Interesse der folgenden Rede augenscheinlichen Abbruch thut, zumal da er sogar im Uebergange, der nicht vom Texte, sondern von allgemeinen Gedanken ausgeht, schon auf die im Gebete vorherrschenden zurückkommt. In diesem Viel zu langen

Ueber-

Uebergange, der abermals der Abhandlung selbst vorgreift, findet sich folgender Satz (S. 3): „Jesu Auferweckung ist der Triumph der Tugend, des Glaubens und der Hoffnung. Durchdrungen von diesem, den Muth im Leben und im Tode fördernden Glauben an den Erstandenen gingen auch die Gesandten des Herrn zu nahen und fernen Völkern und gewannen eine unzählbare Menge für die Glaubens- und Sittenlehre des ohne Ursache von stolzen und gewinnsüchtigen Priestern und dem von ihnen am Gängelbande des Aberglaubens geleiteten Volke auf dem Wege zu seiner erhabenen Bestimmung ergriffenen und auf einem Hügel, nahe bei der tiefgesunkenen Hauptstadt des auf seine Abstammung von Abraham so stolzen Volkes getödteten, aber von Gotte glorreich aus dem Grabe geführten Jesus Christus." Und das ist bei Weitem noch nicht der schwerfälligste Satz. Wir könnten solche ausheben, die es noch mehr sind, wenn wir nicht den Raum sparen müßten. Die dritte Predigt, über Ephes. 4, 24—32., zu Karlsruhe 1797 gehalten, hat das Thema: Warum entfernt die Art des bei uns herrschenden geselligen Umgangs uns von unserer Bestimmung zur Tugend und höheren Würde? Der Verf. disponirt: Zuerst werde ich einige Ursachen davon anführen, und dann den Zweck des Umgangs vestsetzen, der uns stets vorschweben muß, wenn der Umgang mit Anderen ihre und unsere Veredlung befördern soll. Ganz abgesehen von der Unbeholfenheit des Ausdrucks, woran die Disposition noch mehr leidet, als das Thema an überflüssigen Worten, ist jene für dieses Theils zu enge, Theils zu weit. Dieses, weil der ganze zweite Theil nicht im Thema liegt; Jenes, weil nicht bloß einige Ursachen angeführt werden sollen, nach der Ankündigung des Thema, sondern alle. Zu den seltensten Casualpredigten gehört unstreitig die siebente, am 15. Sonntage nach Trinitatis den 22. Sep-

September 1811 zu Traben bei der sichtbaren Erscheinung eines Kometen, über Matth. 16, 1—4. gehaltene. Sie hat das Thema: Wie der Christ seinen erleuchtet-frommen Sinn bei der sichtbaren Erscheinung eines Kometen am Himmel äußern solle. Wenn wir es auch nicht tadeln wollen, daß der Verf. bei dieser speciellen Veranlassung selbst sichern geblieben ist, ohne, wie wir es gethan haben würden, dem Thema selbst sogleich einen weitern Umfang zu geben, so ist doch die Weitschweifigkeit nicht zu billigen, an welcher die Disposition leidet. Die an sich richtigen Gedanken, die der Verf. behandelt, hätten sich viel schärfer und concinner ausdrücken lassen. Es ist dieser Predigt ein Anhang beigegeben, der eine „kurze belehrende Nachricht über die Kometen überhaupt und über den in diesem Jahre (1811) sichtbar gewordenen insbesondere" enthält. Kurz ist sie freilich, denn sie umfaßt nur eine reichliche Seite, belehrend aber wohl kaum; denn der gemeine Mann versteht sie nicht, für den gebildeten ist sie durchaus ungenügend, und zu dem Allen kommt, daß sie einen handgreiflichen Widerspruch enthält. Es heißt nämlich: „Der erste (Komet) erschien unter dem Kaiser Nero, 64 Jahre nach Chr. ꝛc. Die Kometen, deren Schweife am längsten waren, sind folgende: derjenige, von welchem Aristoteles redet ꝛc." Viel befriedigender ist der Anhang zur zwölften Predigt (am dreihundertjährigen Jubelfeste der evangelischen Kirchenverbesserung, am 31. October 1817 über Johannes 8, 32. gehalten), welche Mittheilungen über Traben in kirchengeschichtlicher Hinsicht enthält. Doch, wir müssen abbrechen, und bemerken nur noch, daß Druck und Papier gut sind, doch aber ein Inhaltsverzeichniß fehlt.

Erfahrungen und Rathschläge aus dem Leben eines Schulfreundes. Zunächst für die Volksschullehrer

rer des Regierungs-Bezirks Merseburg in der Provinz Sachsen zusammengestellt und denselben gewidmet von Christian Weiß, Dr. der Philosophie, königl. preuß. Regierungs- und Schulrathe ꝛc. Halle bei C. A. Schwetschke u. Sohn. 1835.

Ist es nicht zu leugnen, daß im Schulwesen Das, was mehrjährige Erfahrung gelehrt und bewährt hat, der bloß künstlichen Theorie vorzuziehen sei; so müssen Schriften, welche Erfahrungen aus dem Schulleben mittheilen, für den Volksschullehrer vorzügliche Wichtigkeit haben. Rühren nun solche gesammelte Schulerfahrungen von einem Manne her, der Jahre lang Gelegenheit hatte, Schulen und Lehrer verschiedener Art zu beobachten, so muß das Interesse derselben um so höher steigen. Der Verfasser vorliegender Schrift ist nun ein mehrjähriger Schulbeobachter, darum dürften seine Erfahrungen und Rathschläge schon deßhalb Beachtung verdienen. Liebt man freilich nur das Originale, Ungewöhnliche, Neue, Frappante und Pikante, wie dieß jetzt bei einem Theile der Pädagogen der Fall zu seyn scheint, so würde man in der weiß'schen Schrift wenig oder gar keine Befriedigung finden. In der größten Einfachheit und Schlichtheit referirt der Hr. Schulrath seine gemachten Beobachtungen und ertheilt darnach seine Rathschläge. Nach einer kurzen Hinweisung auf das Sonst und Jetzt der Volksschule sind die Mängel und Vorzüge, der Schatten und das Licht des jetzigen Schulwesens neben einander gestellt. Das entworfene Bild, welches die jetzige Volksschule in ihrer Lichtseite darstellen soll, scheint uns fast zu lieblich, wenigstens paßt es durchaus noch nicht auf alle Volksschulen. Wir haben vor Kurzem nur einen Landschullehrer in der Schulstube im Schlafrocke und in Pantoffeln gefunden, und anderwärts standen mancherlei Koch- und Waschgefäße

nebst

nebst Betten in demselben Locale, in welchem die Kinder den Religionsunterricht empfingen. Es ist unverzeihlich, daß Localinspectoren solche Ungebührnisse da noch gestatten, wo sich dieselben recht leicht entfernen lassen.

Nach allgemeinen Bemerkungen wendet sich Hr. E. W. zur Behandlung einiger Unterrichtsgegenstände und spricht sich zunächst treffend über den Religionsunterricht und das Bibellesen aus. Es hat uns wahrhaft wohlgethan, gerade von daher ein Mal eine Stimme zu vernehmen, welche sich über den Religionsunterricht vernünftig ausspricht. Denn leider hört man in dem Vaterlande des Verfs. nicht nur von den Kanzeln oft die sterilste Dogmatik der Kirchenväter und des 16ten Jahrhunderts, sondern vernimmt auch in den Schulen der Unmündigen, die nur Milch und nicht harte Speisen vertragen, den verworrensten dogmatischen Unsinn, der die zarten Gemüther geradezu von der Religion abwenden muß, und wenn man hundert Mal versicherte, wie vor Kurzem ein Schulmann dieses Landes mit pharisäischer, demüthelnder Selbstgefälligkeit that, daß die Kirchenlehre das Bibellicht sei. Mit ganz anderem Geiste sieht der erfahrene Schulrath die Religion und den Unterricht in derselben an, ohne deßhalb nur im Mindesten in die moderne, grund- und bodenlose Freigeisterei zu verfallen.

Was weiter über den Unterricht in der Muttersprache, im Lesen, Rechnen und Singen ꝛc. gesagt ist, gilt durchgehends als Zeugniß von dem praktischen Sinne des Verfassers, wenn es auch keineswegs neu genannt werden kann.

Recht ansprechend ist uns auch Das vorgekommen, was über die äußern Verhältnisse des Volksschullehrers gesagt wird. Manch' trefflicher Wink wird hier gegeben, der von jedem angehenden Volksschullehrer Berücksichtigung verdient. — Da nun diese Schrift eine rein praktische genannt werden kann

und

Digitized by Google

und Jedem verständlich ist, so empfehlen wir dieselbe vorzüglich den Vorstehern von Schullehrerlesezirkeln.

Der praktische Schulmann. Ein auf Erfahrung gegründeter Beitrag zur zweckmäßigen Volkserziehungs-Methode und gemeinnützigen Schullehrer-Wirksamkeit. Mit einer Vorrede von dem Herrn Seminar-Director Otto in Friedrichstadt-Dresden. Neustadt a. d. Orla, 1834.

Es ist eine nicht unerfreuliche Erscheinung, daß in unserer Zeit auch Volksschullehrer, welchen eine akademische Bildung abgeht, die schriftstellerische Laufbahn mit betreten. Hierin findet man einen sichern Beweis dafür, daß der Volksschullehrerstand unseres Zeitalters um viele Stufen höher steht, als der der Vorzeit. Invalid gewordene hochadelige Bediente, verdorbene Schneider und Weber und Leute von ähnlichem Genre, die man sonst häufig in Schulstellen fand, dürften doch schwerlich fähig seyn, schriftstellerische Producte zu Tage zu fördern. — Es ist freilich nicht zu leugnen, daß auch manche jetzige Volksschullehrer bloß von der modischen Schreibwuth ergriffen worden sind und wohl besser gethan hätten, sie hätten Tinte und Feder für die Vorbereitung auf ihre Lehrstunden gespart. Zu solchen eiteln Scriblern aber gehört der Cantor Grahl in Technitz bei Döbeln keineswegs, was schon die Vorrede Otto's verbirgt.

Was vieljährige Amtsführung gelehrt hat, das findet man in der grahl'schen Schrift bescheiden mitgetheilt. Die ganze Schrift zerfällt in 12 Abschnitte, die 229 SS. einnehmen und folgende Ueberschriften führen: Der wichtigste Unterricht. Die Tagebücher. Das Erzählen. Die Zugabe. Das Noth- und Hilfsbüchlein. Das Bell-Lan-

Lancastern. Die Schulstube. Der Brief. Die Rede. Das Jubelfest. Die Vereine. Wie kann in Volksschulen ein constitutionales Leben angebahnt werden? In den einzelnen Abschnitten findet man viel Brauchbares und manchen trefflichen Rath; freilich ist nicht zu übersehen, daß sich nicht Alles überall anwenden lassen wird. Dem Landschullehrer wird dieser praktische Schulmann unstreitig größere Dienste leisten, als dem Stadtschullehrer, der an einer wohlorganisirten, mit mehreren Classen versehenen Schule arbeitet. Allem, was über das Lancastern gesagt ist, kann Rec. nicht beistimmen, obgleich er dieser Lehrweise nicht allen Werth, namentlich bei Unterrichtsgegenständen, die bloße Fertigkeit erzielen, und in überfüllten Anstalten, absprechen will. Ein Surrogat bleibt aber das Lancastern und Mehr wird es auch nicht, wenn man dasselbe durch die sogenannte wechselseitige Schuleinrichtung zu sublimiren versucht hat. — Was der Verf. über die Frage: Was liegt Volksschullehrern ob, um ein constitutionales Leben anzubahnen? gesagt hat, reicht zur nöthigen Aufklärung über den in Frage stehenden Gegenstand nicht aus. Weit genügender haben sich Andere darüber ausgesprochen, z. B. Dr. Wohlfarth. —

Unstreitig würde der praktische Schulmann in seinem Werthe gestiegen seyn, wenn er von der bisweiligen Breite seiner Darstellung Etwas abgeschnitten hätte. Dasselbe hätte sich oft mit weit weniger Worten sagen lassen. — Trotz der gemachten Ausstellungen kann Rec. dennoch die grahl'sche Schrift empfehlen und sie wird sich vorzüglich für Lesezirkel von Landschullehrern eignen. —

Drei Beilagen zur Erläuterung und Erleichterung beim Gebrauche der Karte von Palästina, nach den

Digitized by Google

den jüngſten Forſchungen berichtigt ꝛc. Von Dr. J. Ch. G. Schincke. Neuſtadt a. d. O., 1835.

Die hier anzuzeigende Karte von Paläſtina hat nach des Verfs. eigener Erklärung zunächſt die Beſtimmung, einer größern Schrift deſſelben, der bibliſchen Alterthumskunde in alphabetiſcher Folge, beigegeben zu werden. Allein, da dieſe Karte auch getrennt von jenem Werke verkauft werden ſoll, ſo hielt der Verf. für nöthig, den Gebrauch derſelben durch einige erläuternde Beilagen zu erleichtern. So iſt dieſes Schriftchen unter dem obigen Titel, gleichſam als Vorläufer der bibliſchen Alterthumskunde, entſtanden. Die auf weißem Papiere dargebotene, fein ausgeführte Karte gibt nicht nur ein Bild des heiligen Landes nach der Stammeintheilung und der zur Zeit Jeſus Statt gefundenen geographiſchen Abgränzung, ſondern auch eine Darſtellung Bethlehems mit ſeinen Umgebungen, des Sees Geneſareth mit der Stadt Tiberias, des Oelbergs, Nazareths, des Berges Tabor, einiger morgenländiſcher Häuſer, einen Plan von Jeruſalem, den Grundriß des Tempels, eine Abbildung des goldenen Leuchters, des Hohenprieſters und eines Prieſters in der Amtskleidung, eines Phariſäers, eines Weibes in morgenländiſcher Tracht, des Abendmahls, des Götzen Moloch, zweier Pflüge, eines Ochſenſtachels und eines Fußes mit untergebundenen Sohlen. Die Karte iſt ſehr reichhaltig und führt weit mehr Ortsnamen an, als andere, daher ſie dem Bibelfreunde bei ſeiner Lectüre allerdings gute Dienſte leiſten kann; doch würde ſie durch gute Colorirung noch gewonnen haben, weil ſich nur ein ſcharfes Auge unter den vielen Namen, Linien, Puncten ꝛc. mit Leichtigkeit zurechtfinden wird. Trotz der Reichhaltigkeit findet man auf dieſer Karte die ganze Oſtſeite nur mit dem allgemeinen Namen Peräa, und auf die beſondere Benennung der nordöſtlichen Landestheile iſt keine Rückſicht genommen. So ſcheint es auch,

nach

igitized by Google

nach Vergleich' mit andern Karten von Paläſtina, als wäre Syrien Etwas zu weit in Südoſten herabgeführt; doch verſichert der Verf., Alles nach den jüngſten Forſchungen berichtigt zu haben. Das öſtlich und ſüdlich gelegene, angrenzende Arabien iſt auf dieſer Karte nicht erwähnt. — Die erſte Beilage gibt Erläuterungen über die auf beiden Seiten der Karte dargebotenen Abbildungen. Neues iſt uns in dieſen erläuternden Bemerkungen nicht vorgekommen, denn das Geſagte haben wir auch in den Schriften Roſenmüller's, Winer's und Anderer gefunden. Auch ſcheint ſich Hr. Schincke bei manchem Puncte ſehr an Röhr's treffliches Paläſtina angeſchloſſen zu haben, obgleich letzteres noch ausführlicher iſt. Man vergleiche z. B. Das, was über Bethlehem, Nazareth, den Berg Tabor geſagt iſt. Die Abbildung des Abendmahls hat das Eigenthümliche, daß die Jünger, nicht ſitzend, wie auf vielen Abbildungen, ſondern liegend auf Ruhepolſtern, deren ſich auch die Juden bei ihren Mahlzeiten, vorzüglich ſeit der Rückkehr aus der Gefangenſchaft bedienten, dargeſtellt ſind. *Freilich ſind* die auf der rechten Seite liegenden Jünger nicht in der richtigen Lage abgebildet. — Die zweite Beilage enthält ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß der wichtigern Städte, Flecken, Orte ꝛc. in Paläſtina, und berückſichtigt die ältern und neuern Namen. — Die dritte Beilage liefert endlich eine gedrängte Ueberſicht der angenommenen ſechs Reiſen Jeſus. —

Wer etwas Vollſtändigeres über die behandelten Gegenſtände nicht beſitzt, dem kann das ſchincke'ſche Schriftchen recht wohl empfohlen werden; denn nicht nur der Verfaſſer, auch der Verleger hat das Seine gethan. —

Theo-

Digitized by Google

Theologisches Notizenblatt
1836.
No. VI.

1.

Fragmente
über
Kirchliches und Schulisches in England.

Aus v. Raumer's Briefen über England im Jahre 1835. Leipzig, 1836. Zwei Bände.)

„Ich kann nur billigen, daß die Engländer ihren Sonntag schärfer von den Wochentagen trennen und diesen entgegensetzen: sie bedürfen nach rastloser Beschäfftigung mit den Dingen dieser Welt einer noch bestimmtern Hinweisung auf eine andere Welt, als etwa die Deutschen und manche andere Völker. Auch füllen sich die Gebildeten diesen Tag gewiß leicht auf mannigfaltige und, ich will gern glauben, auf geistreiche Weise aus. Dennoch scheint mir der Gegensatz der Woche und des Sonntags hier zu einseitig, ich möchte sagen, alttestamentarisch aufgefaßt. Es fehlt (neben der gottesdienstlichen Seite desselben) die Seite der heitern Erholung und Gemüthsstimmung, welche sich mit dem Christenthume weit besser verträgt und versöhnen läßt, als manche Secten glauben oder voraussetzen. Das geringere Volk, welches oft die Woche hindurch verdrießlichen Herren dienen muß, findet Sonntags an unserem Herr Gotte den allerverdrießlichsten. Gesang, Musik, Tanz, Schauspiel und alle Erholungen, die mit dem Geistigen in Verbindung stehen, sind verboten und werden für Schulen des Teufels ausgegeben. Was folgt daraus? Daß die Gemäßigten sich eben mäßig und ruhig verhalten, eine große Zahl von minder Aengstlichen oder Ungeduldigen aber sich den gröbsten

Genüssen ergibt und darin den Gegensatz vom Sonntage und Wochentage aufsucht *). Die eine Partei klagt über Entweihung des geheiligten Tages und hat in dieser Beziehung ganz Recht, sucht aber das alleinige Mittel in noch strengeren Gesetzen und darin hat sie meiner Meinung nach Unrecht. Wenn man es wirklich durchsetzte, was die größte Schwierigkeit haben würde, daß Sonntags alle Bier- und Branntweinhäuser ganz geschlossen würden, was soll denn die Masse des Volks vornehmen, wie die Langeweile austreiben? Durch geistliche Uebungen? Sind denn aber zwei Predigten Vor- und Nachmittags nicht vollkommen hinreichend? Durch Bücherlesen? Aber sehr Viele können nicht lesen. Durch Schlafen oder wodurch sonst? Auf diesem Wege kommt man dahin, daß, um Uebelstände und Ungebührlichkeiten zu vermeiden, jeden Sonntag in England ein Paar Millionen Menschen müßten angebunden oder eingesperrt werden. Ich meine vielmehr, das Saufen würde abnehmen, wenn man das Musiciren, Singen und Tanzen und überhaupt alle Ergötzungen erlaubte, welche weniger körperlich und thierisch sind, also höhere Beziehungen und Genüsse in sich schließen oder darauf hinweisen. Wer z. B. singen, tanzen oder in's Schauspiel gehen will, kann gar nicht völlig betrunken seyn und die Heiterkeit würde selbst einzelnen Ungebührlichkeiten einen andern Charakter mittheilen." —

„England kennt keine polizeilichen Tyrannen, wie Frankreich, und keine polizeilichen Stänker, wie Deutschland, aber desto mehr theologische Eiferer. — So heißt es (gegen die katholische Kirche) in neueren Schriften hiesiger Sectirer: „„Wenn Aberglaube und Götzendienst, wenn die schwärzeste

*) Daher das Witzwort Lichtenberg's: „Auch in England kann man des Sonntags sündigen nach Herzensluft, nur darf dazu nicht gegeigt werden."

D. Herausg.

ſte Erſcheinung des Widerchriſts, welche die Erde je geſehen
t, wenn dieſe die Seele des Sünders erlöſen können, ſo iſt
eß Heilmittel zu finden in den Lügen, welche die römiſche
rche, dieſe Mutter der Huren und Scheuſale bereitet. — Die
ge Geduld Gottes, in'sbeſondere ſeine Duldung der Katho-
en iſt wundervoll, weil ſie anzeigt, wie er ſeine eigenen Ei-
nſchaften beſchränkt und im Zaume hält. Es iſt Allmacht,
übt über den Allmächtigen. Der göttliche Zorn iſt eine An-
engung (effort) für den Allmächtigen ſelbſt. Wie gewich-
muß das ſeyn, was Gotte ſogar Mühe koſtet, zu Stande
bringen! (Welcher gotteslästerliche Unſinn!) — Es iſt
t, für Dich, Gott, zu handeln. Sie haben Deinen Bund
laſſen, Deine Altäre umgeſtürzt, Deine Propheten mit dem
hwerte gemordet. Der Richter der Menſchen muß auftre-
und ſein verletztes Anſehen rächen. Ich aber weiß, wem
Zeichen der Befreiung wird aufgedrückt werden, wenn die
Inner mit den Todeswaffen Befehl erhalten, durch das Land
wandern. (Welche unchriſtliche Blut- und Rachgier!) —
s Papſtthum gewährt jeder laſterhaften Begierde vollen
um und gibt dennoch das Verſprechen unvergänglichen Ruh-
. Es zeigt, wie Menſchen gleich Teufeln leben und doch
eblich wie Engel ſterben können. — Ihr aber, die ihr die
gen ſpannet, ſchießet ſie nieder, ſparet keine Pfeile. Wir
en alle Bogen aus der Rüſtkammer des Himmels nehmen
mögen ſie verwunden, um zu heilen, oder mögen ſie Pla-
hervorrufen, wir wollen losſchießen gegen Babylon u. ſ. w.""
Mit demſelben geiſtloſen, menſchenfeindlichen, unchriſtlichen
r, mit welchem hier die katholiſche Kirche angegriffen
, greifen (ſectireriſche) Pasquillanten auch die engliſche
e Kirche an. Es iſt ihnen nicht zu thun um Verbeſſe-
des Mangelhaften, ſondern um völlige Aufhebung des
ehenden. Haltungsloſe Atomiſtik ſoll der Kirche, wie dem
ate (gleichwie in Nordamerika) neue Veſtigkeit und Einheit

geben. Welcher Wahnsinn! Weder Kirche noch Staat sind in ihrem Ursprunge und in ihrem Fortgange von dem bloßen Belieben jedes Augenblicks abhängig. Ihr Daseyn hat einen höhern Ursprung und eine ewige Beglaubigung. — Es ist daher eine leichtsinnige Vergeudung der Kirchengüter, eine Maßregel, die kaum der höchste Zwang entschuldigen kann, und es muß für einen verkehrten Enthusiasmus oder eine verdeckte Abneigung und Bosheit gelten, wenn man es als höchste Weisheit empfiehlt, die christliche Kirche solle sich wie ein Eß- oder Spiel- oder Journal-Club durch bloß freiwillige Beiträge erhalten und Jedem erlaubt seyn, etwa nach monatlicher Kündigung auszutreten. Was würde aus unseren Schulen und Gymnasien werden, wenn man sie bloß durch freiwillige Beiträge der Schüler erhalten wollte? Und viele Leute, welche Schulen für nothwendig halten, erklären die Kirche für überflüssig?" —

„Einen besondern Haß hegen die religiösen Sectirer gegen die Wissenschaft der Theologie. Jedem Menschen ist durch Gottes Gnade das Gefühl des Rechts, der Wahrheit, der Religion, der Gesundheit eingepflanzt. Wenn aber die Wissenschaft des Rechts verschwindet, siegen Rabulisten; wenn die Philosophie entweicht, bricht die Dummheit, wenn die Theologie entweicht, der Unglaube und der Aberglaube herein, und wenn die Wissenschaft der Arzneikunde für den Leib abhanden kommt, dann haben Quacksalber und Marktschreier ihre gute Zeit. Meister und Schüler, Lehrer und Gemeine, ausgebildete Erkenntniß und unmittelbares Gefühl stehen in keinem Widerspruche, sondern gehören zu einander. Wer mit Einer Hälfte auskommen oder die Hälfte zum Ganzen erheben will, lebt in schwerem, sich selbst bestrafendem Irrthume." —

Einer der ersten brittischen Richter, B. P., gab dem Verf. über das Weiberverkaufen und die Ehescheidungen folgende

ende Auskunft: „In einigen Gegenden Englands glauben Manche aus den niederen Classen im Falle gütlicher Uebereinkunft zwischen Manne und Frau ein Recht zu solch' einem Verkaufe zu haben. Die Gesetze haben es aber niemals zugestanden oder anerkannt, und es erfolgt daraus gar Nichts für die Trennung der Ehe, Wiederheurathen, Erben u. s. w. Kommt jetzt noch solch ein Fall zur Sprache, so werden die Kauflustigen gewöhnlich zwei Monate eingesperrt. — Nur wegen Ehebruch, und aus keinem andern Grunde, kann das geistliche Gericht von Tische und Bette scheiden, aber niemals eine zweite Ehe für einen oder für beide Theile erlauben. Eine völlige Ehescheidung, welche die Erlaubniß zu einer zweiten Ehe in sich schließt, kann nur aus jenem Grunde (des Ehebruchs) vom Parlamente ausgesprochen werden. Weil aber die Beweise sehr selten für zureichend gelten, die Kosten hingegen jedes Mal sehr hoch sind, so gibt es in England nur äußerst selten Ehescheidungen für sehr reiche Leute, aber eigentlich gar keine Ehescheidung für die Massen des Volks. Nichtigkeitserklärungen einer Ehe, z. B. weil kein Geistlicher die Trauung vornahm u. s. w. sind, dem katholischen Kirchenrechte analog, allerdings auch hier möglich, aber natürlich sehr selten und mit Ehescheidungen nicht zu verwechseln. — Schadloshaltung (damages) bei Ehebruch' wegen verletzten Eigenthums (!!) setzt ein Geschworengericht vest. Die schottischen Gesetze weichen in einigen Puncten von den englischen ab, so z. B. darin, daß das geistliche Gericht in letzter Stelle richtet und die Scheidung auch wegen böslicher Verlassung nach vier Jahren aussprechen darf.

Offenbar sind alle diese Gesetze denen der katholischen Kirche weit ähnlicher, als die unsrigen, und behandeln die Ehe weit mehr als etwas Unauflösliches, der menschlichen Willkür fast ganz Entzogenes. Am Wichtigsten erscheinen die Folgen dieser Gesetzgebung in der Nichtanwendung. Mehrere

Frauen

Frauen versicherten: daß Niemand eine Scheidung auch nur für möglich halte und der Gedanke daran so fern liege, als der, zu gleicher Zeit zwei Männer oder zwei Frauen zu heirathen. Alle Ueberlegungen, ob man gewisse Uebel in der Ehe ertragen solle oder nicht, ob man durch Scheidung seine Lage verbessern könne, ob man eine schönere oder reichere Partien erhalten dürfe, alle diese hitzigen oder schleichenden Uebel der Familienverhältnisse sind dadurch aufgehoben oder finden in der aus jener Gesetzgebung hervorgehenden Denkungsart ihr Heilmittel. Dadurch werden freilich nicht alle Ehen glücklich, allein das englische Nichtscheiden hilft doch näher und mehr zu diesem Ziele, als das übereilichte Scheiden in andern Ländern. Wiederum hängt hierbei Viel vom Nationalcharakter ab und die ähnliche Gesetzgebung wirkt in Italien anders, als in England. Wenn die Familie stets die Grundlage aller größern menschlichen Verbindungen ist und bleibt, so scheint dieselbe in England so fest und gesund zu seyn, daß sie den großen Bau, welcher über ihr aufgeführt ist, noch lange stützen und tragen kann." —

„Ich hatte in Schottland noch keinem presbyterianischen Gottesdienste beigewohnt und ging deßhalb den Sonntag (in Edinburg) in die Kirche. Das Singen ohne Orgel war, mit Hilfe eines kleinen eingeübten Chores, reiner, als ich erwartete. Dennoch kann ich die Ausschließung jenes Kircheninstrumentes nicht billigen. Selbst hier schrie der größere Theil der Gemeine, weil er schwerlich singen konnte, und wo die ganze Gemeine singt, wird aus dem Singen meist ein entsetzliches Geschrei. Höchstens kommt ein zweistimmiger Gesang der Geübtern zu Stande und die Mittelstimmen fehlen ganz; während die Orgel überall ausfüllt, Fehler verdeckt und die Reinheit befördert. Es ist ein ganz willkürlicher Einfall, die Benutzung musikalischer Instrumente für gottungefällig zu hal-

halten, oder zu glauben, Gott finde mehr Gefallen am Falschsingen, als am Reinsingen.

Auf den Gesang folgte das Gebet. Der Geistliche machte ein so klägliches, hippokratisches Gesicht, als sei er dem Tode nahe oder auf der Marterbank; und ganz in Uebereinstimmung mit dieser Miene begann er nun ein lang hingezogenes, eintöniges Seufzen, Jammern, Aechzen, daß mir angst und bange zu Muthe ward und meine sonst gelassenen Nerven so überreizt wurden, daß ich es kaum aushalten konnte. Gegen diesen unendlich langen Bandwurm eines selbstgemachten Gebetes erschien nun die ganze englische Liturgie wie eine halbe, in der Mitte abgebrochene Periode eines wortkargen Spartaners. — Nun die Predigt mindestens doppelt so lang als eine deutsche, aber auch die doppelte Portion von Wiederholungen und Tautologieen. Die Worte: „der eingeborne Sohn und der Menschensohn" kamen gewiß mehrere hundert Male in dem verdrehten Haspel zum Vorscheine *). Wie solcherlei Predigten vor Gotte Beifall finden können, weiß ich nicht. Mir Sterblichem ward, was mir sonst nie widerfährt, die Zeit sehr lang und ich fand, daß Gott, wenn er Sonntags, an seinem Ruhetage, alle Predigten der Welt anzuhören verpflichtet ist, sich bei sich selbst bedanken muß, wenn die Geschäffte der viel weiteren und mannigfaltigern Werkeltage erst wieder angehen.

Ich kann nicht leugnen, daß viele Predigten mich, wo nicht auf irreligiöse, doch auf unnütze Gedanken bringen, wie sie mir sonst gar nicht einfallen. Ich gerathe in eine Art von Opposition zu dem Redenden und ereifere mich innerlich auf eine ganz verkehrte Weise. Als z. B. jener Prediger hundert Male den Nachdruck auf den „einzigen Sohn Gottes" legte,

warf

*) Wie ganz anders wußte sich Herr Gemberg (s. schott. kath. Kirche) an Solcherlei zu erbauen.

D. Her.

warf ich zum ersten Male in meinem Leben die Frage auf: warum denn aber nur einen und nicht mehrere? Und wenn er zum Heile der Menschen 30 Jahre auf dieser kleinen Erde blieb, welche missi dominici halfen denn mittlerweile der Noth des Universums ab? — Als der Geistliche immer wieder darauf zurückkam: Gottes Zorn habe nur durch das Blut seines einzigen Sohnes gestillt werden können, ward mir diese Theorie einer Versöhnung der Menschen mit Gotte zum Entsetzen und die alttestamentliche Erzählung, wo Statt des Sohnes der Bock geschlachtet wird, erschien mir milde im Vergleiche mit der umgewandelten Lehre dieses angeblich intensivsten und tiefsinnigsten Christenthums.

Abends ging ich nach dem Hafen von Edinburg — und sahe hinab in die durch die steigende Fluth herangetriebenen grünen Wogen, hinüber zu den bläulichen Bergen, hinauf zu dem blauen Himmel und den glühenden Wolken, welche sich in mannigfacher Gestaltung hin und her bewegten. Ich gerieth in eine Stimmung, wo sich die Sehnsucht nach dem Ewigen, das Vertrauen zu dem Göttlichen mit der Liebe zu allem Edlen und Schönen auf Erden verbindet und aussöhnt. —

In diesen Betrachtungen und Gefühlen ward ich durch lautes Geräusch unterbrochen und ich wandte mich zu einer Stelle, wo sich viele Menschen versammelten. In ihrer Mitte stand ein weltlich gekleideter Mann mit rundem Hute, großem Backenbarte, die Bibel in der einen, und Handschuhe in der andern Hand. Wozu, sprach er, ist die Religion? Sie soll euch lehren, nicht zu leben, sondern zu sterben; nicht zu genießen, sondern zu entbehren. Was befiehlt sie euch? Dem Irdischen abzusterben, es zu vernichten, euch an jene Welt anzuklammern, weil diese in den Klauen des Satans ist. Ihr sollet eure Augen verschließen gegen das Sichtbare, eure Ohren gegen das Hörbare, eure Gedanken sammeln und sie immerdar rich-

en auf den Zorn Gottes und das furchtbare Gericht des
:n Tages!

Erſchreckt wandte ich mich von dieſem Propheten, der meine,
glaubte andächtigen, Gedanken und Gefühle ſo ganz ver-
ımte, und blickte noch ein Mal hinüber zu den Wolken des
ameis und den Fluthen der Erde. Aber wie zuvor glaubte
zu erkennen, daß der Geiſt Gottes, des Herrn, über dem
ſſer ſchwebe und ſich offenbare, nicht aber der Satan.

Es ward dunkel, ich kehrte zur Stadt zurück. An der
r der Prinzenſtraße wieder ein Haufen Volks, wieder ein
diger, und Sünde, Rache, Strafe, Tod, Verdammniß —
Nichts als dieſes. Drei ſolche Angriffe an einem Tage;
ɔrlich genug, um einen Stein zu zermalmen. Aber das
ıſchliche Gemüth iſt kein Stein und dazu iſt Chriſtus in die
:lt gekommen, daß es nicht mehr zermalmt, ſondern in Liebe
ɔgen, daß ihm in der Demuth zugleich die höchſte Freude be-
et und erkannt werde, der Athem Gottes belebe auch dieſe
:lt.

Ich hörte, daß Straßenberedtſamkeit jener Art nur ſelten
und daß Uebertreibungen überhaupt nicht gebilligt würden.
ben allem Sittlichen, Edlen und Einfachen verleitet aber der
ritanismus zu ſolchen Auswüchſen. Ich habe ihm in mei-
Geſchichte Europa's Gerechtigkeit widerfahren laſſen; —
r ich fühle, kommen mir jene Richtungen nahe, keine nähere
ıhlverwandtſchaft zu dieſen Stoikern eines judaiſiren-
ı Chriſtenthums."

„Die Reformation, welche in manchen Ländern die mon-
ɔiſche Gewalt des Papſtes und die ariſtokratiſche der Bi-
ɔfe gleichmäßig ſtürzte, erſtreckte ſich in England nicht bis
die letztere. Die Einſetzung der Biſchöfe ward vielmehr für
tlichen Rechts gehalten und es geſtaltete ſich hier eine wahr-
t epiſkopale Kirche (the high church), während in
eini-

einigen andern Reichen der Bischof nur einen bedeutungslosen Titel trägt.

Der König ist das Haupt der Kirche, beruft und entläßt Synoden, bestätigt die Kirchengesetze, ernennt die Bischöfe, kann aber den bischöflichen Gesetzen nicht selbst vorstehen (also z. B. keine Liturgieen schreiben oder ohne Weiteres erlassen). Primas von England ist der Erzbischof von Canterbury; unter ihm stehen 21, unter dem Erzbischofe von York 4 Bischöfe. Die Bischöfe von London, Durham und Wincheſter gehen den übrigen voran, alle andere folgen einander nach dem Alter." — Der Erzbischof mit seinem Kathedral-Capitel führt, neben seinem eigenen Sprengel, über alle zu seiner Landschaft gehörigen Bischöfe und Kirchen die Aufsicht, weihet die Bischöfe, nimmt Appellationen in vielen geistlichen Dingen an, ertheilt Dispensationen u. s. w. — Der Bischof hat mit seinem Dechanten und Capitel die Aufsicht über seine Diöcesan-Geistlichen; diese haben als Priester (parsons, personae, quae vicem ecclesiae gerunt) die Pfarreien inne, beziehen deren Einkünfte und lassen die Geschäffte derselben von oft sehr schlecht gestellten und willkürlich behandelten Vicaren verwalten. Um Parson oder Vicar zu werden, sind vier Dinge nöthig: 1) die Weihe (holy ordres); 2) Präsentation; 3) Institution (in die geistlichen Rechte); 4) Introduction (in die weltlichen Güter), Alles von Seiten des Bischofs. Die Curates bilden die niedrigste Classe kirchlicher Personen und haben auf ihre Stellen und Einkünfte keine dauernden Anrechte. Das Patronat-Recht heißt appendant, wenn es an einem Grundbesitze haftet; ingrols, wenn es sich auf eine Person bezieht; presentative, wenn ein Patron den Candidaten dem Bischofe vorstellt; collative, wenn der Bischof selbst Patron ist. Zu reich ist eigentlich die englische Kirche nicht. Sie besitzt vielmehr nach der ungeheuern Plünderung derselben durch Heinrich VIII. nicht genug, um alle Pflichten für ärmere Geistliche und für Schulen zu erfüllen.

Sehr

Sehr ungleich sind aber ihre Einkünfte allerdings vertheilt, indessen würde eine unbedingte Gleichmacherei hierin so unzweckmäßig als ungerecht seyn. Gegen das System der Zehnten und der Mehrpfründerei walten die begründetsten Klagen vor. Die Bischöfe sind ihrer aristokratischen Ansichten halber nicht populär, auch stammen sie nur selten aus bürgerlichen Familien. Würden der jetzt vorhabenden Reform der Kirche zu viele Schwierigkeiten entgegengesetzt, so könnte sich leicht, wie einst in Frankreich, die niedere Geistlichkeit von der höhern trennen und den demokratisirenden Ansichten nähern. Eine völlige Zerstörung der Kirche dürfte aber den finstern, Kunst und Wissenschaft feindlichen Secten zu großes Uebergewicht geben *)." —

„Die Paulskirche machte auf mich einen sehr geringen Eindruck, weil sie zu Vergleichungen mit der Peterskirche zu Rom zwingt, welche alle zum Vortheile der letzten ausfallen. Zu-

*) Lord Russel's Plan geht bekanntlich dahin: den Erzbischöfen und Bischöfen namhaft verringerte Einkünfte anzuweisen, das Uebrige aber gerecht unter die niedrige Geistlichkeit zu vertheilen. Diesem Plane war die Thatsache sehr förderlich, daß der jetzt verstorbene Bischof von Ely für seine Person 13,000 Pfund bezog, und seinen 4 Söhnen und 7 Schwiegersöhnen alle Pfründen seiner Diöces übertrug, unter denen viele sich auf 3—7000 Pfund belaufen. Darum sagten die Kirchenreformer im Scherze: dieser Bischof sei der verdienteste aller englischen Bischöfe, indem er für die Nothwendigkeit der Reform das stärkste Zeugniß ablegte. „Der am Wenigsten begünstigte Bischof bezieht jährlich 924 Pfund, der reichste hingegen 19,000. Canterbury gewährt die letzte Summe, York 12,000, Wincheſter 11,000, London 13,000, Durham 19,000. Die Gesammteinnahme der Erzbischöfe und Bischöfe beträgt jährlich 157,000 Pfund, oder 27 Personen beziehen 1,090,000 Thlr. Das erklärt denn freilich den Eifer gewisser Aristokraten, die bisherige Einrichtung für unantastbar und das Kirchengut für — Privateigenthum zu erklären. Eine presbyterianische Eintheilung würde allerdings viele nachgeborne Söhne um alle glänzende Aussichten bringen."

Zuvörderst steht jede Nachahmung in der Regel dem Vorbilde nach. Daß dieß hier hinsichtlich der Größe der Fall ist, entscheidet gewiß weniger, als daß es der Paulskirche an aller innern Mannigfaltigkeit, an aller Verschönerung, an allem Farbenschmucke, an allen Bildern fehlt, welche in der weiten weißen Einöde durch die weißen Denkmale brittischer Seehelden nicht ersetzt werden. — Es ist eine puritanische Peterskirche und so viel gute Seiten der Puritanismus in anderer Beziehung haben mag, für die Kunst ist er wo nicht feindlich, doch trocken und kalt. Hierzu kommt die so poetische Umgebung der Peterskirche, und die ganz prosaische der Paulskirche." —

Die Bewohner Ostindiens haben im Vergleiche mit der frühern Regierung der Muhamedaner und Mahratten und der Zeit innerer Fehden durch die englische Regierung unleugbar Viel gewonnen. Aber die Erziehung dieses auch durch seine Brahminen moralisch tief herabgewürdigten Volkes läßt noch ein Bedeutendes zu thun übrig. Außer einer durchaus gerechten und menschlichen Behandlung desselben, „kann und wird die größte und mächtigste Hilfe durch die christliche Religion kommen. Jedoch nur dann, wenn sie nicht dargeboten wird von beschränkten Köpfen (aus den Missionsgesellschaften), welche das Wesen derselben in selbsterfundenen Künsteleien und Nebenpuncten sehen, wenn sie nicht dargeboten wird als eine von den Secten neu zubereitete, übergewürzte Delikateſſe, sondern wenn so umfassende als tiefsinnige (vom Geiste des echten Christenthums erleuchtete) Männer das Licht der ewigen, welterlösenden Liebe vor sich hertragen und alles das vielfache Erz zu zerschmelzen wissen, mit welchem die altindische Lehre Köpfe und Herzen der Einwohner eingeschlossen hat. Im Falle Bischof Middleton es für seine Pflicht hielt, in Indien, das mit Minarets der Hindu und Muhamedaner bedeckt ist, den Dissenter's die Erbauung eines Kirchenthurms zu verbieten (und Heber deren Missionaren die Ordination zu

ver-

versagen), weil dieß dem englischen Christenthume widerspreche: auf welchen christlichen Löwen sollen wohl die Indier aus dieser Klaue schließen? Gewiß auf einen, dem die Kirchenherrschaft höher steht, als die christliche Liebe. Und so konnten die gleich herrschsüchtigen Brahminen ihn wohl für ihres Gleichen und alle Bekehrung zum Christenthume für überflüssig halten." —

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Das lebendige Christus-Ideal.

Auf seiner Reise von Tunis aus in das tiefere Land hinein fand der Fürst Pückler-Muskau, ein Paar Tagereisen über die Stadt Keruan hinaus, ein Duar oder Beduinenlager, das zu den elegantesten und reinlichsten seiner Art in der Barbarei gehörte. „Es war, sagt er (Semilasso in Afrika, 5. Thl. S. 34 ff.), nicht wie gewöhnlich im Kreise, sondern in zwei Linien aufgeschlagen, die hinterste für die Masse des Stammes, die vordere und kürzere für die Schechs (Stammhäupter) und den erblichen Caïd (das Oberhaupt des Ganzen), der mit seinen zwei Brüdern mehr als 20,000 Araber befehligt. Weiter entfernt lag einzeln noch ein Zelt für die Schule, endlich noch zwei andere, zur Aufnahme von Fremden bestimmt. —

Als der Caïd uns feierlich entgegenkam, wurden wir Alle in hohem Grade durch das Aeußere dieses Mannes überrascht. Hier war eine der schönsten Gestalten Rafael's und mehr als das, wirklich in's Leben getreten. Keiner von uns hatte je einen solchen Mann gesehen. Von kolossalen Formen, ragte er einen Kopf über uns Alle hervor und nicht möglich war es, auch nur den kleinsten Zug, noch irgend einen Theil seines Körpers zu entdecken, der nicht allen Regeln einer idealen Schönheit

heit entsprochen hätte. Selbst seine Farbe war wie gemalt, ohne irgend einen unterbrechenden Fleck, die Stirn hoch und ernst, die Nase griechisch und dieselbe Linie mit der Stirne verfolgend, der Mund klein mit rothen Lippen und den herrlichsten Zähnen. Der volle, dichte Bart, die breite, gewölbte Brust, Hals, Nacken, Arm und Hände, Bein und Fuß, Alles war wie einer antiken Statue nachgeformt. Dazu das imposante Costüm, die hohe Ruhe, Milde und Würde und Freundlichkeit des Antlitzes, die Grazie jeder Bewegung, Alles umschimmerte, gleich einem Heiligenscheine, diese Figur. Es war für mich das erste Mal, daß ich mein Ideal eines Christus vollständig erreicht sahe. Kein italiänischer Maler, dessen Bilder ich kenne, ist nach meinem Gefühle dem gleichgekommen, was die Natur hier unbeachtet in der Wüste verwirklicht hat.

Ich bemerkte sogleich unter den Umstehenden einen ebenso bildschönen Knaben von ungefähr 13 Jahren, den ich mit leichter Mühe als den Sohn des Caïd erkannte, da er dem Vater wie aus den Augen geschnitten war. Als ich mich bei'm Letztern darnach erkundigte, rief er ihn zu sich, worauf der Knabe, der einem kleinen Johannes glich, mit der innigsten Zärtlichkeit seine großen Augen nach ihm aufschlagend, sich an den Vater schmiegte, während mehrere andere Araber, ebenfalls mit den ausdrucksvollsten Gesichtern, die füglich als die Jünger hätten figuriren können, sich rund um uns her gruppirten. Der Maler, der dieß Bild treu zu copiren und mit Genie auf der Leinwand wieder zu schaffen verstanden hätte, würde mit einem Wurfe zu den größten Meistern seiner Kunst gezählt worden seyn.

Dieser Abend verging mir, wie in einer patriarchalischen Welt. Ich hatte mich vor meinem Zelte auf einen reinlichen, sogar noch ziemlich grünen, Hütungsrasen hingesetzt. Die Luft war ambrosisch, der volle Mond erleuchtete Alles, bis zu dem silbergrauen Bergkreise in der Ferne, so hell, daß man bei seinem

nem Scheine ohne Anstrengung hätte lesen können. — Rechts neben mir saß der Caïd, links sein Sohn, der ebenso neugierig als bescheiden, mit der Zutraulichkeit eines Naturkindes Alles, was ihm an mir fremd erschien, untersuchte. Dicht vor mir hatten sich, drei Mann hoch, gegen 60 Araber eng zusammengelagert. — Alle horchten aufmerksam auf meine, ihnen wohl gar wundersam dünkenden Erzählungen von Europa, die mein Dragoman für sie übersetzte. Bei den Fragen, welche sie thaten, wie bei den Bemerkungen, die sie häufig über das Gehörte machten, mußte man eben so sehr den Scharfsinn, als den Takt und die angeborne Höflichkeit dieser ungebildeten Bewohner der Wüste bewundern, welche mit der größten Behutsamkeit vermieden, durch irgend Etwas anzustoßen. —

Ich verlängerte die Sitzung so Viel als möglich. Die Araber hätten, glaube ich, bis zum Morgen ausgehalten, und ich mußte endlich selbst zuerst das Zeichen zur Trennung geben. — Früh weckte mich schon bei Tagesanbruch die Schule, welche sich nicht weit von meinem Zelte befand, und wo alle Kinder vor hölzernen Tafeln dasselbe zu gleicher Zeit laut, sehr schnell und mehrere Stunden lang ununterbrochen ablasen, was ein widriges Getöse machte, aber drollig anzusehen war. Auch der kleine Sohn des Caïds plapperte fleißig mit, ob er gleich nach Landessitte schon auf Freiersfüßen ging und für das nächste Jahr seine Hochzeit mit einem kleinen zehnjährigen Mädchen aus dem Stamme feiern sollte.

Als wir abreis'ten, setzte sich der Caïd auf eine hohe weiße Stute mit schwarzem Schweife und Mähnen, durch ihre Größe und Stärke sehr auffallend, um uns bis an die Gränze seiner Feldmark das Geleite zu geben. Wir sahen dem prächtigen Manne, als er uns Schalam gesagt, noch lange nach, überzeugt, seines Gleichen nicht wieder zu finden. Seine Name war: Muhammed di Sboy und sein Duar hieß Ulad Sendessen."

S.

8.

Schreiben aus Dresden

an den Herausgeber, den Aufsatz der Fräulein Wilhelmine Schlotter im 4. Hefte betreffend.

An Herrn Dr. Johann Friedrich Röhr, ꝛc. ꝛc.

„Sie haben es, vielverehrter Herr Doctor, Ihrem Zwecke angemessen gefunden, in das 4te Heft Ihrer Prediger-Bibliothek einen Aufsatz aufzunehmen, der von einer gewissen Dsle. Wilhelmine Schlotter zu Dresden unterzeichnet ist und Mehreres enthält, was mich und einige meiner Herren Amtsbrüder in den Verdacht bringen soll, als seien wir den Fehlern der Unduldsamkeit und Proselytenmacherei ergeben, dergestalt, daß wir uns dadurch sogar zu Umgehung der Landesgesetze hätten verleiten lassen. Ich und meine Herren Amtsbrüder sind nicht gesonnen, uns in einen öffentlichen Schriftenwechsel mit einer Dsle. Schlotter einzulassen. Nur so Viel glaube ich Ihnen anzeigen zu müssen, daß bei unserem Consistorio in Dresden ein umfangreiches Actenstück, sammt beiliegenden Protocollen ausländischer Gerichtsbehörden, wie auch den interessanten Originalbriefen der Dsle. Schlotter zu finden ist, das über den wahren Thatbestand mehr als hinreichenden Aufschluß gibt und Jedermann zur Ansicht offen liegt. Ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie diesen Zeilen einen Platz im nächstfolgenden Hefte Ihrer Prediger-Bibliothek gönnen werden.

Dresden, den 10. Januar 1837.

Der Vikariatsrath, Superior und Pfarrer der kön. kath. Hof-Pfarrkirche, zugleich im Namen seiner hierbei betheiligten Amtsbrüder,

Graf(?) Matthäus Franceschi del Campo."

Da die „Gerechtigkeit" zu den unerläßlichsten Tugenden gehört, so hat der Herausgeber nicht das mindeste Bedenken hegen können, den Abdruck dieses Schreibens gebetener Maßen geschehen zu lassen, wenn auch der Concipient desselben den Abdruck der schlotter'schen Erzählung in ein zweideutiges Licht stellen zu wollen scheint.

Dr. Röhr.

Re-

Digitized by Google

Register

über

die sämmtlichen im siebenzehnten Bande der kritischen Prediger-Bibliothek recensirten Schriften.

Ackermann, D., das Christliche im Plato und in der platonischen Philosophie, entwickelt und hervorgehoben. 1, 3.

Ammon, D. Christ. Fried. v., Predigten in dem Jahre 1834 bei dem evangelischen Hofgottesdienste in Dresden. 1, 33.

— — die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion ꝛc. 2, 189.

— — Landtagspredigt. 6, 1088.

S. Anselmi, Archiepiscopi Cantuariensis, *Cur Deus homo?* Libri duo. Ad D. Gabr. Gerberonis editionem Anselmi operum alteram denuo typis accurate excusi. 4, 749.

Ansichten, ꝛc. über geistliche Beredtsamkeit. 6, 1013.

Anti-Hasiana. 6, 1114.

Arnheim, das Buch Jobi. 6, 979.

Badischer Katechismus für die evangelisch-protestantisch Kirche. 6, 1111.

Bauer, Gedächtnißpredigt. 6, 1096.

— — Jubelpredigt. 6, 1093.

Beck, D. J., über die Entwickelung und Darstellung der mess. Idee ꝛc. 3, 490.

Böckel, D. E. G. A., Predigten, zum Theil bei besondern Veranlassungen gehalten. 4, 646.

Böhm's, Friedrich's, ꝛc. evangellscher Lichtfreund. 6, 1084.

Börner, Gedächtnißpredigt. 6, 1091.
Bretschneider, D. Karl Gottl., die Theologie und die Revolution. Oder: die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. 1, 54.
— — Casualpredigten und Reden bei besonderen Vorfällen und Veranlassungen ꝛc. 4, 610.
Carové, über das Cölibatgesetz. 6, 1052.
Danz, D. Jos. Traug. Lehr., Schott's Lebensgeschichte. 6, 866.
Dähne, D. A. F., Entwickelung des paulinischen Lehrbegriffs. 4, 583.
De evangelii Marci origine dissertatio, quam — pro venia theologiam docendi — die XVIII. Novembr. MDCCCXXXI publice defendit auctor, *Augustus Knobel*, Philos. D., Th. Lic. 4, 739.
Derège, Biblischer Katechismus für evangelische Christen. 5, 937.
Der praktische Schulmann. 6, 1129.
De Wette, D. W. L. M., kurze Erklärung des Briefes an die Römer. 4, 683.
Einzelne Predigten und Reden. 6, 1088.
Evangelisches Gesangbuch ꝛc. 4, 621.
Fertsch, Predigt. 6, 1102.
Ficker, Chr. G., Ueber die von dem Herrn D. Röhr vorgeschlagenen Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. 2, 229.
Freystadt, D. *M.*, Philosophia cabbalistica et pantheismus. 5, 917.
Friedrich, G., Was heißt christlich glauben und lehren? 5, 911.
Fritzschii, *Christiani Friderici*, Ph. et Scr. S. Doct. Theol. Prof. P. O., Soc. Hist. Theol. Lips. Sod. *Narratio de Michaele Webero*, primo nuper Halensi Theologo. 4, 744.
Gebser, D. A. R., und Hagen, D. E. A., der Dom zu Königsberg in Preußen. — Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Schilderung. 1, 135.
Gieseler, D. K. L., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 3, 389.

Gilbert, Sammlung von Predigten. 6, 1071.
Güth, Ph., Mittheilungen ꝛc. 4, 707.
Groſsmann, de philosoph. Sadducaeorum. 6, 1031.
Großmann's Grabrede. 6, 1098.
Grulich, Fr. Joſ., Beruhigende Betrachtung üb. den neueſten Verſuch, d. Leben Jeſu in eine Sage zu verwandeln. 5, 863.
Haſe, Hutterus redivivus etc. 2, 353.
Haas, R., wiſſenſchaftliche Darſtellung des geiſtlichen Berufs ꝛc. 3, 435.
Harleß, D. G. L. Adolph, die kritiſche Bearbeitung des Lebens Jeſu von Strauß. 5, 847.
Harms, D., Predigt bei ſeiner Einführung in die erſte Predigerſtelle an der Nikolaikirche zu Kiel. 3, 501.
Heyſer, Chr., die Kirchenverfaſſung der A. C. Verwandten im Großfürſtenthume Siebenbürgen. 2, 344.
Hülsmann, Ed., Prediger-Bibel, oder exegetiſches Handbuch für praktiſche Theologen. 2, 355.
Illgen, D. Chr. Fr., Zeitſchr. für d. hiſtor. Theologie ꝛc. 2, 310.
— — hist. colleg. philobiblici Lips. 6, 1022.
Juſti, D. Karl Wilhelm, Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Heſſen. Nach ihren Schickſalen und ihrem Charakter dargeſtellt. 1, 81.
Knobel, de carmine Jobi. 6, 959.
Krug, Profeſſor, ſoll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen und inſonderheit den Jeſuiten anvertrauen? — Eine kosmopolitiſche Frage. 1, 146.
— — der Kampf zwiſchen Conſervativen und Deſtructiven und das europäiſche Ober-Studien-Directorium. 1, 146.
— — Ueber altes und neues Chriſtenthum mit Hinſicht auf Ammon's Fortbildung des Chriſtenthums und Strauß's Leben Jeſu. 5, 857.
Küchler, C. G., Vita Jesu Christi graece. 5, 925.
Lange, D. L., die Glaubenslehren der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ꝛc. 2, 334.
Lentz, D. C. G. H., Geſchichte d. chriſtl. Dogmen ꝛc. 3, 525.
Löſch, Joh. Chr. E., Zwölf Predigten ꝛc. 2, 220.
Matthes, J. G., und Koch, J. M., Sammlung von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleineren Amtsreden. 2, 243.

Mein Weg zum Predigtamte oder Schicksale im Alltagsleben ꝛc. 1, 122.
Menzel, Karl Adolf, neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. 1, 100.
Mühlenhoff, J. A. Chr., Predigten. 5, 804.
Neander's, D., Erklärung in Beziehung auf einen ihn betreffenden Artikel ꝛc. 5, 831.
Musterpredigten, herausgegeben von Schott. 6, 1036.
Petrick, J. F., der Geist unſ. Zeit u. d. Christenthums. 5, 815.
Pflanz, über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. 6, 990.
Rehm, D. F., Grundriß der Geschichte der christl. Kirche ꝛc. 3, 548.
Rehfsener, K. G., christliche Religionslehre für Schul-, Confirmanden- und Selbstunterricht. 5, 929.
Röhr's Predigten, 1. Bd. 2. Aufl. 6, 1080.
Roeth, D. E. M., Epistolam vulgo ad Hebraeos inscriptam ad non Hebraeos etc. 3, 481.
Röver, die Lehre Jesu. 6, 1104.
Rosenmülleri, Scholia in Jobum. 6, 987.
Schede, G., sechszehn Predigten vor Landgemeinden gehalten. 5, 884.
Schatter, über die Auswanderungslust ꝛc. 6, 1057.
Scheibel, D. J. G., Mittheilungen über die neueste Geschichte der lutherischen Kirche. 1, 127.
Schmaltz, D. M. F., die letzten Worte des sterbenden Erlösers. 3, 425.
Schmieder, H. E, die christliche Religionslehre ꝛc. 4, 658.
Schneemann, D. Heinr. Aug., Apologie des Christenthums für gebildete Leser. 1, 161.
Schrader, K., der Apostel Paulus ꝛc. 2, 249.
Schreiner, K. L., Predigten und Reden größten Theils bei besondern Veranlassungen ꝛc. 3, 541.
Schreiner, Predigten und Reden. 6, 1122.
Schincke, drei Beilagen z. Erläut. u. Erleicht. bei'm Gebrauche der Karte von Palästina. 6, 1130.
Schriften das Reformations-Jubiläum zu Genf betr. 3, 403.
Schriften gegen das Leben von Strauß. 5, 829.
Schriften, das Buch Hiob betreffend. 6, 959.

Schultz,

Digitized by Google

Schulz, Karl Wilhelm, naſſauiſche Prediger-Arbeiten. 1, 153.
— — L. S. F., Sammlung geiſtl. Amtsreden ꝛc. 2, 257.
Schwarz, Ludw. Jul. Flor., ein ewiges Evangelium nach dem wahren Sinne dieſer Worte; für alle Menſchen: befolget und mitgetheilt aus freiwilliger Treue zu Jeſu Chriſto und aus aufrichtiger Liebe zur ganzen Welt. 1, 91.
— — D. J. C. E., Denkſchrift des homilet. und katechet. Seminariums zu Jena. 5, 877.
Sickel, H. F. F., Predigten über evangeliſche Perikopen und einige freie Texte. 1, 74.
Siegel's Gedächtnißpredigt. 6, 1097.
Stephani's, D. Heinrich, Kirchenraths ꝛc. Geſchichte ſeiner Amtsſuſpenſion als Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhauſen in Baiern. 1, 131.
— — neuer Schulfreund, beſtimmt, die angefangene Ausbildung des deutſchen Volkes vollenden zu helfen. 1, 168.
— — Nachtrag zu ſeiner Supenſat.-Geſchichte. 5, 880.
Stier, R., ſiebenzig ausgewählte Pſalmen nach Ordnung und Zuſammenhange ausgelegt ꝛc. 5, 769.
Strauß, D. Fr., Das Leben Jeſu ꝛc. 2, 262.
Stuhr, die chineſiſche Reichsreligion ꝛc. 3, 536.
Teſchendorff, J. A. G., Nikodemus, die Entwickelung des Glaubens an Jeſus Chriſtus ꝛc. 3, 552.
Tholuck, D. A., Predigten bei dem akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle in der St. Ulrichskirche gehalten. 3, 456.
Tſcheggey, D. S. G., Predigten und Reden ꝛc. 4, 716.
Ueber Vernunft und Chriſtenthum. — Ein Verſuch, die Einheit und Einerleiheit derſelben darzuthun. 1, 125.
Weiß, Erfahr. und Rathſchl. aus dem Leben eines Schulfreundes. 6, 1126.
Weiße, C. H., die philoſophiſche Geheimlehre von der Unſterblichkeit des menſchlichen Individuums. 4, 603.
Wettke, Reformations-Predigt. 6, 1099.
Willkomm, M. K. G., die Mutter und Wittwe im Umgange mit Gotte ꝛc. 4, 725.
Wiſemann, Unfruchtbarkeit der von den Proteſtanten zur Belehrung ungläubiger Völker unternommenen Miſſionen ꝛc. 4, 731.

Wohl-

Digitized by Google

Wohlfarth, D. J. F. Th., und Müller, D. M. W. G., Pastoralspiegel ꝛc. 4, 695.
— — die Lehre von der heil. Schrift von dem Standpuncte der Geschichte der Philosophie. 5, 902.
Wurm, J. Fr., Auszüge aus der Schrift: das Leben Luther's. 5, 865.
Zimmermann, K., die Sonntagsfeier. 3, 507.
— — — die Bergpredigt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi ꝛc. 5, 893.

Theologisches Notizen-Blatt.

Berichtigende Erklärung über einen Punct des Aufsatzes: „Die Muckerei in Königsberg." 3, 571.
Ein Wort über Hrn. D. Hase's theologische Streitschriften zweites Heft. 2, 380.
Das Irrlicht der Reformation. 1, 184.
Das lebendige Christus-Ideal. 6, 1148.
Der Kaiser Napoleon als angeblicher Bestreiter des geschichtlichen Daseyns Christi. 1, 173.
Der Mordpriester de la Collonges. 2, 371.
Die Doppelehe des Grafen Ernst III. von Gleichen. 3, 565.
Die griechische Geistlichkeit. 2, 377.
Die Muckerei in Königsberg. 1, 179.
Die Namens-Vettern. 5, 556.
Die Wirksamkeit päpstl. Dispens. in Bezug auf Doppelehen. 5, 939.
Fragmente üb. Kirchliches u. Schulisches in England. 6, 1183.
Gleichart. Zeitenschein. in Sachen d. Obscurantismus. 5, 948.
Mein Uebertritt z. katholischen u. mein Rücktritt z. evang.-lutherischen Kirche. Von Wilhelmine Schlotter. 4, 751.
Schleiermacher, Hegel u. Schelling oder das Abhängige und Nichtabhängige. 3, 559.
Schreiben aus Dresden an den Herausgeber, den Aufsatz der Fräulein Wilhelmine Schlotter betr. 6, 1148.
Suum cuique. 3, 579.
Unerfreuliches Bild des brasilianischen Pfaffenthums. 2, 365.
Verketzerungsversuch in ....en. 5, 954.

Digitized by Google

Bekanntmachungsblatt

der

kritischen Prediger-Bibliothek.

VI.

Um bei der neuen Auflage meines Handbuchs der theologischen Litteratur das biographische Verzeichniß der Autoren möglichst vollständig und richtig mittheilen zu können, ersuche ich diejenigen Gelehrten, die als Schriftsteller im theologischen Fache sich bekannt gemacht haben, mir eine zuverlässige Notiz über ihren ganzen Namen, ihre gegenwärtigen und früheren Aemter bis Ende Juni dieses Jahres durch Buchhändlergelegenheit (C. H. Reclam in Leipzig) zukommen zu lassen.

Leipzig, im Januar 1837.

Dr. Winer.

Bei'm Verfasser ist erschienen und in Leipzig bei C. H. Reclam zu haben:

Geschichte der Kirche zu Oelsnitz,

zum

Beßten der erneuerten Stadtkirche und zur Erinnerung an dieses merkwürdige Ereigniß geschrieben von J. G. Jahn, Rector der Stadtschule zu Oelsnitz.

8. 6 Bogen. Preis 4 Gr.

Dieses Schriftchen, reich an antiquarischen Nachrichten und Forschungen, und wichtig für die Geschichte Voigtlands, kann mit Recht jedem Freunde vaterländischer Geschichte als eine freundliche Lectüre empfohlen werden. Da der Ertrag für das Gotteshaus bestimmt ist, so wird dadurch zugleich ein guter Zweck gefördert.

Digitized by Google

Bei G. Wuttig in Leipzig ist so eben erschienen:

Böckel, Dr. E. A. G., zwei Predigten, bei seiner Amtsveränderung gehalten. 2te Auflage. Als Anhang: 1) Anrede an den Oldenburgischen Predigerverein, 2) Rundschreiben an die Oldenburgische und Jeversche Geistlichkeit. gr. 8. geh. 6 Gr.

— — Traurede bei der Vermählung Ihrer Hoheit der Herzogin Amalie von Oldenburg mit Sr. Majestät dem Könige Otho von Griechenland. gr. 8. geh. 2 Gr.

Digitized by Google